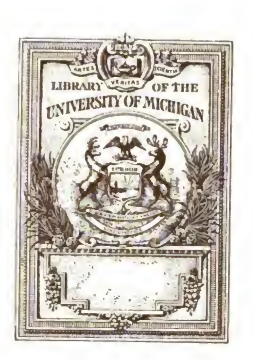
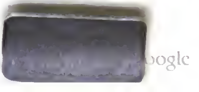


Globus


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



GLOBUS

LXXXVII. Band

GLOBUS

Illustrierte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

Vereinigt mit den Zeitschriften „Das Ausland“ und „Aus allen Weltteilen“

Begründet 1862 von Karl Andree

Herausgegeben von

H. Singer

Siebenundachtzigster Band

Braunschweig
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn
1905

Inhaltsverzeichnis des LXXXVII. Bandes.

Allgemeines.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien u. Ozeanien.

Polargebiete u. Ozeane.

Hydrographie, Meteorologie, Geophysik.

Geologie.

Botanisches und Zoologisches.

Urgeschichte.

Anthropologie.

Ethnographie nebst Volkskunde.

Biographien. Nekrologe.

Karten und Pläne.

Abbildungen.

Bücherschau.

Mitarbeiter.

Berichtigungen zum LXXXVII. Bande.

S. 47, Sp. 1, Z. 9 von unten lies Es ist also erwiesen statt Es ist erwiesen.
„ 48, „ 2, „ 1 „ „ „ 179004 statt 109004.
„ 98, „ 1, „ 33 „ „ „ Islambul „ Istambul.
„ 209, „ 1, „ 21 „ oben „ 3. Febr. statt 24. (?) Febr.
S. 239, Sp. 1, Z. 12 von oben lies 1894 statt 1904.
„ 316. Untersch. d. Abbildung „ Teeschänke in Taschkent statt Teeschänke in Buchara.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 1. **BRAUNSCHWEIG.** **5. Januar 1905.**

Über die Ursachen des südwestafrikanischen Aufstandes.

Von Franz Seiner. Graz.

Immer näher rückt die Zeit heran, da man über die Ursachen des Aufstandes in Südwestafrika, der uns furchtbare Opfer an Gut und Blut gekostet hat, über die Frage, wer die Katastrophe verschuldete, Klarheit verlangen wird. Die folgenden Ausführungen werden daher im gegenwärtigen Augenblick von Interesse sein.

Als ich im ersten Halbjahre 1903 das nordöstliche Hereroland bereiste, herrschte dort noch tiefster Friede, und ich konnte außer einer Erbitterung gegen die Händler nicht das geringste Anzeichen einer deutschfeindlichen Stimmung unter den Kaffern wahrnehmen. Die Herero gingen ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach und zeigten sich im allgemeinen freundlich und zugänglich, soweit sie dessen bei ihrem Hochmut und ihrer oft maßlosen Arroganz fähig sind, und die Deutschen, die zerstreut unter den Kaffern wohnten, schliefen nachts bei offenen Türen und dachten nicht im entferntesten an die Möglichkeit eines Eingeborenenaufstandes. Selbst dem Umstande, daß zahlreiche Kaffern mit Gewehren in den Buschwäldern umherzogen, legte man keine Bedeutung bei, und auf jede bezügliche Frage erhielt ich von Händlern und Farmern zur Antwort, daß die Herero von ihren portugiesischen Lieferanten betrogen würden und der größte Teil ihrer Munition infolge Vermischung des Pulvers mit Sand unbrauchbar sei. So fand denn auch ich mich von der allgemeinen vertrauensseligen Stimmung angesteckt, bereiste mit einigen Hottentotten und Klippkaffern das noch wenig bekannte Sandfeld der Omaheke, den späteren Hauptkriegsschauplatz, und zog, oft nur von einigen frisch angeworbenen Herero und Ovambandjeru begleitet, durch die Steppen der deutschen Kalahari. Und doch war schon damals alles zum Aufstande vorbereitet! Der Optimismus bezüglich der Untertanentreue und Friedensliebe der Herero war also nicht allein bei der Regierung in Windhuk anzutreffen, sondern herrschte in noch höherem Grade unter den Ansiedlern selbst, wobei ich als interessantes Charakteristikum erwähne, daß im Mai 1903 der Bezirksverein Windhuk gegen die Entsendung einer Gebirgsbatterie, die auf Betreiben des Gouverneurs Oberst Leutwein in das Schutzgebiet geschickt werden sollte, Stellung nahm, da durch die Batterie der Etat der Kolonie unnötig belastet werde. Die Ansiedler waren von ihrer Wirtschaft eben vollauf in Anspruch genommen und beachteten die Vorgänge in ihrer Umgebung wenig; sie hätten jedenfalls auch bei größerer Aufmerksamkeit nichts Verdächtiges bemerken können, da meiner Überzeugung nach die Kapitäne und Grootleute ihren Plan bis zum letzten Moment vor dem Aufstande der großen Volksmasse nicht verrieten.

Über die Ursachen des Aufstandes ist zwar viel gestritten worden, sie sind jedoch unschwer zu erkennen: sie liegen in der kulturellen Entwickelung des Schutzgebietes und am Anwachsen der deutschen Macht, der Rinderpest des Jahres 1897 mit ihren Folgen, dem Händlerunwesen und der Reservatfrage. Ermöglicht wurde die Ausbreitung des Aufstandes über das ganze Volk durch den Truppenmangel. In welchem Grade der Optimismus des Gouvernements verantwortlich zu machen ist, entzieht sich vorläufig der Beurteilung.

Jeder unparteiisch Denkende wird zugeben müssen, daß die deutsche Herrschaft für die Herero nicht nur ihre Licht-, sondern auch ihre Schattenseite hatte. Die Herero, welche nach Ausmordung und Verdrängung der autochthonen Buschmänner und der Klippkaffern sich im Damaralande und in der Omaheke niedergelassen hatten und hier später von den Hottentotten, namentlich von den Witboois, bedrängt wurden, begünstigten anfangs die deutsche Herrschaft, weil die deutschen Ansiedlungen zwischen ihnen und den Hottentotten eine Art Puffer darstellten. Die Deutschen bereiteten zwar den Raubzügen der Hottentotten ein Ende, setzten sich aber selbst mitten im Hererolande fest, indem sie große, durch Kasernen geschützte Ansiedlungen schufen, wodurch der Machtbereich der Kapitäne geschmälert wurde, und konnten ihre Herrschaft dank der Uneinigkeit der Häuptlinge, die sich gegeneinander verwenden ließen, und der infolgedessen losen Gesamtorganisation mit einer geringen Truppenmacht aufrecht erhalten. Die Ausbreitung der deutschen Herrschaft hätte der großen Masse des Proletariats unter den Herero, das von einer kleinen Zahl reicher Kapitäne beherrscht und oft in brutalster Weise ausgebeutet wurde, willkommen sein müssen, da es in deutschen Ansiedlungen und Arbeitszentren ein menschenwürdiges Dasein sich hätte verschaffen können, aber die egoistischen Kapitäne hielten, um sich ihre billigen Arbeitskräfte zu erhalten, durch unwahre Behauptungen über schlechte Behandlung von Eingeborenen durch Weiße ihre Leute von jenen fern. Zudem machten auch die Brutalitäten der Raubhändler die Kaffern kopfscheu. Als naturgemäße Gegner des kulturellen Fortschritts fühlten sich also die Kapitäne durch die immer zahlreicher erstehenden Ansiedlungen und Verkehrsadern eingeengt und durch die deutschen Gesetze an eine gewisse Ordnung gebunden, weshalb sie in den Deutschen ihre

Unterdrücker sahen und sich nach der alten Zeit ungebundener Freiheit und Zuchtlosigkeit zurücksehnten. Die Kapitäne erkannten, daß die deutsche Macht fortwährend im Zunehmen begriffen sei und sich mit deren Wachstum ihre eigene Machtsphäre verringere und ihre Unabhängigkeit ernstlich bedroht sei; sie waren die ersten, die den deutschen Druck fühlten, sie übertrugen ihre Unzufriedenheit auf das Volk und waren bestrebt, das deutsche Joch abzuschütteln. Die große Volksmasse fühlte anfangs den deutschen Druck nicht. Also die Ausbreitung und Festigung der deutschen Herrschaft allein schon hätte den Aufstand herbeiführen müssen.

Nun kommt noch ein anderer wichtiger Umstand in Betracht. Vor dem Jahre 1897 erfreuten sich die Herero eines gewaltigen Viehreichtums, so daß sich selbst die ärmsten Kaffern in der Regenzeit reichlich mit Milch versorgen konnten. Die in jenem Jahre auftretende Rinderpest dezimierte den Viehstand um viele Tausende von Rindern, und später raffte infolge Vergiftung des Wassers in den Flußbetten, in deren Sande viele Kadaver vergraben worden waren, ein Typhusfieber Hunderte von Kaffern hinweg. Da die Kaffern früher nie unter Seuchen und Epidemien zu leiden gehabt hatten, so schoben sie die Schuld an dem Unglück den Deutschen zu, jedenfalls in der Meinung, daß nur diese infolge ihres Landverkehrs mit dem verseuchten englischen Südafrika die Pest in das Land gebracht hätten. Die Pest traf sämtliche Volksangehörige und besonders die ärmste Klasse, die sich nun nur noch selten ihre kärgliche Nahrung durch Milch aufbessern konnte. Große Unzufriedenheit erregte die jetzt folgende Zwangsimpfung des Viehes, und hierbei waren sogar Missionare und ein Teil der Farmer auf ihrer Seite, weil häufig gesunde Rinder sofort nach der Impfung an Texasfieber eingingen. Das Impfen ist also sehr riskant und auch kostspielig und der Widerstand der Kaffern gegen den Impfzwang leicht begreiflich. Sie betrachteten diese Zwangsimpfungen, die unter Militärassistenz ausgeführt wurden, als eine brutale Vergewaltigung. Die Kapitäne sahen sich dadurch ihrer Herrenwürde entkleidet und zu Untertanen herabgedrückt.

Nach der Rinderpest machte die Verarmung der Herero infolge ihrer extensiven Viehwirtschaft rasche Fortschritte, und nun wurde den Kaffern das Händlerunwesen schwer fühlbar; denn während sie früher den Händlern als Zahlung nur Ochsen überlassen hatten, mußten sie ihre Schulden jetzt auch mit Kühen und Kälbern bezahlen, sie griffen also ihr Kapital selbst an. Zur Erklärung des Händlerunwesens sei bemerkt, daß einige Großkaufleute in Okahandja und Windhuk ausgediente Soldaten der Schutztruppe in Dienst nahmen und sie mit Waren in das Hereroland sandten. Diese Händler gaben nach dem von den Kaufleuten eingeführten Kreditsystem, das leichtsinniges Schuldenmachen förderte, den Kaffern die Waren auf Borg, erregten ihre Kauflust zur Verschwendungssucht und drängten sie in Schulden hinein, drückten den Preis des Viehes, das zur Zahlung gebracht wurde, willkürlich herab und nahmen Pfändungen mit polizeilicher Hilfe, meist aber eigenmächtig vor, indem sie sogar nachts in die Kraale eindrangen und das Vieh gewaltsam wegführten. Die einzelnen Herero wagten nicht, sich an den Händlern zu vergreifen, da sie eine Ahndung durch die Schutztruppe befürchteten. Wie der Kaffer zum Händler, so stand der Händler zum Kaufmann in einem drückenden Schuldverhältnis. Meiner Berechnung nach gab der Kaufmann seine Waren mit 70 Proz. Gewinn an den Händler, und letzterer veräußerte sie mit 100 Proz. eigenen Gewinnes an die Kaffern; oft verdienten beide mehrere hundert Prozente. Brachte nun der Händler das eingetriebene Vieh seinem Kreditgeber, so drückte der den Preis des Viehes gewöhnlich noch herab und verdiente weitere 20 bis 30 Proz. Es ist zweifellos, daß die Herero durch dieses Ausbeutungssystem mit enormen Schulden belastet und von den Händlern, unter denen sich zwar prächtige Leute, aber auch ungemein rohe und gewalttätige Charaktere befanden, arg bedrückt wurden. Die Hauptschuld in dieser Sache trifft aber nicht die Händler, sondern die Kaufleute, welche nach demselben System auch gegen die Ansiedler vorgingen und von Subhastation zu Subhastation schritten. Es ist im Interesse der Ansiedler, auf denen die Zukunft des Schutzgebietes ruht, von besonderer Wichtigkeit, schon hier auf den ungemein schädlichen Einfluß hinzuweisen, den das in Okahandja und Windhuk sitzende internationale Großkapital auf die Entwickelung der Kolonie ausübte. Die Großkaufleute versuchten ihren mächtigen Einfluß aufzubieten, um die allgemeine Aufmerksamkeit von dem Handelsunwesen, das in erster Linie ihnen zur Last fällt, abzulenken, und zwar auf das Gouvernement und die Missionare.

In dem ersten amtlichen Berichte über den Hereroaufstand schreibt der stellvertretende Gouverneur Oberrichter Richter: „Ich persönlich neige der Ansicht zu, daß der Aufstand auf eine seit langem unter den Herero herrschende Gärung zurückzuführen ist, die zum größten Teil durch das vielfach gewalttätige Auftreten der Wanderhändler beim Eintreiben ihrer Forderungen hervorgerufen ist." Und in dem angefügten Berichte des Bezirksamtmanns von Windhuk, Bergrat Duft, heißt es: „Was die Ursache des Aufstandes betrifft, so glaube ich nicht fehlzugehen, wenn dieselbe in dem rücksichtslosen Vorgehen der Wanderhändler im Hererolande beim Eintreiben ihrer Schulden zu suchen ist. Dies ist nicht nur von Eingeborenen kurz vor Ausbruch des Aufstandes, sondern von Weißen, welche die Verhältnisse genau kennen, bestätigt worden. Wie schon des öfteren erwähnt, sind diese Händler in höchst unverantwortlicher Weise ungerecht gegen ihre Kunden vorgegangen, indem sie entweder das Vieh bei Regelung der Schulden zu niedrig einschätzten oder Vieh entnahmen, welches dem Schuldner gar nicht gehörte. Dabei soll es vorgekommen sein, daß die Händler sich als Beauftragte der Regierung den Eingeborenen gegenüber benommen und als solche sie mit Strafen bei Nichtzahlung (d. h. ihrem Wunsche gemäß) bedroht haben. Die furchtsamen Eingeborenen, welche sich anfangs diese illegitime Handlungsweise gefallen ließen und keine Klagen bei den Verwaltungsbehörden einbrachten, wurden im Laufe der Zeit selbstredend von immer steigendem Haß gegen die Händler erfüllt, der sich naturgemäß auch auf die übrigen Deutschen übertrug."

Aus den Kreisen der Ansiedler wurde im April 1904 als Ergebnis öffentlicher Versammlungen eine Eingabe an das Gouvernement gerichtet, in der folgende Stelle vorkommt: „Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß seitens einiger weniger Händler schamlose Übergriffe beim Eintreiben ihrer Außenstände vorgekommen sind, doch müssen wir darauf hinweisen, daß die zuständigen Behörden aus den Kreisen der Bevölkerung selbst zu verschiedenen Malen und lange vor Ausbruch des Aufstandes auf die Gefährlichkeit dieses Treibens aufmerksam gemacht worden sind."

Da also die obersten Behörden des Schutzgebietes und die Ansiedler selbst das Händlerunwesen als eine Hauptursache des Aufstandes brandmarkten, ist die Gegenbehauptung der verantwortlichen Kaufleute und ihres Anhanges belanglos. Das Händlerunwesen an und für sich hätte zu einer Katastrophe führen müssen; es machte den deutschen Druck auch dem ärmsten Kaffer fühlbar.

Als die natürlichen Anwälte der Eingeborenen machten die Missionare Jahr für Jahr das Gouvernement auf das Ausbeutungssystem, das von den Kaufleuten durch die Händler im Hererolande aufrecht erhalten wurde, aufmerksam, und der erste, der gegen dieses Raubsystem einschritt, war Regierungsrat von Lindequist, der designierte Gouverneur, der als früherer Oberrichter des Schutzgebietes das Händlerunwesen durch scharfe Verordnungen einzudämmen gesucht hatte. Infolge der mit zahlenmäßigen Daten versehenen Berichte des Distriktskommandos von Okahandja und der immer dringlicher werdenden Vorstellungen der Missionare beantragte der Gouverneur Leutwein beim Kolonialamt in Berlin, der Feldhandel zwischen Weißen und Eingeborenen möge auf die Basis des Bargeschäftes zurückgeführt werden, und erließ gleichzeitig kraft seiner Verordnungsgewalt ähnliche Vorschriften für die von den Raubhändlern am meisten beunruhigten Distrikte. Es war dies die einzig mögliche Lösung. Das Kolonialamt hielt es jedoch für unmöglich, auf diesem Wege Mißständen vorzubeugen, und schlug einen Mittelweg ein, indem es eine Verjährungsfrist von einem Jahre für die Schulden der Eingeborenen festsetzte. Hätte das Kolonialamt eine Ahnung von der enormen Verschuldung der Herero gehabt, so hätte es zweifellos dem Vorschlage Leutweins zugestimmt; letzterer konnte aber dem Kolonialamt nicht die nötigen Daten zur Verfügung stellen, da er sich selbst über die Verschuldung der Kaffern im unklaren befand. Als ich nämlich in einem unmittelbar nach dem Ausbruche des Aufstandes veröffentlichten Aufsatze[1]) über die Erhebung der Herero erwähnte, von zwei Handelsfirmen am Waterberg seien nach Erscheinen der Kreditverordnung binnen wenigen Monaten Schulden im Betrage von 20000 M. eingetrieben und dem Kapitän Kambasembi große Rinderherden abgenommen worden, wandte sich der Gouverneur, der meinen Bericht für übertrieben hielt, an das Distriktskommando in Okahandja, und dieses erklärte, daß von jenen Firmen den Kaffern tatsächlich an 19000 M. abgenommen worden seien. Einen annähernd richtigen Überblick über die Verschuldung der Herero konnte man jedenfalls erst gewinnen, als nach Erscheinen der Kreditverordnung Kaufleute und Händler ihre Forderungen bei Gericht geltend machten; vorher war es dem Gouvernement unmöglich. Nach Erscheinen der Verordnung wurden sofort 106000 Klageformulare bestellt, und Missionar Eich am Waterberg berichtete in den Rheinischen Missionsblättern, daß ein einziger Händler 250 Kaffern auf 18000 M. eingeklagt habe. Nun machte sich der Übelstand bemerkbar, daß den einzelnen Distriktschefs nicht die nötigen Mannschaften zur Ausführung der Subhastationen zur Verfügung gestellt waren. Der Distriktschef von Okahandja, dessen riesiges Verwaltungsgebiet das eigentliche Hereroland umfaßte, verfügte über sieben Mann, so daß er für gerichtliche Pfändungen nur zwei Mann verwenden konnte. Es war dieser lächerlich geringen Truppe natürlich unmöglich, das große Gebiet zu beaufsichtigen, sowie die gerichtlichen Pfändungen rasch durchzuführen, und die Folge war, daß die Händler, von denen einer dem anderen zuvorzukommen suchte, sich auf die Kaffern stürzten und sie in einer endlosen Reihe von eigenmächtigen Pfändungen vergewaltigten. Diese mit brutaler Rücksichtslosigkeit vorgenommenen Schuldeintreibungen riefen furchtbare Erbitterung unter den Herero hervor, die sich, da die Polizei ebenfalls Pfändungen vornahm, gegen alle Deutschen richtete, und die Empörung steigerte sich noch dadurch, daß die Händler, die mitten unter den Kaffern wohnten, vor deren Augen mit dem ihnen abgenommenen Vieh zu wirtschaften begannen. Die friedliebenden Elemente unter den Herero mußten verstummen, und der Haß gegen die Deutschen gewann die Oberhand. Als mein erwähnter Aufsatz über das Händlerunwesen erschien, und gleichzeitig die Behörden und Missionare im Schutzgebiete übereinstimmend die Art des Feldhandels als Aufstandsursache bezeichneten, suchten die eigentlichen Schuldigen, die einflußreichen Kaufleute und ihre Händler, die allgemeine Aufmerksamkeit von sich auf die Missionare abzulenken, indem sie diese der Parteinahme gegen ihre eigenen Landsleute zugunsten der Herero ziehen, und leider lieferten ihnen einige Missionare, die aus Erbitterung über die Vernichtung ihrer jahrzentelangen mühseligen Kulturarbeit in ihrer öffentlichen Kritik zu weit gegangen waren und auch das Privatleben der Kolonisten und Händler angegriffen hatten, Waffen in die Hände, so daß bekanntlich der Reichskanzler selbst im Reichstage sich abfällig über „einige Missionare" äußerte.

Die Missionare, von denen die meisten schon vor der deutschen Besitzergreifung im Lande waren, hatten sich nach Kräften bemüht, die Herero kulturell zu heben, und zwar vielfach mit Erfolg; sie veranlaßten die Kaffern, die alten barbarischen Sitten aufzugeben und ihrer gesundheitsschädlichen Lebensweise zu entsagen. In den Missionsschulen wurden die intelligentesten Kaffern von den Missionaren besonders ausgebildet und dann als Lehrer und Leiter der Religionsübungen in große Dörfer gesetzt, wo die christlichen Kaffern schnell Bethäuser errichteten. Die Kapitäne, selbst die heidnischen, begünstigten die Ansiedlung der schwarzen Missionare, da viele Söhne reicher Kaffern von ihren Vätern in diese Dörfer geschickt wurden, um dort Lesen und Schreiben zu lernen. Der Aufnahme in die Schule mußte der Übertritt zum Christentum vorausgehen, und das Schulgeld bestand in Viehabgaben, so daß die Lehrer ein gutes Auskommen hatten. Ich traf zahlreiche Kaffern an, die in ihren Bibeln geläufig lesen konnten; mit dem Schreiben war es schlechter bestellt. Die Bemühungen der rheinischen Missionare waren also von Erfolg gekrönt, und die Herero erwiesen sich als intelligente, dankbare Schüler. Später wurde es als ein Mißerfolg der gesamten Missionstätigkeit bezeichnet, daß die christlichen Herero sich ebenfalls Grausamkeiten gegenüber den Weißen zuschulden kommen ließen. Es wird dabei nicht bedacht, daß die Missionsarbeit von zu kurzer Dauer war, um einen Rückfall in die ererbten barbarischen Sitten verhindern zu können; überdies machen sich europäische Völker mit älterer und höherer Kultur derselben Grausamkeiten schuldig; ich verweise nur auf die Bosnier, die 1878 die verwundeten Österreicher in der schändlichsten Weise verstümmelten und ermordeten, sowie auf die Komitadschi in Mazedonien, die schonungslos Weiber und Kinder ihrer Gegner massakrieren, während die christlichen Herero von Okahandja, Otjitueso und Oviumbo außer den Missionaren, Engländern und Buren auch die deutschen Frauen und Kinder schonten.

Der kulturelle Erfolg der Missionstätigkeit ist unbestreitbar, jedoch nahm mit der steigenden Kultur auch das Nationalbewußtsein der Herero, das Bewußtsein ihrer Stärke und der Drang nach Abschüttelung der Fremdherrschaft zu; doch wäre dieser Umstand der deutschen Herrschaft nicht gefährlich geworden, wenn eine Entwaffnung der Kaffern und eine Unterbindung des Waffen- und Munitionsschmuggels hätte durchgeführt werden können und eine starke Militärmacht verfügbar gewesen wäre. Die Missionare vermochten wohl die Herero kulturell zu heben, nicht aber auch, sie zu Freunden der deutschen Herrschaft zu machen; angesichts der

[1]) Frankfurter Zeitung vom 19. Januar 1904.

bereits geschilderten Verhältnisse war das einfach unmöglich, und die Missionare trifft da nicht die geringste Schuld. Die Mission ist in unseren Kolonien eine starke Stütze der deutschen Herrschaft, und ihre ersprießliche Tätigkeit würde gewiß von allen guten Elementen anerkannt werden, wenn sie nicht durch Angriffe auf das Privatleben der Kolonisten und Kolonialbeamten sich unnötig Feinde zuziehen würde, indem die Missionare das Zusammenleben von Weißen und Eingeborenenmädchen immer wieder an den Pranger stellen und behaupten, es sei sittenlos und gereiche den Eingeborenen zum schlechten Beispiele. Diese Behauptung ist unrichtig; denn der intime Verkehr zwischen unverheirateten Leuten wird von den Eingeborenen nicht als unsittlich betrachtet, sondern als selbstverständlich und in der Natur begründet angesehen. Der Deutsche, der nur schwer und meist erst im späteren Lebensalter sich einen eigenen Hausstand gründen kann, ist gezwungen, sich eine eingeborene Wirtschafterin zu halten, und dadurch vergibt er sich in seiner Würde nichts; im Gegenteil, der Eingeborene würde ihn als perversen oder unmännlichen Schwächling verachten, oder er müßte die Prostitution fördern. Die Mischehen zwischen Deutschen und Eingeborenenweibern sind selbstverständlich entschieden zu bekämpfen, da durch sie deutscher Besitzstand an eine unverläßliche und minderwertige Bastardrasse verloren gehen kann. An den Herero, bei denen das Frauenanbieten reine Geschäftssache war, konnte in sittlicher Beziehung nichts verdorben werden, und die erwähnten Angriffe mancher Missionare schufen also unter den Ansiedlern eine unnötige Verbitterung. Allerdings sei zugegeben, daß einige Händler sich in skandalöser Weise aufführten. In Windhuk herrschen bereits europäische Verhältnisse; dort wird die gelbe Prostitution allmählich durch die weiße verdrängt. Im allgemeinen dürfen europäische Sittlichkeitsbegriffe nicht auf afrikanische Verhältnisse übertragen werden; bessern wir die wirtschaftliche Lage der Kolonisten und Beamten, so werden wir auch deren Heiraten fördern.

In das kulturelle Entwickelungsstadium der Herero griffen die Händler störend ein, indem sie die christlichen Herero zur Verschwendungssucht verleiteten, wobei ihnen das Kreditsystem zustatten kam. Da nur die christlichen Herero der europäischen Kultur sich zugänglich erwiesen, während die heidnischen Kaffern sich jeder Neuerung abhold zeigten, so hatten die Händler gerade in den Dörfern der christlichen Herero ihr bestes Absatzgebiet. Es entspann sich daher zwischen den Missionaren, die ihre Pfleglinge zu schützen suchten, und den Händlern ein erbitterter Kampf, der das Ansehen der Deutschen schädigen mußte. Überhaupt haßten uns nicht nur die Herero, sondern sie mißachteten uns auch. Als ich zu einem Kapitän gesprächsweise erwähnte, daß Deutschland ein „moi Land“ (schönes Land) sei, schüttelte er energisch den Kopf und entgegnete: „Herr, das ist unmöglich, sonst wäret Ihr nicht hier!“ Er meinte also, daß uns nur der Hunger zwinge, nach Afrika zu kommen.

Ferner dürfte als eine Ursache des Aufstandes auch die Reservatfrage in Betracht kommen, zu deren Aufrollung die Regierung sich genötigt sah, da sie kein besiedelungsfähiges Land mehr besaß und die Bodenpreise der Landgesellschaften enorm hoch waren, weshalb die Ansiedler von den Herero Land kauften.

Das Händlerunwesen beschleunigte den Ausbruch des Aufstandes, und als ihn die Kapitäne verkündigten, wurde er unter der großen Volksmasse, die sich durch die Händler in ihrer Existenz bedroht sah, sofort populär. Gleichwohl wäre es möglich gewesen, einen Teil dieses Hirtenvolkes dem Schutzgebiete zu erhalten und einen allgemeinen Aufstand zu verhindern, wenn eine genügende Militärmacht zur Stelle gewesen wäre; denn die friedliebenden Elemente hätten an den in das Hereroland eingestreuten Garnisonen eine Stütze gefunden. So aber wurden friedliebende und unschlüssige Kapitäne von der großen Masse mitgerissen. Die Garnisonen waren am südlichen, westlichen und nördlichen Rande des Hererolandes angelegt, und dessen Mitte und Ostseite waren ganz unbesetzt gelassen worden. Wäre eine starke Schutztruppe vorhanden gewesen, so wären die Herero vielleicht kampflos ausgewandert. Man hat den Missionaren vielfach den Vorwurf gemacht, daß sie es unterlassen hätten, die Kaffern über die militärische Stärke des Reiches zu belehren; aber auch diese Anschuldigung ist völlig haltlos, denn nie und nimmer hätten die Kaffern geglaubt, daß hinter der geringen Schutztruppe noch viele Tausende deutscher Soldaten ständen. Als ich dem Kapitän von Osondema die deutsche Militärmacht dadurch zu erklären suchte, daß ich eine Hand voll Sand in die Höhe warf und sagte, Deutschland verfüge über mehr Soldaten, als ich Sandkörner in die Luft geworfen, lächelte der Kapitän geringschätzig. Wie konnte er mir auch glauben, da er während seines ganzen Lebens nicht einmal 30 deutsche Soldaten gesehen hatte. Die Missionare hätten sich durch ähnliche Behauptungen bei den Herero nur lächerlich gemacht.

Die Gründe, die die Witboois veranlaßt haben, sich gegen die deutsche Herrschaft zu erheben, liegen auf der Hand. Einige Ansiedler hatten ihnen angekündigt, daß, sobald die Herero entwaffnet seien, an die Hottentotten die Reihe käme; so berichtete die stets gut unterrichtete „Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung“, und der stellvertretende Distriktschef von Keetmanshoop meldete, daß die Farbigen durch die in ihrer Gegenwart fallenden Bemerkungen der Weißen, die Eingeborenen sollten künftig strenger behandelt werden, gereizt würden. Bekanntlich äußerte sich auch der Händler Groeneveld in der Presse, daß die Hottentotten am 15. September entwaffnet würden. Bemerkenswert ist der Umstand, daß die Witboois sich erst zum Aufstand erhoben, als die Truppen die Widerstandskraft der Herero gänzlich gebrochen hatten. Die Hottentotten scheinen tatsächlich erst durch die erwähnten Äußerungen der Ansiedler zur Erhebung veranlaßt worden zu sein; sie befürchteten, gleich den Khauas- und Zwartboihottentotten ihre Selbständigkeit und Freiheit einzubüßen, nach Windhuk gebracht und dort zur Arbeit gezwungen zu werden, weshalb sie zu den Waffen griffen, bevor noch die ganze gegen die Herero im Felde stehende Truppenmacht wider sie verfügbar wurde. Äthiopianismus und mystisch-religiöse Motive kommen hier nicht in Betracht; denn die Hottentotten sind ebenso wie die Herero in religiösen Dingen Philosophen und drechseln die Religion nach ihren Wünschen zu. Der Kleinkrieg wider die Hottentotten wird in Anbetracht der enormen Raumverhältnisse und der Unwirtlichkeit des neuen Kriegsschauplatzes lange dauern (der erste Witbooikrieg währte zwei Jahre), es sei denn, daß die Hottentotten sich nach einigen blutigen Schlappen zur Auswanderung in die englische Kalahari entschließen, was aber nicht wahrscheinlich ist. Die kriegsgefangenen Hottentotten und Herero wird die Truppenleitung in der Nähe der Kulturzentren ansiedeln, wie die Khauas- und Zwartbooihottentotten bei Windhuk, die Kapitäne werden freilich standrechtlich erschossen werden, wenn man ihrer habhaft wird. Es ist aber sehr leicht möglich, daß sich die Hottentottenführer gleich den Hererokapitänen durch die Flucht auf englisches Gebiet retten werden. In jedem Falle muß der Munitionsschmuggel an der englischen Grenze nach Möglichkeit unterdrückt werden. Ob die

gegenwärtig einsetzende Regenzeit den Pferdestand so dezimieren wird, daß ein Stillstand der militärischen Operationen eintreten muß, bleibt abzuwarten.

Über das von den Großkaufleuten gegenüber den Ansiedlern und Eingeborenen ausgeübte Ausbeutungssystem war vor dem Hereroaufstande wenig in die Öffentlichkeit gedrungen; denn der Ansiedler, der auch von den einzelnen Beamten, Offizieren und Unteroffizieren abhängig war, hätte eine öffentliche Beschwerde mit dem Verluste seiner Existenz gebüßt. Einzelne warnende Stimmen, wie jene der Missionare, die zeitweise in der Presse laut wurden, vermochten nicht gegen die Phalanx der allmächtigen Großkaufleute, die selbst in den einflußreichsten kolonialen Körperschaften ihre Vertreter hatten, und des unfreiwilligen Anhanges der Kaufleute aufzukommen, und da die Ansiedler sich nicht rührten, so beachtete man die Warner nicht und warf ihnen sogar Mangel an Nationalbewußtsein und Förderung der kolonialen Verdrossenheit im Reiche vor. Erst nachdem der Hereroaufstand alle Gemüter aufgerüttelt, vermochte eine unparteiische Kritik durchzudringen. Ohne das in der Kolonie beliebte Vertuschungssystem hätten jene Kreise allerdings nicht so lange freies Spiel gehabt. Aber sogar heute noch sucht ein Teil der Presse das Händlerunwesen als nebensächlich für den Aufstand hinzustellen, so daß die Großkaufleute, die wirtschaftlichen Todfeinde der Ansiedler, auf welch letzteren die Zukunft des Schutzgebietes ruht, noch immer wirksame Unterstützung finden.

Die Handelszonen des Sambesi.

Von Woldemar Schütze. Hamburg.

Mit 7 Abbildungen.

Von allen Flüssen Ostafrikas ist der Sambesi der einzige, welcher nicht nur auf seinem Unterlauf, nahe der Mündung, sondern auch auf dem Mittel- und Oberlaufe auf Hunderte von Meilen, wenn auch mit Unterbrechungen, schiffbar ist. In dieser Beziehung ist die Ostküste Afrikas gegenüber der Westküste, die über zwei nutzbare ungeheure Stromnetze verfügt, stark benachteiligt. Der Kongo z. B. bietet zur leichten und billigen Erschließung des ausgedehnten Hinterlandes insgesamt ein fahrbares Wasserstraßensystem von über 15000 km Länge dar, welches nur an wenigen Stellen durch Katarakte unterbrochen ist und das ganze Jahr hindurch eine genügende Wassertiefe für flachgehende Dampfer besitzt. Wie schwierig erscheint dagegen der Verkehr auf dem Sambesi, dessen Wassertiefe von der Jahreszeit und der Menge der niedergehenden Regenfälle abhängig ist.

Trotz alledem bleibt der Wasserweg des Sambesi immer noch die beste und vorteilhafteste Verbindung mit dem Innern für einen großen Teil Ostafrikas, und man hat es verstanden, sich der gegebenen Situation anzupassen. Um die vielen seichten, sankbankähnlichen Passagen des Stromes zu überwinden, benutzt man Heckraddampfer mit flachem Boden und einem Tiefgang, der zwischen 18 und 27 Zoll variiert. Die Maschinen, die, am hinteren Ende der Dampfer montiert, eine direkte Kraftübertragung auf die zwei gewaltigen, zu einem festen Ganzen verbundenen Schaufelräder ermöglichen, sowie der auf dem Vorderteile eingebettete Kessel müssen besonders stark sein und dem Fahrzeug eine bedeutende Antriebskraft verleihen, um die verhältnismäßig starke Strömung des Sambesi, die sich in der Regenzeit bis auf sechs Knoten steigert, überwinden zu können. Die Dampfer selbst haben eine geringe Tragfähigkeit und nehmen außer dem Feuerungsmaterial (Brennholz) gewöhnlich keine Ladung, sondern nur Passagiere — bis zu 20 — die in hölzernen Kabinenaufbauten bequem untergebracht werden; außerdem schleppen sie an jeder Seite je einen oder zwei eiserne Leichter von 40 bis 60 cbm Raumgehalt.

Am Schlusse des Jahres 1903 verkehrten auf dem Sambesi etwa 30 solcher Heckraddampfer, und zwar im Dienste von drei britischen Gesellschaften mit je 8 bis 10 Dampfern, einer portugiesischen Gesellschaft mit zwei



Abb. 1. **Der Berg Marombala am Einfluß des Shire in den Sambesi.**

Dampfern und einer deutschen Firma mit einem Dampfer. Der Ausgangspunkt aller Dampferexpeditionen nach dem Innern ist Chinde am Flusse gleichen Namens, dem nördlichsten Mündungsarme des Sambesi, da der Hauptstrom an seiner Mündung eine zu geringe Wassertiefe für die Einfahrt von Seedampfern bietet. Auch nach Chinde können nur Schiffe mit einem Gehalt bis zu 1000 Tons und einem Tiefgange bis höchstens 12 Fuß gelangen, weil dem Strome in einer Entfernung von ungefähr einer Seemeile von der Küste eine mächtige Barre vorgelagert ist, die nur an einer Stelle eine Fahrrinne mit etwa 15 Fuß Wasser zur Flutzeit offen läßt. Infolgedessen ist den großen Ozeandampfern die Einfahrt verwehrt, und die für den Sambesi bestimmten Güter müssen im nächsten Hafen Beira gelöscht werden, von wo sie die kleinen Küstendampfer abholen. Durch diese Umladung geht natürlich sehr viel Zeit verloren, etwa 8 bis 14 Tage, ein Umstand, der für eine eventuell zu bauende Eisenbahn im südlichen Teile von Deutsch-Ostafrika, von Kilwa bis nach dem Nyassasee, von größter Bedeutung sein kann.

Für den Verkehr auf dem Sambesi kann man drei scharf getrennte Handelszonen unterscheiden: 1. das Flußtal des Sambesi selbst bis Tete; 2. die britischen Besitzungen North Eastern Rhodesia und West Rhodesia; 3. das britische Protektorat British Central Africa und die Landschaften am Nyassa, Tanganika und Mwerusee, d. h. der südwestlichste Teil von Deutsch-Ostfrika und der Distrikt Katanga im südöstlichen Teile des Kongostaates.

In der ersten dieser drei Zonen, welche gänzlich im Gebiete der portugiesischen Kolonie Mosambik liegt, ist der Handel naturgemäß vorwiegend portugiesisch und gegen frühere Zeiten minimal. Ehemals blühte hier ein lebhafter Sklavenhandel im Austausch gegen europäische Baumwollzeuge und wertlose Schmucksachen. Die etwa 300 Jahre alte Stadt Tete war ein Mittelpunkt für diesen Tauschverkehr. Auch die früher reichen Schätze an Gummi und Elfenbein sind durch eine planlose Raubwirtschaft nahezu erschöpft. Tagelang kann man jetzt am Sambesiufer wandern, ohne eine Gummiliane zu erblicken, ohne einen Elefanten zu Gesicht zu bekommen. Dagegen droht das Raubgesindel aus dem Katzengeschlechte, wie Löwen und Leoparden, in manchen Gegenden überhand zu nehmen, so daß ganze Bezirke von den Eingeborenen wegen der Angriffe der vierbeinigen Räuber verlassen werden mußten, wie der Distrikt unterhalb des Marombalaberges.

Schlimmer aber als alles dieses hat die Prazowirtschaft der Portugiesen, d. h. das System der großen Landkonzessionen, dazu beigetragen, das unendlich reiche Land zu veröden und zu entvölkern. Einige wenige große Gesellschaften sind im Besitze von Landstrecken, so groß wie Königreiche, gegen Zahlung einer verhältnismäßig geringen jährlichen Abgabe an den Staat. Ausgestattet mit ausgedehnten Hoheitsrechten, unterhalten sie eine zahlreiche schwarze Polizei zur unnachsichtlichen Eintreibung einer Hüttensteuer, welche die Neger in Naturalien, Gummi, Sesam, Kopra und Erdnüssen zu lächerlich niedrigen Taxpreisen zahlen müssen. An eine Aufschließung des Landes durch Bau von Wegen oder Eisenbahnen wird nicht gedacht; jede Gesellschaft ist nur darum besorgt, aus ihrem Gebiete herauszupressen, was nur daraus zu holen ist, ohne Vorsorge für die Zukunft. Und dabei ist die Verwaltung eine verschwenderische; jeder Beamte der Gesellschaften sorgt zuerst für seine eigene Tasche, vom ersten Direktor angefangen bis zum untersten Schreiber. Die Companhia do Luabo, welche das Mündungsdelta des Sambesi besitzt, ist so gut wie bankrott, die Companhia da Zambezia und die Companhia de Moçambique, denen der ganze Mittellauf des großen Stromes bis zur Landesgrenze zugeteilt ist, stehen auch nicht viel besser und vegetieren in permanenter Geldnot. Früher gab es eine Anzahl kleiner Faktoreien im Besitze portugiesischer Privatleute in den Ortschaften zwischen der Mündung und Tete, so z. B. in Miçongue, Lacerdonia, Mutarara, Sena u. a. m.; jetzt sind sie alle verschwunden. Der unbedeutende Kleinhandel mit den Eingeborenen liegt ausschließlich in den Händen von gaunerischen indischen Händlern, die nach Kräften bemüht sind, das Aussaugewerk der großen Herren zu vollenden. Hungersnöte unter den Schwarzen



Abb. 2. **Die britische Stadt Chiromo am Einfluß des Ruo in den Shire.**

sind daher im Sambesitale an der Tagesordnung und treiben diejenigen Neger, die noch in größeren Stammesverbänden zusammensitzen, zu wütenden Empörungen, die von den Portugiesen rigoros und unnachsichtlich unterdrückt werden, wie z. B. in der Landschaft Barwe zu Beginn des Jahres 1902. Nicht immer allerdings sind die Portugiesen Sieger geblieben; im Kriege gegen den Negerkönig Mataka am oberen Shire und Ruo kehrten die portugiesischen Truppen, nachdem sie die Dörfer verbrannt und das Land verwüstet hatten, erschöpft und dezimiert ohne greifbaren Erfolg zurück; denn wenige Monate später waren die Dörfer wieder aufgebaut, und Mataka, der sich nie zum offenen Kampfe stellte, ist noch heute unbeschränkter Herr in seinem Gebiete, in welchem sich kein Portugiese sehen lassen darf, wenn er nicht gepfählt oder langsam geröstet werden will.

Diese portugiesische Raubpolitik, die ihre erste Ursache in der verrotteten Beamtenwirtschaft in Portugal selbst hat, treibt manche Negerstämme zur Auswanderung in die benachbarten britischen Territorien. So kommt es, daß auf den spärlichen Plantagen der großen Gesellschaften häufig selbst die Arbeitskräfte zu mangeln beginnen. Von großen Ergebnissen der Pflanzungen kann somit nicht die Rede sein. In dem Prazo Mahindu, der sich zwei Tagereisen weit zwischen Chinde und Quelimane erstreckt, sind von der Firma Correa und Carvalho ergiebige Kokosnußplantagen angelegt, die aber aus Mangel an Kapital nicht ausgedehnt werden. An beiden Ufern des Sambesi findet man eine 300 englische Meilen lange und 100 Meilen breite Ebene, die aufs denkbar beste geeignet ist zur Anlage von Baumwollplantagen bei günstigster Transportgelegenheit auf dem billigen Wasserwege. Und was ist zur fast mühelosen Ausbeutung dieses fruchtbaren Gebietes geschehen? Nichts, absolut nichts! Auf dem Hochplateau des Marombala hat die Companhia da Zambezia eine große Kaffeeplantage angelegt, auf der aber nur ein einziger Europäer und eine Handvoll Schwarze beschäftigt sind, deren Anzahl bei weitem nicht ausreicht. Resultat gleich Null!

Fast der einzige Export aus dem ganzen Distrikt Zambezia besteht heutzutage in den Produkten der beiden Zuckerfabriken in Mopea und Marromeo, welche bei einer vernünftigeren Politik in der Lage wären, den ganzen Zuckerbedarf des Königreichs Portugal zu decken, wenn auch die Zuckerrohrpflanzungen bisweilen von Heuschrecken heimgesucht werden. Aber es ist den Fabriken verboten, den Zucker an Ort und Stelle zu raffinieren; denn dieses Vorrecht ist den Raffinerien in Portugal selbst vorbehalten. Früher gewannen sie aus den Rückständen als Nebenprodukt Alkohol, der in Form von Sprit, Rum und Whisky nach dem Transvaal exportiert wurde. Seit dem Burenkriege ist auch diese Gewinnquelle versiegt, und die Residuen müssen unbenutzt in den Sambesi abgelassen werden. Die Zuckerfabrik Mopea wird von englischem Kapital unterstützt und hat ihren Hauptsitz in Lissabon; die Zuckerfabrik Marromeo ist in Händen von französischen und schweizer Kapitalisten und wird von der Zentrale in Paris dirigiert. Beide Fabriken zusammen exportieren jährlich im Durchschnitt etwa 6000 bis 8000 t rohen Rohrzucker in kleinen Säcken (pockets) von 33 kg Inhalt. Der Export geht über Chinde mit dem Küstendampfer nach Beira und von dort mit Dampfern der Deutschen Ostafrikalinie nach Lissabon.



Abb. 3. **Eiserne Leichter mit Ladung auf dem Shire.**

In Quelimane am Quaquaflusse wurde vor zehn Jahren eine recht ansehnliche Seifenfabrik mit bester Maschinerie erbaut zur Verwertung der Kopraernten aus den umliegenden Prazos. Die Seife, von geringer Qualität, in kleine Rechtecke gepreßt, war natürlich ausschließlich für den Gebrauch der Neger zum Waschen — nicht der Gesichter und Hände, sondern ihrer Baumwolltücher — bestimmt; aber die Sache reüssierte nicht und die Fabrik ging ein. Im übrigen ist der ehemals blühende Handel von Quelimane jetzt so gut wie tot. Die gesamte Im- und Exportziffer beläuft sich heutzutage nur auf wenige tausend Tonnen im Jahr.

Der dritte Hauptort Tete dient eigentlich nur noch als Transitstation, einerseits für den Handel von Chinde nach North Eastern Rhodesia, wie wir später sehen werden, und anderseits für etwas Viehhandel, der sich in nordsüdlicher Richtung von den Gestaden des Nyassa und Tanganika über Tete nach Salisbury in Maschonaland vollzieht. In Tete treffen sich gewöhnlich die Viehhändler aus dem Süden mit den Negern, welche die Viehtransporte aus dem Norden antreiben.



Abb. 4. **Eine Gabelung des Shire bei Chikwawa.**

Die ehemals von der englischen „Oceana Company" bei Tete ausgebeuteten uralten Kohlenminen sind jetzt aufgelassen. Schließlich wird noch etwas Goldwäscherei im Sambesi selbst und in den in der Nähe von Tete einmündenden Nebenbächen betrieben. Dieser Umstand hat den bekannten Dr. Carl Peters zuerst veranlaßt, im Süden von Tete das sagenhafte biblische Goldland Ophir zu suchen. Es ist ihm aber noch nicht gelungen, den handgreiflichen Beweis für seine Behauptung zu erbringen; das Sambesital würde jedenfalls unendlich davon profitieren.

Das ist in groben Umrissen der Handel am Sambesi selbst. Wäre dieses Gebiet in den Händen einer anderen Nation als gerade der Portugiesen, so würde es wahrscheinlich in Kürze einer der blühendsten Landstriche der Erde sein.

Bei dem Orte Chichikoma, an der Einmündung des Masenangwe in den Sambesi, 45 Meilen oberhalb Tete und etwa 400 Meilen von der See, hört die Schiffahrt auf, selbst in der günstigen Jahreszeit. In der Zeit der Trockenheit (September bis Dezember) kann selbst Tete nicht mit Dampfern erreicht werden, die bei Mutarara Halt machen, aber immer mit Böten und Leichtern. Von Chichikoma bis Chikoa, auf einer Strecke von einigen 70 Meilen, die zu Lande zurückgelegt werden muß, wird der Strom von vielen Stromschnellen unterbrochen und fließt durch einen wilden, ungastlichen Engpaß von etwa 40 Meilen Länge. Von Chikoa ist der Fluß wieder schiffbar, wenn auch mit einigen Schwierigkeiten, etwa 190 Meilen weit bis Livingstones Kariba, wo er in reißender Strömung zwischen steilen Basaltwänden dahinbraust. Die Überwindung dieser Strecke von etwa acht Meilen verursacht dem kleinen kräftigen Schraubendampfer „Andrea", der der African Lakes Corporation gehört und den Verkehr auf dem oberen Sambesi vermittelt, einige Mühe, aber dann haben wir wieder 124 Meilen freie leichte Fahrt und erreichen bei der Einmündung des Loangwe die Grenze zwischen portugiesischem Gebiet und North Eastern Rhodesia mit den Stationen Zumbo hüben und Feira drüben. Letztere ist der Haupteinfuhrort für die englische Kolonie, die nicht unter der Krone, sondern unter der Verwaltung der British South Africa Company steht. Von Feira geht jede Kommunikation über Land, Passagiere per Machila (Hängematte) und Güter in Trägerlasten von 50 bis 60 englischen Pfund.

Vor etwa vier Jahren hatte eine Hamburger Firma, die am Sambesi einen recht lebhaften Handel treibt, den sehr richtigen Plan gefaßt, die nicht schiffbare Strecke von Chichikoma bis Chikoa (etwa 115 km) durch eine schmalspurige Eisenbahn zu umgehen, zumal keine wesentlichen Terrainschwierigkeiten sich diesem Projekt entgegenstellen. Es ist nicht zur Ausführung gekommen, weil es, wie leider in so manchen ähnlichen Fällen, nicht möglich war, die dazu nötigen Kapitalien zusammenzubringen, was im Interesse des deutschen Handels sehr zu bedauern ist.

In dem noch sehr unaufgeschlossenen North Eastern Rhodesia beruht der Handel auf zweierlei Momenten. Alljährlich geht eine nicht geringe Anzahl Neger aus dem Lande mit Vieh nach dem Süden, besonders nach Plätzen wie Salisbury, Umtali, Bulawayo usw. Dort wird nicht nur das Vieh in Geld umgesetzt, sondern die Neger arbeiten daselbst etwa ein Jahr lang in den Minen und kehren dann mit 20 bis 30 Pfd. Sterl. Gold in der Tasche in die Heimat zurück, wo sie natürlich nicht eher Ruhe haben, als bis sie den letzten Penny zumeist für Tücher, Kaliko, Anzüge und Tändelkram beim Kaufmann abgesetzt haben. Neuerdings aber versprechen die jüngst erschlossenen, anscheinend sehr reichen Kupferminen eine lohnende Ausbeute, besonders da das Metall in verhältnismäßig reiner Qualität und in geringen Tiefen sich findet.

Bisher ging fast der gesamte Import von Negerartikeln und auch von den Waren zur Befriedigung der Bedürfnisse der Weißen, wie Kleidungsstücke, Proviant, Konserven, Getränke usw., nach North Eastern Rhodesia sowohl als auch zum Teil nach West Rhodesia auf der oben beschriebenen Sambesiroute über Tete. Seitdem jedoch das gewaltige Werk des verstorbenen englischen Minenkönigs, die Kap — Kairobahn, den oberen Sambesi bei den Viktoriafällen erreicht hat, wird der wertvollere Teil der angeführten Artikel, der eine höhere Fracht vertragen kann, auf der zwar teureren, aber weit

schnelleren Bahnroute über Kapstadt importiert. Der gesamte Kupferexport bedient sich nur dieses Weges. Somit geht ein recht bedeutender Teil des Handels in Zukunft dem Sambesi verloren. Noch mehr wird dies der Fall sein, sobald das neue Unternehmen des geistigen Erben des Minenkönigs, des Engländers Williams, des Direktors der Londoner Gesellschaft „Tanganika Concessions Limited", nämlich die Eisenbahn von der Lobitobai an der afrikanischen Westküste (in der portugiesischen Provinz Angola) nach Rhodesia, welche gegenüber der Kaproute einen um 2000 Meilen kürzeren Weg nach Europa darstellt, vollendet sein wird. Alsdann wird der ganze Handel nach Rhodesia ausnahmslos den westlichen Weg einschlagen, zumal außer den Vorteilen größerer Schnelligkeit und Billigkeit auch noch die beträchtlichen Kosten der Passage durch den Suezkanal erspart werden. Man kann also schon sagen, daß die Bedeutung dieser Handelszone für den Sambesi der Vergangenheit angehört.

Der Hauptort der Kolonie North Eastern Rhodesia, Fort Jameson, weiter nach Nordosten belegen, ist bequemer und schneller auf einem anderen Wege zu erreichen, dessen Beschreibung uns zunächst nach der Kolonie „British Central Africa Protectorate" führt. Die Fahrt geht wiederum von Chinde den Sambesi hinauf etwa 180 Meilen weit bis zur Einmündung des von Norden kommenden Shire. In dem durch beide Flüsse gebildeten rechten Winkel erhebt sich als weithin sichtbarer Markstein, unvermittelt aus der Ebene aufsteigend bis zur Höhe von über 3000 Fuß, der Bergkegel von Marombala (Abb. 1). Diesen zur Rechten liegen lassend, steuert der Dampfer den mäandrisch gewundenen Shire hinauf bis zur portugiesischen Zollstation Chuanga. Gegenüber auf dem rechten (westlichen) Ufer erhebt sich ein aus Ziegeln aufgemauerter Grenzstein zum Wahrzeichen, daß hier britisches Gebiet beginnt. Bis zu diesem Punkte ist der Shire zu jeder Jahreszeit für die Dampfer fahrbar. Nun geht es weiter auf dem Flusse, der die neutrale Grenze zwischen britischem und portugiesischem Gebiete bildet, bis nach dem wichtigen Orte Port Herald, hinter dem eine ausgedehnte Hügelkette sich erhebt. Hier sollen angeblich reiche Goldlager verborgen sein, verschiedenen Negerstämmen wohlbekannt, doch hat man bisher nichts gefunden außer einem nußgroßen Klümpchen Gold, das frei zutage lag. Port Herald ist aber wichtig durch seinen beträchtlichen Export von Erdnüssen und Sesam.

Von Port Herald bringt uns der Fluß nach etwa 40 Meilen Fahrt nach der englischen Zollstation Chiromo (Abb. 2), hart an der Einmündung des Ruo in den Shire liegend. Hier müssen auch alle Güter, die in Transit nach North Eastern Rhodesia oder dem Kongostaate passieren, einen Durchgangszoll von 3 Proz. ihres Wertes erlegen, der dem britischen Gouvernement sozusagen für nichts zugute kommt.

Eine weite Ebene, vom Shire durchflossen, dehnt sich vor uns aus. Doch je weiter nördlich wir vordringen, desto näher treten östlich die Ausläufer des Blantyreplateaus, des sogenannten Shirehochlandes, an den Fluß heran (Abb. 3 und 4). Nach etwa 65 Meilen Fahrt landen wir in Katunga (Abb. 5), etwa 190 Fuß über dem Spiegel des Indischen Ozeans. Hier hört wegen der oberhalb belegenen Katarakte und der Murchisonfälle jede Schiffahrt auf, weshalb Güter und Passagiere über Land nach dem 28 Meilen entfernten, 3500 Fuß hoch belegenen Blantyre, dem Hauptorte der Kolonie (Abb. 6), befördert werden. Für diese Strecke von Katunga nach Blantyre und ebenso für die Weiterbeförderung nach



Abb. 5. **Der Shire bei Katunga.**

dem 40 Meilen entfernten Mpimbi, dem Ausgangspunkte für die Schiffahrt auf dem oberen Shire bis zum Nyassa, hatte die African Lakes Corporation verschiedene große und starke Automobilwagen angeschafft, um den teuren Transport der Güter als Trägerlasten (3 Sh. für die Last von Katunga nach Mpimbi) zu verbilligen, jedoch scheiterte das Unternehmen an den vielfach zu schroffen Steigungen der sonst vorzüglichen Straße.

Im Shirehochlande wird ein qualitativ tadelloser, an Geschmack dem Mokka ähnlicher Kaffee gebaut, nur haben die Plantagen oft unter der Ungunst der launischen Witterung zu leiden, wodurch schon manche Ernte gänzlich ruiniert ist. Auch ein mittelmäßiger Tabak für die Zigarettenfabrikation wird gepflanzt und in Blantyre verarbeitet. Überraschend gute Resultate haben die Versuche mit Baumwollkulturen ergeben, für welche die Regierung die verschiedensten Samensorten lieferte. Eine vom Verf. zur Untersuchung nach Hamburg gesandte Probe der auf der Massidimission erzielten Baumwolle ergab, daß sie der feinsten ägyptischen Baumwolle nur wenig nachstand. Zurzeit sind bereits über 10000 Acker in Kultur genommen. Natürlich handelt es sich hierbei um die etwa sechs Fuß hoch wachsende Baumwollstaude, die schon nach fünf Monaten eine Ernte ergibt, und nicht um den im Lande einheimischen Baumwollbaum, dessen Produkt minderwertig ist.



Abb. 6. **Ansicht von Blantyre.**

Von Mpimbi bringen uns kleine Heckraddampfer in einem Tage (Distanz etwa 60 Meilen) nach Fort Johnston am äußersten Südende des Nyassa, wo uns der Dampfer „Adventure“ der British South Africa Company (Chartered Company) aufnimmt, um uns nach bequemer Fahrt über den sehr tiefen See in Domira Bay oder in Kotakota abzusetzen. Von dort bis Fort Jameson (siehe oben) gilt es dann nur noch eine Machilareise von zwei Tagen.

Auch ein deutscher Gouvernementsdampfer, der „Hermann von Wißmann“, vermittelt einen sehr lebhaften Verkehr auf dem Nyassasee, besonders nach den nördlichen Teilen desselben, z. B. Langenburg nordöstlich und Karonga nordwestlich. Letzteres ist der Ausgangspunkt verschiedener Straßen, erstlich nach Norden am Songwe entlang über Fife und Abercorn über das Tanganikaplateau nach Kituta am Südende des Tanganika, und zweitens in westlicher Richtung über Kasama nach dem Bangweolosee. Verfolgen wir die erstere Route, so können wir uns in Kituta oder Kasakalawe einschiffen, um über den Tanganika zu setzen. Es stehen uns hierfür zur Verfügung: der deutsche Dampfer „Hedwig von Wißmann“, ein Dampfer der Africa Lakes Corporation, ein Dampfer der Tanganika Concessions, ein solcher der belgischen Katanga Company und ein Stahlschuner des Kongostaates. Wir landen alsdann in Sumbu, von wo uns eine gut unterhaltene, 200 Meilen lange Straße durch den nördlichsten Teil von North Eastern Rhodesia nach Kalungwisi am Mwerusee führt, an den westlich die Landschaft Katanga, zum Kongostaat gehörig, angrenzt. Dieser kleine, für die Zukunft aber sehr wichtige See wird von verschiedenen stählernen Segelböten und zwei kleinen Dampfern, der Katanga Company und der Africa Lakes Corporation gehörig, befahren.

Die soeben beschriebenen Gebiete, einschließlich der Landschaft Katanga, bilden mittels der angeführten Straßen die dritte und wichtigste Handelszone des Sambesi. Diese umfaßt somit ganz ungeheure Länderstrecken, die Entfernungen sind nach unseren Begriffen kolossal und die Kosten der zeitraubenden Transporte enorm. So beträgt z. B. die Fracht für Güter von Chinde nach dem Mweru 75 Pd. Sterl. für die Tonne. Ebenso hoch ist der Passagepreis für eine Person. Trotz dieser Höhe der Preise muß bis jetzt der beschriebene Weg gewählt werden, weil es eben noch keinen anderen gibt. Zuerst aber und in nicht gar ferner Zeit wird von dieser Handelszone die Landschaft Katanga abbröckeln, weil die Eisenbahn des Herrn Williams, der auch zugleich die Kupferminen der Landschaft ausbeutet, eine bequemere, schnellere und billigere Kommunikation bieten wird. Zugleich ist der Kongostaat bereits im Begriff, von Stanleyville aus durch Eisenbahnen die nicht schiffbaren Strecken des Lualaba zu umgehen und eine Verbindung mit Katanga zu eröffnen.

Eine noch weit gefährlichere Konkurrenz für die Sambesiroute würde eine deutsche Eisenbahn von Kilwa nach dem Nordende des Nyassa und von da nach der Südspitze des Tanganika bilden. Selbst nach dem Ur-

teile der enragiertesten englischen Deutschenfresser würde der gesamte Handel aus dem ganzen Norden von North Eastern Rhodesia, aus der größeren und nördlichen Hälfte von British Central Africa bis nach Fort Johnston hinab und aus dem Osten des Kongostaats, soweit er an den Tanganika angrenzt, sich der Kilwabahn als des schnellsten Kommunikationsmittels bedienen. Leider ist eine solche Bahn vorläufig noch Zukunftsmusik (und damit rechnen unsere lieben Vetter jenseit der Nordsee), obgleich das rührige Kolonialwirtschaftliche Komitee in Berlin mit richtigem Blick für die wahren Bedürfnisse unserer ostafrikanischen Kolonie bereits eine Expedition zur Prüfung der Rentabilität der Kilwabahn entsandt hat.

Um nun einen eventuellen Vorsprung in der Konkurrenz zu gewinnen für den Fall, daß einmal deutscherseits die Kilwabahn gebaut werden sollte, und um durch Herabsetzung der Transportkosten für die Güter, sowie durch schnellere Kommunikation mit dem Inneren den Handel der dritten Zone für den Sambesi zu erhalten, haben die Engländer vor etwa Jahresfrist den Bau einer Eisenbahn von Chuanga nach Fort Johnston begonnen. Ausschlaggebend für dieses Projekt war die Unzuverlässigkeit in der Schiffbarkeit des Shire. In normalen Jahren konnten die Dampfer mit ihren Leichtern stets bis Chiromo gelangen und während eines großen Teiles des Jahres bis Katunga. In den letzten beiden Jahren jedoch verursachten Trockenheit und Mangel an Regen einen derartig niedrigen Wasserstand im Flusse, daß die Dampfer schließlich nicht einmal Port Herald, geschweige denn Chiromo erreichen konnten und die Strecke von Chiromo nach Katunga selbst nicht mehr für Hausboote oder Leichter fahrbar war. Stellenweise war die Dürre so groß, daß die Neger ihren Chimanga (Mais) direkt im Flußbett bauten, nur um noch von der letzten Feuchtigkeit zu profitieren; auf dem Lande selbst war bereits die ganze Ernte verdorrt.

Ursprünglich war Chiromo als Ausgangspunkt für die Bahn geplant gewesen, aber die Erfahrungen der letzten Jahre veranlaßten die Engländer, bereits in Chuanga, hart an der Landesgrenze, zu beginnen, bis wohin der Fluß das ganze Jahr hindurch und unter allen Umständen schiffbar ist. Das Stück von Chuanga nach Chiromo unterliegt auch keinerlei Terrainschwierigkeiten, da die Strecke absolut eben ist und keine Flüsse zu passieren sind. Die einzige ernsthafte Schwierigkeit, mit der die Ingenieure zu rechnen haben, liegt in der Gefräßigkeit und Zerstörungswut der massenhaft auftretenden weißen Ameisen, die fast keine einzige einheimische Holzart verschonen, wodurch die Solidität des ganzen Unterbaues in Frage gestellt wird. Es müssen daher mit enormen Kosten die Schwellen aus einer Art Eisenholz aus Nordamerika bezogen werden. Gebaut wird die Eisenbahn durch die British Central Africa Company, die sich der britischen Regierung gegenüber verpflichtet hat, sie in 5 Jahren bis Blantyre fertigzustellen und später bis Fort Johnston weiterzuführen. Für jede vollendete Meile erhält die Gesellschaft außer der staatlichen Zinsgarantie eine gewisse Anzahl Acres Landes zu beiden Seiten der Bahn. Dies wird allein für die Strecke bis Blantyre fast 600000 Acres ergeben, und die Bahnleitung hofft durch den Verkauf eines Teiles an Private ein hübsches Sümmchen zu erzielen.



Abb. 7. **Blick auf den Ruofluß an der Straße von Chiromo nach Blantyre.**

Nachdem die Bahn bei Chiromo den Shire gekreuzt, begleitet sie den Ruo (Abb. 7) einige Meilen weit auf dessen rechtem Ufer in absolut ebenem Gelände. Dann aber gilt es, das Shirehochland zu erklimmen, eine Aufgabe, die nicht zu den leichten gehört; denn man kann sich kaum ein regelloseres Terrain vorstellen als dasjenige, auf welchem der Zugang erzwungen werden muß. Ursprünglich bestand die Absicht, die Linie weiter östlich zu führen bis zu den Abhängen des etwa 9000 Fuß hohen Mlanjeberges, der, auf ungeheuer breiter Basis stehend, bis zur Höhe von 6000 Fuß ziemlich regelmäßig und allmählich ansteigt, um sich erst dann schroff zur Kuppe zu erheben. So glaubte man, daß es möglich sein würde, in schiefem Anstieg auf diesem Abhang die Bahn zu einer ziemlichen Höhe zu führen. Aber stellenweise ist die Abschüssigkeit des Bodens eine so starke, daß selbst sehr kräftige Lokomotiven nur mühsam sich selbst, von angehängten Wagen ganz zu schweigen, hinaufschleppen würden.

Nach einer genaueren Durchforschung des Landes hofft man jetzt eine günstigere Trasse entdeckt zu haben,

die einerseits nicht die Überbrückung so vieler Schluchten erfordern würde, anderseits aber größere Planierungen und Abtragung ganzer Anhöhen nötig macht. Letzterer Umstand ermöglicht indessen eine geringere Durchschnittssteigung. Diese Trasse durchschneidet das ganze Land ziemlich genau in der Mitte und läßt das Mlanjegebiet, das bereits recht ansehnliche Plantagen aufweist und sich vor allem durch Reichtum an wertvollen Nutzhölzern auszeichnet, leider ganz unberührt. Welche von diesen beiden Routen definitiv gewählt wird, ist noch nicht gewiß. Sobald die Bahn die volle Höhe des Plateaus erreicht hat, sind die sich noch darbietenden Schwierigkeiten die gewöhnlichen, da der um Blantyre sich rings herum ziehende Bergkranz von breiten und ziemlich regelmäßigen Tälern durchschnitten wird.

Wie bereits angedeutet, ist der kontraktliche Abschluß vorläufig nur bis Blantyre festgelegt. Auf jeden Fall wird aber die Bahn, sei es durch die Gesellschaft, sei es durch die Regierung selbst, bis Fort Johnston fortgeführt werden. Denn wenn auch die Strecke Blantyre — Mpimbi, die jetzt durch Träger zurückgelegt wird, im wesentlichen bergab geht, was von Bedeutung ist, solange es sich nur um Import handelt, und wenn auch die Schiffbarkeit auf dem oberen Shire im allgemeinen zuverlässiger ist als auf dem Unterlaufe, so muß man vor allem berücksichtigen, daß die Rentabilität der Bahn nicht allein von dem Import, auch nicht von dem Export aus British Central Africa, sondern ganz besonders von der Größe des Transits von und nach dem Hinterlande des Nyassa und sogar des Tanganika abhängt.

Welche Vorteile in bezug auf Schnelligkeit diese Bahn bieten wird, zeigt eine Übersicht über die Zeiten, die für den Transport von Gütern benötigt werden.

Von Chinde mit dem Dampfer nach Chuanga 3 Tage. Von Chuanga in der guten Jahreszeit mit dem Dampfer nach Chiromo 2 Tage. Liegezeit in Chiromo (Zollabfertigung und Warten auf weitere Transportgelegenheit) 2 bis 8 Tage. Von Chiromo bis Katunga 2 bis 3 Tage. Aufenthalt daselbst 1 bis 2 Tage; Transport durch Träger nach Blantyre 2 bis 8 Tage. Aufenthalt in Blantyre 2 bis 3 Tage; Transport bis Mpimbi 3 bis 8 Tage. Aufenthalt daselbst bis zur Einschiffung 1 bis 3 Tage; von da mit dem Dampfer nach Fort Johnston 2 bis 3 Tage. Der gesamte Transport von Chinde nach Fort Johnston würde also im günstigsten Falle, wenn alles klappt, 4 Wochen in Anspruch nehmen; man rechnet gewöhnlich 6 Wochen und in der trockenen Saison, wenn die Güter schon ab Chiromo, oder gar noch vorher, durch Träger befördert werden müssen, 3 bis 4 Monate oder noch länger, falls allzu großer Trägermangel herrscht. Für den Bahntransport dürfte man höchstens 8 Tage ansetzen, also für die ganze Strecke äußerstens 12 Tage. Diese Zahlen sprechen für sich selbst und bedürfen keiner weiteren Erörterung.

Um den Eingangs dieser Zeilen geschilderten Zeitverlust einer Umladung in Beira zu vermeiden, plante die portugiesische Regierung neuerdings den Bau einer Eisenbahn von Quelimane nach dem Ruo mit Anschluß an die britische Shirebahn. Allerdings würden die Frachten gegenüber dem Sambesiwasserweg verteuert, aber die Kommunikation mit Europa um etwa 14 Tage verkürzt, da Ozeandampfer mit 4000 Bruttoregistertons Größe bequem in Quelimane einlaufen und dort die Ladung direkt aus der Eisenbahn ohne Umladung einnehmen könnten. Für die Beförderung geringwertiger Stapelartikel wird diese Bahn, die schon in das Stadium der Verwirklichung getreten ist, dem Sambesi keinen Abbruch tun. Sie ist aber für uns Deutsche ein beschämendes Beispiel, wie ein so kleines, geldarmes Land, wie Portugal, uns in der Erschließung der Kolonien vorangeht.

Fassen wir alles Vorgesagte zusammen, so sehen wir, daß die nächsten zehn Jahre für die bisherigen Handelszonen des Sambesi eine großartige Vermehrung der Eisenbahnen bringen werden und damit eine teilweise Ablenkung des Handes in andere Geleise. Seine Bedeutung als billige Wasserstraße für einen großen Teil seines bisherigen Gebietes wird der Sambesi aber für alle Zukunft behalten.

Der deutsche Kolonialetat für 1905.

Aus dem mit einer Reihe von Denkschriften versehenen neuen Kolonialetat ist das Wesentlichste durch die Tagespresse mitgeteilt worden, und vornehmlich die Summen sind im einzelnen wie im ganzen bekannt. So gewaltig die Schlußziffern des Etats durch ihre Höhe gegen die Beträge der vorangehenden Jahre abstechen, so wenig läßt sich trotzdem über ihn sagen. Die vielen Millionen, die da als Zuschuß verlangt werden, sie entfallen bis auf einen geringfügigen Bruchteil auf die Deckung der Kosten des südwestafrikanischen Aufstandes, für die Entwickelung der Kolonien selbst fällt diesmal ebensowenig ab wie seither. Ein Vorwurf läßt sich daraus für die Kolonialverwaltung nicht ableiten; die schlechte Finanzlage des Reiches in Verbindung mit der hohen Rechnung für Südwestafrika mußte es ihr nahelegen, nur das Allernötigste zu fordern, nur gerade so viel, daß einer Verschlechterung der Verhältnisse in den Kolonien vorgebeugt wird. So bietet der neue Kolonialetat trotz seiner exorbitanten Höhe nur wenig Anlaß zur Erörterung. Auf ein paar Einzelheiten sei hier indessen verwiesen.

Südwestafrika. Ein Teil der Kosten des Aufstandes soll durch einen Nachtrag zum Etat für 1904 gedeckt werden. Dieser Nachtrag hat eine Höhe von 76,6 Millionen Mark, von denen 73,6 auf Südwestafrika entfallen. 62 Millionen Mark verlangt das Expeditionskorps. 1,5 Millionen sind dritte Rate zur Wiederherstellung der Bahn Swakopmund — Windhuk, 1,75 Millionen sollen zur Beschleunigung des Ausbaues der Otawibahn bis Omaruru dienen. Der Bau, der im militärischen Interesse liegt, sollte vertragsmäßig bis zum 31. Dezember 1904 betriebsfähig fertig gestellt sein. 5 Millionen sind — außer den bereits früher bewilligten 2 Millionen — zur Hilfe für die geschädigten Ansiedler bestimmt, 2,2 Millionen als erste Rate für die Wiederherstellung der Hafenanlage in Swakopmund und 200000 M. zu Vorarbeiten für eine Bahnverbindung Windhuk — Rehoboth. Man will also versuchen, den bisher einzigen Zugang von der See unter allen Umständen in verkehrsfähigem Zustande zu erhalten; aber die Ausgaben dafür werden sehr hoch werden, ohne daß man die Gewähr hat, daß etwas von Bestand geschaffen wird. Die neue Bahn ist die erste Teilstrecke einer Linie Windhuk — Keetmanshoop, die aus militärischen wie wirtschaftlichen Gründen für notwendig erklärt wird. Mit der Vorbereitung der Pläne und Kostenanschläge ist schon durch die Firma Koppel begonnen worden. Die Bahn soll Kapspur erhalten.

Die weiteren Mittel für das Expeditionskorps werden in einem außerordentlichen Etat für das südwestafrikanische Schutzgebiet mit 18,7 Millionen Mark gefordert.

Demgegenüber beträgt für dieses Schutzgebiet der Reichszuschuß für die üblichen Verwaltungsausgaben nur 6 769 400 M. (gegen das Vorjahr + 1 480 950 M.), während die eigenen Einnahmen auf 1 710 800 M. (— 1 009 000 M.) veranschlagt sind. Nur ganz geringfügige Summen dienen der wirtschaftlichen Fortentwickelung, nämlich 300 000 M. für Wege, Wasserbohrungen und Staudämme, 60 000 M. für Einführung von Zuchttieren (Wollschafe und Angora).

Ostafrikas Etat balanciert mit 9 257 960 M. (— 378 760 M.), und zwar sollen die eigenen Einnahmen 4 394 404 M. (+ 938 921 M.) betragen. Die Militärstation Ssongea soll Bezirksamt werden. Eine erhebliche Vermehrung des Forstpersonals wird durch die fortschreitende forstliche Entwickelung nötig. Es ist nämlich die Schaffung großer Waldreservate aus vorhandenen Beständen und durch Aufforstung neuer Gebiete beabsichtigt. Über Brennholzlieferungen aus den Beständen am Victoria Nyansa für die dortigen englischen Dampfer sind Verträge geschlossen worden. Für den Ausbau von Straßen sind 300 000 M. eingestellt. Über dieses Thema verbreitet sich eine besondere Denkschrift betreffend den Ausbau eines Wegenetzes zwecks Hebung der Produktionsfähigkeit im Interesse europäischer Besiedelung, mit der vielleicht bald ein ernstlicher Versuch gemacht wird, und im Interesse des Bergbaues. Was letzteren anlangt, so erfährt man aus der Denkschrift von „reichen" Goldfunden in Iramba und von „bedeutenden" Goldfunden in Ussongo und Ussinja (am Victoria Nyansa). In Aussicht genommen sind folgende Straßen: Mombo (Usambarabahn) — Kilimandscharo 200 km, Korogwe — Kondoa — Irangi 250 km, Morogoro — Kilossa — Mpapua 150 km, Kilossa — Irangi 200 km, am oberen Rufidschi 150 km, Lindi — mittlerer Rovuma 200 km, Victoriasee — Usumbura 300 km, Muansa — Tabora (35 000 Einwohner!) 300 km, Langenburg — Bismarckburg 300 km. Die Kosten sind auf 10 800 000 M. veranschlagt, die man in 18 Jahren verwenden will; im Jahre 1905 aber nur jene 300 000 M. für die Strecke Mombo — Kilimandscharo. Das Tempo ist ein entsetzlich langsames, und das Ganze mutet uns etwas komisch an. Man darf aber wohl damit rechnen, daß dieser bescheidene Verlegenheitsplan sich sehr bald ändert.

Der Etat von Kamerun beläuft sich in Einnahme und Ausgabe auf 4 484 717 M. (+ 398 717 M.), wobei die eigenen Einnahmen auf 2 728 200 M. (+ 47 000 M.) veranschlagt sind. Jaunde soll Bezirksamt, Jabassi Station und Njanga Nebenstation werden. Joko ist an die Zivilverwaltung übergegangen, dasselbe wird mit der Residentur in Kusseri geschehen. Ngaumdere erhält eine Unterresidentur. Die Polizeitruppe wird um 100 auf 500 Mann erhöht, weil die Schutztruppe von den Aufgaben der Verwaltung entlastet und für rein militärische Zwecke verfügbar gemacht werden soll.

Über die übrigen Schutzgebiete ist kaum etwas zu bemerken. Abgesehen von dem reichlicher ausgestatteten Togo genügen die ausgeworfenen Summen gerade zum Weitervegetieren. Die Zahlen sind: Togo: Einnahme und Ausgabe 5 265 640, darunter in Einnahme als zweite Rate des Reichsdarlehns für die Eisenbahn 3 600 000 M. Ein Reichszuschuß wird nicht verlangt. — Neuguinea 1 175 556 M. (+ 159 556 M.); eigene Einnahmen 323 120 M. Auf Bougainville soll eine Station mit 50 Polizisten angelegt werden, damit den Kämpfen zwischen Ufer- und Bergbevölkerung entgegengetreten wird. Eine andere Polizeistation will man in Rabaul anlegen. — Karolinen, Palaus, Marianen 345 125 M. (+ 16 525 M.); eigene Einnahmen 184 030 M. — Samoa 616 360 M. (+ 30 360 M.); eigene Einnahmen 394 210 M. (+ 43 660 M.).

Die „Pachtung" Kiautschou beansprucht von der Summe, die für die Kolonien aufgewendet wird, nach wie vor den Löwenanteil. Ihr Etat balanciert mit 15 296 000 M. (+ 2 077 000 M.); darunter sind 14 660 000 M. (+ 2 077 000 M.) Reichszuschuß. Der Reichszuschuß für sämtliche Kolonien und für ordentliche Zwecke beträgt diesmal 29 285 154 M. (+ 2 516 317 M.)

Erwähnenswert wäre noch ein Versuch der Kolonialverwaltung, den Klagen darüber abzuhelfen, daß unsere Kolonialbeamten sich verantwortungsvollen Aufgaben in den Schutzgebieten häufig nicht gewachsen zeigen. Man fordert nun die Mittel für die systematische theoretische und praktische Ausbildung von zehn jungen Leuten für die Verwaltung Deutsch-Ostafrikas und denkt dabei vorzugsweise an die Stellungen der Bezirksamtmänner und Stationsleiter. Es ist möglich, daß damit Nutzen gestiftet wird. Viel mehr aber würden wir uns von einer fundamentalen Änderung der Prinzipien versprechen, nach denen unsere Kolonialbeamten ausgewählt werden. Hier wäre einfach nach dem Grundsatze zu handeln: Man soll das Gute nehmen, wo man es findet. Praktische erfahrene Leute, seien es nun Offiziere der Schutztruppe oder Kaufleute oder Männer der Wissenschaft oder Landwirte oder Forstleute, gehören auf die höheren verantwortlichen Posten draußen, das Gouvernement mit eingeschlossen, und nachher, wenn sie in der Kolonie nicht mehr arbeitsfähig sind, können sie sich in der Verwaltung daheim immer noch viel nützlicher erweisen als die üblichen Geheimräte. Unsere kolonialen Konkurrenten verfahren da nach viel vernünftigeren Prinzipien. Sir Harry Johnston, der nachmalige High Commissioner von Uganda, z. B. suchte vor 20 Jahren noch Pflanzen und Insekten am Kilimandscharo. Oder Sir William McGregor. Und man vergleiche mit diesen Männern einige unserer Gouverneure, an denen man keine anderen Vorzüge entdecken kann, als daß sie die übliche Verwaltungsbeamtenlaufbahn hinter sich haben! H. Singer.

Der Hostamm in Deutsch-Togo.

Von K. Fies. Bremen-Oslebshausen.

Mit 6 Abbildungen.

Wenn man sich von Lome, dem wichtigsten Punkt an der deutschen Togoküste, in nordwestlicher Richtung landeinwärts wendet, stößt man nach etwa 28 Wegstunden, in der Mitte zwischen dem siebenten und achten Breitegrad, auf den Hostamm, der das dem sanft ansteigenden Taviewegebirge vorgelagerte wellenförmige Hügelland bewohnt. Die vier Ortschaften Wegbe, Achlicha, Banyakoe und Achoe-Cheve liegen nahe beieinander, die Zahl ihrer Einwohner beläuft sich auf 1800 bis 2000 Seelen. Die Hoer gehören zu den geistig und körperlich gut beanlagten Ewe-Negern, die den südlichen und mittleren Teil des deutschen Togogebietes bewohnen.

Es ist nicht zu leugnen, infolge des Vordringens des Christentums und der christlichen Kultur, der Verwirk-

lichung der deutschen Herrschaft, wie der lebhaften Handelsbeziehungen der Stämme untereinander und mit den Europäern ist eine neue Zeit im Anbruch. So manches von den früheren Sitten und Gebräuchen geht verloren, neue Ansichten greifen Platz, die Jungen wissen schon nicht mehr, wie es früher war; die Alten, die der religiösen, sozialen und politischen Umwälzung keinen Einhalt gebieten können, schütteln verwundert die Köpfe und sagen: Xexeme etro, das heißt die Welt hat sich umgedreht.

Angesichts dieser Tatsachen ist es vielleicht kein nutzloses Beginnen, wenn ich im folgenden meine in den Jahren 1890 bis 1898 über den Hostamm gesammelten Notizen verarbeite. Infolge meiner achtjährigen Tätigkeit als Missionar unter diesem und den umliegenden Stämmen, infolge des täglichen Umganges mit dem Volk, des Eindringens in seine Sprache und nicht zum wenigsten infolge vieler wohlgelungener Heilungsversuche bei Kranken war es mir möglich, in das private und öffentliche Leben der Hoer tiefe Blicke zu tun. An Regentagen und in stillen Abendstunden saß ich oft mit alten Leuten, Christen und Heiden, zusammen und ließ mir auf gestellte Fragen erzählen. Die so gesammelten Notizen schlummern seit Jahren in meinen Notizbüchern. Die folgende Verarbeitung soll eine kurze, zusammenhängende Darstellung des geschichtlichen, religiösen, sittlichen und sozialen Lebens des Hostammes sein. Im großen und ganzen gelten die Ausführungen auch für die übrigen Ewestämme in Deutsch- und Englisch-Togo.



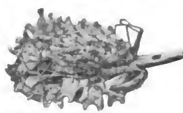


Abb. 1. **Kriegstrommel und Kriegstrompete, Ho.**

Die Heimat der Hoer, wie die der Ewestämme überhaupt, ist Notschie, östlich vom Aguberg gelegen. Wenn ein Kind geboren wird, sagt man heute noch, seine Seele komme aus Notschie. Hierhin sollen die Ewe, wie ihre Väter ihnen erzählt haben, von Adele im tiefen Norden eingewandert sein. In Notschie wohnten sie mit den Dahome und Akwamu zusammen. Infolge von Streitigkeiten zogen jene nach Osten ins heutige Dahome, diese nach Westen in die Voltaniederung.

Nach ihnen räumten auch die Ewe das Land. Die Sage erzählt, daß es Streitigkeiten waren, die sie zur Auswanderung veranlaßten. Eines Tages sei der König Amisadi von Atando gekommen und habe um eine Angloerin geworben. Er erhielt sie zur Frau, und sie gebar ihm einen Sohn, den er Sri nannte. Als dieser zum Jüngling herangewachsen war, starb sein Vater Amisadi. Da er keine Bestimmungen über seinen Nachfolger getroffen hatte, so entbrannte unter seinen Söhnen ein heftiger Streit über die Nachfolgerschaft, bis schließlich Sri den Königsstuhl mit Gewalt an sich riß und zu den Angehörigen seiner Mutter, den Angloern, nach Notschie floh. Die Angloer und die übrigen Ewestämme, die bis dahin noch keinen König hatten, nahmen Sri freudig auf und machten ihn zu ihrem König. Aber auch jetzt noch wohnten sie friedlich neben den Notschie, bis eines Tages der Sohn des Notschiekönigs den kleinen Sohn des Sri beim Spiel verwundete. Sri nahm seinen Sohn und versteckte ihn. Gleichzeitig nahm er einen anderen Knaben, der eben gestorben war, und machte den Notschiekönig glauben, sein Sohn sei an der Verwundung gestorben. Die Blutrache nahm ihren Lauf, und der Sohn des Notschiekönigs wurde getötet. Der Betrug drang jedoch später in die Öffentlichkeit, und Sri mußte bekennen, den Notschiekönig hintergangen zu haben. Dieser wurde nun sehr zornig und verlangte, daß der Sohn des Sri unter allen Umständen getötet werden müsse. Da trat das Volk der Ewe wie ein Mann zusammen und bat den Notschiekönig, von seinem Vorhaben abstehen zu wollen. Zugleich verpflichtete es sich, alles zu tun, was er je von ihnen verlangen sollte. Da befahl er ihnen, daß sie Lehm, mit Dornen und Kaktusstacheln vermischt, für seinen Palast treten sollten. Obgleich er damit etwas fast Unmögliches von ihnen verlangte, so taten sie es doch. Als er aber dazu noch forderte, daß sie ihm aus Kaktus und Dornen Seile flechten sollten, damit er den Palast, den sie ihm bauten, vollenden könne, da wurden sie ärgerlich und zogen vor, Notschie zu verlassen, um der Tyrannei des Notschiekönigs zu entgehen.

Es war natürlich nicht möglich, daß die sämtlichen Stämme auf ihrer Wanderung beieinander blieben, daran hinderte sie schon allein die Frage der Beschaffung des Unterhaltes. Vielmehr zogen die einzelnen Familien und Stämme für sich ihre Straße. Daher kommt es, daß sie über einen ziemlich weiten Landstrich sich zerstreut haben, und daß zwischen den Ewestämmen sich hier und da fremde Bestandteile haben eindrängen können. Auf der anderen Seite ging selbstverständlich die Wanderung nur langsam vor sich. Sie hatten ein wegloses Gebiet vor sich, bewohnt von wilden Tieren, wie Löwen, Leoparden, Elefanten usw. Mit Pfeil, Bogen und Steinbeilen bahnten sie sich den Weg. Hatte ein Häuflein sich irgendwo niedergelassen und es stellte sich heraus, daß die Boden- und Wasserverhältnisse nicht günstig waren, so wanderten sie weiter und suchten sich besseres Land. So sind die Angloer schließlich bis zur Küste vorgedrungen, wo das Meer ihrem weiteren Vordringen Einhalt gebot. Der Adaklustamm folgte dem Lauf des Todschieflusses, in dessen Tal sich einzelne Gruppen niederließen, die Mehrzahl jedoch siedelte sich am Fuße des Adakluberges an. Kpengoe, Akoviewe, Ho und Sokode wählten die fruchtbaren Strecken am Fuße des Taviewegebirges, Awudome und Peki wandten sich noch weiter westwärts, zahlreiche andere Gruppen siedelten sich weiter im Innern auf den Gebirgen und in den fruchtbaren, wasserreichen Tälern an. Hatten die Ansiedler sich einen guten Wohn-

sitz ausgesucht, so betrachteten sie natürlich die ganze Umgebung als ihr Eigentum. Leider haben sich unter diesen Verhältnissen die Stämme im Innern sehr zersplittert und verästelt und den Zusammenhang untereinander derart verloren, daß Stammesfehden unter ihnen nicht selten sind. Der Anglostamm an der Küste dagegen, wiewohl auch er in eine Anzahl von Familien geteilt ist, bleibt stets ein geschlossener Stamm. Der Grund für diese Erscheinung liegt darin, daß der König der Ewestämme zum Anglostamm gehörte und mit diesem zog. Er bildete den Mittelpunkt seines Stammes und hielt ihn zusammen, so daß die Angloer stets als eine geschlossene Macht auftraten. Daher ist es ihnen erspart geblieben, jemals das Joch der Fremdherrschaft zu tragen, während die Inlandstämme zunächst dem König von Asabi, Okansa, und nach ihm, von 1733 bis 1833, den Akwamu tributpflichtig wurden. Erst unter der drückenden Herrschaft der letzteren haben auch sie den Wert einheitlichen Zusammenschlusses kennen und schätzen gelernt. Die Hoer waren mit die ersten, die unter Führung der Pekier das harte Joch der Akwamu abschüttelten.

Noch tapferer hat der kleine Hostamm im Asantekriege gekämpft. Die Akwamuer riefen nach ihrer Niederlage 1833 und später wiederholt die Asante zur Hilfe, um die abtrünnig gewordenen Ewestämme im Inlande zu züchtigen. Von 1869 bis 1874 wütete der traurige Asantekrieg. Peki hat in ihm eine zweifelhafte Rolle gespielt; der König bot seine Leute und die mit ihm verbündeten Stämme zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind auf. Obgleich der Pekikönig Ende Mai vollständig zum Kriege gerüstet bereit stand, so gelang es den Asante doch — wahrscheinlich durch Verrat des Königs — Peki ohne Schwertstreich zu nehmen. Diese Tatsache bedeutete für die anderen Stämme eine vollständige Niederlage. Dem Hokönig ließ der Pekier sagen, er möge zu Hause bleiben und gut aufpassen, damit die Asante nicht einen unerwarteten Einfall in Ho machten. Es zeugt von dem guten Einvernehmen zwischen den Hoern und den unter ihnen weilenden Missionaren, daß, als diese Nachricht in Ho eintraf, der König diesen erklärte, jetzt nichts mehr für sie tun zu können, und sie bat, zu fliehen, da er selbst genötigt sei, sich zurückzuziehen. Obgleich der Adaklustamm im Süden, die Taviewer und Matser im Norden sich den Asante angeschlossen hatten, blieb Ho fest. Am 26. Juni 1869 besetzte der Feind die Missionsstation Ho. Gegen 4 Uhr nachmittags krachte ein Schuß. Die Hoer hatten den Feind nicht so nahe geglaubt und darum auch nur teilweise ihre Frauen und Kinder geflüchtet. Einzelne Frauen waren eben mit Fufustampfen und Kochen beschäftigt; schnell verhalfen ihnen die Männer zur Flucht und griffen dann nach ihren Gewehren. Zwischen der Station und dem Dorfe Wegbe, nur etwa 100 Schritte von diesem entfernt, kam es zu einem erbitterten Kampf, in dem der kleine Haufe der Hoer wie rasend kämpfte, aber der Übermacht des Feindes doch schließlich weichen und sich auf dem Wege nach Kpengoe zurückziehen mußte. Diesen Abend haben die Hoer nicht vergessen, sie nennen ihn Hotowo we fiẽ-Abend der Hoer. Wenn seitdem ein Stammesgenosse eine wichtige Sache hat und schwört einen Eid, so schwört er beim „Ho-Abend". Er schwört diesen Eid nur im äußersten Notfalle und muß ihn unter allen Umständen halten oder, wenn er ihn nicht hält, mit einer ansehnlichen Summe bezahlen. Ich erinnere mich eines Mannes, der mit seinen Nachbarn Streit bekam. Im Zorn schwur er beim „Ho-Abend", daß er in seinem Dorfe nicht mehr schlafen werde. Ruhig geworden, bereute der Mann den Eid, gern wäre er dageblieben bei Frau und Kindern; aber mit Tränen in den Augen sagte er: „Ich habe geschworen und muß meinen Eid halten." Schweren Herzens zog er weg und siedelte sich unter einem anderen Stamme an. Nach diesem feindlichen Zusammenstoß der Hoer mit den Asante wurden sämtliche Hodörfer und die Missionsstation vom Feinde niedergebrannt. Im Verein mit den Agotime und anderen griffen die Hoer schon am 8. Juli wieder den Feind an und brachten ihm schwere Verluste bei. Aus diesen Gefechten stammen auch wohl die erbeuteten Asanteschädel, welche die große Trommel schmücken, und die 2 × 9 Kiefer, mit denen die Kriegstrompete eingefaßt ist, wie wir auf der beigegebenen Abbildung (1) sehen. Das tapfere Verhalten des Hostammes in dieser schweren Kriegszeit haben die übrigen Ewestämme ihm nicht vergessen; die Hoer stiegen in ihrer Achtung, während die Pekier ihres traurigen Verhaltens wegen ihr Ansehen eingebüßt haben.

Durch das Eingreifen Englands wurde nach dem Fall von Kumase im Jahre 1874 der Friede an der Küste geschlossen. Die Hoer kehrten nun auch wieder zu ihren Heimstätten zurück, lagen aber noch in bitterer Feindschaft mit Anglo, Adaklu und Taviewe, den früheren Verbündeten der Asante. Der Hokönig hatte in seiner Verbitterung geschworen, daß zu seinen Lebzeiten kein Angloer sein Gebiet betreten dürfe. Durch Vermittelung der Missionare kam es zehn Jahre später, im Jahre 1884, zu einer Aussöhnung zwischen den feindlichen Stämmen. Die Engländer ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen; sie sandten einen Beamten, der den Friedensschluß feierlich bestätigte und zugleich die fraglichen Gebiete der englischen Herrschaft sicherte. Das wäre sicher nicht geschehen, wenn nicht gerade in jenen Tagen Deutschland an der Togoküste festen Fuß gefaßt hätte. Durch den deutsch-englischen Vertrag vom 1. Juli 1890 wurde auch Ho deutsch. Die Hoer nahmen, nach bei den Missionaren eingeholtem Rat, gern die deutsche Flagge an. Der damalige Landeshauptmann v. Puttkamer setzte in feierlicher Versammlung den Hokönig (Abb. 2) als Oberhaupt über die umliegenden Stämme ein.

Nach dieser geschichtlichen Ausführung werfen wir einen Blick in das religiöse Leben der heidnischen Hoer. Nach allem, was die Leute erzählen, haben ihre Vorfahren noch keine Priesterherrschaft und auch kein solches Heer von Göttern gekannt. Der Hausvater versah in den Familien das Priesteramt. In Krankheitsfällen bat man wohl zuweilen einen älteren Mann aus der Verwandtschaft oder Nachbarschaft, ein Gebet zu sprechen. Nach den Beobachtungen der Eingeborenen hatte das oftmals Erfolg. Diese Leute gewannen nach und nach an Ansehen, wurden im ganzen Stamm und darüber hinaus bekannt und sehr oft um ihre Hilfeleistung gebeten. Daß diese von der Gottheit ganz besonders bevorzugten Menschen sich für ihre Vermittelung beschenken ließen, liegt auf der Hand, und ebenso klar ist es, daß manch einer sich um dieses an Ansehen und Ehre reiche und pekuniär einträgliche Geschäft bemühte. So kamen die Priester auf und mit ihnen die Unzahl von Göttern; suchte doch jeder Priester seinen Gott, namentlich wenn er von weit her kam, als besonders mächtig und glückbringend anzupreisen. Der Dzinghe-subosubo oder Himmelsdienst ist unter den Hoern wohl der älteste Gottesdienst und hat sich bis heute erhalten. Der Priester des Himmels, den ich sehr gut kannte, ist vor einigen Jahren in Achlicha gestorben; ob sich für ihn bis jetzt ein Nachfolger gefunden, kann ich nicht sagen, möchte es aber annehmen. Im Himmel wohnt Mawu gå, der große Gott, der alles weiß und alles kann. Vom Himmel, der früher auf der Erde ruhte, aber weiter hinaufgerückt

wurde, weil die Menschen mit ihren schmutzigen Händen ihn berührten, kommt Regen und Sonnenschein, ohne den die Erde unfruchtbar bleibt. Der Himmel gibt den Kindersegen, darum weiht man Kinder, oft schon gleich nach der Geburt, dem Himmelsgott, damit sie ihm später als Priester dienen. Wer seinen Namen nutzlos im Munde führt, macht sich strafbar. Hat sich der Priester des Himmels versündigt, so muß ein anderer Priester von auswärts durch eine Sühne das frühere Verhältnis wiederherstellen. In teuren Zeiten und Krankheitstagen ist nach Angabe des Priesters oft eine Versöhnung des Himmels notwendig. Draußen vor dem Dorfe werden dann zwei Pfähle in die Erde gesteckt, deren Spitze man oben durch einen Querbalken verbindet. Der Priester nimmt alsdann ein junges Lamm, hält es gen Himmel und betet: „O, großer Gott, der du in der Höhe wohnst, ich rufe dich an und bitte dich, erhöre mich! Hier bringen wir dir dein Schaf, komm und nimm es von uns in Empfang." Hierauf bindet er das Opferlamm an den Querpfahl wo es unter langsamen Qualen allmählich verendet.

Dem Hoer erscheint auch die Erde als Gott; sie wird als Gemahlin des Himmels gedacht. Sie trägt die Menschen, die bösen und die guten, gibt ihnen Nahrung und Wohnung. Adala in Achoe, Häuptling seines Dorfes und erster Sprecher des Königs, ist Oberpriester der Erde. Glaubt und fühlt ein Hoer, daß er sich an der Erde versündigt hat, so sucht er durch den Priester sein Unrecht zu sühnen. Die Opferhandlung ist überaus ernst. Der betreffende Mann kniet mit einem zwei bis drei Tage alten Ziegenböcklein auf dem Nacken vor dem Priester. Er bekennt diesem seine Sünde und sagt: „Vergib mir, ich habe gefehlt, ich wußte es nicht!" Hierauf nimmt der Priester das junge Tier vom Nacken des Bittstellers, hält es mit beiden Händen in die Höhe und betet: „O, unser Vater, der du den Feind trägst und das Verdorbene aufnimmst, hier dieses Kind kommt am heutigen Morgen zu dir, um dich anzurufen. Es sagt, es habe viele Schmerzen im Körper, und deswegen bringt es dir eine Gabe." Der Ziegenbock ist von jetzt ab der Erde geweiht. Als äußeres Abzeichen dafür bindet ihm der Priester eine Bastschnur um den Hals, und drei Jahre lang ist das Tier ohne menschliche Pflege sich selbst überlassen. Von drei zu drei Jahren feiert der ganze Stamm ein Opferfest, bei dem der inzwischen erwachsene Ziegenbock den Tod erleiden muß. Auf dem Opferplatze graben einige Männer im Auftrage des Priesters eine Grube, füllen sie mit Wasser und drücken dem Tier den Kopf so lange hinein, bis es erstickt. Während der Ziegenbock den Tod erleidet, geben ihm alle Anwesenden Fußtritte und schlagen ihn mit Fäusten und Stöcken. Dabei ist es ihnen sehr wichtig, daß das Tier keinen Ton der Angst und des Schmerzes von sich geben kann: schweigend soll es in den Tod gehen. Sobald dieser eingetreten ist, wird dem Tiere der Hals durchschnitten und das herauslaufende Blut mit Mehl geknetet. Ein Teil davon wird der Erde als Opfergabe vorgesetzt, und den anderen müssen die Anwesenden verzehren. Das Opferfleisch darf gewöhnlich nicht mit Salz und Pfeffer gekocht werden. Den Teilnehmern wird es zur strengen Pflicht gemacht, die Knochen des Tieres nicht zu zerbrechen und sein Fleisch an Ort und Stelle ganz aufzuessen. Den Schluß der Opferhandlung bildet die Bestreichung von Stirn und Schläfen aller Anwesenden mit einem durch den Priester angerührten Brei aus Erde. Damit ist ihnen das äußere Siegel der Versöhnung mit ihrem Gott aufgedrückt. Welch großen Wert sie aber gerade auf dieses Zeichen legen, sieht man daraus, daß viele etwas von dem Schlamm mit nach Hause nehmen für diejenigen ihrer Familienmitglieder, welche an der Feier nicht teilnehmen konnten [1]).



Abb. 2. **König Hosu von Ho.**

Diese Ausführungen lassen uns im Honeger ein tiefes Schuldbewußtsein und ein nicht minder großes und tiefgefühltes Erlösungsbedürfnis erkennen. Es trifft darum auf den Hostamm und die mir bekannten Ewestämme absolut nicht zu, was Woldemar Schütze (Hamburg) sagt: „An ideellen Gütern hat der Neger herzlich wenig aufzuweisen. Ihre Religion ist ein durch Waganga (Medizinmänner) genährter Fetischismus, voll von wüstem Aberglauben, oder ein Ahnenkultus, doch trifft man bei intelligenten Negern oft einen ausgesprochenen Atheismus, um den unsere radikalsten Freidenker sie beneiden könnten [2])." Ein früherer Fetischpriester, der zum Christentum übertrat, erklärte uns, daß er seinem Gott, dem er diente, so unbedingt ergeben war und ihm vertraute, daß er sein Leben für ihn gelassen hätte. Es ist gewiß keine Spielerei und auch kein von obskuren Persönlichkeiten „genährter Fetischismus", wenn die Hoer, bevor sie den ersten Yams von ihren Plantagen einbringen, das Bedürfnis haben, sich der verliehenen Erntegaben würdig zu erzeigen, und daher die ganze Stadt reinigen und den Stammesgöttern die Opfergaben darbringen. An einem von den Häuptlingen und Priestern bestimmten Morgen müssen jedes Jahr vor dem Yamsfest die Frauen die Straßen der Stadt kehren. Der Priester bindet sodann ein Hühnchen und eine Kröte an ein Büschel geweihter Blätter, welches er an einer langen Schnur durch die Straßen der Stadt zieht. Ihm folgt ein Mann mit geweihtem Wasser, der die Straßen und Häuser damit bespritzt. Gleichzeitig muß das Feuer in jedem Herd ausgelöscht werden. Nachdem die Hausfrauen auch ihr ganzes Gehöft sorgfältig gekehrt haben, tragen sie den Unrat mit den erloschenen Kohlen auf einem Holzteller hinaus vor die Stadt, an denselben Platz, wo der Priester das Hühnchen und die Kröte hingeworfen hat. Damit ist die Stadt gereinigt. Nachdem die Götter ihre Opfer erhalten haben, darf die neue Ernte vom Acker in die Stadt gebracht werden. Die Erde beherbergt als fruchtbare Erzeugerin selbst wieder eine Menge Götter; in den Bäumen, in den Quellen, in den Flüssen wohnen diese Geister oder Untergötter, böse und gute. Es ist dem heidnischen Hoer ein ernstes Anliegen, die Gunst dieser Götter zu erlangen, sie zu versöhnen und das Böse zu entfernen.

Der Hoer hat also ein, wenn auch getrübtes Gottesbewußtsein, und fragt man ihn nach der Quelle seiner Gotteserkenntnis, so verweist er uns auf die ihn um-

[1]) Vgl. J. Spieth, Das Sühnebedürfnis der Heiden im Ewelande. Bremer Missionsschriften, Nr. 13.

[2]) Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft. Jahrgang VI, Heft 3.

gehende Natur und vor allem auf sein Gewissen: „Mein Inneres sagt es mir." Dort stehen ihm auch Gesetze geschrieben, welche die Stammeshäupter zu „binden" nicht nötig haben, wie: Die Kinder sollen die Eltern ehren, man soll nicht stehlen, nicht töten, nicht die Ehe brechen, nicht betrügen und die Namen der Götter nicht mißbrauchen. Gewiß bleiben die Hoer weit hinter diesen sittlichen Forderungen zurück, aber die Verfehlungen dagegen werden doch bemessen und bestraft nach dem Maßstab, den ihr Gewissen sie lehrt. Daß der Hostamm nicht auf dem tiefsten sittlichen Niveau steht, möge folgender Fall zeigen, den ich mit erlebt habe und der einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Nach dem Asantekrieg, unter dem Ho, wie wir oben gesehen, ganz besonders schwer gelitten hat, begab sich ein Sprecher des Königs mit einigen Leuten zu den östlich wohnenden Nachbarstämmen, um für Ho zu kollektieren. Man vermutete im stillen, es sei mit Wissen und Willen des Hokönigs und eines Häuptlings geschehen. Dente Komla, so hieß der Kollektant, erhielt auf seine Bitten reiche Spenden an Geld (Kauri), Landeskleidern und Pulver, hatten sich doch die Hoer mit den Asante tapfer geschlagen. Diese namhaften Spenden ließ Dente Komla aber nicht nach Ho, sondern in das benachbarte Kpengoe bringen und dort deponieren. Diese Sachen verschwanden nach und nach, und der Hostamm als solcher ging leer aus. Als einige Hoer anfangs der neunziger Jahre auf ihren Handelsreisen zu jenen Stämmen kamen und für ihre Waren kräftige Preise forderten, ließ man sie merken, daß sie zu Dank verpflichtet wären und allen Grund hätten, bescheidener aufzutreten. Sie forschten der Sache nach und erfuhren die ganzen Betrügereien des Dente Komla. Entrüstet kamen sie nach Ho zurück und erzählten ihren Stammesgenossen, wie ihr guter Name in Mißkredit gekommen sei. Der ganze Stamm wurde alsbald zu einer feierlichen Ratssitzung, zu der auch Abgeordnete der umliegenden Stämme beschieden waren, zusammenberufen. Nach einer zweitägigen Gerichtsverhandlung war der Schuldbeweis gegen den Missetäter klar erbracht und einstimmig der Beschluß gefaßt, den Betrüger aus der Stammesgemeinde auszuschließen. Mittags um 1 Uhr wurden drei Schüsse auf die Sonne abgegeben und dieser damit der Auftrag erteilt, sie solle Mawu sodza, dem höchsten Gott, mitteilen, daß Dente Komla ein Blutmensch sei und nicht mehr in ihrer Gemeinde sein dürfe. Damit war sein Schicksal so fest besiegelt, daß dieses Urteil später niemand mehr zurückzunehmen wagte.

Der König regiert mit seinen Häuptlingen den Stamm, übt mit ihnen das Recht, macht Gesetze mit ihnen und hebt sie wieder auf. In Ho besteht in der Königsfamilie, die in Wegbe wohnt, das Neffenerbrecht. Kleinere Streitfälle werden oft von einem älteren angesehenen Manne des Ortes oder vom Dorfhäuptling beigelegt; es ist so billiger. Wichtige Sachen kommen vor den König, der am Abend vor der Verhandlung durch seine Boten die Häuptlinge, die Kläger und die Beklagten laden läßt. Im Gehöfte des Königs oder auf offener Straße unter Schattenbäumen findet am folgenden Morgen das Palaver statt. Nachdem der Kläger seine Sache ausführlich dargelegt und begründet hat, hört man auch den Angeklagten und etwaige Zeugen. Die Häuptlinge ziehen sich dann zur Beratung zurück oder gehen, wie sie das nennen, Abrewoa gbo, d. h. zur alten (weisen) Frau, um sich Rat zu holen. Haben sie sich geeinigt, so kommen sie zurück, und der Sprecher verkündigt den Urteilsspruch. Die Höhe der Summe, welche der Schuldige zu entrichten hat, wird gleich angegeben; oftmals muß an Ort und Stelle sofort bezahlt werden. Der Unschuldige wird mit weißer Erdfarbe bestrichen. Die Richter teilen sich in die schon bei Einbringung der Klage dem König übergebene Klagesumme — sie beträgt für gewöhnliche Fälle ein Schaf, eine Kiste Branntwein und sieben Mark — und in die zwei Mark, die derjenige zu zahlen hat, dem das Recht zugesprochen wurde. Von den Hoern, die ich kannte, nehme ich es nicht an, aber es kommt doch auch vor, daß sich gewissenlose Richter bestechen lassen. Es ist sehr bezeichnend, daß man die ihnen angebotenen Geschenke sānunana, d. h. Nachtgeschenke nennt, weil sie in der Nacht gegeben werden.

Bei schwierigen Verhandlungen, die das Wohl und Wehe des ganzen Stammes betreffen, oder bei solchen, die politischen Charakter tragen, hat die ganze männliche Bevölkerung, vom 16. Jahr aufwärts, mitzureden. Die soxawo vom 16. bis 30. Lebensjahr, die asafoawo vom 30. bis 50., die ametsitsiwo vom 50. Jahr aufwärts haben alle ihre Vertreter und Sprecher, durch welche sie ihre Gedanken und Meinungen zum Ausdruck bringen. Im Kriege haben die streitbaren Scharen ihre Anführer, asafohene genannt, die sie zum Kampf führen. Bis vor wenigen Jahren wandte man bei besonders „dunklen" Fällen die Gotteswasserprobe und Bahrprobe an, um das nötige „Licht" in die Sache zu bringen [3]). Dank der deutschen Regierung kann sich dieses lichtscheue Treiben, das gewöhnlich die traurigsten Folgen nach sich zieht, nicht mehr halten. In den neunziger Jahren mußte sich ein angesehener Hoer der Gotteswasserprobe unterziehen. Das ihm vom Akato in die Augen gespritzte Gift wirkte, der Mann konnte nicht mehr sehen und war also — schuldig. Er leugnete jedoch hartnäckig (er sollte jemand vergiftet haben) seine Schuld, seine Verwandten traten für ihn ein, und niemand wagte Hand an ihn zu legen. Ein anderer Akapriester spritzte ihm nun ein Gegenmittel in die Augen, das die Wirkung des ersteren negierte, der Mann war sehend und jetzt — unschuldig. Mit der Farbe der Unschuld bestrichen zeigte sich jetzt der Schuldlose hocherfreut dem Hostamm.

Durch die deutsche Regierung ist überhaupt mehr Ordnung und Klarheit in die Rechtspflege gekommen. Todesstrafe dürfen die Eingeborenen nicht mehr vollziehen, das ist Sache der deutschen Regierung, welche die Fälle genau untersucht.

[3]) H. Seidel, „Krankheit, Tod und Begräbnis bei den Togonegern." Globus, Bd. 72, Nr. 2 und 3.

(Schluß folgt.)

Die Schlafkrankheit im Kongogebiet.

Die von der Liverpooler Schule für tropische Medizin zum Studium der Schlafkrankheit nach dem Kongo entsandte Expedition hat einen unter dem 20. September d. J. von den Stanleyfällen datierten Bericht eingesandt, der interessante Einzelheiten über die verheerende Krankheit bietet.

Die Mitglieder der Expedition verließen Leopoldville am 23. Juni an Bord des ihnen von der Regierung des Kongostaates zur Verfügung gestellten Dampfers „Roi des Belges" und erreichten die Stanleyfälle am 15. September. Während der etwa 1000 englische Meilen langen Fahrt wurden eingehende Beobachtungen über die Entstehung und Verbreitung der Schlafkrankheit längs des Kongostromes gemacht.

Die Krankheit wird als eine furchtbare Geißel der Flußanwohner, welche von den oft nur 10 bis 30 Minuten Weges landeinwärts ansässigen Stämmen wesentlich unterschieden sind, bezeichnet. Auf dem Wege von Leopoldville bis Bumba (Bangaladistrikt) war fast keine Örtlichkeit, welche von der Seuche verschont geblieben wäre, auch war der Prozentsatz der Erkrankten beträchtlich. Oberhalb Basoko wurden mit zwei Ausnahmen nur eingeschleppte Krankheitsfälle beob-

achtet, die breite Masse der Bevölkerung war frei von Schlafkranken. In den vom Strom abgelegenen Gebieten — es wurden die Ortschaften Mauata, Tschumbiri, Lisala und Bumba besucht — konnten nur überaus vereinzelte Fälle der Krankheit nachgewiesen werden. Auf Grund dieser Beobachtungen darf gefolgert werden, daß die Erkrankungen sich bisher nur längs der Kommunikationswege, d. h. den Flußläufen folgend, ausgebreitet haben. Die Gepflogenheit, Soldaten und Arbeiter in großer Zahl von einem Teil des Freistaates zu einem anderen zu überführen, hat der Ausdehnung des Krankheitsgebietes naturgemäß erheblichen Vorschub geleistet. So wurden z. B. von 77 in Yalemba untersuchten Leuten vier Eingeborene, welche besonders starke Lymphdrüsen hatten, behufs Drüsenpunktur ausgewählt. Bei zwei von diesen, welche sich bester Gesundheit zu erfreuen schienen, wurde eine Infektion durch Trypanosomabazillen festgestellt. Der eine war drei Jahre zuvor aus Bolobo, wo er ein Jahr lang als Arbeiter tätig war, und welcher Ort durch die Schlafkrankheit stark verseucht ist, heimgekehrt; der andere hatte drei Jahre an Bord eines Dampfers gearbeitet, welcher zwischen infizierten Gegenden verkehrte. Ein dritter krankheitsverdächtiger Mann wurde untersucht, und man fand gleichfalls Trypanosoma vor; er war bereits seit zwei Monaten leidend und ebenfalls vor mehr denn Jahresfrist während 12 Monate in Bolobo tätig gewesen. Auch wurde der Mission von einem zurzeit abwesenden Manne erzählt, der nach längerem Aufenthalte in Bolobo von der Krankheit befallen war. Yalemba, etwas oberhalb Basoko, liegt auf sonst seuchefreiem Gebiet, und die beiden zuletzt zitierten Fälle sind die einzigen im weiten Umkreis bekannten.

Während es früher den Eingeborenen, welche von der Krankheit befallen waren, freistand, in ihre vielleicht noch nicht infizierte Heimat zurückzukehren, ist seit einigen Monaten die Beförderung solcher Kranken auf den Regierungsdampfern untersagt. Bis die Krankheit augenfällig zum Ausbruch gelangt, können Bazillen für Monate und Jahre im Blutkreise sein, ohne das Wohlbefinden des Individiums zu stören. Deshalb sind die Bemühungen der Wissenschaft darauf gerichtet, das Vorhandensein der Krankheitserreger möglichst frühzeitig festzustellen. Die Mission glaubt in der Palpitation der Nackendrüsen ein unfehlbares Mittel in dieser Richtung gefunden zu haben. Wenn mehrere der Nackendrüsen ohne anderweitig erklärliche Ursache zur Größe von 1 bis $1^1/_2$ cm angeschwollen waren, so sind fast ausnahmslos Trypanosoma in der durch Aspirieren vermittelst einer hypodermatischen Spritze aus den Drüsen gewonnenen Flüssigkeit nachzuweisen gewesen. Regelmäßig haben gleiche Untersuchungen des **Blutes** ein negatives Resultat ergeben. Die Wahl der Nackendrüsen findet ihre Begründung in dem Umstande, daß die Leisten- und Oberschenkeldrüsen bei den Eingeborenen für gewöhnlich geschwollen sind. In nicht infizierten Gegenden erreichen die Nackendrüsen nur sehr selten die oben genannten Abmessungen, und wenn in seuchefreien Landstrichen eine Punktur der Drüsen vorgenommen wurde, konnten keine Trypanosoma entdeckt werden.

Als Verbreiter der Krankheitserreger ist mit ziemlicher Sicherheit die Tsetsefliege (*Glossina palpalis*) anzusehen, welche in dem verseuchten Gebiet zwischen Leopoldville und Basoko heimisch ist. Die Mission stieß auf ungeheure Schwärme dieser Insekten; selbst in der Mitte des Stromes, oft 300 bis 400 m vom Ufer entfernt, war es schwer, sich ihrer zu erwehren. Oberhalb von Basoko, also da, wo die Schlafkrankheit nur vereinzelt auftritt, wurden so gut wie keine dieser Fliegen angetroffen.

Es ist zu hoffen, daß es der Wissenschaft auf Grund der eingehenden Studien dieser Mission nunmehr gelingen möge, ein wirksames Vorbeugungs- bzw. Bekämpfungsmittel gegen die besonders Zentralafrika heimsuchende Krankheit zu finden. Said Ruete.

Bücherschau.

Richard Kandt, Caput Nili. Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils. XIII u. 538 S. Mit 12 Abb. u. 1 K. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1904. 8 Mk.

Dr. Kandt hat die wenigen Monate zwischen der Beendigung seiner Mitarbeit an der großen offiziellen Kiwukarte und den Vorbereitungen für seine neue Reise nach Ruanda zur Zusammenstellung dieses Buches aus teils veröffentlichten, teils bisher nicht veröffentlichten Briefen, die er aus Afrika in die Heimat geschickt hatte, benutzt. In jenen Briefen ist viel Subjektives, Empfundenes, und wenig Objektives, das heißt Beobachtetes, enthalten, und so ist denn ein etwas eigenartiges Reisewerk entstanden. Es wendet sich — Kandt betont das im Vorwort auch ausdrücklich — nicht an irgendwelche Fachleute, sondern an einen Kreis, der die Unterhaltung der Belehrung vorzieht; es ist in der Hauptsache ein belletristisches Erzeugnis. Da Kandt es auch als solches betrachtet wissen will, besteht für eine Anzeige in dieser Zeitschrift kaum die Notwendigkeit. Indessen wird wenigstens der Ethnograph an dem Buche nicht ganz vorübergehen dürfen, da manche Kapitel, z. B. die über die Begehung des Westufers des Kiwu, völkerkundliche Beobachtungen enthalten, andere völkerpsychologisch interessante Ausführungen oder vielmehr Plaudereien. Dies und jenes ist auch in rein kolonialer Hinsicht von Belang. Weniger kommt der Geograph auf seine Rechnung, trotz des vielversprechenden Titels „Caput Nili"; sogar die Beweisführung dafür, daß die von ihm gefundene Rukararaquelle der Ursprung des Nils sei, und nicht der Victoria Nyansa, behält sich der Verfasser für später vor. Dagegen ist die Karte sehr willkommen, weil sie — in 1 : 1 000 000 — das erste sichere Bild vom Nordwesten Deutsch-Ostafrikas gibt, wo die geographische Forschung in den letzten Jahren so außerordentlich viel geleistet hat. Noch genauer werden wir es — im gleichen Maßstab — im nächsten Sommer im Reimerschen Kolonialatlas kennen lernen und dann wohl auch bald in 1 : 300 000 in den geplanten Neuzeichnungen der nordwestlichen Blätter der großen Ostafrikakarte. — Mit dem März 1899 schließen die Briefe; über die weitere Tätigkeit Kandts bis zur Rückkehr 1902 erfahren wir nichts.

Das Buch wird manchen enttäuschen, und wir halten es für einen Fehlgriff. Unserer Ansicht nach wäre es besser gewesen, wenn Kandt den „argen Fehler vieler sonst sehr tüchtiger Reisewerke" getrost begangen und den Reisebericht zum Rahmen für die Darstellung seiner Ergebnisse gewählt hätte. War zu einer solchen Arbeit keine Zeit, so hätte Kandt sie bis nach seiner Rückkehr von der neuen Expedition aufschieben sollen. Für diese Zeit ist uns jetzt die wissenschaftliche Monographie über Ruanda (über dieses allein?) in Aussicht gestellt worden, und Kandt erwächst dann die Aufgabe, zu zeigen, daß er nicht nur ein gewandter Feuilletonist ist, sondern seine Reisejahre auch wissenschaftlich ausgenutzt hat. Daß ihm das gelingen wird, ziehen wir übrigens nach seinen Aufnahmen und seiner Veröffentlichung über das Gewerbe in Ruanda nicht in Zweifel. H. Singer.

Dr. C. Velten, Sitten und Gebräuche der Suaheli, nebst einem Anhang über Rechtsgewohnheiten der Suaheli. XII u. 423 S. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1903. 8 Mk.

Der Herausgeber der „Schilderungen der Suaheli" hat uns mit diesem Buche einen neuen wichtigen Beitrag zur Ethnologie der ostafrikanischen Küstenbevölkerung geliefert. Aus Reisewerken, besonders älteren, z. B. denen von der Deckens und Burtons, erfahren wir ja mancherlei über die Suaheli, im allgemeinen aber denkt heute kaum noch ein Reisender, den ja naturgemäß das Innere schnell von der Küste weglockt, an die anscheinend wenig dankbare Aufgabe, sie zu studieren, und was unsere Beamten im Umgang mit der Suahelibevölkerung erfahren mögen, erblickt kaum noch das Licht der Öffentlichkeit. Unter diesen Umständen verdient es besondere Anerkennung, daß Velten während seines Aufenthaltes in Ostafrika einer vielleicht mühsamen und zunächst wenig dankbar erscheinenden Kleinarbeit sich unterzogen hat: der Arbeit, Suaheli zu veranlassen, ihm über ihre Sitten, Gebräuche und Rechtsgewohnheiten alles aufzuschreiben, was sie wüßten. Diese Aufzeichnungen hat dann Mtoro bin Mwenji Bakari, der Lehrer des Kisuaheli am Berliner Orientalischen Seminar, durchgesehen und noch ergänzt, und das Ergebnis ist dieses Buch, das übrigens auch in der Ursprache erschienen ist. Wenn dies und jenes wohl auch aus älteren Quellen bekannt war, so sind anderseits ganze Abschnitte über den geistigen Kulturbesitz dieses Küstenvolkes so gut wie neu, so über Kinderspiele, Anstandsregeln, Geisterglaube, Geistertänze, Krankheiten, Heilmittel usw. Das gilt im ganzen auch von dem Abschnitt über die Rechtsanschauungen, die allerdings nicht mehr als autochthon zu betrachten

sind, sondern eine Mischung aus dem ursprünglichen Stammesrecht und dem mohammedanischen Recht darstellen. Unter dem Einfluß der Araber, der Europäer und des regen Verkehrs mit anderen Stämmen wird sich übrigens auch jener übrige geistige Kulturbesitz schon stark geändert haben, und unverfälschtes Afrikanertum haben wir da wohl kaum vor uns; um so dringender war aber die Notwendigkeit, die heutigen Verhältnisse festzustellen, wie es Velten hier getan hat. Besonders willkommen sind auch die zahlreichen mitgeteilten Lieder. Wiewohl jeder, der sich für die Bewohner unserer Schutzgebiete aus menschlichen oder wissenschaftlichen Gründen interessiert, an dem Buche seine Freude haben wird, so wäre ihm doch auch eine recht rege Aufmerksamkeit unserer afrikanischen Kolonialbeamten zu wünschen, die sich im allgemeinen ja leider nicht allzuviel Mühe geben, in die Psyche ihrer Schutzbefohlenen einzudringen. Sg.

Prof. Dr. Rudolf Fitzner, Deutsches Kolonial-Handbuch. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Ergänzungsband 1904. IV u. 240 S. Berlin, Hermann Paetel, o. J.

Dieser Ergänzungsband des bekannten und als Nachschlagewerk mit Recht geschätzten Fitznerschen Kolonial-Handbuchs enthält ein Verzeichnis der Kolonialbehörden in Deutschland und Übersichten für die verschiedenen Schutzgebiete mit Bezug auf Bevölkerung, Handel, Schiffsverbindungen, Etat, Kolonisationsgesellschaften, Personalien usw., ferner eine Liste der kolonialen Gesellschaften in Deutschland und der Missionsgesellschaften. Besonders umfassend sind die Personalien, amtliche und private. Der Bearbeiter ist sicherlich bemüht gewesen, alle Rubriken auf dem laufenden zu halten und nach Möglichkeit das Neueste zu bieten. Allein Vollkommenheit ist hier ein Ding der Unmöglichkeit, weil die Verhältnisse sich stetig ändern. Freilich finden sich auch Angaben, die schon längst nicht mehr zutreffen, und die man — der Band erschien Ende November — nicht mehr zu finden erwartete. Auf einige wenige sei hier aufmerksam gemacht: Die kolonialen Beiräte in London und Paris (Zimmermann und Bumiller) sind im letzten Etat gestrichen worden. Für die Gesellschaft Nordwest-Kamerun haben sich Adresse und Direktorium schon vor mehr als Jahresfrist geändert. Der Name des Bevollmächtigten der Gesellschaft in Kamerun, Jäger, fehlt. W. Langheld steht schon lange nicht mehr im Dienst der Gesellschaft Süd-Kamerun, sondern ist in Katanga. Unter den Ortschaften in Kamerun, wo Faktoreien bestehen, fehlt das wichtige Bamum. Hauptmann Thierry, der jüngst bei Mubi fiel, war nicht mehr Stationschef von Jaunde, sondern schon seit geraumer Zeit Resident für Adamaua in Garua. Dr. Schnee ist (wie S. 1 richtig bemerkt wird) im Kolonialamt, nicht mehr (wie es S. 200 heißt) stellvertretender Gouverneur in Samoa.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— In den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" 1904, Heft 2 sind die Resultate der meteorologischen Beobachtungen zu Swakopmund im Jahre 1903 gegeben, die lückenlos von Herrn Schoefer während des Jahres fortgeführt wurden. Der Luftdruck schwankte danach zwischen 755,1 und 769,2 mm, die extremen Monatsmittel betrugen 765,0 und 760,1 mm. Das Jahresmittel der Lufttemperatur mit 14° C lag niedriger als in den Vorjahren, was auf die geringere Häufigkeit der föhnartigen, wärmebringenden Ostwinde im Jahre 1903 zurückzuführen ist. Die Monatsmittel der Lufttemperatur bewegten sich zwischen 16,6 (Januar) und 11,3° (Juli). Das absolute Maximum der Temperatur am 30. Juni erreichte 34,5°; das absolute Minimum am 26. Juni betrug 3,2°. Die Bewölkung, im Jahresmittel 5,5, war größer als in den vorhergehenden Jahren wegen des geringeren Auftretens der Föhnwinde. Niederschlag wurden 30 mm gemessen, der sich auf 16 Tage mit meßbarem Niederschlag verteilt, während im ganzen 73 Tage mit Niederschlag überhaupt, darunter aber nur sechs mit mehr als 1,0 mm gezählt wurden. Die Brandungsverhältnisse waren etwas günstiger als im vorhergehenden Jahre, indem nur 145 Tage mit schlechter oder sehr schlechter Brandung gegen 160 im Jahre 1902 aufgezeichnet wurden. Zum erstenmal erscheinen auch Temperaturbeobachtungen des Meerwassers, die im November und Dezember für das Meerwasser eine höhere Temperatur als für die Luft ergaben, während im übrigen das Wasser durchschnittlich um 2 bis 3° kälter war als die Luft. Gr.

— Verwaltungsänderung für Französisch-Westafrika. Die aus dem Jahre 1899 datierende Verwaltungsorganisation für Französisch-Westafrika hat durch Verordnung vom 20. Oktober Änderungen erfahren. Danach untersteht Sénégambie-Niger nicht mehr der unmittelbaren Verwaltung des Generalgouverneurs, ist vielmehr eine besondere Kolonie geworden, wie Guinée française, Côte d'Ivoire oder Dahomey, und führt die Bezeichnung Haut-Sénégal et Niger; sie erhält einen Gouverneur-Leutnant mit dem Sitz in Bammako am Niger. Ferner ist noch eine zweite Kolonie geschaffen worden. Diese umfaßt alles Gebiet nördlich vom Senegal unter dem Namen Territoire civil de la Mauritanie, wird dem Generalgouverneur unterstellt und von einem Generalkommissar verwaltet.

— Für eine deutsche Auswanderung nach Deutsch-Ostafrika tritt Hauptmann a. D. A. Leue in einer jüngst erschienenen Broschüre („Die Besiedelungsfähigkeit Deutsch-Ostafrikas", Leipzig, Wilhelm Weicher, 1904) sehr nachdrücklich ein. Im allgemeinen will Leue, daß nur „erstklassige Menschen, die über Mut, Kraft, Entschlossenheit, Initiative, Ausdauer und Selbstzucht verfügen", in die Kolonien gehen bzw. dort angesiedelt werden dürfen, und für Ostafrika im besonderen hat er als erste Ansiedler nur Landwirte, Gärtner, Pflanzer, Händler oder Viehzüchter im Auge, die außer jenen Eigenschaften einen gewissen Grad von Intelligenz und Bildung besitzen. Etwa der vierte Teil Ostafrikas entspreche den Anforderungen für Besiedelung durch Weiße, sei also produktiv, gesund und malariafrei, nämlich Teile von Usambara, Pare, des Kilimandscharo (allerdings in sehr beschränktem Umfange), des Meru, von Mutyek, Iraku, Ruanda, Urundi, Ungoni, Konde, Ubena, Uhehe, Usagara, Nguru und Ukami. Diese Landschaften werden besprochen, doch faßt Leue in erster Linie vorläufig nur Kondeland am Nyassa, Uhehe und Westusambara ins Auge, weil hier infolge der bestehenden oder bald zu schaffenden leichten Verbindung mit der Küste am ehesten den Ansiedlern die Verwertung ihrer Ackerbau- und Viehzuchtprodukte gesichert sei. Freilich dürfe auch der nach Ostafrika auswandernde Ansiedler nicht mittellos sein, er brauche vielmehr wenigstens 5000 M., und um die darin liegende Schwierigkeit aus dem Wege zu schaffen, müßten der Staat und auch Private — gemeinnützige Besiedelungsgesellschaften — einspringen.

Diese Ausführungen eines Mannes mit solch bedeutender afrikanischer Erfahrung, wie sie Leue besitzt, sind gewiß beachtenswert, und es mag auch richtig sein, daß es in der Tropenkolonie Ostafrika Gebiete gibt, wo der Ansiedler ohne Schaden für seine Gesundheit nicht nur dauernd zu leben, sondern auch zeitweise selbst körperlich zu arbeiten vermag, obwohl da Vorsicht noch immer am Platze wäre. Man sollte indessen meinen, daß wir in erster Linie Südwestafrika als Bauernkolonie zu fördern hätten, wo wir über die Zeit der ersten Versuche schon hinaus sind. Lieber Fortsetzung dieser Versuche in Südwest im großen Stile und mit größeren Mitteln, als — vorläufig wenigstens — ein Experiment mit ebenso großen Mitteln in Ostafrika. Der wundeste Punkt in Leues Vorschlägen — wie auch in ähnlichen von anderer Seite für Südwestafrika — bleibt die Kostendeckung. Wer 5000 M., Intelligenz und Energie besitzt, wird den Kampf ums Dasein auch ganz gut daheim bestehen und wenig geneigt sein, nach Afrika zu gehen. Man wird also an ziemlich mittellose Ansiedler denken müssen, und da bliebe kaum etwas anderes übrig, als daß der Staat die ganze Sache bezahlt, wie es ihm für Südwestafrika ja auch schon empfohlen worden ist (z. B. von Hartmann). Privatgesellschaften kommen kaum in Frage; denn Erwerbsgesellschaften soll man derartige diffizile Aufgaben nicht anvertrauen, und gemeinnützige Gesellschaften werden sich schwerlich bilden. Vielleicht aber gewinnt die Sache ein anderes Gesicht, wenn die ostafrikanischen Burenansiedler gedeihen. Sg.

— Festlegung der Grenze zwischen Sierra Leone und Liberia. Die durch ein älteres Übereinkommen

ungefähr bestimmte Grenze zwischen Liberia und Sierra Leone, die von der französischen Grenze ab dem Meridian 10° 40' W. von Greenwich bis zum Hauptquellarm des Mano entlang gehen und dann diesem Flusse bis zur Küste folgen sollte, ist vom Januar bis Juli 1903 durch eine englisch-liberianische Kommission begangen und festgelegt worden. Eine Karte des Grenzgebietes mit Einzeichnung der Grenze in 1 : 500000 nach den Aufnahmen der englischen Kommissare Kapitän H. D. Pearson und Leutnant E. W. Cox nebst einigen Begleitworten des zuletzt genannten Offiziers, ein detailliertes und geographisch interessantes Blatt, ist im Oktoberheft des „Geographical Journal" erschienen und gewährt eine Vorstellung von einem bisher ganz ungenügend bekannten Stück Afrika. Die Kommission begab sich zur Nigerquelle, deren Position mit 9° 05' nördl. Br. und 10° 47' westl. L. bestimmt wurde. Darauf wurde durch eine Triangulierung von hier aus der nördliche Ausgangspunkt der Grenze, der Schnittpunkt des Meridians 10° 40' mit dem Flusse Uldafu, ermittelt, worauf man unter jenem Meridian südwärts ging und die Lage der Flüsse und Ortschaften zu ihm feststellte. Von den Quellarmen des Mano schneidet der Meridian den nördlicheren Morro und den südlicheren Iiewa oder eigentlichen Mano. Letzterer erwies sich als der wasserreichere, an ihm wird also die Grenze abwärts führen. Verfolgt und aufgenommen wurde der Grenzfluß jedoch nur in seinem untersten Teil, so daß nun zwar Übereinstimmung auch über den südlichen Teil der Grenze besteht, diese selbst aber kartenmäßig südlich von 7° 30' nördl. Br. noch nicht festgestellt ist. Die Mündung des Mano liegt ein wenig, etwa 3 km, westlicher, als die bisherigen Karten angeben. Auf liberianischem Gebiet läuft im Norden in geringer Entfernung der Grenze parallel der Meli, in den der oben erwähnte Uldafu mündet. Der Meli seinerseits mündet unter 8° 15' nördl. Br. in den nach Süden fließenden Moa, über dessen Verbleib Karte und Text keinen Aufschluß geben. Vielleicht ist er der Oberlauf des Küstenflusses Sulima, den unsere Karten westlich von Mano verzeichnen. Am Meli, also im Norden, finden sich Erhebungen bis zu 900, auch 1000 m. Der dichte Küstenwald, den man unter dem Grenzmeridian mit der Axt durchschneisen mußte, reicht nördlich etwa bis zur Stadt Bariwalla, 8° nördl. Br. Die Grenzstämme sind als wild und räuberisch verschrien, doch hatte die von einer starken Mannschaft der West African Frontier Force begleitete Expedition Angriffe nicht zu bestehen. Über den wirtschaftlichen Wert des Gebiets konnte bei der Kürze der Zeit nichts ermittelt werden. Der Mano ist nur 33 km von der Mündung aufwärts schiffbar, kann also keinen Verkehrsweg ins Innere abgeben.

— **Bevorstehende kartographische Veröffentlichungen über die deutschen Schutzgebiete.** Ein besonders dringendes Bedürfnis war schon seit langem eine Darstellung des Nordwestens von Deutsch-Ostafrika, und diesem Bedürfnis hilft wenigstens einigermaßen die Übersichtskarte in dem im November erschienenen Kandtschen Buche „Caput Nili" ab, die das Flußnetz und den Kiwusee mit den Routen Dr. Kandts veranschaulicht. Eine eingehendere, wenn auch immer noch nur auszugsweise kartographische Behandlung jener Teile des Schutzgebiets westlich vom Victoria Nyansa haben wir von einer im nächsten Sommer herauskommenden weiteren Lieferung des Sprigade-Moiselschen Kolonialatlasses zu erwarten. Das Blatt ist in Arbeit und verspricht mit seiner Fülle von Detail sehr interessant zu werden; es liegt dafür ein reiches und vorzügliches Aufnahmematerial vor, unter anderem auch das der Vermessungsexpedition (Schlobach) für das Grenzgebiet zwischen Uganda und Deutsch-Ostafrika am 1. Grad s. Br. mit seinen Positionsänderungen. Alles erfährt eine Verschiebung nach Westen, das Westufer des Victoria Nyansa um etwa 17 Minuten. Es nähert sich ferner die große von R. Kiepert begonnene und von Sprigade und Moisel fortgesetzte Ostafrikakarte in 1 : 300000 mit den in Bearbeitung befindlichen westlichen und südwestlichen Blättern ihrem Abschluß. Am spätesten werden die nordöstlichen Blätter erscheinen: denn in dem darzustellenden Gebiete südöstlich vom Victoria Nyansa sind noch Vermessungen im Gange. Von Bedeutung ist hier noch der Umstand, daß eine Neubearbeitung der nordwestlichen Blätter dieses Kartenwerkes beabsichtigt ist. Dort wird das vorhin erwähnte reiche Aufnahmematerial zwischen Victoria Nyansa, Kiwu und Tanganika in ausführlicher Wiedergabe erscheinen. Endlich sei noch erwähnt, daß eine große Karte des Südens von Kamerun zwischen der Batangaküste und der Ostgrenze in 1 : 500000 in Arbeit ist. Auch für sie liegen viele neue Routen vor, darunter diejenigen Engelhardts und Försters von der Südkamerun-Grenzexpedition.

— **Über den geologischen Aufbau der Marianeninsel Saipan** handelt H. Seidel im „Geogr. Anz." (1904). Er versucht eine Darstellung wesentlich deshalb, um zu zeigen, wie wenig wir hierüber wissen — sind wir doch sogar über die Natur des höchsten Berges, des nach Bezirksamtmann Fritz 466 m hohen Tapochao, noch im unklaren — und fachmännische Untersuchungen anzuregen. Fast in allen Quellen wird der Tapochao als ein erloschener Vulkan bezeichnet, aber die Angabe stützt sich offenbar nur auf den Eindruck, den der Berg auf den Vorüberfahrenden macht; festgestellt hat es noch niemand, und Marche, der den Berg 1887 bestieg, behauptet sogar, er hätte vulkanisches Gestein nirgends gesehen. Rein vulkanisch sind nur die nördlichen Marianen, und südlich vom 16. Breitengrad beginnen die wohl durchweg aus gehobenen Korallenkalkschollen bestehenden Eilande, zu denen Saipan gehört. Der Eruptivkern, den man darunter vermutet, ist auf diesen Inseln noch nirgends einwandfrei nachgewiesen worden. Auf einer noch nicht veröffentlichten Manuskriptkarte von Fritz ist zwischen Marpi und dem Tapochao ein scharf zugespitzter Kegel namens Atehngau als „Vulkanrest" bezeichnet. Wenn das zutrifft, wäre hiermit das Vorhandensein von Eruptivgestein auf Saipan allerdings nachgewiesen.

— **Eine deutsche Gesandtschaft nach Abessinien.** Ende Dezember sollte sich eine deutsche außerordentliche Gesandtschaft nach Abessinien an den Hof Kaiser Meneliks II. begeben, um einen Handelsvertrag abzuschließen und Geschenke Kaiser Wilhelms II. dem äthiopischen Souverän zu überbringen. Offizielle Beziehungen hat das Deutsche Reich bisher niemals mit Abessinien unterhalten, und nicht einmal eine konsularische Vertretung hat es dort bisher gehabt. Im Winter 1880/81 war zwar eine deutsche außerordentliche Mission unter Führung des Afrikaforschers Gerhard Rohlfs zu dem damaligen äthiopischen Kaiser Johannes entsandt worden, um letzterem ein Schreiben Kaiser Wilhelms I. zu überreichen, doch sind irgendwelche Beziehungen daraus nicht entstanden. Heute wird Abessinien mit seinem machtvollen Herrscher eifrig umworben, und nicht nur die Abessinien benachbarten Mächte Frankreich, England und Italien suchen aus der Bereitwilligkeit Meneliks, sein Reich den Europäern und ihrem Unternehmungsgeist zu eröffnen, Vorteil zu schlagen, sondern auch Rußland, die Schweiz und zuletzt die Vereinigten Staaten haben ihren Angehörigen und ihrem Handel in dem wenig erschlossenen und für reich gehaltenen Lande durch Verträge die Wege geebnet. Der Vorgang der Union mag die deutsche Regierung bewogen haben, nun endlich aus ihrer Zurückhaltung herauszutreten, und ermöglicht worden ist ihr dieser Schritt durch die von Menelik geäußerte Bereitwilligkeit, eine deutsche Gesandtschaft bei sich zu sehen. Diese Bereitwilligkeit oder dieser Wunsch wiederum scheint durch einen deutschen Kaufmann hervorgerufen zu sein, der vor längerer Zeit eine Konzession für Goldausbeutung am Blauen Nil von dem Kaiser erhalten und ein abessinisches Montansyndikat begründet hatte, das jenes Goldvorkommen jetzt näher prüfen läßt. Der Handel Abessiniens ist vorläufig noch sehr wenig entwickelt, doch kann das bald anders werden, und es ist vielleicht möglich, auch dem deutschen Handel daraus Vorteile zu sichern. Um das zu erreichen, wird, wenn nicht eine dauernde diplomatische Vertretung in der abessinischen Hauptstadt, so doch zum mindesten vorläufig die Errichtung eines Konsulats in Dschibuti nötig sein. Neuere vollständige Angaben über den Außenhandel Abessiniens fehlen; der Wert mag etwa 24 Millionen Mark jährlich betragen. 1899/1900 soll die Einfuhr 18 Millionen Mark erreicht haben, an der Deutschland mit nur 920000 M. (davon für 640000 M. Seidenwaren) beteiligt war. Besonders aufnahmefähig sind die 10 bis 12 Millionen Einwohner des äthiopischen Reiches vor allem für Baumwollwaren (bisher in der Hauptsache aus Indien, England und Amerika kommend), dann für Waffen, Eisenwaren, Kurz- und Glaswaren (besonders Armbänder und Trinkgläser), Kupferwaren, Hüte, Lichte, Kirchenschmuck, Leder, Schuhwaren, Seiden- und Wollwaren, Parfüms, Seifen, Möbel, Teppiche, Weine und Liköre. Die wichtigeren Ausfuhrartikel sind Kaffee, Gold, Elfenbein, Häute und Zibet.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 2. BRAUNSCHWEIG. 12. Januar 1905.

Die deutsche Kolonie Riebensdorf im Gouvernement Woronesh.

Von Dr. Bruno Adler. St. Petersburg.

Mit 1 Plan und 15 Abbildungen.

Wenn wir unseren geistigen Blick über die weite Erdoberfläche schweifen lassen, so steigen aus dem mächtigen Ozean der Menschheit wie aus dem Meere kleinere und größere, geschlossene und gesprengte Völkerkomplexe wie Inseln empor. Wie die Inseln Teile eines großen Festlandes gewesen waren, so sind auch diese Inselvölker früher Teile eines größeren Volkes gewesen. Und ebenso wie Inseln, die von dem großen Ozean bespült werden, bewahren auch diese lebendigen Inseln nicht ewig ihre Form. Es bröckeln schwächere Teile ab, die Flut und die Wogen tragen sie ab und bringen wiederum Schlamm und anderes Material mit sich. Es vergehen Jahre, das Meer arbeitet immer fort, und von der Insel, wenn sie klein und aus lockerem Material gebaut war, bleibt nur noch eine Untiefe. Doch ist die Insel nicht ganz verschollen; eine Hebung des Meeresgrundes genügt — und sie taucht empor!

Bei der Menschheit spielt sich ein ähnlicher Prozeß ab. Jede Auswanderung, jede Kolonisation gibt ein ähnliches Beispiel ab. Von größeren Völkerkörpern teilen sich kleine Menschenscharen ab und bilden kleinere und größere Inseln. Selten richtet sich die Auswanderung nach unbewohnten Ländern (Island), weit häufiger sehen wir, daß ein Volk in ein anderes eindringt, ihm den Platz nimmt und denselben besiedelt (die Slawen in Nordosteuropa, die Deutschen in Siebenbürgen usw.). In der neuen Heimat fängt die Assimilation an, die in der Anpassungsfähigkeit des Menschen ihren Keim hat. Die „vollständige" Assimilation ist nur eine Frage der Zeit, doch „vollständig" kann sie nur dann werden, wenn eine Blutmischung vorausgeht. Unvergleichlich langsamer geht sie, wenn die Blutmischung wegfällt. In diesem letzteren Falle haben wir unzählige Grade in dem Prozesse der Assimilierung. Kommen zwei kulturlich ebenbürtige Völker in Berührung, so vollzieht sich der Prozeß sehr langsam (Deutsche in Lothringen). Steht das einwandernde Volk niedriger als die alten Ansiedler des Landes, so verschwindet seine Individualität sehr rasch (Tataren in Polen). Beim entgegengesetzten Beispiel, wenn die Einwanderer hohe Kultur in kulturarme Länder bringen, sehen wir, daß die Assimilierung langsam und schwer vor sich geht. Doch die Zeit und die überwältigende Masse der fremden Nachbarn, vor allem aber die inselartige Abgeschlossenheit einer solchen Kolonie, läßt das individuell Nationale verwischen (die deutschen Kolonien in Rußland).

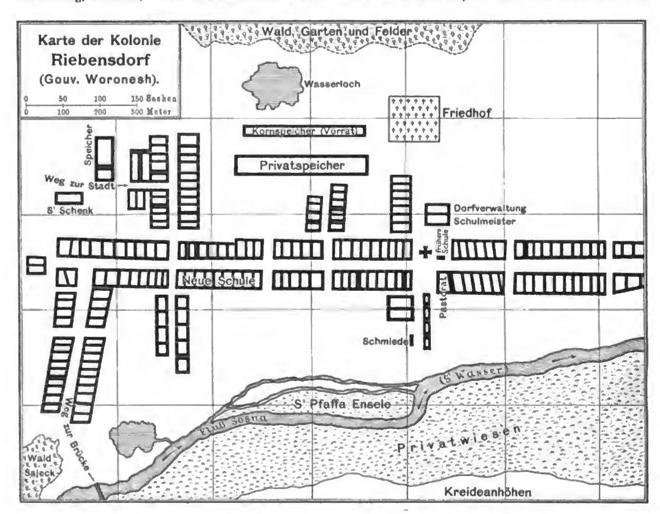
Verschieden geht die Assimilierung auch dann vor sich, wenn die Einwanderung eine friedliche oder ein feindlicher Überfall vorausgegangen war. Im ersteren Falle vollzieht sie sich unvergleichlich langsamer als im letzteren. Historisch betrachtet, bietet der Prozeß auch manchen Unterschied. In der Vergangenheit geschah er langsamer, in der Gegenwart, wo das sogenannte „Nationalgefühl" allmählich mehr und mehr zum Ausdruck kommt, vollzieht er sich bedeutend rascher (die Vergangenheit und die Gegenwart der deutschen Kolonien in Rußland, die deutschen Kolonien in Ungarn usw.). Der Prozeß ist mehr oder weniger schmerzhaft. Der Verlust der gewohnten Eigenschaften im fremden Lande, das Vergessen der Muttersprache, der religiöse Indifferentismus und endlich der Tausch der Religion der Väter sind solche Prozesse, die den Hauptprozeß begleiten. Sprache und Religion bilden somit den Wellenbrecher gegen die Assimilation: an der kleinen Kolonie Riebensdorf haben wir ein interessantes Beispiel für alles Gesagte.

Es wird selbst kaum ein Geograph von Fach in Deutschland wissen, daß im Gouvernement Woronesh ein kleines schwäbisch-fränkisches Brudervolk inselartig im russischen Meere eingestreut dahinlebt. Die deutschen Kolonien in Rußland existieren überhaupt beinahe 150 Jahre — eine genügend lange Zeit, um die Frage zu beantworten, ob sie ihren Zweck erfüllt haben und den benachbarten Russen und Kleinrussen ihre Kultur (vor allem Landwirtschaft) beigebracht haben. In der letzten Zeit wurden die Kolonisten von der russischen Presse vielfach angegriffen, die ihr Urteil dahin fällte, daß der Kostenaufwand, den die russische Regierung für die Kolonien geleistet hatte, keineswegs Nutzen gebracht hätte. Von der anderen Seite eng mit der Polenfrage in Preußen verbunden, bietet die Kolonistenfrage in Rußland reges Interesse. In der polnischen Presse wurde die Frage aufgeworfen, ob die deutsche Regierung zum Zwecke der Germanisierung die bei Polen angekauften Ländereien von den deutschen Kolonisten in Rußland besiedeln würde. Es wurde unter anderem mitgeteilt, daß die preußische Regierung Agenten geschickt und die deutschen Kolonisten in Polen zur Auswanderung nach Deutsch-Polen aufgefordert hätte. Die Fragen, ob die deutschen Kolonisten den russischen Nachbarn ein nützliches Vorbild gewesen sind, und ob sie in ihrem gegenwärtigen Zustande für Deutschland ein willkommenes Element bilden würden, soll die Betrachtung der Riebensdorfer Verhältnisse nach Möglichkeit beleuchten; doch eine größere und interessantere Frage soll die Betrach-

tung lösen, oder sie soll wenigstens einen Beitrag zur Lösung bieten. Nämlich, wie die Natur, das Zusammenleben mit fremden Völkern auf ein Inselvolk wirken können in dem Falle, wenn keine Blutmischung vorliegt. Dafür bietet die Kolonie Riebensdorf ein seltenes und glückliches Beispiel, wie es im Nachstehenden klargelegt werden soll.

Das Land, worauf die Kolonie erbaut wurde, hieß wie die benachbarten Gouvernements Charkow usw. „Polje“ [1]). Das Land war öde [2]) und unbesiedelt, wie uns der Metropolit Pimen im Jahre 1389 von seiner Reise nach Konstantinopel berichtet. Der Botschafter von Venedig, Contarini, und der moskowitische Bote Markus Ruphus auf ihrer Reise aus Persien nach Moskau berichteten dasselbe im Jahre 1476. Auch im Jahre 1514 hatte der erste türkische Gesandte, ein mangrinischer Fürst Theodorit Kamal, der seine Reise mit dem russischen Gesandten in Konstantinopel, dem Bojaren Alexejeff machte, auf seiner Wanderung von Asow Hunger und Not zu leiden.

Andeutungen über die ersten christlichen Ansiedler in der Gegend des Tscherwlenny Jar (in dem Kreise Bobrow) findet man schon im 14. Jahrhundert (aus dem Sendschreiben der Metropoliten — Theognost 1334 bis 1353 und Alexius 1360 — an die dortigen Christen). Allmählich schob die moskowitische und die großrussische Kolonisation ihre Vorposten immer weiter nach Süden vor. Es wurden Beobachtungsposten mit Türmen in der Steppe errichtet, die die Überfälle der Tataren melden sollten. So entstanden Ansiedelungen an den Flüssen Choper, Don, Bystraja, Tichaja (stille) Sosna und Woronesh.



Noch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts erreichten die Vorposten nicht das jetzige Gouvernement Woronesh. Im Jahre 1586 wurde die Stadt Woronesh gegründet, und im Jahre 1637 wurde beschlossen, die Linie der Beobachtungsposten noch weiter nach Süden vorzurücken. Es wurden folgende Städte gegründet: Wercbososensk, Korotojak, Uryw, Kostensk, Usman. Bis dahin waren es Großrussen, die das Land besiedelten. Im Jahre 1640 erschienen in der Gegend die ersten Kleinrussen. Im Jahre 1652 wurde die Stadt Ostrogoshsk erbaut und von Kleinrussen und moskowitischen Soldaten, den Strelzy (aus den zentralen Gouvernements), besiedelt. Schon im 17. Jahrhundert hatte das Land so viel Einwohner, daß Soldaten geworben wurden. Die Bevölkerung vermehrte sich rasch und wurde reich, da die Gegend ein Durchgangsland für den türkischen Handel bildete. Im Jahre 1694 erschien im Gouvernement Peter der Große, der seine Tätigkeit sehr rasch entfaltete. Er brachte mit sich 3000 schwedische Gefangene, die ihm beim Schiffsbau behilflich waren. Auch zog er eine große Menge von Deutschen, Holländern, Italienern und Engländern nach der Stadt Woronesh, wo sogar zwei lutherische Kirchen und eine ganze deutsche Vorstadt existierten. Doch zerstreuten sich diese sehr rasch, sobald der Zar seine Schiffsbauten eingestellt und die Werften südlicher verschoben hatte. Die russische Koloni-

[1]) Woroneshskaja Beseda 1861.

[2]) Im Boden der Kolonie findet man Steigbügel und Knochen, doch geben die Funde kein klares Bild von der Urbevölkerung des Landes.

sation dauerte immer fort. Es erschienen im Gebiet Bauern aus den Gouvernements Kiew, Jaroslaw usw. Somit geschah die regelmäßige Kolonisation des Landes auf folgende Weise: Sie fing an nicht vor dem Ende des 16. Jahrhunderts von Norden nach Südwesten, nach der Erbauung der Städte Woronesh und Walujky. Im 17. Jahrhundert entstanden auf dem rechten Donufer bis zur Tichaja Sosna die Siedelungen Sadonsk, Nishnedewitzk, Korotojak und Birjutsch; längs den Flüssen Ajdar und Bogutschar bildeten sich kleine Kosakenstädte, die schon während des Aufstandes von Bulavin zerstört wurden. Südlicher von der Tichaja Sosna wurde die Gegend erst Anfang des 18. Jahrhunderts besiedelt. Zuerst waren die Ansiedler meistens Großrussen, erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts kamen im Süden noch Kleinrussen hinzu. Die Großrussen zogen aus den nördlichen Gouvernements in großen Mengen her, so daß in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts die Gutsbesitzer über Mangel an Arbeitskräften im Norden klagten. In großen Mengen kamen auch die großrussischen Altgläubigen. Sie erschienen auf dem Don, der Medweditza und Choper, von der zentralen Regierung verfolgt. Deserteure aus den moskowitischen Regimentern, die als Bauern verkleidet waren, füllten die Reihen der neuen Ansiedler des Gouvernements Woronesh. Die Kleinrussen, von den Tataren und Türken bedrängt, liefen in großen Scharen in die Gegend und bildeten eine militärische Vorhut des jungen russischen Reiches im Süden. Die Verwaltung war demgemäß bei den Kleinrussen eine rein militärische. Ihre Stadt Ostrogoshsk (1652) trug daher den Charakter einer Festung (Ostrog = Schloß, Festung). Ein interessantes Zeitbild liefert die Beschreibung im Journal „Osnowa" in der Erzählung „Lipowyja Puschtschi" (Lindenurwälder) [3]).

Um das freie Land zu besiedeln, wurden Agenten umhergeschickt, die jeden dazu auffordern sollten, der Lust hatte, das Land zu bebauen. Es heißt: „Die Besiedelung des Dorfes „Lipowyja Puschtschi" geschah einer Aufforderung gemäß, die zu der Zeit üblich war. Auf Jahrmärkten, Kirchenfesten, auf großen Hochzeiten und überall, wo große Volksmassen sich versammelten, erschienen Leute eines Gutsherrn und forderten laut die Bauern nach dem „freien" Lande zu ziehen auf. Um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu richten, trugen sie knallrote Röcke mit Goldtressen quer über die Brust in Form von Ösen. In den Händen hatten sie ein hohes Kreuz, auf welchem eine rote Fahne (korogowka) wehte. Ein jeder erkannte sofort den Agenten und hörte seinen Worten zu. Sie schrien: „Ihr guten Leute, kommt und werdet frei (auf freiem Land)! Bei unserem Gutsherrn werden die Bauern täglich und stündlich immer reicher, sie tragen feines englisches Tuch, ihre Pferde haben silberne Hufe, beim Tanz klirren sie mit ihren goldenen Hufen!"

Je mehr der Agent den Wohlstand der Bauern seines Herrn lobte, desto lieber vernahmen es die Hörer, obwohl sie es sehr gut wußten, daß es nur bloße Redensarten waren. Die Familienältesten fragten: „Wieviel Jahre haben wir dann keine Steuern zu zahlen?" Der Agent sagte: „Soviel Jahre, wie mein ältester Sohn alt ist — er ist aber sieben Jahre alt." „Gott sei Dank", sagten die Bauern, „sieben Jahre ist eine schöne Zeit, für so eine Frist tut es einem nicht leid, ein gutes Geschenk dem Agenten zu geben." Nachdem die Bauern alles Nähere erfahren hatten über den Ort, den Boden, Wiesen, Wasser usw., verbreiteten sie das Gerücht weiter, und bald darauf ging die Auswanderung los.



Abb. 1. **Gesamtansicht der Kolonie Riebensdorf von Südost.**

Nachdem wir die vorhergehenden Verhältnisse in der Gegend näher geschildert haben, um ein Bild von dem Leben, der Bevölkerung usw. zu geben, gehen wir zu unserer eigentlichen Aufgabe über, nämlich zur Erörterung der Frage der deutschen Kolonisation im Gouvernement Woronesh. Wie schon erwähnt, führte Peter der Große eine Anzahl deutscher Ansiedler mit sich. Sie verließen aber bald die Gegend, als das Werk vollendet war. Meistens Handwerker, an das Land und den Boden nicht gebunden, waren sie kein Element, das kolonisatorisch wirken konnte. Die nächstfolgenden Regierungen forderten große Mengen von Deutschen auf, doch blieben

[3]) Pamjatnaja, Knishka, Woroneshskoj, Gubernii 1903. W. Tewjaschow, Osnowanie g. Ostrogoshska i perwonatschalnoje saselenie Ostrogoshskago kraja.

diese meistens in Westrußland und in den Hauptstädten. Nach der Gegend kamen nur sehr selten einige hin. Am Ende des 18. Jahrhunderts entstand eine große Auswanderung der Deutschen nach Rußland. Der Zutritt wurde erleichtert. Die Kaiserin Katharina die Große forderte deutsche Kolonisten auf, das freie Land zu bebauen und den Russen eine vollkommenere Bebauungsart der Felder beizubringen, da sie, wie es in ihrem Reskript hieß[4], „nur einen allgemeinen, vollkommenen Nutzen wie des ganzen Staates, so auch eines jeden Individuums und Untertanen" im Auge hätte. Im Jahre 1763 wurde ihnen die freie Wahl des Ortes anheimgestellt. Sie durften ihre Religion beibehalten, waren vom Militärdienst befreit und hatten, wenn sie urbares Land besiedelten, keine Abgaben im Laufe von 30 Jahren zu zahlen. Eigene Verwaltung und Gericht hatte jede Kolonie. Die Reisegelder gab die Regierung, die Einrichtung lieferte die Regierung auf Abzahlung, doch ohne Verzinsung auf zehn Jahre. Jede Familie erhielt 30 Desjatinen (Morgen), hatte aber kein Recht, das Land zu verkaufen oder zu teilen. Nicht immer betrachtete die einheimische russische Bevölkerung die Kolonisation wohlwollend. Im Gegenteil — wie es der Fall mit Riebensdorf war — meldete die provinzielle Verwaltung und die Bevölkerung, als sie gefragt wurden, ob freies Land vorhanden sei, einfach mit nein. In solchen Fällen spielten energische und tatkräftige Privatleute eine große Rolle (siehe unten). Auch sehen wir, daß Privatleute ganze Dörfer aus Deutschland aufforderten und sie in ihren Gütern ansiedelten. Der Siebenjährige Krieg, nach welchem viele Leute in Deutschland sich ihres Besitzes beraubt sahen und eine große Verarmung eintrat, erleichterte die Aufgabe der russischen Regierung und schuf somit die bereitwilligen Reihen der zukünftigen russisch-deutschen Kolonisten. Es entstanden in Deutschland Banden von Glücksuchenden und Abenteurern, die unternehmungslustig und -fähig waren. Auch Verbrecher, die das eigene Land belästigten, und die man vom Halse haben wollte, flüchteten sich gern ins Nachbarland. So bildeten sich die Scharen, die ihr deutsches Vaterland verließen, um russische Untertanen zu werden. Redliche Ackerbauer, geschickte Handwerker, verarmte Gesellen, Verbrecher usw. sammelten sich bei den russischen Agenten, die das deutsche Land durchwanderten und überall Kolonisten warben, und zogen ins verheißene Land. Auf solche Weise entstanden die Kolonien an der Wolga, im südlichen Rußland, in Polen usw. Der Nachzug dauerte lange und beschränkte sich nicht nur auf die Zeit Katharinas der Großen, sondern dauerte auch während der folgenden Regierungen.

Auf eine ähnliche Art entstand auch die Kolonie Riebensdorf oder Rybensdorf[5]. Im Jahre 1763 wandte sich die Kaiserin Katharina die Große an Friedrich den Großen mit der Bitte, ihr in Preußen zu gestatten, neue Ackerbauer für ihr Land zu werben. Die russischen Agenten durchzogen Deutschland und forderten Deutsche auf, nach Rußland zu kommen. Der größte Teil ging nach den Gouvernements Samara und Saratow. Die Vorfahren der Kolonisten Riebensdorfs wurden von einem besonderen Agenten geführt. Sie fuhren über Moskau und Tula nach Woronesh. Hier fragte man an, ob freies Land zu haben wäre. Die Bevölkerung verneinte es. Daraufhin boten zwei Gutsbesitzer Tewjaschow[6] und Lissanewitsch den Kolonisten an, auf ihrem Lande sich niederzulassen und die Kolonien zu gründen. Der ursprüngliche Weg sollte die Kolonisten nach den Gouvernements an der Wolga führen, doch da die Bande der Ansiedler eine sehr gemischte war, und die Vorfahren der jetzigen Kolonisten sich schämten, mit ihren verdächtigen Reisegefährten an dem Bestimmungsort zu erscheinen, so blieben sie sehr gern hier zurück, um so mehr, da die Bitte der Gutsbesitzer von der Kaiserin sehr begünstigt wurde.



Abb. 2. **Die evangelisch-lutherische Kirche in Riebensdorf.**

Sämtliche Kolonisten stammten aus der Grafschaft Ravensburg, aus dem Ort Sulzfeld, Amt Eppingen, nicht weit von Heilbronn[7]. Ein Teil, 54 Familien, ließ sich nieder in Riebensdorf (bei Tewjaschow), der andere, 20 Familien, im Kreise Bogutschar (bei Lissanewitsch) in der Kolonie Kalatsch. Bald darauf liefen die letzteren weg, und die Kolonie ging ein. Nach einer zufällig in einem Tabakladen in Ostrogoshek entdeckten Makulatur sollen es 209 Seelen gewesen sein. Die meisten sollen Handwerker (Tuchwalker, Weber, Seidenweber usw.) gewesen sein. Unterwegs, schon in Rußland, gesellten sich ihnen noch 11 Familien zu. So

[4]) Ukas (Befehl) der Kaiserin Katharina der Großen vom 8. Dezember 1765.

[5]) Der Name stammt vom russischen ryba (Fisch), die Gegend hieß früher „rybnoje" (fischreiches Land). Der Fluß Sosna (Nebenfluß des Don) durchströmt die Kolonie und mündet 8 Werst weiter in den Don. „Rybensdorf" ist die Schreibart der Kirchenbücher.

[6]) Ein Nachkomme eines tatarischen Fürsten, der das Land als Lehn erhalten hatte.

[7]) Nach einigen Notizen von Pastoren sollen auch ein paar Dänen, Ungarn und andere Deutsche sich darunter befunden haben, doch nach eingehenden Umfragen bestätigte sich das nicht.

erreichte die Zahl 65 Familien. Viele der Kolonisten verließen bereits im ersten Jahre das Land und kehrten wieder in die Heimat zurück. Einige Familien zogen es vor, nach den Städten Woronesh und Ostrogoshsk zu gehen, wo sie sehr rasch der Verrussung anheimfielen. Den Hauptkern bildeten somit die Schwaben, die übrigen 11 Familien waren aus Sachsen, Preußen und aus dem Schwarzwalde und verließen bald die Kolonie. Somit war die Kolonie eine schwäbisch-fränkische; später, im Jahre 1768, kamen in die Kolonie aus Kurland drei Lettenfamilien, doch blieben sie nicht lange und zogen bald in eine andere Gegend. Es war Herbst 1765, als die Kolonisten kamen. Den Winter 1765/66 wohnten sie in der Kreisstadt Ostrogoshsk, bis ihnen im Jahre 1766 auf Kronkosten Häuser in der neuen Kolonie (sieben Werst von Ostrogoshsk entfernt) gebaut wurden. Sie bekamen auf dem linken Ufer der Sosna nur einige hundert Desjatinen Ackerland, Wiesen und Wald, das übrige Land lag auf dem rechten Ufer (Abb. 1). Im ganzen waren es 4000 Desjatinen, also 60 Desjatinen pro Familie (das k'anze Lant — nach der Aussprache der Kolonisten).

Die rechte Seite der Kolonie hat gutes Land, die linke schlechtes, da der Unterboden aus oberer Kreide besteht. Im Jahre 1798 erhielten die Kolonisten durch Vermittelung des Gouverneurs noch Land hinzu. Auf diesem wurde ein Vorwerk gebaut, das den Namen Pawlowsk erhielt zu Ehren des Kaisers Paul. Es besteht noch, hat aber niemals eine selbständige Rolle spielen können. Drei Jahre später nach der Gründung fand Gmelin [*]) in der Kolonie, die meistenteils schon aus Ackerbauern bestand, einen Bäcker, einen Böttcher, drei Weber, vier Schuster, einen Schornsteinfeger, zwei Schneider, einen Müller, einen Fleischer. Nach 15 Jahren (einer Beschreibung — Manuskript — des Gerichtes zu Ostrogoshsk gemäß) hatte die Kolonie eine breite Straße, die sie in zwei gleiche Teile teilte; eine Querstraße führte zum Fluß hinab. Es waren 52 Häuser darin und eine Kirche. Die Häuser standen voneinander etwas entfernt und waren aus Holz, selten aus Backsteinen und Fachwerk gebaut; die Dächer waren mit Dachpfannen oder mit schmalen Holzbrettern (Dranj) gedeckt und hatten größere, freundliche Fenster zur Straße. Das Aussehen der Kolonie zu der Zeit war ein vollkommen deutsches, es erinnerte nichts selbst nur entfernt an ein russisches Dorf. Die Kolonisten hatten württembergische und brandenburgische Pflüge, eine von der russischen vollkommen verschiedene Form. Sie fingen schon gleich an, Tabak zu pflanzen, den sie nach Moskau, Charkow und sogar nach Petersburg verkauften. Nach der Kreisstadt verkauften sie Gemüse und Obst. Beides wird bis jetzt noch in geringem Maße in der Gegend von den Russen angebaut. Die Frauen machten Käse, der den holländischen Käsearten nahesteht. Sie rauchten Tonpfeifen, die in der Form an die holländischen erinnerten. Dem Bekenntnis nach waren alle lutherisch (Augsburger Konfession), nur eine Familie aus dem Schwarzwalde war katholisch. Da ein katholischer Pfarrer in der Gegend fehlte, trat diese Familie über und wurde ebenfalls lutherisch. Im Jahre 1770 baute ihnen die russische Regierung eine Kirche aus Holz, kaufte ihnen alle Kirchengeräte und stellte einen Pastor mit einem Gehalt von 180 Rubel jährlich an. Im Jahre 1801 wurde diese Kirche durch eine steinerne ersetzt, die bis zum Jahre 1881 bestand. Später wurde eine größere, die heute bestehende, gebaut, die noch das schönste Gebäude der Kolonie ist (Abb. 2).



Abb. 3. **Hauptstraße in Riebensdorf.**

Die Sprache der Kolonisten ist eine schwäbische. Zuerst verstanden sie kein Wort Russisch, lernten es auch nicht so bald. Im Jahre 1859 schrieb der dortige Pastor in seinem Bericht, daß sich nur einige sehr wenige russische (kleinrussische) Worte in der Kolonistensprache eingebürgert hätten. Manche Worte, z. B. Tal (dolina) und Teich (prud), werden in verkehrter Weise gebraucht. Die Kolonisten sprechen näselnd und singend. Die Kleidung war zuerst eine schwäbisch-bäuerliche, doch allmählich näherte sie sich der russischen, die bei dem Kleinbürger und Kaufmann üblich ist. Die Tracht der Frauen und Mädchen unterscheidet sich nicht. Nach dem Bericht des Pastors [*]) vom Jahre 1859 scheren sich die Kolonisten den Bart, doch sehr unvollkommen: mancher von ihnen weiß kaum, wie ein Rasiermesser

*) Gmelin, Reise in Rußland, Bd. I, S. 146 bis 147.

*) Manuskript.

aussieht. Das Haar tragen die Männer so geschnitten, wie es die kleinen Kaufleute in Rußland tun. Das Schuhwerk — hohe Schaftstiefel — sind ein Zeichen des Wohlstandes. Zu Bastschuhen, die die benachbarte russische Bevölkerung trägt, war es in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts noch nicht gekommen. Der Brand, der die ganze Kolonie einäscherte, veränderte vollkommen die Physiognomie der Siedelung. Zwar blieb der Plan derselbe, von der Richtung des Flusses bedingt, doch die Häuser verloren ihr westeuropäisches Gepräge und wurden nach der üblichen kleinrussischen Art gebaut (Abb. 3 und 4).

Die kleine Schar, ursprünglich 209 Seelen stark, vermehrte sich sehr rasch, so daß die Namen: Deutsch, Dreher, Adam, Belsner, Dederer, Frieck, Graf, Hepting, Kibi, Kimert, Karsten, Lemmer, Lechner, Mieck, Nufer, Reschke, Semke, Schneider, Steiger, Schibi, Scharf bei vielen Individuen vertreten sind[10]). Jede Familie bekam das Land in festen Besitz und durfte es nicht verkaufen. Bei Auswanderungen aus der Kolonie ließen die Wegziehenden ihr Land zurück, hatten aber das Recht, es zu jeder Zeit zu fordern. Die zehnjährige Gültigkeit, die nach dem russischen Staatsgesetz einen Termin bildet, war die einzige Garantie vor der Willkür in dieser Richtung. Die ursprünglichen Urkunden und Akten kamen im Feuer um, so daß sich diese Sitte bis zum Jahre 1870, als das Kolonistengesetz verfügt wurde, erhalten hatte. Sie traten alle sofort dem russischen Untertanenverbande bei.

Abb. 4. **Kleinrussisches Haus (Cháta) mit kleinrussischen Kindern.**
Im Nachbardorf von Riebensdorf.

Die Kolonisten begannen nicht gleich, nur Getreide zu bauen. Zuerst warfen sie sich auf die Zucht der Seidenraupe; sie dachten, daß das Klima mild und günstig sein würde. Doch rauhe Winter und trockene Steppenwinde machten dem Wachstum der Maulbeerbäume bald ein Ende. Als eine traurige Erinnerung an dieses Unternehmen steht noch bis jetzt auf dem Friedhofe ein Maulbeerbaum. Ein Teil der Ankömmlinge zog es vor, ihr Handwerk, das sie in ihrer Heimat trieben, auch hier fortzuführen, doch die Leibeigenschaft, die in Rußland zu der Zeit herrschte, machte ihren Plänen bald ein Ende[11]). Sie gaben schließlich auch ihr Handwerk auf und widmeten sich gänzlich dem Ackerbau. In den Jahren kurz vor dem Hinscheiden der Kaiserin Katharina der Großen gelang es dem Riebensdorfer Pastor, die Kaiserin zu bewegen, die Schuld von 24000 Rubel, die die Kolonisten der Krone zu zahlen hatten, zu erlassen. Somit wurden die Kolonisten immer reicher und reicher. Im Jahre 1838 wurde der Gehalt des Pastors auf 400 Rubel erhöht, und er wurde zum Gouvernementsprediger ernannt. Somit hatte er alle Lutheraner des Gouvernements zu besorgen. Schon bald nach der Erbauung der Kirche bekam die Kolonie eine Kirchenschule. Der Pastor und ein deutscher Lehrer leiteten den Unterricht. Russisch wurde gar nicht gelehrt. Im Jahre 1859 wuchs die Zahl der Kolonisten so an, daß ein zweiter deutscher Lehrer angestellt wurde. Es waren 300 Schüler. Die Anstellung des Lehrers hing vom Pastor ab. Das russische Ministerium mischte sich nicht in die Angelegenheiten ein, und somit entwickelte sich ein starker deutscher Zweig mitten im großen russischen Reich. Die Leute waren kräftig, tätig und fleißig. Doch schon im Jahre 1859 finden sich einige Spuren von Syphilis, die durch den Verkehr mit den Russen gekommen zu sein scheint. Das Klima vertrugen die Kolonisten sehr gut, und nichts schien der normalen Entwickelung und dem Wachstum der Bevölkerung entgegenzutreten. So sahen schon die Kolonisten im Jahre 1848 (?) sich genötigt, weiter Land zu suchen, da das ihrige ihnen nicht ausreichte. 30 bis 35 Familien zogen nach dem Süden und ließen sich am Strande des Asowschen Meeres nieder, 12 Werst von der Kreisstadt Jeisk. Die Kolonie bekam den Namen Michaelstal. Die Regierung gab den Kolonisten 30 Desjatinen pro Familie[12]).

Eine viel zahlreichere Auswanderung nach dem Süden fand 1866/67 statt. Es wurden dabei drei Kolonien am Asowschen Meere gegründet: Olgenfeld, Ruhetal und Marienthal. Diesmal mußten die Kolonisten sich das Land selbst kaufen und wurden nicht mehr von der Regierung unterstützt. Die größte Auswanderung erfolgte im Jahre 1878[13]); diese ließ zwei deutsche Inseln im russischen Meere auftauchen. Im Kreise Miuss, 70 bis 80 Werst von der Kreis- und Hafenstadt Taganrog, gründeten die

[10]) Um die Frage endgültig zu entscheiden, ob die Riebensdorfer wirklich alle aus Sulzfeld stammen, wandte ich mich an den Herrn Pfarrer in Sulzfeld. Er studierte die Kirchenbücher, fragte auch persönlich nach und teilte mir die Resultate mit. Diese gehen dahin, daß die meisten obengenannten Namen in Sulzfeld und in der Umgegend bis jetzt existieren. Die mündlichen Nachfragen bestätigten die Tatsache der Auswanderung. Die Kirchenbücher aber gaben sogar direkte Hinweise für eine Auswanderung. Für die freundlichst mitgeteilten Notizen spreche ich Herrn Pfarrer Leser in Sulzfeld meinen verbindlichsten Dank aus.

[11]) Jeder mehr oder weniger bemittelte Adlige, der Leibeigene hatte, hatte seine eigenen Handwerker in allen Branchen; er ließ sich sogar seine Theaterartisten ausbilden, die in seinem Theater spielen mußten.

[12]) Alexander III. änderte den Namen der neuen Kolonie in Woronzowka um.

[13]) Vgl. die Tabellen der Zahl der Bevölkerung weiter unten.

Kolonisten zwei neue Kolonien, Petri-Pauli und Neuhoffnung. Es verließen dabei die alte Scholle 60 Familien; die Veranlassung zu dieser letzten Auswanderung gab Unzufriedenheit, die in der Kolonie herrschte. Schon im Jahre 1874 wurde von der Behörde angefragt, ob die Kolonisten ihr Land unter denselben Bedingungen beibehalten wollten, oder ob dies Land neu verteilt werden und ein jeder Kolonist eine gleiche Parzelle bekommen sollte; diese Frage sollte nach der Stimmenzahl beantwortet werden. Dagegen sträubten sich die Reichen und Wohlhabenden, und es blieb beim alten. Die Unzufriedenheit legte sich nicht und endete erst nach dem Wegzug der oben erwähnten 60 Familien. Auch dieses Mal mußten die Auswanderer sich das Land kaufen; die Regierung half ihnen nicht.

Alle die aufgezählten neuen Kolonien im Süden (sechs an der Zahl) werden von den Riebensdörfern als „Neuland" bezeichnet. Die Auswanderer nennen ihrerseits ihre alte Kolonie Riebensdorf „Rußland". Das Band zwischen den Tochterkolonien und Riebensdorf blieb ein sehr festes; jeden Herbst, wenn die Feldarbeiten abgeschlossen sind, besuchen sich gegenseitig die früheren Nachbarn und Verwandte, nicht selten werden auch Ehen geschlossen. Es ziehen Burschen aus und holen sich ihre Frauen aus dem Süden.

Die letzte, eine nur verhältnismäßig kleine Auswanderung fand 1881 statt; seit der Zeit hat die Kolonie einen gewissen Stillstand in ihrem Ausdehnungstrieb erreicht.

(Schluß folgt.)

Über die Sitte der heutigen Aymara- und Quichua-Indianer, den Toten Beigaben in die Gräber zu legen.

Von Erland Freiherr von Nordenskiöld.

Tirapata (Peru), Oktober 1904.

Auf meiner gegenwärtigen Reise in Bolivia und Peru habe ich verschiedene Beobachtungen über die Sitten und Bräuche der Quichua- und Aymaraindianer gemacht. Hauptsächlich habe ich östlich der Anden in dem Grenzgebiete zwischen den genannten beiden Ländern gearbeitet[1]) und mich besonders auch für alles, was mit Bestattung und mit Gräbern in Beziehung steht, interessiert, weil ich annehme, daß bei diesen im Gegensatz zu allen Tacana sprechenden Völkern so sehr konservativen Indianern viele Gebräuche aus der Zeit, als sie die hier in vielen Tälern in großer Menge vorhandenen schönen Hausgräber (chulpas) bauten und unberührt vom Einflusse des weißen Mannes lebten, unverändert oder im Rudiment sich erhalten haben müssen. Ich habe viele dieser alten Hausgräber und viele Grabgrotten ausgegraben, aber dort nur spärlich Beigaben gefunden. In einigen findet man nur Skelette, in den meisten jedoch nur solche Gegenstände, die mit der Kleidertracht im Zusammenhange gestanden haben und nicht als wirkliche Beigaben anzusprechen sind, da sie nicht in der Anschauung, daß der Tote für sie später Verwendung haben könnte, ins Grab gelegt zu sein brauchen. Die gewöhnlichsten Gegenstände dieser Art sind Nadeln aus Kupfer, ähnlich denen, die die jetzigen Indianerfrauen zur Befestigung des Shawls, den sie über die Schultern tragen, und die jetzt in Coroloso angefertigt werden, über der Brust anwenden. In einzelnen Chulpas findet man kleine Töpfe und Gefäße u. a. m., die den Eindruck von Miniaturen machen und keine praktische Verwendung gefunden haben können. Nur in einer sehr geringen Anzahl von Gräbern findet man wirkliche Beigaben, wie größere Töpfe, Reste dorthin gelegter Speisen, Skeletteile von Hunden usw. Alle Gräber östlich der Anden, die ich gesehen habe, sind Gräber über der Erde; die Toten waren in dem Grabhause oder der Grabgrotte beigesetzt, nicht vergraben.

Heute werden die toten Indianer auf den Kirchhöfen oder — was in der Provinz Caupolican in Bolivia (Quichuas) sehr gewöhnlich ist — auf einem offenen Platz dicht an einem allgemeinen, befahrenen Wege begraben. Dies geschieht nicht allein in abgelegeneren Gegenden, wo es weit bis zum Kirchhofe ist, sondern, z. B. in Mojos in derselben Provinz, hier und dort an den Wegen nicht weit von den allgemeinen Begräbnisplätzen. Einige mittelgroße flache Steine werden über das Grab gelegt oder es wird darüber ein einige Fuß hoher rechteckiger, manchmal mit einem Absatz, zuweilen auch mit einer Nische versehener Steinhaufen errichtet.

Der Tote erhält auf folgende Weise die Beigaben. Acht Tage hindurch nach dem Todesfalle trinken die trauernden Verwandten gewaltig, und am Abend des neunten werden die von dem Toten zu Lebzeiten benutzten Gegenstände nach einem offenen Platz gebracht, wo sie verbrannt werden. Vier solche Brennplätze habe ich gesehen, den ersten bei Ulloma (Aymara), unweit des Rio Desaguadero, den zweiten und dritten bei Sta. Cruz del Valle Ameño und bei Pelechuco in der Provinz Caupolican in Bolivia und den vierten bei Saqui in Peru. Die drei letztgenannten waren solche von Quichua. An sämtlichen Plätzen fand ich Reste von Töpfen, Speisen, Flaschen, die sicher Branntwein enthalten hatten, Werkzeug verschiedener Art, Reste von Kleidern usw., d. h. alles, was der Tote (Christ!) etwa für eine andere Welt gebrauchen könnte. Die Kleider des Toten werden laut Angaben aus Ulloma und Saqui gewaschen, bevor sie verbrannt werden. In Pelechuco lag der Brennplatz direkt vor dem Kirchhof, und derselbe Platz wurde wiederholte Male für verschiedene Tote benutzt.

Vor mehreren der alten Grabgrotten im Pelechucotale habe ich Reste von Töpfen sowie auch Spuren von Feuer gefunden, die möglicherweise darauf deuten können, daß Beigaben früher außerhalb der Gräber verbrannt wurden.

In La Paz habe ich von den alten Frauen, die dort indianische Heilmittel verkaufen, kleine Töpfe und Teller erhalten, die ihrer Angabe nach die Aymaraindianer kaufen, um darin Coca, Branntwein usw. den Toten in die Gräber zu bringen. Diese Angabe über die Anwendung von Miniaturbeigaben ist jedoch mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen. In den alten Gräbern dagegen findet man, wie erwähnt, oft Miniaturbeigaben.

Ein Öffnen der modernen Gräber und ein Hineinbringen von Speisen u. dgl. in sie habe ich nicht wahrgenommen; daß dies aber zuweilen bei den alten geschieht, habe ich in Quiaca gefunden, wo ich in einem Grabe, in dem mehrere Kupfergeräte gefunden worden

[1]) Außer diesen zivilisierten Indianern habe ich zusammen mit Dr. Holmgren (Zoolog) die von fremdem Einflusse äußerst wenig berührten, eine Tacanasprache sprechenden Tambopataindianer besucht.

sind, einige Glasflaschen und zwei kleine Töpfe moderner Pucaraarbeit vorfand. Das Grab, das in Gestalt einer Steinkiste ohne Eingang unter einer Felsenplatte gebaut war, war nach der Öffnung wieder verschlossen worden. Auch in Pelechuco habe ich diesen Brauch wahrgenommen. Es steht das sicher mit einer Plünderung der Gräber in Verbindung. Der Branntwein usw. wurde hingebracht, damit die Toten sich nicht rächen sollten. Wenn ich mit Hilfe von Indianern Gräber ausgegraben habe, haben sie stets Branntwein hineingegossen, damit ihnen nichts Böses widerfahre.

Dieser Brauch, Gegenstände in die alten Gräber zu legen, der gewiß nicht modern zu sein braucht, gibt uns eine Vorstellung, wie unsicher die Annahme ist, daß alle Beigaben, die man in einem Grabe (auch in einem Einzelgrabe) findet, dort gleichzeitig niedergelegt seien. Besonders wird die Bestimmung in solchen Gräbern schwer, wo der Tote, wie hier, über der Erde begraben wurde, wo das Skelett beinahe stets durch Tiere, die in dem Grabe Wohnung genommen haben, verrückt worden ist, und wo man nicht einmal bei der genauesten Grabung mit Sicherheit feststellen kann, welche Gegenstände zu diesem oder jenem Skelett gehören. Man muß deshalb mit der Schlußfolgerung, daß ein Grab deshalb, weil man in ihm einen Gegenstand europäischer Arbeit findet, ein nachkolumbisches sei, sehr vorsichtig sein. Bei einem wirklich sorgfältig ausgegrabenen unterirdischen Grabe dürfte man dagegen leicht ermitteln können, ob es gestört worden ist und ob die dort angetroffenen Gegenstände gleichzeitig mit dem Toten ins Grab gelegt worden sind. Daß die Indianer die modernen Gräber öffnen, kommt zwar vor, allein sie tun es aus einem anderen Grunde, als um dort Speisen oder dgl. niederzulegen. So habe ich in Limpucuni in Peru folgendes beobachtet: Aus dem Grabe des vor fünf Jahren gestorbenen Indianers Blas Bellidos von Juchupalla war das Cranium herausgenommen und, das Gesicht nach Nordwest gerichtet, auf eine Stange gesteckt worden. Dies war geschehen, um trockenes Wetter zu bekommen. Das Cranium soll nach einiger Zeit wieder vergraben werden, zuweilen wird es jedoch an seiner Stelle gelassen, bis es vermodert. Der Brauch ist auf die weit verbreitete Vorstellung der Indianer zurückzuführen, daß die Ausgrabung von Chulpas bewirkt, daß das Wetter sich verändert (meistens verschlechtert).

Dies erinnert mich an die von ten Kate von Calchaquis in Argentinien beschriebenen Gräber ohne Cranien, von denen er auch erwähnt, daß das Cranium ein Stück vom übrigen Skelett entfernt vergraben lag. Mit dieser kleinen Notiz habe ich zeigen wollen, wie sich hier trotz der langen Zeit, die diese Indianer unter dem Einflusse der Weißen und Christen gestanden haben, in der Bestattungsweise viele alte Gebräuche unverändert oder modifiziert erhalten haben.

Die neuen Ausgrabungen im neolithischen Dorfe Wallböhl bei Neustadt a. d. H. und ihre Bedeutung für die Kulturgeschichte.

Von Dr. C. Mehlis.

Die Bedeutung dieser von Januar bis November 1904 fortgesetzten und teilweise aus Mitteln des Staates, teilweise des Kreises und der Pollichia erfolgten Grabungen hat sich erst bei der Würdigung der Einzelfunde durch den Vorstand der anthropologischen Sektion der Pfalz im richtigen Lichte gezeigt. Nicht nur, daß die Fixierung eines neolithischen Dorfes, von dem 22 Hütten festgestellt wurden, ein Novum für Bayern und die Pfalz bilden, auch die Einzelfunde sind von großer Wichtigkeit[1]) für Kulturgeschichte und Altertumskunde. Bei Betrachtung der Keramik, der Perlen (Ton, Kiesel, Fruchtkern von Dattelpalme), der Werkzeuge aus Flint, Kiesel, Sandstein, Knochen, der Amulette und Idole usw. ergibt sich die Tatsache, daß diese hier zur Zeit des Ausganges der neolithischen Periode und des Überganges zur Metallzeit, etwa um 2000 v. Chr., seßhafte Bevölkerung enge und rege Handels- und Verkehrsbeziehungen mit der Westschweiz und Oberitalien einerseits, mit dem Donaugebiete und den Küsten des Ägäischen Meeres anderseits unterhalten hat. Die Bevölkerung der von dem „Fünfeichenschlag" 5 km nach Osten gelegenen ersten neolithischen Ansiedelung scheint mit den Wallböhl-Siedlern identisch gewesen zu sein. Wenn auch hier die eigentliche Spiralbandkeramik fehlt, so zeigen doch Kies- und Silexartefakte, die identischen Breithacken mit gewölbtem Rücken und flacher Arbeitsfläche, sowie die rohere Töpferware solche Übereinstimmung auf, daß auf eine Gleichheit der Kultur in der Bevölkerung geschlossen werden muß, wobei allerdings der Mangel an eigentlicher Spiralbandkeramik in der ersten Siedelung noch unerklärt bleibt.

Bei der Wichtigkeit dieser Entdeckungen für die Urgeschichte der Rheinlande ist vorerst eine übersichtlich gehaltene, kurze Darstellung der Hauptresultate in den Mitteilungen der Pollichia mit zwei Tafeln erfolgt[2]), während eine erschöpfende wissenschaftliche Klarlegung der Detailergebnisse der Ausgrabungen im „Archiv für Anthropologie" erfolgen soll. Auch die zoologischen Ergebnisse sind für die Kulturstufe dieser Urbevölkerung von Belang. Letztere Fundstücke wird ein Spezialist untersuchen und bestimmen.

Vorläufig läßt sich nur sagen, daß Auerochs, Hirsch und Reh zu ihren Jagdopfern gehörten und daß ihnen mit Sicherheit schon das Rind als Haustier gedient hat (prähistorische Staatssammlung zu München).

Hier soll eine kulturelle Betrachtung Platz greifen!

Die bisher festgestellten 22 Hütten lagen in einem nach Osten geöffneten Halbkreise um einen freien Platz, auf dem gleichfalls einzelne Objekte, die von der Ansiedelung herrührten, festgestellt wurden. In den Hütten selbst dürfte nach den massenhaften Fundstücken zu urteilen bereits nach dem System einer gewissen Arbeitsteilung die Herstellung einiger Gebrauchsartikel vorgenommen worden sein. In einer stieß man auf zahlreiche plattige und oval geformte Amulette und Idole (vgl. Abb. 22 bis 25). Sie sind vielfach in herzförmiger Gestalt aus Geschieben hergestellt und mit zahlreichen, unregelmäßig auf der Fläche und am Rande verteilten Grübchen und Näpfchen übersät. Letztere sind künst-

[1]) Anerkannt von Dr. Köhl und Dr. Wilser, denen der Verfasser die Funde zum Teil vorgezeigt hat.

[2]) Vgl. des Verfassers „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande", XV. Abteilung. Leipzig 1904.

lich hergestellt, wie eine genaue Untersuchung gelehrt hat, und zwar nach dem Muster natürlicher Vertiefungen, die an Stelle eingesprengter und los gewordener Quarzeinschlüsse entstanden sind. Die kleineren von ihnen wurden als Pektoralien an Schnüren oder Sehnen um den Hals getragen; die größeren, die bis zu 15 cm Länge und ein ziemliches Gewicht haben, dürften als Hausgötzen, als Laren gedient haben. Ähnliche perforierte und gelochte Amulette hat man in den Pfahlbauten der Westschweiz, zu Möringen und Auvernier, sowie an den Seen von Biel und Neuchâtel (Dr. Groß) ausgegraben. Ähnliche Erscheinungen, Näpfe und Grübchen, kommen auch an den Dolmen und Menhirs Frankreichs und des Nordens vor. Ebenso auf den sog. Schalensteinen der Schweiz, wie solche im Landesmuseum zu Zürich zu sehen sind (vgl. Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, S. 364 bis 374). Doch sind solche massenhafte Funde perforierter Idole und Amulette bis jetzt noch nirgends unseres Wissens gemacht worden.

Eine andere der zuletzt im Mai aufgedeckten Hütten enthielt in der Umgebung des Herdes zahlreiche Brocken von gelbem, weißem und rotem Bolus, einem kräftigen Farbstoff, wie er sich in der Pfalz und ihrer Nachbarschaft nur zu Battenberg, am östlichen Hange des Hartgebirges zwischen Grünstadt und Dürkheim vorfindet. Auch ein Hämatitstück rührt von hier her. Ob diese Stoffe zum Tätowieren der Neolithiker oder zum Bemalen und Färben der Gefäße gedient haben, steht noch dahin. Aber nur in der einen Hütte fanden sich diese Farbstoffe massenhaft vor, so daß man entweder an einen Kaufladen oder an ein Handwerk denken muß.

In einer dritten Hütte, die bereits im März 1904 untersucht wurde, stieß man auf zahlreiche feine Gefäße, geziert mit Spiralbandkeramik, sowie Stich- und Kerbornamenten, vielfach von schwarz-glänzender Farbe, die nur als eine Art von Firnis zu erklären ist. Hier dürfte ein Töpfer sein Handwerk getrieben und das Dorf, sowie benachbarte Siedelungen [3]) mit seinen Kunstprodukten versorgt haben.

Von weiterem Interesse sind die plastischen Stücke, die sich bei den letzten Ausgrabungen vorfanden. Es sind vier, von denen zwei aus Stein, zwei aus gebranntem Ton, der weiß bestrichen wurde, hergestellt sind. Das erste Artefakt, aus einem plattigen Sandstein gewonnen, stellt ein Herz dar im Maßstabe von 4,5 : 4,5 cm. Die Ränder sind mit 7 Grübchen garniert (vgl. Abb. 22). Das zweite Stück, aus einem glimmerhaltigen, rotbraunen Silex hergestellt, gibt den Kopf eines Bären oder großen Hundes mit Ohren, Schnauze, Augen, Mundhöhle wieder; Dimension 3,9 : 2,3 cm. Auf der Rückseite sprechen kleine Grübchen von der Methode der Absprengung überflüssiger Gesteinsteile (vgl. Abb. 17). Das dritte Stück aus gebranntem, weiß bemaltem Ton stellt einen Vogel mit Stutzschwanz vor. Ob Haushahn oder Auerhahn imitiert werden sollte, kann mit Sicherheit nicht entschieden werden; Dimension 5,5 : 3 cm. Die Füße sind abgebrochen. Das vierte und letzte Stück stellt einen Vierfüßler dar, der nach einem starken Fortsatz rechts vom Schädel — die linke Seite ist beschädigt — als Hammel zu deuten sein wird; die vier Extremitäten sind nur in Stümpfen vorhanden; Dimension 5 : 3 cm (vgl. Abb. 18).

Die letztgenannten drei Opuscula dienten zweifellos als Kinderspielzeug, während das erste als Amulett verwendet wurde.

[3]) Merkwürdigerweise fehlen diese in der 5 km nach Osten liegenden Haßlocher neolithischen Ansiedelung „Fünfeichenschlag".

Von Schmucksachen sind noch mehrere Perlen, die nach den Durchbohrungen mit Schnüren um den Hals der braunhäutigen neolithischen Schönen gehängt wurden, bemerkenswert. Die meistem bestehen aus gebranntem Ton und besitzen zylindrische oder kugelige Gestalt. Zwei von ihnen haben die Gestalt eines kleinen Gelbschwammes und wurden nach ihrer Masse — Tonerde mit Eisenoxydul — und ihrem Aussehen von den Fundgruben bei Battenberg bezogen, woher auch der Farbstoff stammt. Eine „Perle" besteht in einem Dattelkern. Dieses Objekt, das sich in unberührter Schicht in Gesellschaft anderer Perlen vorfand, ist rätselhaft seiner Herkunft halber und scheint mindestens auf Verkehr, ja vielleicht auf Einwanderung aus dem Süden zu deuten (vgl. Abb. 12 bis 16).

Analoge plastische Funde, wie wir sie oben schilderten, sind nach Salomon Reinach (vgl. „L'Anthropologie", Tom. VII, 1896, S. 174 bis 175) in den neolithischen Ansiedelungen (Pfahlbauten) von Auvernier, Corcelettes, dem Mondsee, sowie in der Landansiedelung von Lengyel in Ungarn gemacht worden. Die nächsten Verwandten sind in den drei erstgenannten Niederlassungen gefunden worden (vgl. a. a. O. Abb. 363 bis 366).

Entsprechende Perlen, und zwar aus Achat, Kalkstein, hat Dr. Forrer aus den neolithischen Ansiedelungen zu Achmim in Oberägypten festgestellt (vgl. „Über Steinzeithockergräber zu Achmim, Nagada usw. in Oberägypten"; Tafel III, Fig. 3, 5, 15; Taf. IV. Fig. 3a u. b).

Die Fundstücke aus Flint und Silex ergaben im Mai 1904 mehrere neue Formen. Zwar kommen hier auch die Ergebnisse der zwei Tumuli in Betracht, die 500 m nach Osten zu am „Schänzel" liegen und neben späteren Objekten auch eine ziemliche Ausbeute an spät-neolithischem Material bzw. früh-bronzezeitlichem [4]) ergeben haben, das sie in Parallele setzt mit den Befunden des Riesenbügels „Götzenbühl", der etwa 300 m östlich der ersten neolithischen Ansiedelung gelegen ist, die im Herbst 1903 am „Fünfeichenschlag" im Haßlocher Walde aufgedeckt wurde. (Vgl. Globus, Bd. 84, Nr. 23: „Neolithische und spätzeitliche Silex- und Kieselware", mit 8 Figuren; ferner Globus, Bd. 85, Nr. 12: „Eine zweite neolithische Ansiedelung im Haßlocher Walde und ihre Keramik", mit 6 Figuren, und Globus, Bd. 85, Nr. 20: „Neolithisches Dorf".)

Unter diesen Werkzeugen und Waffen sind folgende erwähnenswert:

1. Eine 7,2 cm lange Lanzenspitze aus grünlichem Silex, gefunden im neolithischen Dorfe Wallböhl mit Gefäßstücken verschiedener Art. Am unteren Ende ist der Versuch gemacht, eine rohe Tülle herzustellen (vgl. Abb. 4).

2. Ein 3,9 cm langes Messer aus blaßrotem Silex; gefunden im zweiten Tumulus (vgl. Abb. 3).

3. Ein Nucleus aus karneolartigem Silex von 4 cm Länge; gefunden mit einer abgebrochenen Pfeilspitze aus demselben Material im zweiten Tumulus (vgl. Abb. 10 u. 7).

Zwei seltene Prachtstücke sind folgende Gegenstände:

4. Eine 4,2 cm lange und bis 1,9 cm breite Harpune aus schwarzbraunem, nordischem Flintstein. Sie ist an der Spitze gekrümmt, hat links einen scharf vorspringenden Widerhaken und unter diesem eine breite Tülle. Das Werkzeug, das zum Fischfang diente, ist fein gemuschelt und retouchiert bzw. „gedengelt", wie der Berliner Terminus technicus lautet. Ein ähnliches Artefakt aus Knochen bildet Dr. Groß in „Les Protohelvètes"

[4]) Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1904, Nr. 257, S. 261, 1. Spalte.

Pl. VI, Fig. 10, vom Pfahlbau Latrigen in der Westschweiz ab (vgl. Abb. 5).

5. Ein 4,5 cm langer und am unteren abgerundeten Ende 1,3 cm breiter Schaber (grattoir) aus wachsgelbem, nordischem Flintstein. Auch er ist fein bearbeitet, lamelliert und retouchiert und bildet ein würdiges Pendant zu der Harpune (Nr. 4); vgl. Abb. 6.

Zu erwähnen ist ferner:

6. eine 2,5 cm lange und bis zu 2,5 cm breite Pfeilspitze aus schwarzem Kiesel. Sie hat eine horizontal verlaufende Schneide, zwei schwach ausgebildete Flügel und eine keilförmig nach unten verlaufende Tülle (vgl. Abb. 9).

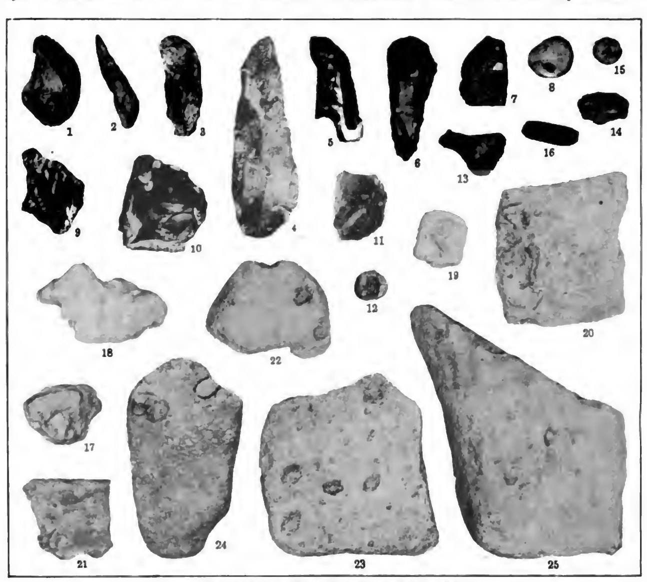


Abb. 1 bis 25. **Fundstücke aus Wallböhl und am „Schänzel“.** $^{1}/_{2}$ d. nat. Gr.

Bemerkenswert ist die Analogie, die dies Stück nicht nur in oberitalienischen Stücken findet, sondern in einem genau entsprechenden Exemplar, das mit anderen Pfeilspitzen desselben Typus in einer neolithischen Station El-Ouasahaï im Libanon, die ähnlichen Charakter trägt wie die Wallböhlniederlassung, ausgegraben wurde (vgl. „L'Anthropologie“, Tom. VII, 1896, S. 572, Fig. 1, Nr. 4 in der zweiten Reihe und Text S. 571 bis 573). Nr. 4, 5 und 6 fanden sich im Dorfe Wallböhl und gehören der Pollichia an.

Schließlich noch ein Wort über die Keramik, die bei den letzten Ausgrabungen festgestellt wurde. In Hütte 6 bis 11 war zwar gleichfalls Spiralband-, Stich- und Kerbornamentik vertreten, letztere, wie in Hütte 1 bis 5, sogar in sehr hübschen, mit einem fortlaufenden Gesimsband verzierten Exemplaren, doch traten diese Stücke zurück hinter der roheren Hausware. Letztere ist von größerer Dicke im Ton, hat gelbe, lederbis dunkelbraune Farbe mit eingekneteten Quarzkörnern und seltenen Verzierungen. Letztere bestehen entweder in eingedrückten, runden oder ovalen Tupfen oder in unterhalb des Gefäßrandes horizontal laufenden Leisten, die entweder gar nicht gegliedert erscheinen oder von Finger- und Stäbcheneindrücken unterbrochen werden, so daß Erhöhung mit Vertiefung abwechselt und auf diese Weise eine besondere Licht- und Schattenwirkung erzielt wird.

Von weiterem Belang sind die an den rohen und weitbauchigen Gebrauchsgefäßen angebrachten Henkel, Nasen (ansae) und Buckel. Die Henkel haben meist die Gestalt eines Halbovales, seltener eines Halbkreises, und sitzen mit verbreiterter Basis auf der Gefäßfläche auf. Die Nasen sind meist oval geformt und stehen bis zu 3 cm Höhe von der Grundfläche ab. Die Buckel sind entweder flach oder prominent gebildet. Im ersteren

Falle besitzen sie die Form einer Halbkugel, im letzteren die eines roh geformten Tierkopfes oder eines vom Hals abgesetzten Helmes. Die feinere, reich verzierte Töpferware hat weder Henkel noch Nasen und Buckel; nur einzelne Warzen und Leisten sind hier festgestellt.

Die hier in Vergesellschaftung von Spiralband-, Schnitt- und Kerbkeramik gefundene rohe Art von Verzierungen ist im ganzen und großen identisch mit dem Michelsberger- oder Pfahlbautypus (vgl. Globus, Bd. 85, Nr. 12, S. 190). Daß hier eine festumrahmte, allerdings primitive Verzierungsart gegeben ist, hat der Verfasser im Gegensatze zu Dr. P. Reinecke in dem angegebenen Aufsatze nachgewiesen, so daß eine weitere Behandlung dieser Frage an dieser Stelle überflüssig erscheint.

Beachtung verdient außer den Pfahlbauten der Schweiz — mit den „Pfahlbauberichten" ist die einschlägige Kollektion im Landesmuseum zu Zürich zu vergleichen und den Funden vom Michelsberg (vgl. „Veröffentlichungen der Großh. badischen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe" 1899, 2. Heft, Tafel V und VI, und die Fundstücke im Museum zu Karlsruhe selbst) — besonders die ziemlich identische Keramik von der nach Nordwesten gelegenen „Heidenmauer" bei Dürkheim a. d. Hart. Dargestellt sind diese keramischen Produkte in des Verfassers „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande", zweite Abteilung. Tafel II u. III.

Nur ist hier die Ornamentik, die auf der gleichen Grundlage beruht, mannigfaltiger entwickelt (vgl. Tafel II, Fig. 5, 8, 15. Tafel III, Fig. 27, 28, 29, 35). so daß man wohl mit Direktor L. Lindenschmit jun. der Ansicht beipflichten kann, daß diese Heidenmauerkeramik bereits einer älteren Phase der Bronzezeit angehört, während sie hier an das untere Ende der neolithischen Periode zu setzen ist, obwohl in den benachbarten Tumulis bereits einzelne Bronzen (Dolch mit abgerundetem Ende und vier Nietnägeln; vgl. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. XXII. Jahrg., 1903, S. 407, 2. Spalte; und Spirale mit gekrümmtem Ende und aus dünnem Draht hergestellt) vorkommen, die gleichfalls der älteren Bronzezeit angehören. Allein erstens beherbergen die untersuchten Tumuli am „Götzenbühl" (östlich von Wallböhl; vgl. Westdeutsche Zeitschrift a. a. O.) und vom Distrikt „Am Schänzel" (westlich von Wallböhl) Altsachen und Beisetzungen verschiedener Perioden, die von der ältesten Bronzeperiode bis zur römischen Epoche herabreichen, zweitens künden die Inventare der Hütten eine so rein neolithische Kultur an, daß hier selbst vom Beginn der Metallzeit nicht die Rede sein kann.

Wir müssen uns also nach Analogien umsehen, welche die obige Pfahlbau- oder Michelsbergkeramik in direkter Vergesellschaftung mit der spiralbandkeramischen Kultur uns darbieten. Außer den oben und im Globus a. a. O., S. 189 bis 190 angeführten Fundstellen kommen im Osten und Süden — aus dem Norden sind dem Verfasser keine solchen bekannt geworden, ebensowenig aus dem Westen — folgende hier unseres Wissens in Betracht, wobei jedoch die Möglichkeit weiterer Provenienzquellen eingeräumt werden muß.

1. Böhmen: „Chrasti na Chradimsku". Vergl. „Památky archaeologické a místopisné", XX. Jahrg., 5. Heft. 1903, S. 329 bis 334. Text von Píč und Tafel XXXVI. Wie aus den Abb. 1 bis 33 hervorgeht, haben wir auch hier eine lokale Vereinigung der Spiralband-, Schnitt- und Kerbverzierung mit dem Michelsberger- oder Pfahlbautypus festzustellen. Auch das Flachbeil (Abb. 22 u. 26) kommt hier in entsprechender Form vor, wie dreimal im Haßlocher Walde und im Ordenswalde. Letztere Form scheint auch sonst in Böhmens neolithischen Fundstellen häufig vorzukommen (vgl. Píč: Čechy na úsvitě dějin. 2. Heft, Tafel LVIII, Fig. 15, 16, 18, 19. 22, 23).

2. Mähren: Zahlreich sind hier nach dem vortrefflich illustrierten Werke von Červinka: „Morava za pravěka" (= Mährens Urzeit), die Stellen, an denen die beiden Typen sich in einer Siedelung, wie hier, vereinigt vorfinden. Wir weisen hier auf folgende neolithische Ansiedelungen hin:

1. Greslového Mýta (vgl. Tafel III bis VI). Hier stimmen einzelne Muster der Bandornamentik (z. B. V, 14), sowie solche des Pfahlbautypus (III, 7, 10; V, 18) mit den unserigen auffallend überein, während allerdings sonstige Motive, so die Parallelzapfen (V, 19), die Wellenlinien zwischen Horizontalleisten (V, 10), die durchbohrten Ansätze (V, 5, 9, 12), hier fremd erscheinen.

2. Količina (vgl. Tafel IX). Auch hier sind die Motive der Spiralbandkeramik in der Weise mit denen des Pfahlbautypus (vgl. Abb. 24 und 25) vereinigt, daß diese Mischung der unsrigen entspricht. Allerdings spielt auch bereits das Schnurmotiv herein.

3. Mašcvic (vgl. Tafel X). Dasselbe Verhältnis wie bei Nr. 2.

4. Velehrada (vgl. Tafel XII). Spiralbandkeramik vergesellschaftet mit Pfahlbautypen.

5. Novasádech (vgl. Tafel XIII). Pfahlbautypus mit Motiven der Rössen-Allsheimer Verzierungsart.

Außerdem kommen für Mähren neolithische Fundstellen in Katharein und Troppau-Giloschwitz in Betracht, welche Motive der Spiralbandkeramik sich mit denen des Pfahlbautypus vergesellschaftet zeigen (vgl. Mitteil. der Präh. Kommission d. k. Akademie d. Wissenschaften zu Wien 1903, 1. Band, Nr. 6, S. 407 bis 411, und Tafel VIII und IX). Hörnes setzt diese Keramik mit Recht „an das Ende der Steinzeit und den Beginn der Metallzeit" (a. O. S. 410 unten), ein Resultat, zu dem auch der Verfasser auf Grund des von ihm ausgegrabenen Materiales im Ordenswalde und im Haßlocher Walde gelangt ist.

In Österreich ist die von Matthäus Much untersuchte befestigte Siedelung Stillfried an der March anzuziehen. Die unterste Schicht bietet dieselbe Keramik wie die Heidenmauer bei Dürkheim dar, versehen mit Eindrücken, Wulsten, Leisten, und ähnelt der primitiven Michelsberger Keramik (vgl. Much: Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich, Wien 1875, und Mehlis: Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande, III. Abt., S. 76 bis 77).

Auch in Jablanica in Serbien sind beide Typen vertreten. Vgl. M. Vassits: Die neolithische Station Jablanica, Fig. 128 bis 132; ebenso plastische Tonartefakte unserer Art, vgl. Fig. 62 bis 68; ähnlich liegen die Verhältnisse in Butmir und Tordos.

Wichtiger als diese letzteren Funde sind für die Einwanderung des aus Motiven der Spiralbandkeramik und des Pfahlbautypus aus dem Südosten Europas nach dem Nordwesten bis zum Westrande des Rheinlandes die von Julius Teutsch im Burzenlande Siebenbürgens gemachten neolithischen Funde (vgl. Nr. 1: Prähistorische Funde aus dem Burzenlande in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", Bd XXX, 1900, S. 189 bis 202, und Nr. 2: Die spätneolithischen Ansiedelungen mit bemalter Keramik am oberen Laufe des Altflusses; Separatabdruck aus den Mitteil. d. prähistor. Kommission der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien). Wir treffen hier 1. Spiralbandkeramik an, 2. Ringmauertypus, als Abart des Pfahlbautypus,

3. plastische Tonartefakte, endlich 4. bemalte Gefäße. Besonders letztere sind für unser Gebiet von Wichtigkeit, da auch in der Wallböhlansiedelung blau und rot bemalte Tongefäße konstatiert wurden, deren bunte Zonen von Stichreihen eingefaßt sind (vgl. Globus, Bd. 85, Nr. 20, S. 328 und „Studien" des Verfassers, XV. Abteilung, Taf. II, Fig. 8 und 12).

Diese bemalten Gefäße ziehen sich von der Kulturzone des Ägäischen Meeres aus nach Siebenbürgen oder Dacien, ferner, wie Palliardi nachgewiesen hat (vgl. Mitteilungen d. präh. Kommission 1897, Bd. 1, Nr. 4, S. 237



Abb. 26. **Frauenbüste aus Ton (Wallböhl).**
Natürl. Größe.

bis 264), nach Mähren und Niederösterreich. Hier, besonders bei Znaim, tritt die Bemalung in Gemeinschaft mit unseren zwei Typen auf (vgl. a. a. O., Abb. S. 240 bis 241 und S. 258; vgl. Text S. 252 u. 254: Palliardi stellt die bemalte Keramik zur Bandkeramik). Diese Bemalung der neolithischen Tonwaren tritt dann weiter am mittleren Neckar in Großgartach auf, und zwar hier bereits in Zonen, nicht mehr, wie im Osten, zur Dekoration der Bandkeramik. Die bei Schliz: „Das Steinzeitdorf Großgartach" auf Tafel IV abgebildeten Muster neolithischer Wandmalerei entsprechen den zwei Stücken, die im Wallböhl zum Vorschein kamen. Auch das auf Tafel IX, Fig. 9 abgebildete Gefäßstück scheint dem Verfasser ursprünglich in Zonen, nicht monochrom, bemalt zu sein. In dieser ursprünglich polychromen, den Ornamenten des Spiralbandstiles angepaßten Gefäßmalerei liegt nach des Verfassers Ansicht, die er mehrfach schon geäußert hat (vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1904, Nr. 77, S. 14 bis 15; vorher 1901, Nr. 111, S. 6; vgl. auch Globus, Bd. 85, Nr. 20, S. 328), der Schlüssel zum Rätsel der Entstehung bzw. der Einwanderung der hochentwickelten Bandkeramik in die Wildnis der Kimmerier Mitteleuropas. Diese erfolgte auf dem südöstlichen, uralten Verkehrswege, der von den Küsten des Ägäischen Meeres längs der südöstlichen Zuflüsse des Ister und dann ihrem Laufe selbst entsprechend zur Einmündungsstelle von Lech und Wörnitz führt, um von hier aus nach Nordwesten in das Rheingebiet, und zwar zunächst in die urgeschichtlich wichtigen Stellen von Heilbronn, Heidelberg und Speyer-Neustadt-Dürkheim zu gelangen.

Mit diesem frischen Kulturstrom gelangte auch eine neue Völkerwelle vom Südosten her bis zu den fruchtbaren Gestaden des Mittelrheines, was zu beweisen war. Bei der besonderen Bedeutung der einfachen Ornamentmotive des Michelsberger Typus, der in diesem Strom jedoch bereits stark verändert erscheint und ursprünglich vollere Schmuckweisen besaß, ist es von Belang, hier auf eine Spielart hinzuweisen, in deren Rahmen dieser Verzierungsart noch kräftigere Ausdrucksformen zu eigen waren. Solche kommen typisch vor in der von Taramelli jüngst beschriebenen neolithischen Station von Rumiano di Vayes im Tale von Susa zwischen Mont Cenis und Turin, wo der Völkerverkehr zwischen der mittleren Rhône und dem Po von jeher eingesetzt hat. Hier finden sich (vgl. Bollettino di paletnologia italiana, Serie III, T. IX. p. 1 bis 23 und 125 bis 136, ferner Tafel I und IX) neben vielen Steinbeilen mit ovalem Querschnitt und solchen aus Jadeit und Chloromelanit Gefäße mit Ornamenten, welche in zwei Klassen zerfallen.

Die eine (Tafel IX, Abb. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 10, 11, 13) weist die Motive des Pfahlbau- und Ringmauertypus auf: starke, glatte und gegliederte Leisten, parallele Striche, Schnitte, Kerben, in Winkeln über den Gefäßbauch laufende Leisten, getupfte Leisten, Kombination der letzteren mit Schnittreihen usw. Henkel- und Warzenbildung entspricht der unsrigen.

Die zweite Klasse weist ein dekadentes Bandornament auf, das durch parallele Reihen von Grübchen hergestellt wird (vgl. Tafel IX, Abb. 9). Grübchen, Leiste und Schnittornament endlich sind vereinigt auf einem Stück (vgl. Tafel IX, Abb. 12), und damit ist die innige Verschmelzung der zwei ursprünglich verschiedenen Stilarten zu einem, allerdings unorganischen Ganzen vollzogen.

Ist es vorläufig auch noch nicht möglich, den Entstehungsherd der rohen und zweifellos dekadenten Ornamentik der Pfahlbaukeramik aufzufinden, so ist doch soviel festgestellt, daß sie in der nordalpinen Zone von Siebenbürgen bis zum Mittelrhein vielfach in Gesellschaft mit der Spiralbandkeramik auftritt, jedoch ohne eine Konfundierung der beiden Stilarten herbeizuführen.



Abb. 27. **Schalenstück mit E-Zeichnung (Wallböhl).**
Natürl. Größe.

Letztere tritt zweifellos im Tale von Susa, also in der südalpinen Zone auf, jedoch mit Vorwiegen des roheren und stilloseren Pfahlbautypus.

Die Entstehung der Spiralbandkeramik hingegen, ferner die der Bemalung der Gefäße, sowie der Anfänge der Plastik, wenn auch an manchen Orten nur zur Herstellung von Kinderspielzeug benutzt, ist zweifellos an die uralten Kulturstätten der Küsten des Ägäischen Meeres und mithin an die Kulturreiche des Orientes geknüpft, wo schon primitive Metallarbeiten ihre Entstehung begünstigt haben mußten. Ex oriente lux [5]).

[5]) Trotz Salomon Reinachs Einspruch.

Nachtrag.

Die Ausgrabungen am „Wallböhl" im Ordenswalde wurden am 21. und 22. September, 11. und 15. Oktober und 12., 14., 15. November mit Erfolg fortgesetzt. Man stellte das Westende der neolithischen Ansiedelung fest und legte nach Osten zu drei weitere Hütten aus der Steinzeit, Nr. 12, 13 und 14 der ganzen Reihe. frei, ferner später Hütte 15 bis 22. In Hütte Nr. 12 fanden sich vor: Kochtopf, Reibsteine. Trinkschale, ferner eine Pfeilspitze aus Feuerstein und mehrere roh mit Einschnitten und Vertiefungen bearbeitete Kiesel. Hingegen boten Hütte 13 und 14 die Reste des Hauswesens wohlhabender Leute der Steinzeit dar. Es fanden sich hier Reste einer opulenten Mahlzeit, bestehend in Reh- und Hirschknochen, sowie Gefäßstücke mit glänzend schwarzem Firnis und eleganter Bogenbandornamentik bedeckt, die nur durch den Handel an die Ufer des Speyerbaches gelangt sein können. Unter den sonstigen Funden ist der obere Rumpf einer Frauengestalt aus plastischem Ton von 6,5 cm Höhe bemerkenswert, der gleichfalls auf Einwirkungen aus dem Südosten Europas — Thrazien und östliche Mittelmeerländer — hinzudeuten scheint (vgl. Abb. 26, natürl. Gr.). Erhalten ist hiervon Hals, Brust mit den zwei Mammae, Ansätze der zwei Arme und Hüfte. Abgebrochen ist der Kopf. Ob die Figur nur bis zur stempelartigen Hüfte reichte, oder auch hier abgebrochen ist, steht dahin. Ganz analoge Typen von Idolen in Frauengestalt bietet das serbische Jablanica dar (neolithische Station). Man vergleiche bei Vassits Abb. 10 und Abb. 39 mit der Wallböhler Tongestalt. Dieselbe Bildung der Armstümpfe, des Halses, des stempelförmigen Abschlusses. Auch die Durchlochung, die zum Anhängen des Idoles diente, scheint bei unserer Figur nicht zu fehlen. Die Eintiefung unterhalb des Halses deutet darauf hin.

Ein weiterer beachtenswerter Fund von hier (Hütte 12) ist der einer schwarzglänzenden, wahrscheinlich importierten Schale mit einem E unter dem Bogenstrich (vgl. Abb. 27, n. Gr.). Dieses E wiederholt sich mehrmals auf den bemalten Kieseln von Mas-d'Azil (vgl. Abb. 27 und l'Anthropologie, T. VII. 1896. S. 419 bis 420, Abb. 85 bis 88, dazu L. Wilser im Globus, Bd 85, Nr. 20. S. 319). Ob hier rudimentäre Reste einer neolithischen Schrift oder eines Ornamentes vorliegen, ist vorläufig nicht zu entscheiden[6]). Jedoch ist hinzuweisen auf die Gestalt des Hakenkreuzes, das in seinen vier Balken mit je einem E endigt. In dieser Variante ist das Hakenkreuz erwiesen von Teutsch im Priesterhügel bei Brenndorf mit seiner neolithischen, bemalten Keramik (vgl. Mitteilungen der präh. Kommisson der kais. Akademie der Wissenschaften 1903, Bd. I, Nr. 6, S. 375, Abb. 78 und Text). Das Hakenkreuz ist aus neolithischen Fundstellen weiter aus Tordos und Petersdorf in Siebenbürgen nachgewiesen (vgl. a. a. O. S. 375) und ist nach M. Ohnefalsch-Richter im Südosten Europas, vermutlich auch in Kleinasien entstanden. Eine Welle von Südosten brachte das Frauenidol und das vom Hakenkreuz Siebenbürgens stammende E längs der Donau an das Gestade des Mittelrheines, zugleich wahrscheinlich mit der unvermischten Form der Spiralbandkeramik. während die zugleich hier entwickelte jüngere Winkelbandkeramik wohl auf älteren Bestand der im Rheinlande einheimischen Hinkelsteinkultur, die vom Süden einwanderte. zurückzuführen ist.

[6]) Dasselbe „E", nur nachlässiger ausgeführt, erscheint auf einer neolithischen Kugel-Amphore von Dederstedt in Thüringen. Dr. Götze erinnert an das cyprische Buchstabenzeichen = se (vgl. Die Gefäßformen und Ornamente der neolithischen Keramik im Flußgebiete der Saale, S. 61 und Tafel II, Fig. 50 a und b).

Zur Erklärung der Abbildungen 1 bis 25[7]).

Abb. 1: Kratzinstrument aus geschlagenem, braunem Kies; rechts drei künstliche Grübchen. L. 3,5 cm, Br. 2,8 cm. W.

Abb. 2: Glätte- und Stichinstrument aus geschlagenem, braungelbem Kies. L. 3,7, Br. 0,7 cm. W.

Abb. 3: Messer, aus rötlichem, durchschimmerndem Kies geschlagen; zweischneidig; L. 3,9, Br. 1,3 cm. W.

Abb. 4: Lanzenspitze, aus grünlichem Kies geschlagen; unten rechts Einschnitte zum Zwecke eines Tüllenansatzes. L. 7,2, Br. 3,7 cm. W.

Abb. 5: Harpune aus schwarzbraunem, kantendurchscheinendem, nordischem Flint; beide Kanten und die eine Oberfläche fein retouchiert, mit einem Widerhaken und Tülle. L. 4,2 cm, Br. 1,9 cm. W.

Abb. 6: Kratzer (grattoir) aus wachsgelbem, durchscheinendem, nordischem Flint; an den beiden Kanten retouchiert; sechs Lamellen. L. 4,5 cm, Br. 1,3 cm. W.

Abb. 7: Pfeilspitze, oben abgebrochen, geschlagen aus rotbraunem Kies; vier Lamellen. L. 2,2 cm, Br. 1,8 cm. T.

Abb. 8: Kugelige Kiesperle mit zwei natürlichen (?) Höhlungen; graue Farbe; Fundort: Kiesgrube zwischen Wallböhl und Neustadt. L. 1,5 cm, Br. 1,4 cm.

Abb. 9: Pfeilspitze, aus schwarzem Kies geschlagen, mit Tülle, zwei Flügeln und horizontaler Schneide. L. 2,5 cm, Br. 2,0 cm. W.

Abb. 10: Nucleus aus rotem, karneolartigem Kies; gefunden mit Nr. 7 in T. L. 4 cm, Br. 3,0 cm.

Abb. 11: Schwarzes Flintfragment mit gewölbtem Bulbus, wahrscheinlich als Pfeilspitze benutzt. L. 3,1 cm, Br. 2,5 cm. W.

Abb. 12: Halbkugelige Tonperle mit zentraler Bohrung; Hälfte erhalten. D. 1,2 cm. W.

Abb. 13: Berlocke aus einem Battenberger Blitzröhrenstück hergestellt, mit natürlicher (?), zentraler Bohrung. L. 2,2 cm, Br. 1,8 cm. W.

Abb. 14: Tonperle von zylindrischer Gestalt mit zentraler Bohrung. L. 1,8 cm, D. 0,9 cm. W.

Abb. 15: Tonperle wie Abb. 14. L. 1,2 cm, D. 0,9 cm. W.

Abb. 16: Dattelkern, als zylindrische Perle benutzt. L. 2,2 cm, D. 0,4 bis 0,6 cm. W.

Abb. 17: Bärenkopf, hergestellt aus einem Stück gelbbraunen Kieses. Auf der Abbildung sind Maul, Nase und rechtes Auge (von unten gesehen) sichtbar. Von oben gesehen sind Stirnkamm, zwei Augen, Nase mit Nüsterlöchern, zwei Ohren erkennbar. Die Rückseite ist mit kleinen Grübchen bearbeitet. L. 2,9 cm, Br. 2,3 cm. W.

Abb. 18: Weiß bemalte Tonfigur, darstellend einen Vierfüßler (Hammel?) Von vorn gesehen: Kopf links mit einem Horn (rechte Seite verletzt!), steiler Stirn und langer Schnauze erkennbar; von der Seite gesehen: Kopf, Rücken, Schwanz, Stummel von vier Beinen wahrzunehmen. L. 5,0 cm, Br. 3,0 cm. W.

Abb. 19: Schmuckstück, aus grauem Kies hergestellt; im Zentrum länglicher Einschnitt zur Einführung einer Sehne oder einer Schnur. L. 2,2 cm, Br. 2,2 cm. W.

Abb. 20 u. 21: Tonscherben aus T.; vgl. Abb. 7 und 10. Nr. 20 gelb, dick und roh; oben (auf der Abbildung an der linken Kante) profilierte Leiste, gegliedert mit Fingereindrücken. Nr. 21 Randstück; gelbbraun, dünn, glatt. Der Randwulst ist etwas umgeschlagen.

Abb. 22: Herzförmiger Anhänger oder Idol, aus glattem, plattigem, rötlichem Kies hergestellt. Am Rande sieben künstlich hergestellte, bis zu 0,9 cm tiefe Näpfchen. L. 4,5 cm, Br. 4,5 cm, Dicke 1,5 cm. W.

Abb. 23: Viereckiger Anhänger oder Idol, aus glattem, plattigem, rötlichem Kies hergestellt. Auf der einen Seite (vgl. Abbildung) fünf künstlich hergestellte, ellipsoidisch geformte Näpfchen; auf der anderen Seite ein am unteren Rande der Seitenkante befindliches. L. 8,0 cm, Br. 7,5 cm, Dicke 1,5 cm. W.

Abb. 24: Ovaler Anhänger oder Idol aus einem gründgelben, plattigen Kiesstück. Auf der einen Seite (vgl. Abbildung) zwei nebeneinanderstehende, 0,6 cm hohe Höcker, die wahrscheinlich in die Fläche mittels zweier Näpfchen eingelassen sind; rechts davon ein rundes Näpfchen; auf der Rückseite zwei tiefe Einbohrungen mittels kleiner Näpfchen vorgenommen. L. 8,0 cm, Br. 4,5 cm, Dicke 0,5 bis 1,0 cm. W.

[7]) W = neolithisches Dorf Wallböhl; T = Tumuligruppe am „Schänzel". — Die Fundstücke in Speyer und in Dürkheim. — Maßstab = $^{3}/_{4}$ der Natur.

Abb. 25: Zugespitzter Anhänger oder Idol (vgl. Abb. 23) aus plattigem, rötlichem Kies; an der rechten Seite etwas abgebrochen. Auf der einen Seite eine unregelmäßig verlaufende Reihe von künstlich hergestellten Grübchen und Näpfchen, ebenso auf den drei Kantenflächen und auf der Rückseite, L. 12,0 cm, Br. 7,0 cm, Dicke 1,0 bis 2,0 cm. W.

Der Einfluß des Genfersees auf die Bevölkerungsverteilung in seiner Umgebung.

Im dritten Bande seines kürzlich vollendeten Werkes „Le Léman", der bei weitem hervorragendsten monographischen Bearbeitung eines Binnensees, welche bis jetzt existiert, gibt der berühmte Verfasser, Prof. Dr. F. A. Forel in Morges, eine wenn auch sehr kurze, doch statistisch sehr präzise Darstellung des Einflusses des Genfersees auf die Bevölkerung seiner Umgebung (S. 510 ff.). Meines Wissens ist dies das erste Mal, daß ein anthropogeographischer Zusammenhang eines Sees mit seiner Umgegend statistisch genau belegt worden ist; Forels Darstellung verdient daher auch an diesem Orte eine ausführlichere Erwähnung. Er unterscheidet eine Uferzone, „zona riveraine", in unmittelbarer Nähe des Sees bis zu $2^1/_4$ km Entfernung von ihm, und eine $2^1/_4$ km weiter ins Land gehende Zone, „zone campagnarde". Erstere umfaßt 432, letztere 464 qkm. Nach der Volkszählung von Ende Dezember 1900 treffen von der Bevölkerungsziffer beider Zonen auf die

	zone riveraine	zone campagnarde
	Einwohner	
Im Kanton Wallis	1 385	—
In Savoyen	21 301	8 541
Im Kanton Genf	107 305	16 856
In Pays de Gex	—	1 720
Im Kanton Waadt	116 305	15 623
Im Kanton Freiburg . . .	—	1 198
Summe	246 296	43 938

Auf dem Quadratkilometer wohnen im ersten Bezirk 570, im zweiten nur 93 Menschen, ersterer ist also etwas mehr als sechsmal so bevölkert als letzterer. Sondert man von der Bewohnerschaft des Küstenstriches diejenigen der Großstadt Genf mit ihren beiden Vororten und von Lausanne mit zusammen 137 708 Einwohnern aus, so bleiben immer noch 108 588 Einwohner gegenüber 43 938 der zone campagnarde. Läßt man außerdem noch die städtischen Ansiedelungen mit je über 4000 Einwohnern, nämlich Thonon mit 6268, Nyon mit 4882, Morges mit 4421, Vevey mit 11781, Montreux mit 14144 Einwohnern in der ersten, Carouga mit 7437 Einwohnern in der zweiten Zone unberücksichtigt, so ist immer noch die überwiegend ländliche Bevölkerung von 67 092 Personen im Uferbezirk fast noch das Doppelte von derjenigen im zweiten Bezirk (36 501), und die Anziehungskraft des Genfersees auf die Besiedelung seiner Ufer steht unumstößlich fest. Zieht man von der Uferbevölkerung diejenige ab, deren Hinterland wegen der Steilheit der Ufer einfach unbewohnbar ist, wie bei St. Gingolph, Meillerie, Novel und Thollon in Savoyen, bei Montreux am Nordufer, so verbleiben immer noch in der ersten Zone 229 480 Einwohner, also mehr als das Fünffache der zone campagnarde.

Die Ursache dieser Anziehungskraft sieht Forel weniger in der direkten und indirekten Wirkung klimatologischer und meteorologischer Faktoren, obwohl er sie, namentlich in Hinsicht auf den ausgedehnten Weinbau am Nordufer des Sees, keineswegs gänzlich leugnet, als vielmehr in den geographischen Verhältnissen der Ufer, welche einmal Siedelungen, wie Nyon, Morges, Thonon im Hintergrund eines vor Stürmen geschützten Golfes, St. Prex an der Spitze eines Vorgebirges, Genf am Ausfluß des Sees, Villeneuve, Bouveret, Thonon, Genf, Morges am Endpunkte einer am See mündenden Handelsstraße, entschieden begünstigten, andererseits einen bequemen Verkehr zwischen den einzelnen Siedelungen gestatteten. Daß der natürliche Reichtum eines Sees an Fischen Ansiedler ebensowohl anlockte, wie die durch die Lage am See bedingte Möglichkeit, sich gegen feindliche Angriffe von der Landseite aus leicht zu verteidigen, wie dies Ref. schon früher ausgeführt hat (Geogr. Zeitschrift, Bd. VIII, S. 266 ff.), betont auch Forel, ich möchte aber glauben, daß er den indirekten Einfluß der klimatischen Verhältnisse des Genfersees, welche von Jahr zu Jahr eine immer größere Zahl fremder Familien veranlassen, sich für immer an den Ufern des schönen Sees niederzulassen, die natürlich wieder einen weiteren Zulauf von gewerbe- und handeltreibenden Personen nach sich ziehen, gegenüber den rein geographischen Ursachen der Bevölkerungskonzentration etwas unterschätzt.

Halbfaß.

Bücherschau.

H. Conwentz, Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Denkschrift, dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten überreicht. Berlin, Gebrüder Bornträger.

Die Tatkraft und der große Eifer, mit welchen der verdiente Direktor des Provinzialmuseums in Danzig, Prof. Conwentz, seit Jahren für die Erhaltung der gefährdeten Naturdenkmäler in zahlreichen Aufsätzen und Wandervorträgen eintritt, verdienen alle Anerkennung und haben hier und da auch schon zu Erfolgen geführt, denen sicher weitere sich anschließen, denn an allerlei praktischen Vorschlägen läßt es Conwentz in dieser Schrift nicht fehlen. Je mehr sich durchsetzen läßt, desto besser, wenn wir auch nicht immer der Ansicht sind, daß gegenüber den praktischen Bedürfnissen der Gegenwart alles Vorgeschlagene erreichbar ist. Und diese erkennt auch der Verfasser in den Auseinandersetzungen über die Gefahren durch Melioration, Nutzung und Industrie als schwere Feinde an, während durch Bildung und Aufklärung sich die von der Menge drohenden Gefahren mildern lassen. — Conwentz zieht den Begriff der „Naturdenkmäler" sehr weit, „auch die ganze natürliche Landschaft mit ihrer Bodengestaltung, mit ihren Wasserläufen und Seen, mit den ihr eigenen Pflanzen- und Tiergemeinschaften, sowie einzelnen seltenen Arten und Individuen der ursprünglichen Flora und Fauna" gehören hierhin. Hier wird es freilich in manchen Fällen schwierig sein, außer den Fachleuten noch die Menge für die Erhaltung gefährdeter Arten zu begeistern oder ihr Verständnis beizubringen, z. B. wo es sich um die Vernichtung der in den Mooren lebenden und mit der Austrocknung verschwindenden Spinnenarten handelt. Jedenfalls aber hat Conwentz alle für die Naturschönheit begeisterten und ästhetisch veranlagten Menschen für sich, wenn er den reinen Nützlichkeitsindividuen entgegentritt, die nur von industriellen und derlei Gesichtspunkten aus die Landschaft verhunzen. Aber nicht bloß mit Aufzählung der Gefahren und Klagen darüber kommt der Verfasser. Die Denkschrift bringt eine große Anzahl Vorschläge, wie praktisch durch Behörden und Gesetzgebung eine Besserung der hereingebrochenen Verwüstung zu erreichen ist. Und daß hier das, was im Bereiche der Möglichkeit liegt, auch zur Ausführung gelange, muß der Wunsch eines jeden Naturfreundes sein und dessen Unterstützung haben.

R. Langenbeck, Landeskunde des Reichslandes Elsaß-Lothringen. Sammlung Göschen Nr. 215. 140 Seiten, mit 11 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig, G. J. Göschen, 1904. 0,80 Mk.

Diese fünfte der in der Sammlung Göschen erschienenen Landeskunden zeichnet sich aus durch methodische Gliederung des Stoffes und durch die hervorragende Gabe des Verfassers, mit wenigen Strichen zu charakterisieren. Am deutlichsten tritt dieser Vorzug bei geologisch-orographischen Schilderungen der Vogesen entgegen. Manchmal scheint zwar ein notwendiger Strich zu fehlen; so sind die alte Stauweiherwirtschaft in den Nordvogesen bzw. der Süd-Hardt, die aufblühende Spargelkultur bei Vendenheim, die Invasion des Hamsters in Lothringen übergangen. Aber systematische Vollständigkeit ist von den kleinen Büchern der Sammlung Göschen nicht so sehr zu erwarten als anregende Einführung. Und diese ist von der vorliegenden Landeskunde in vollem Umfange gewährt. Die diesem Bändchen wieder beigegebene Karte zeichnet sich durch sorgfältige und, dem Zweck sehr entsprechend, auch farbenreiche Darstellung aus. Ich möchte ihr gegenüber nur die beiden Wünsche nicht unausgesprochen lassen nach einer noch vollständigeren Sekundierung des Textes und nach dem seit dem Berner Geographenkongreß internationalen Maßstab 1 : 1 000 000 anstatt 1 : 900 000. Die

Sammlung Göschen kann sich ein hervorragendes Verdienst um eine der wichtigsten geistigen Bewegungen im heutigen Deutschland, auf dem Gebiete der Schulbildung und ihrer Weiterführung, erwerben, wenn sie die Heimatskunde auch anderer deutschen Gebiete von ähnlich berufenen Seiten behandeln läßt. Wilhelm Krebs.

O. Schwindrazheim, Deutsche Bauernkunst. Herausgegeben im Auftrage der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung zu Hamburg. Wien, Martin Gerlach u. Co., 1904.

Es ist dieses eine sehr vielseitige und ungemein anregende Schrift, deren Hauptwert in den vortrefflichen skizzenhaften Zeichnungen liegt, die uns alles das vorführen, was man unter dem Begriffe der Bauernkunst heute zusammenfaßt; und das ist nicht wenig, denn vom gesamten Hause an bis zu den kleinsten Einzelheiten in demselben zeichnet uns der Verfasser, stets mit dem Auge des Künstlers sehend, viele hundert Gegenstände. In den meisten Fällen handelt es sich bei ihm um Rettungen, denn es betrifft Untergehendes, was er noch vor dem völligen Verschwinden zeichnen konnte. Durch die ganze Schrift zieht sich ein sympathischer, von Liebe zu dem behandelten Gegenstande zeugender Zug, und subjektive Eindrücke walten oft vor. Vorzugsweise kommen niederdeutsche Gegenstände zur Darstellung, aus der Gegend, wo Schwindrazheim ansässig ist, doch liegt auch das Bestreben vor, dem deutschen Süden gerecht zu werden, wiewohl es zu merken, daß hier der Verfasser nicht in gleicher Weise zu Hause ist. Falsch wäre es, das Buch als eine Art deutscher Volkskunde aufzufassen, in die es hineingehört; aber der Architekt wie der Folklorist werden darin viele feine Bemerkungen finden und durch das künstlerisch gebildete Auge des Verfassers manches sehen lernen, was ihnen sonst entgangen wäre. Bei so großen Vorzügen der Arbeit übersieht der Kulturhistoriker gern Einzelheiten und Flüchtigkeiten im Texte, die ihm von seinem Standpunkte aus der Kritik unterliegen. R. A.

L. Passarge, Dalmatien und Montenegro. Reise- und Kulturbilder. 341 S. Leipzig, B. Elischer Nachfolger, o. J. 5 Mk.

Die Ostküste der Adria lockt in immer stärkerem Maße die Touristen an, und Dalmatien und Montenegro sind beliebte Wanderziele geworden. Auch der nun bald achtzigjährige Geheime Justizrat Passarge hat sie aufgesucht und nicht vergessen, nach alter Gewohnheit darüber ein Buch zu schreiben. Fast 50 Jahre sind es her, daß Passarge sein touristisches Erstlingswerk „Aus dem Weichseldelta" veröffentlichte, und seitdem hat der auch dichterisch veranlagte Verfasser sich durch seine zahlreichen Reiseskizzen einen dankbaren Leserkreis geschaffen. Wie es gekommen, ist eigentlich schwer zu sagen, denn außer einer unleugbaren Anschaulichkeit zeichnen Passarges Schilderungen eine große Einfachheit und Nüchternheit, eine größtmögliche Schwunglosigkeit aus — also Eigenschaften, mit denen man heutzutage im Zeitalter hypergeistreicher Feuilletonisten als Autor gerade keinen Staat machen kann. Aber es ist nun einmal so. Auch sein „Dalmatien und Montenegro" verleugnet seinen Verfasser nicht, es liest sich wie ein an die Öffentlichkeit gekommenes, ganz persönlich gehaltenes Tagebuch eines Mannes von vielseitigen Interessen, der darin gewissenhaft alles aufgeschrieben hat, was er gesehen, gehört und gelesen hat. Die Fahrt berührte die bekannten Küstenorte von Fiume bis Cattaro. Das anspruchslose Buch wird gewiß den Verehrern des Verfassers Freude machen.

Prof. Dr. Ludwig Pohle, Die Entwickelung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. Fünf Vorträge. („Aus Natur- und Geisteswelt", Bd. 57.) V und 132 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 1,25 M.

Ein ganz vortreffliches Werkchen, dessen Lektüre jedem empfohlen sei, der sich mit den Grundzügen der Volkswirtschaftslehre bekannt machen will, und das muß jeder, der nach höherer Bildung strebt, denn die Volkswirtschaftslehre gehört heute zu ihren Elementen. Der Verfasser gibt auf dem engen Raum von 132 kleinen Oktavseiten einen vollständigen Abriß der deutschen Volkswirtschaft, denn da die erste Periode des 19. Jahrhunderts sich volkswirtschaftlich sehr wenig von den mittelalterlichen Zuständen unterscheidet (S. 2, 130), so gibt uns die Schilderung dieser Periode gleichzeitig eine Vorstellung der mittelalterlichen Volkswirtschaft. Wir werden in eine Spinnstube geführt, und wir können den erbuntertänigen Bauern auf seinem Gehöft beobachten, wir sehen die Accisebeamten die Warentransporte von Stadt zu Stadt begleiten und die Handwerker die Rohmaterialien verarbeiten, die ihnen die Kunden selber geliefert haben. Wir sehen dann den „König Dampf" die engen mittelalterlichen Schranken sprengen und unter seiner Herrschaft Großindustrie, Eisenbahnen, Banken entstehen. Nachdem so der Gesamtverlauf in großen Zügen geschildert ist, geht der Verfasser dazu über, die Entwickelung von Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr einzeln darzustellen. Die landwirtschaftlichen Verhältnisse werden nach drei Richtungen geschildert: nach dem Besitz, dem Arbeiteverhältnis und dem Betriebssystem, letzteres von der alten, aus Karls des Großen Zeit stammenden Dreifelderwirtschaft an, die der preußische Landrat v. Schütz verteidigte, weil sie auf der Dreieinigkeit beruhte (S. 40), durch Thaers Fruchtwechselreform hindurch bis auf die moderne Agrarnot. Die industrielle Entwickelung wird in zwei Abschnitten behandelt, der erste ist der Kleinproduktion, dem Handwerk und der Hausindustrie gewidmet, der zweite der Großindustrie, den Kartellen (dem Sozialismus der Besitzenden, S. 88) und der Arbeiterbewegung. Auch diese Abschnitte sind sehr lesenswert, doch habe ich bei ihnen etwas anzumerken. Der Verfasser meint, daß die Großindustrie nur selten die gesamte Tätigkeit eines Handwerkes an sich reißt (S. 62), während er, abgesehen von der Textilindustrie, eine ganze Reihe von Gewerben anführt, in denen es geschehen ist (S. 84). Ferner spricht er sein Befremden darüber aus, daß die Handwerker so selten zu Händlern geworden sind (S. 63), aber er gibt selber zu, daß der Mensch nicht seinen Beruf wechseln kann wie den Rock (S. 95). Drittens scheint er mir den rein agitatorischen Zweck der Arbeiterorganisationen zu unterschätzen. Meisterhaft ist der letzte Abschnitt. Die Landstraßen des 18. Jahrhunderts, die so schlecht waren, daß ein Prinz auf einer Reise durch Kursachsen 25 Wagenräder zerbrach, die alten Posten, die Naglerschen Schnellposten usw. werden trotz der Kürze so anschaulich geschildert, daß man sie zu sehen glaubt. Es folgt die Darstellung der Entwickelung von Briefbestellung, Telegraph, Eisenbahnen, Eisenbahntarifen, Schiffahrt. Die Schilderung des Handels bildet den Beschluß. — Was mir das Pohlesche Büchlein so anziehend gemacht hat, ist die Voraussetzungslosigkeit seiner Bearbeitung, „der jeder gewissenhafte Mann zustrebt, die aber keiner erreicht, noch erreichen kann", und darum wiederhole ich, daß es ein vortreffliches Werkchen ist, dessen Lektüre ich wärmstens empfehle. Gn.

Kleine Nachrichten.

— Über die letzten Schicksale des Malers und Ethnographen Guido Boggiani sind jetzt die Akten geschlossen. Die Kommission „Pro Boggiani", die den Spanier Cancio zur Nachforschung aussandte, hat dessen Bericht, sowie die dazu gehörigen Akten in einem vornehm ausgestatteten Buche veröffentlicht (Alla ricerca di Guido Boggiani. Spedizione Cancio nel Ciaco Boreale, Alto Paraguay. Relazione e documenti. Publicazione fatta per cura del comitato Pro-Boggiani, nell' Asunzione, Paraguay. 108 Seiten. Mailand, A. Bontempelli, 1903.). Wesentlich Neueres als das, was wir schon früher im Globus (Bd. 83, S. 82) nach einem Zeitungsartikel der „Prensa" von Buenos Aires vorläufig darüber mitteilten, geht freilich daraus auch nicht hervor. Der Bericht Cancios ist vorzüglich, zum Teil in Dialogform geschrieben und hält den Leser in fortwährender Spannung. Gleich bei den ersten Schamakokos, mit welchen Cancio und seine Begleiter zusammentrafen, fanden sich Gegenstände aus dem Besitze Boggianis. Nach einem Kreuz- und Querverhör gaben die Leute schließlich zu, daß dieser mit seinem getreuen indianischen Gefährten Gavilan durchgekommen und weiter gezogen sei; eins der verdächtigsten Individuen, Luciano, wurde nun gezwungen, mitzugehen, führte die Expedition aber absichtlich in der Wildnis irre, so daß die Strapazen infolge des Wassermangels furchtbar waren. Schließlich fanden sich die Reste der beiden Unglücklichen, in einem Umkreis von 200 m zerstreut, sowie Sachen, die ihnen gehört hatten. Boggiani hatte mit Gavilan an der Stelle längere Zeit gelebt, mit Studien und Beobachtungen beschäftigt, und in ständigem, freundschaftlichem Verkehr mit den Schamakokos. Nach Lucianos Aussage (S. 70) wurde er, als er

mit dreien dieser Indianer jagen ging, durch einen Keulenhieb auf den Kopf niedergeschlagen und dann getötet, damit ihm seine Pferde und Habseligkeiten geraubt werden konnten. Zu gleicher Zeit wurde Gavilan von zwei anderen Schamakokos durch einen Hieb auf den Kopf getötet, während er am Feuer saß und aß. Die Leichen blieben unbeerdigt, und ihre Reste wurden von Raubtieren und Vögeln weithin zerstreut. Ob Luciano am Morde direkt mit beteiligt war, blieb zweifelhaft, jedenfalls handelte es sich um einen ausgemachten Mordanschlag. — Die Lektüre des Berichtes, dem zahlreiche Abbildungen beigegeben sind, unter anderem die des Schädels des unglücklichen Boggiani mit einer großen Fraktur, gibt ein eindrucksvolles Bild von der Wildnis des Chaco und dem Charakter der treulosen Schamakoko, denen Boggiani stets als wahrer Freund entgegengekommen war.

R. Lehmann-Nitsche.

— Pattés Reise in das Land der Moi. In der ersten Hälfte des Jahres 1904 hat Paul Patté im Auftrage der Regierung eine Reise in das von unabhängigen Moistämmen bewohnte Hinterland des Grenzgebietes von Cochinchina und Annam ausgeführt. Da der Mangel an Transportmitteln und die Schwierigkeit, Lebensmittel zu erhalten, als die Haupthindernisse galten, die sich einem Eindringen in jene Striche bisher entgegengestellt hatten, so versuchte Patté mit teilweisem Erfolg, sich von den Bewohnern unabhängig zu machen, und führte auf Ochsenkarren Nahrungsmittel für vier Monate mit sich. Ein Sergeant und 12 annamitische Tirailleurs bildeten die Bedeckung; Pattés Begleiter und Dolmetscher, Pierre Baron, verunglückte unterwegs. Der Aufbruch erfolgte im Februar von Thudaumot. Am 16. Februar überschritt man den Songbe, einen Nebenfluß des Donnai, oberhalb des Dorfes Buton. Von da drang man nach Westen vor, und zwar auf einem $3\frac{1}{2}$ m breiten Wege, den die Moi gegen Lohn sehr bereitwillig durch den Wald schlugen. Während dieser Arbeit wurde das Yumbramassiv mehrere Male bestiegen und die Umgegend durchstreift, deren Einwohner der französischen Regierung Treue gelobten. Hierauf ging die Expedition am Songbe abwärts auf den Donnai zu und erreichte einen Ort Phutrinth, wo die Annamiten mit der Bespannung der Karren ausrissen, so daß man doch die Trägerdienste der Moi in Anspruch nehmen mußte. Unter Schwierigkeiten erreichte man den Donnai bei Sarling, zog am Fluß abwärts nach Bienhoa und war am 9. Juni in Saigon. Patté hat von der Reise eine Aufnahme in 1 : 50000, ein Moivokabular und Aufzeichnungen über die Moi heimgebracht. (La Géographie, Oktober 1904.)

— Eine weitere Entdeckung von Knochen des Dodo. Im Jahre 1865 wurden von G. Clark auf Mauritius im Torf der Mare aux Songes zahlreiche Knochen des Dodo entdeckt, wodurch Owen in den Stand gesetzt wurde, den größten Teil des Skelettes jenes eigentümlichen ausgerotteten Vogels zu rekonstruieren und zu beschreiben, und weitere Nachsuchungen Sauziers an derselben Stelle im Jahre 1889 förderten noch mehr davon zutage, so daß unser Wissen vom Knochenbau des Vogels nahezu vollständig wurde; außerdem erhielt man dabei Beweise von der ehemaligen Existenz noch anderer gleichzeitiger, jetzt ausgestorbener Arten. Von weiteren Funden ist seitdem nichts mehr zu hören gewesen. Wie Alfred Newton nun in einer Zuschrift an die „Nature" (abgedruckt in der Nummer vom 27. Oktober v. J.) mitteilt, schrieb ihm im Oktober 1899 ein Herr Thirioux, daß er im August jenes Jahres in einer kleinen, teilweise verfallenen Höhle bei Port Louis, 250 m über dem Meere, Reste von mindestens zwei Dodos gefunden habe. Thirioux setzte seine Nachsuchungen, die nicht nur schwierig, sondern oft auch gefährlich waren, fort und hielt Newton über das Ergebnis auf dem laufenden. Es waren nicht alles Dodoknochen; einige Reste gehörten anderen ausgerotteten Vogelarten an (z. B. dem kurzfedrigen Papagei, Lophopsittacus, der „Poule rouge", Aphanapteryx, und dem Wasserhuhn), sowie Reptilien (wie Didosaurus und einigen Landschildkröten); aber einige der kleinen Dodoknochen sind sehr selten, und wenigstens einer war bisher nicht bekannt. Thirioux hat seine ganze beträchtliche Sammlung, die sich seitdem noch vergrößert hat, dem Museum von Mauritius überwiesen, und Newton spricht die Hoffnung aus, daß sie recht bald von kompetenter Seite bearbeitet werden möchte.

— Major Powell-Cottons geplante Reise durch den Osten des Kongostaates. Powell-Cotton, der erst unlängst eine Reise durch die Gebiete zwischen dem Weißen Nil und dem Rudolfsee beendet hat (vgl. Globus, Bd. 86, S. 208), plant eine neue, größere Wanderung durch Afrika. Er will von Lado aus den ganzen Osten des Kongostaates durchziehen, westlich des Kiwu und des Tanganika bis Katanga, von wo er über die Sambesironte oder durch Deutsch-Ostafrika heimzukehren gedenkt. Zu seinen besonderen Aufgaben auf dieser auf 18 Monate berechneten Reise rechnet Powell-Cotton die Erforschung der großen Säugetierfauna des großen Kongowaldes (Okapi, Riesenschwein, „Wasserlöwe" des oberen Kongo) und der ethnographischen Verhältnisse, namentlich der Pygmäen. Es ist indessen von einer solchen Wanderung auch für die Geographie manches zu erwarten, da über etwaige kongostaatliche Arbeiten von Belang aus jenem Gebiet nichts bekannt geworden ist. Im November v. J. hat Powell-Cotton England verlassen.

— Liddells Untersuchung der Gegend östlich vom Bahr el Seraf. Kapitän J. Liddell erforschte im Frühjahr 1904 die bisher unbekannte Gegend östlich vom Bahr el Seraf (längs des 31. Grades östl. L.) zwischen Taufikia (an der Mündung des Sobat) und Abu Kuka (am Bahr el Djebel), etwa zwischen dem 9. und 7. Parallel. Das Land ist flach, mit Bäumen und Buschwerk spärlich bewachsen, mit sumpfigen Strecken erfüllt und zeitweise meilenweit überschwemmt, ziemlich reich an Herden von Elefanten, Giraffen, Antilopen und Straußen und bewohnt von stets sich bekriegenden Nuer und Dinka, die vielfach in großen Dörfern sich angesiedelt haben und ergiebige Viehzucht betreiben. Liddell versuchte wiederholt, einen Weg von Schambe am Bahr el Djebel nach der Landschaft Twi (Tuitsch) ausfindig zu machen. Er entdeckte schließlich einen für eine Dampfbarkasse ziemlich praktikabeln Wasserweg den 9 bis 12 Fuß tiefen Awai aufwärts, der bei Schambe mündet, und verfolgte ihn, bis ihm sehr bald nach dem Zusammenfluß des 80 m breiten Mading und Atem wegen der Enge der Ufer ein Halt geboten wurde. Bemerkenswert ist, daß man am Atem festen Grund und Boden betritt, der mit Waldungen voll der feinsten Hölzer bestanden ist. (Geogr. Journal, Dezember 1904, Bd. XXIV, S. 651, mit Kartenskizze.)

— Der Internationale Kongreß für vorgeschichtliche Anthropologie und Archäologie (Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques) hält, wie das Organisationskomitee uns mitteilt, seine 13. Sitzung vom 16. bis 21. April (Osterwoche) 1906 in Monaco ab. Auf der letzten Sitzung des Kongresses, 1900 in Paris, war Wien bestimmt worden, doch hatten die Wiener infolge „unvorhergesehener Schwierigkeiten" verzichten müssen, worauf Fürst Albert I. von Monaco den Kongreß sofort zu sich einlud. Der Fürst ist der Protektor des Kongresses. Ehrenpräsident des Organisationskomitees ist Albert Gaudry, Präsident Dr. Hamy, Generalsekretär Dr. R. Verneau, der Herausgeber der „L'Anthropologie". An diesen — Paris, rue de Buffon 61 — sind Mitteilungen, Anmeldungen und Anfragen zu richten. Der Mitgliedsbeitrag beträgt 15 Fr.

— In den Beiträgen zur Geophysik (Bd. VII, Heft 2) gibt C. Schmidt in Basel die Grundzüge einer Geologie von Nordwestborneo, die auf Beobachtungen beruht, welche er bei der Prüfung von Fundpunkten von Erdöl dort anstellen konnte. Angeschlossen ist der Bericht über den Besuch einer neuen Insel, die durch den Ausbruch eines Schlammvulkans etwa zwei Jahre vorher, am 21. September 1897, entstanden war. Sie war noch 150 m lang, 140 m breit und bestand aus lose zusammengehäuftem tertiären Material mit Blöcken von Korallenkalk und Sandstein auf der Oberfläche. In der Mitte war ein Krater aus verhärtetem Schlamm von etwa 20 m Durchmesser. Aus den Berichten von Augenzeugen kann man schließen, daß der Meeresboden am Nachmittag des 21. September schnell gehoben wurde (denn am 22. befanden sich in Tümpeln auf der Insel noch lebende Seefische) und dann das tertiäre Material herausquoll. Dabei erfolgte lebhafte Gasentwickelung eines leicht brennbaren Gases, die sechs Monate fortdauerte. Trotzdem in der Nähe kein Erzittern des Bodens während des Ausbruches beobachtet wurde, glaubt Schmidt denselben mit dem am gleichen Tage anderwärts beobachteten Erdbeben in Zusammenhang bringen zu müssen und führt als Stütze eine Liste von Ausbrüchen von Schlammvulkanen an, bei denen ebenfalls eine solche Abhängigkeit hervortritt. Zwischen das Gestein der Insel eingepreßt fand sich eine weiche, wachsartige Substanz ähnlich dem Ozokerit, die Analogien bot mit dem Vorkommen des Ozokerits zu Boryslav und Ausblicke auf die Entstehung des letzteren — ebenfalls unter Mitwirkung von Schlammvulkanen — zuläßt. Gr.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 3. BRAUNSCHWEIG. 19. Januar 1905.

Die deutsche Kolonie Riebensdorf im Gouvernement Woronesh.

Von Dr. Bruno Adler. St. Petersburg.

Mit 1 Plan und 15 Abbildungen.

(Schluß.)

In betreff der Religion hat sich die Kolonie rein erhalten. Wie bereits gesagt, war die einzige katholische Familie ebenfalls lutherisch geworden. In der Kolonie existieren zwar fünf griechisch-katholische Familien, doch ist das eine rein zufällige Erscheinung[14]). Dieser kleine Haufe von Orthodoxen verschwindet in den kompakten Massen der Lutherischen; jene besuchen die orthodoxe Kirche im russischen Nachbardorf. Interessant ist der Umstand, daß diese orthodoxen Familien mit dem Glaubenswechsel auch allmählich heruntergekommen sind. Ihre materielle Lage ist eine schlimme, geistig sind sie ebenfalls zurückgeblieben, und sie haben sich der Faulheit ergeben. Obschon auch hier keine Mischung mit den Russen vorliegt, unterscheiden sie sich durchaus nicht von diesen. Übertritte sind bis heute nicht vorgekommen, obschon die russische Geistlichkeit ihr Heil versuchen möchte; wohl drohten die erzürnten Mütter dem Pastor, daß sie die Kinder beim russischen Popen kommunizieren lassen würden, wenn der Pastor darauf bestände, die Kinder nicht im laufenden, sondern im nächsten Jahre konfirmieren zu lassen, da sie faul und unentwickelt seien, doch blieb es bei der Drohung. Sekten gibt es in der Kolonie nicht; nach dem Wegzug aus Riebensdorf haben sich jedoch Sekten in den südlichen Kolonien gebildet. Daß sich die Religion der Kolonie so rein und einheitlich erhalten hat, liegt schon in dem Umstande begründet, daß sie von vornherein einheitlich gewesen war. Eine große Rolle spielten auch dabei die Pastoren, die es verstanden, mit der Gemeinde im Frieden zu leben. Alle Pastoren waren Deutsch-Russen. Während der Blütezeit war der Pastor der Mittelpunkt der Kolonie; die Schule war unter seiner Aufsicht; er versammelte die Jugend (Pura un Maitla) zu Sing- und Bibelstunden in der Schule nach dem Gottesdienst. Dort unterhielt er sich mit ihnen. Das hörte auch nicht nach der Konfirmation auf, sondern dauerte bis zur Verheiratung. Die Konfirmation findet mit 15 Jahren statt. Einer der Pastoren in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verlangte einen regelmäßigen und pünktlichen Besuch der Schule. Ein Schulzwang existiert bis jetzt noch in der Kolonie im Gegensatz zu den russischen Dörfern, wo kein Schulzwang vorhanden ist. Derselbe Pastor verlangte, um seinem Wunsche einen Nachdruck zu geben, von den Eltern, die nicht nachsahen, ob ihr Kind die Schule fleißig besuchte, 5 Kopeken für einen jeden verpaßten Schultag. Am Ende des Jahres ging dann der von der Gemeinde gewählte Kolonist umher und sammelte die Strafgelder ein. Von der so entstandenen Summe wurde 1875 ein Fisharmonium für die Schule gekauft. Diese Strafgelder sind nicht mehr vorhanden, seit der Unterricht und die Lehrer russisch geworden sind. Ein anderes Unternehmen, das auch nur aus der Initiative der Pastoren entsprang, war die Gründung einer Lesebibliothek; doch mußte diese bald ihre Tätigkeit einstellen, da niemand Bücher nahm, obschon sie in großen Mengen vom lutherischen Zentralkomitee in Rußland zuflossen. Ein bleibendes Denkmal in der Kolonie haben sich die Pastoren gleich nach der Gründung gesetzt, indem sie eine Kirche bauten; die letzte steinerne (Backstein-) Kirche (1881) entstand durch freiwillige Sammlungen und eine gewisse Abgabe von dem Tabakshandel. Jeder gab im Jahr ein Pud Tabak, der dann zu großen Partien verkauft wurde[15]). Auf solche Weise wurden 28000 Rubel erbracht, die zum Bau der Kirche verbraucht wurden (25000 Rubel); den Bau errichteten die Kolonisten selbst, und sie arbeiteten reichlich drei Jahre daran. Doch schon zu Anfang des Baues wanderte ein Drittel der Kolonie aus, so daß die Kirche viel zu geräumig geworden ist. Die ganze Tätigkeit der Pastoren: Predigen, Lehren, Gründung der Bibliothek, Schule, Bau der Kirche, sollte sie eigentlich der Gemeinde näher rücken, in Wirklichkeit blieben sie aber den Kolonisten fremd; besonders fremd waren die letzten Pastoren, die gerade während der Angriffe und des Eingreifens der Russen sich ohne Takt und Verständnis verhielten. Viel beigetragen zur Entfremdung hat auch die Sprache der Prediger; meistenteils Rigenser, Dorpater usw., Deutsche, die das Deutsch der Bibel und der Klassiker sprechen konnten, verstehen die Pastoren kein Schwäbisch, was nur die Kolonisten allein verstanden; doch wäre auch dieses nicht gefährlich, wenn die Predigt angepaßte und verständliche Dinge behandeln

[14]) Wenn nämlich ein kranker Protestant das Abendmahl begehrt und kein lutherischer Pastor zufällig anwesend ist, so darf der russische Pope dem Kranken das Abendmahl reichen; zugleich aber wird die letzte Ölung vollzogen, und somit tritt der Kranke zur russischen Kirche über. In der Kolonie war ein solcher Fall; der Kranke wurde jedoch gesund und hatte später noch Kinder, die aber nach dem Reichsgesetz orthodox getauft wurden.

[15]) Zu der Zeit war alles mit Tabak bepflanzt, Getreide wurde nur für den eigenen Bedarf gebaut, Sonnenblumen wurden überhaupt noch nicht gesäet.

würde. Auf diese Weise entstand eine Entfremdung zwischen der Gemeinde und ihrem einzigen geistigen Führer.

Das lange Zusammenleben zwischen den Kolonisten und den Russen in der Nachbarschaft hat auf einige Bräuche und religiöse Sitten eingewirkt; so hat sich bekanntlich bei den orthodoxen Russen ein Festmahl nach der Beerdigung von grauen Zeiten her erhalten. Es wird gebetet und getrunken (trisna — heidnisch, pomyny — christlich) im Trauerhause. Dieselbe Sitte haben die Kolonisten angenommen; sie benutzen jede Beerdigung und betrinken sich. Ganze Vermögen wurden von den Leidtragenden zur Bewirtung der Gäste aufgewandt; der Pastor sah sich gezwungen, dieser Sitte entgegenzuarbeiten. Andere religiöse Einflüsse sind nicht zu verzeichnen.

Als ihre Muttersprache betrachten die Kolonisten die deutsche. Früher (siehe oben) sprachen dieselben nur Deutsch; jetzt sprechen Kinder unter sieben bis acht Jahren nur Kleinrussisch, und erst nach dem Eintritt in die Schule lernen sie ihre Muttersprache. Die Sprache der älteren Generation ist eine eigene; sie enthält eine große Anzahl französischer Wörter in einer eigentümlichen Bedeutung; z. B. marót = müde (müde in demselben Sinne), exprèe (exprès) im Sinne „besonders“, malade im Sinne „angegriffen“, Mariáge = Freundschaft zwischen Jungen und Mädchen, Verhältnis. Eine sehr verbreitete Sprachweise lautet: Ti hen avar a „mariage“, avar der wert bei ehna pal ausanander geh (die haben aber eine Freundschaft, aber sie wird bei ihnen bald auseinandergehen). Jetzt hat die Sprache auch viel an ihrer Eigentümlichkeit eingebüßt; der letzte Prozeß auf diesem Wege stand in dem engen Zusammenhange mit der Russifizierung der Schule. Die Schule bauten sich die Kolonisten fast zu gleicher Zeit mit ihrer Kirche, und die Leitung hatten sie in ihren Händen. Fast zu gleicher Zeit mit der Gründung der Kolonie übernahm das Lehreramt der Sohn des Pastors aus Sulzfeld [16]), er wurde der Stammvater aller Lehrer in Riebensdorf; sein Sohn, Enkel und Urenkel blieben alle Lehrer im Dorfe (Abb. 5). Der Gehalt wurde von der Kolonie ausgezahlt und war sehr gering (60 Rubel pro Jahr), zugleich bekam der Lehrer 5 Desjatinen Land von der Gemeinde und besorgte sein Feld wie die übrigen. Die meisten Lehrer genossen keine spezielle Bildung, sondern lernten bei den Pastoren, bei dem Vater, oder gingen nach den Wolgakolonien, wo sie den Unterricht erhielten. Die Landmannschaft (Semstwo), in deren Kompetenz die Schule sein sollte und tatsächlich war, kümmerte sich herzlich wenig um den Unterricht, und der Lehrer unterrichtete, was er für gut befand. Der Unterricht gedieh trotzdem sehr gut, wenn man den Berichten der Pastoren aus der Kolonie Glauben schenken darf: Rechnen, Religion, Deutsch, fakultativ Russisch (für Knaben) bildeten das Ganze, was man den Kindern beibringen wollte. Doch schon im Jahre 1869/70 und endlich 1871 griff die Semstwo energisch ein und verlangte, daß das Russische als obligatorische Unterrichtssprache eingeführt werden sollte. Zwar sträubte sich der Pastor, doch man drohte ihm, und auch die lutherische Zentralverwaltung gab ihm den Wink, Gehorsam zu leisten. Späterhin, als das Russische endgültig zum Hauptfach wurde, erlaubte sich sogar ein Pastor, den Lehrer zu denunzieren, der alles aufbot, um der Russifizierung entgegenzuarbeiten. Allmählich sank das Niveau der Kenntnisse in der Schule; der Lehrer für Russisch war derselbe frühere Lehrer für Deutsch. Er verstand kein Russisch und lehrte es sehr mangelhaft. Bald trat er zurück, und es kam ein Russe für das Russische, doch ließ er es so an sich fehlen, daß man ihn absetzte. Seit der letzten Zeit lehrt der alte Lehrer nur Deutsch und Religion. Augenblicklich hat die Schule 180 Schüler und vier Lehrer, darunter drei Russen. Der eine von ihnen, ein Deutsch-Russe, unterrichtet sogar das Deutsche in russischer Sprache. Zwischen den Kindern und ihren Lehrern besteht kein Verständnis mehr, besonders da die Religion dem entgegenwirkt. Die russischen Lehrer verletzen nicht selten das religiöse Gefühl der Kinder. Trotzdem verhält sich der Kolonist ziemlich wohlwollend oder richtiger gleichgültig den Russen gegenüber. Er spottet gutmütig über die russische Faulheit und Unsauberkeit; zu gleicher Zeit verpaßt er aber jetzt nicht die Gelegenheit, Russisch zu lernen. So sprechen alle Kinder von sieben bis acht Jahren nur Kleinrussisch infolge des Umganges mit kleinrussischen Dienstboten; alle Männer und Frauen sprechen jetzt Russisch, die Aussprache bleibt aber eine nichtrussische und harte. In der Geschichte der Kolonie waren auch flüchtige Momente, wo die Kolonisten selbst Annäherung an die Russen suchten und das Russische fleißig lernten. Später wurde es wieder anders. Als ein wichtiger Faktor in der Russifizierung erwies sich der rege Verkehr der Kolonisten mit der benachbarten Stadt, wo sie ihre Produkte verkauften. Die Frauen fuhren jeden Sonntag zur Stadt, anstatt zur Kirche zu gehen, und verkauften ihre Gurken (kukûmar) oder Milch und Käse; die Männer fuhren mit und kneipten. In der Stadt kamen beide Geschlechter in Berührung mit den Russen und hatten Gelegenheit, die Muttersprache zu verlernen. Bald aber trat der Pastor energisch auf, und der Markttag wurde vom Sonntag auf den Montag verlegt. Mit Deutschland unterhielten die Kolonisten nur kurze Zeit Verbindungen; es kam wohl ein Uhrmacher aus dem Schwarzwalde und heiratete hier, erbte auch Land, doch verließ er die Kolonie bald darauf. Briefwechsel fand nicht statt. Erst in neuerer Zeit korrespondieren — was aber mit der Nationalitätsfrage nichts zu tun hat — die Kolonisten mit Deutschland, indem sie sich gute Ackergeräte und Maschinen kommen lassen. Somit verlieren allmählich die Kolonisten ihre Sprache und ihre Nationalität.



Abb. 5. **Dorflehrer von Riebensdorf.**
Ausgestorbene Generation, die dritte nach der Einwanderung.

Nachdem wir der Sprache und Religion eine ausführliche Betrachtung geschenkt haben, wenden wir uns dem Charakter der Kolonisten zu. Früher war dieser heiter: Lachen und Scherzen war üblich, jetzt ist das Volk griesgrämig, stolz und eigensinnig wie der Kleinrusse. Die

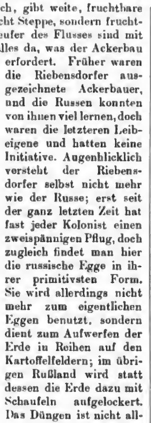
[16]) Nach der Mitteilung des Pfarrers aus Sulzfeld war es der Sohn des Lehrers und nicht des Pastors aus Sulzfeld.

Tänze und Gesänge auf der Straße sind nicht mehr üblich; nur bei Hochzeiten und Verlobungen, welche sehr pompös und kostspielig gefeiert werden, und an Sonntagen findet der russische Kreistanz (Chorowod) statt. Zu Ostern findet das „Eierlesen“ statt; dieses beschäftigt alt und jung. Zwei Burschen gehen im Dorf umher, sammeln Eier (150 Stück) und legen sie auf der Straße 1 m voneinander. Der eine muß die Eier auflesen, der andere muß aber inzwischen barfuß an den Fluß laufen und das dort bereit gehaltene Pferd dem ersten zuführen. Wer dieses alles am schnellsten macht, ist Sieger und wird mit einem Kranze gekrönt, den er zwei Tage tragen darf. Zu Pfingsten stellt man vor der Kirche eine Erle mit einer Krone aus Kirschzweigen auf. Auf den Stamm klettern Knaben und zeigen ihre Gewandtheit.



Abb. 6. **Frauen- und Männerkleidung.**
Dritte Generation nach der Einwanderung.

Die geistige Kultur steht somit der russischen ziemlich nahe, die materielle Kultur, deren sich die Kolonisten erfreuen, hat den Ackerbau zu ihrem Kern. Günstiges Klima, genügende Menge Schnee, oft Regen mit häufigen und gefährlichen Gewittern ermöglichen den Ackerbau. Der Fluß, wasser- und fischreich, gibt weite, fruchtbare Wiesen; das übrige Land ist nicht Steppe, sondern fruchtbare Schwarzerde. Die Kreideufer des Flusses sind mit Wäldern bedeckt, folglich ist alles da, was der Ackerbau erfordert. Früher waren die Riebensdorfer ausgezeichnete Ackerbauer, und die Russen konnten von ihnen viel lernen, doch waren die letzteren Leibeigene und hatten keine Initiative. Augenblicklich versteht der Riebensdorfer selbst nicht mehr wie der Russe; erst seit der ganz letzten Zeit hat fast jeder Kolonist einen zweispännigen Pflug, doch zugleich findet man hier die russische Egge in ihrer primitivsten Form. Sie wird allerdings nicht mehr zum eigentlichen Eggen benutzt, sondern dient zum Aufwerfen der Erde in Reihen auf den Kartoffelfeldern; im übrigen Rußland wird statt dessen die Erde dazu mit Schaufeln aufgelockert. Das Düngen ist nicht allgemein; man beschränkt sich auf die nahe liegenden Felder; die entfernten bleiben ohne Dünger, da das Hinfahren des Mistes mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Das Bearbeiten des Feldes ist im Vergleich zu dem bei den Russen ein sorgfältiges. Das Feld liegt gewöhnlich geteilt. Die Fruchtänderung ist eine dreijährige, die vorwiegende Samenart ist Weizen (Wa-a-a-iza), auch wird Roggen (in großen Mengen) gesäet und heißt einfach „Korn“, Gerste (Kerschta) und Hafer (Havar) werden weniger angebaut. Ölpflanzen, vorwiegend die Sonnenblume, bedecken ganze Felder; als Bedarfsgegenstand und gesuchter Handelsartikel werden Kartoffeln angebaut [17]). Ein die Kolonie von einem russischen Dorfe unterscheidender Zug ist der verbreitete Anbau von Gurken. Die Gurkenpflanzen bedecken ganze Desjatinen bei einem Wirt und werden in die Stadt verkauft; manche fleißige Hausfrau verdient an Gurken 300 Rbl. für den Sommer. Genannt wird die Gurke nur „Kukûmar“ (französ. concombre), nicht Gurke. Von den anderen ähnlichen Früchten pflanzt man große Felder mit Melonen und Wassermelonen (Arbusen), die auch in der Kreisstadt guten Absatz finden. Außer Getreide und oben genannten Früchten teilt der Kolonist einige Parzellen seines Bodens für den Tabak und die Zuckerrübe ab. Sogar in der Kolonie selbst errichteten die Kolonisten eigene Zuckerfabriken, die ihre Zuckerrüben verarbeiten sollten; doch blieben diese Fabriken nicht groß. Einen viel größeren Umfang hatte der Anbau und der Handel mit Tabak (siehe oben). Der Kolonist baute den Tabak für seinen eigenen Bedarf, für seine „Pfaifa“ (selbst gemacht aus dem „Pfaifaröhrle“). Ganze Tabaksballen wurden nach Moskau, Charkow, ja sogar nach Petersburg exportiert. Die Pflanze wurde einfach abgeschnitten, in Röhren zusammengewickelt und getrocknet; auf solche Art entstandene Zigarren wurden später geschnitten und als Tabak in den Pfeifen geraucht. Dieses tun die Alten bis jetzt noch [18]).



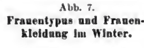
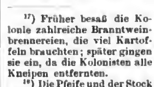


Abb. 7.
Frauentypus und Frauenkleidung im Winter.



Abb. 8.
Kolonist in Winterkleidung.



[17]) Früher besaß die Kolonie zahlreiche Branntweinbrennereien, die viel Kartoffeln brauchten; später gingen sie ein, da die Kolonisten alle Kneipen entfernten.

[18]) Die Pfeife und der Stock mit dem gebogenen Griff („der Stockprigal“) ist auch nur bei den Alten vorhanden.



Abb. 9. **Kolonist aus Riebensdorf.**

die Jungen dagegen rauchen russische Bauernzigarretten der schrecklichsten Art (aus grobem Papier zusammengedreht in Form einer Düte, die am spitzen Ende rechtwinkelig geknickt wird). Indem der Anbau des Tabaks immer geringer wurde, legten sich die Kolonisten auf die Zubereitung von pflanzlichen Ölen und Zuckermelasse, doch die Konkurrenz in der Stadt machte auch diesem ein Ende. Der Gartenbau in der Kolonie war früher ebenfalls auf einer höheren Stufe. Der Boden in der Kolonie selbst ist für Bäume nicht günstig, daher wurden die Gärten im Walde angelegt. $3^1/_2$ km vom Dorfe im dichten Walde pflanzten noch die ersten Kolonisten ihre schönen Gärten an, die nur zum Teil erhalten sind. Die meisten sind verwildert und mit



Abb. 11. **Junges Ehepaar aus Riebensdorf.**
Vierte Generation.

Wald gemischt. Der Wald ist in Parzellen geteilt und gehört einem jeden Kolonisten. Früher waren die Waldungen größer und boten eine schöne Jagd auf Füchse, Wölfe, Haselhühner, Enten und wilde Katzen; jetzt ist das Areal derselben ziemlich stark eingeengt. Noch vor kurzem existierte ein schöner „Erlenwald“, der ausgerodet wurde, worauf man die Fläche mit Weide bepflanzte. Die vorwiegenden Baumarten sind: Eiche, Ahorn, Esche, Erle, Zwergulme.

Neben dem Ackerbau treibt der Kolonist Viehzucht. Er säet kein Gras, um sein Vieh zu füttern, sondern begnügt sich mit natürlicher Weide auf der Überschwemmungsebene, die sich auf eine große Fläche erstreckt und nur durch einen Wall in der Richtung nach Charkow unterbrochen wird. Was das Vieh selbst anbelangt, so ist es besser genährt und in größerer Zahl vorhanden als bei den russischen Nachbarn. Auch der Ärmste hat mindestens zwei Kühe, zwei bis drei Pferde und einige Schweine. Das Vieh ist dürftig und schwach,



Abb. 10. **Kolonist aus Riebensdorf.**
Schädelform.

so daß die „Semstwo“ sich gezwungen sah, den Kolonisten einen Rassehengst und einen Rasseochsen zur allgemeinen Benutzung zu stellen. Die Milchprodukte werden in der Stadt verkauft. Besondere Spezialität dabei ist die Zubereitung von Butter aus Sahne. Die russischen Nachbarn machen das nicht, sie bereiten ihre Butter auf eine andere Art: sie dämpfen die Milch in einem heißen Ofen und schlagen dann die so geronnene Milch zu Butter. Für die Butter haben die Kolonisten gute Abnehmer, sogar in Rostow am Don. Zurzeit ist die Milchwirtschaft im Sinken begriffen. Schweine werden in Mengen gezüchtet und Wurst und Schinken mit großem Vorteil in Ostrogoshsk und Woronesh verkauft; zu diesem Zweck ist in der Kolonie auch eine Räucherkammer erbaut, die der Gemeinde gehört und für alle Wirte zugänglich ist. Doch auch dieses „Schunka verkaufa“ ist zurückgegangen, und die Schafzucht hat ein ähnliches Schicksal erlitten. Bis jetzt ist die letztere aber noch immer in blühendem Zustande; die Schaffelle, ob schwarz, gelb oder weiß gefärbt, dienen zu Pelzen; der Mann trägt einen kurzen, die Frau einen ähnlichen, aber längeren Pelz. Die Wolle wird auf einer Wasser-

mühle[19]) zu besonderem Tuch verarbeitet, das von den Kleinrussen und den Kolonisten selbst gern getragen wird. Zurzeit hat die Kolonie auf etwa 1100 Seelen 803 Pferde, 726 Stück Rindvieh, 762 Schafe (einfache), 1000 Rasseschafe und 480 Schweine — im ganzen 3771 Stück Vieh. Eineu vorteilhaften Zweig in der Kolonistenwirtschaft bildet die Bienenzucht, obschon sie auch, wie alles übrige, stark zurückgegangen ist. Sie war immer sehr primitiv, die ersten Kolonisten legten sich Bienenkörbe in Wäldern und Gärten an und hatten guten Erfolg. Die Bienenstöcke waren einfache ausgebrannte und ausgehöhlte Baumstämme, und die Bienen selbst wurden barbarisch vor dem Herausnehmen des Honigs durch Rauch erstickt. Es wurde ein Rindenpilz angezündet, und im Rauch kamen alle Bienen um. Die Bienenleichen, mit Honig gemischt, fanden gute Abnehmer in den Städten. Den barbarischen und unappetitlichen Prozeß nannte man einfach „Bienenquetschen". Nur ein Kolonist hat moderne Bienenstöcke mit Rahmen, sein Beispiel bleibt aber ohne Nachahmung, da die übrigen Kolonisten und die Russen sich Neuerungen gegenüber mißtrauisch verhalten.



Abb. 12.
Reiches Mädchen aus Riebensdorf.

Die Häuser der Kolonisten ähneln gegenwärtig den kleinrussischen (siehe oben). Nach dem Brande von 1850 ist kein einziges altes Haus stehen geblieben. Früher war die Küche in der Mitte des Hauses, jetzt hat jedes Haus fünf Zimmer und eine Küche. Einige Häuser haben kleine Vorgärten nach der Straße; früher hatte diese ein jedes Haus. Der beliebteste Strauch für diese Gärten war der Akazienstrauch, der jetzt gänzlich verschwunden ist. Von außen hat das Haus sechs Fenster in drei Zimmern (zwei Fenster in einem jeden). Die Dächer sind jetzt aus Stroh, das glatt und sorgfältig gedeckt ist (vgl. das kleinrussische Haus). Ein Dach aus Eisen ist ein Zeichen des Protzentums und findet sich nur auf drei bis vier Häusern. Geheizt wird das Haus mit Stroh, Sonnenblumenstengeln und Mistziegeln (kisják). Augenblicklich hat die Kolonie 120 Häuser, im Jahre 1866 vor der Auswanderung 267 (darunter zehn aus Backsteinen). Die Kleidung der Kolonisten (siehe oben) unterscheidet sich von der der benachbarten Kleinrussen; wie bereits erwähnt, erinnert sie eher an die des russischen Kaufmanns- und Kleinbürgerstandes, als an die Bauerntracht. Sie tragen wohl Schafspelze, doch benutzen sie oft feinen Tuchbezug dazu; das rote,



Abb. 13. **Frauentypus aus Riebensdorf.**

baumwollene Zeug, das die Russen so gern für Oberhemden nehmen, verschmähen die Kolonisten gänzlich. Sie tragen selbstgearbeitete Tuche und Leinen, kaufen aber Seidenzeug, Atlas und Sammet von der Fabrik. Besonders üppig und luxuriös kleiden sich die jungen Mädchen; viel trägt dazu die Nachbarschaft der Stadt bei. Bei einer jeden Fahrt zum Markt bringt die sorgende Mutter ihrer Tochter etwas mit; es wird als Aussteuer aufbewahrt. und bildet ganze Haufen von Lappen und Stoffen. Dieses ist fast die einzige Mitgift, denn Land bekommt das Mädchen nicht mit. Höchstens bestreitet der Vater der Braut die Kosten der Hochzeit und gibt eine Kuh oder ein paar Schafe mit.

Die Nahrung der Kolonisten ist schon durch ihre Beschäftigung bedingt, sie essen fast dasselbe wie die Kleinrussen: An Werktagen Kohlsuppe (Borschtsch) und Buchweizen oder Hirsegrütze, auch Nudelsuppe, manchmal auch Fleisch. Sehr beliebt ist das sogenannte „Süßsauer", eine Fruchtsuppe, die bei den Russen gar nicht bekannt ist. Von dem deutschen Nationalgetränk, dem Bier, ist hier nichts zu merken, es ist für die Kolonisten



Abb. 14. **Reiche Kolonistenkinder aus Riebensdorf.**
Fünfte Generation.

[19]) Die vorherrschende Art von Mühlen sind Windmühlen die das Getreide mahlen.

verschwunden, vielleicht aus dem einfachen Grunde, weil unter ihnen von Anfang an kein Bierbrauer gewesen war; jetzt trinken sie in großen Mengen den russischen Schnaps. Früher hatten sie sogar, wie erwähnt, eigene Branntweinbrennereien, sie wurden aber von der Regierung zugemacht; die Kneipen in der Kolonie wurden auch geschlossen laut Beschluß der Gemeinde.

Die innere Verwaltung hatte die Regierung bis zum Jahre 1871 der Kolonie selbst anvertraut. Es wurde ein Gemeindeältester (Schulz'a) gewählt, der die Vertretung hatte; dann hatten sechs Gemeindeälteste die verschiedenen Kassen, Revisionen u. a. zu kontrollieren. Eine große Rolle spielte auch zu der Zeit der Pastor. Zur Unterstützung der Armen in der Kolonie wurde eine Armenkasse eingerichtet, in welche ein jeder 65 Rubel beim Eintritt zu zahlen hatte. Aus diesen Summen ist ein Kapital von 12000 Rubel entstanden, welches zu 6 Proz. den Gemeindegliedern geliehen wird. An Steuern und sonstigen Abgaben hat jeder Kolonist 52,3 Rubel an die Regierung zu zahlen. Trotzdem das ein sehr hoher Satz ist, zahlen alle sehr pünktlich, da der Wohlstand verhältnismäßig ein sehr hoher ist[20]). Die Verwaltungsangelegenheiten wurden im Schulz'ahaus abgehalten; dieses dauerte bis 1871. In diesem Jahre wurden den Kolonisten fast alle Rechte, die ihnen die Kaiserin Katharina die Große verliehen hatte, von Kaiser Alexander II. genommen. Aus Kolonisten wurden sie „Bauern — Landbesitzer". Der Name Kolonist verschwand im amtlichen Verkehr und wurde nur manchmal durch „gewesener Kolonist" ersetzt. Bei der Gelegenheit war in der Kolonie große Empörung, die Kolonisten warfen das Bildnis der Kaiserin aus den Fenstern und meinten, daß ihnen die auf „ewig"[21]) gegebenen Rechte auf betrügerische Weise entrissen worden seien. Im Manifest des Kaisers hieß es, daß die Frist von 100 Jahren verflossen wäre und jetzt eine neue Verfassung kommen müsse. Nach dieser neuen Verfassung (4. Juni 1871) behielten die Kolonisten das alte Erbfolgerecht und durften immer noch ihr Land niemand verkaufen. Sie erhielten das Recht, ihre Kapitalien nach eigenem Ermessen zu brauchen und zu verbrauchen, und behielten die Freiheit der Sitten und Gebräuche, dagegen wurden ihnen das Aufsichtskomitee und die Vorsteher genommen. Die Russifizierung ging seit der Zeit mit Riesenschritten vorwärts. Die Kolonisten wurden zum Militärdienst genommen, gegenüber der Kolonie wurde eine russische Polizeiagentur geschaffen, die immer die Gemeinde kontrollieren konnte, u. a. m. Eine große Rolle im Leben der Kolonisten spielt seitdem die Semstwo; sie hat die Schule zu beaufsichtigen, gibt ihr Lehrer, sorgt für die Verbesserung der Viehsorten, gibt Subsidien zur Anpflanzung von Wald und zum Grassäen, verschafft billigere und bessere Ackergeräte usw.



Abb. 15. **Riebensdorf. Kinder von 15 Jahren.**
Gruppe der Konfirmanden von 1903.

Das Gesetz von 1871 war der tödliche Stoß, den die Kolonie erhielt, denn seit der Zeit datiert ihr steter Rückgang. Wie wir bereits gesagt haben, sind alle Zweige der Wirtschaft zurückgegangen. Die Nationalität, die Sprache werden vergessen, die Religion wird locker, die Trunksucht nimmt zu, da die Vermahnungen der Pastoren nicht gehört werden. Außereheliche Geburten haben jedoch bis jetzt trotz der sinkenden Moral nicht stattgefunden. Versammlungen am Abend wie bei den Russen, nach welchen die Jugend sich vieles erlaubt, finden nicht statt. Eine Geburt von sieben Monaten nach der Hochzeit wurde zum Spott und Exempel für

[20]) Obschon in der Gegend oft Mißernte gewesen ist, sind die Gemeindevorratskammern immer mit Getreide gefüllt. Der Vorrat ist größer, als das Gesetz verlangt.

[21]) In der russischen Sprache heißt „wjek" zugleich ewig und 100 Jahr.

alle Töchter. Trotz der Blutsmischung unter einer so kleinen Gemeinde (in Riebensdorf selbst und in den Tochterkolonien) ist keine Entartung zu verzeichnen. Die Kolonisten sind ein gesunder Menschenschlag, was aus den hier mitgeteilten Abbildungen (6 bis 15) zu ersehen ist. In der Stadt schließen die Kolonisten keine Ehen, und sie vermeiden die deutschen Städter. Ein Arzt und ein Krankenhaus fehlen in der Kolonie. Die Moral ist eine hohe; deportiert wurden während des langen Bestehens der Kolonie nur drei Personen.

In der Kolonie sind jetzt 597 Männer und 595 Frauen vorhanden. Im Jahre 1901 sind 37 Knaben und 36 Mädchen geboren, gestorben 12 Knaben und 10 Mädchen, der Zuwachs betrug also 51 Seelen. Augenblicklich leben am Kuban und am Don 1265 Männer und 1116 Frauen, das macht zusammen mit den Bewohnern der Kolonie 1862 Männer und 1761 Frauen. Im Jahre 1866 zählte die Kolonie 2119 Bewohner, die 3801 Desjatinen und 267 Häuser besaßen. Die Schule hatte 371 Schüler. In der Kolonie waren neun Fabriken und fünf Kneipen vorhanden. In den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts gab es nur 153 Häuser mit je 24 Desjatinen und neun Stück Vieh. 94 Proz. bebauten das Land, 5 Proz. arbeiteten in der Fremde. Vom Jahre 1767 bis 1845 ist die Gesamtzahl nicht festgestellt, von 1845 bis 1899 schwanken die Zahlen folgenderweise [22]):

In der Gemeinde Woronesh-Ostrogoshsk-Riebensdorf vor der Teilung der Kirchspiele Woronesh und Riebensdorf:

Jahr	Männer	Frauen	Gesamtzahl	Jahr	Männer	Frauen	Gesamtzahl
1846	643	608	1251	1873	—	—	—
1847	652	635	1287	1874	1188	1251	2439
1848	793	775	1568	1875	1209	1278	2487
1849	815	844	1659	1876	1260	1296	2556
1850	867	941	1808	1877	—	—	—
1851	822	810	1632	1878	701	810	1511
1852	809	794	1603	1879	599	677	1276
1853	809	762	1561	1880	593	668	1261
1854	862	857	1719	1881	598	643	1241
1855	969	880	1849	1882	450	492	942
1856	1109	1052	2161	1883	614	648	1262
1857	1210	1006	2216	1884	533	572	1105
1858	1146	1026	2172	1885	571	614	1185
1859	1081	1036	2117	1886	542	589	1131
1860	1861	922	1983	1887	565	611	1176
1861	—	—	—	1888	574	632	1206
1862	1078	1001	2079	1889	600	673	1273
1863	1001	1009	2010	1890	530	644	1174
1864	997	985	1982	1891	553	661	1195
1865	—	—	—	1892	540	526	1066
1866	—	—	—	1893	—	—	—
1867	1142	1193	2335	1894	—	—	—
1868	—	—	—	1895	—	—	—
1869	1089	1085	2174	1896	—	—	—
1870	—	—	—	1897	—	—	—
1871	1152	1166	2318	1898	—	—	—
1872	1140	1145	2285	1899	—	—	—

Die Einwohnerzahl in Riebensdorf selbst:

Jahr	Männer	Frauen	Gesamtzahl	Jahr	Männer	Frauen	Gesamtzahl
1846	573	—	—	1851	—	—	—
1847	—	—	1110	1852	—	—	1497
1848	704	685	1389	1853	—	—	—
1849	730	756	1486	1854	—	—	1642
1850	901	829	1730	1855	—	—	1685
	740						

(Fortsetzung in der folgenden Spalte.)

Jahr	Männer	Frauen	Gesamtzahl	Jahr	Männer	Frauen	Gesamtzahl
1856	—	—	1683	1880	—	—	—
1857	845	868	1713	1881	563	625	1188
1858	864	884	1748	1882	448	489	937
1859	—	—	1798	1883	446	465	911
1860	889	822	1711	1884	339	366	705
1861	—	—	—	1885	428	466	884
1862	771	799	1570	1886	542	589	1131
1863	778	806	1584	1887	542	594	1136
1864	775	804	1579	1888	543	585	1128
1865	793	823	1616	1889	543	601	1144
1866	—	—	2119	1890	376	609	985
1867	1111	1174	2285	1891	526	655	1181
1868	—	—	—	1892	530	517	1047
1869	1052	1053	2105	1893	—	—	—
1870	—	—	—	1894	—	—	—
1871	1114	1134	2248	1895	—	—	—
1872	1089	1171	2260	1896	—	—	—
1873	814	867	1681	1897	—	—	—
1874	1172	1239	2411	1898	—	—	—
1875	1174	1254	2428	1899	1788 [23])	1676 [23])	—
1876	—	—	—	1900	1769 [24])	1652 [24])	—
1877	1095	1183	2278	1901	—	—	—
1878	701	810	1511	1902	597	595	1192
1879	599	677	1276				

Die Betrachtung der Tabelle ergibt ein enormes Wachstum der Einwohnerzahl bis zum Jahre 1877, dann findet die Auswanderung nach dem Süden statt, und seit der Zeit bleibt die Zahl auf ziemlich gleicher Höhe. Die stete Zunahme und das ständige Wachstum deuten schon allein auf eine gute materielle Lage hin (unter Sonnenblumen allein 128 Desjatinen, unter Kartoffeln 156 Desjatinen im Jahre 1901). Ein Haufe von 207 Seelen bildete ein kleines Volk von über 2000. Das Volk war berufen, seine Kultur den Nachbarn beizubringen. Nach 150 Jahren ihrer Anwesenheit im fremden Lande fragen sich nun die russischen Politiker, ob diese Ankömmlinge ihnen Nutzen gebracht haben. Die meisten verhalten sich skeptisch gegen die Rolle der Kolonisten, andere aber erkennen ihre kulturtragende Rolle in Rußland an. So sollen sie z. B. viel dazu beigetragen haben, im nördlichen Kaukasus die Nogajer ans Land zu fesseln und ihren Nomadismus zu verlassen. Die Riebensdorfer haben die Nachbarn überhaupt nicht belehren können, besonders nicht bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft (1861). Die russische Bevölkerung jener Zeit vegetierte unter dem schweren Joch dahin, verhielt sich stumm und mißtrauisch zu allem Neuen. In ein fremdes, halbzivilisiertes Volk hineingestreut, von der Heimat entfernt, verfielen die Kolonisten naturgemäß allmählich einer unausbleiblichen Verrohung. Sie hielten sich noch, solange sie ihre Nationalität bewahrten, jetzt aber, wo die Russifizierung stark eingegriffen hat, steht fast nichts mehr der vollkommenen Verschmelzung mit den Nachbarn im Wege. Ihr Kulturzustand ist jetzt so ziemlich der gleiche oder annähernd derselbe wie bei den Kleinrussen, z. B. haben die Kolonisten schon das System des Behauens des Landes von den Russen übernommen [24]). Trotzdem bleibt das kleine Volk ein germanisches, da keine Blutsmischung (in keinem einzigen Falle) vorliegt. Da aber die sämtlichen Ankömmlinge aus Sulzfeld stammten, so bilden sie auch ein einheitliches Völkchen. Um die Frage zu beantworten, ob das kleine Inselvolk sich auch körperlich unter dem Einfluß des fremden Milieus verändert hat, wie es bereits geistig der Fall ist, nehme ich in

[22]) Bylow, a. a. O.

[23]) Mit den Kolonien im Süden (Pamjatnaja, Knishka, Woroneshskoj Gubernii) 1903.

[24]) Prof. Sowjetow in seinem Aufsatz über das System des Ackerbaues.

der nächsten Zeit anthropometrische Aufnahmen in Sulzfeld wie auch in Riebensdorf vor[25]). Der Vergleich derselben soll zeigen, ob eine Veränderung stattgefunden habe, er soll uns zugleich aber auch zeigen, wie die Natur mit ihren tausendfachen Faktoren auf den Menschen schöpfend und wiederschöpfend wirkt. Vorläufig seien hier nur einige Typen der Kolonisten beigelegt, die nach den fünf Generationen geordnet sind.

[25]) Ich habe mich zu dem Zweck an Herrn Prof. Klaatsch in Heidelberg und Herrn Medizinalrat Hedinger in Stuttgart gewandt und von ihnen einige wertvolle Ratschläge erhalten, wofür ich hier herzlich danke.

Die Arbeiten der englisch-französischen Grenzkommission zwischen Niger und Tsadsee.

Über die Arbeiten und Ergebnisse dieser Expedition wurde bereits in Nr. 9 des 86. Bandes des Globus (S. 159) auf Grund der Mitteilungen des französischen Kapitäns Moll („La Géographie", 1904, Juliheft) eine übersichtliche Darstellung gegeben. Der von dem englischen Oberstleutnant Mc D. Elliot verfaßte Bericht (im Novemberheft des Geogr. Journal, 1904, S. 505 bis 524) enthält so viel Neues, Interessantes und Ergänzendes, daß ein Auszug auch dieses Berichtes gerechtfertigt erscheinen dürfte, um so mehr, da diesem eine vortreffliche Übersichtskarte beigefügt ist (vgl. auch zur Orientierung die Skizze Globus, Bd. 85, S. 337).

Bekanntlich war die frühere Grenzlinie Say—Barua durch das englisch-französische Abkommen vom 14. Juni 1898 abgeändert worden, wobei die Engländer Say und Umgebung, Tessaua und Sinder gegen die Landschaften Maurui und Adar vertauschten. Der Wert des Tausches kommt jetzt erst nach der Eroberung Sokotos zu voller Geltung, da der Besitz von Sokoto vor französischen Einmischungen oder Verwickelungen durch eine Grenzlinie gesichert ist, welche mit dem Radius von 160 km, von der Hauptstadt Sokoto aus, einen Halbkreis bildet von 13° nördl. Br. und 3° 50′ östl. L. bis 14° nördl. Br. und 6° 20′ östl. L.

Der Grenzkommission lag es ob, die nur nach den unsicheren Angaben der Karte eingezeichnete Grenze durch genaue astronomische Ortsbestimmungen in den zum Teil noch unerforschten Gegenden selbst festzulegen. Dabei ergaben sich in bezug auf frühere Messungen einige nicht unwesentliche Verschiebungen, und zwar nach Osten: die Mündung des Dallul Maurui in den Niger um 20′, die Lage von Katsena um 15′ und die von Kuka[1]) um 8′.

Geographisch Neues bringt Elliot hauptsächlich über den westlichen Teil des bereisten Gebietes.

Das Tal des Dallul Maurui, mit Wiesengründen und dichten Beständen von Fächer- und Borassuspalmen, geht nach Norden allmählich in eine leicht gewellte, von Lateritsand und Dorngebüsch bedeckte Fläche über. Bei Illela erhebt sich eine Gruppe von Hügeln bis zu 140 m relativer Höhe; sie sind von kristallinischem Gestein, wahrscheinlich vulkanischen Ursprungs und jünger als der sie umgebende Lateritboden. Von Norden nach Süden durchfurcht eine Reihe von Vertiefungen die Gegend, zweifellos ehemalige Flußbetten, in welchen die Wasser dem Sokoto Gulbi zuströmten. Sie sind meist 1½ km breit und gegen 70 m tief in die ursprüngliche Lavaschicht eingegraben. Noch findet man Wasserstellen in ihnen, teils auf der Oberfläche, teils wenige Fuß unter derselben. An einem ihrer Ränder, zwischen Tawa und Bussa, konnte Elliot den geologischen Aufbau erkennen: die erste und oberste Schicht ist Laterit, die zweite blätteriger Tonschiefer (shale), die dritte Kalk mit Ton vermischt, die vierte reiner Kalk, die fünfte Tonschiefer. Alle Schichten sind horizontal gelagert. Im Kalk entdeckte er eine Menge von Echinoiden (See-Igeln) und anderen Fossilien.

Daraus zog er, unter bescheidenem Vorbehalt, folgenden Schluß: Die ganze Gegend zwischen dem Niger (bei der Mündung des Dallul Maurui) und den Hügeln von Tawa und Bussa und vielleicht südlich bis Sokoto, war nach der Ablagerung des Tonschiefers auf den Kalk von einer Lavaschicht bedeckt worden, die jetzt zu Laterit verwittert ist. Die östliche Hälfte der Schicht wurde durch atmosphärische Einflüsse um eine beträchtliche Zeit früher abgetragen als die westliche. Als daher die Lava über die seichten Wasser, unter welchen der Tonschiefer sich abgelagert hatte, sich ergoß, mußte die westliche Hälfte allmählich sich über die östliche wesentlich erheben[*]). Jedenfalls müssen diese tiefen Talfurchen zu einer Periode durch das Wasser ausgehöhlt worden sein, als noch große Seen die heutige Wüste bedeckten.

Elliots Vermutung über die geologische Geschichte des Südrandes der Sahara wurde in der seinem Vortrag folgenden Diskussion durch Dr. Bather, den Geologen am Britischen Museum, glänzend gerechtfertigt. Er bemerkte: Die von Elliot gefundenen und mitgebrachten Fossilien gehören nach seiner und Bullen Newtons sorgfältiger Untersuchung einer Klasse von Muscheln und See-Igeln an, welche nur im Eozän vorkommen. Bisher wußte man von der Eozänformation nur, daß sie sich von der Nordküste Afrikas, von Tunis und Tripolis bis nach Arabien und südlich nach Somaliland erstreckte. Südlich von Algerien war sie noch nicht konstatiert, wenn auch Rohlfs einen Fund von Ammoniten bei Bilma und Monteil das Vorkommen von Kreidefelsen in der Gegend des Tsadsees angedeutet haben. Die Entdeckung Elliots von Kalkablagerungen und Echinoiden in denselben am Südrande der Sahara ist ein schlagender Beweis für die Ausdehnung der Eozänformation über das ganze nördliche Afrika und eine Bekräftigung der Anschauung von Sueß, daß in einer früheren Erdperiode die Sahara, Arabien und Nordwestindien mit dem Mittelländischen Meer ein einziges großes Binnenmeer bildeten. Ganz besonders interessant ist auch, daß die Fossilien Elliots entschieden indischen Charakter haben. Wir wissen demnach, daß die „frühere Eisperiode" in den Schluß der Kreide- und in den Anfang der Eozänformation fällt. Es ist das auch eine Rechtfertigung der Ideen de Lapparents.

Bezüglich des Klimas im Norden der Haussastaaten berichtet Elliot, daß die Regen, mit drei bis vier Stürmen in der Woche, im Juni beginnen und bis Ende September anhalten. Während des Harmattan von Ende November bis April ist die Luft mit dichtem Staub erfüllt, und alle Vegetation verdorrt; im April erreicht die Temperatur den höchsten Grad: 46° C bei Tage und 25° C bei Nacht. In dieser Zeit flüchten wohl die größeren Säugetiere nach den entfernten quellenreichen Gegenden, aber eine Menge geringeres Getier bleibt zurück, wie Gazellen, Wildkatzen, Nagetiere, Guinea- und Haselhühner, Hornvögel, Trappen, verschiedene Arten von Raubvögeln u. dgl. Wie vermögen aber diese Tiere ohne Wasser zu leben? Die richtige Antwort darauf scheint Elliot die Ansicht der ihn begleitenden französischen Offiziere zu sein, welche folgendes beobachteten: Die Blätter und Zweige gewisser Pflanzen behalten bis zum Schluß der Trockenzeit einen nicht unerheblichen Grad von Feuchtigkeit. Ferner überziehen die weißen Ameisen alle Gegenstände, welche sie angreifen, mit befeuchtetem Ton; hierzu holen sie sich bis aus einer Tiefe von 50 m Wasser herauf. Die Vögel löschen ihren Durst, indem sie die mit Wasser vollgesogenen Ameisen aufpicken.

Auf der kaum bemerkbaren Wasserscheide Niger und Tsadsee erheben sich auf dem Wege von Maradi nach Katsena vereinzelte Granitkuppen, die weithin sichtbar als Landmarken dienen. Dieser Granit scheint jünger zu sein als der Laterit. Sedimentgesteine sind nirgends mehr zu sehen, nur leicht gewellte Sanddünen. Der Boden bekleidet sich allmählich mit Vegetation, und die Ansiedelungen mehren sich nach und nach. Doch erst bei Matschena konnte man sich wieder an dem Anblick einer wohlkultivierten Gegend erfreuen, nachdem man beinahe ein ganzes Jahr (von Anfang bis zum Ende von 1903) durch monotone Sand- und Dornbuschwüstenei gewandert war.

Elliots Bericht über das östliche Gebiet bis zum Tsadsee enthält nicht mehr, als was Kapitän Moll in „La Géographie" (siehe oben) und früher schon F. Foureau auf seiner Reise von Sinder durch die Landschaft Manga (s. Globus, Bd. 81, S. 249) ausführlich beschrieben haben. Brix Förster.

[1]) Vgl. Globus, Bd. 86, S. 351.

[*]) Elliot sagt: „The eastern portion rising before and higher than the western"; allein dies scheint mir eine Verwechslung zu sein.

Urgeschichtliche Neger in Europa.

(Vgl. Bd. 83, Nr. 23, 24 und 84, Nr. 6.)

Von Dr. Ludwig Wilser.

Man hat mir, auch in diesen Blättern, einen Vorwurf daraus gemacht, daß ich, gestützt auf die merkwürdigen Skelettfunde in den Höhlen bei Mentone und die darauf sich beziehenden Veröffentlichungen von Verneau und Gaudry[1]), die Ansicht ausgesprochen, es habe in vorgeschichtlichen Zeiten, im Quartär, auch auf dem Boden unseres Weltteils eine negerähnliche Menschenrasse gelebt. Da sich nun die meine Auffassung bestätigenden Funde und Mitteilungen von Jahr zu Jahr mehren, sei es mir gestattet, nochmals hier über die Frage zu berichten.

Der ältestbekannte hierher gehörige Schädel ist wohl der 1855 von Spring in einer Kalksteinhöhle des Maastals zwischen Dinant und Namur gefundene, der zwar leider nicht zu erhalten, aber nach Fuhlrotts Schilderung[2]) „von so auffallender Bildung war, daß sie den rohesten und am wenigsten entwickelten Negertypus zu vertreten schien". Er lag mit einigen rohen Steinwerkzeugen und einer Menge bunt durcheinander geworfener Tier- und Menschenknochen unter einer Schuttschicht, fest in Kalksinter eingebacken. Über die im Frühling des Jahres 1902 vom Fürsten von Monaco an der Riviera veranstalteten Ausgrabungen, insbesondere über die in der „Kinderhöhle" gemachten Funde habe ich die Leser des Globus schon früher unterrichtet. Es ist hier nur nachzutragen, daß im Jahre 1903 die französischen Anthropologen Cartailhac, Verneau und Boule während eines mehrwöchigen Aufenthalts in Monaco diese und die benachbarten Höhlen der „Roten Felsen" einer erneuten Untersuchung unterzogen und, wie Boule[3]) schreibt, „die ungeheure Sammlung der darin gefundenen Gegenstände" aufs gründlichste durchforscht haben. Die bemerkenswerten Ergebnisse sollen in einem vom Fürsten herausgegebenen Werke veröffentlicht werden, auf das man mit Recht gespannt sein darf, und in dem Verneau die Bearbeitung der menschlichen Knochen, Cartailhac die Erzeugnisse der Menschenhand und Boule die geologische Schichtung und die paläontologischen Verhältnisse übernommen hat. So viel kann jetzt schon mitgeteilt werden, daß „die untersten Schichten ins alte Quartär zurückreichen und bisher dort unbekannte Fossilien, vom Flußpferd, vom Nashorn u. dgl., einschließen . . . daß in diesen Schichten die Steinwerkzeuge nach Stoff und Gestalt sehr verschieden von denen der oberen sind . . . daß es leicht sein wird, genau das Alter der verschiedenen menschlichen Skelette festzustellen und dem über diese Frage entbrannten Streit ein Ende zu machen".

Über ähnliche, am nördlichen Ufer des Genfer Sees gemachte Funde berichtet Schenk[4]). Im allgemeinen paläolithisch, reichen sie bis an die neolithische Zeit heran und enthalten nur längliche Schädel mit einem durchschnittlichen Index von ungefähr 74,5; Brachykephalie ist ganz ausgeschlossen. Außer dem „Typus von Cro-Magnon" (Homo priscus, vielleicht auch mit Homo mediterraneus vermischt) und dem „Typus von Genay" (Homo europaeus) unterscheidet Schenk noch einen dritten negerähnlichen, der mit seinen stark vorspringenden Kiefern und der breiten und flachen Nase dem „type de Grimaldi" sehr nahe kommt.

Im Doppelheft 3/4, Bd. XV der Zeitschrift L'Anthropologie bespricht Verneau zwei von Hervé in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft[5]) vorgezeigte Schädel aus der Bretagne. Sie gehören zur Sammlung des Museums Broca, sind an der bretonischen Küste, der eine bei Conguel auf der äußersten Spitze der Halbinsel Quiberon, der andere auf dem kleinen, nicht weit davon entfernten Eiland Tout-Bras, gefunden worden und stammen aus neolithischer Zeit, der erste, nach den rohen Topfscherben zu schließen, aus deren ersten Anfängen. Hervé beschreibt die Schädel folgendermaßen: „Ihre Merkmale sind auffallend und sehr eigentümlich, da beide, weiblich, wohl entwickelt und geräumig, durch eine Anzahl von Zügen nahe Verwandtschaft untereinander zeigen und, der eine wie der andere, einen sehr stark ausgesprochenen Negertypus erkennen lassen. Zwischen eine Reihe von Negerschädeln gelegt, wären sie sicherlich, wenn man von ihrem Ursprung nichts wüßte, nicht herauszufinden." Die Merkmale des Gesichts, besonders Prognathismus und Platyrrhinie, und die des Schädels, vor allem die Schmalheit, Index 69,3 und 73,2, wirken zusammen, den negerartigen Eindruck hervorzubringen. Hervé, schon lange auf diese merkwürdige Schädelbildung aufmerksam, wurde durch Verneaus Veröffentlichung veranlaßt, die Schädel aus der Bretagne mit den quaternären des Typus Grimaldi in Verbindung zu bringen. Er schließt seine Ausführungen mit den Worten: „Kurz, es ist nicht unwahrscheinlich, daß man es hier mit einem der Fälle vom Fortleben der Urrassen zu tun hat, wie es auch sonst schon, besonders für die Rasse von Cro-Magnon, festgestellt ist, mit verspäteten Sprößlingen, die mitten unter einer älteren oder jüngeren Bevölkerung die Stammesmerkmale bewahrt haben. Unsere heutige Beobachtung hat daher eine doppelte Bedeutung: sie bestätigt das Vorkommen eines negerähnlichen Typus, um nicht zu sagen Rasse, unter den ältesten Bewohnern Westeuropas; sie führt zu dem Schlusse, daß dieser quaternäre Typus mindestens bis zur neueren Steinzeit fortgelebt hat." Bei dem durch diesen Vortrag hervorgerufenen Meinungsaustausch erkannte auch Manouvrier die augenfällige Negerähnlichkeit an, indem er noch besonders hervorhob, daß in „neolithischer Zeit der Prognathismus noch viel häufiger war als heute". Baudouin erwähnt einen bei Pierre Folle du Plessis ausgegrabenen Unterkiefer, der mit den besprochenen übereinstimmt. In alten italienischen Fundstätten sind im Laufe des letzten Jahres verschiedene negerartige Schädel entdeckt worden, und in Genua sollen mehrere Skelette vom Grimalditypus vorhanden sein. Verneau stellt baldige eingehende Untersuchung derselben in Aussicht und schließt mit der Bemerkung: „Schon steht das Weib und der Jüngling des Museums von Monaco nicht mehr vereinzelt da. Es hat den Anschein, daß sie die Vertreter einer fossilen Rasse sind, die eine nicht unbedeu-

[1]) Verneau, Les fouilles du Prince de Monaco aux Baoussé-Roussé, un nouveau type humain. L'Anthropologie XII, 1902. — Gaudry, Comptes rendus de l'Académie des Sciences, 21. April 1902; Contribution à l'histoire des hommes ossiles, L'Anthropologie XIV, 1903.

[2]) Der fossile Mensch aus dem Neandertal, Duisburg 1865.

[3]) L'Anthropologie XIV, 6.

[4]) Les sépultures et les populations préhistoriques de Chamblandes. Bull. d. l. Soc. Vaud. de sc. nat. XXXVIII und XXXIX, 1903.

[5]) Crânes néolithiques armoricains de type négroïde. Bull. Soc. d'Anthr. de Paris 1903.

tende Rolle gespielt hat, da sie ihre so eigenartigen Merkmale auf verschiedene weitverbreitete, voneinander sehr entfernte Nachkommen übertragen hat."

Angesichts dieser Tatsachen läßt sich das Vorkommen einer dem Negerstamme (Homo niger) nahe verwandten Rasse in der europäischen Urzeit nicht mehr in Abrede stellen. Es fragt sich nur, welche Stelle im Stammbaum und welchen Namen wir ihr geben sollen. Ich habe Homo primigenius var. nigra vorgeschlagen, oder besser H. niger var. primigenia, da sie in bezug auf Gehirnentwickelung und Schädelraum doch etwas höher als der Neandertalmensch zu stehen scheint. Eine von dem amerikanischen Bildhauer Hyatt Meyer verfertigte und von Buschan der Greifswalder Anthropologenversammlung vorgestellte Büste dieses Urmenschen, die meines Erachtens bis auf unwesentliche Einzelheiten recht gut gelungen ist, zeigt übrigens auch deutlich ausgeprägte negerartige Gesichtszüge. In seinem erweiterten Vortrag[6]) „Die Vorgeschichte des Menschen" äußert sich Schwalbe zu der Frage folgendermaßen: „Meines Erachtens gehören die von Verneau beschriebenen Schädel des type de Grimaldi einer vielleicht negroiden Rasse mit wohlgewölbtem, schmalem Schädel, aber starkem Prognathismus, also dem Homo sapiens an, repräsentieren keine Zwischenform." Er gibt also auch die Negerähnlichkeit zu und möchte nur keine tiefer stehende Rasse annehmen. Jedenfalls aber sind die Schädel sehr alt und auch unter den jetzt lebenden Menschenrassen, selbst wenn man sie alle unter dem Namen Homo sapiens zusammenfaßt, sehr verschiedene Entwickelungsstufen vertreten; gerade unter den Negervölkern finden wir die am tiefsten stehenden, am weitesten zurückgebliebenen Menschen.

Daß in der Urzeit nicht allein nur verschiedene ausgestorbene Großaffen, sondern auch negerähnliche Menschen in unserem Weltteil gelebt haben, hat nichts Auffallendes, wenn man bedenkt, daß vor der Eiszeit unsere ganze Fauna und Flora der heutigen afrikanischen entsprach.

[6]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn, 1904.

Die Malthusische Theorie und die Bevölkerung Deutschlands.

Von Ferdinand Goldstein. Berlin.

Daß dem Bevölkerungsgesetz, so wie es Malthus aufgestellt hat, Fehler anhaften, wird von den meisten Malthusianern zugegeben, nichtsdestoweniger ist der Grundgedanke richtig. Der Grund, weswegen das immer noch bestritten wird, liegt, wenn ich von dem Mangel an Mut absehe, der manche Gegner hindert, seinen Inhalt zu begreifen, in der Konfusion, die man mit ihm angerichtet hat. Malthus lehrte, daß die Menschen stets die Tendenz haben, sich stärker zu vermehren, als der Boden, den sie innehaben, Nahrungsmittel zu liefern vermag. Er spricht also ausschließlich von der Fruchtbarkeit der Bevölkerung im Verhältnis zur Fruchtbarkeit des von ihr besessenen Landes. Malthus' Gegner aber lösen die Bevölkerung von ihrem Lande und beweisen, daß, wenn die Bevölkerung dichter wird, durch den gewerblichen Fleiß mehr Güter erzeugt werden können, die dann über die ganze Erde verhandelt werden und den Reichtum des Landes vermehren. Gesetzt, daß die Mehrleistung durch den Gewerbefleiß lediglich von der Volksdichtigkeit abhinge, was tatsächlich nicht der Fall ist, so wäre das Durchstreifen des ganzen Planeten, um die Waren abzusetzen, eher eine Bestätigung des Malthusischen Grundgedankens als eine Widerlegung, denn da ein Teil der Industrieerzeugnisse entweder direkt oder durch die Zwischenstufe des Geldes gegen Nahrungsmittel umgetauscht wird, so wird dadurch der Beweis geliefert, daß das eigene Land nicht imstande ist, seine Gesamtbevölkerung zu ernähren.

Aber auch Malthus' Anhänger werfen gewöhnlich zwei zunächst ganz verschiedene Dinge zusammen. Sie geben zu, daß Handel, Industrie und Landwirtschaft heute überall noch genügen, um den Völkern die notwendige Nahrung zu liefern, dennoch sprechen sie — und zwar mit Recht — von Übervölkerung in den meisten Kulturländern. Dieser Widerspruch ist dadurch entstanden, daß man bisher übersehen hat, daß es zwei Arten allgemeiner Übervölkerung gibt. Bei der ersten wächst die Bevölkerung über die Nahrungsmittel des Bodens hinaus, und von dieser allein hat Malthus gesprochen. Diese wird heute auch da, wo sie vorhanden ist, durch den Welthandel verschleiert. Die zweite wird dadurch hervorgerufen, daß die Menschen mehr Arbeitskräfte erzeugen, als die Gesellschaft beschäftigen kann. Diese Übervölkerung verquicken die Malthusianer mit der rein Malthusischen und kommen dadurch zu dem Widerspruch, daß, obgleich Handel, Industrie und Landwirtschaft genügen, die Völker zu ernähren, dennoch eine Übervölkerung besteht. Malthus' Gegner aber erklären, die Industrie sei unbegrenzt steigerungsfähig, und deshalb könne in Industriestaaten von Übervölkerung nie die Rede sein. Diese Beweisführung ist wieder sehr unglücklich, denn wenn auch die Industrie nicht endlos steigerungsfähig ist, so ist sie doch sehr starker Steigerung fähig und läßt daher das Begrenztsein des Arbeitsbedarfs schwerer erkennen als andere Erwerbszweige.

Diese Übervölkerung, die ich die soziale nennen will, bei der also ein Mißverhältnis zwischen der Erzeugung von Menschen und dem Bedarf an menschlichen Arbeitern besteht, ist streng von der Malthusischen zu trennen. Letztere wird heute von niemandem empfunden, die erste dagegen von fast allen. Sie ist es, die uns den rücksichtslosen Interessenkampf bringt, nicht die Malthusische. Fircks hat in seiner Bevölkerungslehre mit Recht darauf hingewiesen, daß die Gegenüberstellung schlechthin von Menschen und Nahrungsmitteln unzulässig ist, da die Nahrungsmittel unter den Begriff des Eigentums fallen, daß also, um sich Nahrungsmittel zu verschaffen, Geld, Einkommen notwendig ist, daß demnach, wenn letzteres fehlt, der Mensch trotz reichlich vorhandener Nahrungsmittel hungern, ja verhungern kann. Geld aber verdienen die allermeisten Menschen durch Arbeit. Daraus folgt, daß die Malthusische Überbevölkerung nur theoretische Bedeutung hat, daß dagegen der sozialen eine hohe praktische Bedeutung zukommt.

Unter der sozialen Überbevölkerung leiden bei uns in Deutschland sehr schwer die liberalen Berufe, Künstler und Gelehrte. Zwar wächst mit der Zunahme der Bevölkerung auch der Bedarf an akademisch Gebildeten, dennoch werden viel mehr Menschen erzeugt, die sich höhere Bildung aneignen können und auch aneignen, als Bedarf an ihnen ist. So kommt es, daß Männer von umfassender Gelehrsamkeit oft 40 Jahre und älter werden müssen, um ein verhältnismäßig geringes Gehalt sich zu sichern, daß neben dem eigentlichen Proletariat

sich ein Gelehrtenproletariat gebildet hat, daß Künstler und Künstlerinnen einen der Erhabenheit ihres Berufs ganz unwürdigen Kampf ums Dasein führen müssen. Ebenso steht es bei Ingenieuren, Kleinhändlern, Beamten, Handlungsgehilfen, Ärzten usw.

Eigenartig äußert sich die soziale Übervölkerung in der Landwirtschaft. Ich habe im Globus, Bd. 85, Nr. 11 gezeigt, daß, da der Bedarf der Landwirtschaft an menschlichen Arbeitskräften jahraus, jahrein annähernd immer derselbe bleibt, ja mit der Einführung landwirtschaftlicher Maschinen sich vermindert, anderseits aber die Menschen sich über diesen Bedarf hinaus vermehren, überflüssige Arbeitskräfte erzeugt werden, die abgeschoben werden müssen. Daß sie tatsächlich überflüssig sind, geht daraus hervor, daß die Produktivität der Landwirtschaft durch ihren Verlust nicht beeinträchtigt wird. Nach der Deutschen Statistik betrug nämlich die Erntemenge in Tonnen:

	Roggen	Weizen	Winterspelz und Emer	Sommergerste	Kartoffeln	Hafer	Wiesenheu
1878 . . .	6 919 667	2 607 186	446 926	2 325 227	23 592 781	5 040 240	24 163 403
1879 . . .	5 562 435	2 278 696	460 288	2 057 358	18 904 596	4 264 255	21 076 490
1880 . . .	4 952 525	2 345 278	489 340	2 145 617	19 466 242	4 228 128	19 563 388
1881 . . .	5 448 404	2 059 139	449 023	2 076 160	25 491 022	3 759 789	17 140 545
1882 . . .	6 390 407	2 553 447	458 358	2 256 355	18 069 332	4 508 056	17 776 125
1883 . . .	5 600 068	2 350 878	446 779	2 131 202	24 906 431	3 718 469	16 872 607
1884 . . .	5 450 992	2 478 883	480 577	2 229 598	24 019 601	4 236 665	17 350 503
1885 . . .	5 820 095	2 599 271	466 447	2 260 645	27 953 643	4 342 357	15 884 187
1886 . . .	6 092 849	2 666 423	441 440	2 337 206	25 143 229	4 855 894	17 903 338
1887 . . .	6 375 734	2 830 804	457 079	2 205 504	25 272 998	4 301 407	16 362 238
1888 . . .	5 522 740	2 530 842	336 017	2 260 590	21 910 996	4 647 583	15 469 931
1889 . . .	5 363 426	2 372 413	299 918	1 938 419	26 603 965	4 197 124	18 423 230
1890 . . .	5 868 078	2 830 921	492 970	2 283 432	23 320 983	4 913 544	18 859 888
1891 . . .	4 782 804	2 333 757	373 082	2 517 374	18 558 379	5 279 340	18 715 112
1892 . . .	6 827 712	3 162 885	497 818	2 420 736	27 988 557	4 743 036	16 833 897
1893 . . .	8 941 914	3 405 021	527 507	2 359 722	40 724 386	4 180 457	13 191 681
1894 . . .	8 343 033	3 336 369	539 622	2 849 118	33 608 894	6 580 100	22 645 358
1895 . . .	7 724 902	3 171 844	470 736	2 793 974	37 786 006	6 244 473	21 881 782
1896 . . .	8 534 037	3 419 928	425 239	2 727 105	32 329 046	5 969 465	23 047 803
1897 . . .	8 170 511	3 263 235	462 520	2 564 439	33 776 060	5 718 644	25 303 197
1898 . . .	9 032 175	3 607 610	514 151	2 829 112	36 720 609	6 754 120	25 909 781
1899 . . .	8 675 792	3 847 447	476 095	2 983 876	38 486 202	6 882 687	23 767 790
1900 . . .	8 550 659	3 841 165	466 347	3 002 182	40 585 317	7 091 930	23 116 276
1901 . . .	8 162 660	2 498 851	432 190	3 321 102	48 687 261	7 050 153	22 370 047
1902 . . .	9 494 150	3 900 396	483 121	3 100 227	43 462 393	7 467 250	26 017 083

Bei keiner Frucht ist also trotz der starken Abwanderung der Ertrag zurückgegangen, er ist sogar nicht unbedeutend gestiegen, nämlich bei Roggen um 37 Proz., bei Weizen um 50 Proz., bei Spelz um 8 Proz., bei Gerste um 33 Proz., bei Kartoffeln um 84 Proz., bei Hafer um 48 Proz., bei Wiesenheu um 8 Proz. Doch möchte ich darauf keinen Wert legen, da bis zum Jahre 1892 die Schätzungen durch die Gemeinden, vom Jahre 1893 an dagegen durch landwirtschaftliche Sachverständige ausgeführt worden sind. Daraus erklärt sich der weite Sprung zwischen den Erträgen des Jahres 1892 und der folgenden Jahre.

Auch die Viehzucht ist durch die Abwanderung nicht zurückgegangen. Die Viehzahl betrug in Deutschland:

	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine	Ziegen
10. Januar 1873	3 352 500	15 776 700	24 999 400	7 124 100	2 320 000
10. Januar 1883	3 522 500	17 786 800	19 189 700	9 206 200	2 641 000
1. Dezember 1892	3 836 300	17 555 800	13 589 700	12 174 400	3 091 500
1. Dezember 1897	4 038 500	18 490 800	10 866 800	14 274 600	—
1. Dezember 1900	4 195 400	18 939 700	9 692 500	16 807 000	3 267 000

Vom Vieh haben also nur die Schafe einen starken Rückgang erlitten, doch dieser wird durch die Vermehrung der übrigen Viehgattungen, besonders der Schweine, überreichlich ausgeglichen. Auch die landwirtschaftliche Fläche hat sich nicht verkleinert, im Gegenteil, sie ist größer geworden, sie nahm im Jahre 1882 31 868 972 ha ein, im Jahre 1895 dagegen 32 517 941 ha.

Es ist erwiesen, daß die Abwanderung der Landwirtschaft keinen Schaden bringt. Das ist aber nur so zu erklären, daß die Abwanderer überflüssig sind, daß sie keine Beschäftigung finden, oder, was dasselbe ist, daß das Land sich stets im Zustande sozialer Übervölkerung befindet.

Die Abwanderung der Überzähligen verursacht auch keinen Arbeitermangel, denn der Wanderungsprozeß verläuft schon seit Einführung völliger Freizügigkeit in Preußen, also seit dem Jahre 1867, während die Klagen über Leutenot erst aus den neunziger Jahren stammen. Aber es wandern nicht genau so viel Personen ab, daß die ländliche Bevölkerung völlig stationär bleibt, sondern es findet Mehrabwanderung statt. Infolge dieser vermindert sich die ländliche Bevölkerung, sie ist von 1880 bis 1900 um 780000 Personen gesunken. Doch kann auch diese Abwanderung nicht an der Leutenot schuld sein, da mit der Abnahme menschlicher Arbeitskräfte die Zunahme maschineller Kräfte auf dem Lande Hand in Hand geht. Dagegen muß der Landwirtschaft der Kontraktbruch der Arbeiter schädlich sein. Wenn inmitten der Erntezeit eine größere Zahl ländlicher Arbeiter durch Agenten überredet wird, ihre Stelle zu verlassen, so kann der Landwirt allerdings in Verlegenheit kommen, und erwägt man, daß infolge der Abwanderung der Überzähligen in die Städte Ersatz sehr schwer zu

haben ist, so muß zahlreicher Kontraktbruch auf einem und demselben Gute fast wie der Streik in der Industrie wirken. Man ist in Preußen dem Erlaß eines Gesetzes gegen den Kontraktbruch nähergetreten; wenn es zustande gekommen ist, wird man in der Frage der Leutenot auf dem Lande klarer blicken.

Die Entwickelung der Industrie in den Städten ist die Ursache, warum die soziale Übervölkerung auf dem Lande nicht zur Entwickelung von Räuberbanden führt. In früheren Zeiten war es anders, da ergaben oder vielmehr mußten sich die Überzähligen einem lasterhaften Lebenswandel ergeben und gefährdeten dadurch das Leben und das Eigentum der anderen. Ernährt wurden die Lasterhaften so gut wie die Honetten, aber die ersteren hatten keine Arbeit gefunden, waren daher zum Müßiggang verurteilt und kamen dadurch auf die Wege des Verbrechens. Die Länder waren in früheren Zeiten angefüllt mit Räubern und Landstreichern. Heute sind die überzähligen Landarbeiter nicht mehr zum Müßiggang verurteilt, denn sie finden in den industriellen Betrieben der Städte Beschäftigung, und da jedem die Wahl seines Wohnsitzes frei steht, so können sie sich hierher begeben. Wird heute die Freizügigkeit aufgehoben, so kehren mit Sicherheit die Zeiten der Hannickel, Lips Tullian oder Schinderhannes wieder, und möglicherweise findet sich auch wieder ein Schiller, der sie glorifiziert. Die Entrüstung würde sich dann wahrscheinlich nicht gegen den Dichter, der das Kunstwerk, sondern gegen den Gesetzgeber, der die Räuberbanden geschaffen hat, richten.

Die Frage, ob die Bevölkerung sich bereits so stark vermehrt hat, daß auch die Industrie sie nicht mehr in vollem Umfange beschäftigen kann, ob also auch die Industrie sozial übervölkert ist, ist sehr schwer zu beantworten, denn ihr Bedarf an Arbeitern unterliegt großen Schwankungen. Er hängt erstens von der Konjunktur ab; ist letztere günstig, so braucht die Industrie mehr Arbeiter, im entgegengesetzten Falle weniger, und sie muß eventuell Arbeiter entlassen. Wir besitzen seit dem Jahre 1896 regelmäßige Aufzeichnungen über Angebot und Nachfrage von Arbeit, die ich hier wiedergeben will. Auf 100 Arbeitsgesuche kamen Angebote:

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Septemb.	Oktober	Novemb.	Dezemb.	Durchschnitt
1896 . .	179,0	147,5	117,7	115,5	130,0	126,7	131,4	127,7	124,4	138,1	163,9	164,4	138,8
1897 . .	152,4	139,3	108,1	109,5	120,4	112,0	112,4	111,1	109,8	121,6	148,6	153,3	124,8
1898 . .	149,9	134,2	103,5	108,6	114,1	113,0	112,5	108,5	98,3	114,8	135,0	135,2	118,9
1899 . .	131,6	111,1	89,3	95,5	98,9	93,6	100,7	92,5	98,9	109,0	130,8	131,2	106,9
1900 . .	126,3	113,1	99,8	93,4	106,6	108,8	122,2	107,5	110,5	135,3	169,3	117,9	117,5
1901 . .	165,8	146,8	122,2	141,4	145,9	148,7	160,9	150,2	147,5	198,1	223,9	240,6	166,0
1902 . .	220,2	208,3	148,9	147,5	172,0	167,8	163,4	161,5	133,6	174,3	225,8	203,9	177,2
1903 . .	202,3	175,9	124,6	139,0	141,6	141,6	137,3	131,5	111,7	139,3	174,0	166,9	148,8

Aus dieser Übersicht gehen erstens die Jahresschwankungen hervor. Im Jahre 1899 meldeten sich auf 100 offene Stellen durchschnittlich 106,9 Arbeiter, im Jahre 1902 aber 177,2, während die übrigen Jahre zwischen dieser niedrigsten und höchsten Zahl lagen. Stets meldeten sich also mehr Arbeiter, als verlangt wurden, doch darf daraus nicht ohne weiteres auf soziale Übervölkerung in der Industrie geschlossen werden. Wenn das Verhältnis allerdings wie 100 : 177 steht, dürfte dieser Schluß erlaubt sein, nicht aber, wenn wie 100 : 106 oder auch 117, da die Notierungen des Arbeitsmarktes Angebot und Nachfrage von Arbeit nicht vollkommen getreu widerspiegeln.

Ferner gehen aus den Zahlen die Monatsschwankungen eines und desselben Jahres hervor: mit Regelmäßigkeit ist in den Monaten November, Dezember, Januar, Februar, also in der kalten Jahreszeit, das Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage von Arbeit am größten [1]). Das ist die zweite Art von Schwankungen, der die Industrie ausgesetzt ist. Sie kehrt periodisch wieder, weil ein Teil der industriellen Arbeiten, insbesondere alle, die direkt oder indirekt mit dem Baugewerbe zusammenhängen, in der kalten Jahreszeit ausgesetzt werden müssen. Dieser periodischen Schwankung unterliegt die Landwirtschaft ebenfalls, sie braucht in den Frühlings- und Sommermonaten viel mehr Arbeiter als im Herbst und Winter. Da ihr die eigene Gegend diese oftmals nicht liefert — die Überzähligen sind ja abgewandert — so muß sie sie aus fremden Ländern mieten (Rußland, Polen). Nach getaner Arbeit ziehen sie wieder in ihre Heimat zurück. Da die „Sachsengänger" auf diese Weise mit Regelmäßigkeit in der kalten Jahreszeit beschäftigungslos werden, so müssen sie während der warmen so viel verdienen, daß sie während der beschäftigungslosen Zeit leben können. Ihr Lohn muß also höher sein als der der ganzjährig beschäftigten Landarbeiter. Analog verhalten sich die gelernten Bauhandwerker. Auch sie müssen regelmäßig in der kalten Jahreszeit feiern, weil der frische Mörtel die Kälte nicht verträgt. Die gelernten Bauhandwerker müssen daher ebenso wie die Sachsengänger einen höheren Lohn erhalten als regelmäßig beschäftigte Arbeiter. Außer den Sachsengängern und gelernten Bauhandwerkern wird aber während der kalten Jahreszeit noch eine ganze Anzahl ungelernter Arbeiter beschäftigungslos, deren Lohn nicht so hoch war, daß sie das ganze Jahr davon leben können. Diese überflüssigen Menschen übernehmen solche Arbeit, die sich nur in der kalten Jahreszeit bietet, z. B. Schneekehren. Doch reicht diese niemals aus, den vielen zur Verfügung gestellten Händen Beschäftigung zu geben. Da diese Menschen also auf ehrlichem Wege sich ihren Lebensunterhalt nicht verschaffen können, und dazu die Ausgaben in der kalten Jahreszeit höher sind als in der warmen, so müssen sie sich die Unterhaltungsmittel auf unehrlichem Wege beschaffen, sie stehlen. Sie befinden sich in derselben Lage wie die überzähligen Landarbeiter zur Zeit fehlender Freizügigkeit, und daher handeln sie auch in derselben Weise. So kommt es, daß die Delikte gegen das Eigentum regelmäßig in denselben Monaten ihren Höhepunkt haben, in denen das Angebot von Arbeit am größten ist. Georg v. Mayr hat nachgewiesen, daß in Bayern diesseits des Rheins in den Jahren 1835 bis 1861 die Diebstähle in engster Verbindung mit den Getreidepreisen standen, daß mit jedem Sechser, um den sie stiegen, ein Diebstahl mehr auf 100000 Menschen

[1]) Für 1895 war das schon durch die Arbeitslosenzählung festgestellt worden: am 14. Juni gab es in Deutschland 109004 Arbeitslose, am 2. Dezember 553640.

kam. Es muß eindringlich davor gewarnt werden, dies für die damaligen Zustände Bayerns ermittelte Gesetz zu verallgemeinern und etwa auf das moderne Deutschland zu übertragen. Die Menschen sind allerdings dieselben geblieben, aber die Verhältnisse, unter denen sie leben, haben sich verändert. Heute hat jeder Deutsche das Recht, sich dort niederzulassen, wo es ihm paßt, in den Jahren 1835 bis 1861 kannte man aber volle Freizügigkeit nirgends. Heute lebt der größere Teil des deutschen Volkes von der Industrie, der kleinere von der Landwirtschaft, in den Jahren 1835 bis 1861 war das Verhältnis umgekehrt. Daher kann man das heutige Deutschland mit dem vor 50 Jahren in kriminalstatistischen Fragen nicht vergleichen. Heute ist der Zusammenhang zwischen Diebstahl und Getreidepreis in Deutschland nicht mehr nachweisbar.

Die Notierungen des Arbeitsmarktes sind noch verhältnismäßig jung, sie haben, wie gesagt, erst 1896 ihren Anfang genommen, trotzdem kann man mit voller Bestimmtheit schon heute sagen, daß die Zahl der Diebstähle innerhalb eines und desselben Jahres dem Angebot von Arbeit parallel läuft. Je mehr Arbeiter sich um eine Stelle bewerben, also beschäftigungslos bleiben, desto mehr wird gestohlen; je weniger Beschäftigungslose, desto weniger Diebstähle. Das ist ja ganz natürlich; wenn der Mensch genügend verdient, um sich und seine Familie zu ernähren, braucht er sich nicht an fremdem Eigentum zu vergreifen. Daraus darf aber nicht ohne weiteres der Schluß gezogen werden, daß man aus der Zahl der Diebstähle in verschiedenen Jahren den Stand der Beschäftigung ermitteln, also die Zahl der Diebstähle als Messer für die soziale Übervölkerung der Industrie benutzen kann. Denn der dauernd vorhandenen Not arbeitet die Armenfürsorge entgegen. Demnach müßte man aus der Zahl der Armen wichtige Aufschlüsse über das Verhältnis zwischen Bevölkerung und Arbeitsbedarf gewinnen können. Hier aber stellen sich unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg. Im Jahre 1885 hat das Reich eine Zählung der Armen veranstaltet und die Ergebnisse in der „Statistik des Deutschen Reiches“, Neue Folge, Bd. 29 veröffentlicht. Für die Jahre 1886 bis 1893 wurde das vorhandene oder ohne Erhebungen zu beschaffende Material gesammelt und in den „Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reiches“, 1897, II bekannt gegeben. Nach 1893 haben keine neuen Armenzählungen mehr stattgefunden. Dieses Material reicht natürlich für unsere Zwecke nicht aus. Der Verein für Sozialpolitik hat im Jahre 1903 Erhebungen über die Armenfürsorge in den Jahren 1896 bis 1901 angestellt, aber dieselben sind so unvollständig, daß man ursprünglich von einer Veröffentlichung absehen wollte. Speziell in Berlin ist aber die Zahl der Armen seit der Reichserhebung regelmäßig berechnet worden. Es kamen in den Jahren 1885 bis 1899 auf 100 Einwohner Selbstunterstützte (d. h. Personen, die selbst Unterstützung erhielten ohne Berücksichtigung ihrer Angehörigen): 5,60, 5,53, 5,26, 5,41, 5,45, 5,50, 5,80, 6,43, 6,61, 6,59, 6,74, 7,13, 7,08, 7,26, 7,24.

Aus der Armenstatistik können wir also keine Schlüsse auf die eventuell vorhandene soziale Übervölkerung der Industrie ziehen. Auch Bettel und Vagabondage, die als Barometer für unfreiwillige Arbeitslosigkeit benutzt werden könnten, liefern keine Aufschlüsse, da sie nicht von der Reichsstatistik erhoben werden. Spezielle Erhebungen über den Umfang der Arbeitslosigkeit sind zweimal im Jahre 1895 vom Reiche veranstaltet worden, reichen also ebenfalls zu unserem Zweck nicht aus.

Mit Hilfe der Statistik läßt sich also die Frage, ob die Industrie sozial übervölkert ist, nicht beantworten. Aber es bedarf auch nicht des zahlenmäßigen Beweises — das massenhafte Zusammenlaufen der Menschen auf dem verhältnismäßig engen Raum der Städte ist an sich Übervölkerung, und sie findet ihren greifbaren Ausdruck in der verminderten Militärtauglichkeit der Stadtbevölkerung im Vergleich zur Landbevölkerung und in der enormen Säuglingssterblichkeit in den Städten. Wie aus meinen Ausführungen hervorgeht, ist hier nur durch fundamentale Reform der ländlichen Verhältnisse Wandel zu schaffen. Hätte Malthus recht, so müßte sich die Bevölkerung von selbst regulieren. Malthus argumentiert so: Wenn die Nahrungsmittel in einem Lande gerade zur Ernährung der Bevölkerung ausreichen, so muß der ärmere Teil der Bevölkerung bald in Bedrängnis geraten, weil die Fruchtbarkeit der Menschen verhältnismäßig größer ist als die des Bodens. Dadurch sinkt einerseits der Lohn, anderseits aber sind die Arbeiter so wenig zur Ehe geneigt, daß die Zunahme der Bevölkerung aufgehalten wird. Da Arbeiter billig zu erhalten sind, so kann der Landwirt mehr für die Pflege des Landes tun, dieses wird also allmählich mehr tragen, und schließlich werden die Nahrungsmittel den Anforderungen der Bevölkerung wieder parallel. Die Arbeiter werden dadurch zur Ehe wieder geneigt, und der Prozeß wiederholt sich. Dieses Räsonnement ist falsch. Um von anderen Fehlern zu schweigen, so läßt sich die Bevölkerung durch die wirtschaftliche Lage allerdings in der Eheschließung beeinflussen, sie läßt sich aber nicht den Geschlechtsgenuß verkümmern; kann ihn sich der Mensch nicht auf legalem Wege beschaffen, so betritt er den illegalen Weg. Daher ist auch die geschlechtliche Enthaltsamkeit, die Malthus als Mittel zur Bekämpfung der Not unter den Armen empfohlen hat, ohne jeden praktischen Wert. Es kommt auf Enthaltsamkeit gar nicht an, sondern auf Verhütung der allzu reichlichen Kindererzeugung. Letztere kann durch die erstere nicht bekämpft werden, das widerstreitet der menschlichen Natur. Aber von großer Wichtigkeit ist die Erfahrung, daß die geistige Bildung und der Wohlstand der Eltern von Einfluß auf ihre Kinderzahl ist. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die unehelichen Geburten nicht den tausendsten Teil der faktischen Unzucht darstellen, sondern nur die dabei stattgehabte größere Unvorsichtigkeit und Leidenschaft und größere Unschuld. So kommt es, daß das ungebildete ländliche Gesinde (Knechte und Mägde) verhältnismäßig die meisten unehelichen Kinder erzeugt. Von 100 unehelichen Kindern in Preußen treffen auf das ländliche Gesinde 24,9, dann folgen die Dienstboten mit 20,1 [1]). Die Gefahr, der diese durch die Herrschaft ausgesetzt sind, wird durch ihre Unbildung erhöht. Die meisten Dienstboten stammen vom Lande, sie haben also die Dorfschule besucht, ihr Bildungsniveau ist daher noch tiefer als das der Herrschaft. Derselbe Grund bewirkt die größere eheliche Fruchtbarkeit der Arbeiterfamilien gegenüber den Familien der Wohlhabenderen. Nach Westergaards Untersuchungen kommen in Kopenhagen auf eine Arbeiterfamilie 5,26 Kinder, auf eine Handwerker- oder Kleinbürgerfamilie 4,91, auf eine Großhändler- oder Kapitalistenfamilie 4,80, auf eine Familie des besser gestellten Geschäfts- und Arbeiterpersonals, der Privat- und Staatsbeamten 4,70 Kinder. An anderen Orten hat man ähnliche Erfahrungen gemacht.

Ich habe zuvor gesagt, daß die Übervölkerung der Städte nur durch durchgreifende Reform der ländlichen Verhältnisse bekämpft werden kann. Wie das zu ge-

[1]) Conrad, Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Artikel Uneheliche Geburten.

schehen hat, habe ich eben kurz angedeutet, es kommt auf Hebung des wirtschaftlichen und geistigen Niveaus des Landvolkes an [3]). Von jeher ist der Kulturfortschritt von den Städten ausgegangen, das Land kam später nach, erreichte aber die städtische Bildnng niemals, auch nicht entfernt, ja es verhielt sich gegen sie ablehnend. An unsere Zeit tritt die Anforderung heran, mit diesem Herkommen zu brechen, anders ist der drückenden Übervölkerung nicht beizukommen. Aber letztere ist noch nicht einmal überall anerkannt. In manchen Kreisen begegnet man der Sorge um sie mit Gleichgültigkeit, sogar mit Hohn und hält, da von bedingten und unbedingten Malthusianern stets das wachsende Mißverhältnis zwischen Nahrungsmitteln und Menschen betont wird, ein solches sich aber bisher noch nicht fühlbar gemacht hat, nach wie vor die starke Volkszunahme für ein Glück. Wie ich gezeigt habe, ist das, was uns bedrückt, nicht der Mangel an Lebensmitteln, sondern das Überangebot von Arbeit, die Überfüllung aller Berufsklassen; die Mägen könnten gefüllt werden, aber den Händen fehlen die Mittel, die Nahrung zu ergreifen. Die Malthusische Übervölkerung könnte entstehen, wenn die Länder, die uns heute Getreide liefern, durch Aufblühen der Industrie ihre Volkszahl stark vermehrten. Dazu ist aber vorderhand keine Aussicht. Die soziale Übervölkerung dagegen braucht nicht erst zu entstehen, sondern sie besteht schon längst und sie wird immer drückender werden, auch wenn die Nahrungsmittel liefernden Länder nicht zu Industrieländern werden. Niemand hat also ein Recht, die Sorgen, die vielen die starke Volkszunahme Deutschlands macht, für überflüssig oder gar lächerlich zu halten.

[3]) Genaueres werde ich an anderer Stelle bringen.

Kleine Nachrichten.

— Inowrazlaw — Hohensalza. Daß der Name einer deutschen Stadt von 26000 Einwohnern im 20. Jahrhundert beseitigt und ein anderer an dessen Stelle gesetzt wird, ist etwas Neues, auch in geographischer Beziehung, und darum nehmen wir davon hier Notiz. Dem Wunsch der Regierung nachgebend, hatten die städtischen Behörden der Kreisstadt Inowrazlaw in der Provinz Posen — bekannt durch ihre Pferdemärkte — beschlossen, ihre Stadt in „Hohensalza" umzutaufen, die Regierung genehmigte diesen Beschluß, der Kreis folgte nach, und so gibt es seit dem 1. Januar 1905 amtlich kein Inowrazlaw mehr, sondern nur Stadt und Kreis Hohensalza. Wie so viele Namensänderungen, die in den letzten Jahren in den Ostprovinzen vorgenommen sind, so ist auch diese auf politische Gründe zurückzuführen; man erblickt darin ein Mittel, die Ostprovinzen zu germanisieren. Ob gerade dieses Mittel seinen Zweck erfüllen wird? Jedenfalls erscheint es viel zu weit gegangen, den altehrwürdigen Namen Inowrazlaw (= das andere Breslau, Neu-Breslau) zu beseitigen, und vom Standpunkte des Geographen ist das Verfahren ebensowenig zu billigen wie seinerzeit die „Umtaufungen" in der deutschen Südsee, mit denen man denn auch innehielt. Namensänderungen wichtigerer Ortschaften liegen außerdem nicht im Interesse des Verkehrs. Einen Sinn haben sie jedenfalls nur dann, wenn es sich um die Wiederherstellung verloren gegangener deutscher Namen handelt. Übrigens ist „Hohensalza" keine sehr glückliche Bezeichnung; die Stadt liegt gar nicht „hoch", sondern in einer Ebene, und die Anspielung auf das nahe Salzbergwerk durch „Salza" ist etwas „gemacht".

— Zu der Nachricht über einen neuen Ausbruch eines der Kiwuvulkane (Bd. 86, S. 352) teilt Herr Hauptmann Herrmann dem Globus folgendes mit:

„Beim Kiwusee scheint es sich um einen submarinen Ausbruch gehandelt zu haben. Die einzige Insel an der Nordküste des Kiwu, Tschegera, ist auch ein alter, an einer Stelle offener Krater, der beinahe aussieht wie ein Korallenatoll, nur höher ist. Daß sich im Kiwu viele submarine Quellen befinden, glaube ich bestimmt: Farbe und Geschmack des Wassers, auch weitab von den Küsten, sind an verschiedenen Stellen verschieden. Eine alkalische Quelle z. B. liegt heute dicht über dem Niveau des Sees und soll noch vor kurzem darunter gelegen haben. Der Kiwu scheint also auch zu fallen, wohl weil der Russissi sich immer kräftiger und tiefer durch die Berge sägt. Am Tanganjika haben wir ja dasselbe. Die heiße Schwefelquelle Rubenga, 15 Minuten vom Nordufer, lag zu Stanleys Zeiten noch unter Wasser; damals gab es am Nordufer auch noch Inseln.

„Während die Grenzregulierungs-Expedition in jenen Gegenden arbeitete, erlebten wir nur ein Erdbeben in Usumbura (Nordecke des Tanganjika), eine wellenförmige, scheinbar von Nord nach Süd gehende Bewegung, so stark, daß dem verstorbenen Prof. Lamp das Wasser aus der Badewanne beinahe herauskippte, und daß ich mit einem harten Gegenstande aus meiner Hütte stürzte, um dem Maultier, das, wie ich glaubte, sich an meinen Hüttenpfosten rieb, eins auszuwischen. Die Bewegung dauerte etwa 10 Sekunden; unsere Pendeluhr im Beobachtungszelt blieb stehen! Leise, für uns nicht merkbare Schwingungen dauerten aber noch stundenlang an, das sahen wir an der sehr empfindlichen Libelle des Passage-Instruments.

„Es ist wirklich schade, daß bei diesem neuen Ausbruch niemand in Kissenje war, von wo man mit dem Boot in etwa sechs Stunden hätte an Ort und Stelle sein können; auch hätte man beobachten müssen, ob das Niveau des Kiwu sich etwa plötzlich änderte (Flutwelle). Daß, wie der belgische Unteroffizier es beschreibt, gleichzeitig mit der submarinen Erscheinung der Kirunga-tscha-Namlagira stark zu rauchen anfing, kann auf eine Verbindung zurückgeführt werden. Auch Vesuv und Solfataren stehen im Zusammenhang. Möglicherweise entsteht auf diese Art noch einmal eine neue Insel im Kiwu.

„In dem Querriegel südlich des Kiwu habe ich ebenfalls jungvulkanisches Gestein (Feldspatbasalt) gefunden. In einer älteren Periode haben jedenfalls dort auch vulkanische Störungen stattgefunden; ein Sumpfkessel in der Gegend machte beim ersten Anblick auf mich den Eindruck, als ob es sich um einen alten Krater handele. Scheinbar hat das Magma dort auch heraus gewollt, aber später nördlich des Sees einen bequemeren Ausgang gefunden."

Die Grenzexpedition, deren Leiter Hauptmann Herrmann war, hat, weil mit anderen Aufgaben beschäftigt, unsere Kenntnis von den Kiwuvulkanen begreiflicherweise wenig fördern können. Ihre gründliche Erforschung würde einer Expedition ein wichtiges und dankbares wissenschaftliches Problem liefern.

— Schluß des Ben Nevis-Observatoriums. Das Ben Nevis-Observatorium und die dazu gehörige Station in Fort William sind am 1. Oktober v. J. geschlossen worden, und zwar, wie die Direktoren in einem Rundschreiben darlegen, infolge der Unsicherheit der finanziellen Grundlage. Die Kosten für die beiden Observatorien beliefen sich auf 20000 M. jährlich, wovon 7000 M. der Staat hergab, während der Rest von privater Seite aufgebracht wurde. Letzteres ist schließlich auf Schwierigkeiten gestoßen, und da der erste Lord des Schatzamts es für unmöglich erklärte, daß der Regierungszuschuß erhöht werde, so sahen die Direktoren sich genötigt, die Observatorien zu schließen. Es wäre traurig, wenn es dabei verbleiben sollte.

— Überraschend wirkt die Kunde, daß als „prähistorisch" anzusprechende Steingeräte in Sibirien unter 70° nördl. Br. aufgefunden worden sind. Goldsucher sind dort bis an die Küsten des Eismeeres vorgedrungen auf die Nachricht hin, daß dort Eismassen vorkämen, welche auf ihrem Rücken goldhaltige Schuttmassen trügen. Mit den Ergebnissen von Klondyke vor Augen durchwühlten sie dort den Boden und stießen dabei, wenn auch nicht auf Gold, so doch auf Steingeräte, die sich nach Form und Beschaffenheit kaum von jenen unterscheiden, welche wir aus Norddeutschland oder Skandinavien kennen und die uns über ehemalige Besiedelung jener eisigen Landschaften jenseit des Polarkreises in vorgeschichtlicher Zeit

schwer zu lösende Fragen vorlegen. Die Funde wurden nach Europa gebracht und gelangten in die Hände des Engländers Lewis Abbott, welcher sie mit einer Tafel Abbildungen in der Zeitschrift „Man", Oktober 1904, veröffentlicht hat. Wenn er dabei bemerkt, daß es sich um Formen handelt, die an Steingeräte der Skandinavier, Eskimo, Polynesier, an solche Englands und Indiens erinnern, so ist das insofern richtig, als ja die Formen der Steingeräte aus allen diesen Ländern oft genug bis in die kleinsten Einzelheiten übereinstimmen, daß aber nur in den wenigsten Fällen aus der bloßen Form sich das Ursprungsland erkennen läßt. Was, wenigstens in den abgebildeten Exemplaren, bei Abbott vorliegt, zeigt keinerlei Unterschied von norddeutschen oder skandinavischen Steingeräten. Das längste Stück ist ein 214 mm langes, an der Schneide 58 mm breites poliertes Steinbeil; am unteren Ende zeigt es gemuschelten Bruch. Als Material wird silicified mud-stone angegeben. Andere Steinbeile aus dem gleichen Stoff sind kleiner. Auch einige lorbeerblattförmige Lanzenspitzen, bis 160 mm lang, sind abgebildet und ein kleines, oben spitz zulaufendes Objekt aus Achat, das aussieht wie ein Steinkern, von dem man Späne abgeschlagen hat, welches aber Abbott als Knochenspalter anspricht. Das Wichtigste an diesen Geräten ist ihr Vorkommen unter einem gefrorenen Boden im hohen Norden zusammen mit den Knochen untergegangener Tiere in einer Gegend, die heute nur selten von streifenden Nomaden aufgesucht wird. Sie zeigen keinerlei Spuren, daß sie einem längeren Wassertransport unterlagen; wir haben für ihr Alter keinerlei Anhaltspunkte, und so geben sie uns eine Anzahl zu lösender Rätsel auf.

— Eine interessante und außerordentlich gehaltvolle Studie über die Sonoraindianer Mexikos bringt der „American Anthropologist" (N. S. Vol. VI, Nr. 1, 1904) aus der Feder des Ethnographen und Anthropologen Dr. Aleš Hrdlička auf Grund der von der Hydeexpedition im Jahre 1902 gewonnenen Erhebungen. Die Statistik der einzelnen Stämme ist jetzt schwer zu ermitteln. Die Mayo, die 1621 auf 21000 geschätzt wurden, fand Stone 1860 noch in einer Anzahl von 10000 bis 12000; die Yaqui haben sich seitdem von 30000 auf 20000 vermindert (1849 soll ihre Zahl übrigens 54000 bis 57000 betragen haben); von 10000 Opata um 1829 sind 500 bis 600 reinblütige Individuen übrig geblieben, von 1500 bis 4000 Seri vor 1884 etwa 300. Die Pima haben sich fast vollständig mit den Weißen vermischt und ihnen assimiliert. An den Porträts junger Yaqui, die auf Taf. VI abgebildet sind, fällt unter anderem ihre inferiore Gesichtsbildung auf: niedrige schmale Stirn, starke vorstehende Augenbrauenbogen, breite flache Nase, starkes Mittel- und Untergesicht. Von den Mayo- und Opatatypen der Taf. IV erinnern einige lebhaft an die Sarasinschen Weddaporträts, während andere in der Gesichtsbildung manche europäische Züge verraten. Der in psychologischer und anthropologischer Beziehung interessanteste Stamm der Sonoraindianer sind unzweifelhaft die Yaqui, die, obwohl seit Beginn ihrer Geschichte von Weißen rings eingeschlossen, dennoch nie vollständig unterworfen werden konnten. Die Hautfarbe der Sonora ist die gewöhnliche der Indianer und zeigt nur individuelle, keine Stammesunterschiede. Steatopygie und übermäßige Fettleibigkeit bei Frauen soll nicht vorkommen. Das Antlitz zeigt mehr oder weniger ausgesprochenen alveolären Prognathismus und vorstehende Jochbeine. Das äußere Ende der Augenlidspalte ist oft etwas emporgehoben, die Nasenwurzel deutlich vertieft. Die Pima bilden den langköpfigsten Stamm in Sonora (58 Proz. rein Dolichokephale), so wie die alten „cliff-dwellers" von Utah; die Mayo hingegen sind vorwiegend rundköpfig (60 Proz. mit Index von 80 bis 86) und stehen in dieser Hinsicht mit den Opata, den Tepehuanen und den Nahua auf gleicher Stufe. Von 12 männlichen Schädeln der Yaqui wies nur einer eine leichte Kompression des Hinterhauptes auf, während im übrigen keine Deformationen vorhanden waren. Nach den Tabellen des Körperwuchses zu urteilen (es wurden mehrere hundert Individuen gemessen), sind die Pima, Yaqui und Papago ein ausgesprochen hochgewachsener Menschenschlag (52 bis 65 Proz. mit Körpergröße über 170 cm), während die Mayo und noch mehr die Opata zu kleinem Wuchse hinneigen.

R. W.

— Das Wetterbureau der Philippinen veröffentlicht in dem vierten und fünften Teile seines Report, die in einem Hefte vereint erscheinen, stündliche erdmagnetische Beobachtungen zu Manila und — im internationalen Schema — die meteorologischen Ergebnisse an 26 Stationen erster, zweiter und dritter Ordnung.

In bezug auf die erdmagnetischen Registrierungen ist nur in dem vorgedruckten Widmungsschreiben angegeben, daß sie mit Magnetographen Mascarts erzielt wurden. Absolute Bestimmungen der Elemente — monatlich zweimal — sind in den Monatsbulletins berichtet. Leider scheinen genauere Angaben über das Instrumentar und seine Aufstellung in den englisch publizierten Veröffentlichungen bisher ganz zu fehlen. Wenn demnach auch über den Grad der Vergleichbarkeit der nachstehenden Jahresmittel nichts ganz Bestimmtes gesagt werden kann, so mag doch die Nebeneinanderstellung der Elemente zu Manila und zu Potsdam für das Jahr 1902 nicht ohne Interesse sein. Die letzteren sind einer kürzlich von den Annalen der Physik (IV. Folge, Bd. 15, S. 395 bis 400) gebrachten Veröffentlichung entnommen: A. Schmidt, Werte der erdmagnetischen Elemente zu Potsdam für die Jahre 1902 und 1903. Diese Werte sind zweifellos genauer als diejenigen von Manila, da die Basiswerte durch monatlich dreimalige absolute Messungen der Deklination und Horizontalintensität, acht- bis neunmalige der Inklination kontrolliert wurden, da ferner ein neues und sehr zuverlässiges Inklinatorium, Eschenhagens Rotationsinduktor, zur Verwendung kam. Auch beziehen sie sich auf Potsdamer Ortszeit, die sich um annähernd sieben Stunden von der in Manila gewählten Zeit des Meridians 120 östl. Greenw. unterscheidet.

Erdmagnetische Elemente für 1902	Potsdam ($52^1/_2$° nördl. Br.)	Manila ($14^1/_2$° nördl. Br.)
Deklination	9° 48′ nach W.	0° 50′ nach O.
Inklination	66° 21′ „ N.	16° 8′ „ N.
Horizontalintensität	18873 γ	38185 γ
Vertikalintensität	43090 γ	11041 γ
Totalintensität	47042 γ	39749 γ

Aus der Tabelle ist ohne weiteres zu erkennen, daß ihrer Deklination nach die Philippinen auch erdmagnetisch nach der amerikanischen Seite hin gravitieren. Ihre Inklination ist, der niederen Breite entsprechend, noch nicht $^1/_4$ so groß wie die norddeutsche — eine geringere Genauigkeit des Inklinatoriums ist aus diesem Grunde auch nicht allzu schädlich. Charakteristisch für die niedere Breite der Philippinen ist ferner, daß die Horizontalintensität auf Kosten der Vertikalintensität wächst und daß die Totalintensität geringer ist. Alle drei Elemente sind mit der Maßeinheit γ gegeben, $^1/_{100000}$ der anderen Maßeinheit Γ, für die jetzt mehr und mehr der Name ihres großen Schöpfers, des deutschen Mathematikers Gauss, in Aufnahme kommt. Diese Einheit „Gauss" besitzt den Wert $1 . cm^{-1/2} g^{1/2} sec^{-1}$, berücksichtigt also die zurückgelegte Strecke in Centimetern (cm), die Last in Grammen (g), die Zeit in Sekunden (sec).

Die 26 meteorologischen Stationen im Report V bieten nur eine Auswahl des philippinischen Stationsnetzes, das außer dem Zentralobservatorium zu Manila 9 Stationen erster, 25 zweiter, 17 dritter Ordnung, 21 Regenstationen, im ganzen also 73 Stationen umfaßt.

Wilhelm Krebs.

— Die Entstehung der glarnerischen Hochseen behandelt S. Blumer in einer Baseler Inauguraldissertation. Sie ist nach dem Verf. eng mit der eiszeitlichen Vergletscherung verknüpft. Die Seen des Sernifitgebirges sind meist karähnliche Hohlformen, die teils Felsbecken sind, teils in glazialen oder fluvioglazialen Aufschüttungen liegen. Die Seen des Kalk- und Schiefergebirges sind Dolinenseen, die ihre Entstehung in erster Linie der chemischen und mechanischen Erosion des durch Spalten abfließenden Wassers, in zweiter Linie der Wirkung einer ehemaligen Gletscher- bzw. Firnelnlagerung verdanken. Die Lage der eiszeitlichen Schneezone kann aus der vertikalen Verbreitung der Karseen sowie der Kare ohne Seen auf 1300 bis 1500 m geschätzt werden, während die maximale Eisstromhöhe des Linthgletschers im Glarner Hinterland 1400 bis 1500 m betrug.

Hf.

— Eine Umwanderung des Mount McKinley, des höchsten Berges Nordamerikas, beschreibt Dr. F. A. Cook, der Arzt der belgischen Südpolarexpedition, im „Bulletin" der American Geogr. Society (1904, No. 6). Unternommen wurde die Reise im Sommer 1903; ihr Ziel war eine Besteigung des Berges, doch gelang es nach zweimaligem Versuch nur, eine Höhe von etwa 3400 m zu erreichen. Dagegen wurde eine Umwanderung des Berges ausgeführt, die für die Kenntnis der Kette, auf der der Berg sich erhebt, nicht ohne Bedeutung war. Nachdem die Reisegesellschaft Ende Juni in Tyonek am Cook Inlet gelandet war, wandte

sie sich in einem 800 km weiten Marsche nach der Westseite des Massivs, die für eine Besteigung am geeignetsten erschien. Dieser Marsch nahm 30 Tage in Anspruch; man litt sehr unter kaltem Regen und wurde von Moskitos geplagt, jenseits der Kette aber verschwanden diese, und das Wetter besserte sich. Wild war überall in Menge vorhanden. Am 14. August wurde das Standlager 20 km nordwestlich vom McKinley aufgeschlagen, der hier in den Höhen über 3600 m einen fast ununterbrochenen Abfall rötlichen Granits zeigte mit Graten, die nach Nordost und Südwest liefen. Der letztere schien einen Zugang zum Gipfel zu eröffnen, und hier wurden die beiden Besteigungsversuche unternommen, die aber auf unnehmbare Hindernisse stießen. Der zweite Aufstieg ging über die Oberfläche des Petersgletschers vor sich, der an jener Seite liegt, doch kam man schließlich an eine nicht ersteigbare 1200 m senkrecht aufsteigende Granitwand. Da es zu spät im Jahr war, als daß noch ein Versuch im Norden oder Osten gemacht werden konnte, führte man eine Umwanderung des Berges nach Norden aus. Man kreuzte den nördlichen Teil der Kette und zog am Ostabhang des Berges entlang, worauf man längs des Susehitnaflusses zur Küste zurückkehrte. Der Mount McKinley steigt im Westen aus einer flachen, grasigen Ebene von großer Ausdehnung an, während er nach Norden und Süden als eine 3000 m hohe schmale und scharfe Kette sich fortsetzt, die mit Eis gekrönt ist. Seine Gestalt vergleicht Cook mit der Krone eines Backenzahnes. Außer dem großen Petersgletscher, der die ganze Westseite einnimmt, sind noch zwei gewaltige Gletscher im Süden und Südosten vorhanden; einen von ihnen, den Fidele-Gletscher, hält Cook für den größten Gletscher des inneren Alaska.

— Eine Dissertation des an der Darmstädter Technischen Hochschule promovierten Dr. Ing. Emerich Forbát befaßt sich mit dem Bau der Städte an Flüssen in alter und neuer Zeit. Wenn dieselbe auch natürlich vom Standpunkte des Architekten ausgeht und im zweiten, angewandten Teil ihre Folgerungen in dieser Richtung zu ziehen sucht, so dürfte sie doch auch dem Siedelungsgeographen, besonders in ihrem ersten analytischen Teil wegen der dort entwickelten Ansichten, zur Berücksichtigung empfohlen werden. Gr.

— Zur Anthropologie des Santa Barbaraarchipels teilt Prof. Heinrich Matiegka (Sitzungsber. d. Böhmischen Gesellsch. d. Wissensch. 1904) auf Grund eines von Dr. G. Eisen auf der Insel Santa Rosa gesammelten Materiales Untersuchungen mit, denen folgendes zu entnehmen ist. In ihrem Schädel- und Skelettbau erscheinen die S. Barbarainsulaner durchweg als echte, wirkliche Amerikaner, denen sie näher stehen als selbst die Feuerländer, an die sie übrigens in vielen Beziehungen erinnern. Gewisse lokale Unterschiede sind indes an den S. Barbarainsulanern insofern nicht zu verkennen, als die von S. Catalina und S. Clemente, also von der südlichen Inselgruppe des Archipels stammenden Schädel sich recht bedeutend von denen der nördlichen Inseln (S. Cruz, S. Miguel) unterscheiden, während S. Rosa zwischen diesen beiden Gruppen craniologisch eine Art Mittelstellung einnimmt. Auf den südlichen Inseln überwiegen Langschädel, auf den nördlichen Rundschädel mit starker prognathem Gesicht. Die Grabfelder von S. Cruz deuten auf zwei verschiedene Stämme. Die Dolichokephalen der S. Barbarainseln sind als Überreste einer älteren, früher weit verbreiteten Bevölkerung anzusehen, die durch das Eindringen eines neuen Stammes auf den nördlichen Inseln eine Umwandlung ihrer anthropologischen Verhältnisse erfahren hat, eine Erklärung, die ja schon Carr durchzuführen versuchte. Erwiesen ist die Ähnlichkeit der Nordinsulaner mit den das gegenüberliegende Festland bewohnenden Stämmen, während zu den Eskimos keine verwandtschaftlichen Beziehungen bestehen. Auffallend erscheinen die Unterschiede gegenüber den Polynesiern, Melanesiern, Australiern, Malaien und Asiaten, so daß an einen Ursprung der präcolumbischen Amerikaner aus Asien oder Polynesien anthropologisch schwer zu glauben ist. Für die Annahme einer ursprünglichen Mehrheit der amerikanischen Rassen gewähren die Verhältnisse auf den S. Barbarainseln eine neue Stütze. Zu erwähnen ist in ethnographischer Hinsicht, daß künstliche Schädeldeformation im Barbaraarchipel nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden konnte, wohl aber fanden sich an einem der Schädel von dort Spuren einer Rotfärbung vor; die starke Abnutzung des Gebisses deutet auf schwierige Lebens- bzw. Ernährungsbedingungen; der Einfluß ungünstiger Witterungsverhältnisse macht sich durch häufiges Auftreten von Gelenkerkrankungen an zahlreichen Knochen bemerkbar. Die Grabstätten sind durch Mangel jeglicher Beigaben ausgezeichnet. Auch die geringe Körperstatur der Barbarainsulaner (Durchschnitt für Santa Rosa ♂ 166, ♀ 152 cm) steht in Übereinstimmung mit der kargen Natur dieses Archipels und der Armut und primitiven Lebensweise seiner Bevölkerung, die übrigens am Skelett eine ganze Reihe von Merkmalen aufweist, welche bei inferioren Rassen häufiger als sonst beobachtet werden.

R. W.

— Die magyarische Zeitschrift „Ethnographia" für 1904, Heft 3 und 4, bringt in einer Beilage, welche sich mit der volkskundlichen Abteilung des ungarischen Nationalmuseums befaßt, eine recht merkwürdige Mitteilung, die, soviel wir sehen, sich auf ein Unikum bezieht. Es handelt sich nämlich um menschliche, mit Vorlegeschlössern versehene Unterkiefer, von denen bisher in Ungarn vier Stück aufgefunden wurden, drei mit zwei Schlössern, der vierte nur mit einem Vorlegeschloß. Einer stammt aus dem Honter, ein zweiter aus dem Nograder Komitat; der Ursprung der beiden anderen ist unbekannt. Schon 1902 ist in der tschechischen Zeitschrift Český Lid über einen dieser Unterkiefer berichtet und dabei die Vermutung ausgesprochen worden, daß es sich dabei um eine Verschärfung der Todesstrafe gehandelt haben möge. Dieses ist jedoch, wie Dr. Semayer vom Pester Nationalmuseum nachweist, ausgeschlossen, da er zeigen kann, daß die Schlösser erst an die Unterkiefer angelegt worden sind, nachdem diese von den Fleischteilen befreit waren. Aber zu welchem Zwecke? Direkte Analogien bei den Naturvölkern gibt es nicht, aber es fallen uns dabei die zusammengenähten Lippen bei den Mumienköpfen der Jivarosindianer aus Südamerika und die mit Rotanggeflecht geschlossenen Zähne und Kiefer von Schädeln Neuguineas ein.

— E. Roth gibt im Dermat. Zentralbl., 1904 im Anschluß an einen besonderen Fall eines überreich behaarten Knaben eine Zusammenstellung der überaus reichhaltigen Literatur über Haarmenschen. Es finden sich darunter beide Geschlechter vertreten, doch das männliche in weitaus stärkerem Maße. Eine Abbildung zeigt uns einen jungen Menschen, dessen Rücken bis zum Steiß mit lockigen Haaren besetzt ist, während weiter unten sich noch ein besonderer Schopf befindet. Die Haare haben eine Länge von reichlich ½ Zoll.

— Arctowski hat aus den Temperaturbeobachtungen der „Belgica" die Veränderlichkeit der Temperatur in der Antarktis von einem Tage zum anderen berechnet und dafür erstaunlich hohe Werte gefunden, die in den einzelnen Monaten im Mittel zwischen 0,8 und 5,4° schwanken. Besonders groß ist die interdiurne Veränderlichkeit der Temperatur im Winter, die mit 5,1° zu den größten gehört, die überhaupt bekannt sind. An 66 Tagen fanden sich sogar Veränderungen von 6° und mehr von einem Tage zum nächsten. Die Ursache dieser großen Temperaturwechsel ist der häufige Vorübergang von Barometerdepressionen.

— Gletscheruntersuchungen in Schweden. Auf dem internationalen Geologenkongreß in Wien hat Axel Hamberg darauf hingewiesen, daß auch in Schweden eine größere Anzahl Gletscher vorhanden sind, viel mehr, als man früher annahm. Hamberg hat diese Gletscher Nordschwedens zu einem großen Teil untersucht und über die Erfahrungen in der Technik dieser Untersuchungen auf dem Kongreß berichtet. Es kam dabei auf Bestimmung der Akkumulation, der Abschmelzung und Bestimmung der Bewegungsgeschwindigkeit an. Um die Akkumulation zu messen, benutzte Hamberg leichte Ständer aus Stahlröhren, die verlängerungsfähig, bequem zu transportieren und leicht abzulesen sind. Zur Bestimmung der Abschmelzung wurden mit einem einfachen Meißelbohrer hergestellte Bohrlöcher verwendet, in die je ein Rotang mit Stahldrahtwiderhaken am unteren Ende gesteckt war; dadurch konnte an deren Länge die Abschmelzung gut bestimmt werden, da der herausragende Teil keinen Druck auf den Boden ausübt und dadurch tiefer einschmilzt. Zur Bestimmung der Bewegungsgeschwindigkeit verwendete Hamberg zuerst die gewöhnliche Methode der farbig bemalten Steine; er fand jedoch, daß sich dieselben durch Gleiten auf dem Eis bewegen und dadurch falsche Bewegungsgeschwindigkeiten — besonders im Sommer viel zu große — geben. Die Vorschläge zur Abhilfe dagegen hat er jedoch erst zum Teil praktisch ausproben können. Gr.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 4. BRAUNSCHWEIG. 26. Januar 1905.

Die blauen Geburtsflecke.

Von Dr. H. ten Kate.

Seitdem ich meinen vorigen Artikel [1]) über die Pigmentflecke der Neugeborenen schrieb, sind mir eine Anzahl neuer Daten über diesen Gegenstand bekannt geworden, teilweise aus der Literatur und teilweise durch Gewährsmänner und eigene Beobachtungen. In bezug auf die erstere ist mir möglicherweise einiges entgangen, was in Anbetracht meines Wohnortes [2]) weit von den nötigen literarischen Hilfsquellen begreiflich ist. Die hier folgende Zusammenfassung, der ich einige kritische Bemerkungen hinzufüge, macht also keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Als wichtigste Beiträge zur Kenntnis dieser Pigmentflecke, sowohl nach allgemeinen als nach speziellen Gesichtspunkten, sind unstreitig die des Japaners Dr. Buntaro Adachi zu nennen. Eine vorläufige Mitteilung [3]) schickte er seiner größeren, ebenso fleißigen als wertvollen Arbeit „Hautpigment beim Menschen und bei den Affen" [4]) voraus. Zwei andere kurze Mitteilungen [5]), beide über den „Mongolen-Kinderfleck bei Europäern", folgten bald darauf.

Es würde mich hier zu weit führen, die rein mikroskopisch-anatomischen Untersuchungen und Ergebnisse Adachis in ihren Einzelheiten auch nur kurz wiederzugeben. Ich will mich daher darauf beschränken, nur diejenigen Resultate anzudeuten, welche mehr direkt mit den kongenitalen Pigmentflecken in Verbindung stehen.

Adachi, der namentlich in dem Anatomischen Institute der Universität Straßburg arbeitete, unterzog das Hautpigment zahlreicher Leichen von Menschen (Weißen) und der verschiedensten Affen einer genaueren mikroskopischen Untersuchung. Er fand dabei, daß es im Corium der Menschen- und Affenhaut zwei Arten bindegewebiger Pigmentzellen gibt. Die einen sind klein, fast stets höher liegend und wenig hervortretend, die anderen viel größer, meist tiefer liegend und scharf ausgeprägt. „Die ersteren kommen beim Menschen und allen Affen mehr oder weniger zahlreich vor; bei brünetten Weißen an fast allen Körperteilen. Die letzteren dagegen fehlen zuweilen. Bei vielen Affen trifft man sie an fast allen Körperteilen, bei anderen wieder überhaupt nicht. Der Mensch hat diese tief liegenden, an die Pigmentzellen der Chorioidea erinnernden großen Pigmentzellen nur in einem späteren Entwickelungsstadium, bald im intra- und extra-, bald im extra-uterinen Leben (sie persistieren selten), und besonders reich in der Kreuz-Steiß-Glutäalgegend. Sie werden bei vielen gefärbten Rassen an den eben genannten Körperteilen meist schon als blaue Flecke wahrgenommen, sind bei den weißen Rassen aber erst mikroskopisch sichtbar, mitunter sehr reichlich, häufig auch überhaupt nicht vorhanden."

Adachi betrachtet jene Pigmentierung „insoweit nicht als atavistisch, als sie nicht eine verloren gegangene und bei der normalen Menschenentwickelung nicht vorkommende Bildung ist, die von neuem ins Leben gerufen wird; sie dürfte vielmehr als ein rudimentärer oder in Rückbildung begriffener Charakter aufzufassen sein". Er hält sie also für eine ganz normale Erscheinung in der Menschenentwickelung. Die Frage, „warum sich jene Pigmentzellen bei dem Menschen in der Kreuz-Steiß-Glutäalgegend, wo die Affen meist nicht besonders reichlich Pigmentzellen tragen, mehr und öfters vorfinden als an anderen Körperteilen", läßt Adachi offen. Überhaupt hat Adachi den festen Boden der Erfahrung nicht verlassen und sich Spekulationen fern gehalten. Ihm kam es hauptsächlich darauf an, der Natur jener Flecke nachzuforschen, und diese Aufgabe hat er glänzend gelöst.

Was aber speziell den Anthropologen interessiert, ist der Umstand, daß man diese eigentümlichen, die Geburtsflecke bildenden Pigmentzellen auch bei europäischen Kindern findet, nicht nur mikroskopisch, sondern auch makroskopisch. Bälz [6]), der noch nicht wissen konnte, daß Adachi zusammen mit Dr. Fujisawa seinen „Mongolenfleck" bei einem deutschen Kinde gefunden hatte, verhielt sich den ersten Einwürfen Adachis gegenüber ganz ablehnend und nannte sie „völlig gegenstandslos". Nach seinen aus 1883 stammenden mikroskopischen Präparaten glaubt Bälz jeden überzeugen zu können, „daß auch nur annähernd Ähnliches bei Europäern nicht vorkommt". Adachi [7]) erwiderte darauf, „daß

[1]) Globus, Bd. 81, Nr. 15.

[2]) Der Aufsatz war geschrieben und dem Globus zugeschickt, bevor der damals in Kobe, jetzt in Batavia wohnende Verfasser von Dr. Lehmann-Nitsches das gleiche Thema behandelndem Aufsatz (Globus, Bd. 85, Nr. 19) Kenntnis hatte. Red.

[3]) Anatomischer Anzeiger, Bd. XXI, Nr. 1, S. 16.

[4]) Erschienen in der Zeitschr. f. Morphologie u. Anthropologie, Bd. VI, 1903, S. 1 bis 131.

[5]) Zeitschr. f. Morphol. u. Anthrop., Bd. VI, S. 132 und Anatom. Anzeiger, Bd. XXII, Nr. 16, S. 323.

[6]) Noch einmal die blauen „Mongolenflecke". Internat. Zentralbl. f. Anthropologie usw., herausgegeben von G. Buschan. VII Jahrg., 1902, S. 329.

[7]) Anatom. Anzeiger, Bd. XXII, S. 324.

nicht nur annähernd Ähnliches, sondern Gleiches bei Europäern vorkommt", was aus den Abbildungen seiner mikroskopischen Präparate hervorgebt.

Auf die soeben erwähnte Entdeckung Fujisawas und Adachis komme ich später zurück. Vorher will ich einige geschichtliche Daten aus Adachis größerer Arbeit anführen, welche nicht allgemein bekannt sind.

Aus der geschichtlichen Übersicht der einschlägigen Literatur und dem bibliographischen Verzeichnis ergibt sich nämlich, daß die europäische Literatur bereits 1816 mit Saabye anfängt. Dieser Missionar hat damals schon, also mehr als 80 Jahre vor Sören Hansen und Nansen, die Geburtsflecke bei den grönländischen Eskimos gesehen und beschrieben. Eschricht berücksichtigt 1849 bei seinen Studien über die nordischen Waltiere, deren Haut er im Fötalleben in Betracht zieht, auch die Wahrnehmung von Saabye und führt an, daß sie als zuverlässig bestätigt worden ist. Eschricht war es somit, wie Adachi betont, „der zuerst den betreffenden Fleck in die moderne Wissenschaft einführte".

Eine sehr wichtige Arbeit ist die von Dr. Grimm [8]), einem deutschen Arzte, der längere Zeit auf Yezo (Hokkaido) verweilte. Nach Adachi ist Grimms makroskopische und mikroskopische Beschreibung der Geburtsflecke sehr genau, zumal er „die Pigmentzellen in dem betreffenden Fleck ihrer Beschaffenheit und Lage nach von den gewöhnlichen Pigmentzellen im Corium unterscheidet". Außerdem fand Grimm, wie früher Bälz, die Pigmentzellen bei einem vier Monate alten japanischen Embryo. Aus der Abhandlung von Adachi ergibt sich ferner, daß eine ganze Reihe ältere und neuere japanische Autoren, vor und nach Bälz, die blauen Geburtsflecke behandelt haben. Die älteren Wahrnehmer will ich bei meinen eigenen Befunden in Japan in Betracht ziehen, weil sie vorwiegend von folkloristischer Bedeutung sind und teilweise mit ihnen übereinstimmen. Von den neueren japanischen Autoren seien nur Ikeda, Sekiba und Okabe als die wichtigsten hier erwähnt. Die Artikel dieser Herren sind leider nur in japanischer Sprache veröffentlicht, aber glücklicherweise hat Adachi ihre Hauptergebnisse kurz mitgeteilt.

Während Ikeda verschieden geartete Muttermäler und Hautflecke verwechselt zu haben scheint, hat Sekiba (1887) den eigentlichen blauen Geburtsfleck genau definiert. Sekiba erwähnt außerdem fünf Fälle, wo die Flecke bei einem 12 jährigen Knaben und bei erwachsenen Leuten zwischen dem 22. und 49. Jahre persistierten. Dabei kam der Fleck zweimal im Gesicht vor. Nach Bälz [9]) soll der blaue Fleck „nie im Gesicht" vorkommen. Die Beobachtungen Sekibas werden aber von Adachi selbst und, laut ihm, von „vielen japanischen Ärzten" bestätigt, sogar bei Erwachsenen. Bälz hat auch behauptet, daß jeder Japaner mit dem Fleck geboren wird. Nach Adachi [10]) ist dies aber „nicht ganz richtig, denn häufig werden die Kleinen ohne Fleck geboren und tritt derselbe manchmal erst nach Wochen oder Monaten auf". Das vollständige Fehlen des Fleckes ist nach ihm zwar eine seltene Ausnahme, aber er glaubt, daß auch in solchem Falle die Pigmentzellen mikroskopisch gefunden werden könnten.

Erwähnenswert ist auch die Mitteilung Sekibas über die Frequenz der Geburtsflecke bei den Ainos. Bei diesem Volke sollen sie seltener als bei den Japanern sein. Unter ungefähr 150 reinen Ainokindern, bis zum dritten Lebensjahre, fand Sekiba sie in 16 Fällen, also 10,6 Proz. Bei sieben- bis achtjährigen Kindern sind sie nur noch sehr selten zu finden. Es fragt sich aber, ob weitere Untersuchungen bei den Ainos keine höhere Frequenz aufweisen würden. Erstens weil die Flecke, sowohl nach Koganei [11]) als Bälz [12]), bei Ainokindern reinen Blutes nicht so deutlich ausgeprägt sind als bei Japanern. Zweitens weil, wie Grimm hervorhebt, Aberglaube und Schmutz bei den zurückgezogener lebenden Aino die Untersuchung erschweren. Auf die Geburtsflecke bei den Aino komme ich später zurück.

Von Okabe erwähnt Adachi, daß er 1890 die Pigmentflecke bei hawaiischen Kindern fand, was sowohl von Bälz als mir bestätigt worden ist.

Es ist vielleicht hier der Ort, auf eine bei Deniker [13]) vorkommende Stelle bezüglich Japans hinzuweisen.

Sören Hansen und Bloch (zitiert bei Adachi) [14]) führen an, der Pigmentfleck bei den Japanern sei ein „rudiment atavique" oder ein „stigmate d'atavisme", bindeutend auf eine längst verschwundene Negritobevölkerung in Japan. Es bedarf aber wohl keiner Auseinandersetzungen, um anzunehmen, daß eine derartige Meinung sich im Lichte der neueren Forschungsergebnisse der Kritik entzieht.

Das Neue, was ich persönlich über die Flecke der Neonati in Japan mitteilen kann, bezieht sich namentlich auf die volkstümlichen Vorstellungen. Wir wollen zunächst die Meinungen der älteren japanischen Autoren hören, „aber nur von ungefähr 150 Jahren an"; denn die noch älteren Schriftsteller hat Adachi außer acht gelassen.

Sigen Kagawa erwähnt in seinem Werk „San-Ron" (1765), daß „durch festes Binden das verdorbene Blut in dem Fruchtsacke sich staut und die der Brust der schwangeren Frau zunächst liegende Steißgegend des Kindes angreift, so daß hier der blaue Hautfleck auftritt".

Ransai Kagawa, etwa im Anfang des vorigen Jahrhunderts, sagt: „Der blaue Fleck im Glutäal- und Sacralteil ist die die Placenta berührende Stelle; deshalb tritt der Fleck bei der Beckenendlage im Rücken auf. Die Ansicht, daß der Fleck durch Ödem verursacht werde, ist nicht richtig. Auch der Glaube der Laien, daß der Beischlaf während der Schwangerschaft daran schuld sein soll, ist natürlich nicht annehmbar."

Shiusei Omaki sagt in seinem „Leitfaden der Geburtshilfe" (Sanka-Shinan, 1826) von den blauen Flecken: „Sie verschwinden allmählich (nach drei Jahren), weil sie das Zeichen von verdorbenem Blute sind. Schuld daran ist die hohe Wärme der Speisen, welche die schwangere Frau zu sich nimmt. Bei dem in der Beckenendlage sich befindenden Embryo wirkt die Wärme auf die höheren Körperteile schwächer als bei dem in gewöhnlicher Lage, so daß hier das weniger ausgeprägte Zeichen verdorbenen Blutes in Schulter und Rücken vorkommt oder ganz fehlt."

Shinsai (1846), in seinem Buche „Mampitsu", glaubt, daß die Flecke „vom Beischlaf während der Schwangerschaft herrühren, indem die Samenwärme in diesem Körperteile des Kindes verdorbenes Blut verursacht und dieses durch das Aussetzen an die Luft schwarzblau wird".

[8]) Dermatolog. Zeitschrift, Bd. II, 1895, S. 328 bis 342. Zitiert nach Adachi.

[9]) Verhandl. d. Berliner Gesellsch. f. Anthropologie usw. 1901, S. 188.

[10]) Hautpigment, S. 112.

[11]) Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino, Bd. II, S. 261. Tokio 1894.

[12]) Mitteil. d. Deutsch. Gesellsch. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, Bd. VIII, S. 234.

[13]) Les taches congénitales dans la région sacro-lombaire etc. Bulletins et Mémoires de la Société d'anthropologie de Paris. Séance du 4 avril 1901, p. 275.

[14]) Hautpigment, S. 110.

Bei Hisao Yamada findet man in seinem Geburtshilflichen Atlas (Yôka-Hatsumô-Zukai, 1851) die Angabe: „Das blaue Mal der Hinterbacken wird vom Aberglauben als das Kneifzeichen des Geburtsgottes bezeichnet. Da man das Mal bei der Beckenendlage in der Schulter findet, ist das Mal die die Placenta berührende Stelle, wo die Kindeshaut durch das verdorbene Blut der Placenta angegriffen wird." In dem halben Jahrhundert zwischen Ransai Kagawa und Hisao Yamada scheinen sich die Ansichten der damaligen Ärzte über die Genesis des Fleckes also nicht geändert zu haben. Was das „Kneifzeichen" anbetrifft, so bezieht sich hierauf meine frühere Angabe, daß „der Fleck entstände infolge des Kneifens" von einem Gott.

Von dem in Japan allgemein verbreiteten Volksglauben, daß der blaue Fleck vom Beischlaf während der Schwangerschaft herrührt, habe ich mehrmals gehört. Diese naive Vorstellung soll, nach Sekiba, bei den Aino nicht bekannt sein. Bei den Liu-kiu-Insulanern dagegen ist dieselbe Ansicht verbreitet, wie von Tomoyose [15]) berichtet wird. Damit ist das Vorkommen jener Flecke bei den Liu-kiu-Insulanern wohl außer Zweifel gestellt. Auch die von Sigen Kagawa geäußerte Meinung, als sollte die Leibbinde, welche schwangere Japanerinnen etwa vom fünften Monate an anlegen, die Flecke verursachen, ist mir bestätigt worden.

Einige älteren Hebammen und andere Frauen, die ich über diesen Gegenstand habe befragen lassen oder selbst befragte, gaben mir außerdem folgende Erklärungen: Hochschwangere Frauen schlafen gewöhnlich in der Rückenlage, wodurch die Hinterbacken des Fötus auf die innere Wand der Gebärmutter zu liegen kommen. Durch den Druck entstehen dann die blauen Flecke.

Wenn die Schwangere viel arbeitet, wie unter gewöhnlichen Umständen, der Fötus also hin und her bewegt wird, so bekommt er dunkle Flecke. Faule oder schwächliche Frauen, die sich während der Schwangerschaft ganz ruhig verhalten, bringen Kinder mit sehr undeutlichen oder gar keinen Flecken zur Welt.

Die Pica schwangerer Frauen, besonders das Essen von saueren Sachen, verursacht die Flecke beim Kinde.

Der Fötus bewegt sich im Uterus, stützt sich aber dabei mit den Hinterbacken. Infolgedessen entstehen dann durch Druck die Flecke.

Die Flecke entstehen durch die Manipulationen des Geburtsgottes. Die blaue Farbe deutet die Stellen an, wo er gedrückt, gekniffen oder gezogen hat, um das Kind schneller herauszutreiben und so den Geburtsakt zu erleichtern.

Vielfach nimmt man an, daß ruhige oder schwächliche Kinder wenig Geburtsflecke haben, und daß sie bei männlichen Neugeborenen häufiger und deutlicher sind als bei weiblichen.

Die Hebammen meinten, daß die Flecke zwar sehr häufig, doch nicht immer bei Neonati vorkommen. Obwohl keine mir irgendwelche genaue Angaben machen konnte, glaubten sie, daß vielleicht 1 bis 2 Proz. der Neugeborenen ohne Fleck zur Welt kommen. Wir haben gesehen, daß Adachi das nicht konstante Vorkommen der Flecke bestätigt, obwohl Bälz das Gegenteil zu glauben scheint.

Wenn ich in meinem vorigen Aufsatze sagte, daß die Japaner für den blauen Fleck keinen besonderen Ausdruck in ihrer Sprache zu haben schienen, so war das nicht ganz richtig. Die gewöhnlichste Benennung ist aza, Fleck. Allein dieses Wort kann außer dem Geburtsfleck auch allerhand andere Hautflecke bedeuten, auch in Zusammensetzungen wie akaza (hoyake, wahrscheinlich Naevus vasculosus), kuroaza usw. Trotzdem gibt es eine Anzahl anderer Benennungen für verschiedenartige Hautflecke, wie hokuro, eigentlich Muttermal, omokusa, sobakasu usf.

Die Benennung aogai, welche ich früher für den Geburtsfleck angab, ist ein Lokalausdruck aus Hirado, Kyushu, woher mein damaliger Gewährsmann stammte. Dieses Wort ist dort sogar zu einem Sprichwort geworden, indem man von jemand, der irgend eine alberne Handlung begeht, sagt: „Er hat seinen aogai immer noch."

Inwiefern diese japanischen volkstümlichen Vorstellungen und Erklärungen unter anderen Völkern Parallelen aufweisen, dürften künftige Untersuchungen feststellen.

Als Kuriosum will ich noch die Meinung eines japanischen Lehrers an einer provinzialen medizinischen Schule erwähnen. Dieser betrachtet die Geburtsflecke als Pigmentcentra, aus welchen die Farbstoffe für die übrige ganze Körperhaut sich allmählich verbreiten. Einer etwas ähnlichen Auffassung scheint eine amerikanische Verfasserin zu huldigen, indem sie die Frage stellt: „May not these evanescent congenital pigmented areas be regarded as the nuclei of more general pigmentation?" Fräulein H. Newell Wardle [16]), aus deren Aufsatz ich obiges Zitat entlehne, führt uns von selbst nach anderen Gegenden, indem sie einen allgemeinen Überblick über die bisherigen Untersuchungsresultate gibt. Obwohl ihre Arbeit ungefähr Mitte 1902 abgeschlossen zu sein scheint, hat sie offenbar die vorläufige Mitteilung Adachis über Hautpigment bei Menschen und Affen vom Februar des genannten Jahres nicht gekannt. Sie trifft aber in ihrer Auffassung der Geburtsflecke insofern das Richtige, als sie deren Vorkommen bei Nichtmongoloiden für möglich hält. Wenn Fräulein Wardle sich das Verschwinden der Flecke aber als scheinbar denkt, „to be explained by the deepening of the tint of the whole body", so ist dies nicht richtig. Dies beweist der Umstand, daß die Flecke nicht mehr sichtbar sind bei japanischen und chinesischen Jünglingen und Mädchen, deren Hautfarbe oft ebenso hell ist wie die von vielen Europäern. Anderseits hat man die Geburtsflecke, wie wir gesehen haben, noch wahrgenommen bei Leuten im höheren Lebensalter, deren Haut gewöhnlich dunkler als die der jüngeren Individuen ist.

Richten wir jetzt unseren Blick nach China. Als ich mich dort 1902 aufhielt, befragte ich alle mir bekannten europäischen und amerikanischen Ärzte, welche chinesische Patienten behandelten, ob sie etwas von den Geburtsflecken wüßten. Sonderbarerweise konnte keiner mir Bescheid geben: sie hatten nie etwas davon gehört oder gesehen. Und doch wissen wir durch Matignon und andere, daß diese Flecke auch bei den Chinesen sehr häufig vorkommen. Der erste, der mir Auskunft geben konnte, war ein chinesischer Assistenzarzt des Nethersole-Spitals in Hongkong. Dieser teilte mir mit, daß nach dem Aberglauben seiner Landsleute die Geburtsflecke durch den Schlag einer Fee („the slap of a fairy") auf die Haut des Kindes entstehen. Kurz nachher erhielt ich von Frau H. J. Stevens, von der Londoner Mission, welche die Güte hatte, für mich chinesische Patienten zu befragen, folgende Mitteilung: „Der Volksglaube besagt, daß der dunkle Fleck die Stelle andeutet, wo der König der unteren Regionen (Hades) die Kinder geschlagen hat, um sie aus seinem Gebiet in die oberen

[15]) Adachi, Hautpigment, S. 111 u. 129.

[16]) Evanescent congenital pigmentation on the Sacrolumbar region. American Anthropologist, New Series, vol. 4, p. 412, 1902.

Regionen zu treiben, wohin sie nicht zurückkehren wollen. Die Störrischsten unter ihnen weisen die größten und dunkelsten Flecke auf, weil sie am meisten geschlagen worden sind." Obiges wurde mir nachher von Fräulein Dr. Ellen Lyon in Futscheu, welche in meiner Gegenwart die Hauptwärterin des Spitals zu befragen die Güte hatte, bestätigt. Es wurde mir ferner mitgeteilt, daß der Fleck, wenn nicht immer, so doch sehr häufig vorkommt. Die gewöhnlichsten Stellen sind auch bei den chinesischen Kindern die Sacral- und Glutäalgegend und die Oberschenkel. Je dunkler die Hautfarbe des betreffenden Kindes, desto stärker pigmentiert sollen auch die Geburtsflecke sein.

Indonesien. Bei meinem dritten Aufenthalte auf Java 1902 wiesen von den 17 eingeborenen Kindern, die ich zu Batavia untersuchte, zehn die Geburtsflecke auf. Diese Kinder waren von 40 Tagen bis vier Jahre alt. Die übrigen sieben ohne Flecke standen im fünften bis sechsten Lebensjahre. Bei sieben Kindern war nur ein Fleck auf der Sacralhaut, oberhalb der Rima, sichtbar; bei zwei außerdem beiderseits auf den Hinterbacken und bei einem auf den rechten Hinterbacken und in der rechten Hüftengegend. Auch wurde mir berichtet von einem Neugeborenen, der nicht nur fast die ganzen Posteriores, sondern auch die Schultern mit blauen Flecken versehen aufwies.

Die Geburtsflecke heißen auf Malaiisch tanda (Zeichen) und werden in Batavia als ein günstiges Vorzeichen für das Kind betrachtet.

Obwohl ich von verschiedenen und zuverlässigen Seiten erfuhr, daß auch bei sundanesischen Kindern (Westjava) die blauen Flecke vorkommen und tjiri (Fleck, Zeichen) genannt werden, fehlen mir bis jetzt leider nähere Angaben.

Hinsichtlich der eigentlichen oder Ostjavaner verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Dr. Hazeu, der als Sprachforscher und Ethnograph besonders die sog. Fürstenlande Javas gut kennt, folgende Mitteilung.

„Die schwarzblauen Geburtsflecke, von den Javanern tembong genannt, sollen nach dem Volksglauben in Solo (Surakartâ) verursacht werden, indem die kleinen Kinder einmal abends in einem Augenblick, wo sie nicht überwacht wurden, von einer Art zwergartiger Geister, ândjâ-ândjâ genannt, auf ihrem Hintern geleckt (bĕrkasakan) wurden."

Nach einem mir bekannten indoeuropäischen Pflanzer aus Jogjâkartâ sollen die tembong dagegen dadurch entstehen, daß eine mythische Schlange kurz nach der Geburt die Hinterbacken der Kinder mit der Zunge berührt. Um dies zu verhindern, wird oft bei der Geburt ein aus der Scheide gezogener Kris in der Nähe der Neugeborenen aufgestellt. Jedoch scheint man weder in Solo noch in Jogjâ diese Berührung durch ândjâ-ândjâ und Schlangen in irgendwelcher Weise als unheilbringend zu betrachten.

Laut zwei anderen Gewährsleuten in Batavia und Mâdjâwarnâ sollen tanda oder tembong entstehen, wenn die schwangere Frau sich bückt und dabei ihre beiden Hände auf die Steiß- oder Lendengegend drückt, um ihr Gleichgewicht zu behalten.

Obwohl tembong im allgemeinen die javanische Benennung für den typischen Geburtsfleck ist und toh für das eigentliche Muttermal (Naevus pigmentosus), sagte mir dagegen Dr. Bervoets, Missionsarzt zu Mâdjâwarnâ (Ostjava), daß die Benennung tembong dort nicht bekannt sei, dagegen mit toh die Geburtsflecke angedeutet werden. Diese werden, wie ich vorher sagte, bei den Sundanesen tjiri genannt. Dagegen teilte mir ein anderer guter Javanerkenner, Herr Assistentresident L. Th. Mayer, mit, daß die Javaner mit tjiri, was wie auf Malaiisch auch Fehler bedeutet, alle auf der Haut vorkommenden Zeichen und Flecke andeuten.

J. G. F. Riedel[17]) berichtete über die sogenannten Mongolenflecke, daß er diese „schon vor Jahren bei Kindern auf Celebes und anderen indonesischen Inseln beobachtet" hat; „selbst bei einem jungen Papuamädchen". Riedels Angaben sind im allgemeinen mit Vorsicht zu gebrauchen, wie ich auch aus eigener Erfahrung weiß, aber diesmal finden sie eine Bestätigung durch die Mitteilungen über diesen Gegenstand, welche ich der Güte des Dr. N. Adriani verdanke. Adriani, der behufs linguistischer Forschungen seit Jahren unter den Naturvölkern von Mittel-Celebes verweilt, schrieb mir folgendes: „Das in den Sprachen von Hawaii und Samoa vorkommende ila ist auch ein in Indonesien weit verbreitetes Wort. Auch bei den Toradjas ist dieses Wort bekannt, obwohl damit nicht gerade die Pigmentflecke der Neugeborenen bezeichnet werden, sondern die Hautflecke, welche übrig bleiben nach der Genesung von cascado (Ichthyosis). Die Geburtsflecke werden, wie bei den Malaien, tanda genannt. Sie verschwinden allmählich bei einigen Kindern, persistieren dagegen bei anderen. Die Toradjas betrachten die Flecke als ein günstiges Zeichen. Mit talata, malaiisch panau (panu), werden die weißen Hautflecke bezeichnet, welche infolge einer Hautkrankheit[18]) entstehen und bei dem weiblichen Geschlechte sehr beliebt sind. Man überträgt sie oft mit Absicht künstlich. In zwei verschiedenen Sprachen der Minahasa (Nordost-Celebes), Tontemboanisch und Tondanosch, heißen die Geburtsflecke wolaian, von wolai, Affe (Cynopithecus nigrescens), welches Wort ursprünglich schwarz bedeutet haben soll".

Bevor wir Indonesien verlassen, kann ich nicht umhin, hier die sonderbare Hypothese Denikers[19]) zu erwähnen. Dieser sonst so hochverdiente Forscher möchte das Vorkommen der blauen Geburtsflecke vorwiegend indonesischem bzw. polynesischem Blute zuschreiben und fragt, ob die Eskimos deshalb diese Flecke aufweisen. Das verstehe wer es kann!

Atgier in der den Mitteilungen Denikers folgenden Diskussion geht noch weiter und sagt sogar, daß der blaue Fleck „est assurément le vestige d'une race de couleur qui aurait peuplé jadis la région Indonésienne et pourrait très bien être celle des Esquimaux ou Negritos".

Statt uns länger bei derartigen zwecklosen Spekulationen aufzuhalten, wollen wir die Befunde bei der Negerrasse in Betracht ziehen.

Seit der R. M. sich nennende Autor die Geburtsflecke bei den philippinischen Negritos erwähnte, sind mir nur ein paar neue Daten über diesen Gegenstand bekannt geworden. Zunächst die schon oben erwähnte Beobachtung Riedels an einem Papuamädchen, die man als sicher annehmen kann. Dann, was Bälz[20]) aus zweiter Hand von den brasilianischen Negern und ihren Deszendenten mitteilt. Die von Adachi[21]) zitierten Autoren über Afrika, welche „hellgraue" oder „schiefergraue" Flecke bei Negerkindern erwähnen, dürften wirklich die Geburtsflecke gesehen haben, obgleich der sichere Beweis dafür nachträglich nicht zu liefern ist. Jedenfalls irrt sich Deniker[22]), wenn er ganz bestimmt sagt, daß die reinen Negritos „ne peuvent avoir de taches pigmentées sur leur

[17]) Verhandl. d. Berl. Anthrop. Gesellsch. 1901, S. 393.
[18]) Wohl Pityriasis versicolor, parasitärer Natur.
[19]) A. a. O., S. 279.
[20]) Internat. Zentralbl., VII. Jahrg., S. 329.
[21]) Hautpigment, S. 120.
[22]) A. a. O., S. 278.

peau noire". Er scheint nicht zu wissen, daß die Negerneonati mit einer verhältnismäßig hellen Hautfarbe zur Welt kommen, was jedenfalls bei den Negritos auch wohl der Fall sein wird.

Wie H. Newell Wardle [23]) richtig bemerkt, können die amerikanischen Anthropologen diese Frage in bezug auf Neger und Indianer viel leichter lösen, weil die Möglichkeit für derartige Nachforschungen dort so viel größer ist als in Europa.

Was Amerika anbetrifft, so ist von dort ebenfalls zwar nicht viel Neues, aber doch ganz Sicheres zu berichten.

Frederick Starr beobachtete bei den Maya-Indianern von Yukatan die Flecke. Er sagt in seinen „Notes upon the Ethnography of Southern Mexico", part 2, 1902, p. 13 [24]): „Die Mestizos glauben allgemein, daß jeder Maya einen violetten oder purpurnen Fleck auf dem Rücken am Vortex coccygeus hat; dieser wird uits (Brot) genannt, und es ist eine gewöhnliche Beleidigung, darauf hinzuweisen, z. B. zu sagen »uan ha uits«."

In der Zeitschrift „Science" vom Jahre 1903 [25]) beschreibt und illustriert Starr kurz sieben Fälle (fünf Knaben, zwei Mädchen) der kongenitalen Pigmentflecke aus Palenque. Die Kinder waren von zwei Monaten bis ein Jahr alt und reinen indianischen Blutes. Drei Mestizensäuglinge, unter zehn Monate alt, wiesen keinen Fleck auf.

Nach Bälz [26]), der die Mitteilung einer Dame verdankt, kommen die Geburtsflecke auch bei den Indianern Brasiliens vor. Sie sollen dort genipapo heißen und auch bei Mischlingen verschiedenen Grades noch anzutreffen sein.

Kollege Lehmann-Nitsche vom Museum zu La Plata, dessen Aufmerksamkeit ich auf diesen Gegenstand gelenkt hatte, teilte mir vor einiger Zeit mit, daß er, obwohl anfangs vergeblich nach diesen Flecken suchend, diese nunmehr an Araukanerkindern gesehen hat. Für Einzelheiten hierüber sehen wir seiner beabsichtigten Publikation mit Spannung entgegen [27]).

Die Erwähnungen der von Adachi [28]) zitierten Autoren über amerikanische Eingeborene sind so undeutlich, daß ich sie nicht in Betracht ziehen will.

Wenn wir uns nun schließlich zu den weißen Rassen wenden, so müssen wir hier zunächst ein paar der interessantesten Funde Adachis besonders hervorheben. Die Frage: „Findet man die Pigmentzellen, die im Kreuzflecke der Kinder mongoloider Rassen konstatiert wurden, in der Kreuzhaut europäischer Kinder?" war der Ausgangspunkt seiner Untersuchung über das Hautpigment. Er hat diese Frage vorläufig gelöst, indem er unter 76 Leichen von Weißen (38 Embryonen und Kindern und 38 Erwachsenen) bei zehn bzw. zwei ganz ähnliche Pigmentzellen in der Kreuz- und Glutäalhaut nachwies. Die Menge der Zellen war sehr verschieden, von „äußerst spärlich" bis „zahlreich". Damit war zwar der makroskopische Pigmentfleck bei europäischen Neugeborenen noch nicht gefunden, aber Adachi vermutete seine Anwesenheit mit Recht. Ein paar Monate, nachdem Adachi seine Hauptarbeit abgeschlossen hatte, fand er, zusammen mit Dr. Fujisawa, die typischen blauen Geburtsflecke bei einem lebenden deutschen Kinde. Obwohl ich diese interessante Beobachtung schon oben ganz vorübergehend erwähnt habe, will ich sie hier, ihrer Wichtigkeit wegen, kurz wiedergeben [29]).

Das Mädchen, aufgenommen in der Münchener Poliklinik, von brünetten Eltern, war sieben Wochen alt, als Fujisawa die Flecke fand. „Die Haut dieses Mädchens war bräunlichrot, sein Haar braun, die Iris dunkel. Die Großmutter berichtete, daß sie eine Woche nach der Geburt in der rechten Hinterbacke und nach einer weiteren Woche in der Kreuzgegend je einen blauen Fleck bemerkt habe. Jener ist rundlich und daumenspitzengroß; dieser (nahe dem ersteren) länglich und daumengroß und in der Rima halb versteckt. Die Farbe ist schimmernd blau oder schiefergrau und verändert sich nicht durch Fingerdruck. Die Flecke haben keine Erhebung, auch keinen besonderen Haarwuchs." Sie glichen den Geburtsflecken japanischer Kinder. Etwa sechs Wochen später wurde den beiden Ärzten mitgeteilt, daß die Flecke des Kindes „etwas blasser" geworden waren. Es verdient aber Erwähnung, daß Fujisawa diesen Fall erst fand, „nachdem er ungefähr 50 Kinder daraufhin untersucht hatte". Meine vor ungefähr zwei Jahren ausgesprochene Vermutung [30]), daß die blauen Flecke sich auch bei anderen Rassen finden würden, hat hiermit also seine Bestätigung gefunden. Wenn wir nun die Aino etwas näher in Betracht ziehen, so findet dies eine neue Stütze.

Seitdem ich im Jahre 1903 reine Aino aus eigener Anschauung kennen gelernt habe, zögere ich nicht, sie unbedingt als unsere nächsten Verwandten zu betrachten, was ja auch die Meinung guter Kenner dieses Volkes ist, und was auch Bälz zugibt. Mit Rücksicht auf meine Schlußfolgerungen ist es wichtig, ganz speziell hervorzuheben, wie Bälz sich die Stellung der Aino denkt. Ich will dazu einige Zitate aus seinen Schriften beibringen.

Die den Aino mit den Kaukasiern gemeinsamen Merkmale sind „ganz unbestritten". Scheube konnte bei den Aino „den mongolischen Typus nicht wiederfinden". Bälz' Erfahrung stimmt hierin „völlig mit der Scheubeschen überein". Er läßt aber unmittelbar darauf folgen, er wolle nicht behaupten, „daß die Aino irgendwie bestimmt mit den Europäern verwandt sind" [31]). Obwohl es schwer zu verstehen ist, mit welcher Rasse sich Bälz 1883 die Aino denn verwandt dachte, hat er offenbar später ein bestimmteres Urteil sich geformt, was aus den folgenden Zitaten hervorgeht:

„Der gesamte Typus der reinen Aino ist so deutlich kaukasisch oder kaukasoid, daß es nur bei Verkennung der elementarsten Grundsätze der Anthropologie möglich ist, sie zu den Mongolen zu zählen."

„Die Aino bilden den Rest einer kaukasischen oder kaukasoiden Rasse, die einst ganz Nordasien einnahm." „Die Aino bilden den auf dem östlichen Inselreiche übrig gebliebenen Teil, der jetzt durch gewaltige Zwischenräume von seinen nächsten Verwandten, den russischen Mujik, getrennt ist." Die alpine oder keltoslawische Rasse, die jetzt Zentraleuropa bewohnt, ist nach Bälz mit den Aino-Mujiks „mehr oder weniger rassenverwandt" [32]).

„Für mich (Bälz) wenigstens besteht kein Zweifel,

[23]) Evanescent congenital pigmentation, loc. cit., p. 420.

[24]) Referiert von A. F. Chamberlain, American Anthropologist, N. S., vol. 5, 1903, p. 578.

[25]) Ebenfalls referiert von Chamberlain, ebendas., vol. 4, 1902, p. 796.

[26]) Internat. Zentralbl. f. Anthropologie, VII. Jahrg., S. 330.

[27]) Sie ist inzwischen erschienen. Vergl. Lehmann-Nitsches Aufsatz, Globus, Bd. 85, Nr. 19. Red.

[28]) Hautpigment, S. 121.

[29]) Mongolen-Kinderfleck bei Europäern. Mit farbigen Abbildungen. Zeitschr. f. Morphologie u. Anthropologie 1903, Bd. VI, S. 132 ff.

[30]) Globus, a. a. O.; Anthropologisches aus Japan. Intern. Zentralbl. f. Anthropologie, VII. Jahrg., S. 322.

[31]) Die körperlichen Eigenschaften des Japaners, I. Teil, Seite 6 des Sonderabdruckes.

[32]) Die vier obigen Zitate aus Bd. VIII, Teil 2 der Mitteilungen d. Deutsch. Gesellsch. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, S. 231, 232.



daß sie unter allen Rassen der kaukasischen am nächsten stehen [33])."

Außer den Mujik und Tolstoi zieht Bälz sogar „manchen Deutschen" aus Oberbayern und „altgermanischen Barden" zum Vergleich mit den Aino heran [34]).

Bälz sagt außerdem, daß „ein großer Teil der Einwohner von Liu-kiu eigentlich ganz identisch mit den Aino sind" [35]).

Ich könnte obige Zitate durch noch andere vermehren, aber sie sind gewiß genügend, um zu beweisen, daß die Ansichten von Bälz in dieser Beziehung an Deutlichkeit bald wenig, bald nichts zu wünschen übrig lassen. Allein da, wo es sich um das Vorkommen der blauen Geburtsflecke bei den Aino handelt, scheint ihm die Frage nicht so ganz klar zu sein, was aus dem Folgenden ersichtlich sein dürfte.

„Bei reinen Ainokindern fehlen sie (die Geburtsflecke) oder sind nur bei großer Sorgfalt andeutungsweise zu erkennen [36])." Ungefähr neun Monate später fragt Bälz sich aber, ob diese „leichten Andeutungen davon" auf „Mischung mit Mongolenblut" deuten [37]). Bälz scheint dabei vergessen zu haben, daß er vorher das gelegentliche Vorkommen der Flecke bei reinen Aino zugegeben hat.

Da wir nun gesehen haben, daß Sekiba die eigentlichen Geburtsflecke bei 10,6 Proz reinen Ainokindern fand und daß sie nach Tomoyose auch bei den zu einem großen Teile mit den Aino „ganz identischen" Liu-kiu-Insulanern vorkommen, so ist hiermit und auch durch die Forschungsergebnisse Adachis bewiesen, daß eine weiße kaukasoide Rasse die Geburtsflecke auch makroskopisch aufweist, sei es auch in geringerer Intensität und Frequenz als die farbigen Rassen. Dies ist mit den Mitteilungen der „brasilianischen Dame" an Bälz schwer in Übereinstimmung zu bringen, aber vielleicht besser begründet. Jedenfalls zog Bälz einen voreiligen Schluß, als er sagte, „daß die weiße Rasse diese Flecke niemals zeigt" [38]).

A priori kann man wohl annehmen, daß andere Kaukasoiden, wie Indo-Arier, Perser, Araber und viele Südeuropäer, welche mehr pigmentiert sind als die Aino, eine höhere Frequenz jener blauen Flecke aufweisen werden. Ob sie bei gewissen, z. B. blonden Elementen der weißen Rasse fehlen oder nicht, wird sich durch künftige Nachforschungen erst herausstellen können.

Obgleich das letzte Wort in dieser Frage allerdings noch nicht gesagt worden ist, scheint es mir doch, daß nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse die blauen Geburtsflecke aufzufassen sind als eine Isomorphie (im Sinne Lehmann-Nitsches), ein Vorkommnis, das in verschiedener Intensität und Frequenz bei allen Menschenrassen nachzuweisen ist.

Demnach wäre die Annahme von Bälz, diese Flecke seien „das feinste Reagens für die Unterscheidung der weißen Rasse von allen anderen Rassen" und „ein eminent wichtiges rassendiagnostisches Merkmal" [39]), nicht richtig. Dieses vermeintliche „Reagens" von Bälz würde nach dem Vorhergehenden ebenso hinwegfallen wie seine früheren „Mongolenflecke" und wie die Annahme, als hätte Bälz die Geburtsflecke bei den Japanern zuerst entdeckt. Das Verdienst, zuerst die mikroskopischen Verhältnisse dieser Flecke klargelegt zu haben, bleibt ihm aber unbestritten.

Kobe, im Februar 1904.

[33]) Verhandl. d. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1901, S. 174.
[34]) Verhandlungen, a. a. O., S. 175.
[35]) Ibid.; vgl. Mitteil. d. Deutsch. Gesellsch. usw., a. a. O., S. 230.
[36]) Mitteil. d. Deutsch. Gesellsch. usw., a. a. O., S. 234.
[37]) Verhandlungen, a. a. O., S. 188.
[38]) Internat. Zentralbl. f. Anthropologie, a. a. O., S. 329.
[39]) Ibid., S. 229, 330.

Das Ram-Festspiel Nordindiens.

Von H. Niehus. Ghazipur.

Mit 7 Abbildungen nach Originalaufnahmen.

Das Ram-Festspiel Nordindiens ist ein altes und originelles Schauspiel, das dort alljährlich im Oktober die Bevölkerung zehn Tage lang in freudiger Aufregung hält. Gerichte und Schulen sind während dieser Zeit geschlossen, die Eisenbahnen befördern die Passagiere für den halben Preis, und alles richtet seine Gedanken allein auf die große „tamasha", das Schauspiel, das da kommen soll. Jede Stadt hat ihr eigenes Festspiel, reich und arm hat freien Zutritt, und so strömen denn ungeheure Menschenmassen dazu zusammen. Wochenlang vorher schon hat man die Maskenfabrikanten vor ihren Läden erschreckende Fratzen formen sehen (Abb. 1), auch die Spielwarenhändler waren in voller Tätigkeit; denn mit den Aufführungen ist großer Jahrmarkt verbunden, und es sollen alle Früchte ihres Fleißes zu Ehren kommen.

Fragt man die Hindus, seit wann sie dieses Festspiel hätten, so heißt es: „Seit uralten Zeiten". Daß sie damit recht haben, wird jeder glauben, der die Aufführungen sieht; denn sie zeigen das Theater in den Kinderschuhen. Das zähe Festhalten der Hindus am Alten hat alle Neuerungen bei den Aufführungen ausgeschlossen. Sie erscheinen daher dem verwöhnten Europäer einerseits wie ein rührend naives Kinderspiel, sind ihm aber andererseits grade wegen ihres Alters und ihrer Eigenartigkeit außerordentlich interessant.

Das Festspiel feiert den Helden Ram, den Anführer der Hindus bei der Eroberung Südindiens und Ceylons durch die Arier. Seine Erlebnisse wurden zuerst 500 v. Chr. von Valmiki in Form eines Epos, Ramayana [1]) genannt, niedergeschrieben und dieses wiederum später von Tulsidas umgedichtet. Hatte Valmiki schon in brennenden Farben geschildert, die Bergvölker Südindiens zu Dämonen und Rams Helfer zu Affen werden lassen, so trug doch Tulsidas noch stärker auf und machte Ram zum Gott, zu einer Fleischwerdung Vishnus, die nun in ganz Vorderindien als solche verehrt wird. Daher auch die große Begeisterung für das Festspiel, das sich in seinen Ausführungen genau an den Text Tulsidas hält.

In manchen Städten wird es in bescheidenem, in anderen in großartigerem Maßstabe aufgeführt, je nach den Mitteln, die man zusammenkollektieren kann. Ich will hier schildern, wie es in Ghazipur am Ganges gefeiert

[1]) Ramayana bedeutet „Abenteuer des Ram".



Abb. 1. **Ein Hindu beim Bemalen von Dämonenmasken.**



Abb. 2. **Ram, Lakshman und Sita fahren über den Ganges.**

Abb. 3. **König Bharat und sein Bruder auf der Fahrt zu Ram.**



Abb. 5. **Die Affen mit ihrem König Hanuman, Rams Freunde.**



Abb. 4. **Die Dämonen, Rams Feinde.**

wird, wo man alljährlich etwa 2000 Rupien dafür aufwendet, und wo es nach indischen Begriffen besonders großartig sein soll.

Die Mitwirkenden sind ganz einfache Leute aus Stadt und Land, aber alles Männer und Knaben der Bramahnenkaste, die sich gegen geringen Lohn für die Zeit des Festspiels anwerben lassen. Die Rollen Rams, seiner Frau und seiner Brüder dürfen nur von Knaben unter 14 Jahren dargestellt werden. Diese überpudert man vor jeder Aufführung ganz mit gelber Farbe, malt ihnen das rot und weiße Vishnuzeichen an die Stirn und putzt sie theatralisch mit glitzernden Kronen, Rücken- und Brustschildern, allerlei Schmucksachen und bekränztem Pfeil und Bogen aus. Alle anderen Mitspielenden tragen mehr oder minder schaurige Masken oder verbergen sich ganz unter großen Gestellen von Papier und Bambus.

Die Darstellung besteht ganz aus Pantomimen, zu denen der Text aus dem Ramayana vorgelesen wird. Eine Bühne braucht man dazu nicht. Der Ort des Festspiels wechselt fast täglich. Mit kindlicher Naivität bemüht man sich, Stadtszenen in der Stadt, Waldszenen im Walde, Bootfahrten auf Teichen und Kriegsereignisse auf einem großen freien Platze darzustellen.

Der Inhalt der Aufführungen ist genau nach dem Ramayana folgender: Ram, der älteste Sohn des Königs von Ayodhya, wird durch die Intrigen seiner Stiefmutter 14 Jahre lang in den Wald verbannt und an seiner Stelle Bharat, der Sohn derselben, zum Erben eingesetzt. Sita, sein treues Weib, und Lakshman, sein Bruder, begleiten ihn. Bald nach ihrem Scheiden stirbt ihr Vater, König Dasrath, aus Gram, und Bharat, der den Tron, der Ram zukommt, nicht haben will, eilt zu diesem in den Wald, um ihn zurückzurufen. Doch Ram besteht darauf, den Befehl seines Vaters auszuführen, und Bharat kehrt traurig zurück.

Zehn Jahre verleben nun die drei ungestört im Walde, ziehen von Einsiedelei zu Einsiedelei und freuen sich der Natur. Doch dann beginnt ihre schwere Zeit. Surpnakha [2]), die Schwester des Dämonenkönigs Ravan, verliebt sich in Ram und versucht, ihn seiner treuen Sita abwendig zu machen. Er läßt ihr zur Strafe dafür die Nase abschneiden. Voller Wut über diese Schmach führt sie nun ein Heer von 14000 Dämonen gegen Ram. Doch er allein vernichtet sie alle mit seinem starken Bogen. Darauf eilt Surpnakha zu ihrem Bruder, König Ravan auf Lanka (Ceylon), und bittet ihn, aus Rache Sita, Rams schöne Gemahlin, zu entführen.

Dies gelingt Ravan durch eine List. Ein Dämon in Gestalt eines goldenen Hirsches lockt Ram auf die Jagd, Lakshman eilt ihm nach, als er Hilferufe wie aus Rams Munde hört, und Sita bleibt allein zurück. Ravan hatte nun erreicht, was er wollte; er konnte

[2]) Der Volksmund sagt statt Surpnakha Supnekhia.



Abb. 6. **Ravan, König der Dämonen.**

die Verlassene ungehindert rauben und nach Ceylon bringen.

Hier wird sie von weiblichen Dämonen bewacht, während Ram einen furchtbaren Kampf mit Dämonenheeren um ihre Befreiung führt, bei dem ihm die Affen mit ihrem König Hanuman an der Spitze übermenschliche Hilfe leisten. Sie bauen eine Brücke von riesigen Steinblöcken über die Meerenge von Manaar, die wir Adamsbrücke nennen, helfen Ravan töten, mit Feuer vernichten und Sita befreien. Diese muß nun zum Beweise ihrer Reinheit eine Feuerprobe bestehen, aus der sie unversehrt hervorgeht, und wird darauf von Ram und Lakshman im Triumph nach ihrer Residenz Ayodhya geführt. Hier hatte Bharat inzwischen nur stellvertretend regieren wollen und übergibt Ram voller Freuden das Reich seines Vaters. Die Tronbesteigung wird darauf mit großer Pracht gefeiert.

Hier endigt das Festspiel. Die hier mitgeteilten Abbildungen veranschaulichen die interessantesten Abschnitte desselben. In Abb. 2 sehen wir die drei Vertriebenen bei ihrer Überfahrt über einen Teich, der als Ganges gedacht ist. Abb. 3 zeigt den König Bharat mit seinem Bruder auf der Fahrt zu Ram in den Wald, um ihm die Nachricht von seines Vaters Tode zu bringen und ihn zur Rückkehr zu bewegen. Abb. 4 stellt Rams Feinde, die Dämonen, vor. Der große zweiköpfige heißt Dukhan, Schmerzmacher, der neben ihm stehende Khar, Esel. Vor dem Esel steht der goldene Hirsch. Das Papiergestell daneben soll ein Vogel sein, und vor dem Schmerzmacher mit einer scheußlichen Maske steht Surpnakha, die Schwester Ravans. Es bildet für das Publikum einen Glanzpunkt in den Festspielen, wenn dieser Maske die Papiernase abgeschnitten wird und sie dann mit allen Körperbewegungen Wut markierend auf die abgeschnittene Nase und die aus ihr tropfende rote Farbe zeigt. Abb. 5 stellt Hanuman, den Affenkönig, und seine Getreuen dar, die Ram so große Hilfe brachten. Vor ihnen im weißen Kaftan sitzt der Regisseur der Festspiele.

Die Hauptsache des Ganzen ist für die Zuschauer der Tag, an dem der Dämonenkönig Ravan in Gestalt einer 50 Fuß hohen Spottfigur aus Papier und Bambus aufgestellt wird (Abb. 6). Ram, Lakshman und der Affenkönig Hanuman umreiten dann auf einem Elefanten unter Schlachtenmusik und Kanonendonner in großen Bogen das schaurige Gestell, dessen Augen wütend zu rollen scheinen und dessen Zunge im Munde klappert, oder vielmehr von einem in dem großen Kopfe sitzenden Knaben geklappert wird. Oft hat die Gestalt auch noch, wie in der Abbildung, ein gebrochenes Genick, so daß sie recht wenig Ähnlichkeit mit einem gefährlichen Feinde hat. Ram ji ki jai = Sieg dem Ram! jauchzt die bunte Menge, bis bei einbrechender Dämmerung Ravan unter



Abb. 7. **Rams Tronbesteigung in Ayodhya.**

Rams Pfeilen in Flammen aufgeht, wobei viele Raketen aus seinem Innern aufsteigen.

Der nächste Tag bringt ein formelles Sitzen Sitas beim Feuer, das die Feuerprobe bedeuten soll, und den befriedigenden Schluß des Festspiels erkennen wir aus Abb. 7: Ram in Ayodhya auf dem Tron seiner Väter, umgeben von Sita und Lakshman. Das Ramayana sagt zu dieser Szene: „Ram regierte 10000 Jahre, während deren sein Volk von Sorgen und Krankheit frei war, die Bäume ständig blühten und Früchte trugen und der Regen auf Befehl fiel.“

Begeistert verlaufen sich die Zuschauer bei diesem Schluß, denn daß das Ramayana in seinem letzten Teile von Sitas Verstoßung und Rams Tode im Wasser meldet, wissen sie nicht. Sie werden durch die Festspiele neu angefeuert, noch eifriger beim Opfern am Ganges „Ram, Sita, Ram“ zu rufen; denn der göttliche Ram hat ja alle Dämonen Indiens besiegt. Wohl selten ist ein Kriegsheld mehr geehrt worden.

Die Neger der Vereinigten Staaten.

In keinem anderen modernen Kulturlande leben zwei so sehr verschiedene Rassen nebeneinander unter gleichen äußeren Entwickelungsbedingungen, wie in den Vereinigten Staaten. Die nordamerikanischen Neger haben bisher eine beachtenswerte Widerstands- und Expansionskraft gezeigt; ursprünglich nur in relativ wenigen Staaten als Sklaven eingeführt, sind sie nun über das Gesamtgebiet der Union verbreitet, und es existiert kaum eine größere Niederlassung, wo nicht Vertreter dieser Rasse angetroffen werden können. Die weite Ausbreitung der Neger gibt lokalen wie nationalen Problemen gewissermaßen einen afrikanischen Einschlag; so ist in erster Linie das Erziehungs- und Bildungswesen eng mit der Rassenfrage verknüpft; aber auch die politischen Institutionen sind nicht minder von derselben beeinflußt. Die ökonomische Lage der Bevölkerung der amerikanischen Südstaaten steht in auffallendem Kontrast zu dem Wohlstande in den Nordstaaten und auch im Westen, ungeachtet dessen, daß die wirtschaftsgeographischen Bedingungen in den Südstaaten als günstig zu bezeichnen sind. Die Frage, wie sich die weitere Entwickelung der Negerbevölkerung gestalten wird, ist eins der bedeutendsten Probleme für die Zukunft der Vereinigten Staaten. Lester F. Ward[1]) ist geneigt, eine sukzessive vollständige Rassenmischung anzunehmen, die zum Wohle beider Teile ausschlagen soll. Dabei muß er jedoch selbst zugeben, daß diese Tendenz seit Aufhebung der Sklaverei nicht unerheblich zurückgeht; die Geschehnisse der letzten Jahre weisen auf eine immer stärkere Separierung der beiden Rassengruppen[2]).

Angesichts dieser Umstände ist es nicht ohne Interesse, an der Hand der Statistik die Bewegung der Negerbevölkerung während einer Reihe von Jahrzehnten zu verfolgen. Leider werden in der neuesten amtlichen Statistik die reinrassigen Neger und die Mischlinge nicht auseinandergehalten[3]); die Zahl der letzteren wurde jedoch bei den Volkszählungen von 1850, 1860, 1870 und 1890 ermittelt. Im letztgenannten Jahre waren von den 7,5 Millionen Negern 84,8 % reinrassig und 15,2 % Mischlinge[4]).

Es treten zwei Tendenzen zutage: 1. die teilweise Abwanderung der Negerbevölkerung in die Nord- und Weststaaten; 2. die Konzentrierung der Masse derselben in bestimmten Gebieten der Südstaaten. Die Negerrasse repräsentiert einen ständig zurückgehenden Prozentsatz der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten, was aus der Zusammenstellung in folgender Spalte ersichtlich ist.

Der relative Rückgang der Negerbevölkerung im Vergleich zur Gesamtbevölkerung ist teilweise durch den geringeren Geburtenüberschuß der Neger, hauptsächlich jedoch dadurch hervorgerufen, daß seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts die Sklaveneinfuhr verboten war, anderseits aber die Einwanderung aus Europa enorm stieg.

Die nächste Frage ist nun: Wie gestaltet sich die Verteilung der Negerbevölkerung auf die einstigen Sklavenstaaten sowie das übrige Gebiet der Union, und welche Veränderungen sind in dieser Verteilung seit der Abschaffung der Sklaverei hervorgetreten? Eine ganz bestimmt ausgeprägte Bewegung läßt sich in dieser Beziehung feststellen; dieselbe wird durch folgende Zahlen veranschaulicht; der Prozentsatz der Negerbevölkerung betrug in den Jahren 1860 bis 1900:

Jahr	Gesamtbevölkerung	Negerbevölkerung	
		Anzahl	Prozent der Gesamtbevölk.
1790	3929214	757208	19,3
1800	5308483	1002037	18,9
1810	7239881	1377808	19,0
1820	9638453	1771656	18,4
1830	12866020	2328642	18,1
1840	17069453	2873648	16,8
1850	23191876	3638808	15,7
1860	31443321	4441830	14,1
1870	38558371	4880009	12,7
1880	50155783	6580793	13,1
1890	63069756	7488788	11,9
1900	76303387	8840789[5])	11,6

	1860	1870	1880	1890	1900
in den Südstaaten . . .	94,6	92,1	91,8	91,0	89,9
in allen anderen Staaten	5,4	7,9	8,2	9,0	10,1

Es ergibt sich, daß der Prozentsatz der Neger, welcher in den ehemaligen Sklavenstaaten lebt, seit dem Jahre 1860 stetig zurückging, dagegen wuchs die Anzahl der Neger in dem übrigen Gebiete der Vereinigten Staaten absolut und relativ.

Der relative Rückgang der Negerbevölkerung war jedoch nicht in allen Südstaaten gleichmäßig. So zeigt sich in den oberen Südstaaten[6]) (Delaware, Maryland, Virginien, Westvirginien, Nord- und Südkarolina, Kentucky, Tennessee, Missouri) wohl fast ausnahmslos ein ununterbrochener relativer Rückgang der Negerbevölkerung. In den unteren Südstaaten ist dies aber nicht der Fall; in Alabama und Louisiana ist das Verhältnis derselben zur Gesamteinwohnerschaft nahezu unverändert geblieben, in Georgia, Florida, Mississippi, Texas und Arkansas hat jedoch im letzten halben Jahrhundert die Negerbevölkerung absolut und relativ stets zugenommen. Die oberen Südstaaten beherbergten im Jahre 1860 48,5 Proz. der Neger, im Jahre 1900 aber nur mehr 37,4 Proz. derselben. In den unteren Südstaaten hingegen fanden sich im Jahre 1860 46,1 Proz. aller Neger, im Jahre 1900 schon 52,5 Proz. Die Tendenz zu dichtem Zusammendrängen der Hauptmasse der Neger in diesem Teil der Union ist klar erkenntlich. Von den im Jahre 1900 gezählten in den oberen Südstaaten geborenen 3,83 Millionen Neger lebten in diesem Jahre 0,68 Millionen in den Staaten, die nicht zu dieser Gruppe gehören, dagegen waren von den in dieser Staatengruppe lebenden Angehörigen der Negerrasse nur 0,09 Millionen in anderen als den oberen Südstaaten geboren. Von den aus der Gruppe der oberen Südstaaten abgewanderten Negern lebten 0,27 Millionen in den unteren Südstaaten, die restlichen 0,41 Millionen in dem übrigen Gebiet der Union. Von den im Jahre 1900 gezählten 4,47 Millionen

[1]) American Journal of Sociology 1903, p. 721.

[2]) Vgl. Annual Report of the Comm. of Education 1901, I, p. 517 ff.

[3]) Twelfth Census of the United States, Bd. 1 und 2, Population.

[4]) Negroes in the United States. Washington 1904 (Government Printing Office).

[5]) Einschließlich der Neger in Alaska, Hawaii und im Marine- und Militärdienst in auswärtigen Stationen.

[6]) Wir behalten die Bezeichnung der amtlichen amerikanischen Statistik: „Obere und untere Südstaaten" (upper and lower Southern States) hier bei.

Negern, die in den unteren Südstaaten geboren waren, lebten außerhalb derselben nur 0,13 Millionen (davon 0,07 Millionen in den oberen Südstaaten und 0,06 Millionen in den Nord- und Weststaaten), wogegen von den in dieser Staatengruppe sich aufhaltenden Negern 0,28 Millionen außerhalb derselben (0,27 Millionen in den oberen Südstaaten) geboren waren. Die Zahlen zeigen deutlich die Tendenz der Wanderungen der Negerbevölkerung; mehr als die Hälfte aller aus den beiden Staatengruppen fortwandernden Neger geht außerhalb des Gebietes der ehemaligen Sklavenstaaten; gleichzeitig ist die Zuwanderung aus der Gruppe der oberen in jene der unteren Südstaaten eine mehr umfangreiche als die, welche in umgekehrter Richtung vor sich geht. Der weitaus größte Teil aller aus den Südstaaten abwandernden Neger (0,32 Millionen) geht in das unmittelbar nördlich angrenzende Gebiet der Staaten New Jersey, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Illinois, Kansas, Oklahoma- und Indianerterritorium, sowie in den Distrikt Kolumbien. In der Verteilung der Bevölkerung nach Stromgebieten ist die Verdichtung der Negerbevölkerung im Stromgebiet des Golfes von Mexiko deutlich zu erkennen; es entfielen auf das Stromgebiet

	Von der Gesamtbevölkerung		Von der Negerbevölkerung	
	in Prozenten			
	1880	1900	1880	1900
der Atlantischen Küste	34,4	32,6	40,6	37,8
der Kanadischen Seen	9,9	9,7	0,5	0,5
des Golfs von Mexiko	52,7	53,4	58,7	61,4
des Stillen Ozean . .	2,5	3,8	0,1	0,2
der abflußlosen Bassins (Felsenberge) . . .	0,5	0,5	0,1	0,1

Bis zu welchem Grade die Verdichtung der Negerbevölkerung in den wenigen südlichsten Unionsstaaten einerseits und die gleichzeitige Ausbreitung der Angehörigen dieser Rasse über die nördlichen und westlichen Gebietsteile fortschreiten wird, läßt sich kaum vorausbestimmen. Gründe für das Verbleiben der großen Masse der Neger im Süden sind sowohl die klimatischen Verhältnisse[7]) der Vereinigten Staaten als auch der Gang der ökonomischen Entwickelung. Die Nordstaaten sind praktisch ein industrielles Gebiet; der Ackerbau tritt dort immer mehr und mehr in den Hintergrund. Die Neger sind aber zu industriellen Arbeiten wenig geneigt. Ein sorgsames Studium der Bewegung der Negerbevölkerung zeigt, daß eine Verdichtung derselben in den fruchtbaren ebenen Landstrichen und längs der Flußläufe des Südens erfolgt. In den Staaten Alabama, Arkansas, Florida, Georgia, Louisiana, Mississippi, Nord- und Südkarolina, Texas und Virginia hat sich das Areal, auf welchem die Neger doppelt so stark vertreten sind als die europäische Rasse, seit 1860 verdoppelt. In jenen Gebietsteilen, wo die Neger an Zahl der Bevölkerung europäischer Rasse überlegen sind, erfolgt im allgemeinen ein fortdauerndes dichteres Zusammendrängen der ersteren, während umgekehrt dort, wo die europäische Rasse überwiegt, die Negerbevölkerung relativ zurückgeht; einzelne Ausnahmen, die sich allerdings ergeben, sind nicht geeignet, daß man diese Erscheinung der Bevölkerungsbewegung und ihre Fortdauer in der Zukunft in Zweifel ziehe.

Die Ursachen der Tendenz zur Konzentration sind mannigfacher Art. Der immer schärfer hervortretende Rassengegensatz zwingt den Neger zu möglichst engem Anschluß an seine Rassengenossen; er besitzt einen hochgradigen sozialen Instinkt, der sich gegen gesellschaftliche Isolierung sträubt. Dort aber, wo die Neger nur vereinzelt wohnen, fehlt ihm der gegenseitige Kontakt, und ein gesellschaftliches Zusammengehen mit Angehörigen der europäischen Rasse ist so gut wie ausgeschlossen. Anderseits meiden es die letzteren, sich dort niederzulassen, wo die Neger überwiegen, da deren Lebenshaltung (standard of living) eine niedrigere ist. Wir sehen da, daß eine kulturell hoch stehende Rasse der ökonomischen Konkurrenz der Neger, welche äußerst geringe Ansprüche an das Leben stellen, nicht gewachsen ist. Aus diesem Grunde sind auch die Gebiete, wo die Neger am dichtesten verbreitet sind, von dem Strom der überseeischen Einwanderung verschont. Dort hingegen, wo die Industrie den Ackerbau verdrängt, weicht auch die Negerbevölkerung zurück.

* * *

Während bei den Indianern der Vereinigten Staaten ein fortwährendes erhebliches Zurückgehen ihrer Anzahl infolge der hohen Sterblichkeitsrate stattfindet, ist bei den Negern der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle (17 pro 1000 Personen) ein ziemlich bedeutender. Ein absoluter Rückgang der Zahl der amerikanischen Neger erscheint damit ausgeschlossen. Nebenbei sei bemerkt, daß unter den Negern die Zahl der weiblichen Personen überwiegt (100,6 zu je 100 männlichen), während bei der europäischen Rasse in den Vereinigten Staaten das Umgekehrte der Fall ist (auf 100 weibliche Personen kommen 102 männliche bei den eingeborenen Amerikanern von eingeborenen Eltern und 100,3 männliche Personen bei jenen, die von eingewanderten Eltern stammen). Die Sterblichkeit der Neger[8]) ist aber eine beträchtlich höhere als die der europäischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Es stehen uns wohl keine genauen Daten über das Gesamtgebiet der Union zur Verfügung, sondern nur solche über einen Teil derselben (die Staaten Connecticut, Maine, Massachusetts, Michigan, New Hampshire, New Jersey, New York, Rhode Island, Vermont, Distrikt Kolumbien, sowie über 700 Städte in anderen Staaten). Der weitaus größte Teil der Einwohner dieses Gebietes ist europäischer Abstammung, doch erstreckt sich die Statistik auf eine genügende Anzahl von Personen der Negerrasse, so daß man aus den Ergebnissen derselben Schlüsse ziehen kann. Von den 28,8 Millionen Einwohnern des angeführten Gebietes waren 27 555 800 europäischer Rasse, 1 180 546 Neger, der Rest Indianer, Chinesen und Japaner. Im Jahre 1900 betrug die Sterblichkeitsrate pro 1000 Personen der europäischen Rasse 17,3, hingegen bei den Negern 30,2. Werden die Ergebnisse der Statistik für die ländlichen Teile der genannten zehn Staaten gesondert betrachtet, so kommt allerdings eine Abschwächung des Gegensatzes zum Ausdruck; es stellt sich hier die Sterblichkeitsrate der europäischen Rasse auf 15,3, die der Neger auf 19,1. In den außerhalb der nordöstlichen Staaten gelegenen Städten steigt hingegen die Sterblichkeitsrate der Neger wieder auf 31,8, während sie dort bei der europäischen Rasse 17,5 beträgt. Es ist zweifellos, daß die Sterblichkeit der Neger von den relativ ungünstigen klimatischen Verhältnissen der Südstaaten beeinflußt wird; dies geht

[7]) In einer jüngst erschienenen Publikation des amerikanischen Zensusamtes (Geogr. Distribution of Population) wird der Zug der Neger in Gegenden mit hoher Jahresmitteltemperatur klar gezeigt; bemerkenswert ist auch, daß der Prozentsatz der Negerbevölkerung, welcher auf die Höhenstufen unter 175 m entfällt, seit 1880 von 69,1 Proz. auf 71,6 Proz. stieg; hingegen kamen auf die Höhenstufen über 175 m im Jahre 1880 30,9 Proz., in 1900 nur 28,4 Proz. aller Neger.

[8]) Vgl. Naturw. Wochenschrift, Bd. 3 (N. F.), Nr. 18.

schon daraus hervor, daß deren Sterblichkeit an Malaria relativ zehnmal, jene an Typhus doppelt so groß ist als bei der europäischen Rasse. Aber auch gegen andere Krankheiten, wie z. B. Tuberkulose, ist die Negerbevölkerung weniger widerstandsfähig.

Das durchschnittliche Alter der im Jahre 1900 in den Vereinigten Staaten gezählten Personen europäischer Rasse war 26,6 Jahre (26,9 bei männlichen, 26,4 bei weiblichen Personen), das der Neger hingegen 23,2 Jahre (23,5 bei männlichen und 23,0 bei weiblichen Personen); selbst wenn man die eingewanderten Europäer außer Betracht zieht, verschwindet dieser Gegensatz nicht. Die durchschnittlich erreichte Lebensdauer betrug bei Personen europäischer Rasse 35,8 Jahre, bei den „Farbigen" (für „Neger" wird in diesem Fall keine besondere Angabe gemacht) 28,0 Jahre. Aus allen diesen Tatsachen geht hervor, daß die Negerbevölkerung, wenn sie auch absolut zunehmen mag, im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung stetig geringer werden wird.

* * *

Zum Schlusse mögen noch einige Bemerkungen über die Bildungs- und wirtschaftlichen Verhältnisse der nordamerikanischen Neger Platz finden. Das Schulwesen der amerikanischen Südstaaten ist deshalb ein eigenartiges, weil in den meisten derselben der Unterricht der Kinder verschiedener Rasse in getrennten Schulen stattfindet. Die Erfolge der Negerschulen sind verschieden. Es muß aber gesagt werden, daß in den letzten Jahren manches geleistet wurde, um die Angehörigen dieser Rasse auf eine geistig höhere Stufe zu heben. Dies geht auch daraus hervor, daß die Zahl der Analphabeten unter den Negern, wie die folgende Gegenüberstellung veranschaulicht, bedeutend zurückgegangen ist.

	Prozentsatz der Analphabeten	
	unter den Personen europ. Rasse	unter den Negern
1880	9,4	70,0
1890	7,4	57,1
1900	6,2	44,5

Hierbei ist nur die Bevölkerung im Alter von 10 Jahren und darüber in Betracht gezogen.

Während im Jahre 1880 die Neger noch 51,6 Proz. aller Analphabeten bildeten, sank dieses Verhältnis in 1890 auf 48,1 Proz. und in 1900 auf 46,2 Proz. Obwohl, wie auch gar nicht anders erwartet werden kann, die allgemeine Bildung der Neger lange noch nicht jener der europäischen Rasse ebenbürtig ist, so tritt doch der Fortschritt zutage. Der Prozentsatz der analphabetischen Neger ist unter den weiblichen Personen etwas höher als unter den männlichen (nämlich bei den ersteren 45,8 Proz., bei den letzteren 43,1 Proz.). Hervorzuheben ist noch, daß im Jahre 1900 unter allen Städten der Union mit mehr als 25000 Einwohnern 25 gezählt wurden, in welchen mindestens 10 Proz. der Bevölkerung über zehn Jahren Analphabeten waren; alle diese Städte entfielen auf die ehemaligen Sklavenstaaten.

Eng mit den allgemeinen Bildungsverhältnissen im Zusammenhang ist die gesellschaftliche Stellung, welche die erwerbtätigen Personen der Negerrasse einnehmen; so entfielen im Jahre 1900 von der gesamten erwerbtätigen Negerbevölkerung 53,7 Proz. auf die Landwirtschaft, 33,0 Proz. auf häusliche und persönliche Dienstleistungen, 12,1 Proz. auf Industrie, Handel und Verkehr und 1,2 Proz. auf öffentliche Dienste und freie Berufe. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Neger der Vereinigten Staaten sind durchaus keine günstigen zu nennen, vielleicht gerade deshalb, weil sie den Fährlichkeiten, welche die politische und ökonomische Freiheit mit sich bringt, nicht gewachsen sind, nachdem sie viele Generationen hindurch in äußerster Abhängigkeit standen und ihnen daher die eigene Initiative mangelt, die gerade der europäischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten so sehr eigen ist[9]). Anderseits darf man aber nicht vergessen, daß eine in jeder Hinsicht von der europäischen so sehr verschiedene Rasse unmöglich in relativ kurzer Zeit — wenn überhaupt — sich zu der Kulturhöhe aufschwingen kann, welche die europäischen Völker erreicht haben. Hans Fehlinger.

[9]) Vgl. Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Bd. 5, S. 801.

Bücherschau.

Georg Jacob, Vorträge türkischer Meddâhs (mimischer Erzählungskünstler). Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und mit Textprobe und Einleitungen herausgegeben. IV + 120 + 8 (türk.) S. Berlin, Mayer u. Müller, 1904.

Nachdem der Verfasser dieses Werkes früher in wichtigen Arbeiten die Kenntnis des arabischen Altertums und der arabischen Volkskunde gefördert hatte (hauptsächlich „Altarabisches Beduinenleben". Zweite Ausgabe, Berlin 1897), hat er sich seit einigen Jahren der Bearbeitung der türkischen Literatur mit vielem Erfolg zugewandt. In zahlreichen Arbeiten über türkische Sprache und Literaturgeschichte, in Veröffentlichungen aus der poetischen Literatur der Osmanen legt er immerfort großes Gewicht auf die ethnographischen Momente. Seine Werke auf diesem Gebiete sind neben dem großen philologischen Interesse, das sie bieten, wirkliche Förderungen der türkischen Volkskunde. Nach den Karagöz-Stücken, von denen Prof. Jacob eine große Anzahl bekannt gemacht hat, wendet er jetzt sein Interesse den Meddâh-Vorträgen zu, das heißt den von mimischen Erzählern in Kaffeehäusern und an anderen öffentlichen Orten zum besten gegebenen schalkhaften Geschichten, deren Lektüre uns einen großen Schatz von Volkshumor eröffnet. Prof. Jacob hat diese Erzählungen aus schwer zugänglichen Heften kennen gelernt, die in neuerer Zeit in der Türkei lithographisch vervielfältigt werden und bei den gebildeten Ständen kaum Berücksichtigung finden, daher auch nicht Gegenstände des regulären Buchhandels sind. Nach einer literaturgeschichtlichen Einleitung (S. 1 bis 20) und dialektologischen Bemerkungen (S. 21 bis 27) läßt der Verfasser sieben solcher Meddâh-Erzählungen in sehr gelungener deutscher Übersetzung folgen. Daß es einer besonderen Vertiefung in die Subtilitäten der Volkssprache bedarf, um zum Verständnis der Sprachform dieser Erzählungen vorzudringen, beweist der Text der einen im Original angefügten türkischen Erzählung. Um so dankbarer müssen wir dem bedeutenden Kenner des Türkischen sein, daß er uns durch seine Übersetzung einen zuverlässigen Einblick in diesen Teil der Volksliteratur ermöglicht. In den Anmerkungen wird auf volkstümliche Anschauungen und Bräuche stetig Rücksicht genommen. Zu der S. 30, Anm. 2 erwähnten Volksanschauung (der rauhe Gruß am Morgen wird als böses Omen angesehen) könnte vielleicht Prov. 27,14 als Parallele in Betracht gezogen werden. Dem Buche ist das Faksimile einer türkischen Annonce beigegeben, mit der ein Meddâh seine Vorstellung ankündigt. J. Gr.

Dr. Otto Nordenskjöld, J. Gunnar Andersson, C. A. Larsen und C. Skottsberg, „Antarctic". Zwei Jahre in Schnee und Eis am Südpol. Nach dem schwedischen Original ins Deutsche übertragen von Mathilde Mann. 2 Bde. 1. Bd. XXIII u. 373 S., 2. Bd. VI u. 407 S. Mit 4 Karten, 300 Abb. und mehreren Kartenskizzen. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1904. 12 M.

Von den vier Südpolarexpeditionen, die seit dem Jahre 1901 ausgegangen waren und jetzt abgeschlossen sind, hat die schwedische unter Otto Nordenskjöld den bewegtesten

Verlauf gehabt. Während der Führer selber mit fünf Gefährten den Winter 1902 auf seiner Station Snowhill zubrachte, befuhr sein Expeditionsschiff, die „Antarctic", die Meeresteile zwischen Feuerland und Süd-Georgien, wobei dem zuletzt genannten Archipel die Zeit von Ende April bis Mitte Juni gewidmet wurde. Anfang November 1902 ging die „Antarctic" nach Süden, um Nordenskjöld abzuholen, sie traf jedoch auf so viel Eis in der Antarcticstraße, dem neugefundenen Kanal zwischen Louis Philippeland und Joinville, daß es zweifelhaft erschien, ob man Nordenskjöld würde erreichen können, und so verließen Gunnar Andersson und Skottsberg mit einem Matrosen das Schiff, um zu versuchen, mit dem Schlitten nach Snowland vorzudringen. Das aber erwies sich in jenem Sommer (1902/03) ebenfalls als unmöglich, weshalb diese Abteilung genötigt war, den Winter 1903 am Westrande der Antarcticstraße, in der „Hoffnungsbucht" (63° 15′ s. Br.), zuzubringen. Währenddessen sank die „Antarctic" im Februar 1903 im Eise der Erebus- und Terrorbucht, und die Besatzung rettete sich nach der Pauletinsel, südöstlich von der Antarcticstraße, wo sie 1903 überwinterte. Keine der drei Abteilungen wußte von der anderen. Als der Sommer hereinbrach, fand dann die Vereinigung statt, und gleichzeitig, im November 1903, erschien das argentinische Hilfsschiff „Uruguay", das die Expedition rettete. Die beiden Abteilungen an der Hoffnungsbucht und auf der Pauletinsel hatten einen sehr bösen Winter gehabt, da es an Nahrung und Kleidung mangelte, und nur das reiche Tierleben mit seinen Robben und Pinguinen dürfte sie vor dem Untergang bewahrt haben. Diese ereignisreiche Expedition schildert das vorliegende Werk.

Während die Abteilungen an der Hoffnungsbucht und auf der Pauletinsel auf Entdeckungsreisen verzichten mußten und sich nur den notwendigsten Beobachtungen widmen konnten, hat Nordenskjöld von Snowhill aus zwei Schlittenexpeditionen ausgeführt. Die erste, 1902, ging in südwestlicher Richtung über die Robertsoninsel bis zu der Stelle, wo die Ostküste von König Oscar II.-Land den 66. Breitengrad schneidet („Richthofental"). Die zweite ging nach Norden, wobei der die große Roßinsel vom Louis Philippeland trennende Kronprinz Gustav-Kanal entdeckt und befahren wurde. Das geographische Ergebnis war, daß die Ostküste von König Oscar II.-Land viel weiter nach Westen zurückweicht, als die Karten es andeuteten, daß also die große Landzunge, in der die amerikanische Antarktis nach Norden ausläuft, südlich bis zum 66. Breitengrad sehr schmal ist: 100 km im Maximum. Übrigens will es uns sehr fraglich erscheinen, daß diese Landzunge, für deren einzelne Küsten die Namen König Oscar II.-Land, Grahamland, Danceland, Palmerland und Louis Philippeland bestehen, wirklich eine zusammenhängende Masse bildet; die starke Inselbildung in jenem Teil der Antarktis, die buchtenreichen Küsten machen die Existenz von jene Landmasse zerschneidenden Sunden mindestens wahrscheinlich. Mannigfache Berichtigungen des Kartenbildes haben dann noch die beiden Fahrten der „Antarctic" von 1902 geliefert. So fand man, daß Louis Philippeland keine Insel ist, was Nordenskjöld als das „vielleicht wichtigste geographische Resultat" der ganzen Expedition bezeichnet. Ferner ergab sich, daß der Orleanskanal Dumont d'Urvilles die nordöstliche Fortsetzung der von der belgischen Südpolarexpedition durchfahrenen de Gerlachestraße ist. Die belgischen Karten erwiesen sich als sehr unzuverlässig, so daß Identifikationen unmöglich gewesen wären, wenn man nicht das Reisewerk des Arztes Cook mit seinen Abbildungen an Bord gehabt hätte.

Von den übrigen, sehr reichen Ergebnissen können wir hier nur weniges andeuten. Interessant ist eine gut gangbare, mit hartem Schnee bedeckte „Eisterrasse", die sich in einer Breite von etwa 75 km der Ostküste von König Oscar II.-Land vorlagert und den Zugang zu ihr versperrt, weil sie nach Osten steil zum Schollengürtel abfällt. Sie ist nach Nordenskjöld eine Gletschereis-, also eine Landeisbildung, die teilweise wenigstens auf dem Meeresgrunde ruht. Uns erinnert sie sehr an das mit der Roßbarriere abbrechende riesige Eisfeld zwischen Victoria- und King Edward VII.-Land, das die englische Südpolarexpedition erforscht hat. Die Schneesturmperioden sind nicht ganz dieselben wie die von der deutschen Expedition auf der indischen Seite der Antarktis beobachteten, auch wechselt das mit den Jahren. Am 1. Mai 1902 setzte eine Schneesturmperiode ein, die bis zum 12. Juni währte; dabei fiel am 8. Juni die Temperatur bis —32°. Vom 15. bis 24. Juni folgten wieder ununterbrochene Stürme bei —30°. Dann begann eine noch strengere Kälteperiode; am 6. August, dem kältesten Tage, gefror das Quecksilber. Mitte September wurde es warm (16. Sept. + 2°), und das Eis fing an aufzubrechen und vom Lande fortzutreiben, obwohl es noch Winter war. Im zweiten Winter ist es viel wärmer gewesen. Am 17. Juli 1903 morgens herrschte zwar ein Schneesturm bei — 30°, aber am Abend herrschten 4° Wärme. Und am 5. August gar, also mitten im Winter — fast am selben Tage des Vorjahres war das Quecksilber gefroren — wurden + 9° beobachtet! Es ist das die höchste Temperatur, die überhaupt aus der Antarktis bekannt ist. Die Verhältnisse wechseln also ungeheuer, und es wäre deshalb gewagt, aus den bisherigen Beobachtungen über die Witterung und die Eisverteilung in der Antarktis weitgehende Schlüsse zu ziehen. Bei den Schneestürmen hat Nordenskjöld elektrische Erscheinungen wahrgenommen, die jedenfalls durch Reibung der Eiskristalle hervorgerufen worden sind.

Bemerkenswert sind Funde von Jura- und Tertiärpflanzenabdrücken (auch Ammoniten) an der Hoffnungsbai und auf der Seymourinsel, bei Nordenskjölds Winterquartier. Sie erinnern an südamerikanische Formen (Araucarien) und werfen Licht auf die ehemaligen Klimaverhältnisse. Wenn diese Funde, ebenso wie die gleichartigen der englischen Expedition auf Victorialand, bearbeitet sein werden, werden sich vielleicht weitere interessante Schlüsse ziehen lassen.

Recht wertvoll sind die Mitteilungen Gunnar Anderssons über die Forschungen auf Süd-Georgien. Berührt sei hier nur eins: Es geht die „Sage", daß auf Süd-Georgien ein Landsäugetier, eine Ratte, existiert. Andersson teilt nun mit, daß der Zoolog der Expedition K. A. Andersson am 8. Mai 1902 am Strande der Bay of Isles teilweise verschneite, doch deutlich erkennbare größere vierzehige Spuren und eine kleinere fünfzehige Spur gefunden hat.

Das Buch ist reich mit Karten und Abbildungen ausgestattet; unter den letzteren finden sich allerdings auch einige komponierte. Sie sind im übrigen fast alle sehr schön und willkommen. Die Darstellungsweise ist durchweg außerordentlich anschaulich und fesselnd, und mit besonderem Vergnügen erinnern wir uns des Genusses, den die Schilderungen Gunnar Anderssons und Skottsbergs über die Überwinterungen an der Hoffnungsbucht bzw. auf der Pauletinsel uns bereitet haben. Verschwiegen darf freilich nicht werden, daß das Werk, wohl infolge zu schneller Herstellung, von Fehlern wimmelt, deren Verbesserung nach dem Verzeichnis am Schluß vor dem Lesen anzuraten ist. Aber das sind noch lange nicht alle. Die Übersetzung selbst verdient alles Lob; sie ist sehr gewandt und lesbar von einer Dame besorgt, die, wenn wir nicht irren, seinerzeit auch Nansens Grönlandwerk ins Deutsche übertragen hat. H. Singer.

Beiträge zur Anthropologie, Ethnographie und Archäologie Niederländisch-Westindiens. Mit 4 Tafeln. (Mitteilungen aus dem Niederländischen Reichsmuseum für Völkerkunde. Serie II, Nr. 9.) Haarlem, H. Kleinmann u. Co., 1904.

Je geringer unsere Kenntnis von den Urbewohnern der westindischen Inseln ist, desto willkommener ist uns jeder Beitrag über diese. Namentlich die der Nordküste Venezuelas vorgelagerten, im Besitze der Niederländer befindlichen Inseln Curaçao, Bonaire und Aruba sind in anthropologisch-ethnographischer Beziehung stiefmütterlich bekannt gewesen, daher ist es freudig zu begrüßen, daß die Direktion des ethnographischen Reichsmuseums zu Leiden aus dessen Schätzen die vorliegende Veröffentlichung veranlaßte. Der wichtigste Beitrag ist eine nachgelassene Abhandlung des früheren Direktors C. Leemans über die Altertümer der drei genannten Inseln, welche sich vorwiegend auf die Ausgrabungen und Sammlungen eines katholischen Geistlichen, van Koolwijk, stützen und Beile (auch aus Nephrit), Tongeschirr und sehr große Tonurnen umfassen, in denen sich hockende menschliche Skelette befanden, ohne Beigaben. Die Mitteilung über die aus einem Deckel- und Unterteile bestehenden Begräbnisurnen ist besonders wichtig. Die von den Inseln erhaltenen Schädel der früheren Karibenbevölkerung (1 von Curaçao, 4 von Aruba) hat Dr. Koeze beschrieben, soweit es das defekte und geringe Material zuläßt. Die nicht oder nur wenig deformierten Schädel zeigen einen Index von 766 bis 769, so daß für die normalen Karibenschädel die Mesokephalie der Typus gewesen zu sein scheint. R. A.

Karl Peters: England und die Engländer. VIII und 284 S. Berlin, Schwetschke und Sohn, 1904. 5 M.

Dr. Karl Peters hat in England, und zwar in London, seine zweite Heimat gefunden. Frühere kürzere Besuche eingerechnet, erstrecken sich seine Beobachtungen über England, sein Volks- und Staatsleben auf einen mehr als zehnjährigen Zeitraum. Es war ein glücklicher Gedanke von ihm, diese seine vielseitigen und scharfen Beobachtungen in einem essayartigen Buch zu verwerten, über dessen durchaus objektiven Charakter er sich im Vorwort selbst mit den Worten äußert: „Ich habe mich bemüht, bei meiner Beurteilung englischer Verhältnisse durchweg die Tatsachen selbst auf mich wirken zu lassen und mein Gehirn gewissermaßen in eine rein

rezeptive Camera umzuwandeln, um das aufgefangene Bild möglichst ungetrübt wiederzugeben. Jede Färbung im günstigen oder ungünstigen Licht ist vermieden worden. Was der Leser hier über England und die Engländer erfahren wird, ist demnach meine durchaus ehrliche Meinung. Diese Meinung aber beruht in allen Einzelheiten auf persönlicher Anschauung, welche sämtliche Klassen des Volkes von oben bis unten umfaßt." Er führt dann die statistischen Werke an, deren fleißig und einsichtig von ihm benutzten Zahlennachweise die zweite Quelle gebildet haben, aus der er schöpfte, so insbesondere den letzten amtlichen Zensus für England und Wales von 1901 und The Statesman's Yearbook für 1904, um unter Hinweis auf die in Deutschland neuerdings sich einnistende, bei manchen unter uns sogar bedenklicherweise für „patriotisch" erachtete Geringschätzung der Engländer mit ganz berechtigtem Selbstgefühl zu schließen: „Deshalb glaube ich der deutschen Sache einen Dienst erwiesen zu haben, wenn es mir gelungen ist, das England von heute deutlich so zu schildern, wie es ist."

Vom „Land" handelt freilich nur der kurze einleitende Abschnitt. Er bringt in fesselndem, ganz ungezwungenem Plauderstil, wie er das Buch überhaupt so angenehm lesbar macht, hübsche Skizzenstriche vom Landschaftscharakter, angeschlossen an Reiseeindrücke auf der Fahrt von Dover nach London, durch die oberen Themsegegenden und an der Kanalküste bis nach Wight, sonst aber nichts von Belang. Mit dem Begriff „subtropisch" wird dabei etwas dilettantisch verfahren. Der Verfasser denkt sich darunter irrtümlich einen wesentlich thermischen Begriff, folgert aus der britischen Wintermilde zu viel Analogie mit dem Mittelmeerklima und meint, die Pflanzendecke Englands mit ihren auch wintergrünen Rasenflächen und ein paar immergrünen Sträuchern sei „zum Teil subtropisch". Wieviel richtiger hob einst Tacitus den Gegensatz der britischen gegenüber der mittelmeerischen Flora hervor, indem er betonte, daß jene mit ihren durchaus nicht regenarmen Sommern keinen Ölbaum dulde, keine kelterbare Traube reife! Wohl sieht man angepflanzt die Myrte an schottischen Bauernhöfen grünen, dicke Lorbeerstämme in Dubliner Parks gedeihen, aber diese wie Pinien und Zypressen gehören der heimischen Flora nicht an; ebensowenig vermag Efeu und Stechpalme, obwohl einheimisch, die britische Flora zu einer subtropischen zu stempeln. Der Verfasser erwähnt Ilex aquifolium (S. 37) ausdrücklich als „subtropisch", es ist dies schöne immergrüne Gewächs aber bekanntlich überhaupt süd- und westeuropäisch, geht durch Frankreich und unsere Rheingegend in die küstennäheren Landschaften bis nach Mecklenburg, dem kein Mensch darum etwas „Subtropisches" andichten wird. Der ungeographische Satz (oben auf S. 9) verdient also kein Weiterleben in neuen Auflagen: „Dem Golfstrom verdanken die Britischen Inseln ihr eigenartiges Klima und damit ihre zum Teil subtropische Flora."

Was dann aber folgt, ist vortrefflich. Der Verfasser macht uns zunächst mit der Riesenstadt London bekannt und dem gewaltigen Verkehr auf der Themse; er führt uns in die City und gewährt uns nach einem Blick auf das wimmelnde, rastlose Tagesgetriebe dieses Geschäftszentrums der britischen, ja in gewissem Sinn der ganzen Welt lehrreiche Einblicke in das Wesen der englischen Banken, ohne die der weltumspannende britische Handel nicht seine moderne Höhe zu erreichen vermocht hätte. „In natürlicher Folge reihen sich dann an: Darstellungen über den englischen Volkshaushalt, Politik und Presse, Heer und Flotte, über englische Erziehung, englisches Volksleben, die englische Gesellschaft, das britische Weltreich.

Immer bleibt die Darstellung streng wahrheitsgetreu. Wohl wird des öfteren englisches und deutsches Volks- und Staatswesen gegeneinander abgewogen, aber stets mit der Wage der Gerechtigkeit, nie um im Überschwang zu preisen oder andererseits schnöde herabzusetzen. Auch bleibt ein blindes Empfehlen englischer Einrichtungen zu deutscher Nachahmung fern; vielmehr wird die geschichtlich gegebene Eigenart auf beiden Seiten voll anerkannt und richtig die Hauptursache der Verschiedenartigkeit erblickt in der insularen Natur dort, der festländischen hier. Kurz, es liegt nicht bloß eine ungeschminkte Schilderung des Engländertums vor, sondern eine feinsinnige Analyse desselben, wobei mit Hilfe verläßlicher statistischer Daten der frischen Gegenwart die Sonde tief in den Volkskörper eingeführt wird, um sicher zu sein vor Täuschung durch äußeren Schein. Daß bei all dem Ernst dieser Untersuchungen kein dürrer, lehrhafter Kathederton obwaltet, dafür sorgt schon der geschmackvolle Stil unseres Essayisten und der Schmelz des Selbstgeschauten, Selbsterlebten, der über dem Ganzen schimmert.

Um nur wenige Einzelheiten noch hervorzuheben, so erscheint es verdienstlich, daß der Verfasser auf die jüngste Phase des englischen Wirtschaftsgetriebes die Aufmerksamkeit stärker hinlenkt: auf den Kapitalismus. Jeder weiß, daß auf die patriarchalische Zeit des Ackerbaus, der Viehzucht, der Fischerei England seit der Ära der Königin Elisabeth die Bahnen des Welthandels, der überseeischen Besitzergreifung, seit James Watt diejenigen der Großindustrie mit immer glänzenderen Erfolgen betrat. Heute aber drängt sich mehr und mehr in den Vordergrund die Macht des Geldes, das sich durch rüstige Arbeit auf jenen drei Gebieten in England massenhafter angehäuft hat als irgendwo auf dem europäischen Festland. Der Kapitalismus, hören wir, stellt sich dem Industrialismus dort schon mindestens ebenbürtig zur Seite. Mittels Scheck und Kabel leitet das in Londons City aufgehäufte Kapital die großen wirtschaftlichen Unternehmungen durch alle Erdteile, durch alle bewohnten Zonen. Das wirkt wie eine dynamische Kraftübertragung segensreich über den ganzen Erdball hin, steigert mit gewaltigen Zins- und Dividendenerträgnissen als wohlverdientem Lohn die Kapitalkraft Englands zu immer größerer Höhe, lockt aber auch immer ärger den kühnen Unternehmersinn der Engländer von unmittelbar produktiver Arbeit ab. Hierzu gesellt sich, was noch gefahrdrohender dünkt, ein genußsüchtiges Luxusleben, das auf der Grundlage ungeheurer Einnahmen gerade innerhalb der führenden Gesellschaftskreise Tausende und aber Tausende über all den zahllosen geselligen Zerstreuungen, Spielen, Jagden, Badeaufenthalten der Arbeit ganz entwöhnt.

Unser Verfasser sieht mit Recht hierin eine Entartung, eine Ursache des neuerlichen Zurückbleibens hinter dem arbeitsamen Deutschland, wir möchten hinzufügen: auch dem nordamerikanischen Mitbewerber, bei dem zur habituellen Arbeitsenergie eine der britischen bald gleichwertige oder überlegene Kapitalkraft zur Seite tritt.

Das englische Volk bleibt jedoch, wie wir belehrt werden, noch auf geraume Zeit vor wirklicher Degenerierung bewahrt durch die leidenschaftliche Vorliebe für den Sport körperlicher Übungen in Kraft und Gewandtheit. Nächst der durch alle Stände verbreiteten Hochachtung vor Wohlanständigkeit, feiner Sitte, echt humanem Gebahren von Gentlemen und Ladies bildet dies Versessensein auf Jagd und ritterliches Pferdebändigen in beiden Geschlechtern, auf Boxen, Ruder- wie Segelwettfahrten, Ballspiele aller Art ein ganz scharfes Merkmal, wie machtvoll der britische Küstenring von unserem Festland sich scheidet. Aber wir erfahren von einem schwarzen Schatten, der sich hinter dieser fröhlichen Lichtseite über die Inseln lagert und sich schon bis ins Mark der niederen Stände bemerklich macht: aller Sport, selbst das harmlose Ballspiel wird immer allgemeiner zur Wette, zum törichten Glücksspiel gemißbraucht. Das zehrt am wirtschaftlichen Sinne der ganzen Nation, man möchte sagen: es verösterreichert sie.

Welch anziehende Bilder stillen Familienglücks ziehen im übrigen hier an unseren Blicken vorüber! Der englische Arbeiter, der bei wesentlich höherem Lohn als in Deutschland nur 54 Stunden die Woche zu schaffen hat, gehört von 5 Uhr, ja Sonnabends schon von 2 Uhr ab seiner Familie an; man sieht ihn, umgeben von frohmütigen Kindern im Gärtchen seines eigenen sauberen Häuschens sich seines Lebens freuen, wenn dem deutschen Lohnarbeiter noch lange kein Feierabend winkt. Er nährt sich besser wie sein deutscher Standesgenosse, denn die Lebensmittel sind wohlfeil. Trotzdem erschienen dem Verfasser die englischen Fabrikarbeiter durchschnittlich nicht so behäbig wie die unsrigen. Das bezieht er auf den angestrengteren Fleiß, den größeren Ordnungs- und Sparsinn im deutschen Arbeiterstand, nicht zum wenigsten auch bei der Arbeiterfrau.

Eine fernere Ursache für den erfolgreichen Konkurrenzkampf des deutschen gegenüber dem englischen Arbeiter erkennt er in der unvergleichlich besseren Schulbildung des ersteren und der nur ihm zuteil werdenden strammen Zucht des allgemeinen Heeresdienstes. Rücksichtslos deckt er die Mängel des meistens Privathänden überlassenen englischen Schulwesens und jenes Heerwesens auf, das zurzeit jährlich 690 Millionen Mark kostet! In beiden wird die Kehrseite der britischen Größe, der Pflege freier Individualität, ersichtlich. Der Engländer mag sich nicht auf Kosten eigener Selbstbestimmung einem fremden Willen unterordnen.

Der männliche Wille, sein eigener Herr zu sein, hat dem Briten zusammen mit seinem echt seemännischen Wagemut sein großartiges Kolonialreich geschaffen. Treffend wird gesagt: das Weltreich der Römer beruhte auf Eroberung von Staats wegen, das englische gründete sich vornehmlich auf wirtschaftliche Unternehmungen aus privater Initiative. Aber ist es schon ein Weltreich?

Da erhebt sich die große Frage britischer Zukunftsmacht, die unser Buch zuletzt beleuchtet. Will England seine kolonialen Töchter nicht verlieren, sondern mit ihnen zusammen

ein wahres Weltreich mit ozeanischen Brücken formen, so gilt es, zur Schach allen bietenden Flotte ein schlagfertiges Reichsheer und eine wirtschaftliche Einheit zu gewinnen durch gemeinsame Zollgrenze gegen die außerbritische Welt. Unser Verfasser erkennt die Schwierigkeiten des Chamberlainschen Projektes vollkommen an, sieht indessen in ihm den einzig rettenden Gedanken. Er fragt sich schließlich: Wie schirmen wir uns gegen das furchtbare Übergewicht, den ein solches Weltreich in seiner ihm zweifellos innewohnenden unermeßlichen Machtentfaltung ausüben müßte? Die Antwort lautet: Durch engsten, zunächst in einem Zollbund sich äußernden wirtschaftlichen Zusammenschluß der Festlandstaaten Europas. Gelänge es unter Deutschlands weiser Leitung, dem Dreibund die zwei großen Flügelglieder Rußland und Frankreich anzuschließen, so träte das hohe Ziel in greifbarere Nähe. A. Kirchhoff.

Anleitung für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen in Afrika und Ozeanien. Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin. 3. Auflage. 1904.

Prof. v. Luschan ist Direktor der afrikanischen und ozeanischen Sammlungen des großen Berliner Museums für Völkerkunde, und von ihm rührt auch die ungemein praktische und von der tiefgehendsten Sachkenntnis zeugende Schrift her, die wir mit ihren tausend einzelnen Fragen und Andeutungen naturgemäß nicht spezieller anzeigen können; umfassen diese Fragen doch das ganze gewaltige Gebiet der Ethnographie Afrikas und der Südsee. Der Mahnruf, den schon vor 30 Jahren der Gründer jenes Museums, Adolf Bastian, erschallen ließ, hier wird er von v. Luschan wiederholt: „Der moderne Verkehr ist ein furchtbarer und unerbittlicher Feind aller primitiven Verhältnisse; was wir nicht in den nächsten Jahren sichern und für die Nachwelt retten können, das geht dem völligen Untergange entgegen und kann niemals wieder beschafft werden." Daher diese „Anleitung" für Reisende, die darin oft gleichgültig erscheinende Dinge verzeichnet finden, welchen aber der Ethnograph Wichtigkeit beimißt. Wer alles, was die Schrift anführt, erwägt und auf der Reise beantwortet, der leistet damit eine große Arbeit, bei der ihm die Fragestellung erspart ist. Und diese, die nur bei langer Schulung sich einstellt, hat der Verfasser in mustergültiger Weise besorgt. Mit vielen Unterfragen werden Geographie und Statistik, die Wohnstätten und ihre Einrichtung, die Ernährung, der Schmuck und die Haartracht, die künstlichen Verunstaltungen, die Kleidung, die Waffen, Jagd, Fischfang, Viehzucht und Ackerbau, die Genußmittel, Spielzeug und Sport, Musik, Transportmittel und Boote, Handel, Geldsurrogate, Maße und Gewichte, die Technik, die politischen und Rechtsverhältnisse, die Ehe und Familie, Geburt und Tod, Religion, Kultus und Mythologie, die Zeitrechnung, das Zählen und Rechnen, die Linguistik und physische Anthropologie behandelt.

Chr. Peip, Taschenatlas über alle Teile der Erde. In 36 Haupt- und 70 Nebenkarten. Mit geographisch-statistischen Notizen von Otto Weber. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1904. 2,50 M.

Die diesem neuen Taschenatlas vorausgeschickten Notizen umfassen 80 eng bedruckte Seiten und geben viele nützliche Mitteilungen vorzugsweise statistischer Art. Der die einzelnen politischen Gebiete umfassende Teil enthält Angaben über Einwohnerzahl, auch der größten Städte, über Bevölkerungsdichte, Verfassung, Heer und Marine, Budget, Schulden, Handelsflotte, Handel, Bergbau u. a. m. In der Liste der Binnenseen (S. 6) fehlen merkwürdigerweise die großen russischen Seen, in der der höchsten Berge (S. 9) vermißt man den Mount McKinley (ebenso auf Karte 1 und 32). Die drei Angaben über die Bevölkerung der Erde (S. 12) differieren stark in der Summe. Die Angabe (S. 64), daß Abessinien 306 km Eisenbahn habe, nämlich die Linie Dschibuti—Harar, stimmt nicht; die Zahl bezieht sich auf die ganze, aber noch nicht fertige Strecke bis Addis Abeba. Das Kartenmaterial ist reich und zweckentsprechend, der Raum ist sorgfältig ausgenutzt. Eine große Anzahl von Stadtplänen, für Europa alle im gleichen Maßstabe von 1:250000, ist vorhanden. Die Maßstäbe sind auch sonst geschickt gewählt und deshalb gut vergleichbar: für die fremden Erdteile 1:80 und 1:40 Millionen, für Europa mit Ausnahme Rußlands 1:10 Millionen. Das Deutsche Reich ist auf sieben Blättern in 1:3 Millionen, die Alpenländer sind in drei Blättern in 1:2 Millionen dargestellt. Eisenbahnen und Dampferlinien sind in ausreichender Zahl eingetragen. Technisch sind die Karten sehr sauber, hübsch und deutlich. Auf Blatt 30 ist dem Bearbeiter der Leopold II.-See entgangen. Sonst haben wir, noch vom McKinley abgesehen, Irrtümer beim Durchblättern nicht wahrgenommen. Alles in allem ist das kleine Kartenwerk sehr brauchbar und für seinen Zweck: bequeme und schnelle Orientierung, wohl geeignet. S.

Kleine Nachrichten.

— Etwas verspätet melden wir den Tod des französischen Anthropologen Marquis de Nadaillac, der am 2. Oktober 1904 auf seinem Schlosse Rougemont im Departement Loir-et-Cher erfolgte. Jean François Albert de Pouget, Marquis von Nadaillac, hat ein Alter von 86 Jahren erreicht und war bis fast an sein Lebensende wissenschaftlich tätig. Er ist aus der Verwaltungslaufbahn hervorgegangen, war Präfekt in verschiedenen Departements, ging aber frühzeitig und mit großem Erfolge in die wissenschaftliche Laufbahn über, wobei ihn namentlich die Amerikanistik anzog. Sein Werk Les premiers hommes et les temps préhistoriques ist von W. Schlosser und E. Seler ins Deutsche übersetzt worden (Stuttgart 1884) und berücksichtigt namentlich die Urbewohner Amerikas, indem die Herausgeber auch Nadaillacs L'Amérique préhistorique mit hineinverarbeiteten. In zahlreichen französischen Zeitschriften finden sich wichtige, stets anregende Abhandlungen Nadaillacs über den tertiären Menschen, die prähistorische Kunst, die prähistorischen Trepanationen, die Kupferzeit, die Einheit des Menschengeschlechts, die frühesten Spuren des Menschen in Amerika usw.

— Prof. Deecke berichtet im Jahresbericht der Geogr. Gesellschaft in Greifswald 1905 über das skandinavische Erdbeben vom 22. Oktober 1904 und seine Wirkungen in den südbaltischen Ländern. Das Erdbeben, dessen Wirkungen sich bis nach Pommern und das nordöstliche deutsche Tiefland verfolgen lassen, hatte seinen Ursprung im Skagerrak und verbreitete sich über den größten Teil Skandinaviens sowie über Nordjütland. Im südlichen Jütland, in Schleswig und Holstein machte sich eine erhebliche Abschwächung bemerkbar, deutlicher dagegen trat es in Pommern und Westpreußen auf, bis der südbaltische Höhenrücken mit seinen mächtigen, aus verhältnismäßig lockeren Massen zusammengesetzten Diluvialanhäufungen der jüngeren Endmoränen den Stoß vernichtete. Im Oder- und Weichselhaff ist die Welle noch bis zum Ende der Mündungstrichter bei Stettin und Neuteich in Westpreußen fortgelaufen, da das lose Schwemmland durch die Erdbebenwelle stärker erregt wurde als die Umgebung und vermutlich auch um einen, wenn auch sehr geringen, Betrag dabei gesunken ist. Die mit Seismometern ausgerüsteten Stationen in Potsdam und Göttingen haben natürlich den Stoß auch verzeichnet; aus Zeitdifferenzen mit Lund in Schweden ergibt sich eine mittlere Geschwindigkeit der Welle von 4,4 km, was mit den Zeitangaben von sonstigen Beobachtern in Pommern und Westpreußen gut übereinstimmt. Außer dem Erbeben von Lissabon im Jahre 1755, das durch Wasserschwankungen einer großen Zahl von Seen in der südbaltischen Zone seine Wirkungen bis in diese Gegend erstreckte, läßt sich in den genannten Landesteilen nur das Beben vom 23. Oktober 1904 sicher nachweisen. Deecke sieht die Ursache, daß autochthone Erschütterungen oder Relaisbeben, die durch fremde Stöße erzeugt würden, hier so selten vorkommen, hauptsächlich in dem Umstande, daß die wiederholten gewaltigen Belastungen durch das Inlandeis und die damit ursächlich zusammenhängenden Verschiebungen die Hauptmasse der Spannungen bereits ausgelöst haben. H.

— Einen Beitrag zur geographischen Namenkunde hat Dr. A. Wollemann in Braunschweig mit seiner kürzlich erschienenen Schrift „Bedeutung und Aussprache der wichtigsten schulgeographischen Namen" (Braunschweig, Wilhelm Scholz, 1905, 1 M.) geliefert. Die Bedeutung dieses Wissenszweiges braucht kaum betont zu werden, und doch wird er von den Geographen gewöhnlich stiefmütterlich behandelt, sündigen sie doch selbst wohl alle mehr oder weniger namentlich in der Aussprache und Betonung fremdsprachiger Namen, ohne sich darüber viel Gewissensbisse zu machen. Gerade aber die Aussprache und die Betonung hat der sprachenkundige Verfasser in seiner Liste gebührend in

den Vordergrund gestellt, wodurch sich seine Arbeit vor anderen Werken zur Namenskunde, die nur die Bedeutung der Namen behandeln, auszeichnet. In einer lesenswerten Einleitung stellt der Verfasser die Forderung auf, die geographischen Namen sollen international werden, d. h. alle Menschen sollen sie so aussprechen, wie sie in dem Lande, dem die Namen angehören, ausgesprochen werden. Die Forderung ist vollkommen berechtigt, aber wir fürchten, der Idealzustand wird sich sobald nicht — wenn überhaupt je — erreichen lassen; denn dazu müssen Fehler abgelegt werden, die viele Jahrhunderte alt sind und dadurch eine gewisse Ehrwürdigkeit erlangt haben. Wann z. B. wird der Deutsche auf sein Lissabon, sein Venedig und Mailand, sein Kopenhagen verzichten? Das hindert aber nicht, jenen Idealzustand wenigstens anzustreben. Zu erreichen wäre da wohl etwas nur durch internationale Vereinbarung. Was die gebotene Liste anlangt, so nennt sie der Verfasser zwar nur „schulgeographisch", aber sie ist doch weit mehr. Jeder Geograph, und mag er sich noch so hochgelehrt vorkommen, kann daraus lernen, aus der Bedeutungserklärung am meisten, aber auch aus der Aussprache. Natürlich ist selbst schulgeographisch absolute Vollständigkeit kaum erreicht worden (neben der Erklärung von Njassa fehlt die von Njansa), doch die Liste wird sich auswachsen. Berichtigt sei, daß der vielgenannte Osten von Neu-Pommern nicht Gazellen-, sondern Gazellehalbinsel heißt. — Das Werkchen wird auch dem Fachgeographen manche guten Dienste leisten.

— In den vor kurzem erschienenen Verhandlungen des Internationalen Geologenkongresses zu Wien berichtete Törnebohm über eine große Überschiebung auf der skandinavischen Halbinsel. Schon lange hat man dort eine Serie von Schiefern usw. unter dem Namen Areschiefer gekannt, die, über dem Silur liegend, als postsilurisch gedeutet wurden. Neuerdings wurde jedoch durch vergleichende Untersuchungen im Trondhjemgebiet festgestellt, daß sie präkambrisch und auf das Silur nach Osten hinaufgeschoben sind. Die Überschiebung zieht sich etwa von SSW. nach NNO. durch die ganze skandinavische Halbinsel und ist schon auf eine Länge von 1200 km verfolgt. Ihr horizontales Ausmaß beträgt etwa 20 bis 25 km, von der überschobenen Masse sind heute noch in nicht denudiertem Zustande im höchsten Falle 1400 bis 1600 m mächtige Partien vorhanden. Die überschobenen Gesteine lagern auf dem unterlagernden, stark gefalteten Silur meist ganz flach; ihr Rand ist durch die Erosion gefranst und ausgefressen. Auf einem Kärtchen ist eine übersichtliche Darstellung der Verhältnisse gegeben; es fällt darauf auf, daß der Ostrand der überschobenen Massen mit dem östlichen Steilabfall des skandinavischen Plateaulandes (dem „Glintrand") fast zusammenfällt. Gr.

— Der Witterungsdienst der Vereinigten Staaten von Nordamerika erfährt von dem Wiener Meteorologen Dr. F. M. Exner in der Meteorologischen Zeitschrift eine eingehende Darstellung auf Grund eines vierwöchigen Studienaufenthaltes in Washington. Dort befindet sich die Zentralanstalt, die den einfachen Namen U. S. Weather Bureau führt, aber mit etwa 200 Angestellten wohl das größte Institut dieser Art ist. Wie die deutsche Seewarte noch gegenwärtig der Marine, so war dieses Bureau, als ein Teil des U. S. Signal Office, bis vor 15 Jahren dem War Department unterstellt. Der eigentliche Grund dafür war anscheinend, daß die ersten meteorologischen Register, die bis in die 20er Jahre des 19. Jahrhunderts zurückreichen, von amerikanischen Militärärzten geführt wurden. Der Witterungsdienst der Vereinigten Staaten ressortiert jetzt zum Department of Agriculture. Sein Jahresbudget übersteigt nach Exner eine Million Dollar. Er genießt außerdem Portofreiheit in dem zumeist staatlichen Postverkehr. Er verfügt über ein Netz von mehr als 700 besoldeten Stationen, die oft selbst bis zu zehn Beamte besitzen, sowie von 3000 unbesoldeten meteorologischen und von 14000 landwirtschaftlichen Stationen für Saatenstandsberichte. Das Wetterbureau in Washington empfängt von etwa 180 jener besoldeten Stationen, die aber selbst meist telegraphisch unterrichtete Bezirkszentralen bilden, ferner von 20 kanadischen, einigen mexikanischen, westindischen, azorischen und europäischen Stationen täglich zweimal Wettertelegramme, die um 8 a und 8 p der ostamerikanischen Zeit (75° westlich oder fünf Stunden später als Greenwich-, sechs Stunden später als mitteleuropäische Zeit) abgehen. Schon nach zwei Stunden sind dann die Morgen- und Abendkarten entworfen und die Prognosen gestellt, am Morgen auf etwa 30, am Abend auf 48 Stunden. Die Morgenkarten werden gedruckt als die in meteorologischen Kreisen bekannten U. S. Weather Maps. Neben den Prognosen von Washington für das ganze Gebiet werden von den Nebenzentralen für ihre Bezirke Prognosen gestellt, teilweise auch Karten veröffentlicht. Die Zahl dieser warnenden Berichte wird an gewöhnlichen Tagen auf 80000 geschätzt, an Tagen mit Wirbelstürmen und anderen besonderen Witterungserscheinungen auf bedeutend mehr. Während der letzten sechs Jahre soll kein Zyklon die Vereinigten Staaten erreicht haben, ohne daß rechtzeitig gewarnt worden wäre. Die Verluste wurden infolgedessen auf ein Viertel der früheren reduziert. Durch rechtzeitige Hochwasserwarnung wurde bei der Überschwemmung im Jahre 1897 die Rettung von Eigentum im Werte von 15 Millionen Dollar ermöglicht. Den jährlichen Nutzen der Wetterprognosen berechnen Sachverständige auf durchschnittlich 20 Millionen Dollar. Dafür, daß in ähnlicher Weise auch das Deutsche Reich von einem den binnenländischen Verhältnissen dienenden Warnungswesen große volkswirtschaftliche Vorteile erwarten darf, sei nur auf den Schaden des einen im Juli 1903 wütenden Oderhochwassers verwiesen, das Werte im Betrage von 40 bis 50 Millionen Mark vernichtete. Wilhelm Krebs.

— Eine meteorologische Karte der großen Seen des St. Lorenzstromes für den Winter 1903/04 hat das Wetterbureau der Vereinigten Staaten herausgegeben. Jener Winter war in dem Seengebiet der kälteste, der während des Bestehens des Wetterbureaus (1871) dort beobachtet worden ist. Frosttemperaturen begannen um die Mitte des November. Das Maximum wurde im Februar erreicht, als die mittlere Monatstemperatur um 10° unter den normalen Stand in allen Distrikten sank. Auf dem Oberen See verschwanden die Eisfelder im östlichen Teil nicht vor der letzten Maiwoche 1904. Während der Schiffahrtsperiode werden Sturmwarnungen bei Tage und bei Nacht erlassen, und auf fast allen Stationen wird eine Karte herausgegeben, die die tägliche Wetterlage um 8 Uhr morgens angibt.

— Die einheimische Bezeichnung der Insel Tobi. Mit Bezug auf den Aufsatz des Herrn H. Seidel „Tobi in Westmikronesien" (Globus, Bd. 86, S. 13) teilt uns Herr Bezirksamtmann Senfft auf Jap, in dessen Bezirk die Insel liegt, mit, daß der Name Kodógubi der von ihren eigenen Bewohnern gebrauchte ist. Er hat auf den Seidelschen Aufsatz hin nochmals zwei von ihm angeworbene Leute befragt und die Angabe bestätigt erhalten. Die Aussprache der Bewohner ist sehr undeutlich, Kubary kann deshalb auch Kadogube herausgehört haben. Unter den Weißen hat sich die Bezeichnung Tobi eingebürgert, während die Eingeborenen der Westkarolinen „Kadogubi" (man kann auch Kadochubi, also ein leises ch, heraushören) anwenden.

— Der australische Tornado („Willy-Willy"). In einem Artikel Some Features of the Australian Interior" im „Scott. Geogr. Mag." 1904, S. 577 bis 584, beschreibt R. M. Macdonald unter anderem den gefürchteten und sehr häufigen australischen Tornado, den „Willy-Willy". Steine, Baumstämme und alle möglichen Gegenstände, sagt Macdonald, werden vom Zentrum des Wirbelwindes gefaßt und in die Luft geworfen, während er mit furchtbarer Schnelligkeit dahinrast. Nimmt er großen Umfang an, so pflegt er das Land zu verwüsten und jede Ansiedlung hinwegzufegen, die auf seinem Wege liegt. Er hat sehr viel Ähnlichkeit mit einer sich fortbewegenden Wasserhose und wird wahrscheinlich wie diese durch entgegengesetzte Luftströmungen hervorgerufen. Die Gewalt des „Willy-Willy" läßt sich nicht berechnen; an einer Stelle, über die der Sturm hinweggegangen war, fand Macdonald Bäume von zwei Fuß Dicke, die wenige Fuß über den Wurzeln abgerissen waren. Sein Herannahen kündigt sich durch ein eigentümliches Geräusch an, das man kilometerweit hört, und wenn sich jemand in seinem Zuge befindet, ist das einzige Rettungsmittel der bekannte Notbehelf, sich flach auf die Erde zu legen. Manche von den durch den Sturm mitgeführten Gegenständen sind recht sonderbarer Art, und die wunderbaren Berichte einiger Reisenden mögen darauf zurückzuführen sein, besonders die Erzählungen von Fischen und kleinen Tieren, die vom Himmel „geregnet" seien. Macdonald selbst fand einmal nach dem Vorüberrasen eines „Willy-Willy" in dem Wasserloch, an dem er lagerte, einen schönen Silberbrassen von 15 bis 20 cm Länge, der dorthin nur durch einen solchen Tornado gebracht sein konnte.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 53. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 5. BRAUNSCHWEIG. 2. Februar 1905.

Die letzten Fragen des Nilquellenproblems.

Von Hauptmann a. D. Herrmann.

Mit einer Karte.

— spes sit mihi certa videndi Niliacos fontes; — —
(Pharsalia des Lucanus.)

John Hanning Speke entdeckte am 30. Juli 1858 den Viktoria-Njansa, als er, während sein Begleiter Burton krank in Kaseh zurückblieb, einen Vorstoß nach Norden machte. Schon damals gelangte er zu dem Schluß, daß in diesem riesigen See wohl das Quellbassin des Nils zu erblicken sei. Um aber sicher zu gehen, unternahm er 1860 mit Grant eine neue Reise ins Innere Ostafrikas. Er umging den Viktoria-Njansa im Westen und stieß nördlich des Sees Burondogani auf einen großen nach Norden abfließenden Strom, den er aufwärts verfolgte bis zu seinem Ausfluß aus dem See. Dann folgte er diesem Strom, dessen Identität mit dem Nil nicht mehr zu bezweifeln war, wieder abwärts bis zu den Karuma-Fällen. Später stieß er auf den Nil wiederum bei Gondokoro, wo er mit Baker zusammentraf. Während Speke über Chartum nach Hause reiste, vervollständigte Baker die Lösung des Nilquellenproblems durch Entdeckung des Albert-Njansa, in den der Nil im hohen Nordosten eintritt, um ihn bald darauf im Nordzipfel wieder zu verlassen; er nannte den Albert-Njansa den „großen Behälter des Nil“ [1]). Somit war die Nilquellenfrage eigentlich im großen und ganzen erledigt, Spekes Telegramm: „The Nile is settled“ wohlberechtigt, und ihm gebührt das unsterbliche Verdienst, das Jahrtausende alte Problem gelöst zu haben. Noch heute vertreten eine große Anzahl Gelehrter die Ansicht, daß die Frage des „Caput Nili quaerere“ mit der Entdeckung des Viktoria-Njansa ihren endgültigen Abschluß gefunden habe.

Allein man gab sich damit nicht zufrieden. Schon Speke hatte den Kagerafluß (den er Kitangule nennt) entdeckt und in ihm, da seine Wassermenge der des austretenden Nils nur wenig nachgab, den stärksten Zufluß zum Viktoria-Njansa vermutet, was Stanley 1876 bestätigte. Beide sahen denn auch den Kagera (Alexandra-Nil) als Quellfluß des Nils an.

Und in der Tat beweisen die Länge des Kagera, seine auch zur Trockenzeit ansehnliche Breite und Tiefe, das große Seen- und Sumpfgebiet, das er durchfließt und entwässert, wie überhaupt das riesige Areal seines Quellgebiets, daß es sich hier nicht um einen gewöhnlichen Zufluß des Viktoria-Njansa handelt, wie es z. B. der Ssimiju im Süden oder der Mara im Osten ist, die doch auch ganz respektable Längen haben, sondern um einen mächtigen Strom, als dessen Fortsetzung den im Norden des Sees ausströmenden Nil anzusehen man wohl berechtigt ist. Merkwürdigerweise ist der Kagera an der Mündung am unbedeutendsten. Er ist dort schmal; 1897, als ich ihn das erste Mal befuhr, war die Mündung, von kleinen Papyrusrändern umsäumt, nur 50 bis 60 m breit (1876, zur Zeit von Stanleys Besuch, 150 m), enthielt zahlreiche Sandbänke, auf denen sich Flußpferde tummelten, und hatte eine vorgelagerte Barre von nur 50 bis 70 cm Tiefe, eine Folge der fast unausgesetzten Südostwinde in jenem Teil des Sees. Aber schon bei den Araberniederlassungen Kifumbiro und Kitengule, wo der Fluß sich in großen veränderlichen Ösen und starker Strömung dahinwindet, hat man auch in der trockensten Zeit das Gefühl, an den Ufern eines großen Stromes zu stehen, dessen Ursprung weit ab liegen und der seine gewaltigen Wassermengen aus Gegenden herführen muß, in denen nicht, wie im Steppenklima des übrigen Ostafrika, die meisten Bäche in der Trockenzeit versiegen. Die ungeheuren hochgelegenen Urwaldkomplexe des östlichen Randes des zentralafrikanischen Grabens, der Wasserscheide zwischen Tanganjika—Kiwu einerseits und dem Kagerasystem andererseits, in denen eine eigentliche Trockenzeit kaum existiert, sind denn auch die ewig feuchten Schwämme, welche die Quellflüsse des Kagera das ganze Jahr hindurch mit Wasser speisen.

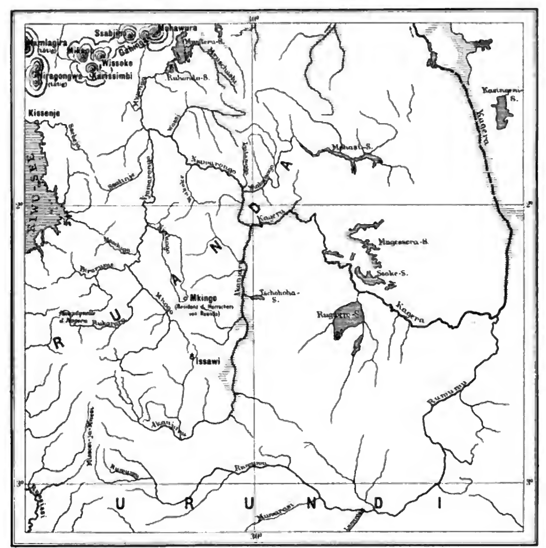
Allerdings muß zugegeben werden, daß die Eingeborenen am Kagera nur wissen, daß er in den Viktoria-Njansa mündet, aber nicht, daß er in Uganda wieder ausfließt, ebensowenig wie es den Waganda, die den Kagera von ihren Kriegszügen wohl kannten, jemals eingefallen war, ihn mit dem Nil zu identifizieren [2]). Andererseits hatten die in Kifumbiro und Kitengule seit Jahrzehnten ansässigen Araber, die den Nil Ugandas kannten, von jeher schon die Ansicht ausgesprochen, daß die Wasser des Kagera dieselben seien, die nach langer, langer Wanderung, zu der ein Mensch wohl Jahre brauche, an der königlichen Stadt Masr el Kahira vorbeirauschen. Diese Mutmaßungen haben sie mir schon 1892 ausgesprochen.

[1]) Daß dieser See durch den Semlikifluß mit einem dritten Nilsee, dem Albert Edward-Njansa in Verbindung steht, fand erst später, 1889, Stanley.

[2]) Stanley behauptet das Gegenteil.

Von den Quellflüssen des Kagera wußte man nur, daß sie aus dem sagenhaften Lande Ruanda kommen sollten, in das sich bislang noch keine Handelskarawane der sonst so unternehmungslustigen Araber oder Waniamwesi hineingetraut hatte. Die phantastischen Gerüchte über dieses jetzt ganz aufgeschlossene Land sind bekannt. Teile des Kageralaufes wurden erforscht von Stanley, Stuhlmann, später von Langheld, v. Trotha, dem Verfasser vorliegender Zeilen u. a., ohne daß jedoch das Land Ruanda betreten worden wäre. Sogar der bei allen Eingeborenen so bekannte und beliebte Elfenbeinhändler Stokes, der mit dem Sultan von Ruanda in regem Geschenkaustausch stand, ist stets in großem Bogen um das Land herumgegangen.

Den nächsten weiteren Schritt unternahm Dr. Baumann. Er betrat als erster Urundi, war einige Tage in Ruanda, entdeckte den Ruwuwu und sprach diesen als stärksten Quellfluß des Kagera an. In seinem Werke „Durch Massailand zur Nilquelle“ spricht er deutlich seine Ansicht aus, daß der Ruwuwu stärker sei als der Akanjaru, den er jedoch nur auf seinem Mittellauf zweimal kreuzte, ohne den aus Vereinigung von Akanjaru und Njawarongo entstehenden Fluß überhaupt zu kennen. Daß der Ruwuwu an der Übergangsstelle mächtiger ist als später der Akanjaru, ist Tatsache; da Dr. Baumann aber nicht an der Stelle war, wo der Ruwuwu sich mit dem anderen Fluß vereinigt, scheint es doch sehr gewagt, ohne Kenntnis aller anderen Faktoren den Ruwuwu als Quellfluß des Kagera anzusprechen. Daß er für den Ruwuwu auch noch den Namen Kagera von den Eingeborenen hörte, hatte ihn wohl mit zu seinem voreiligen Schluß verleitet. (Über den Namen Kagera spreche ich weiter unten.) Ebenso voreilig leugnete er die Existenz des von Stanley aus Erzählungen Eingeborener erkundeten Akanjarusees, weil gerade an der Stelle, wo Baumann den Akanjaru passierte, kein See, sondern nur ein Sumpf war. Mit dem Namen Akanjarusee ist von Stanley wohl einer der vielen Seen (siehe weiter unten) bezeichnet worden, die der Akanjaru und Njawarongo entwässern. Dr. Baumann stand am 19. September 1892 an den Quellen des Ruwuwu, den Missosi-ja-Mwesi, die er als das eigentliche Caput Nili bezeichnete. Trotzdem er immer wieder betonte, daß das „Caput Nili quaerere“ nunmehr endgültig der Vergangenheit angehöre, wurde seine Ansicht schon damals von Kennern angezweifelt, zumal er eben nur einen Faktor der Nilquellen kannte; wie wir sehen werden, mit Recht. Es hatte ihn frappiert, daß die Berge, auf denen die Quellbäche des Ruwuwu entspringen, Missosi-ja-Mwesi, d. h. „Berge des Mondes“ heißen. Damit hat es jedoch eine



Skizze des oberen Kagerasystems.

andere Bewandtnis. „Mwesi“ ist der Titel des Oberhäuptlings von Urundi, den man bis vor kurzem für eine sagenhafte, nicht wirklich existierende Persönlichkeit hielt. Auch Baumann glaubte, dieser Mwesi würde vom Volke schon lange für tot und in den Mond versetzt gehalten, und in ihm, dem weißen Manne, erblicke man nun den vom Monde wieder zurückgekehrten göttlichen Herrscher. Die Existenz des Mwesi ist aber inzwischen nachgewiesen, er ist eben auch weiter nichts wie ein hellfarbiger Mtussi, ähnlich dem Herrscher von Ruanda, hat im Jahre 1903 die Überlegenheit der Deutschen kennen gelernt und sich der Station Usumbura am Tanganjika unterworfen. Der Mwesi wechselt nun ebenso wie der Mwami (Titel) von Ruanda öfters seine Residenz, und jedesmal nennen die Eingeborenen die in der Nähe seines Wohnortes stehenden Hügel „Missosi (d. h. Hügel oder Berge)-ja-Mwesi“. Dies bedeutet also nur: hier stand früher eine Residenz des Häuptlings. Baumann hat sich durch den Ausdruck verleiten lassen und gerade den Quellbach des Ruwuwu als Nilquelle bezeichnet, der auf den Missosi entspringt; mit demselben Recht hätte er auch einen anderen der sich vielfach verästelnden Bäche als solche ansprechen können, aber der zufällige Umstand, daß im Quellgebiet des Ruwuwu auch mal eine Residenz des Mwesi gestanden hat, verleitete ihn zu jenem Trugschluß. Baumann hat somit die Lösung der Kageraquellfrage ein gutes Stück gefördert, aber nicht vollendet.

Ruanda wurde zuerst vom Grafen von Götzen betreten. Er machte die schier unglaublichen Gerüchte von der Unnahbarkeit des Landes zunichte, kreuzte zweimal den von ihm zuerst gesehenen Njawarongo, den, wie wir später sehen werden, stärksten Quellfluß des Kagera, entdeckte die tätigen Vulkane im Norden des Kiwu und konstatierte, daß zwischen Albert Edward-Njansa und Kiwu die Vulkanmassive als Querriegel stehen, daß also die südlichen Zuflüsse des ersteren Sees nur unbedeutend sein könnten, und daß der Kiwu sich nach Süden zum Tanganjika entwässern müsse, also nicht zum Nilsystem gehöre. Es blieb aber immer noch die Frage offen, ob der Ruwuwu der Oberlauf der Kagera sei oder der nördliche, teils Kagera, teils Akanjaru genannte Fluß. Hieß der Fluß nach der Vereinigung von Akanjaru und Njawarongo wirklich schon Kagera, bevor von Süden der Ruwuwu zufließt, so war er auch, und nicht der Ruwuwu, der Oberlauf des Kagera; hieß er dagegen weiter Akanjaru, so mußte er mit dem Ruwuwu in Konkurrenz gestellt werden. Diese Frage war nicht so leicht zu beantworten und führte zu vielen Verwirrungen, da die Eingeborenen sowohl dem Ruwuwu, wie dem Akanjaru, wie auch dem aus Vereinigung von Akanjaru und Njawarongo entstandenen Fluß den Namen Kagera beilegten. So habe auch ich noch 1896, als ich von Osten her auf den Ruwuwu vor seiner Mündung stieß, den Namen Ruwuwu oder Kagera angegeben. Das Mißverständnis wurde dadurch herbeigeführt, daß das Wort „Kagera“ weiter nichts bedeutet als „großer Fluß“ bzw. „großes Gewässer“ im allgemeinen (wie z. B. auch die Worte Njansa und Ngesi = See). Es mußte daher erst noch festgestellt werden, welcher Fluß als der Kagera anzusprechen sei, d. h. als der Kagera, der nachher durch Karagwe fließt und in den Viktoria-Njansa mündet.

Sämtliche obigen noch offenen Fragen hat Dr. Kandt gelöst. Er konstatierte zunächst, gestützt auf seine genaue Kenntnis von Land, Leuten und Sprache, daß der aus dem Zusammenfluß von Akanjaru und Njawarongo entstehende Fluß sofort Kagera heißt und mit dem späteren Kagera identifiziert wird, ehe der Ruwuwu einmündet, daß dieser also sein Nebenfluß ist, was übrigens später auch noch von anderen Seiten bestätigt wurde. Sodann ging er ganz methodisch zu Werke. Er maß bei der Vereinigung von Kagera und Ruwuwu genau Breite, Tiefe und Stromgeschwindigkeit und kam zu dem Resultat, daß zweifellos der Kagera der mächtigere Fluß sei, wie denn ja auch das Quellgebiet des Njawarongo plus dem des Akanjaru dasjenige des Ruwuwu bedeutend übertrifft. Flußaufwärts gehend, stellte er dann fest, daß der Njawarongo dem Akanjaru gegenüber dominiere; das ist sofort einleuchtend, da das Quellgebiet des letzteren seitlich nur wenig Ausdehnung besitzt. Somit sprach Dr. Kandt mit Recht als Quellfluß des Kagera den Njawarongo an. Dieser entsteht aus Birurume, Rukarara und Mbogo. Auch hier wurden die Messungen wiederholt, der Rukarara als der entschieden wasserreichste Fluß erkannt, und so weiter fort, bis schließlich Dr. Kandt im August 1898 die eigentliche Quelle des Rukarara, also des Kagera-Nil erreichte.

Mag man über die Nilquellenfrage denken wie man will, das eine steht fest: Will man es mit dem Viktoria-Njansa, dem Quellbassin des Weißen Nil, nicht bewenden lassen, sondern weiter suchen oder meinethalben auch „tüfteln“, wie es von mancher Seite genannt wurde, so muß man auch die von Kandt entdeckte Rukararaquelle als eigentliche Nilquelle ansehen.

Fassen wir noch einmal das heute bereits fast lückenlos kartographierte Quellgebiet des Kagera zusammen, so ergibt sich folgendes: Am Ostabhange des östlichen Randes des zentralafrikanischen Grabens liegen, gar nicht weit voneinander entfernt, die Quellen des Birurume, Rukarara und Mbogo, die sich zum Njawarongo vereinigen, sowie die des Akanjaru und Ruwuwu. (Die Quelle des Rukarara ist von der des Ruwuwu in Luftlinie nur etwa 60 km entfernt.) Der Ruwuwu wird von den weit im Süden entspringenden Nebenflüssen Luwirosa und Muwarasi (oder Niankulu?) verstärkt; die Flußläufe beider sind noch ziemlich unbekannt. Der in der Mitte liegende Akanjaru hat naturgemäß keine weitausholenden Nebenflüsse, durchfließt aber große Sumpfgebiete und nimmt die Abflüsse kleiner Seen auf. Der Njawarongo, der erst nach Norden fließt und unterwegs von Westen noch wasserreiche Nebenflüsse aufnimmt, wie z. B. den Maschiga und Ssatiuje, empfängt in seinem nördlichsten Punkt den ihm beinahe ebenbürtigen Mkunga. Dieser entwässert die von der Lava angestauten Seen Ngesi-ja-Ruhondo, Ngesi-ja-Mwuleru und den großen Sumpf Mruschaschi (?, einheitlicher Name des Sumpfes scheint zu fehlen); wie ich bereits früher nachgewiesen habe, in unnatürlicher Weise, da im Norden die Lava den alten Weg der Gewässer zum Albert Edward-Njansa versperrt hat. Der Njawarongo biegt sich dann nach Südsüdosten, erhält von Norden, Osten und Süden noch namhafte Zuflüsse (unter anderem von Norden den Wassi, der ein großes Sumpfgebiet entwässert, und den Igitawaga, von Süden den Wakoke sowie von Osten den Niabugogo, der aus dem Mohasisee fließt) und nimmt dann den zuletzt süd-nördlich fließenden Akanjaru auf. Nach Vereinigung mit diesem führt der Fluß den Namen Kagera, durchfließt in östlicher, südöstlicher und wieder östlicher Richtung große Sumpfgebiete und nimmt die Abflüsse zahlreicher Sümpfe und großer und kleiner Seen auf, von denen im Süden der Rugwerosee, im Norden der Ssake- und Mugesserasee die bedeutendsten sind. Speziell im Norden liegen bis in die Nähe des Mohasisees eine Menge untereinander verbundener kleiner, noch nicht genau festgelegter Seen. Etwa 100 km in Luftlinie von der Vereinigung des Njawarongo mit dem Akanjaru fließt dem Kagera von Südsüdwest der Ruwuwu zu und bewirkt, daß der Kagera nunmehr nach Norden abbiegt, welche Richtung im allgemeinen er etwa 140 km beibehält. Auf

dieser Strecke durchfließt er wiederum Ketten von Seen und Sümpfen bzw. nimmt er die Abflüsse weitverzweigter See- und Sumpftäler auf, während größere Nebenflüsse fehlen. Die den Fluß umgebenden Papyrusbänder sind hier teilweise außerordentlich breit, und der eigentliche Fluß ist deshalb schwer zu erkennen. Nach Einfließen des Kaketumba, der ein großes Areal im Norden, Westen und Südwesten entwässert, biegt der Kagera scharf nach Osten, macht noch einen großen Bogen nach Süden und mündet dann in nordöstlicher Richtung in den Viktoria-Njansa. Auf diesem Unterlauf erhält er von Norden nur unbedeutende Zuflüsse, von Süden dagegen zwei größere: den Mwisa, der den Urigisee entwässert (in der Trockenzeit ist der Mwisa nur Sumpf und fließt nicht), und den wasserreichen Ngongo. Beide fließen in süd-nördlicher Richtung, parallel zum Ufer des Viktoria-Njansa, wie dies dem dortigen Staffelbruch des Tonschieferplateaus entspricht.

Dem Quellsystem des Kagera gehören somit folgende Länder an: Ruanda und Urundi (mit Ausnahme der Teile, die westlich des Grabenrandes liegen), ein Teil von Mpororo (im äußersten Norden) und Buddu (Südprovinz von Uganda), fast ganz Karagwe, ein Teil von West-Ussuwi und der größte Teil der fünf Wasiba-Sultanate (Uheia).

Hieran möchte ich noch einige Bemerkungen über die Mondberge (Montes Lunae) anschließen. Alte arabische Sagen berichten von kupfernen Bergen mit kupfernen Städten, auf denen der Nil entspringe. Auf den ältesten Karten sehen wir, verhältnismäßig ganz richtig, wenn auch zu weit südlich des Äquators, die Mondberge als Kette eingetragen, auf denen verschiedene Quellflüsse des Nil entspringen, die sich, nachdem sie mehrere Seen durchflossen haben, vereinigen. Die dem Werke „Journal of the Discovery of the Source of the Nile" von Speke (1863) beigegebene Karte zeigt die Mondberge als nach Süden offenen Halbkreis mit dem Mahawura (dort Mt. Mfumbiro genannt) als östlichsten Pfeiler. In der Mitte liegt der Kiwusee (dort Rusisi genannt), der mittels des Russissi zum Tanganjika abfließt (was Speke also ganz richtig erkundet hat). Auf der Karte zu Stanleys Hauptwerke „Through the Dark Continent" fehlt die Bezeichnung „Mondberge" vollständig, ebenso die von Speke als solche eingezeichneten Berge; nur der Mt. Mfumbiro ist geblieben. Auf seiner letzten Reise sah Stanley dann das ihm früher durch Wolken entzogene Massiv des Ruwensori (Stuhlmann nennt es Runssoro) mit seinen riesigen Gletschern und Schneefeldern. Er spricht seine Ansicht dahin aus, daß der Ruwensori von allen Bergen im Nilquellgebiet bei weitem der mächtigste, und daß er mit den Mondbergen zu identifizieren sei. Wenn im Altertum sich wirklich ein Reisender in diese Gegenden gewagt oder über sie Erkundigungen eingezogen haben sollte, so müsse ihm doch dies mit seinen weißen Zacken über 5000 m emporragende Gebirge zunächst in die Augen gefallen sein, bzw. es müsse in den Erzählungen der Eingeborenen, die ja alle hohen Berge mit einer gewissen Scheu verehren, eine hervorragende Rolle gespielt haben. Stanley hat auch von weitem die Vulkane nördlich des Kiwu, wenigstens teilweise, gesehen, sie aber nicht mit den Mondbergen in Verbindung gebracht.

Graf Götzen hat später in seinem Reisewerk sich dahin ausgesprochen, daß man auch die Vulkane als Mondberge ansehen könne, zumal an ihrem Nordabhange der Rutschuru, der in den Albert Edward-Njansa fließt, also auch eine Nilquelle ist, entspringt. Heute sind nur noch die beiden Vulkane der Westgruppe tätig; die frischen Lavafelder um sämtliche Vulkane herum lassen jedoch mit Sicherheit darauf schließen, daß vor nicht allzulanger Zeit auch die anderen tätig waren. Die ungeheuren, wild durcheinander getürmten zerspratzten Lavaterrassen beweisen, welch elementaren Kräfte hier einst gewaltet haben. Ein wahrhaft gigantisches Schauspiel muß es gewesen sein, als noch alle Schlote rauchten! Wie weit mag des Nachts der Feuerschein nach Norden hin gedrungen sein! Sollte die Sage von den kupfernen Bergen nicht doch durch die vom nächtlichen Himmel sich abhebenden, den Kratern entquellenden Feuergluten entstanden sein?

Die Nilquellen sind heute in ihrem ganzen Umfange bekannt; die Frage der Montes Lunae ist noch offen; mögen manche sie auch als müßig betrachten, so übt sie doch auf den Forscher einen gewaltigen Reiz aus. Die Alten waren doch nicht so schlecht unterrichtet; ihre Ansicht, daß die Nilquellflüsse von hohen Bergen kämen, aus einem Gebiete, in dem Zwerge im Urwalde hausen, entspricht den Tatsachen; ebenso, daß diese Flüsse durch verschiedene Seen fließen, ehe sie sich zum Vater Nil vereinigen. Geheimnisvoll klingen die Sagen der Watussi (Wahuma, Wahinda), daß ihre Vorfahren einst mit großen Herden von Norden (aus Ägypten?) einwanderten und sich im heutigen Unjoro das große Reich Kitara gründeten, von dem aus sie die Länder des Zwischenseengebiets unterwarfen. Die vortreffliche Monographie über die Masai von Hauptmann Merker hat die Frage der Herkunft der hamitischen (oder semitischen) Bevölkerung Ostafrikas wieder aktuell gemacht.

Der Hostamm in Deutsch-Togo.

Von K. Fies. Bremen-Oslebshausen.

Mit 6 Abbildungen.

(Schluß.)

Auch das gehört der Vergangenheit an, daß die Eingeborenen einen Stammesgenossen, der das Unglück hatte, seinen „Bruder" etwa auf der Jagd tödlich zu verwunden, einem Mörder gleichachten und ihn demgemäß behandeln. War ein auf diese Weise Verunglückter gestorben und, weil er einen „bösen" Tod hatte, auf dem Fluchacker beerdigt, so durfte sich der Täter nicht mehr blicken lassen. Am folgenden Morgen verlangten die Angehörigen des Verunglückten den Täter, um ihn gleichfalls umzubringen. Dessen Verwandte eilten dann zum König, hatten gleich 12 Mark und eine Kiste Rum mitzubringen und baten um Hilfe. Nach der ersten Gerichtsverhandlung wurde der Mörder, wie man ihn kurzweg nannte, an einen anderen Stamm verkauft und der Erlös (etwa 100 Mk.) den Verwandten des Verunglückten ausgehändigt. Damit geben diese sich aber noch lange nicht zufrieden. Sie schicken sich nun an, das Haus des „Mörders" zu stürmen und was drum und dran ist mitzunehmen. Das wird ihnen verboten, sie lassen sich aber von der Gegenpartei sechs Mark und sechs Flaschen Rum geben. Nun wollen sie die Plantage des „Mörders" ausrauben. Der König vermittelt, und die Angehörigen des Täters erkaufen sich die Plantage wieder zurück und geben den Rächern wieder sechs Mark und sechs Flaschen Rum.

Letztere verlangen nnn, daß man ihnen den agbadza (Patronengürtel) abnehme. Auch das tut die Gegenpartei mit denselben Mitteln wie vorhin. Nun erst folgt das eigentliche Palaver, bei dem es heiß hergeht. Die Rächer verlangen nicht weniger als sieben lebende Menschen als Ersatz für den Verunglückten. Die Angehörigen des Missetäters können weiter nichts tun, als bitten. Schließlich bestimmen die Ältesten, daß die „Schuldigen" die Summe von 300 bis 400 Mk. an die Rächer zu zahlen haben. Natürlich müssen sie die Summe leihen und dafür als Pfandleute dienen, bis alles bezahlt ist [4]). Darum war eine solche Familie, wenn ein derartiges Unglück über sie kam, oft auf Jahre hinaus ruiniert. Weniger rigoros, ja geradezu versöhnlich, klingt nun der Schluß eines solchen Vorfalles. Nach einigen Tagen, wenn die festgesetzte Summe ausgezahlt ist, kommt man wieder zusammen. Beide Parteien haben etwas Muschelgeld, Maismehl, Palmöl, Salz und Pfeffer mitzubringen. In der ersten Morgenfrühe geht's hinaus in den Busch. An der Wegseite werden drei Steine zusammengesetzt und ein Topf darauf gestellt. Jede Partei, auch die Ältesten, haben je zwei Mann zu stellen, welche die mitgebrachte Ziege schlachten. Das Fleisch kommt in den Topf und wird gekocht. Das nötige Holz haben beide Parteien zu beschaffen. Heute dürfen aber nur die Männer kochen. Ist das Fleisch gar, so wird es zunächst auf die Seite gestellt und aus Maismehl ein Brei (agble) und aus Palmöl eine Suppe mit dem Znsatz von Pfeffer und Salz gekocht. Die Angehörigen beider Parteien, auch die Frauen, sammeln sich getrennt zum Essen. Auf Befehl teilt der Sprecher das Fleisch. Hierauf reinigen sich alle in einer Schüssel mit lauwarmem Wasser die Hände.

Nach dem Essen werden alle Überreste und Knochen in einen Topf geworfen und einige Maiskörner, Bohnen und Erdnüsse hinzugetan. Nachdem der Rand des Topfes mit einem Palmwedel umwickelt ist, wird er auf den Weg getragen. Der Sprecher des Königs und sämtliche Anwesende fassen nun an den Rand des Topfes, und der Sprecher betet: „Busu nyasike va dzo de yewo dome eye yewole dzi kakaka, egbe yewole digbe le sevi me, eyata wo Mawu sodza, aha gbe no, wowe nikume yewole nyasiawo katã dim", d. h. das Fluchwort, das über sie gekommen ist nnd sie aufs tiefste bewegt hat, heute wollen sie es im Topf begraben, aber in deinem Angesicht, du großer und harmherziger (aha gbe no = der Palmwein verweigert, aber — schließlich — doch trinkt) Gott, wollen sie es tun. Hierauf wird den beiden Parteien ein Maiskorn gezeigt. Auf die Frage, was das sei, antworten sie: „Ein Maiskorn." Was macht man damit? Antwort: „Man steckt es in die Erde." Was geschieht dann? Antwort: „Es geht auf nnd bringt vielfältig Frucht." „Gut", sagt der Älteste, „merkt euch das! Wenn jemand von euch das Vorgefallene je noch einmal in den Mund nimmt, dann hat er schwer gesündigt, das Maiskorn ist dann aufgegangen und trägt ihm seine reiche Schuld ein." Jetzt wird der Topf mit einem Deckel zugedeckt und in einem mitten auf dem Weg ausgehobenen Loch vergraben, damit ein jeder, der des Weges geht, seinen Fnß darauf setzen muß. Hierauf hat jede Partei sechs Flaschen Branntwein zu beschaffen oder anch Palmwein. Die zwei ältesten Männer jeder Partei stellen sich nebeneinander vor den Häuptlingen auf. Der Sprecher reicht jedem ein Glas oder eine Kalabasse, gießt Branntwein bzw. Palmwein ein und sagt: „Bisher habt ihr nicht zusammen getrunken, heute werdet ihr wieder einig." Nachdem jeder etwas getrunken, werden die Gläser oder Kalabassen gewechselt, man ruft sich gegenseitig zu: „Von jetzt ab esse nnd trinke ich mit dir", trinkt aus, und die Freundschaft ist besiegelt. Man dankt nun und drückt sich gegenseitig die Hand. Die Angehörigen des Vernnglückten haben den Ältesten



Abb. 3. **Kaffeeplantage in Ho.**

[4]) Näheres über Pfandwesen und Schuldhaft in Togo in dem Aufsatz von H. Seidel in Bd. 79, Nr. 20 des Globus.

zwölf Mark fürs „Topfbegraben" zu zahlen. Jetzt geht's nach Hause. Am folgenden Morgen begrüßen sich die geeinten Parteien, gehen zusammen zu den Ältesten, grüßen und danken. Heute wird ein solcher Unglücksfall mit seinen Folgen viel erträglicher, und die Eingeborenen wissen das als einen Segen der deutschen Regierung zu schätzen.

Werfen wir nun einen Blick in die heidnische Familie. Jeder Hausvater bewohnt mit seiner Familie ein eigenes Gehöft, das ringsherum mit einem aus Palmrippen hergestellten Zaun umgeben ist, und zwar zum Schutz gegen die im ganzen Dorf sich frei herumtreibenden Schweine, Schafe, Ziegen und Hühner. Beim Bau der primitiven Heimstätten, an denen Türen und Läden keine Seltenheit mehr sind, helfen sich die Verwandten und Nachbarn gegenseitig. Auch im Hostamm herrscht die Polygamie, und wenn ein Mann mehrere Frauen besitzt, so gilt er für wohlhabend. Die Frauen werden aber nicht, wie man gewöhnlich annimmt, als Lasttiere, sondern im allgemeinen anständig behandelt; sie würden es sich anders auch gar nicht gefallen lassen. In Ho bleibt keine sitzen, wohl aber kommt es vor, daß nicht jeder Mann eine Frau bekommt. Sind mehrere Frauen in einem Gehöfte beisammen, so bewohnen sie ihre eigenen Gemächer. Die Frau hat das Kochen für die Familie zu besorgen, Haus und Hof rein zu halten, die Erziehung der Kinder, solange diese noch klein sind, allein zu leiten, außerdem hilft sie nach Kräften dem Manne auf der Plantage. Die Geburt eines Kindes wird stets mit Freuden begrüßt. Die Frauen bringen der Kreißenden die lebhafteste und tatkräftigste Teilnahme entgegen. Vor allen ist es die Mutter, die der Tochter in ihrer schweren Stunde Mut zuspricht, sie während der Wehen unterstützt und zu scharfem Pressen ermahnt. Damit die Gebärende letzteres besser tun kann, hat man ihr über der Herzgrube ein zusammengedrehtes Tuch um den Leib gebunden. Während der Wehen sitzt eine Frau hinter der Kreißenden, umarmt sie und drückt ihr von Zeit zu Zeit kräftig in die Weichen. Sobald die herbeigerufene Wehemutter an Ort und Stelle ist, erkundigt sie sich gleich, ob das Fruchtwasser schon abgegangen ist. Bevor dieses nicht geschehen, wagt sie es nicht, die Hand einzuführen. Leib, Schamgegend und Scheide der Kreißenden werden wiederholt mit einer klebrig schlüpfrigen Masse abgerieben, die man aus den Blättern einer Pflanze (ade) oder aus Fetri (einer Gemüseart) in heißem Wasser ausgepreßt hat. Das hat den Zweck, den Austritt des Kindes zu erleichtern. Oft setzt oder legt man die Gebärende mit den Beinen gegen eine Wand, daß sie sich stemmen kann; läßt sie wohl auch in eine leere Flasche pusten, um so die Wehen kräftig zu fördern und auszunutzen. Ist das Fruchtwasser abgegangen, so erwartet man, daß der Geburtsakt rasch vor sich gehe. Die Gebärende legt sich dann auf den Rücken oder wird — was meistens geschieht — von Frauen unter die Achselhöhlen gefaßt und in die Höhe gehalten. Schließt die Hebamme auf Querlage, so führt sie die Hand ein, nachdem sie sie mit der oben erwähnten klebrigen Masse bestrichen, sucht den Unterkiefer des Kindes zu fassen und Schädellage herzustellen. Bei ganz schweren Fällen wird schließlich ein Zauberpriester zu Hilfe gerufen, der aber, da er keine Ahnung von Desinfektion hat, gewöhnlich großes Unheil anrichtet. Sobald der Kopf ausgetreten ist, hält ihn die Hebamme mit der einen Hand, während sie mit der anderen unter die austretende Schulter faßt. Ein Ziehen vermeidet sie. Ist das Kind da, so hält sie es mit den Händen und ermahnt die Mutter, sofort die Nachgeburt auszudrücken. Erst nach diesem Akt wird die Nabelschnur abgeschnitten. Für dieses Geschäft ist eine bestimmte Frau da, die wowonyitsola = Nabelabscheiderin. Etwa 20 cm vom Nabel entfernt fährt sie mit einem Baumwollfaden etwa achtmal um die Nabelschnur und macht einen doppelten Knoten. Hierauf schneidet sie mit einem Stahlmesser — früher benutzte man ein solches aus einer Palmrippe — die



Abb. 4. **Hoer von der Jagd heimkehrend.**

Nabelschnur, die dem Nabel zu von einer Frau so lange festgehalten wird, ab. Diese Manipulation muß langsam vor sich gehen, auch muß die Frau eine gemütliche, humorvolle Person sein, die viel lacht, damit das Kind auch bald lache. Nach drei Tagen schon soll die Nabelschnur abfallen; durch Aufstreichen von Landesmedizin beschleunigt man oft die Sache. Der kleine Weltbürger wird alsbald eingeseift und in warmem Wasser gebadet. Die Mutter geht ins Badezimmer hinter dem Hause, wo ihre Freundinnen sie waschen. Die Nachgeburt wird nur des Morgens eingegraben, und zwar wird das von einer Frau besorgt. Nachdem sie ein Loch in die Erde gemacht, legt sie zunächst zwei grüne Blätter hinein und auf diese die Nachgeburt; ist das Neugeborene ein Mädchen, so legt sie oben darauf zwei, ist es ein Knabe, drei Blätter; hat die Frau noch keine Kinder gehabt, so gibt sie auf das Eingesenkte ihren Urin, deckt mit Erde zu und hofft nun selbst bald ein Kind zu bekommen. Hat die Wöchnerin sich einigermaßen erholt, so legt sie ihre besten Kleider an und geht zu ihren Freundinnen und allen, die ihr Geschenke gemacht haben, und bedankt sich. Vor zwei Jahren soll sie nun nicht wieder niederkommen, sonst hat sie von ihren Verwandten böse Schelte zu gewärtigen. Wahrscheinlich ist diese zweijährige „Schonzeit" in den Augen der Eingeborenen erwünscht und geboten aus Rücksicht gegen das jüngste Kind, das doch mindestens 18 Monate von der Mutter gestillt wird.

Das Kind erhält sofort einen Namen, und zwar wird es gewöhnlich nach dem Wochentage genannt, an dem es das Licht der Welt erblickt hat. Doch werden auch andere Namen, etwa solche, die eine Befürchtung ausdrücken oder auf schwierige Umstände hinweisen, unter denen die Geburt erfolgte, gegeben. Solche Namen tragen häufig die in Kriegszeiten Geborenen. Die Mutter liebt ihr Kind zärtlich und trägt es, gewöhnlich auch während der Arbeit, auf dem Rücken.

Wenn die Knaben sechs Jahre alt geworden sind, pflegt der Vater sie mit auf den Acker zu nehmen und in die Plantagenarbeit einzuführen. Zwischen dem sechsten und neunten Jahre wird auch die Beschneidung mittels eines Steinmessers — heute wohl auch Stahlmessers — vorgenommen. Die Mädchen helfen der Mutter bei den häuslichen Arbeiten. Ist das Mädchen acht bis zehn Jahre alt geworden, so wird es von den Eltern verlobt. Die Eltern des Mädchens erhalten von den Eltern des Bräutigams ein Geschenk in Yams und Pisang und die sogenannte Morgengabe, etwa 40 bis 60 M. in Geld. Letzteres kann nach und nach bezahlt werden. Allerlei Hilfeleistungen in Haus und Feld und kleinere Geschenke von den Eltern des Bräutigams sollen beweisen, daß die Verlobung der Kinder immer noch perfekt ist. Ist der junge Bräutigam etwas erwachsen, so arbeitet er jedes Jahr mit einigen Freunden mindestens dreimal auf der Plantage seines künftigen Schwiegervaters, fängt auch an, seiner Braut Geschenke zu machen. Er bringt den Schwiegereltern jedes Jahr einen Teil seines schönsten Yamses, erlegt er auf der Jagd ein Tier, so erhalten sie das schönste Stück Fleisch. Ist die Braut nun heiratsfähig, so sagen ihre Eltern dem Bräutigam: „Deine Frau ist gewachsen, komm und heirate sie!" Der Bräutigam, der inzwischen ein eigenes Haus mit Küche gebaut haben muß, kauft nun einen afrikanischen Stuhl, umwickelt diesen mit einem Strang von etwa 150 Kaurimuscheln, fügt zwei Schlafmatten bei und bringt diese Gegenstände den Schwiegereltern. Diese rufen ihre Tochter und geben ihr die Sachen mit dem Bemerken: „Das hat dir dein Mann geschickt." Die Braut nimmt die Geschenke in Empfang und pflegt auf dem Stuhle zu sitzen, die Matten aber bewahrt sie auf bis zu dem Tage, an dem sie ins Haus des Bräutigams einzieht. Dieser besorgt nun zwei große Gefäße Palmwein, das eine für den Vater der Braut, das andere für ihren Onkel, den Bruder der Mutter. Sodann verfertigt der Bräutigam drei Landeskleider, ein großes, ein mittelgroßes und ein kleines, kauft



Abb. 5. **Didada-Spiel in Ho.**

ein Stück europäisches Baumwollenzeug und einige Kopftücher — wenn möglich, ist ein seidenes darunter — legt noch einen kleinen Betrag Muschelgeld bei und übergibt die Sachen zwei Freunden mit dem Auftrage, sie im Hause seiner Braut abzugeben mit folgender Botschaft an die Schwiegermutter: „Auf meiner Seite ist alles in Ordnung, ich bin bereit."

Nach einigen Tagen sendet der Bräutigam wieder zwei Freunde und läßt der Schwiegermutter sagen: „Schicke mir meine Frau!" Die Mutter sagt ihrer Tochter: „Dein Mann läßt dich rufen." Wenn es der Braut paßt, so geht sie mit den Boten zu ihrem Geliebten und schläft die Nacht bei ihm; am folgenden Morgen geht sie wieder in ihr Elternhaus. Wenn es ihr beliebt, geht sie auch die folgenden fünf Abende zu ihrem Geliebten und bringt die Nächte bei ihm zu. Jetzt kauft der angehende Ehemann für 20 Pf. Palmwein und schickt diesen der Schwiegermutter mit dem Bemerken: „Das ist nun mein letztes Geschenk." Diese läßt an einem der nächsten Tage dem Bräutigam sagen: „Morgen werden wir dir die Braut schmücken." Sobald der Morgen graut, badet sich die Braut; hierauf wird sie von Mutter und Freundinnen angekleidet und geschmückt. Über der Haarfrisur trägt sie ein seidenes Kopftuch, am Halse prangen Perlen- oder Silberketten, den Körper deckt in Form eines Landeskleides ein Stück Samt; über den Waden trägt sie Glasperlenschnüre, über den Knöcheln an beiden Füßen je eine Kette Kaurimuscheln, die mit den roten Schwanzfedern eines Papageien geschmückt sind. Die Arme zieren Perlschnüre oder Armspangen. Die stolze Mutter führt nunmehr ihre schöne Tochter durchs Dorf und zeigt sie den Bewohnern, denen sie danken und ihren Gruß entbieten. Die Dorfbewohner sammeln Geschenke für die junge Frau. Gegen 9 Uhr kommen der Bräutigam und dessen Verwandte und bringen eine ungeheure Menge von Fufu, Suppen und Fleisch. Nachdem man tüchtig gegessen und dem Palmwein zugesprochen hat, wird das junge Paar von Freunden und Freundinnen singend und tanzend dreimal über den Markt geführt. Die junge Frau, nachdem sie mit ihrem Manne allen gedankt hat, verbleibt nun zunächst einige Tage im Elternhaus. Der Mann schickt alsdann wieder zwei Männer, welche seine Frau zu ihm bringen. Am folgenden Morgen führt sie sich als Hausfrau bei den Verwandten ihres Mannes ein, indem sie diese in ihrem neuen Heim zu Gaste ladet und für sie kocht. Von jetzt ab sorgt sie für ihren Mann. Die Liebe zu ihm wird aber niemals die Liebe zu ihrer Mutter verdrängen können, besonders dann nicht, wenn ihr Mann noch andere Frauen neben ihr hat. Mutter und Tochter bleiben bis zum letzten Atemzug aufs innigste miteinander verbunden.

In wirtschaftlicher Beziehung stehen die Hoer nicht schlecht. Von der vor etwa 50 Jahren unter ihnen gegründeten Niederlassung der Norddeutschen Mission haben sie fortwährend großen Nutzen gezogen. Durch Hängematte- und Lastentragen, durch Arbeiten auf den Versuchsplantagen der Mission, beim Bauen der Missionshäuser haben sie schönes Geld verdient. Andere erlernten das Maurerhandwerk, die Tischlerei und Holzsägerei. Die in den Missionsschulen zu erlangende Bildung sichert der heranwachsenden Jugend ein leichteres Fortkommen. Die wichtigsten Zweige der Eigenindustrie sind: Spinnerei, Färberei, Weberei und Flechterei. Die Frauen besorgen das Spinnen der selbstgepflanzten Baumwolle, die Männer das Spulen, Färben und Weben des Garnes. Die fertigen schmalen und bunten Zeugstreifen werden zu hübschen und haltbaren Tüchern, die als Kleider dienen, zusammengenäht.



Abb. 6. **Totenklage in Togo.**

Der Hoer ist aber vor allem ein sehr fleißiger Ackerbauer, bei der Arbeit auf der Plantage, die mit Yams, Pisang, Erdnüssen, Mais, Bohnen, Baumwolle, verschiedenen Kürbisarten usw. bepflanzt ist, ist ihm am wohlsten. Einige unter ihnen haben auch, durch das Beispiel der Mission (Abb. 3) angeregt, kleine Kaffeepflanzungen an-

gelegt. Das Hauptnahrungsmittel der Hoer ist der Yams, aus dem durch Stampfen der berühmte Fufu bereitet wird [5]). Bei den Mahlzeiten gruppieren sich die männlichen Glieder der Familie zu ebener Erde auf der schmalen Veranda des Hauses oder im Schatten eines Baumes um die Schüssel und nehmen in hockender Stellung, der Vater meistens auf einem niedrigen Schemel, das Mahl ein. Die Hausfrau und ihre Töchter essen ebenfalls allein aus einer besonderen Schüssel. Ohne Löffel und Gabel führt man die Speisen mit der rechten Hand zum Munde.

Palmwein, der Saft aus der Ölpalme (Elaeis guineensis), den der Neger gern trinkt, wird in Ho fast das ganze Jahr gewonnen, in großen Mengen wird er aber während der trockenen Jahreszeit, Dezember bis März, wenn die Feldgeschäfte ruhen, produziert. Die Palme wird gefällt und oben am Stamme, wo das markige Fleisch in das Herzblatt ausläuft, ein etwa 20 bis 25 cm langes und 15 cm breites Loch in den Stamm geschnitten bis beinahe auf die Rinde der unteren Seite. Durch den Boden des Loches wird nach unten mit einem runden, scharfen Eisen eine kleine Öffnung gestoßen und in diese eine Holunderröhre gesteckt, die in einen Topf mündet. Vom zweiten Tage ab wird das Loch jeden Abend mit einer Fackel aus dürren Palmrippen erhitzt bzw. ausgebrannt, damit der Saft den richtigen gärenden Geschmack bekommt und die Poren, durch die der Saft läuft, offen bleiben [6]). Die Palme läuft etwa drei bis vier Wochen lang und liefert täglich $1^1/_2$ bis 2 Liter Saft. Dieser wird jeden Morgen und Abend abgenommen und nach Hause gebracht, oft auch schon im Palmenhain verkauft. Wenn die Hoer die Tagesarbeit getan, sitzen sie abends gern gesellig beisammen, rauchen ihre Pfeifen, besprechen die Tagesneuigkeiten und trinken ihre Kalabasse Palmwein. Wie überall, so finden sich auch in Ho notorische Trinker, die ihre Kneipnamen haben, mit denen sie sich rufen, und die in bestimmten Dorfvierteln sich zusammenfinden und leider auch dem Branntwein stark zusprechen.

Ein ganz besonderes Vergnügen bereitet den Hoern die Jagd, die namentlich in der Harmattanzeit, also Dezember bis März, fleißig betrieben wird. Es finden sich immer eine Anzahl Männer und Jünglinge, oft 10 bis 20 an der Zahl, zusammen, die mit ihren langen Steinschloßgewehren, den sogenannten Dänenflinten, in den Busch ziehen, dort das dürre Gras anstecken und dann das durch das prasselnde Feuer aufgescheuchte Wild an geschützten Stellen mit gespanntem Hahn erwarten. Das erlegte Wild wird an Ort und Stelle, nachdem man die Haut abgezogen, zerlegt und das Fleisch geteilt; der glückliche Schütze, der das Tier zur Strecke gebracht hat, bekommt natürlich den Löwenanteil. Dann geht es in fröhlichem Zuge nach Hause (Abb. 4). Es gibt auch Jäger von Beruf, die das ganze Jahr hindurch auf die Jagd gehen und oft Tage und Nächte hindurch im Busch verweilen. Perlhühner, Feldhühner, verschiedene Arten von Antilopen, Büffel. Wild- und Stachelschweine werden oft erlegt. Um ein Platzen des Gewehres zu verhindern, werden am Schaft Zaubermittel befestigt. Für Leoparden stellt man Flintenfallen. Hat in Ho ein Junge das 15. oder 16. Lebensjahr erreicht, so kauft ihm der Vater eine Flinte. Hocherfreut geht der Junge mit seiner Waffe zu seinen Verwandten und zeigt, wie er schießen kann. Hat er seine Sache gut gemacht, so bekommt er ein kleines Geldgeschenk, damit er sich Pulver kaufen kann. Der angehende Schütze übt sich zunächst im Schießen auf Vögel, später wagt er sich an Hochwild. Der Vater gibt dem Jungen ganz genaue Vorschriften und Regeln, deren erste lautet, erst dann zu schießen, wenn er die Ohren und den Schwanz des Tieres gesehen habe. Hat der Jüngling ein großes Tier erlegt, so wird er unter Erfüllung mysteriöser Gebräuche in den Verband der Jäger aufgenommen.

Mit Vorliebe sammelt sich auch die heranwachsende Jugend zu fröhlichem Spiel auf der Dorfstraße. Gern beschäftigt sie sich mit Soldatenspiel. Ältere Knaben und junge Männer spielen gern das Mühlenspiel. Da sie keine Spielbretter haben, so ziehen sie im Schatten eines Baumes Linien auf der Erde; als Steine dienen Holzstäbchen, und damit diese nicht verwechselt werden, stecken sie sie schief geneigt nach ihrem Eigentümer in die Erde. Ein noch beliebteres Spiel ist das sogenannte Didada (Abb. 5). An diesem Spiel können sich bis zu zehn und noch mehr Personen beteiligen. Die Spieler bilden zwei Parteien. Jede derselben legt vor sich auf die Erde zwei Reihen Kerne von der Größe einer Kastanie, welche die Gegenpartei wegzuschießen oder wegzuwerfen hat. Als Kugeln dienen ebenfalls solche Kerne. Das Spiel wird in hockender Stellung, etwa auf 4 m Entfernung, ausgeführt. Man muß staunen, wie genau sie durch geschickte Fingergriffe die Kugeln werfen. Die Schlacht geht in aller Ordnung vor sich. Mit einer Kugel wird angefangen; trifft sie, so wird sie mit dem getroffenen Kerne dem glücklichen Schützen zurückgegeben; seine Partei darf dann, sobald sie wieder an der Reihe ist, auch mit der gewonnenen schießen. Die Schützen wechseln der Reihe nach; alle Kugeln, die fehl gehen, werden von der Gegenpartei aufgefangen und von ihr verschossen. Die siegende Partei ist diejenige, welche dem Feinde sämtliche Kugeln seiner zwei Reihen weggeschossen hat. Bei diesem Spiel fehlt es nie an jungen und alten Zuschauern, die es mit gespannten Blicken verfolgen. An den Abenden und bei mondhellen Nächten wird oft bis nach Mitternacht getrommelt, getanzt, gesungen und gespielt.

In Krankheit und Tod sehen die heidnischen Hoer bittere Zugaben zu diesem Erdenleben, die Gott ihnen „in den Leib gelegt hat“. Sie nehmen die Hilfe der Medizinmänner in Krankheitszeiten jetzt wenig mehr in Anspruch, sondern kommen mit ihren physischen Leiden vertrauensvoll zum Missionar, von dessen wohltätigem und selbstlosem Arbeiten sie sich längst überzeugt haben.

Geht's mit einem Kranken zu Ende, so benachrichtigt man schnell die nächsten Blutsverwandten. Sind diese ans Sterbebett getreten, so fragen sie: „Was ist's denn?“ Der Sterbende antwortet: „Nye mele anyi nogbe wò, do ete nunye“, das heißt: ich bin nicht mehr hier bleibend, ich habe keine Kraft mehr. Weitere Fragen, die man an ihn stellt, sind: Ist eine Sache zwischen dir und einem anderen? Bist du jemand etwas schuldig, oder von wem hast du etwas zu fordern? Woher kommt deine Krankheit? Hat dich jemand verhext oder verzaubert, so suche dein Geist den Betreffenden zu töten; hat aber Gott dich gerufen, so reise glücklich! Ist der Tod eingetreten, so wird gleich zweimal geschossen. Die Kutsilawo = Klageleute verbreiten die Trauerbotschaft. Nachdem der Verstorbene gewaschen, wird ihm seine schmutzige Leibbinde, die er auf der Plantage täglich trug, angelegt; dann wird er auf der Veranda des Hauses oder auf der Dorfstraße unter dem Schatten eines Baumes aufgebahrt und mit schönen Gewändern bedeckt, Hut und Pfeife auf die Brust gelegt. Neben ihm werden alle die schönen Kleider, die er hatte, und sein Vorrat an Schwarzpulver

[5]) Vgl. meine ausführliche Beschreibung über den Yamsbau im Globus, Bd. 84, Nr. 17.

[6]) Vgl. meine ausführliche Beschreibung der Ölpalme in Togo in den Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft, 3. Jahrg., Heft 4.

ausgestellt, damit die Leute ihn seines Reichtums wegen loben und bewundern (Abb. 6, Totenklage).

Von den Dorfältesten wird die Zeit der Beerdigung festgesetzt; gewöhnlich findet sie am Abend des folgenden Tages statt. Ist der Verstorbene der Hausvater und nicht an einer bösen Krankheit gestorben, so wird er unter seiner Wohnstätte begraben. Die Totengräber haben ihr festes Amt und bekommen für ihre Arbeit am Begräbnistage gutes Essen und zwei Flaschen Rum, früher Palmwein. Während der Beerdigung und auch schon vorher wird tüchtig geschossen, damit nicht böse Geister der abgeschiedenen Seele die Reise in die Unterwelt erschweren. Mit einem Landeskleid umwickelt wird der Tote ins Grab gelegt; die Pfeife gibt man ihm mit, außerdem etwas Muschelgeld, damit er dem Fährmann Akotiami die Überfahrt über den Fluß bezahlen kann. Vom jenseitigen Ufer führt ein gerader Weg ins Tsiewe, die große Totenstadt, wo die Seele mit den vorangegangenen Vätern für immer zusammen wohnen darf. Alles aber, was die Seele in der Unterwelt ißt und trinkt, sättigt sie nicht, darum ist sie mit einem beständigen Heimweh nach diesem Erdenleben erfüllt. Wer sich in der Unterwelt gut führt und namentlich die auf der Erde Zurückgebliebenen in Ruhe läßt, der wird später damit belohnt, daß er noch einmal auf diese Erde zurückkehren und als Mensch geboren werden darf. Die Bleibestätte der Fetischpriester und Zauberer ist von jener durch einen dichten Pisangwald getrennt.

Andere Glieder der Familie werden, falls sie eines natürlichen Todes gestorben sind, auf dem allgemeinen Friedhofe im Busch beerdigt. Diejenigen, die einen „bösen" Tod sterben, wie Selbstmörder, Mörder, Meineidige, Verunglückte, Wöchnerinnen, werden mit weißer Erde bestrichen, damit ihr Gott, der sie gerufen, den man sich auch weiß denkt, sie leicht erkennen kann, und dann werden sie auf dem Atsiamanya, das ist Fluchacker, bestattet.

Das Christentum hat in Ho schon dankbare und anerkennenswerte Früchte gezeitigt. Das Dorf Achlicha ist fast ganz christianisiert, die Übergetretenen aus Achoe = Cheve haben unweit der Missionsstation eine Niederlassung — Bethel — gegründet, ebenso wohnen die Christen von Wegbe in einem besonderen Stadtteil. Das Heidentum ist wohl erschüttert und im Niedergang begriffen, aber noch nicht verschwunden, ja es regt sich bisweilen noch in unheimlicher Kraft.

Religiöse Quarantäne auf den Westkarolinen.

Von Arno Senfft, Kaiserlicher Bezirksamtmann.

Alljährlich zur Zeit des Nordostmonsuns, also ungefähr in den Monaten Dezember bis Juni, treffen Bewohner der West- bzw. Zentral-Karolinen, insbesondere der nahe gelegenen Inseln Ululsi und Feis (90 bzw. 140 Seemeilen) mit einer Anzahl Kanus in Jap ein, um ihrem in dem Dorfe Gatschbar wohnenden Suzerän, in dem sie gleichzeitig eine Art Hohenpriester erblicken, ihren Gehorsam zu beweisen und Tribut abzuliefern. Er fiel in diesem Jahre (1904) spärlicher aus als gewöhnlich und bestand in einer Anzahl Matten und einigen Töpfen Melasse.

Die Matten werden aus Bananenfaser auf Webstühlen von den Frauen geflochten, sie dienen den Zentralkarolinern als Kleidung, bis zu einem gewissen Grade aber auch als Zahlungsmittel; sie sind etwa 140 cm lang, die für Männer bestimmten etwa 30 bis 40 cm breit (garir), die für Frauen 40 bis 50 cm (gilefei), geschmackvoll schwarz oder karmesin gemustert, mit Fransen an den Enden versehen. Die Männer falten die Matten zusammen und schlingen sie zwischen den Schenkeln hindurch um den Leib, die Frauen tragen sie um die Hüften und befestigen sie mit einer aus vielen Strängen zusammengebundenen Haarschnur (schim) und bei besonderen Gelegenheiten mit einem aus mehreren Reihen kleinster Muschel- und Holzscheibchen bestehenden Gürtel, der durch senkrecht gestellte Schildpattstäbchen in mehrere Abteilungen getrennt wird. Dieser Gürtel (in Jap togubiai, in Oleai kil, und in Ululsi bül genannt) sind die besten mir bekannten Manufakte karolinischer Feinarbeit und stehen auch unter den Eingeborenen in großem Wert. Auch ein gewisser Aberglaube knüpft sich an den Besitz; denn als ich einen solchen Gürtel bei meiner Anwesenheit in Ululsi von einer Frau kaufen wollte, wurde mir erwidert, sie besitze nur einen und würde den Verlust ihres Kindes zu beklagen haben, wenn sie ihn fortgäbe.

Die Melasse (ludsch) wird aus dem Safte der Blütenstandsachse der Kokospalme gekocht und hat einen angenehmen süß-säuerlichen Geschmack.

Die Fahrten werden auf großen Kanus mit stark nach unten ausgebuchtetem Rumpf, kräftigem Ausleger auf der einen und Plattform auf der anderen Seite angetreten. Der Typ dieser Kanus (baubu) ist in den Westkarolinen bis nach Satuwal gebräuchlich. Die Schnäbel gabeln sich nach oben und werden sorgfältig geschützt. Das Kanu wird aus dem Stamme der Brotfruchtart ungefügt gezimmert, deren Früchte Kerne haben. Die einzelnen Bretter werden mit Kokosbindfaden fest aneinander gebunden und die Löcher und Spalten mit einem aus Brotfruchtbaumsaft gemachten Kitt kalfatert. Das Tauwerk wird aus Kokosfasern gedreht, und die Segel flicht man aus Pandanusblättern, die zu diesem Zwecke vorher lange gewässert und ihrer Stacheln beraubt werden. Auf dem Ausleger und der Plattform befinden sich hüttenartige Blätterdächer, von denen eins dem Kanuführer gebührt, das andere der Besatzung und Ladung Schutz gegen Regen und Sonne gewährt. Die Führung liegt in der Sternkunde erfahrenen Männern ob, die ihre Fähigkeit erst durch verschiedene Probefahrten unter Aufsicht alter Kanuführer dargetan haben müssen. Als Amulett gegen widrige Winde und Strömungen dient eine liós genannte Figur, 25 bis 40 cm groß, die den Oberkörper eines Mannes mit Januskopf darstellt; sie wird entweder aus Holz oder Kalk oder Erde geformt und zeigt als Füße die gezähnten Knochen aus dem Schwanz des Rochen; um den Hals bindet man ein schmales Kokosblatt. Weibliche Eingeborene dürfen sich nur an diesen Reisen beteiligen, nachdem sie geboren haben; im allgemeinen aber ist ihre Teilnahme eine geringe. Eine Reihe der zahlreichen Inseln des Ululsi-Atolls gehört Eingeborenen der Dörfer Gatschbar und Onean auf Jap, und diese pflegen den Ululsileuten auch die Fahrzeuge zu den Besuchsreisen zu liefern.

Beim Eintreffen in Jap sind die Besucher zunächst einer Art von Quarantäne unterworfen. Sie haben vier bis fünf Tage in einem großen, auf dem Riff errichteten Hause zu bleiben. Nach diesem Zeitpunkte wird ihnen das Betreten der Dörfer erst nach einer bestimmten Zeremonie gestattet. Am 12. Juni 1904 nahm ich an einer solchen in den Dörfern Onean und Gatschbar teil. Die beteiligten Ululsi- und Feisleute waren am Strande,

und eine große Anzahl Schaulustiger aus Jap hatte sich in den genannten Orten versammelt. Auf dem nach Japsitte mit flachen Steinen belegten und mit Rückenlehnen versehenen geräumigen Versammlungsplatz saß der Priester, reichlich mit Gelbwurz geschminkt, einen Blumenkranz auf dem Kopfe, neben sich den unteren Teil der Rippe eines Kokokswedels, in dem junge hellgrüne Kokosblätter befestigt werden, und eine alte Kokosnuß. Auf einer Seite saß ein Jüngling mit einer Signalmuschel, auf der anderen, unterhalb des erhöht gelegenen Versammlungsplatzes, eine große Schar festlich mit Hibiscusblumen, Gelbwurz und bunten Grasröcken geschmückter Frauen und Mädchen; die männliche Bevölkerung füllte die übrige Umgebung aus. Zunächst nahm dem Priester gegenüber ein angesehener Eingeborener Platz, dem jener unter mit tremolierender Stimme gesprochenen Formeln mit schwarzer Farbe aus einer ausgehöhlten Betelnuß Tupfen auf Stirn, Wangen, Brust und Rücken drückte. Diese Prozedur soll den Betupften vor übler Nachrede der Gäste in Jap und später auf deren Heimatinseln schützen, vor allem vor dem Vorwurf mangelnder Gastfreundschaft und Knauserei. Darauf begann der Priester seine Beschwörungen mit lauter Stimme, in kurzen, abgehackten Sätzen und pflückte dabei Stückchen der grünen Kokosblätter ab; dann schrie er mit sich überhastender Stimme einen endlosen Satz, nachdem er die Rippe mit der alten, in Blätterschleifen gekleideten Kokosnuß vertauscht hatte, und schloß mit einigen lauten Rufen, zu denen sein Nachbar in die Muschel blies. In diesem Augenblicke erhob sich alles und schrie mit Lungenkraft, während die Frauen mit Stöcken und Kokosrippen auf die Steine, den Erdboden und die Bäume schlugen.

Der Priester verließ nun seinen Platz und begab sich, gefolgt von der Menge, an das Meeresufer, wo die Kanus auf dem Strande lagen. Er bestieg eins nach dem anderen und klopfte je dreimal mit dem Zweige einer in Jap dschifis genannten Pflanze auf den Rand und Mast; dann warf er den Zweig fort, löste die Schleifen der Kokosnuß und berührte mit ihr gleichfalls dreimal Rumpf und Mast. Für jedes Fahrzeug wurde ein neuer Zweig und eine andere Nuß gebraucht. Immer, wenn er ein Kanu verlassen hatte, bestiegen es einige Männer, hoben die Masten aus der Öse und legten sie längsseits nieder. Der ganze Vorgang wurde durch ununterbrochenes Schreien, durch das sich besonders die Weiber auszeichneten, begleitet. Damit war die Kanuweihe in Onean beendet, und die Teilnehmer begaben sich nach dem benachbarten Ort Gatschbar, wo sich das Schauspiel wiederholte.

Als Priester war ein Mann aus dem Dorfe Riken tätig. Die Beschwörungsformeln bestehen aus nur ihm bekannten Worten, die er von seinem Vater, der den gleichen Beruf versah, gelernt hat. Nur diesem einen Mann kompetiert die Weihe der Kanus, obschon er von niederer Herkunft ist; denn es besteht der Glaube, daß jeder, der ihm ins Handwerk pfuschen wollte, nach zehn Tagen stürbe. Für seine Verrichtungen erhielt er reiche Bezahluug in Matten und Perlschalen. Der Zweck der ganzen Zeremonie ist, die Orte vor Ansteckung zu schützen, vor allem vor Ringwurm und anderen Hautkrankheiten sowie Augenerkrankungen. Nach ihrer Beendigung steht den Ankömmlingen der Besuch der ganzen Insel Jap frei.

Die Fremden verweilen nun dort, bis westliche Winde einsetzen. Vor Antritt der Heimreise werden wiederum bestimmte Formen beobachtet. Die Führer der einzelnen Kanus nehmen in die eine Hand einen brennenden Kokoswedel, in die andere einen Zweig des in Jap ngäl genannten Baumes und schlagen mit dem Zweig auf den Wedel, während die Kanusteuerer in die Signalmuscheln blasen. Wenn nach diesem Vorgange zwei Tage hintereinander günstiger Wind weht, treten sie die Rückreise unter dem Oberbefehl eines besonders erfahrenen Seemannes an. Draußen auf offener See kommen später auf ein gegebenes Signal sämtliche Fahrzeuge zu dem Kanu des Oberführers, der nun nochmals durch Beklopfen der Masten, Segel und Steuer eine günstige Fahrt herbeizuführen sucht. Bei der Ankunft auf der Insel Ululsi wird wieder eine Art Quarantäne abgehalten. Vier Tage ist den Rückkehrenden das Betreten der Häuser und das Klettern anf Kokospalmen verboten, am letzten Tage der Frist schminken sie sich den Körper mit Gelbwurz und veranstalten ein großes Essen; danach wird durch verschiedene Manipulationen mit einem Kokosblatt die Insel vor Ansteckung geschützt und ihr Betreten den Ankömmlingen freigegeben.

Auf der Flucht von Inachab zum Oranienfluß.

Von Ferdinand Gessert. Steinkopf, Kapkolonie [1]).

Das Bezirksamt hatte den Abfall der Witkams den Farmern zeitig bekannt gemacht, aber in den Zufluchtsstätten von Keetmanshoop, Betbanien und Gubub war für die Sicherheit von Mensch und Tier nur unzureichend gesorgt. So beschloß ich, einen Teil meiner Herdentiere über die englische Grenze nach Süden zu retten durch eine Gegend, die als eins der wildesten Gebirgsländer des Schutzgebietes und als Übergangsstrich zur Winterregenzone viel des Interessanten bietet. Es war ein Jammer, die prächtigen Rinder aus dem guten Weidefelde bei Überfluß von Dammwasser auf viele Monate hinaus von Inachab wegzutreiben. Beim Damm von Ariamab war Gras und Wasser zum letzten Male in Fülle vereint, dann begannen die Mühen des Treks; das eine schließt das andere aus, da sich nun nur noch in engen Klüften, aus denen die Tiere weit bis zur Weide zu laufen hatten, Wasser fand. Nachdem wir die Terrassen des dolomitischen ǂHasberges hinter uns hatten, überschritten wir bei Nakais (Hakais der „Kriegskarte") den Koankibfluß, der in seinen ausgedehnten baumbestandenen Ebenen, seiner zeitweise großen und wochenlangen Wasserführung bei günstigen Grundwasserverhältnissen eine Hauptader der Bodenkultur zu werden berufen ist. Die Menge von Akazien, Tamarisken und Ebenholzbäumen beweisen auch hier den erschließbaren Wasserreichtum. Nakais (der palatale Klix ist am besten durch N, der dentale durch T wiederzugeben) ist eine nun trockene Grabwasserstelle. Durchaus anders als das Koankibtal ist der Charakter des ausgedehnten Überschwemmungsgebietes des Hunsflusses. Während dort der gute Schwemmboden steinlos ist und die Giraffenakazie und der Dornbaum unter den Akazien vorherrschen, ist hier der Boden mit Geröll, als Zeichen des weit stärkeren Gefälles, bedeckt,

[1]) Die vorliegenden Mitteilungen, die eine Reihe geographischer und wirtschaftlicher Bemerkungen enthalten, sind aus Steinkopf (östlich von Port Nolloth) vom 23. November datiert. Des Verfassers Flucht von seiner Farm Inachab scheint im Oktober vor sich gegangen zu sein. Zur Orientierung vgl. das Blatt Warmbad der Sprigade-Moiselschen „Kriegskarte von Deutsch-Südwestafrika". D. Red.

und im Unterlauf, in der Breite von ein paar Kilometern, überwiegt die Acacia detinens in dichtem Bestande so, daß man glauben könnte, man befände sich in den Steppen des Hererolandes, wenn nicht die Konturen des schroffen Kalkgebirges andere wären als die der Granitketten des Damaralandes. Nur selten kommt der Huns-Rivier in voller Breite ab, wälzt dann aber, wie aus dem an engeren Stellen in den Baumkronen zusammengespülten Reisig zu entnehmen ist, weit über 1000 cbm in der Sekunde abwärts. Will man diese Wassermengen auffangen und ausnutzen, so geschähe das am besten nach dem Einlauf in den Koankibfluß wegen des geringen Gefälles und besseren Bodens. Die Quelle des Huns ist in der Ergiebigkeit sehr abhängig von der Güte der vorausgehenden Regenjahre, läßt sich zuweilen zwischen den rezenten Kalkablagerungen ein paar Kilometer weit verfolgen und liefert stets Tränkwasser für mehr Tiere, als das dürftige scharfsteinige Gebirge ernähren kann. Die vielen kleinen Quellen im Oberlauf der Quellflüsse des Huns-Rivier versiegen häufig ganz. Weizen, Tabak, Melonen und Gemüse gedeihen sehr schön in den Gärten von Huns. Dort weigerten sich mehrere meiner Leute, weiter mitzugehen, so daß ich gezwungen war, das Kleinvieh und einen Teil der Rinder zurückzulassen, um so mehr, da es auf dem weiteren Wege schlecht geregnet und auch der kürzlich gefallene Nebelregen jene Gegend kärglich bedacht hatte. Auch hörte ich, daß der einzige Ansiedler des Landstriches, ein an Vieh reicher Boer, von Witpits, nahe Haries, bereits geflüchtet sei, da Hendrik Witbooi seinen Besuch in Aussicht gestellt hatte. Jenes trekende Vieh hatte nun das Regenwasser, das sich auch nach schwachem Regen in den Löchern der Gneiskuppen sammelt, bereits ausgetrunken, wodurch dem Nachzügler der Trek doppelt erschwert wurde.

Wegen des großen Umweges, den der Wagenweg im Gebirge zu machen gezwungen ist, wählten wir einen Fußweg. Das scharfe dolomitische Gestein würde bald die Hufe der Tiere völlig untauglich machen, wenn es nicht möglich wäre, meist den tief eingeschnittenen Rivierläufen zu folgen, in denen die Steine und Felsen in Sand, Kies und feineren Boden eingebettet sind. Wo das Tal plötzlich abstürzt, ist man genötigt, in Serpentinen, die den Faltungen des Schichtgesteines folgen, zur höheren Terrasse aufzusteigen.

Das ganze dolomitische Huibplateau dacht sich nach Osten ab, so daß hier die Wasserscheide weit nach Westen verschoben ist und die der Küste zustrebenden Flüsse nur geringe Entwickelung zeigen. Auch sind die einzeln stehenden oder in Ketten angeordneten Gneiskuppen der Wasseransammlung wenig günstig, da sie das vom Gestein ablaufende Wasser nach allen Seiten divergieren lassen, während die kranzartige Bildung der Tafelgebirge größeren Wasseransammlungen sehr günstig ist. Die Tafelgebirge waren einst sehr viel höher; denn die Ringberge entwässern ihre zentrale Mulde häufig an der höchsten Stelle des Kranzes durch eine tiefe Schlucht, deren Bildung an dieser Stelle offenbar nur möglich war, als die Mulde durch einen hohen Berg ausgefüllt war. Endlose Zeiten sind verlaufen, bis bei dem geringen Regenfall die tiefen Schluchten eingefressen, die überlagernden Gebirge, deren einstige Existenz durch vereinzelt stehengebliebene Köpfe bewiesen wird, weggewaschen waren.

Südafrika hat bekanntlich Zeiten sehr verschieden starken Regenfalls durchgemacht. Die nasse Periode, die der jetzigen Steppenperiode vorausging, dürfte sich hinreichend erklären lassen aus dem durch die damals größere Gebirgshöhe veranlaßten stärkeren Regenfall und die Stauung der Abflußwässer durch die nun durchnagten Grenzgebirge des Hochplateaus. Die der nassen Periode vorausgehende Wüstenperiode dürfte aber so weit zurückliegen, daß für diese mit der jetzigen Gestalt Afrikas nicht mehr zu rechnen ist, man vielmehr annehmen muß, daß damals noch der Erdteil bestand, der Madagaskar mit Ceylon verband und den Indischen Ozean, in dem die Regenwinde Südafrikas nun ihre vornehmliche primäre Feuchtigkeitsquelle besitzen, ausfüllte.

Hat man die Wasserscheide überschritten, so geht das Tafelgebirge allmählich in das Gneisgebirge über. Witpits liegt noch in geschichtetem Gestein. In den beträchtlichen Kalkablagerungen ist in geringer Tiefe starkes Grundwasser vorhanden. Der Boer hatte leider sein Paternosterwerk vom Brunnen entfernt, und so mußten wir in glühender Sonnenhitze, nachdem die Tränkkrippe repariert war, für die durstigen Tiere Wasser schöpfen. Aber auch dann sollten wir keine Ruhe unter dem Schatten der Akazien, so ziemlich der letzten, deren wir ansichtig wurden, finden; denn die Sandpannen vertrieben uns, ein Insekt, dessen Stich starke Schwellungen und allgemeines Juckgefühl, besonders in den Handflächen, erzeugt. Doch sind die Erscheinungen individuell verschieden.

Nach Süden hin sind anscheinend die Granitkuppen tief in Wüstenschutt eingebettet. Jedoch ist der kiesige Sandboden, der die Niederungen bedeckt, nicht tiefgründig, worin zum Teil das Fehlen hoher Sträucher und Bäume begründet ist. Wo die Wasserläufe den Kies weggespült haben, tritt häufig ein stark quarzhaltiges Kalkgestein auf oder auch ein lateritähnlicher, schwarzroten, schlecht gebrannten Ziegeln gleichender Stein.

Der Pflanzenwuchs geht teils über zur Flora der Winterregenzone unter besonderer Zunahme der Succulenten, und der Wüstenvegetation andererseits mit der Buschmannskerze als Hauptvertreter, deren harziger gelber Rindenrückstand im Küstenstrich eins der wenigen Brennmaterialien liefert. Beim Brande entwickelt er einen an Weihrauch erinnernden Duft. In schmalen Regenstrichen war die Pflanze zum Leben erwacht, trug winzige, verkehrt herzförmige Blätter an den dornigen Stengeln und gelbe, eine andere Art rote Blüten.

Während im Tafelgebirge in der Vegetation ein sehr ausgesprochener Unterschied zwischen Abhang und Tal vorhanden ist, indem baumbestandene Riviers mit hohem Unterholz und vielerlei Gräsern und Kräutern sich zwischen fast vegetationslosen Hügeln hinschlängeln, und zwar sowohl im Kalkstein wie im Schiefersandstein, verwischt sich mehr und mehr der Abstand der Pflanzenbedeckung von Berg und Tal im Eruptivgebirge, und zwar nicht nur der Menge, sondern auch den Arten nach. Während im Sommerregengebiet, wo gelegentlich heftige Schauer die Salze aus den Abhängen zu Tale waschen, Salzgewächse nur in den Niederungen vorkommen, klimmen sie hier die Berge aufwärts und stehen vom Standpunkte der Viehhaltung aus in übermäßigem Mißverhältnis zu den süßen Futterbüschen und Kräutern. Denn die Tiere können nur eine beschränkte Menge salzigen Futters aufnehmen, um so weniger, je mehr die guten Chauabüsche von minderwertigen Büschen hochgradigen Salzgehaltes verdrängt werden.

Daß aber auch hier zeitweise das Weidefeld sehr gut sein muß, daß beweist die Unzahl von Schneckenhäusern, die denen der heimischen Weinbergschnecke sehr ähneln, und mit denen der Boden auf weiten Strecken wie besät ist, so daß sie in nur wenigen Zoll Abstand liegen.

Der Besitzer von Witpits hat auch nahe der nun vertrockneten Quelle von Geidaus ein Stück Feld gerodet, um ohne künstliche Bewässerung, allein auf den Winterregen hin, Weizenbau zu treiben. In guten Jahren können

aber so wie im englischen Klein-Namaland hier sehr große Strecken mit Korn bestellt werden, besonders, wenn in Dämmen das Flutwasser der gelegentlichen sommerlichen Gewitterregen aufgefangen wird; aber der Anbau ist mit Risiko verbunden und die Meliorationsfähigkeit des Tafellandes mit Sommerregen sehr viel größer. Neben Kornbau käme im westlichen Strich noch Einführung flachwurzelnder Futterpflanzen, besonders von Opuntien, in Betracht an Stelle der Überzahl von Salzpflanzen, die nur zur Blütezeit, wenn die Blüten weniger salzig sind, auch von Rindern in größerer Menge genossen werden.

Bei Obib (etwa halbwegs zwischen Witpits und dem Oranienfluß) fand sich noch etwas schmutziges Wasser für die Rinder. Eingeborene brachten Straußeneier und Fleisch der Gemsbockantilope. Dies zu kaufen verstößt vermutlich gegen irgendeinen Polizeiparagraphen. Oder schweigt die Polizei, wenn sich die Verwaltung zum Schutz des Siedlers als unfähig erklärt und zur Landflucht rät?

Nun ging es durch Sandfelder mit leidlichem Graswuchs und auf bösen Gebirgspfaden, über die sich die Rinder nur mit Mühe peitschen ließen, nach der Daberasdrift am Oranienfluß. In stundenweiter Entfernung ist alles abgeweidet, offenbar vom Vieh der anderen Flußseite. Ich ritt nach Richtersveld und hörte dort, daß für Rinder die Grenze gesperrt sei, da nach den außerordentlichen Mißerfolgen der Rinderpestimpfung auf deutschem Gebiet die Engländer wieder einmal den Gesundheitszustand unserer Tiere beargwöhnten. Die Erlaubnis, landeinwärts zu ziehen, mußte zunächst beim Magistrat in Port Nolloth eingeholt werden. Währenddessen trekte ich flußabwärts. Für Rinder ist da nichts zu fressen, aber die teils mehrere hundert Meter breiten Uferwaldungen bieten zeitweise, wie aus den mächtigen Dungstätten zu schließen war, sehr großen Ziegenherden Nahrung. Jetzt waren die meisten Leute aus Furcht vor dem plötzlichen Abkommen des Stromes weggezogen. Der Fluß war sehr klein und hatte noch nicht einen Kubikmeter in der Sekunde. Im vorigen Jahre hörte er gar zeitweise ganz auf zu fließen, wenigstens oberirdisch. Wieviel durch den tiefen Flußsand sickert, entzieht sich der Schätzung. Je mehr die künstliche Bewässerung am Mittellauf des Stromes bei Upington an Ausdehnung zunimmt, um so häufiger werden die Jahre werden, wo das Flußwasser steht, während die Regenmenge gleichzeitig abnimmt. So ist der Oranienfluß kaum noch den dauernd fließenden Gewässern zuzurechnen, er bildet vielmehr den Übergang zum Wadi, zum Trockenfluß, dessen Wasser zur Dürre salzig wird.

Zu beiden Seiten des Flusses, von der Daberasdrift abwärts, ist viel für künstliche Bewässerung geeignetes Land, weit mehr, als sich zur Trockenzeit aus dem Fluß berieseln ließe. Ein um so gewaltigerer Strom mit mehreren tausend Kubikmeter in der Sekunde wälzt sich zur Regenzeit talwärts, erkennbar aus den Flutmarken an den Ufern. Die Engländer haben hier die Wasserverwertung verboten, da sie große Anlagen planen. Bei den hohen Viehpreisen Südafrikas würde sich Futterbau bei künstlicher Bewässerung gut bezahlen. Südafrika könnte sich durch Ausnutzung des Oranienflußwassers von australischer und argentinischer Fleischeinfuhr befreien. Wollte man zur Berieselung hierzu gut geeignete Niederungen des Buschmannlandes benutzen, so müßte allerdings auch noch für hinreichende Tränkstellen auf den Treibwegen des Viehes nach Süden und Osten gesorgt werden, die jetzt noch ungenügend sind.

Als die Einfuhrerlaubnis der Rinder eintraf, zog ich in der Richtung auf Steinkopf zu. Die Wassererschließung ist hier offenbar sehr viel schwieriger als in den bewohnten Teilen des deutschen Namalandes. So unglaublich schmutzige Wasserstellen habe ich nicht einmal im Damaraland gesehen. Durch internationale Übereinkunft sollte diese Unreinlichkeit aus der Welt geschafft werden. Denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die verjauchten Wasserstellen einen großen Teil der Schuld tragen, daß die Rinder-, überhaupt die Viehkrankheiten, eine dauernde Plage Südafrikas sind. Autoritäten wie Koch werden meist nur Musterwirtschaften in bevorzugten Landstrichen gezeigt. Sie kennen nicht die Wassernot in entlegenen Gegenden. Klein-Namaland blieb zwar trotz dieses Mißstandes von der Rinderpest verschont, um so öfter dürfte die „Krempziekte" auf diese Jauche zurückzuführen sein. Die Pest, der „schwarze Tod" fanden nicht früher ein Ende, als bis sich die Menschheit an größere Reinlichkeit gewöhnte, als bis auch die Quartiere der ärmsten Bevölkerung auf Kommunalkosten hygienisch einwandfrei gestaltet wurden. Macht man die Nutzanwendung auf Südafrika und beschenkt Gemeinden, die zur Herstellung gesundheitlicher Tränkanlagen zu unbemittelt sind, mit solchen für ziehendes Vieh, wenn möglich, von denen des einheimischen getrennt, so wird der Staat davon bald Nutzen ziehen.

Klein-Namaland ist für Rinderzucht im großen ungeeignet. Seit ich den Oranienfluß verließ, konnten die Tiere sich nicht mehr satt saufen und verweigerten auch nach zwei Dursttagen das Schmutzwasser.

Die Regenmenge in der Nähe des Grenzflusses ist sehr gering, steigt aber südlich mit zunehmender Höhe schnell wieder. Richtersveld ist ein ärmliches Nest. Die Gegend verdankt aber den hohen schroffen Gebirgen stärkere Flußbildung, die sich zu Damm- und Opuntienbau verwenden ließe, wodurch der Bevölkerung eine weit bessere Lebenshaltung gewährt werden könnte. Bei Steinkopf ist wieder der Menge nach der gleiche Regenfall wie in der Bethanischen Gegend erreicht, und ich staunte über die ausgedehnten Kornfelder, die er ermöglicht. Er fällt hier vorwiegend als winterlicher Landregen. Kein Baum, kein Strauch ist zu sehen. Berg und Tal bedecken in gleichen Abständen kleine Büsche. Die Bevölkerung nimmt dank dem fortschreitenden Ackerbau sehr schnell an Zahl zu, und zwar durch Geburtenüberschuß. Manche der Wohlhabenden ernten jährlich über hundert Sack (zu 180 Pfd.) Korn. Dazu gehört eine große Fläche. Denn der Weizen wird sehr locker gesät, und die Bestockung ist gering; die Ähren und Körner jedoch sind gut entwickelt. Hätte aber je ein Feld auf meiner Farm so schlecht gestanden, ich würde den Versuch nie wiederholt haben. Da sich die Herbstregen in den weiten Flußebenen des deutschen Namalandes durch niedrige Dämme leicht auffangen lassen, ist theoretisch der Weizenbau und Haferbau so gut durchführbar wie südlich des Oranien. Der Grünschnitt würde bei größerer Bodenfruchtbarkeit weit höhere Erträge liefern. Aber der Körnerertrag sinkt leicht auf ein Minimum herab infolge der Vogelplage. Das ist der springende Punkt. So außerordentlich arm das niedrige Buschfeld des englischen Klein-Namalandes an Vögeln ist, da sie sich und ihre Eier vor den Nachstellungen der Schakale, Katzen und anderer Feinde nicht retten können, so ungewöhnlich reich an Vögeln ist das Groß-Namaland, wo fast jeder Strauch und jeder Baum ein Nest trägt. Es bleibt aber interessant, daß bei einem Regenfall von 4 bis 6 Zoll, also 100 bis 150 mm, Ackerbau auf Regenfeldern möglich ist, sofern die Feuchtigkeit im Winter verfügbar ist: eine wichtige Tatsache für künstliche Bewässerung. Die Leute hier düngen ihre Felder nicht, weil bei schwachem Regen dann die Saat

verbrennt. Die Bestellung ist sorgfältig. Die Dattel wird hier nicht reif, die indische Blattfeige liefert aber gut bezahlte Früchte, weshalb es befremdet, daß sie nicht mehr angebaut wird. Wie in Sizilien und an den Gestaden des südlichen Italien die Blattfeige dem Lande den Charakter gibt und zur Volksnahrung geworden ist, so könnte das auch hier wie auf der deutschen Seite des Oranien der Fall sein. Die Schulung so vieler Leute im Ackerbau kann der Kapkolonie noch sehr wertvoll werden, sobald sie mit Ernst an die Ausnutzung der Flutwassermassen des Oranienstromes herantritt. Das dadurch berieselbare Gelände ist auf über 10000 qkm zu schätzen. Für das Klein-Namaland wäre die Verwendung des Wassers zu Rieselanlagen im Buschmannlande besonders wichtig aus dem Grunde, weil die östlichen Höhenwinde ihre jetzt meist geringe Feuchtigkeit auf der vom kalten Meere herkommenden kühlen westlichen Luftströmung kondensieren, was aus dem Zuge der höheren Wolken zu entnehmen ist. Würden nun in Zukunft einige 30 Millionen Kubikmeter täglich im Osten auf den Rieselfeldern mehr verdunsten als jetzt, so würde das ohne Zweifel auf die Nebelregen des Klein-Namalandes von Einfluß sein.

Eine wirtschaftliche Betrachtung ist unvollständig ohne Berührung der Landesverwaltung. Ohne Schwertstreich hat die Kapkolonie hier ein weites Gebiet gewonnen, und ein Aufstand bei völlig gleichem Volkscharakter wie auf der deutschen Flußseite ist nicht zu befürchten. Nicht wenige Deutsche sind in der Verwaltung der Kommunen, und zwar Missionare und Schullehrer der rheinischen Mission als Vorsitzende der Gemeindevertretungen. Es ist sicher, daß, sobald der deutsche Missionar durch den deutschen Leutnant oder den deutschen Feldwebel ersetzt würde, in kurzer Frist der Aufstand auflodern würde. Im deutschen Schutzgebiet hat man es verstanden, den Missionar mehr und mehr aus der Verwaltung zu verdrängen. Aus Ansiedlerkreisen wurden kurz vor Beginn des Aufstandes Stimmen laut, die eine Verringerung der Schutztruppe forderten. Die Tatsachen haben ihnen scheinbar Unrecht gegeben. Hätte man aber auf sie gehört, hätte man die ungeschickten Leutnants zurückgerufen, der Aufstand wäre vermutlich vermieden worden. Im Süden des Oranienflusses sehen wir ein Land bei wenigen, mehr dekorativen Polizisten, trotz seiner Dürftigkeit, in aufsteigender Blüte, während der deutsche Norden nicht vorwärts kommen will.

Die ethnographischen und politischen Verhältnisse in Nord-Nigeria

behandelt ein Aufsatz des gegenwärtigen Residenten in Sokoto, des Majors J. A. Burdon, im Geogr. Journal vom Dezember 1904, S. 636 ff.; er dürfte für uns von besonderem Interesse sein, seitdem wir Nordost-Kamerun, Adamaua und einen Teil des Tsadgebietes jetzt tatsächlich okkupiert und mit demselben westafrikanischen Völkergemisch in Berührung gekommen sind als die Engländer in dem Landkomplex zwischen Niger, Benue und Tsad.

Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts war Nord-Nigeria von ackerbautreibenden heidnischen Negern bevölkert, über die die Fürsten des mohammedanischen Haussastammes herrschten. In den Städten wohnten Haussa; sie hatten den ganzen Handel in Händen. Da brach im Jahre 1804 der Stamm der Fullah oder Fulbe, ebenfalls Anhänger des Islam, unter dem Scheikh Othman dan Fodio aus der Landschaft Gobir oder Guber (nördlich von Sokoto) in die Haussastaaten ein und riß die Herrschaft an sich. War der Widerstand gering, wie in Kano, ließ man die Bevölkerung in ihrem Landbesitz und die Großen der Haussa in ihren erblichen Ämtern und vertrieb nur die Dynastien. Im Süden jedoch führte man den Krieg bis zur Ausrottung, so daß die heidnischen Neger, welche der Sklaverei entkamen, in die unzugänglichen Gebirge flüchteten.

Nach der Eroberung der Haussastaaten schieden sich die Fulbe in zwei scharf getrennte Volksklassen: in die Klasse der Hirten und in die der Aristokraten. Die Hirten, hauptsächlich im Norden von einer Landschaft zur anderen gruppenweise herumwandernd, bewahrten die Reinheit ihrer hellfarbigen Rasse und ihre eigene Sprache. Sie sind friedfertig, verabscheuen die Vielweiberei und schließen sich gegen den Einfluß irgendeiner Kultur hermetisch ab. Die aristokratische Kriegerkaste dagegen bemächtigte sich der höchsten Ämter und Würden und umgab sich mit einem pomphaften Luxus. Mit der Zeit vermischte sie sich mit den Einheimischen und nahm deren Sprache an; sie verlor die scharfen und feinen Züge ihrer Rasse und wurde negerhaft dunkelfarbig und plump gestaltet. Doch in ihrem Charakter erhielten sie sich eine gewisse Vornehmheit; sie beweisen Fremden gegenüber ein geschmeidiges, zuvorkommendes Wesen.

Die politische Verwaltung ist eine beinahe demokratische zu nennen. An der Spitze jeder Provinz steht ein Emir. Er wird von dem Rat der Ältesten gewählt, im Einverständnis mit der öffentlichen Meinung. Alle seine Regierungsakte bedürfen der Zustimmung der Notablen.

Als Muster einer Fulbe-Staatsverfassung erscheint Burdon diejenige von der Landschaft Bida, die er bei achtjährigem Aufenthalt genau kennen lernte, von der er jedoch glaubt, daß sie bereits vor der Invasion, wenigstens der Grundlage nach, bestanden hat. Dem Emir zunächst steht der Rat der Männer fürstlichen Geschlechts; er ernennt zwar die Mitglieder desselben, wählt jedoch nur diejenigen aus, über die er sich vergewissert hat, daß sie der allgemeinen Volksgunst sich erfreuen.

Der Thronfolger muß Angehöriger des Fürstenkollegiums sein und kann erst dann als solcher erklärt werden, nachdem er die Stufenleiter von den niederen bis zu den höchsten Ämtern erklommen und sich als tüchtig in jeder Beziehung erwiesen hat. Er muß wohl königlichen Geblütes sein, allein der Umstand, etwa der Sohn des herrschenden Emirs zu sein, berechtigt an und für sich noch nicht zur Anwartschaft auf den Thron.

Neben dem Fürstenkollegium funktioniert der Staatsrat, dem die Minister und höchsten Beamten, der Oberbefehlshaber der Truppen und der Oberpriester angehören. Die laufenden Regierungsgeschäfte besorgt der Emir unter Beiziehung des kleinen oder geheimen Rates, an dessen Spitze der Premierminister, nicht aber der Thronfolger steht.

Dies war in großen Zügen der politische Zustand Nord-Nigerias, als die Engländer Herren des Landes wurden. Sie hüteten sich, die vorhandene staatliche Organisation zu zerstören; sie zogen daraus vielmehr den größten augenblicklichen Nutzen. Ihr Bestreben ist gegenwärtig darauf gerichtet, mittels der Emire, die sie in den gewohnten Ämtern beließen, ihre Oberherrschaft zu festigen; die einheimische Verwaltung aber soll nach und nach in die Bahnen einer höheren Kultur geleitet werden. Wollten sie die ganze Administration in ihre eigenen Hände übernehmen, so hätten sie ein Heer von britischen Beamten gebraucht, das durch das Klima bald dezimiert worden wäre und das enorme Summen gekostet haben würde. Als unbedingt notwendig jedoch erkannten die Engländer an, daß die frühere Autorität der Fulbe-Aristokraten, die durch die Niederlage bedeutend erschüttert worden war, wiederhergestellt und auf jede Weise gehoben werden müßte. Denn die Emire haben die Steuern einzutreiben und als Richter zu funktionieren.

Die Wirkung der englischen Eroberung auf die Eingeborenen ist verschieden. Die Bauern, die ohne Angst vor Bedrückung zu ihren Heimstätten zurückkehren konnten, die Städtebevölkerung, welche nach dem Kriegslärm jetzt ein ruhiges und behagliches Leben führen kann, die Händler, die jetzt ohne Furcht vor Räubern ihren Geschäften nachzugehen vermögen: sie alle fühlen Dankbarkeit für die Wendung der Dinge. Allein diejenigen, die bisher unbeschränkt die Herrschaft ausgeübt und etwa ihre Macht mißbraucht, sie werden noch lange, wenn auch im Verborgenen, grollen, wenn sie auch vorläufig dadurch einigermaßen beschwichtigt sind, daß sie weder in ihren Lebensgewohnheiten noch in ihren religiösen Gebräuchen im geringsten gestört oder belästigt werden.

B. F.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Lieferung 4 des „Großen Deutschen Kolonialatlasses" (bearbeitet von Paul Sprigade und Max Moisel, Verlag von Dietrich Reimer in Berlin) erschien Ende Dezember 1904 und enthält zwei weitere Blätter von Deutsch-Ostafrika und ein Übersichtsblatt mit den deutschen Besitzungen im Stillen Ozean und Kiautschou. Die Ostafrikablätter in 1:1000000, Kilimatinde und Neu-Langenburg, bilden die westliche Fortsetzung der früher erschienenen Blätter Dar es-Salam und Lindi und reichen nach Westen etwa bis zum 33. Längengrad, also über den Nyassa hinaus. Eine Masse von Aufnahmen ist in ihnen, besonders auf Blatt Neu-Langenburg, verarbeitet, so daß es oft recht schwer gewesen sein muß, das Streben nach Reichhaltigkeit mit dem Streben nach Deutlichkeit in Einklang zu bringen. Was auf deutscher Seite in Afrika an exakter Aufnahmearbeit geleistet wird, erhellt wieder recht deutlich aus einem Vergleich der Terrainzeichnung im Osten und Norden des Nyassa mit der Darstellung des englischen Gebietes im Westen des Sees, wo es an Arbeiten, die die Bezeichnung Aufnahmen verdienen, offenbar ganz fehlt; dabei ist dieses British Central Africa Protectorate ein Strich mit starker kolonialwirtschaftlicher Tätigkeit. Der Deutlichkeit zuliebe haben die Bearbeiter davon Abstand genommen, auf der Ostafrikakarte des Atlasses den Routen die Namen der Reisenden beizuschreiben. Man verzichtet nur ungern darauf, doch gibt es da kaum einen Ausweg. Ob unter diesen Umständen nicht auch die Routen selbst, sofern sie nicht eigentliche Karawanenwege sind, fortzulassen wären? Jedenfalls trifft jetzt der letzte Abschnitt des auf dem Umschlage abgedruckten Vorwortes nicht mehr zu. Gezeichnet sind die beiden Blätter von W. Rux und H. Wehlmann. In der nächsten Lieferung des Atlasses soll auch der Nordwesten des ostafrikanischen Schutzgebietes zur Anschauung kommen. — Das Übersichtsblatt mit den Schutzgebieten in der Südsee, das von Kiautschou bis Samoa reicht, bietet zu Bemerkungen kaum Veranlassung. Nur sei erwähnt, daß aus ihr deutlich hervorgeht, welch eigenartige Konsequenzen sich aus der Durchführung der neuen Rechtschreibung für die Kolonialnamen ergeben: neben Kusaie und Saipan, an die wir uns schon halbwegs gewöhnt haben, Saweii statt Sawaii, weil das neueste Kolonialalphabet den Laut ai nicht kennt! Das geht uns zu weit, und wir befinden uns dabei in erfreulicher Übereinstimmung mit dem amtlichen „Kolonialblatt", das die in seinen Spalten feierlichst veröffentlichte neue amtliche Kolonialrechtschreibung vollkommen ignoriert! Sg.

— Einige neue Aufnahmen in der deutschen Südsee veranschaulicht Karte 4 im letzten Heft des vorjährigen Bandes von Danckelmans „Mitteilungen" (konstruiert und gezeichnet von G. Erdmann). Die Aufnahmen sind nur ziemlich winzig und teilweise auch nicht gerade ersten Ranges; da aber die räumliche Erforschung besonders des Schutzgebietes Neuguinea noch alles zu wünschen übrig läßt und anscheinend ganz vernachlässigt wird, sind auch diese kleinen Beiträge willkommen. Auf dem Blatt sind vier Karten vereinigt, die Max Moisel mit Begleitworten aus den Mitteilungen der Reisenden versehen hat. A. Der Südosten (etwa der vierte Teil) von Panape (Ost-Karolinen) in 1:50000, nach Aufnahmen des Vizegouverneurs Berg. Dieser hat dort (wann?) einige Reisen in das Innere ausgeführt und eine Menge von Küstenpunkten und Inseln angepeilt, woraus sich ein von der Seekarte abweichendes Bild ergab, so für die Halbinsel im Norden von Metalanimhafen. Nichtsdestoweniger ist die Küstenzeichnung noch sehr der Verbesserung bedürftig. B gibt die Route des Landmessers Wernicke durch den Westen der im Innern ganz unbekannten Insel Neu-Hannover in 1:100000 wieder. Die Durchquerung von Nord nach Süd nahm die Tage vom 19. bis 22. November 1903 in Anspruch. Einige Höhen erreichen 500 bis 600 m. Die Eingeborenen-Ansiedelungen, zahlreiche, doch sehr kleine Dörfer, liegen in der Nähe der Flüsse und nehmen nach den Bergen zu ab. Auf Karte C erscheint die ebenfalls von Wernicke aufgenommene Route der Hahlschen Expedition quer durch den Nordwesten der Gazellehalbinsel von der Toriumündung bis zum Weberhafen, 28. August bis 5. September 1903. An ihr nahm auch der nachmals ermordete P. Rascher teil, der die Reise im Globus (Bd. 85, S. 136) beschrieben hat. Die nach Wernickes Skizzen in 1:200000 gezeichnete Karte ermöglicht endlich die Orientierung, auch sind seinem Berichte einige Ergänzungen zu Raschers Mitteilungen zu entnehmen. Karte D schließlich zeigt das mittlere Neu-Mecklenburg in 1:200000 auf Grund von Reisen, die im August und September 1903 durch den Bezirksrichter Knake und den Landmesser Bebrendt ausgeführt wurden. Letzterer nahm die Routen auf, die sich die Westküste entlang zwischen Sauralil (4° 06′ südl. Br.) und Labur (3° 37′ südl. Br.) ausdehnen, die Breite der Insel etwa unter 3° 40′ durchziehen und die Ostküste südwärts bis zur Landschaft Kudukudu (3° 48′ südl. Br.) verfolgen. Bebrendt macht dazu Mitteilungen über die Geographie jenes Stückes von Neu-Mecklenburg. Das Randgebirge fällt nach Westen zu steil ab, und es entwickeln sich hier eine große Anzahl kurzer Bäche. Nach Osten dacht sich das Gebirge sanfter ab, und die Flußläufe sind dementsprechend länger. Während der Reise fiel sehr viel Regen. In der Landschaft Namatanai (Ostküste, 3° 38′ südl. Br.) ist nachher eine Station begründet worden. Nach der neuen Karte zeigt die Westküste des mittleren Neu-Mecklenburg einen mehr geraden, die Ostküste dagegen einen unregelmäßigeren Verlauf als nach den bisherigen Karten.

— Den bahnbrechenden Forschungen des Oberleutnants Freiherr von Stein im Djah-Njong-Gebiet im Südostwinkel von Kamerun, 1900/1901, die bereits im 81. Bande des Globus (S. 167) unter Beifügung einer Kartenskizze von mir besprochen wurden, folgten 1903 und 1904 die Expeditionen von Preuß, des stellvertretenden Chefs der Verwaltung des Ssanga-Ngokogebietes, und des Oberleutnants Scheunemann. Die Berichte darüber veröffentlichte das Kolonialblatt vom 15. Dezember 1904 (S. 762 bis 778) mit der sehr erfreulichen Zugabe einer ausführlichen Kartenskizze. Was sie Neues und Ergänzendes von geographischem, ethnographischem und kolonialpolitischem Interesse enthalten, soll hier in Kürze mitgeteilt werden.

Vergleicht man die frühere Karte (im Kolonialblatt von 1902) mit der neusten, so ergibt sich, daß der ganze Lauf des Djah (oder Dscha) mit seinen Zuflüssen jetzt vollkommen erforscht ist und deshalb im Vergleich mit der ersten Mappierung wesentliche Veränderungen, besonders im Ober- und Unterlauf erfahren hat. Ferner erscheinen nicht nur eine Menge von neuen Ortschaften und Stämmen, sondern auch neue Benennungen für die bereits bestehenden. Letzteres rührt wohl davon her, daß, da die Orte nach den Häuptlingen benannt werden, diesen seit 1901 andere gefolgt sind, und daß außerdem bei genauerer Erkundung des Namens einer Völkerschaft dieser anders ausgesprochen gefunden wurde, z. B. statt „Ba-nsiem" — „Njem", wenn nicht etwa „Bansiem" in „Bensam" umgestaltet worden ist). Endlich kann uns der Vergleich belehren, daß einzelne Stämme wandernde sind und ihre Wohnsitze seit den letzten Jahren verlegt haben, so die Ndsimu von der Mündung des Bumba in den Dscha nach dem Oberlauf des Bumba, die Njem aus der Gegend des mittleren Dscha in das weite Gebiet zwischen dem oberen Dscha und Njong.

Die Schiffbarkeit des Dscha umfaßt viel größere Strecken, als bisher angenommen wurde. Sie beginnt im Oberlauf bei Akoa (Badom) und erhält sich bei zunehmender Breite des Flusses von 30 bis 80 m und einer Tiefe von 3 m bis Ambong, 150 km weit. Von hier bis Esono, das ist auf der großen Biegung von West nach Süd und Südost, ist sie stellenweise durch Wasserfälle und Schnellen ganz unterbrochen. Von Esono aber bis hinab zur Mündung des Bumba (über 300 km) kann der Dscha sogar mit Dampfpinassen in günstiger Jahreszeit befahren werden.

Die Schilderung Steins von dem Reichtum des ganzen Dschagebietes an Gummi und auch an Elfenbein wird wiederholt bestätigt. Auch der westliche Teil des Landes zwischen dem oberen Dscha und Njong ist durchaus nicht arm an Produkten, sondern bietet günstige Aussichten für den Handel. Nur der östliche Teil, von den Quellen des Dscha in nördlicher Richtung gegen Bertua und Badjabe hin, die „Longbewam oder Long-mapfong" genannte Gegend, ist von zahllosen Wasserrinnen durchzogen und von vielen, 3 bis 4 km langen Sümpfen bedeckt.

Von den verschiedenen kleineren und größeren Stämmen sind besonders die Bulu, Nsimu und Njem hervorzuheben. Die im Westen seßhaften und zuweilen in den Dschabogen vordringenden Bulu hat schon Stein als die früheren Beherrscher des Zwischenhandels und deshalb als Feinde der deutschen Handelsunternehmungen bezeichnet. Die Nsimu, ein kriegerischer Bantustamm, befinden sich seit einiger Zeit in einer Art von Völkerwanderung von der Mündung des Ngoko in den Ssanga nach den Urwaldgebieten im Inneren des Dschabogen (südlich und östlich von Bidjum). Durch

ihre Vermischung mit den Bulu entstand eine neue Völkergruppe, die kriegslustigen Njem. „Sie stehen", sagt Scheunemann, „moralisch auf niedriger Stufe. Sie sind Kannibalen vom reinsten Wasser, im krassesten Aberglauben befangen, diebisch und verlogen. Ihre Gestalt ist untersetzt und kräftig, ihre Gesichtszüge auffallend häßlich." Ihre Nachbarn im Osten dagegen, die Maka, sind kräftig und schön gebaut, fleißig und willig, und dürften sich künftig als vortreffliches Träger- und Soldatenmaterial erweisen.

Stein hatte tatsächlich 1901 dem europäischen Küstenhandel die Bahn nach dem Südostwinkel frei gemacht und die Barre des Buluzwischenhandels niedergebrochen. Dies bezeugt der Umstand, daß Scheunemann und Preuß nicht nur zahlreichen Karawanen im oberen Dschagebiet, die nach Westen zogen, begegneten, sondern auch, daß Scheunemann in Tunga und Wolo, am Südrande des Njemlandes, sogar fest etablierte Faktoreien von Randad und Woermann vorfand, die „ausgezeichnete Geschäfte machten". Von Kribi führen jetzt zwei sichergestellte und genau erkundete Wege nach dem mittleren Dscha: der eine über Jaunde und den Njong, der andere über Lolodorf und Sabade nach der Mündung des Lobo in den Dscha und diesen Fluß westwärts entlang bis nach Badom-Akoa. Letzterer Weg ist der kürzere; die Handelskarawanen brauchen auf diesem etwa einen Monat.

B. F.

— Zum Bau der Katangabahn. Das der englisch-belgischen Katangagesellschaft zur Ausbeutung überlassene Gebiet umfaßt den äußersten Südosten des Kongostaates. Die Nordgrenze bildet ungefähr der 10. Grad südl. Br., doch gehört dazu auch das ganze zwischen Lualaba und Lufira gelegene Land bis zur Vereinigung dieser Flüsse bei Kayumba (8° südl. Br.). Das eigentliche Minengebiet, dessen Erschließung zuerst in Aussicht genommen worden ist, erstreckt sich dagegen vom oberen Lufira bis zu dessen westlichem Nebenfluß Dikulwe — es ist das der Strich um Kambove und um Bunkeia, der Hauptstadt des früher oft genannten Katangahäuptlings Msiri, der vor Jahren bei einem Zusammenstoß mit der Stairsschen Expedition erschossen wurde. Vier Mitglieder der Katangagesellschaft und zwei vom Kongostaat bestimmte Personen bilden das Comité spécial du Katanga, und dieses hat in den Jahren 1903 und 1904 Vorstudien für den Bau einer Eisenbahn ausführen lassen, die Kambove mit dem Lualaba verbinden soll. Als Endpunkt in der Nähe des Lualaba war Kayumba in Aussicht genommen, da bekannt war, daß der Lualaba von da ab schiffbar wird, und so hatte der leitende Ingenieur Jacques den Auftrag, das Gelände am Lufira entlang zwischen Kayumba und Kambove zu rekognoszieren. Jacques folgte seit Mai 1903 dem Lufira, von Kayumba aufwärts bis zu seiner Quelle bei Tenke. Er erreichte Tenke im November und fand, daß ein Bahnbau in dieser Richtung großen Schwierigkeiten begegnen würde. Inzwischen hatte das Komitee den Lualaba mit Bezug auf seine Schiffbarkeit für Dampfer durch eine Expedition unter Lattes näher untersuchen lassen, und es hatte sich herausgestellt, daß der Endpunkt der Schiffbarkeit des Lualaba erheblich über Kayumba hinausreicht, nämlich bis zu den Schnellen von Kalengwe, ein wenig unterhalb der Stelle, wo Lubudi und Nsilo sich zum Lualaba vereinigen (vgl. Globus, Bd. 86, S. 19). Infolgedessen erhielt Jacques den Auftrag, die Möglichkeit eines Bahnbaues von Kambove nach Kalengwe zu studieren. Jacques untersuchte zu diesem Zwecke die oberen Arme des Dikulwe und folgte dem Laufe eines bisher unbekannten, bei Kalengwe in den Lualaba mündenden Flusses, des Kaluila. Die Schwierigkeiten eines Bahnbaues sind auch auf dieser Linie nicht unbedeutend (unter anderen ist das 1600 m hohe Biagebirge zu überschreiten), doch ist die Entfernung geringer. Die Entfernung von Kambove bis Kayumba beträgt 300 km in der Luftlinie, die von Kambove bis Kalengwe 230 km. Jacques ist auf dem Heimwege und eine endgültige Wahl der Linie vorläufig wohl nicht zu erwarten.

— Der Wachtturm auf Ras Muhesa. Gegenüber der Stadt Pangani (in Deutsch-Ostafrika), am Südufer des Flusses Pangani, erhebt sich ein steiles, von üppigem Strauchwerk umschlungenes Korallenriff, der schroffe Abschluß einer von Westen nach Osten verlaufenden Hügelkette: Dies ist das Ras Muhesa. Hier wurde nach dem Araberaufstand von 1888 ein kleines deutsches Fort errichtet (oder vielmehr, nach Osk. Baumanns Beschreibung zu urteilen, ein altes vorhandenes Steinhaus in ein solches umgewandelt) und mit 25 Mann der Schutztruppe besetzt. Es ist eine äußerst feste Position, da von drei Seiten das Meer unmittelbar den Fuß des Felsen umspült. Es beherrscht nicht nur die Flußmündung, sondern auch die Stadt Pangani. Hinter dem Fort, landeinwärts, liegt in fruchtbarer, welliger Gegend die große, von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft 1887 gegründete Baumwollplantage Kikokwe.



Der Wachtturm auf Ras Muhesa (Pangani).

— Wiederauffüllung des Rukwasees. Der östlich vom südlichen Teil des Tanganjika in einen Einbruchsgraben eingebettete Rukwasee war nach allen bisherigen Beobachtungen im Austrocknen begriffen, und das ist zuletzt noch auf Sprigades Karte der Gebiete am südlichen Tanganjika und Rukwasee in 1:500000 in den „Mitteil. a. d. deutsch. Schutzgeb." 1904, Karte 2 zum Ausdruck gelangt, auf der die nördliche Seehälfte der ehemaligen Karten bis zu Kaysers Grab trocken liegt. Wir erhalten nun folgende interessante Mitteilung: Als Bezirksamtmann Zache im Oktober 1904 auf einer Reise von Neu-Langenburg das Südufer des Rukwa erreichte, erfuhr er hier von dem Bezirkschef von Bismarckburg, Hauptmann Frhr. v. Wangenheim, und den Patres Dromaux und Hamberger, daß der Rukwa 1903/04 wieder vollgelaufen sei, und daß er wieder Kaysers Grab in Ukia bespüle. Die Missionare beabsichtigen demnächst einen Bootsverkehr von St. Peter Clarer in Simba (etwa 15 km südlich von Kaysers Grab) nach der neugegründeten Missionsstation Santo Moritzi auf eine Entfernung von etwa 150 km einzurichten. Santo Moritzi liegt am Songwe, 25 km von seiner Einmündung in den Rukwa entfernt, da, wo auf der erwähnten Karte der Ort Jgalula verzeichnet ist.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 53. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 6. BRAUNSCHWEIG. 9. Februar 1905.

Über ein prähistorisches Almenhaus.

Von Prof. Karl Fuchs. Kronstadt i. Sb.

Die altgriechischen Tempel beruhen auf zwei Typen: dem größeren Peripteros, der ringsum von Säulen umgeben ist, und dem kleineren Antentempel, der nur zwei Säulen hat, die die Öffnung der Vorhalle in drei Teile teilen. Man hat bis jetzt die höheren Vorbilder dieser zwei Tempeltypen nicht gefunden. Im südöstlichen Siebenbürgen aber, namentlich im Komitat Csik, fanden sich Holzbauten, die so viel Licht einerseits auf die griechischen Tempel, anderseits auf die Holzbauten Mitteleuropas, insbesondere der Alpenwelt werfen, daß es scheint, man könnte aus jenen Csiker Holzbauten prähistorische Bauformen erschließen, auf denen sowohl die griechischen Tempel, als auch mehrere Alpenhaustypen fußen. Die vorliegende Studie will wahrscheinlich machen, daß das hölzerne Vorbild der griechischen Tempel ein Almenhaus gewesen wäre, das Haus eines reichen Rinderzüchters des mitteleuropäischen Hochgebirges, den ein langer Winter zwang, große Heuvorräte anzulegen, und der deshalb über den Wohnstall einen großen Heuboden legte, der den Stall warm hielt.

Zugänglich wurde mir das Material durch die Güte des für die Prähistorik seiner Siebenbürger Heimat begeisterten rumänischen Edelmannes Julian von Martian und meines sächsischen Freundes, des Kronstädter Archäologen Julius Teutsch, auf den ich mich vielfach berufen werde. Von magyarischer Seite waren es die Szekler Bauern, die meine Arbeiten insofern förderten, als sie mir freundlich begegneten.

Wir wollen in Gedanken ein Blockhaus, ein Almenhaus bauen, das in gleicher Weise als Urform der heutigen Csiker Holzbauten, der altgriechischen Tempel und mehrerer Haustypen der Alpen gelten kann. Bei jedem Schritte soll aber angegeben werden, auf welche heutigen Formen sich unsere Annahmen stützen.

1. Der Bauplatz. Inmitten der Bergwiesen wählen wir eine Terrainnase mit horizontalem Rücken und messen den Grundriß des Hauses ab (Abb. 1): ein Rechteck, 6 m breit, 12 m lang, eine Schmalseite dem Tale zugekehrt. Eine Breite von gegen 6 m ist erforderlich, weil das Haus im wesentlichen ein Rinderstall werden soll, in dem die Tiere in zwei Reihen stehen. Mitten in der dem Tal zugekehrten Schmalseite werden wir die Tür machen, mitten an der entgegengesetzten Seite, also möglichst geschützt, werden wir im Innern den Herd errichten, an dessen Seiten sich die Lagerstätten der Familie befinden sollen; den Mittelgang von der Tür bis zum Herde werden wir frei lassen. Die Länge von 12 m wählen wir, weil wenigstens heute bei uns im südöstlichen Siebenbürgen die Regel zu gelten scheint, daß das Haus doppelt so lang als breit sein müsse.

Vor der Tür bleibt ein mäßig großer Platz frei, die Bühne des Hauses; nach drei Seiten geht sie in den Abhang der Terrainnase über, so daß man alle Abfälle bequem hinunter schütten und dem spülenden Regen überantworten kann. Das Wasser müssen wir vielleicht aus großer Tiefe heraufholen; wir genießen aber viel schwerer wiegende Vorteile: Vom Vorplatze, selbst von der Tür aus, können wir über die Täler hin die Häuser und Türen unserer entfernten Nachbarn sehen, gleichwie sie unsere Tür im Auge behalten können. So wird jeder Einbruch, jede Gewalttat sofort ringsum gesehen, jedes Notzeichen sofort bemerkt, ja unsere Stimme ist so weittragend, daß wir uns auf kilometerweite Entfernungen über die Täler hin mit den Nachbarn verständigen können. Unsere kleinen Feld- und Gartenanlagen liegen unten zu unseren Füßen, so daß wir jedes einbrechende Tier sofort erblicken und von oben kommend, schießend oder werfend es rasch vertreiben können; und diesen Vorteil genießen auch unsere Hunde.

In der Csik, überhaupt auf Csikler Boden, gibt es keine so gelegenen Häuser, weil der Szekler, als eingewanderten Steppenbewohner, nur im Tale lebt und drei Viertel seines Landes, das Gebirge, Waldeswildnis werden ließ. Von Forstleuten, Ingenieuren usw. habe ich aber übereinstimmend gehört, daß man selbst meilenweit von den heutigen Ortschaften mitten in der Gebirgswildnis auf Stellen stoße, wo offenbar Menschen gehaust haben müssen. Kulturell war die Einwanderung der gutartigen, aber ziemlich querköpfigen Szekler ein Rückschritt. Herr v. Martian hat längs eines Höhenkammes eine 7 km lange zyklopische Mauer gefunden, die teilweise heute noch 2 m hoch ragt. In unbewohnten Gegenden führt man solche gewaltigen Grenzmauern nicht auf. Auch Täler, die heute unbewohnt sind, findet man an der Mündung durch einen starken Wall abgesperrt, der nur dem Bache Durchgang gewährt.

Die Beschreibung des Bauplatzes ist der Gegend des Bucsecs entnommen. Die Bewohner dieser Gegend sprechen heute Rumänisch; daß sie aber die Nachkommen der Ureinwohner sind, erschließt man schon daraus, daß sie heute noch Ornamente gebrauchen, die identisch sind mit Ornamenten, die Herr Teutsch an neolithischen Gefäßen auch jener Gegenden gefunden hat; die Motivierung der Wahl des Bauplatzes ist aber an Ort und Stelle direkt dem Munde der Rumänen entnommen. Das typische Haus der Bucsecagegend, die casa cu curte, eine

wahre Hausburg, hat aber nichts gemein mit den Csiker Bauten. Dieses geschlossene, fast fensterlose Holzwandrechteck mit dem quadratischen, gepflasterten, peinlich sauberen, ringsum vom Dach überragten, kaum 6 m im Quadrat messenden Hofe in der Mitte erinnert eher an das altrömische Haus oder an die deutschen Herrenschlösser mit den vier Ecktürmen; es steht meines Wissens in Europa ganz beispiellos da.

Wenn demnach so viele altgriechische Tempel auf Bergeshöhen stehen, so scheinen sie dort tatsächlich an ihrem natürlichen Orte zu sein.

2. Das Wandrechteck. Die Flügel. Wir führen das ganze Haus in Blockbau auf, und zwar ohne Säge. Heute noch erregt es das Erstaunen aller Fachleute, was alles die Siebenbürger Rumänen ohne Säge, allein mit dem Beil herzustellen vermögen; in meinem Zimmer steht die Traube; aus dem Deutschen könnte das Wort nur stammen, wenn es ein Wort Gebrets gäbe, im Sinne Gegebrtes.

In der Csik gibt es auch heute noch wenig Ställe, die nicht wenigstens die zwei Flügel hätten, zwischen denen die Stalltür liegt, und an den Wohnhäusern finden sich sehr häufig die beiden Flügel an den Enden der Langseite, in deren Mitte die Haustür liegt; sie dienen als Windschirme für den gedeckten Gang, der sich längs des Hauses zieht. Die Wirtschaftsgebäude sind heute bis zu 20 m lange Blockbauten mit mehreren Abteilungen, die als Stall, Scheune, Schuppen, Kammer usw. dienen; auch die Zwischenwände dieser Wirtschaftsgebäude treten oft als Flügel vor, so daß es Gebäude auch mit fünf aus der Langseite springenden Flügeln gibt. Die Balkenköpfe sind alle auf gleiche Länge ge-

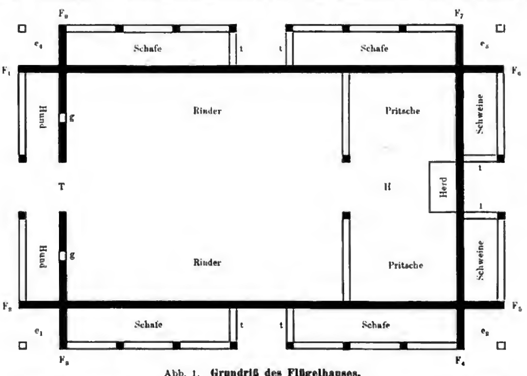


Abb. 1. **Grundriß des Flügelhauses.**
T Thür, g Gucklöcher, F_1 bis F_8 Flügel, e_1 bis e_4 Eckzellen, ■ Säule, ═ Brüstung, ▬ Vollwand, t Stalltüren, H Hinterhaus (Opisthodomos).

eine große, schöne Truhe aus der Bucsecsgegend, die ohne Säge hergestellt ist.

Wir nehmen übermäßig lange Balken, vor allem um ganz sicher zu sein, daß keiner zu kurz sein wird. Wir legen die Balken so, daß jeder an beiden Enden mit einem wenigstens meterlangen Kopf über den Kreuzpunkt vorragt. So führen wir den Bau etwa 2,5 m hoch, ohne Fenster, nur mit einer kleinen Tür in der vorderen Schmalwand. Die vielen meterlangen, vielleicht noch längeren Balkenköpfe bilden dann an jeder Ecke zwei rechtwinklig zueinander stehende Schirme oder Wangen; am besten paßt aber der Name Flügel. (Abb. 1, F_1 bis F_8.)

Jetzt ahnen wir, was die alten indischen Veden wohl meinen mögen, wenn sie sagen, das Haus scheine Flügel zu haben; jetzt ahnen wir auch den ursprünglichen Sinn des Namens Peripteros, denn Peripteros bedeutet Rundum-Flügel, oder Haus mit Flügelkranz. Bei den Sziklern heißen diese Flügel gerezd. Der Name ist bis heute unerklärt; magyarisch ist er bestimmt nicht, bedeutet aber im Magyarischen auch noch einen Sektor des Apfels; im Slawischen bedeutet das Wort ausschließlich schnitten, so daß die Flügel rechteckig wie Türflügel sind. Heute ist aber die Breite der Flügel nicht 1 m oder mehr, sondern nur 70 bis 80 cm, wie denn die Szekler alles verzierlichen.

Das nächste Derivat der rechteckigen Flügel finden wir heute in Schweden. Von der äußeren oberen Ecke des Flügels zur inneren unteren Ecke geht ein bogenförmiger Schnitt, so daß ein dreieckiger Flügel mit hohler Hypotenuse bleibt, und dieser Flügel dient konsolartig als Träger des Daches oder eines Balkons; diese dreieckigen Flügel hat auch Kaiser Wilhelm in Rominten verwendet.

Ein ferneres Derivat ergibt sich, wenn wir die unteren Balkenköpfe wegschneiden und nur die oberen vier oder sechs Köpfe übrig lassen, die als Konsolen wieder das Dach oder ein ausladendes Stockwerk stützen. Eine solche Konsole ist rechteckig, da alle Köpfe gleich lang sind, und diese sehr unschöne Form sieht man in der Csik oft. Im übrigen Europa werden aber diese Konsolen dreieckig gemacht, indem man die Köpfe stufenweise verkürzt. In Zipsen habe ich an einer Hausruine eine besonders schön profilierte derartige Konsole ge-

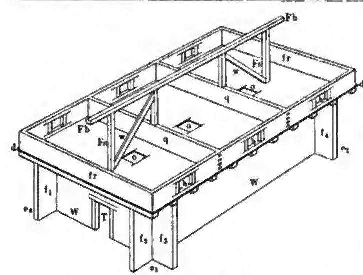


Abb. 2. **Nacktes Flügelhaus.**
q Querbrüstungen, h Einladeluken, o Bodenöffnungen, Fb Firstbalken, Fs Firstsäulen, w Windruten.

sehen (veröffentlicht in den Mitteiluugen der anthropologischen Gesellschaft in Wien), und ein greiser Bindermeister sagte mir, in seiner Jugend seien derartige gewaltige, kunstvoll profilierte Dachträger Regel gewesen; heute gibt es keine mehr.

Nach dieser Darstellung scheinen die Flügel der Csiker Holzbauten eine Urform, ein Urelement des europäischen Blockbaues zu repräsentieren.

Wenn man ein kleines Flügelhaus als Vorratskammer auf Füße stellt, dann fordert die Schönheit, daß man die Flügel dreieckig schneide (Abb. 8). Wir erhalten dann einen aus Skandinavien bekannten Typus, und wir verstehen den vedischen Ausdruck, das Haus scheine Füße und Flügel zu haben. Häuser auf Säulen gibt es in Siebenbürgen heute noch viele, wenigstens in einem entlegenen Dorfe; freistehende Vorratskammern von 2 bis 3 m im Geviert finden sich in Zipsen und Gömör, vom Wohnhause stets durch die Straße getrennt, am Bache erbaut.

Die Decke. Der Fries. Nachdem die vier Wände gebaut sind, legen wir quer über das ganze Haus in Abständen von etwa 1 m Träme (Durchzugsbalken), die ebenfalls an beiden Enden 1 m weit vorragen, und auch auf den äußersten Rand der zwei vorderen und der zwei hinteren Flügel legen wir je einen Tram; auf diesen Unterbau legen wir sodann einen Bretterboden, starke Bohlen, die rings um das Haus über die Balkenunterlage einige Zentimeter weit vorragen (Abb. 2). Dieser Bohlenboden dient uns nun abermals als Unterbau, und wir setzen den Blockbau fort; wir legen die Balken aber an den Rand des Dielenbodens und lassen die Dielen rings um das Haus nur wenige Zentimeter vorragen; auch schneiden wir an diesem Oberbau die Balkenköpfe ganz kurz ab; diesen Oberbau führen wir aber nur etwa 80 cm hoch, so daß die Bodenebene ringsum mit einer Brüstung umgeben scheint. Der Boden ladet dann rings um das Haus 1 m weit aus und wird scheinbar von den acht Flügeln getragen. Diese Brüstung nennen wir den Fries.

In Wirklichkeit wird der Fries ausschließlich von den Trämen getragen, da die Köpfe der Flügel, wenigstens in der Csik, immer ein wenig klaffen. Selbst bei sorgfältigster Arbeit (ohne klaffen) ist das Tragvermögen der Flügelköpfe sehr gering, da sie gerade im kritischsten Punkt, an der Basis, auf den halben Querschnitt geschnitten sind; auch die vorher erwähnten Konsolen tragen nur im ästhetischen Sinne, in Wirklichkeit sehr wenig oder gar nicht.

6 m Spannweite sind für die Träme sehr viel; sie hängen durch und vermögen wenig zu tragen, insbesondere dürfen sie in der Mitte nicht stark belastet werden. Dadurch aber, daß der schwere Fries (der überdies noch das Dach tragen wird) so weit hinausgerückt ist, wird dem Durchhängen entgegengearbeitet; die Träme verhalten sich nicht mehr wie freie, sondern wie eingespannte Träger, und ihr Tragvermögen wird außerordentlich gesteigert. Das ist die technische Begründung der Ausladung. Sie hat aber auch eine praktische Begründung: die Bodenfläche, also auch der Fassungsraum des Heubodens wird um fast die Hälfte vermehrt, und die Wände des Baues werden vor Regen geschützt. Um die Träme nicht zu überlasten, werden wir in der Mittellinie kein Heu lagern, sondern einen Gang freilassen. In diesem Gang machen wir einige Öffnungen, um das Heu in den Mittelgang des Hauses hinabwerfen zu können.

In der Csik gibt es kaum einen Stall, kaum ein Wirtschaftshaus, das nicht den ausladenden Fries von etwa 80 cm Höhe hätte. Da aber diese Häuser heute nicht frei, sondern an den Hofraum gerückt stehen, kann vor allem die Hinterwand gegen den Nachbarhof zu keine Ausladung haben; meist findet sie sich nur an einer oder an zwei, selten an drei Seiten. Nur in Nyién habe ich zwei freistehende Scheunen gesehen, die aber auch wirklich an allen vier Seiten die Ausladung hatten. Der ästhetische Charakter der Ausladung des Frieses ist in der Csik immer derselbe wie an den griechischen Tempeln.

Bei den Szeklern heißt der ausladende Fries „Kiereszt-és". Das ist wohl magyarisch, klingt aber so fremdartig wie etwa im Deutschen das Wort „Müdegeworden-heit"; das Wort entspricht aber genau, Teil für Teil, dem deutschen „Aus-lass-ung". Man denkt da an eine Wortgleichung Auslassung — Auslattung — Ausladung, ähnlich der Wortgleichung Wasser — Watter — Water — Woda (slawisch) — Bode.

Der Fries in der beschriebenen Form ist technisch fast unmöglich. An den Langseiten liegen 14 m lange Balken aufeinander, nur an den äußersten Enden gebunden, von innen dem Drucke des eingestopften Heues, von außen den Erschütterungen durch den Sturm, oben dem Schub des Daches ausgesetzt. Da müssen schließlich einzelne Balken ausspringen, ausreißen, niederstürzen und das ganze Dach zum Zusammenbruch bringen. Wir haben drei Mittel, den Fries zu versichern.

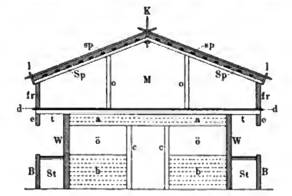


Abb. 3. **Querschnitt des Flügelhauses.**
W Langwände, d Dielenboden, t Tram, a Architrav der Halbwand, c Säulen der Halbwand, b Brüstung der Halbwand, fr Fries, e äußerer Architrav, Sp innere Sparren, sp äußere Sparren, o Sparrensäulen, K Firstkamm, ö Öffnungen der Halbwand, l Simaleisten, B äußere Brüstungen, St Schafstall (Kotter), M Mittelschiff des Heubodens.

1. Wir ziehen quer über die Bodenfläche eine oder zwei Brüstungen gleich dem Fries selber und bauen die Enden der Balken in den Fries ein, der dann oben durch diese Balkenköpfe Halt bekommt; die Bodenfläche wird dadurch in zwei oder drei Zellen geteilt.

Dieses sicherste Mittel wird in der Csik bei allen längeren Friesen angewendet.

2. Nur den obersten und untersten Balkenkranz des Frieses machen wir aus langen Balken, die von Hausecke zu Hausecke gehen. Zwischen den untersten und obersten Balkenkranz setzen wir aber stellenweise Balkenstücke als vertikale Stege ein, die in Nuten sitzen, und die Öffnungen von Steg zu Steg füllen wir mit kürzeren Balken aus, die wieder in Nuten der Stege sitzen. Zwei oder drei kürzere Lücken lassen wir unausgefüllt, und diese Öffnungen dienen zum Einladen des Heues.

In der Csik haben die meisten Friese, selbst wenn sie kurz sind, wenigstens zwei Stege, zwischen denen sich eine Einladelücke, Einladeluke befindet. Lange Friese haben auch drei und vier solche Luken zwischen Stegen. Außerhalb Siebenbürgens habe ich nur noch in der Nähe von Theißholz im Gömörer Komitat eine solche Luke gesehen, und zwar an einem besonders alten Hause.

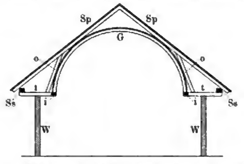


Abb. 4. **Querschnitt einer rumänischen Holzkirche.**
W Langwände, t Tramreste, Sp Sparren, o Sparrenstützen, G Brettergewölbe über gebogenem Holz, Ss Sparrenschwellen (rudimentärer Fries), i ideelle Seitenschiffe.

In Gömör finden wir vieles wenigstens rudimentär, was wir in der Csik noch vollständig erhalten finden.

3. Wir bauen den Fries aus schwachen Balken, nur den obersten Kranz machen wir aus starken Balken, so daß sie stark die unteren überragen und vor die Ebene des Frieses treten. An den Fries legen wir nun, den oben besprochenen Stegen ähnlich, außen Bohlenstücke an, die oben in Nuten in der vorragenden Unterseite der obersten Balken sitzen, unten aber sich auf den vorragenden Dielenboden stützen und durch drei oder vier hölzerne Nägel festgehalten werden, die von unten durch die Dielen getrieben werden. Diese Bohlenstege verhindern, daß die schwachen Friesbalken durch den Druck des Heues nach außen gepreßt werden. Solcher verhältnismäßig schwachen äußeren Stege müssen wir aber viele anbringen, etwa alle 2 m einen, besser aber von Meter zu Meter einen, so daß am Fries zwischen den Stegen kurze, rechteckige, versenkte Felder entstehen. Diese Stege nennen wir Triglyphen, die verhauenen Nägelköpfe an der Unterseite der vorragenden Dielen aber nennen wir Tropfen.

Solche Triglyphenstege gibt es in der Csik vereinzelt heute noch, doch sind die, die ich gesehen habe, von vorn an den obersten und untersten Friesbalken angenagelt und sind heute offenbar nur Notbehelfe.

In der Triglyphenkonstruktion offenbart sich ein neues, merkwürdiges Prinzip. Die Dicke der Wand, wie sie sich ergäbe, wenn die Wand von unten bis oben aus lauter gleichen, starken Balken gebaut wäre, ist in zwei Lamellen zerlegt: die hintere Lamelle wird von der dünnen Wand gebildet, die vordere ideelle Lamelle besteht aus den stellenweise quergestellten Triglyphen; nur der oberste Balken zeigt die volle Dicke eines massiven Balkens. Dieses Prinzip habe ich sehr schön in viel großartigerer Art an 300 Jahre alten Häusern in Dobschau (Gömör) durchgeführt gesehen. Dort ist die hallenartige Küche in anderer Technik gebaut als die Stube. Aus starken Balken ist ein Skelett gebaut, bestehend aus dem Schwellbalken zu unterst, dem Kappholz (obere Schwelle) zu oberst und dazwischen einige Säulen (Ständer). Die rechteckigen Maschen dieses Skelettes sind nun wie am Friese durch schwache, in Nuten der Ständer sitzende, horizontale Balken als hintere Lamelle ausgefüllt, während in der vorderen ideellen Lamelle winkelversteifende, schräg über die dünnen Wandbalken gelegte Spreizen liegen. Ob dieses Prinzip noch an anderen Orten angewendet wird, weiß ich nicht; es führt aber leicht zur gotischen Auffassung der Wand.

Die aus dem Fries oder aus der Wand einer Leiste gleich vorragenden Enden der Dielen sieht man sowohl in der Csik als auch in Gömör häufig, am schönsten an einigen alten Häusern in Theißholz.

Über den Ursprung des Frieses gibt die Csik einige Andeutungen. Die Szekler haben zuweilen große, nach sächsischer Art gebaute Scheunen. Da sie aber ungleich ärmer sind, ist ihnen die Scheune viel zu groß, und sie bauen in den einen Flügel der Scheune einen kleinen, niederen, mit Decke versehenen Stall, der ihnen genügt. Dieses Ställchen hat natürlich außer der Decke nicht noch ein Dach, da ja hoch über ihm das Scheunendach schwebt. Das Ställchen hat aber immer einen Fries (der nach vorn sogar ausladet, weil die nach außen gekehrte Vorderwand etwa um 1 m hineingerückt ist). Dieser Fries hat offenbar keinen anderen Zweck, als das auf die Stalldecke gelagerte Heu vor dem Hinabgleiten zu bewahren. Anderseits findet man auch freistehende Ställchen, die kein anderes Dach haben als einen flachen, auf die Decke gelagerten Schober von Maisstroh. Ich vermute daher, daß das prähistorische Haus, von dem wir sprechen, ursprünglich überhaupt kein Dach hatte, sondern nur einen Fries, der das hoch aufgelagerte, durch einen Wiesbaum festgehaltene Heu vor dem Hinabgleiten bewahrte. Bei größeren Häusern wurde dieser Wiesbaum noch durch rippenartig unterschobene Stangen ergänzt, was ich in Siebenbürgen ebenfalls bei Heutristen gesehen habe, und im Laufe der Zeit wurde aus dem Wiesbaum ein Firstbalken, aus den Rippenstangen aber Dachsparren.

Nach dieser Auffassung hätte das Dach des griechischen Tempels sich nicht aus dem Zelte entwickelt.

Das Dach. Wir haben die Absicht, dem Hause ein flaches Dach zu geben, weil unsere Kunstfertigkeit nicht ausreicht, ein hohes Dach zu bauen, und weil wir den bösen Schuh vermeiden wollen, den unser Fries nicht gut vertrüge. Wir müßten dann nach alter Art auf der Mitte jeder Schmalwand des Hauses (also nicht auf den Friesen) eine Firstsäule aufstellen, auf die zwei Firstsäulen einen Firstbalken legen und nun auf die Langfriese und den Firstbalken die Sparren auflegen. Für diese altgewohnte Konstruktion sind die Dimensionen unseres Hauses viel zu groß, die Sparren bekämen eine freie Spannweite von 5 m und müßten in der Mitte durchbrechen. Wir legen darum die Sparren den Trämen entsprechend und unterstützen jeden Sparren ungefähr in der Mitte (näher dem Firste) mit einer etwa 2 m hohen Säule, die auf dem entsprechenden Trame fußt (Abb. 3). Durch die so entstehenden zwei Säulen-

reihen wird der Bodenraum dreischiffig, das Mittelschiff ist etwa 3 m breit. Jetzt braucht man aber keinen tragenden Firstbalken mehr, der Firstbalken hat nur mehr das Umfallen der Säulen und Sparren zu verhüten. Wir legen daher vielleicht einen leichten Firstbalken nicht unter, sondern auf die Sparrenkreuze, und vom Fuße jeder der beiden Firstsäulen (die wir beibehalten, obgleich sie entbehrlich sind) legen wir einen sehr schrägen Balken nach einem Sparrenkreuz, wodurch sämtliche Sparrenpaare vor dem Umfallen geschützt sind. Die unteren Enden der Sparren ragen sehr wenig über den Fries vor und sind von oben her an den Fries genagelt (Abb. 2).

Nun legen wir Stangen über die Sparren und decken das Haus mit einer dicken Lage Stroh ein. Damit aber der Sturm das Dach nicht zerreiße, legen wir auf das fertige Dach noch ein zweites äußeres Sparrensystem aus etwa armdicken Stangen, legen auf die Kreuze einen zweiten äußeren Firstbalken, auf die unteren Enden der Sparren, an den äußersten Dachrand, legen wir einen starken Balken und nennen ihn die Sima. Diese drei Längsbalken sollen die Sparrenstangen fest an das Stroh des Daches drücken (Abb. 3 zeigt eine etwas abweichende Anordnung).

Bei dieser Dachkonstruktion ist der Schub eliminiert, aber die Träme tragen durch die Säulen die ganze Last des Daches. Wenn unser Haus nicht 6, sondern 8 m breit wäre, dann wäre das für die Träme eine viel zu große Last. In diesem Falle müßten wir die Träme unter den Säulenfüßen mit langen, starken Balken unterfangen und diese Balken etwa von 3 zu 3 m mit einer Säule unterstützen, die auf einem in die Erde gebetteten flachen Steine aufsitzt. Dadurch wird aber, so unangenehm es uns auch ist, auch das Innere des Hauses dreischiffig.

So überaus breit und entsprechend lang werden wir das Haus dann bauen, wenn es nicht als Wohnstall, sondern als Tempel dienen soll; der Saal ist dann aber zu niedrig. Wir helfen uns heroisch so, daß wir die ganze Decke des Mittelschiffes ausschneiden, so daß dann wenigstens das Mittelschiff bis an den First reicht, ohne daß die Festigkeit des Baues litte. Das Mittelschiff zeigt dann beiderseits eine Reihe starker, hoher, weit voneinander abstehender Säulen, die die Decke der Seitenschiffe tragen, und darüber eine Reihe schwächerer, niederer, dichtgestellter Säulen, die die Dachsparren tragen. Von den Seitenschiffen können wir die Dielendecke abtragen; einige Tramreste aber müssen wir unbedingt stehen lassen, was allerdings sehr unschön ist. Nur wenn wir diese umständliche Säulenkonstruktion im Innern des Tempels in Stein ausführen (griechische Tempel), sind die Tramreste entbehrlich.

Abb. 4 zeigt den Querschnitt einer rumänischen Holzkirche von 1717; die eben entwickelten Grundgedanken des griechischen Tempels sind noch zu erkennen.

Für diese Dachkonstruktion gibt die Csik gar keine Anhaltspunkte, da dort längst nur höhere Walmdächer gebaut werden, deren Sparren durch Kehlbalken, nicht durch Säulen gestützt werden.

Das äußere Sparrensystem ist wohl in ganz Mitteleuropa bekannt, nur reichen die Stangen meist vom First nur bis in die halbe Höhe des Daches, nicht bis an den Dachrand. Die Sima, die die unteren Enden der Sparren verbindet und niederhält, sieht man in der Gegend von Hainburg und Theben bei Wien auf alten Strohdächern noch häufig, allerdings ziemlich hoch am Dach. Der äußere Firstbalken, der auf die Kreuze der äußeren Sparren gelegt ist, findet sich regelmäßig auf den wenigen noch stehenden alten, strohgedeckten Scheunen des sächsischen Burzenlandes (Ebene des Burzenbaches) in Siebenbürgen als überaus kräftig wirkendes ästhetisches Motiv. Wegen der Steilheit der Dächer schwebt er etwa zwei Spannen hoch über dem First. Dieser Firstbalken mit den Sparren imitiert offenbar den Wiesbaum mit den Hilfsrippen, die die Heutriste binden.

Das Ziegeldach des altgriechischen Tempels imitiert oft sehr deutlich sowohl den äußeren Firstbalken als auch die äußeren Sparren, die Sima ist aber ein integrierender Bestandteil des Hauses. Daß aber die Säulenordnung unseres hölzernen Tempels der Säulenordnung im Innern der großen griechischen Tempel, z. B. in Pästum, entspricht, springt in die Augen.

Wenn wir die Dachkonstruktion der heute noch in unserer Gegend (südöstliches Siebenbürgen) stehenden rumänischen Holzkirchen mit der der altgriechischen Tempel vergleichen, dann finden wir folgende Unterschiede. Der Fries ist auf eine einzige Balkenlage reduziert; die Sparrensäulen stehen schief und sehr nahe zur Wand; die Seitenschiffe des Hauses sind auf wenige Zentimeter reduziert und durch das Mittelschiff verdrängt; das Mittelschiff ist überwölbt, indem auf Halbkreise von armdickem, gebogenem Holze Bretter genagelt sind.

Dieselbe Dachkonstruktion findet man im wesentlichen häufig in alten Holzbauten der Schweiz, auch in England.

Dieselbe Gewölbekonstruktion in Holz findet sich auch in der ältesten gotischen Kirche in Nordfrankreich. Es würde mich nicht wundernehmen, wenn sich herausstellte, die ältesten Basiliken hätten dasselbe Holzgewölbe gehabt. Das Gewölbe gibt zwei schöne, lange Flächen für Deckengemälde, und darum verdiente dieses Motiv, neu aufgegriffen zu werden. Die rumänischen Gemälde sind allerdings kunstlos.

Diese Gewölbekonstruktion muß sehr alt sein, denn in Gömör habe ich kleine freistehende Vorratshäuschen mit derartigen Gewölben gesehen, und in Westungarn soll das auch vorkommen.

Der Giebel. Das äußerste Sparrenpaar an jedem Hausende, das mit dem starken obersten Balken des Frieses ein Dreieck bildet, wollen wir nicht mit Säulen stützen, da das unschön wäre. Um die Sparren dennoch vor dem Durchhängen zu bewahren, müssen wir Doppelbalken verwenden; wir verbinden die Balken durch starke Holznägel, die wir durchtreiben, und deren Köpfe wir lang vorstehen lassen. Außerdem nageln wir an jeden oberen Balken auch noch ein breites Brett, das das Stroh des Daches nicht herabgleiten läßt (Abb. 5, G).

Bei kleinen Häusern bauen wir ein Doppelpultdach, dessen Sparren einem Firstbalken aufliegen, der vor allem von zwei auf den Schmalwänden des Hauses stehenden, eventuell auch von einer dritten und vierten auf Trämen stehenden Firstsäule getragen wird. Die Giebelfirstsäulen stehen also etwa 1 m hinter dem Fries. Wir verschalen nun die Giebel durch horizontale Bretter so, daß sich die Brettermitten an die Innenreihen der Firstsäulen anlehnen, die Brettenden aber an Sparren sich stützen, so daß die Firstsäulen von außen sichtbar bleiben. So entstehen an den Hausenden zwei Giebelnischen oder Giebellauben, die etwa 1 m tief sind, und der Fries erscheint als Brüstung eines Balkons. Die Nische des Vordergiebels machen wir zum Sanktuarium des Hauses, die Firstsäule aber schnitzen wir als Götterbild, und über dieses Bild im Vordergiebel sprechen wir.

Zur Firstsäule nehmen wir einen Baumstamm, der in eine Gabel endet, in die der Firstbalken gelegt wird. Solche Gabelsäulen sind im Komitat Fogaras noch häufig. Es liegt dann nahe, die Arme der Gabel nicht als Kopf, sondern als erhobene Arme zu stilisieren, und das Götter-

bild gleicht dann einem Atlas oder einer Karyatide. Den Kopf können wir aus dem aus der Gabel vorragenden Ende des Firstbalkens formen, und da ergibt sich am leichtesten ein Tierkopf. In diesem Falle können wir die Gabelarme auch als Ohren oder Hörner des Kopfes gestalten.

An unserem großen Hause ist die Firstsäule im Vordergiebel technisch entbehrlich; wir behalten sie aber dennoch bei, weil sie das Heiligenbild des Hauses ist. Die Sparren, an die sich die Verschalung lehnt, sind von außen sichtbar; wir müssen sie durch Säulen stützen, und diese Säulen gestalten wir ebenfalls als Menschen- oder Götterbilder aus. Um das Durchbiegen der Verschalungsbretter unter dem Drucke des angepreßten Heues zu vermeiden, können wir jeden Sparren auch durch zwei oder drei Säulen stützen und gewinnen so noch mehr Götterbilder; das Giebelfeld ist dann von nicht weniger als sieben Götterbildern gefüllt.

Den hinteren Giebel gestalten wir ganz anders aus. Genau unter der hinteren Firstsäule steht im Innern des Hauses der Herd, dessen Rauch wir ableiten müssen. 2 bis 3 m hinter der ersten Verschalung ziehen wir eine zweite Verschalung als Zwischenwand durch den Bodenraum. Rechts und links von der Firstsäule schneiden wir in die Verschalung ein nach außen führendes Loch, und über dem Herde machen wir in dem Dielenboden eine Öffnung. Durch diese Öffnung steigt der Rauch in die Kammer zwischen den beiden Verschalungen, füllt sie und entweicht langsam durch die zwei Rauchlöcher; die Kammer ist sommit die Rauchkammer des Hauses.

Eine Giebellaube, vor der der Fries die Brüstung bildet, habe ich in der Csik nur einmal gesehen, und zwar in Zsögöd. Der Name ist slawisch, Zahod (allerdings nicht offiziell) und bedeutet Zugang, nämlich aus der unteren in die obere Csik. Die Slawen hatten dort eine Talsperre, von der die von Herrn v. Martian gefundene Riesenmauer ausging, und an der Stelle der Sperrforts fand Herr Teutsch schöne slawische Tonwaren. Was die Slawen absperrten, waren die Kupferwerke von Balvanyos und das großartige, heute römisch-katholische Heiligtum von Somlyó.

Die Rumänen von Kronstadt, romanisierte Bulgaren, gestalten die Vordergiebel ihrer Häuser heute noch mit außerordentlich feinsinniger Kunst als versenkte Nischen aus. Einen ebenfalls als versenkte Nische oder Laube aufgefaßten, sehr schön ausgestalteten Giebel habe ich an einem alten slawischen Hause in Ziffer bei Tyrnau gefunden.

Die Rauchkammer habe ich so beschrieben, wie sie bei den armen Rumänen des südöstlichen Siebenbürgen heute noch gebräuchlich ist. Die zwei Fensterchen im Giebel sind übrigens auch in ganz Deutschland wohlbekannt, obwohl es dort längst keine Firstsäulen am Giebel mehr gibt. Ich will bei dieser Gelegenheit über Ursprung des Namens „Siebenbürgen" sprechen. Bei den sächsischen Bauern bedeutet „Siebenbürgen" nicht das ganze Land, sondern nur die Ebene von Herrmannstadt (ursprünglich Herrmannsdorf). Wenn der Kronstädter Bauer sagt, er wolle nach Siebenbürgen reisen, dann meint er, er habe in der Gegend von Herrmannstadt zu tun. Hermannstadt liegt aber am Zibinflusse.

Eine Firstsäule im offenen Giebel habe ich in der Csik wiederholt gesehen; eine Firstsäule im Giebel mit horizontaler Bretterverschalung hinter der Firstsäule habe ich nie gesehen; in meinem Zimmer steht aber eine mit eingeschnittenen Zeichnungen reich dekorierte, sehr alte Truhe aus dem Bucsecsgebiete, und unter den Zeichnungen findet sich auch ein solcher Giebel; es hat also solche vor etwa 100 Jahren noch gegeben.

Im ganzen Gebiete der Hochalpen ist der unter dem ganzen Giebel sich hinziehende Balkon über der Haustür geradezu typisch. Wenn wir diesen Balkon mit dem Fries unseres Hauses vergleichen, dann verstehen wir die Identität der Worte Balken und Balkon. Überall in den Alpen und vielfach auch sonst finden wir mitten im Giebel, an der Stelle der Firstsäule, das Heiligenbild, den heiligen Florian usw. Wir finden es auch in dem Gebiete der gotischen Kirchen.

Der Giebel des altgriechischen Tempels unterscheidet sich von unserem Giebel vor allem dadurch, daß das Feld nicht so tief versenkt ist. Das läßt sich aber dadurch erklären, daß es technisch unmöglich gewesen wäre, in Stein ein so weit vor das Feld tretendes Dach zu bauen; darum und um die Figuren besser sichtbar zu machen, mußte man das Giebelfeld so weit nach vorn rücken. Die ältesten uns bekannten Giebelfiguren sind die von Aigina; dort steht aber die sogenannte Athene an Stelle der Firstsäule noch steif und hoch eben wie eine Firstsäule.

(Schluß folgt.)

Gregory über die ältesten Spuren des Menschen in Australien.

Unabhängig von der Kontroverse, die über die Bedeutung der im australischen Dünenkalk bei Warrnambool aufgefundenen Abdrücke in Deutschland in der letzten Zeit sich entsponnen hat [1]), ja sogar scheinbar gänzlich unbekannt damit und unbeeinflußt durch die darüber von deutschen Autoren herrührenden Veröffentlichungen hat nunmehr einer der berufensten australischen Naturforscher, der Professor der Geologie an der Universität Melbourne, J. W. Gregory, in der Sache das Wort ergriffen. In einer kürzlich erschienenen Arbeit [2]) beschäftigt er sich nicht nur mit den angeblichen Menschenfährten von Warrnambool, sondern er zieht alle bisher behaupteten Spuren und Beweise für das Vorkommen des Menschen in Australien, speziell in Victoria, in sehr frühen geologischen Epochen (Pliocän und Pleistocän) in den Bereich seiner Erörterung. Mit sachlicher, nüchterner Kritik werden alle bisher aufgefundenen Dokumente, die zugunsten der Theorie sprechen sollen, daß der Mensch in Victoria ein Zeitgenosse der dem Pleistocän angehörigen Riesenbeuteltiere oder gar ein Zeuge der ins Pliocän zu verlegenden eruptiven Tätigkeit von Victorias Vulkanen war, geprüft, und es wird dabei ihre Bedeutungslosigkeit dargelegt. Der Autor zieht aber nicht allein das positive Beweismaterial, sondern auch die negativen Gründe, die gegen diese Theorie sprechen, in Betracht und gelangt auf diese Weise zu der für viele unerwartet kommenden Ansicht, daß der Mensch in Victoria seit keinem sehr langen Zeitraume haust, und daß es ganz undenkbar ist, ihn als Bewohner des Landes in früheren geologischen Perioden anzusehen.

Für die Leser dieser Zeitschrift dürften Gregorys

[1]) Vgl. Alsberg, Die ältesten Spuren des Menschen in Australien. Globus Bd. 85, 1904, S. 108 bis 112, und die Entgegnung hierauf von Hagen im selben Globusbande, S. 256 bis 257.

[2]) Gregory, The Antiquity of Man in Victoria. Proceedings of the Roy. Soc. of Victoria, Vol. XVII (New Ser.), Part I. Melbourne 1904, p. 120—144.

Bemerkungen über die Abdrücke von Warrnambool von besonderem Interesse sein. Zunächst wird konstatiert, daß kein Moment vorliegt, das für das pliocäne Alter des Warrnambool-Dünenkalkes spricht; es wurde bisher nur ein einziger fossiler Knochen in dieser Formation gefunden, und auch dieser beweist nicht, daß das Gestein zur Zeit der Riesenbeuteltiere abgelagert wurde. Der Warrnambool-Kalkstein hat eine Mächtigkeit von 21 m, die Platte mit den angeblichen Fußabdrücken wurde in einer Tiefe von 16,2 m aufgefunden, gehört also dem unteren Teile der Kalksteinschicht an.

Der Steinblock beweist nach Gregory gar nichts. Die flachen, glatten Eindrücke sehen allerdings aus, als ob sie davon herrühren könnten, daß ein nackter Mensch auf dem Dünensande gesessen hätte; in diesem Falle erscheint aber das Verhältnis zwischen der Breite seines Gesäßes und seiner Füße geradezu abnorm. Man wollte sich nun aus der Verlegenheit helfen, indem man annahm, die Fußeindrücke rührten von zwei Personen (Mann und Weib) her, die nebeneinander saßen, doch erscheint auch diese Vermutung Gregory als unwahrscheinlich. Der Zwischenraum zwischen den Fußeindrücken beträgt nur 17 bis 20 cm, ist also sehr gering. Man hat nun angenommen, daß der Mann zuerst aufgestanden sei und die Frau beim Aufstehen sich ein wenig nach links bewegt habe, wodurch der sehr schmale Zwischenraum zwischen beiden Eindrücken entstanden sei. Man hätte aber, nach Gregory, erwarten müssen, daß die Regelmäßigkeit des Umrisses des vom Manne hinterlassenen Fußeindruckes durch die erwähnte Bewegung eher hätte leiden sollen.

Die angeblichen Gesäßabdrücke können auch natürliche Höhlungen sein, die durch Windwirbel entstanden sind. Für die Entstehung der angeblichen Fußabdrücke weiß Gregory keine plausible Erklärung, er weist aber darauf hin, daß sie den Eindruck machen, als ob sie eher von beschuhten, nicht aber von nackten Füßen herrühren könnten. Dieser Meinung sind, wie McDowell, der Kurator des Warrnambool-Museums, Gregory mitteilte, die Meisten, welche das Fundstück selbst bisher untersucht haben. Es ist deshalb sogar die Ansicht laut geworden, daß die Fußspuren gar nicht von Eingeborenen, sondern von irgend einem fremden Seefahrer herrühren, der in grauer Vorzeit an dieser Küste landete. Gregory hatte auf seinen afrikanischen Reisen genügend Gelegenheit, die Fußspuren ostafrikanischer Neger zu studieren, und fühlte sich bei Betrachtung des Warrnamboolschen Steinblocks keineswegs an sie erinnert. Die Breite der Eindrücke ist zu gleichförmig für einen nackten Fuß; die Höhlung ist am tiefsten beim Zehenende, wo der Fuß einen viel breiteren Eindruck hätte hinterlassen müssen als an der Ferse. Auch stimmt die größere Tiefe am Vorderende des Eindruckes nicht mit dem Aussehen von Fährten, die von über den steilen Abhang einer losen Düne hinabschreitenden Personen herrühren sollen.

Wenn also diese Eindrücke beweisen sollen, daß der Mensch in Warrnambool schon lebte, als die unteren Schichten des Dünenkalksteins in Bildung begriffen waren, so beweisen sie auch, wie Gregory sarkastisch bemerkt, daß jener Mensch moderne Stiefel getragen hat.

Aus dem übrigen Teile der sehr lesenswerten Arbeit Gregorys sei hier nur noch hervorgehoben, daß er auch den Knochenfund von Buninyong (siehe darüber Alsberg in seinem vorhin zitierten Aufsatze S. 111) als ein Spiel des Zufalls erklärt, in der Art, daß die Schaufel eines der in der Goldmine beschäftigten Arbeiter auf den Knochen gestoßen sei, ihn durchschnitten und gebrochen, gleichzeitig aber auch Lehm in die Schnittfläche hineingetrieben und so deren rezente Entstehung verdeckt habe. Denn aus der genauen Untersuchung dieses von Nototherium Mitchelli herrührenden Rippenstückes ergibt sich, daß das eine Ende einen langen, geradlinigen Einschnitt aufweist, der nach De Vis von den Zähnen irgend eines Raubtieres herrühren soll. Das einzige Tier, das dabei in Betracht kommt, ist der Beutellöwe, Thylacoleo carnifex. Doch ist diese Annahme nicht wahrscheinlich; der Knochen sieht nicht wie benagt aus, vielmehr neigen sich alle neueren Untersucher des Fundstücks der Ansicht zu, daß nur ein scharfes metallenes Werkzeug den Einschnitt erzeugt haben kann.

De Vis, der den Fund zuerst beschrieb und als ein prähistorisches Knochenwerkzeug deutete, ist jetzt selbst, wie er in einem Briefe an Gregory mitteilt, wieder unter die Zweifler gegangen.

Ein Moment, welches sehr dagegen spricht, daß man es mit einem prähistorischen Knochenwerkzeuge zu tun habe, ist, daß auch das zugehörige Rippenköpfchen zusammen mit dem angeblich bearbeiteten Rippenstück aufgefunden wurde. Es ist allerdings möglich, daß ein Eingeborener einen Knochenschaber anfertigen wollte, ihn nicht fertig brachte und das Rippenköpfchen dort abschlug, wo er das Werkzeug zurückließ. Viel wahrscheinlicher ist es aber, daß der Knochen dann schon früher gespalten worden wäre, so daß es nicht möglich hätte sein können, daß Rippenteil und Köpfchen beieinander liegend gefunden wurden.

Über den Wert der übrigens sehr unbestimmten Traditionen der Eingeborenen über geologische Ereignisse, deren Zeugen ihre Vorfahren gewesen sein sollen, äußert sich Gregory sehr absprechend; derselbe geringe Wert kommt unseres Erachtens auch der in der Alsbergschen Abhandlung erwähnten Sage der jetzt ausgestorbenen Parkingees Queenslands von der Zwergrasse der Mullas, welche von ihnen ausgerottet worden sei, zu.

Wir haben uns hier darauf beschränkt, nur die wichtigsten Resultate der Untersuchungen Gregorys über die Richtigkeit der bisher vorgebrachten Argumente für das prähistorische Auftreten des Menschen in Australien auszugsweise mitzuteilen. Jedenfalls können weder die Fußeindrücke von Warrnambool, noch das Knochenwerkzeug von Buninyong von nun an als Beweismittel hierfür herangezogen werden. Ob Gregory mit seiner Ansicht, daß das Auftreten des Menschen in Australien sehr spät erfolgte, wahrscheinlich sogar erst zu einer Zeit, als Tasmanien von Australien schon lange abgetrennt war, Recht behalten wird, bleibt allerdings abzuwarten. Der Mangel an geeigneten Fahrzeugen und die geringe Seetüchtigkeit der heutigen Australier brauchen jedoch durchaus keine unüberwindlichen Hindernisse für die Besiedelung Tasmaniens von Australien aus auf dem Seewege gewesen zu sein. Rich. Lasch, Wien.

Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland.

Richard Andree hat es, wie jeder weiß, von jeher verstanden, besonders wichtige und lehrreiche Gruppen ethnographischen und volkskundlichen Materials klar und übersichtlich zusammenzufassen und grundlegend zu behandeln. Auf seine „Ethnographischen Parallelen und Vergleiche“ wird auch heute noch zurückgehen müssen, wer sich mit den dort bearbeiteten Stoffen — und das ist wahrlich eine stattliche Anzahl — ernsthaft weiter be-

schäftigen will, wenn auch der Verfasser für sich nur das Verdienst des ordnenden Sammlers in Anspruch genommen hat.

Während aber die „Ethnographischen Parallelen“ und andere Schriften die Völker des ganzen Erdballs in ihre Betrachtung ziehen, hat sich Andree in seinem neuesten Werke [1]) ein engeres Gebiet gewählt, dieses jedoch um so sorgfältiger und eingehender durchforscht.

Es handelt sich um die Weihegeschenke (zur Unterstützung einer Bitte) und Votivgaben (zum Ausdruck des Dankes für die Gewährung einer Bitte) bei dem katholischen Volke im Süden des Deutschen Reiches und in den benachbarten österreichischen Ländern. Die hier in Betracht kommenden zahlreichen und mannigfachen Gegenstände haben erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gelenkt. Vorarbeiten fand Andree daher nur wenige. Aber er konnte die umfänglichen Sammlungen seiner Gattin, Marie geb. Eysn, benutzen und hat selbst Hunderte von oft entlegenen Wallfahrtskapellen und Gnadenstätten mit überreichem Inhalt durchsucht, hat dabei vielfach ältere, literarische Berichte nachprüfen können und mitunter auch durch den Spaten wertvolles Material aus der Erde ans Licht fördern lassen. Denn der strömende Überfluß hat — gerade wie im Altertum — oft genug dazu gedrängt, gewaltige Massen solcher Gaben von Zeit zu Zeit durch Vergraben aus dem Wege zu räumen, wenn sie nicht verkauft oder verbrannt werden konnten.



Abb. 1. Steinerne Statue St. Leonhards in Kundl (Tirol) mit Votiven behangen.

Das Volk selbst wendet die Ausdrücke Votiv- und Weihgeschenk nicht an, es faßt beides unter dem Namen „Opfer“ zusammen. Solche Gaben, die an heiliger Stätte aufbewahrt wurden, sind bei allen Völkern des Altertums bekannt gewesen. Es sei nur an die Funde in Olympia und Epidaurus erinnert. Die heute noch in Griechenland und Italien dargebrachten Votive lassen sich vielfach ohne weiteres auf ihre klassischen Ahnen zurückführen. Die große Ähnlichkeit der süddeutschen Kultopfer mit ihnen legt auch für sie den Gedanken an unmittelbare Übertragung nahe. Aber wenn diese auch in einigen Fällen sehr wahrscheinlich ist, so ist doch für die meisten Opfer eine selbständige Entstehung „aus der inneren Natur des der Gottheit gegenüber hilfesuchenden Menschen heraus anzunehmen und auch noch auf eine zweite Quelle der Abstammung der Opfergebräuche, das germanische Heidentum, hinzuweisen“, das noch in so manchen Einrichtungen der christlichen Kirche und Gebräuchen ihrer Angehörigen nachwirkt.

So hat das Christentum von heidnischen Opfern namentlich die kleinen, leblosen auf seine Heiligen übertragen. Für jede Not hat das Volk einen besonderen Heiligen, wenn auch im Grunde alle das gleiche können. Der eine ist stärker als der andere, in Zweifelsfällen naht man sich der heiligen Jungfrau. Das Volk schafft sich auch selbst Heilige, die von der Kirche nicht anerkannt werden. Die Wallfahrtskapellen, in denen die Opfergaben niedergelegt werden, sind oft uralt und abgelegen. Häufig sind heilige Quellen mit ihnen verbunden, viele von diesen sprudeln innerhalb der Kapellen selbst. Es ist interessant zu sehen, wie der Quellenkultus im Zunehmen begriffen ist, seitdem die Madonna von Lourdes ihren Einzug in Süddeutschland gehalten hat und überall in Bayern und Tirol Lourdesgrotten entstehen oder an die Stelle der alten, deutschen Quellenheiligtümer treten. Die Darbringung von Weihegaben an diesen heiligen Stätten findet vielfach unter Wallfahrten einzelner oder ganzer Gemeinden und Körperschaften statt, bei denen das Moment der Askese, wenn auch in abgeschwächter Gestalt, noch oft genug zum Ausdruck kommt. Neben der Sorge für das eigene Wohl und das seiner Angehörigen liegt dem Bauern nichts so sehr am Herzen wie Leben und Gesundheit seiner Haustiere. Die Weihpatrone genießen deshalb besondere Verehrung, und unter ihnen ist es der heilige Leonhard, dessen Kult sich am kräftigsten und charakteristischsten entwickelt hat. Abb. 1 zeigt ein eigentümliches, fast lebensgroßes bemaltes Steinbild von ihm. Der Heilige hält ein Buch mit der Jahreszahl 1481. Kette und Hufeisen umgürten ihn. Spätere Zutat ist die große Menge von Weihegeschenken, die ihm wie eine Girlande um Hals und Oberkörper geschlungen sind, meistens Wachsvotive, Kühe, Kälber, Pferde, Schafe, Arme, Beine und Herzen. In der älteren Zeit hauptsächlich Menschenarzt und Patron der Gefangenen und Wöchnerinnen, ist St. Leonhard heute vorherrschend Beschützer des Viehes und des Ackerbaues. Um sich seinen Segen zu sichern, werden namentlich in Altbayern großartige Fahrten und Umritte veranstaltet und außer anderen Dingen Mengen von eisernen Tierfiguren, die noch aus früheren Zeiten her in manchen Kapellen in größerer oder geringerer Anzahl vorhanden sind, dargebracht. In Oberbayern freilich fand Andree keinen Ort mehr, wo noch eiserne Tiere geopfert werden, aber in der St. Leonhardskirche zu Aigen am Inn z. B. werden noch weit über 1000 solcher Eisentiere (Rössel, Kühe usw.) in der „Schatzkammer“ aufbewahrt, wo sie bei dem Feste des Heiligen gegen fünf Pfennig Miete für das Stück ausgeliehen werden und wohin sie alle wieder zurückkehren. Sie sind ursprünglich von einzelnen Wallfahrern dargebracht, seitdem aber Eigentum der Kirche. Neue werden weder angefertigt noch hinzugefügt. Die Bauern legen so viele Figuren, als sie zu Hause lebende Tiere besitzen, in ihren Hut, wandern in langer Reihe um den Hochaltar und werfen sie dann wieder in Körbe zurück. Auch andere Heilige erhalten oder erhielten einst solche Eisengaben, aber St. Leonhard galt überhaupt als der große Eisenherr, dem das Metall nicht nur in natura, sondern in allerlei Formen verarbeitet, namentlich auch in Gestalt von Hufeisen, zufloß. Aus der Überfülle solcher Gaben sind wohl meist die gewaltigen Votivketten zusammengeschmiedet, die, den ganzen Bau umspannend, ein auffallendes Kennzeichen vieler, wenn auch keineswegs aller Leonhardskirchen sind. Das Verbreitungsgebiet der eisernen Votivfiguren (Menschen- und Tiergestalten) reicht zusammenhängend vom westlichen Ungarn bis nach Schwaben und Elsaß, greift aber auch noch weit nach Westen und Nordwesten über. Die Figuren sind stets geschmiedet, jüngere aus Blech geschnitten, aber niemals gegossen. Die am schönsten gearbeiteten Menschen- und Tierfiguren besitzt Kärnten. Ihr Alter wird oft überschätzt, die uns erhaltenen gehen wohl nicht über das spätere Mittel-

[1]) Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde von Richard Andree. 4°, XVIII u. 191 S. Mit 33 Abbildungen im Text, 140 Abbildungen auf 32 Tafeln und zwei Farbendrucktafeln. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn, 1904. 12 M.



Abb. 2.
Der Würdinger zu Aigen.

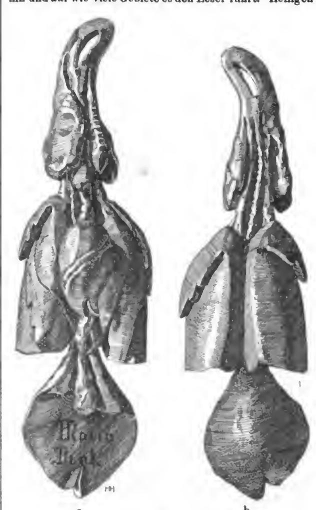
alter zurück. Jedenfalls darf man sie nicht, wozu ihr Aussehen verleiten könnte, unmittelbar an vorgeschichtliche Vorgänger anknüpfen, nur die gleiche, primitive Kunst hat zu verschiedenen Zeiten zu gleicher Ausgestaltung geführt. Sie sind jetzt überall in der Abnahme begriffen und werden durch Wachsvotive ersetzt, wie andererseits das Wachsopfer, hauptsächlich in der Gestalt von Kerzen, bis in die heidnische Zeit hineinreicht.

Die zweite Hälfte der Arbeit betrachtet die verschiedenartigen Formen der Opfergaben. Zunächst die Abbilder des opfernden Menschen selbst. Aus mannigfachsten Stoffen hergestellt, sind sie um so wirksamer, je größer, schwerer und wertvoller sie sind. Mitunter entspricht ihr Gewicht dem des Weihenden. Am berühmtesten sind die sogenannten Leonhardsklötze zu Aigen am Inn, mächtige, eiserne Rumpffiguren, unter denen der sog. Würdinger (Abb. 2) den ersten Platz einnimmt, ein Name, der als allgemeine Bezeichnung für solche Eisenfiguren gebräuchlich geworden ist. Mit ihnen werden am Leonhardsfeste Kraft- und Gewissensproben vorgenommen. Der Bursche, der sie bis auf die Schultern heben („schutzen") und dann hintenüber in den Sand werfen kann, schützt sich dadurch gegen Krankheit im kommenden Jahre und beweist zugleich, daß er nicht mit einer Todsünde behaftet ist. Es folgt dann die ungezählte Schar der Nachbildungen einzelner Körperteile, äußerer wie innerer, Köpfe, Hände und Füße, Brüste, Augen, Zungen, Ohren, Zähne, phallische Darstellungen usw., ferner Lungen, Herzen, Magen, Luftröhren u. dgl. Für die meisten sind schon im griechischen, etruskischen und römischen Altertum die entsprechenden Gegenstücke vorhanden. Die Eingeweidebilder sind hier wie im Mittelalter und in der Neuzeit nach dem Vorbilde innerer tierischer Organe gearbeitet. Eine ganze Anzahl innerer Organe umfassen die sogenannten „Lungln", die allmählich durch Stilisierung in höchst einfache Formen übergehen (vgl. Abb. 3a und b mit Abb. 4). Am häufigsten wird von den inneren Organen das Herz dargestellt, aus Wachs, Silber oder Holz. Es stellt den Sitz des Lebens vor, symbolisiert aber auch allerlei seelische Gefühle und Schmerzen. Besonders merkwürdig ist die Kröte als Symbol der Gebärmutter (Abb. 5), der man mitunter ein menschliches Gesicht gegeben hat, da man sie sich als ein selbständig handelndes Geschöpf im Leibe der Frau vorstellte (Abb. 6). (Ähnlich symbolisiert gelegentlich einmal eine eiserne Opferschlange die Magenschmerzen eines Menschen.) Die Verbreitung des Krötenvotivs ist beschränkt, noch beschränkter (nämlich bisher fast nur auf Südtirol) die der Stachelkugel, die ebenfalls allgemein als „Bärmutter" bezeichnet und bei Frauenleiden geopfert wird. Desgleichen, nur in einem verhältnismäßig kleinen Bezirk in Österreich und Bayern, kommt die eigentümliche Weihegabe der tönernen Kopfurnen (Abb. 7) vor, die meist mit Getreide gefüllt werden und sich auf Liebe, Ehe und Fruchtbarkeit oder auf Kopfschmerz und andere Kopfübel beziehen sollen; jedenfalls werden sie in beiderlei Sinne dargebracht. Dagegen dienen die massiven Holzköpfe fast durchweg als Mittel gegen Kopfleiden.

Die Opferung lebender Tiere hat noch im Christentum fortgedauert. Pferde sind in Süddeutschland bis ins 18. Jahrhundert hinein bestimmten Heiligen dargebracht; Hühneropfer haben sich bis heute erhalten. Die jetzt noch in Menge geopferten Tierfiguren aber sind nur teilweise als Ersatz für lebende Tiere zu betrachten. Meist sind es Weihegaben an den Heiligen, um Gesundheit und Vermehrung des Viehstandes oder Heilung erkrankter Haustiere zu erflehen. So finden sich massenhaft in den Wallfahrtskirchen Bilder von Pferden, Rindern (Abb. 8 und 9), Schweinen, Schafen, Ziegen, hier und da auch von Geflügel und Bienen (Abb. 10).

Zu diesen Opferspenden menschlicher und tierischer Abbilder kommt dann noch eine Menge anderer Gegenstände, Haus- und Ackergerät, hölzerne, eiserne und wächserne Häuser als Dankgaben für glücklich abgewendete Feuersbrunst, Kleider und Naturalien, die gemalten Votivtafeln (von denen zwei in farbiger Nachbildung dem Werke beigegeben sind), Kriegstrophäen, Schiffe, Kränze, Kuriositäten aller Art usw. usw.

Diese dürftigen Angaben mögen einen ungefähren Begriff von dem reichen Inhalt des schönen Buches geben. Sie lassen aber nicht erkennen, nach wie vielen Richtungen hin und auf wie viele Gebiete es den Leser führt. Heiligen-



a b

Abb. 3a u. b. **Hölzerne Opferlungl.**
Hinterlohner Kapelle bei Ach. Vorderseite und Rückseite.

geschichte und christliche Symbolik, Kunst- und Kulturgeschichte, Mythologie und Sagenkunde, Archäologie und Urgeschichte verlangen fortwährend Berücksichtigung. Der Verfasser selbst hat sein Werk als einen „Beitrag zur Volkskunde" bezeichnet. Manche sehr gewichtige und beachtenswerte Stimmen haben ja neuerdings davor gewarnt, den Begriff der Volkskunde allzuweit zu fassen und statt der Wissenschaft von der Weisheit und den Überlieferungen des Volkes eine Wissenschaft, eine Kunde vom Volke überhaupt geben zu wollen. „Jedenfalls muß erreicht werden", sagt Albrecht Dieterich (Hessische Blätter für Volkskunde 1, S. 186), „daß die Kunde vom Denken und Glauben, von der Sitte und Sage des Menschen ohne Kultur und unter der Kultur den Kern der Forschung der Volkskunde bildet. Was außerdem herangezogen werden muß, kommt nur in Betracht, soweit es dieses Volksdenken, Volksglauben, Volkssagen, Volksbrauch und Wachs, Wachs durch Stearin. Kerzen werden durch Geld abgelöst und dafür hölzerne gekauft. Metallene Weihegaben, die früher massiv waren, werden immer hohler und dünner. In Tirol genügt es oft, die Hufeisen an die Türen der Leonhardikirchen bloß anzumalen. Statt der wirklichen Haarzöpfe werden mitunter solche aus der großen Tannenbartflechte bei den Heiligenbildern aufgehängt. Die eisernen, einst geschmiedeten Tierfiguren schneidet man schließlich aus dünnem Blech heraus, an die Stelle der gemalten Votivbilder treten kümmerliche Drucke. Ja, die ärmsten der Gläubigen behelfen sich wohl (namentlich im Elsaß) mit Menschengestalten und Körperteilen, die mit der Schere aus Papier geschnitten sind. Sie hängen zuweilen bündelweise an der Wand der Kapelle, bis sie gelegentlich verbrannt werden. Damit ist ein Überlebsel erreicht, mit dem Chinesen und Japaner schon längst vertraut sind, und so zeigt uns auch dieses

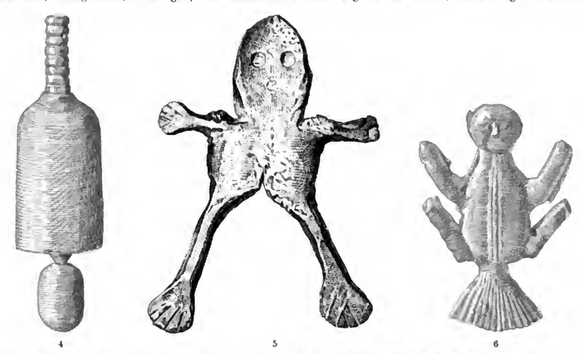


Abb. 4. **Hölzerne Lungl.** Langwinkel im Rottale. Abb. 5. **Opferkröte (Frosch) aus Schmiedeeisen.** St. Leonhard im Lavanttale. $^{2}/_{10}$ natürl. Gr. Abb. 6. **Opferwachskröte mit Menschengesicht.** Berchtesgaden. $^{2}/_{3}$ natürl. Gr.

Volkskunst, wenn das Wort gestattet ist, erklärt. Das können natürlich auch sehr materielle Dinge sein — nicht bloß immaterielle (A. Lang) — wie Tracht und Hausbau, Möbel und Schnitzwerk, die Anfänge einer Kunstübung. Aber alles dient nur der Erkenntnis jener geistigen Funktionen." Das Buch Andrees kann uns lehren, wie reich diese Erkenntnis durch die sachverständige und recht gerichtete Betrachtung „sehr materieller" Dinge gefördert werden kann. Auf Schritt und Tritt tun wir tiefe Blicke in die Gedankenwelt des süddeutschen katholischen Volkes, wir nehmen wahr, mit wievielen Fäden sein Glaube und Brauch noch mit dem grauen Heidentum zusammenhängt, wie alle diese Opfer ihrer Absicht wie ihren Formen nach noch immer die Überlieferung ältester Kulturperioden hegen und weiter tragen. Der Bauer ist ja der beharrlichste Bewahrer dessen, was er vorgefunden hat. Oft verlangt er auch für seine Weihegaben die alten, traditionell gewordenen Gestalten, und die Industrie muß sich danach richten. Andererseits aber scheut er sich gar nicht, in dem Stoffe seiner Opfer dem alten Satze In sacris simulare fas est bis an die äußersten Grenzen zu huldigen. So ziemlich alle kostbaren Stoffe werden im Laufe der Zeit durch minderwertige ersetzt, Eisen durch Beispiel, wie unter gleichen Umständen bei den entlegensten Völkern gleiche Wandlungen des Brauches sich vollziehen. Wer nicht im unmittelbaren Drange des irdischen Daseins steht, der muß sich nach und nach die gleiche Behandlung gefallen lassen — der Gott, der Heilige und der Tote. Für sie genügt das Bild, die Form; den Stoff behält der Mensch, der Lebende, für sich, sofern er irgend welchen Wert für ihn hat. Denn ganz und gar vom Konkreten, Sinnlichen sich loszumachen vermag er erst bei sehr fortgeschrittener Vergeistigung seiner religiösen Anschauungen, wie sie eben in einer „Volksreligion" kaum zu finden ist. Bringt sich doch der „Naturchrist" auch die Anwartschaft auf ein seliges Jenseits näher durch „Eisenbahnbilletts ins Paradies", die er sich kauft; verschluckt er doch bei Krankheiten kleine Heiligenbilder. Das bloße Gebet oder gar der bloße Glaube genügt ihm nicht, eine Art Zauber muß dabei sein. Aber auch die Form der Opfergaben macht im Laufe der Zeit allerlei Wandlungen durch, ganz entsprechend den Änderungen des Stoffes und zum Teil durch diese Änderungen veranlaßt. Das zeigen z. B. die Krötenbilder (Abb. 5 und 6) und deutlicher noch die oben erwähnten „Lungln", deren letzte Ausgestaltungen das

ursprüngliche Votiv kaum noch erkennen lassen (vgl. Abb. 3 und 4). Auch sie sind eben dem Gesetz der Stilentwickelung und Ornamentik unterlegen, wie es in neuerer Zeit auf Grund ethnographischer Forschung nachgewiesen wurde, „wo man z. B. in der Südsee beobachten kann, wie ein wahres Netzwerk von Winkeln und gekreuzten Linien an Waffen und Geräten aus den Abbildern hockender oder tanzender Menschen entstand, wie Menschen zu Eidechsen, Schlangen zu gewundenen Linien, Frösche zu rautenförmigen Verzierungen usw. wurden".



Abb. 7. **Tönerne Opferkopfurne von Langwinkel.** 9 cm hoch.

Es wäre sehr unrecht, wenn etwa katholische Gläubige Anstoß nehmen wollten an dem Stoffe, der uns hier vorgelegt wird, oder an der Art und Weise, wie er behandelt worden ist. Mit vollem Rechte darf Andree für sich die Anerkennung in Anspruch nehmen, daß seine Darstellung die religiösen Gefühle Andersdenkender nirgends verletzt; er weiß sehr wohl, daß die von ihm geschilderten Bräuche, in denen das einfache Volk sein Verhältnis zur Gottheit regelt, an sich keinem Dritten schaden, wohl aber vielen eine Quelle des Trostes und der Beruhigung sind. Aber freilich muß sich auch die christliche Religion wie jede andere eine geschichtliche und psychologische Beurteilung gefallen lassen. Und da kann doch niemand leugnen wollen, daß das Volk neben der Lehre der Kirche und zum Teil im Widerspruche mit ihr Vorstellungen und Bräuche pflegt, deren Wurzeln weit vor dem Ursprunge des Christentums liegen und die immer wieder neue Nahrung saugen aus dem „allgemein ethnischen Untergrund", aus dem alle, auch alle geschichtlichen Religionsformen erwachsen sind. Gewiß lehrt die katholische Kirche, daß die Heiligen nur Fürbitter bei Gott seien, aber das Volk verbindet mit ihrer Verehrung, wenn auch unbewußt, immer wieder polytheistische Vorstellungen, es schafft sich selbst neue Heilige, die die Kirche nicht anerkennt, aber duldet, die heilige Kümmernis, die heilige Kakukabilla u. a., es umrankt die Gestalten seiner Heiligen, zu denen es sich im engsten persönlichen Verhältnis fühlt, mit immer neuen Sagen und Legenden. Die eisernen Opfertiere, die schon in der Kirche ihren Dienst getan haben, werden zuweilen von den Opfernden mit nach Hause genommen und müssen hier, in der Truhe versteckt, als „Zaubertiere" weiter helfen. Eine solche Vorstellung knüpft sich z. B. an die in Abb. 9 wiedergegebene Glückskuh von Gmünd, die schon seit vielen Geschlechtern in einer Familie im Liesertale aufbewahrt wird, um den Viehstand zu mehren und Glück und Gesundheit ins Haus zu bringen. Das und vieles andere ist „Aberglaube" — kein Mensch kann es anders nennen, auch der gläubige Katholik und die Kirche selbst nicht; es ist eben ein Steckenbleiben, ein immer sich wiederholender Rückfall in ältere, heidnische Vorstellungen. Und dem gegenüber steht nun doch wieder eine fortwährende Abschwächung und Milderung älterer strenger, oft harter Gebräuche, gerade wie die Opfergaben aus wertvollerem Stoffe einem immer dürftigeren Ersatze Platz machen. Freilich sieht man auch heute noch Andächtige schwere Holzkreuze zu den Gnadenstätten tragen oder auf den Knien um den Altar rutschen, aber im großen und ganzen sind doch die jetzt noch üblichen Handlungen der Askese nur schwache Überreste und Rudimente gegenüber den Leistungen des Mittelalters, und jener Küster von Obersalzberg, von dem Andree erzählt, der Tag und Nacht die mehrfach um den Leib geschlungene, schwere Eisenkette mit sich herumträgt und das Kruzifix nie aus dem Arme läßt, ragt wie eine Erscheinung ferner Vorzeit in die Gegenwart hinein. So wogen auch im Christentum wie in jeder anderen Religion die Vorstellungen und die Bräuche, in denen jene ihren Ausdruck finden, auf und ab und durcheinander, emportauchend, sich entwickelnd, sich vermischend, niedersinkend und wieder emportauchend. Sollte nicht der Ethnologe und der Volkskundige, dem diese Erkenntnis eher als manchem anderen aufgeht, auch eher als mancher andere imstande sein, den religiösen Funken auch noch in den niedrigsten Glaubensvorstellungen und Kultgebräuchen zu erkennen und anzuerkennen?

Gute Bücher regen zu weiterer Tätigkeit an, und dieser Erfolg wird gewiß auch dem Andreeschen Werke beschieden sein. Andree gibt das Verbreitungsgebiet der einzelnen Votivgegenstände innerhalb des Bereiches seiner Forschung überall genau an, und es wird eine lohnende Aufgabe sein, nun weiter zu suchen, namentlich im Westen. Kevelaer berührt Andree selbst gelegentlich, aber auch anderswo ist gewiß noch allerlei zu finden. Und auch zur weiteren Erklärung so mancher an die Opfergaben sich anknüpfenden Vorstellungen und Ge-

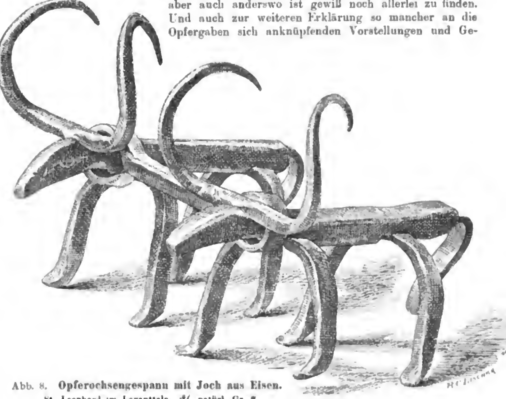


Abb. 8. **Opferochsengespann mit Joch aus Eisen.** St. Leonhard im Lavanttale. ²/₄ natürl. Gr.

bräuche wird noch beigetragen werden können. Andree befleißigt sich hier, wie immer, einer durchaus vorsichtigen und ruhigen Erklärungsweise, und man glaubt ihn manchmal bei der bloßen Erwähnung allzu üppig aufblühender Deutungsversuche leise lächeln zu sehen. Wie mancher heidnische Götze, den eine nachsichtige Begeisterung aus dem Dunkel der christlichen Kapellen wieder ans Licht steigen sah, muß sich in die Rolle eines Votivbildes zurückweisen lassen! Auf manchen Heiligen sind heidnische Züge übertragen worden, aber bei ihrer Ausfindigmachung ist große Zurückhaltung nötig, und z. B. die von manchen Seiten befürwortete Gleichstellung des heiligen Leonhard mit Freyr-Fro ist schon aus dem Grunde mehr als bedenklich, weil die Verehrung dieses Heiligen erst verhältnismäßig spät über den Rhein nach Deutschland gedrungen ist und seine ursprünglichen Funktionen von denen des germanischen Gottes sehr verschieden sind. Anderes wird vielleicht weitere Er-

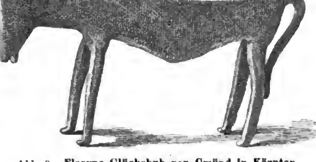


Abb. 9. **Eiserne Glückskuh von Gmünd in Kärnten.** ⅔ natürl. Gr.

örterungen hervorrufen und nähere Beleuchtung veranlassen, wie die Auseinandersetzungen über die Sitte des Hebens, Schutzens und Lupfens der schweren eisernen Bildnisse, über den St. Leonhardsnagel, über die Vorstellung von der Kröte als Bärmutter, über die Getreidefüllung der tönernen Kopfurnen, über die eigentümlichen kleinen Votivhämmer, die in einem beschränkten Bezirke Bayerns vorkommen, über die Löffelopfer u. a. m. Für diese und viele andere Einzelheiten der Volkskunde finden wir hier Anregung, sorgfältig gesammelten und gesichteten Stoff und helfende Fingerzeige.

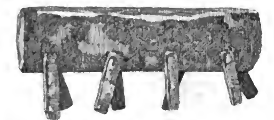


Abb. 10. **Eiserne Opferbiene.** Neuern in Böhmen. ⅔ natürl. Gr.

Möchten denn die „Votive und Weihegaben" recht viele dankbare Freunde finden. Die außerordentlich vornehme und glänzende Austattung des Buches — es sei auch der guten Zeichnungen rühmend gedacht — empfiehlt es schon von vornherein, und die klare, einfache, für jedermann verständliche Schreibweise des Verfassers fesselt den Leser von Anfang bis zu Ende. Das Werk ist für die weitesten Kreise bestimmt und geeignet. Von seiner rein wissenschaftlichen Bedeutung abgesehen, werden namentlich auch die vielen Reisenden, die die in Betracht kommenden Gegenden alljährlich durchstreifen und neben dem Lande auch die Leute und ihr Wesen näher kennen lernen wollen, Belehrung und Genuß daraus schöpfen können. Am meisten wird, der Absicht des Verfassers entsprechend, die Volkskunde dadurch gefördert werden. Es ist eine höchst wertvolle und erfreuliche Gabe, die ihr in diesem grundlegenden Werke von einem kundigen, rührigen und jugendfrischen Meister seines Faches geschenkt wird, einem Werke, dessen Wert sich nicht zum wenigsten darin zeigt, daß es aus geringen und oft sehr unscheinbaren Sachen geistigen Gewinn zu holen und in den Grenzen eines verhältnismäßig kleinen Gebietes doch immer die großen Zusammenhänge in allem menschlichen Tun und Treiben, Glauben und Denken aufzudecken und im Auge zu behalten weiß. Paul Sartori, Dortmund.

Nordische Namensitten zur Zeit der Völkerwanderung.

In der Untersuchung, welche Axel Olrik über die dänische Heldendichtung in Angriff genommen hat (Danmarks Heltedigtning. I. Rolf Krake og den ældre Skjoldungrække. Kopenhagen, Gad, 1903), stellt er eine nordische Namenregel für die Zeit um 500 n. Chr. fest, welche als Prüfstein für die Zuverlässigkeit der nordischen Sagenüberlieferung dienen kann.

Ihr voraus geht die alte Namenvariation, bei der der Name des Kindes ein volles Glied mit dem des Vaters eines anderen nahen Verwandten gemeinschaftlich hat und die wahrscheinlich bis in die gemeinsame indoeuropäische Zeit zurückreicht.

Betrachtet man jedoch die drei nordischen Königsgeschlechter, welche im Beowulfliede aufbewahrt sind, so ergibt sich als durchgehende Regel, daß der Name des Sohnes mit dem des Vaters allitteriert; so ist „Halge" ein Sohn von „Halfdan". Diese Regel erleidet keine Ausnahmen. Alle acht Namen der Skjoldunger beginnen mit H, die fünf Namen der Hredlinger ebenfalls mit H und die fünf Namen der Skilfinger mit Selbstlauten. Auch ein viertes Geschlecht, das der dänischen Hokinger, umfaßt drei Namen, welche alle mit H beginnen. Diese Regel kann nicht von den englischen Dichtern stammen; denn in den nicht nordischen Königsgeschlechtern ist sie nicht durchgeführt. Dagegen läßt sich die Regel in den nordischen Runeninschriften des sechsten Jahrhunderts verfolgen: Hlevagastir Holtingar (Sohn von Holt), an den Goldhörnern, Erilar (Sohn von Asugisal) am Speerschaft von Kragehulmose. Auch in der ältesten und zuverlässigsten nordischen Stammtafel, Tjodolfs Ynglingetal, finden wir den Stabreim in den Namen aller alten historischen Upsalakönige, dagegen nicht in derjenigen der noch älteren englischen Könige und auch nicht in derjenigen der jüngsten, der norwegischen Könige aus der Wikingzeit.

Die allitterierende Namenfolge wird durch den ganz abweichenden Gebrauch der Wikingzeit ersetzt, wonach das Kind den Namen (und damit auch das Wesen) eines einzelnen verstorbenen Verwandten durch eine Art Seelenwanderung erbte.

Die variierende Namenfolge setzt sich noch fort in die Zeit der allitterierenden hinein. So finden wir im Geschlechte der Skjoldunger Hjargeir mit dem Sohne Hjarvard und seinen Bruder Hrodgeir mit den Söhnen Hrodmund und Hrodrik. Diese Namen gehören also gleichzeitig der variierenden Namenfolge an, während andere, wie Halfdan und Helge, nur durch Stabreim mit dem Geschlechte verbunden sind. Letzterer ist also das Charakteristische in dieser Periode.

Dieselbe Namenfolge hat Olrik außer bei den nordischen Völkern auch namentlich bei den Ostgoten zur Zeit der Völkerwanderung und bei den Burgundern sowie bei mehreren anderen Stämmen gefunden. Sie ist durch poetische Rücksichten bedingt; denn erst durch sie ließen sich die Namen in der Poesie anwenden.

Prüft man die Sagenüberlieferungen an der Hand dieser nordischen Namenregel, so ergibt sich, daß die großen Gruppen dänischer, schwedischer und geatischer Könige sich derselben anschließen. Zweifelhaft erscheint dagegen Beowulf, der

Vater Halfdans, der auch von anderer Seite als nicht geschichtlich, sondern als uralte Stammvatergestalt wahrscheinlich gemacht wird. Sonderbar ist es auch, daß der zweite Beowulf, der große Held des Gedichtes, im sechsten Jahrhundert auf dem Thron der Geaten gesessen haben und ein Sohn des Ecgtheov, ein Nachkomme eines Wiegmund gewesen sein soll. Noch wichtiger ist die Kritik, welche mittels dieser Regel an der späteren Überlieferung der Königssagen geübt werden kann. Personen wie Ingjald, Frohrsön, Hrörik Ingjaldsön, Agnar Hroarson, welche nicht mit H beginnen, müssen erst später dem Geschlechte einverleibt sein. Sie verraten eine Sitte der Namengebung, welche in der Wikingzeit oder dem Mittelalter gang und gäbe, dem sechsten Jahrhundert aber fremd war.

Weitere Untersuchungen der schottischen Lake Survey.

Im Geogr. Journal 1904 werden im Juli- und Augustheft die Veröffentlichungen über die Untersuchungen der unter Sir John Murray stehenden Lake Survey in Schottland fortgesetzt. Im Juliheft werden die Seen des Morarsystems, Loch Morar, Loch Beovaid und der kleine Loch Nostarie, behandelt. Die beiden zuerst genannten sind echte Felsbecken in kristallinischen Moineschichten und liegen in Talschluchten, deren Richtung von dem Streichen der geologischen Schichten ihrer Umgebung ganz unabhängig ist. Loch Morar, dessen Ausfluß einst in der Südwestecke des Sees lag, was sich aus seiner Tiefenkarte deutlich ergibt, ist der tiefste See Schottlands wie Englands überhaupt, in Europa wird er an Tiefe nur noch von acht Seen übertroffen. Fast seine gesamte Wassermenge befindet sich unterhalb der Meeresoberfläche, er bildet also eine sehr deutlich ausgesprochene Kryptodepression. Sein Becken ist nicht ganz einheitlich gestaltet, doch liegt die größte Tiefe ziemlich genau in der Mitte. Die Temperaturuntersuchungen ergaben unter anderem das interessante, nach E. Richter angeblich noch nicht beobachtete, jedoch auch vom Ref. mehrfach konstatierte Resultat, daß am 28. März 1903 die gesamte Wassermenge von unten bis oben die gleiche Temperatur von 5,5° besaß. Der Planktongehalt von Loch Morar ist entsprechend der großen Durchsichtigkeit des Wassers (die Secchische Scheibe war im Juni noch in einer Tiefe von nahezu 13 m sichtbar), sehr gering. Bemerkenswert ist das vollkommene Fehlen aller Daphnienarten, die in dem nur eine englische Meile entfernten, mit dem Loch Morar durch einen Strom verbundenen Loch an Nostarie sehr reichlich auftraten. Loch Beovaid besteht aus zwei räumlich durch eine Untiefe von nur 18 m Wasser getrennten Becken, von denen das westliche eine Tiefe von 42, das östliche eine solche von 48 m erreicht. Im Oktoberheft werden die vorläufigen Ergebnisse der Untersuchungen über den Loch Ness mitgeteilt, dessen größte Tiefe mit 229 m zwar hinter derjenigen des Loch Morar zurücksteht, der ihn aber wegen seines größeren Areals und seiner bedeutenderen mittleren Tiefe (133 m) an Volumen um mehr als das Dreifache übertrifft und jedenfalls der volumenreichste aller Seen des Vereinigten Königreichs ist. Eine Tiefenkarte des Sees ist bis jetzt noch nicht herausgegeben. Die Seichesbeobachtungen am Fort Augustus, die im Juni 1903 ihren Anfang nahmen, ergaben eine Uninodalschwingung von 31,5 Minuten, die nur selten rein auftrat, eine sehr viel häufigere und besser ausgeprägte Binodalschwingung von 15,3 und eine weitere Schwingung von nur 8,8 Minuten. Untersuchungen über die elektrische Leitungsfähigkeit der Luft, die sich im Wasser innerhalb eines Gefäßes befindet, ergeben, daß dieselbe 75 Prozent der Leitungsfähigkeit der Luft im geschlossenen Gefäß außerhalb des Wassers betrug. Das betreffende Gefäß befand sich in einer Tiefe von rund 40 m unterhalb der Wasseroberfläche. Beobachtungen über den Einfluß des Windes auf die Wärmeverhältnisse des Loch Ness, die Sir John Murray schon einmal vor mehr als 18 Jahren gemacht, jetzt aber in verstärktem Maße wiederholt hat, zeigen, daß die isochronischen Isothermenflächen keineswegs Ebenen bilden, sondern gekrümmte Flächen mit sehr wechselnden Krümmungswinkeln. Der Einfluß des Windes beschränkt sich keineswegs auf die oberen Wassermassen, sondern geht bis auf Tiefen von 150 m und mehr herab, wo die Isothermenflächen beinahe noch ebenso weit von horizontalen Ebenen abweichen, wie näher der Oberfläche. Um den Verlauf der Wärmekonvektionsströme, welche die Umlagerung ungleich erwärmter Wasserschichten bewirken, genauer zu studieren, wurde am Fort Augustus in einer Tiefe von 60 m von Ende Juli bis Mitte November fast ununterbrochen täglich zweimal die Temperatur gemessen. Es ergab sich dabei das überraschende Resultat, daß die Temperatur, deren äußerste Extreme etwa 5° auseinander lagen, regelmäßig innerhalb einer Periode von drei Tagen schwankte, die auch bis in die größten Tiefen hinabreichte, während in den oberen Schichten die Regelmäßigkeit durch Konvektionsströmungen gestört war, die die Folge von Windstauungen waren. Der Beobachter des Wärmezustandes, Watson, entwickelt auch eine theoretische Begründung, indem er die Schwingungszeit als Funktion der Länge des Sees, der Dichtigkeit und Mächtigkeit der verschiedenen Wärmeschichten, innerhalb welcher die Temperatur als konstant anzusehen ist, und die Beschleunigung durch die Erdschwere darstellt.

Halbfaß.

Bücherschau.

Dr. A. W. Howitt, The Native Tribes of South-East Australia. XIX u. 819 S. Mit 58 Abbildungen und 9 Karten. London, Macmillan and Co., 1904. 21 sh.

Wir haben hier eines der wichtigsten Werke über die unheimlich schnell dahinsterbenden Eingeborenen Australiens vor uns. Mehr als 40 Jahre lang hat der Verfasser in mühevoller Arbeit und unterstützt von einer Reihe zuverlässiger Mitarbeiter den Stoff zu diesem Denkmal für eine untergehende Rasse zusammengetragen, das besonders dadurch wertvoll wird, daß er ohne viel Hypothesen und Theorien uns fast durchweg nur tatsächliches Material darbietet. Schon 1873 bearbeitete er zusammen mit Dr. Lorimer Fison das verwickelte Verwandtschaftssystem der Australier, was dann weiter zur Aufklärung über die Stammessysteme und die Heiratsregeln führte, fast alles neu für solche, die hier europäischen Maßstab anlegen wollen. Die Verwandtschaftsbeziehungen, die merkwürdige soziale Organisation der Australier bilden einen Hauptabschnitt des Werkes und eröffnen ungeahnte Ausblicke in die Urverhältnisse der gesellschaftlichen Zustände. Wertvoll wird das Werk auch dadurch, daß der größere Teil des Stoffes schon vor 1889 gesammelt wurde, also in einer Zeit, als die Zersetzung bei den Eingeborenen noch nicht so weit vorgeschritten war als gegenwärtig, wo sogar das eingeführte Opium den Untergang beschleunigen hilft. Mit der Verwendung chinesischer Kulis in Queensland kam auch dieses Gift zu den Australiern, „given as wages and gratuities, or sold to them by retail traders". Der Reichtum des mit sehr lehrreichen und schönen Abbildungen versehenen Werkes, das von keinem, der sich mit australischer Ethnographie beschäftigt, unbeachtet gelassen werden darf, erhellt aus den Kapitelüberschriften: Ursprung der Australier und Tasmanier; die Stammesorganisation; Verwandtschaftsverhältnisse; die Heiratsregeln; Stammesregierung; Medizinmänner und Magie; Glaube und Begräbnissitten; die Initiation bei den östlichen und westlichen Stämmen; Boten und Botenstöcke; Tauschhandel; Gebärdensprache; verschiedene Gebräuche.

R. A.

Odoardo Beccari, Wanderings in the Great Forests of Borneo. Travels and Researches of a Naturalist in Sarawak. XXIV und 424 S. Mit 61 Abbildungen und 3 Karten. London, Archibald Constable and Co., 1904. 16 sh.

Der Aufenthalt des bekannten italienischen Naturforschers Dr. Beccari in Sarawak fällt in die Zeit vom Juni 1865 bis zum Januar 1868, und seine schönen botanischen und zoologischen Sammlungen sind längst bearbeitet und zieren die Museen seiner Heimat, auch hat er schon bald nach der Rückkehr in der Zeitschrift der Italienischen Geographischen Gesellschaft einen kurzen Reisebericht erstattet. Daß Beccari jetzt noch, nach Verlauf von fast vier Jahrzehnten, ein größeres Reisewerk der Öffentlichkeit übergeben würde, war also nicht zu erwarten, und daß er es dennoch getan hat, ist auf die Anregung der jetzigen „Ranee" von Sarawak, der Gattin von Sir Charles Brooke, zurückzuführen, mit der er in Florenz bekannt geworden war; sie war es auch, die Beccari eine Anzahl von Photographien für sein Buch zur Verfügung stellte, so daß es in schöner Ausstattung erscheinen konnte. Die uns vorliegende englische Ausgabe ist eine Übertragung und Bearbeitung des italienischen Originals durch den Zoologen Prof. E. H. Giglioli von der Universität Florenz, der F. H. H. Guillemard (früher Geograph von der Universität Cambridge) eine Einführung und einige Bemerkungen beigefügt hat.

Die Menschen und die Tier- und Pflanzenwelt des von Beccari bereisten Teiles von Borneo werden sich inzwischen

schwerlich geändert haben, aber sie haben manchen neueren Erforscher und Schilderer gefunden, und unser Wissen von ihnen hat Fortschritte gemacht. Einige dieser Fortschritte hat Beccari in einem besonderen Kapitel (XXIV) und hin und wieder in einer Anmerkung berührt, im übrigen aber hat er es vorgezogen, seine Aufzeichnungen in der ursprünglichen Form zu belassen. Es war das nicht nur der bequemste, sondern vielleicht auch der beste Weg. Wir begleiten Beccari auf seine Sammlerstationen, auf seinen Ausflügen, Landreisen und Flußfahrten in der Umgebung von Kuching, seinem Vorstoß den Batang-Lupar hinauf bis zu den Kapuasseen und auf seiner ausgedehntesten Unternehmung: den Bintulu hinauf, von da zum Rejang, diesen abwärts und hinüber zum Batang-Lupar; wir erfahren von seinen Erlebnissen und machen Bekanntschaft mit den Dayak und Kayan, sowie mit seinen Sammler- und Forschererfolgen. Beccari versteht es, den Leser zu fesseln, und verfügt über eine Darstellungsgabe und Gedankenfülle, die oft an Bates und Wallace erinnern, welch letzterer ja auch in Sarawak zu seinen Vorgängern gehört, und im übrigen fühlt man sich aufs neue wieder zu dem Geständnis genötigt, daß niemand besser berufen ist, uns fremde Erdgebiete näher zu führen, als der Botaniker; denn ein solcher ist Beccari.

Wenn vieles von den interessanten Dingen, die Beccari feststellen konnte, heute nicht mehr neu oder überholt ist, so erscheinen zum mindesten noch immer seine Mitteilungen über den Orang-Utan (Kap. XI und XIV) von großem Wert. Beccari fand, daß dieser Affe (Mayas genannt) in Sarawak häufiger nur an einzelnen Flüssen vorkommt, und unterscheidet dort drei Arten: Tjaping, Kana und Rambei. Vom Rambei hat er selbst kein Exemplar zu Gesicht bekommen; es soll nach den Eingeborenen eine langhaarige Art sein. Die Unterschiede zwischen dem größeren und selteneren Tjaping und dem kleineren und häufigeren Kana bestehen im Schädelbau: der Tjaping hat Fettbackenerweiterungen und dementsprechende Knochen, sowie stark entwickelten Schädelkamm, dem Kana fehlt beides. Manchen Märchen über die Gewohnheiten des Orang-Utan wird außerdem ein Ende gemacht.

Der Gedankenreichtum des Buches wurde schon berührt; er besteht in einer großen Anzahl von Ideen und Hypothesen zur Entwickelungslehre, in der sich Beccari als Evolutionist und Gegner darwinistischer Anschauungen bekennt, und zu anderen naturwissenschaftlichen Fragen. Sich ihnen anzuschließen oder nicht, muß natürlich der wissenschaftlichen Überzeugung eines jeden Lesers vorbehalten bleiben; ohne Zweifel aber wird keiner von ihnen Beccari die Anerkennung versagen, daß er ernstlich nach Wahrheit gesucht und seine Ausführungen in ein anregendes Gewand gekleidet hat. So macht denn das Buch des vielgewanderten italienischen Botanikers nach jeder Richtung einen guten Eindruck, und niemand wird es ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Sg.

Muhammed Adil Schmitz du Moulin, Istambul, d. h. die Stadt des Glaubens. 314 Seiten. Leipzig, Rudolf Uhlig, 1904.

Man kann eine Apologie des Islam und des Türkentums unternehmen, ohne in das Extrem zu verfallen, in dessen Pflege sich der Verfasser auch in diesem vierten Bande seiner „Ritter des Lichtes" (vgl. Globus, Bd. 86, S. 268) gefällt. Er will auch hier „dem heuchlerischen, entarteten Europa" (S. 39), dem „verbestialisierten Europäer", der „modernen europäischen Erbärmlichkeit und gemeinen Niederträchtigkeit, die ihre eigene Schamlosigkeit als Tugend verherrlicht" (S. 139), das Türkentum als Inbegriff allen Rechtes und aller Tugend, aller vollkommenen staatlichen Institutionen entgegenstellen. Er ist begeistert für den Harem, „die Perle des Orients", und hält das islamische Eherecht für ein Ideal dieser Art. Selbst das türkische Verwaltungsrecht sei vollkommener als das europäische, „in der Türkei herrsche auch heute noch mehr persönliche Freiheit, als in Europa oder Amerika" (S. 121); das Kriminalrecht empfiehlt sich durch die Strafart der Steinigung, die der Verfasser eine „poetische Strafe" nennt (S. 67). Und die wirtschaftlichen Verhältnisse der von europäischen Einflüssen nicht gestörten Türkei im Vergleich zur politischen Ökonomie Europas, dieser „systematischen Ruchlosigkeit"! (S. 2). Aber auch in ästhetischer Beziehung ist Europa minderwertig. „Wirklicher Kunstsinn, wirkliches Kunstverständnis oder nur ästhetisches Gefühl ist keine europäische Eigenschaft" (S. 217). Wir glauben nicht, daß der Verfasser auf diesem Wege viel Vertrauen für seine Kompetenz zur vergleichenden Betrachtung erwecken wird. Er gibt sich in seinem ganzen Buche als Mohammedaner; S. 94 aber spricht er von sich „und allen anderen Katholiken", eines jener konfusen Dinge, an denen dies Buch überreich ist, in welchem sich der Verfasser zuweilen sogar zu apokalyptischen Verkündigungen versteigt. Dies Genre scheint ihm (wenigstens nach der Häufigkeit seiner Zitate aus den Sprüchen der Katharina von Emmrich zu urteilen) sehr sympathisch zu sein. Trotzdem er als Apologet des Islam sich gern mit spezieller Kenntnis desselben hervortun möchte, zeigt er auch hier wesentliche Defekte. Was er S. 55, Anm. 2 über den Charakter des Verbotes des Schweinefleisches im Islam sagt, ist ein derber, elementarer Schnitzer. Ganz oberflächlich und den Tatsachen nicht entsprechend, behauptet der Verfasser, daß bis gegen Mitte des 14. Jahrhunderts „an allen muselmanischen Universitäten Frauen als Professorinnen" wirkten. Es gab allerdings auch viele gelehrte Frauen im Islam, aber daß „alle Universitäten" ihre „Professorinnen" hatten, ist eine arge Übertreibung. Über das Maß der Teilnahme einiger exzeptioneller Damen an der Wissenschaft des Islam hätte sich der Verfasser aus der Fachliteratur zuverlässiger informieren können. Ein Verstoß anderer Ordnung ist es, wenn er S. 294 den Origenes (er schreibt: Origines) ein Urteil über die heilige Hildegard (11. Jahrhundert) abgeben läßt; der Kirchenvater lebte neun Jahrhunderte vor der Heiligen.

Das Buch verrät auf jeder Seite den befangenen Dilettanten, der sich in Maßlosigkeiten und Verallgemeinerungen gefällt und dieselben als historische Einsicht vorlegt. Wie man in einer des gebildeten Mannes würdigen Weise Apologie üben kann, hätte er aus der dem türkischen Charakter günstigen Schrift des Prof. Rieder lernen können, aus der er S. 180 ff. einige schöne Stellen exzerpiert. Wer Sinn für spontanen Humor besitzt, wird S. 127 ff. an der Lobrede des Verfassers über die orientalische Fußbekleidung sich ergötzen. An solchen Wirkungen leidet das Buch keinen Mangel.

I. G.

George A. Dorsey, The Arapaho Sun Dance: the Ceremony of the Offerings-Lodge. Field Columbian Museum. Anthropological Series IV. 228 Seiten und 187 Tafeln. Chicago 1903.

Der berühmte Sonnentanz der Präriestämme mit seinen zu Ehren der Sonne, aber zu eigenem Vorteil unternommenen schrecklichen Martern ist seit den anschaulichen Berichten des Prinzen von Wied und Catlins öfters kurz beschrieben worden, ohne daß man jedoch ein erschöpfendes Bild der Zeremonie erhielt, das ein tieferes Eindringen in die einzelnen Bestandteile und in das Werden des Festes gestattete. Das vorliegende Buch ist das erste, das jede Phase der Feier, jeden dabei verwendeten Gegenstand, jede Dekoration, jedes Gebet, ja, ich möchte sagen, jedes Wort und jede Bewegung der Beteiligten mit photographischer Treue wiederzugeben versucht, soweit das möglich ist. Es ist Dorsey sogar gelungen, die verschiedenen Anschauungen über die Bedeutung der zahllosen „Symbole" in Handlung und Darstellung nebeneinander zu stellen. Kurz, das Werk ist eine wahre Fundgrube für das Studium der primitiven Zauberreligionen, in der man nicht nur ursprüngliche Zeremonien, sondern meines Erachtens auch noch manche ganz ursprüngliche Deutungen in leichter Verschleierung entdeckt. Das ist nur möglich, weil wunderbarerweise noch in den Beobachtungsjahren 1901 und 1902 ein tiefes religiöses Gefühl, unbeeinflußt von der andrängenden Umgebung, bei den Arapaho der Reservation Oklahoma lebendig war. Dazu scheint Dorsey unumschränkt über den Stamm verfügt zu haben, da man ihn direkt aufforderte, einer heiligen Begattungszeremonie, die ohne jeden Zuschauer stattfand, beizuwohnen (S. 174). Auch nahm er den Leiter der überaus komplizierten Feier, Hawken, unmittelbar danach mit nach Chicago und ging mit ihm besonders den Symbolismus durch. Schade nur, daß der Verfasser dem Anschein nach nur durch einen Dolmetscher mit den Arapaho verkehren konnte.

Im ganzen gleicht der Sonnentanz des hier behandelten Algonkinstammes der Arapaho dem der Siouxstämme sehr. Nur der komplizierte Altar der „Opferhütte" (Offerings-Lodge) scheint sonst, soweit es die kurzen Schilderungen erkennen lassen, erheblich einfacher zu sein. Die Zeremonie findet meist im Sommer statt, auf Grund eines Gelübdes, das jemand wegen Krankheit oder in einer gefährlichen Lage auf sich genommen hat. Es ist jedoch ein Fest der ganzen Nation. Die Feier dauert acht Tage: zunächst die Vorbereitung in dem „Kaninchenzelt" (rabbit tent), dann der Aufbau der Offerings-Lodge unter beständiger Beobachtung von Riten und der viertägige Tanz unter Enthaltung von Nahrung und Wasser und mit verschiedenartiger Bemalung des nackten Körpers. Die Teilnehmer sind meist junge Leute, doch können auch Männer jeden Alters dabei sein. Manche beteiligen sich auch an mehreren Sonnentänzen. Die Leiter der Zeremonie sind dagegen ganz alte Leute, die die siebente und höchste Altersklasse, die „Schwitzhüttengesellschaft" (sweat

lodge society) erreicht haben. Einer von ihnen spielt beim Sonnentanz die Rolle der Sonne. Martern finden jetzt nicht mehr statt. Sie sind seit etwa 20 Jahren von der Regierung verboten. Sie sollen früher nur darin bestanden haben, daß dem Kandidaten zwei Holzpflöcke durch das Brustfleisch gesteckt und mit dem Mittelpfahl der Hütte verbunden wurden. Beim Tanze mußte dann das Fleisch ausreißen. Diese Befestigung geht wiederum auf die Sonne, zu der der Mittelpfahl besondere symbolische Beziehungen hat. Doch sind die Martern und die anderen Zeremonien meines Erachtens sicher nicht von vornherein durch Sonnenverehrung entstanden, sondern nur dadurch vereinigt. Peinigungen sind ursprünglich Mittel, besondere (Zauber-)Kräfte zu erlangen, um Erfolge zu haben und Gefahren zu entgehen. Im übrigen stellt sich das Fest als eine zauberische Erneuerung der Natur, der Vegetation, der Menschen und der Jagdtiere dar, wodurch überall Segen und Überfluß verbreitet und Krankheit gebannt wird. Unzweifelhaft deutet unter anderem darauf auch die frühere geschlechtliche Vermischung des ganzen Lagers in der einen Nacht hin und der jetzt abgeschwächte Ritus des Beischlafes zwischen dem „Großvater“ des Lodgemakers (der das Gelübde, die Offerings-lodge zu errichten, getan hat) und dessen Weib, ein Akt, der jetzt verschiedene mythische Auslegungen gefunden hat. Bezeichnend für das frühere Stadium des Sonnentanzes ist auch die sogenannte Goldammerbemalung eines Teiles der Tänzer, da diesem Vogel die Macht über das Feuer zugeschrieben wird. Auch die Nachahmung des Fluges und der Laute der wilden Gänse bei verschiedenen Zeremonien deutet auf die zauberische Beeinflussung dieser Tiere hin, die nach dem Prinzen von Wied durch ihren Frühlings- und Herbstflug Vertreter der Maisgöttin, der „Alten, die nie stirbt“, bei den Mandan ist.

Leider ist die lediglich beschreibende Art der Darstellung nicht geeignet, außer dem Spezialforscher weitere Leser anzulocken, wie ja auch die eingehenden Darstellungen der Hopizeremonien deshalb so sehr wenig bekannt geworden sind. Das Buch erfüllt dafür aber seine Bestimmung als objektive Materialsammlung in ausgezeichneter Weise.

K. Th. Preuß.

Jahrbuch des Ungarischen Karpathenvereins. Band 31, deutsche Ausgabe. Iglau 1904.

Der neue Band des Jahrbuches bringt zunächst den Anfang einer größeren Arbeit über die „natürlichen Verhältnisse des Zipser Erzgebirges“ von Dr. Hajnóci. Wo der Verfasser zur historischen Seite seines Themas einlenkt, entringt sich ihm ein der „magyarischen Wissenschaft“ wenig schmeichelhaftes Bekenntnis. „Die Archäologie“, so klagt er, „tappt in unserem Vaterlande mangels fachkundiger Forschungen nur herum. Im Zipser Komitat geschah wirklich noch gar nichts in dieser Beziehung. Hat sich doch bis jetzt noch kein Fachgelehrter gefunden zur Aufdeckung der Urbegräbnisstätte von Prakfalva!“ Der zweite Beitrag hat den Titel „Auf Fels und Eis“ und entstammt der Feder des bekannten Hochtouristen Dr. K. Ritter von Englisch, der wieder verschiedene Erstbesteigungen meldet, immer in dem blühenden, aber etwas gespreizten Ich-Stil dieses glücklichen Gipfelstürmers, dem bisher fast nichts mißlang. Ruhig und lehrreich beschreibt danach ein schon bejahrter Forscher, der verdienstvolle Sam. Weber, den Durlsberg in der östlichen Tatra und bringt den heute mit Unrecht vernachlässigten Aussichtspunkt unter Anführung zahlreicher geographischer, geschichtlicher und botanischer Einzelheiten wieder in allgemeinere Erinnerung. Ebenfalls von Interesse, namentlich für die Erschließungsgeschichte des Gebirges, ist ein Aufsatz von S. Beck, einem Reichsdeutschen, der eine Tatrareise vom Jahre 1876 mit ihren Freuden und Leiden recht lebhaft schildert. Im übrigen ist sein Stil ziemlich holprig, und dazu kommen verschiedene böse Druckfehler, die den Genuß nicht eben erhöhen. Etwas besser sind dafür die Wanderbilder aus den „Siebenbürgischen Karpathen“ von Emerich Barcza. Die vielerlei Vereins- und Sektionsnachrichten übergehen wir und verweisen zum Schluß nur noch auf das bewegliche Klagelied über die polnische Tatrakarte von 1903, worin der nationalungarischen Nomenklatur zum Trotz alles polonisiert ist. Darob zetert das „Jahrbuch“, weil es sich „bei dieser Karte nicht so sehr um die Verbreitung richtiger Kenntnisse, als vielmehr um politisch-chauvinistische Tendenzen handele“. Das ist gewiß unbestreitbar; aber wer hat damit angefangen? Wer hat „Deutschendorf“ in „Poprad“, „Georgenberg“ in „Szepesszombat“, „Schmecks“ in „Tatrafüred“ umgetauft und so ad infinitum weiter? Nun andere kommen und auch umtaufen, nun ist's natürlich nicht recht! — Den Fremden „aus dem Reiche,“ die das großartige Gebirge besuchen wollen, empfehlen wir als besten Führer die neue, im Verlage von Wilh. Gottl. Korn in Breslau erschienene „Touristenkarte der Hohen Tatra“ von Dr. A. Otto in Breslau, Maßstab 1:50000, in Höhenschichten von 100 zu 100 m, mit sämtlichen wichtigen Wegen, Schutzhäusern und Ortschaften. Die technische Ausführung ist wohlgelungen und der Preis — zwei Mark — demgegenüber nur gering.

H. Seidel.

Kleine Nachrichten.

— Admiral Ommanney †. Im hohen Alter von über 90 Jahren starb am 21. Dezember v. J. in London der Admiral Sir Erasmus Ommanney, einer der wenigen bisher noch lebenden arktischen Veteranen aus der Franklinsucherzeit. Ommanney war 1814 in London geboren und trat in noch sehr jugendlichem Alter in die Marine ein. 1835 begleitete er den jüngeren Roß auf einer erfolgreichen Reise in die Baffinbai und nach den Küsten von Labrador und Grönland zwecks Befreiung und Unterstützung mehrerer dort vom Eise überraschter Walfischfänger, und 1850 war er zweiter im Kommando der Regierungsexpedition unter H. Austin zur Nachforschung über Franklins Verbleib. Hierbei glückte es ihm, auf der Beecheyinsel an der Südwestecke von North Devon des Verschollenen erstes Winterquartier (1845/1846) aufzufinden, eine Entdeckung freilich, die den späteren Expeditionen eine falsche Richtung für ihre Nachforschungen vorgetäuscht hat. Im übrigen verlief Austins Unternehmung erfolglos, doch nahm Ommanney auf seinen Schlittenreisen die Nordküste der Prince of Wales-Insel auf. 1877 trat Ommanney in den Ruhestand, entwickelte aber eine rege Tätigkeit als Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften, u. a. auch der Londoner „Geographical Society“, deren „Council“ er zeitweise angehörte.

— Eine Expedition zur Erforschung des Innern von Niederländisch-Neuguinea hat die geographische Gesellschaft in Amsterdam ausgerüstet; sie soll unter Benutzung eines der an der wenig bekannten Südwestküste mündenden Flüsse vordringen. Leiter ist der Marineleutnant R. Posthumus Meyjes, es nehmen ferner ein Arzt (Dr. Koch), ein Topograph (de Rochemont) und ein Geologe (Moerman) teil. Zwecks Ermittelung einer geeigneten Einbruchspforte hatte Meyjes bereits im April und Mai v. J. die Küste rekognosziert, worüber in der „Tijdschrift von het K. Ned. Aardrijkskundig Genootschap“, 1904, S. 884 einiges mitgeteilt wird. Es stand ein Regierungsdampfer zur Verfügung, mit dem westlich von der Pisangbai ein Tania oder Utakwa genannter Fluß (vielleicht der „Falsche“ Wakia oder Utanata unserer Karten) gefunden wurde. Dieser schien eine gut zugängliche Mündung zu haben, da man mit $3^1/_2$ m Tiefgang zur Flutzeit und bei ruhigem Wetter einlaufen konnte; er wurde daher auch als Ausgangspunkt für die Hauptexpedition gewählt. Weiter östlich hatte man noch zahlreiche Flußmündungen gesehen, die breit, aber flach sind und anscheinend zusammen ein großes Delta bilden. Da zu jener Zeit an der Küste außerordentlich klares Wetter herrschte, so gewann Meyjes einen guten Ausblick auf die Gebirgszüge im Innern, Karl Ludwigberge auf unseren Karten genannt, und er meint, daß ein Teil von ihnen, wenigstens der nördlich der Pisangbai, mit Schnee bedeckt sei. Einer der Piks — für den höchsten findet sich auf den Karten die Schätzung 5100 m — erschien ganz weiß und wie mit Gletschern umgeben. Wie später in derselben Zeitschrift (1904, S. 1102) mitgeteilt worden ist, sollte die ganze Reisegesellschaft Ende September v. J. an der Mündung des Utakwa versammelt sein; doch heißt es, daß sie angesichts der Unmöglichkeit, eine starke Karawane zu verpflegen, ihren Plan, jenes Gebirge zu ersteigen, aufgegeben habe.

— Über die Entstehung der Runen hielt der Dozent Otto von Friesen in Upsala kürzlich einen Vortrag. Der dänische Sprachforscher Ludwig Wimmer hatte die Hypothese aufgestellt, daß die Runen vom lateinischen Alphabet in der Form, die es während der römischen Kaiserzeit hatte, herrühren, und daß sie im südlichen Deutschland zuerst zur Anwendung gekommen seien. Dieser Auffassung haben sich viele Jahre hindurch die meisten Sprachforscher angeschlossen,

und erst in den letzten Jahren haben abweichende Meinungen sich geltend gemacht. So hat Sophus Bugge behauptet, daß der Ursprung der Runen bei den Goten westlich vom Schwarzen Meere zu suchen sei. Diese Behauptung wird vom schwedischen Archäologen Bernhard Salin geteilt, der bewiesen hat, daß während der ersten Jahrhunderte nach Christus (250 bis 300) ein starker Kulturstrom vom Schwarzen Meere die jetzigen russischen und polnischen Flüsse entlang bis zur südöstlichen Küste der Ostsee gegangen sei, und daß die Runen diesem Kulturstrome augenscheinlich auch gefolgt sind, da sie sich in diesen Gegenden des Nordens zuerst zeigen. Dies waren jedoch nur allgemeine Theorien. Nun hat Friesen die einzelnen Schriftzeichen, von welchen die Runen herrühren, deutlich erklärt. Sie stammen von der griechischen Kursivschrift, d. h. derjenigen, die gewöhnlich benutzt wurde. Diese Schrift, die man erst in der letzten Zeit kennen gelernt hat, haben die Goten von den griechischen Kolonien an den Küsten des Schwarzen Meeres gelernt. Einige Runen rühren jedoch augenscheinlich vom lateinischen Alphabet her, das die Goten in den lateinischen Kolonien Daciens — im jetzigen Rumänien und Siebenbürgen — gelernt haben können. Von den 24 Runen rühren, wie Friesen behauptet, 15 ganz gewiß und 5 höchst wahrscheinlich vom griechischen, und nur 4 vom lateinischen Alphabet her. Es kann noch hinzugefügt werden, daß Ulfilas in seiner bekannten gotischen Bibelübersetzung die Runen ganz sicher gekannt, sie aber so geändert habe, daß sie viel eher der sehr sorgfältigen Schrift, die in den griechischen Handschriften zur Anwendung gekommen ist, ähnlich sehen.

Viele Gelehrte in Dänemark, Norwegen und Deutschland haben sich den Auslegungen Friesens vollkommen angeschlossen und erklärt, daß die Untersuchungen über den Ursprung der Runen nun festen Boden gewonnen haben. B.

— Flußaufnahmen in Peru. Das uns kürzlich zugegangene erste Vierteljahrsheft des XV. Bandes (1904) des Boletin de la Sociedad Geográfica de Lima enthält unter anderem zwei erwähnenswerte Flußkarten. Die eine, der ein Text nicht beigegeben ist, stellt den Rio Manu, den linken Nebenfluß des Madre de Dios, nach einer Aufnahme des Ingenieurs Juan M. Torres vom April 1902 in 1 : 60000 (Breite des Flusses auf das Dreifache vergrößert) dar. Die Aufnahme reicht von der Ausmündung in den Madre de Dios aufwärts bis zur Vereinigung mit dem Rio Cashpajali und läßt in ihrer Ausdehnung wie in ihrem Detail Fortschritte den bisherigen Karten gegenüber erkennen (z. B. der Pandoschen Übersichtskarte von Nord-Bolivia in Bd. 18 des „Geogr. Journ.“). Auch die allgemeine Stromrichtung erscheint etwas anders. Der Fluß ist schiffbar; die Wassertiefe hält sich in der Regel auf wenigstens 2,5 m, doch gibt es auch Tiefen von 5 bis 6 m. Die Ufer erheben sich meist 1 bis 2 m, selten höher. — Ferner enthält das Heft Bericht und Karte des Schiffskapitäns F. Enrique Espinar über eine Fahrt im September 1902 den Rio Igara-Paranà hinauf. Es ist dieses ein etwa unter 72° westl. L. mündender linker (nördlicher) Nebenfluß des Putumayo, der innerhalb eines gewöhnlich zu Ecuador gerechneten, aber von Peru beanspruchten Gebiets verläuft. Die Fahrt auf dem auch für Dampfer benutzbaren Flusse führte bis zu einer Bahia la Chorrera genannten Erweiterung unter 73° westl. L., wo sich eine peruanische Handelsniederlassung und ein provisorischer peruanischer Posten befinden. Die Ufer sind von meist heidnischen, zum Teil für Anthropophagen geltenden Indianerstämmen gut bewohnt. Die Karte Espinars in etwa 1 : 370000 ist eine gute und detaillierte, durch astronomische Ortsbestimmungen gestützte Kompaßaufnahme. Danach scheint der Rio Igara-Paranà dem Putumayo ziemlich parallel zu verlaufen.

— Zum Internationalen Kongreß für vorgeschichtliche Anthropologie und Archäologie. Mit Bezug auf die bezügliche Notiz auf S. 36 des laufenden Globusbandes werden wir von einem ehemaligen Mitgliede des Wiener Komitees für jenen Kongreß um die Aufnahme folgender Mitteilung ersucht:

Der Kongreß scheiterte nicht an unvorhergesehenen Schwierigkeiten der „Wiener“, sondern an der, um mich gelinde auszudrücken, Starrköpfigkeit der Herren Franzosen. Unser Komitee hatte, die hiesigen Verhältnisse wohl kennend, dem Pariser Komitee vorgeschlagen, von der bisherigen Gepflogenheit abzuweichen und neben der französischen Sprache auch andere, namentlich die deutsche Sprache zuzulassen, was ja bei der großen Verbreitung und Wichtigkeit dieser Sprache namentlich auf allen Gebieten der Wissenschaften eigentlich selbstverständlich sein sollte. Dieser Vorschlag wurde aber von den Herren Franzosen verworfen, und zwar mit Hinblick auf die Statuten. Nun können ja Statuten auch geändert werden, man muß dieses eben nur wollen. Die Franzosen beharren aber auf dem vollkommen veralteten Standpunkte der Exklusivität ihrer Sprache, ein Vorgehen, welches eigentlich die Bezeichnung „international“ von vornherein ausschließt. Das dies aber möglich ist, zeigen uns die internationalen Amerikanistenkongresse, welche eben, der Strömung der Zeit folgend, vernünftigere Statuten haben. Sogar die russischen Archäologenkongresse haben sich dazu bequemen müssen, fremde Sprachen zuzulassen, und es hat schon Virchow auf dem fünften Kongresse in Tiflis seinen wichtigen Vortrag über das Alter der kaukasischen Gräberfelder in deutscher Sprache gehalten, was auch der Unterzeichnete im Jahre 1890 in Moskau und 1899 in Kiew getan hat. Die Franzosen verschließen sich durch die Aufrechthaltung dieser Bestimmung nicht nur die deutschen Gebiete Österreichs, sondern auch ganz Deutschland, sowie Großbritannien und Nordamerika und müssen sich mit den kleinen Nationen behelfen, deren Sprachen noch nicht den Anspruch erheben können, als international zu gelten. Denn es darf ja wohl als sicher angenommen werden, daß sich in ganz Deutschland wohl kein Ort finden werde, der auf die alten Propositionen der Franzosen eingehen würde, und desgleichen auch nicht in den anglo-amerikanischen Ländern. Wie die Verhältnisse heute noch in Wien stehen und voraussichtlich noch geraume Zeit bestehen werden, ist hier an einen „internationalen“ Kongreß mit ausschließlicher französischer Verhandlungssprache nicht zu denken.

Wien, 13. Januar 1905. Franz Heger,
K. u. K. Regierungsrat und
Direktor der anthrop.-ethnograph.
Abt. am K. K. naturhist. Hofmuseum
in Wien.

— Die Bildung der japanischen Frau hat mit der allgemeinen Entwickelung des Landes gleichen Schritt gehalten. Im ältesten Japan unterschied sich die soziale Stellung der Frau nur wenig von der des Mannes. Sie nahm an Staatsgeschäften teil und zeichnete sich sogar in der Schlacht durch Tapferkeit aus. Mit der Einführung des Buddhismus und Konfuzianismus sank aber ihr Ansehen, und unter der Tokugawa-Regierung wurden sie zu Geschöpfen niederen Grades herabgedrückt, die den Eltern, später dem Gatten, schließlich im Alter den eigenen Kindern zu gehorchen hatten, im übrigen gut waren, um Tee zu servieren und Blumen zu arrangieren. Von Unterricht war in keinem nennenswerten Grade die Rede. Das änderte sich in der Meiji-Ära: der Mädchenunterricht wurde von der neuen Regierung ebenso gewissenhaft geordnet wie der der Knaben. Allerdings konnten viele die Notwendigkeit desselben nicht einsehen, sie waren in den Vorurteilen der Schogunatsperiode stecken geblieben und meinten, Frauen seien lediglich dazu da, gute Hausfrauen und gute Mütter zu werden. So kam es, daß in den Jahren 1884 bis 1891 in der Entwickelung der Mädchenerziehung ein Stillstand eintrat. Als aber Professor Jinzu Naruse das amerikanische Mädchenerziehungssystem kennen gelernt und sein Buch „Frauenerziehung“ veröffentlicht hatte, wurde die Stockung überwunden, und es entstanden die höheren Mädchenschulen (Koto-Jo-Gakko). Aber nicht genug damit, im Jahre 1901 gründete Prof. Jinzu Naruse die erste Frauenuniversität. Der Name ist nicht ganz berechtigt, denn ihr Lehrstoff hat mit dem der kaiserlichen Universitäten nichts zu tun. Die drei Abteilungen, in die sie zerfällt, unterrichten in Hauswirtschaft, japanischer Literatur und englischer Literatur. Jedenfalls hat der Erfolg der Frauenuniversität bewiesen, daß die Japanerinnen höhere Bildung verlangen, denn während man bei ihrer Gründung auf 90 Studentinnen rechnete, meldeten sich 250, zu denen noch 300 in der zu der Universität gehörenden vorbereitenden Abteilung kamen, und ihre Zahl steigerte sich im zweiten Jahre auf 800, im dritten auf 1000. Mit der Unterdrückung der Frau, wie sie in der Feudalperiode bestand, dürfte es danach in Japan vorbei sein.

— Berichtigung. Aus Versehen ist die Herkunft der Bd. 86, S. 368 beschriebenen Abbildung „Fischförmiger Behälter für einen Schädel, Santa Anna, Salomoinseln“ dort nicht genannt worden. Die Abbildung ist der Zeitschrift „Man“ (September 1904) entnommen und wurde dem Globus vom Londoner Anthropological Institute freundlichst zur Verfügung gestellt.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.





Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 7. BRAUNSCHWEIG. 23. Februar 1905.

Professor Dr. Richard Andree

zum

70. Geburtstage, 26. Februar 1905

in Verehrung gewidmet

von

Mitarbeitern, Verlag und Redaktion des Globus.

Musikinstrumente der Dajaken Südost-Borneos.

Von F. Grabowsky. Breslau.

Die Schlag- oder Lärminstrumente spielen beim Musizieren (bagandan) der Dajaken die größte Rolle. Ob es eine freudige oder traurige Veranlassung ist, zu der sich Dajaken zusammenfinden, die Trommeln werden stets geschlagen, und an dem Rhythmus ihres Schalles kann der Kundige oft bereits aus weiter Ferne die Art des Festes erkennen.

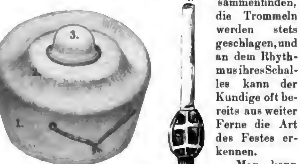


Abb. 1. **Garantong tatawak.**

Man kann die Lärminstrumente in zwei Gruppen trennen, in Metall- und Holztrommeln.

Unter den ersteren nimmt die Garantong, eine Art Kesselpauke, die vornehmste Stelle ein. Sie ist kein heimisches Erzeugnis, sondern wird aus Java nach Borneo eingeführt und ist aus einer Legierung von Kupfer und Messing, welche von den Dajaken „gasa"[1]) genannt wird, getrieben. Von den Malaien „gong" genannt, spielt das Instrument in verschiedenen Größen auch im Gamelan, dem bekannten javanischen Orchester, eine Hauptrolle.

Den auf der Garantong hervorgebrachten Ton gibt der Dajake sprachlich mit „geng" oder „gong" wieder.

Man trifft im Besitze wohlhabender dajakischer Familien Garantongs in Reihen von vier bis fünf Stück in verschiedener Größe, bis zu 1 m Durchmesser und zu Akkorden abgestimmt, an. Man hängt sie vermittelst eines Strickes, der durch zwei im Rande (tapih) jeder Garantong angebrachte Löcher geht, an einem Gestell aus Holz oder Bambus nebeneinander so auf, daß ein Musiker, der vor den Garantongs sitzt, dieselben sämtlich mit zwei Schlägeln (panto) schlagen kann (manantiban).



Abb. 2. **Pahawang oder Babandi.**

Man unterscheidet an einer Garantong (Abb. 1) 1. den runden, aufstehenden Rand (panapih oder tapih = Rock); je höher er ist, desto lauter ist der Ton des Instrumentes; 2. den oberen flachen Rand (pinton oder sambang) und 3. die buckelförmige Erhöhung in der Mitte (usok, busut oder susu = Brust), auf welche man mit 4. dem Panto schlägt.

Auf den Garantongs wird z. B. die Bekanntmachung eines Todesfalles im Dorfe durch den sogenannten Totenschlag (titih) in folgender Weise ausgeführt: Man schlägt auf vier Garantongs, die verschiedene Töne haben, zuerst einen ziemlich tiefen Ton, dann zwei höhere Töne und zuletzt den tiefsten Ton an und setzt dieses Schlagen (mamanjong) etwa drei Minuten lang fort.

Kleinere Garantongs, die man bequem in der Hand tragen kann, nennt man garantong tatawak (Abb. 1). Man führt sie bei größeren Jagden, beim Fischfang usw. zum Geben von Zeichen und Signalen mit. Die Ausführung solcher Signale durch eine Anzahl schnell aufeinanderfolgender Töne nennt man Karenteng.

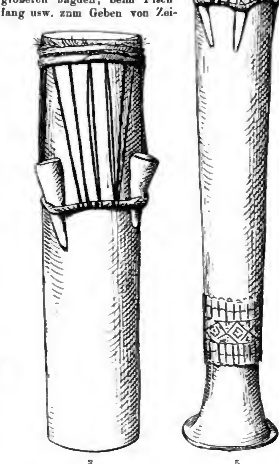


Abb. 3. **Gandang toto.** Abb. 5. **Katambong oder Bliantrommel.**

Noch kleinere, etwa eine Spanne breite Garantongs nennt man Kangkanong. Je vier Kangkanongs stehen in einem Holzrahmen mit der hohlen Seite nach unten und bilden das Lieblingsinstrument der Dajaken, welches man in den meisten Häusern findet, während die teuren Garantongs nur im Besitze reicher Familien sind und

[1]) Vgl. die dajakischen Worte und ihre Erklärungen in Hardeland, Dajakech-Deutsches Wörterbuch.

von diesen bei festlichen Gelegenheiten auch an andere vermietet werden.

Die Melodien, die man mit zwei Klöppeln den Kangkanongs entlockt, bestehen aus Reihenfolgen rhythmisch wechselnder Töne, die den Ruf von Säugetieren, Vögeln, dem Plätschern des Wassers, dem Takt der Ruderschläge usw. entlehnt sind.

Jede Melodie hat einen besonderen Namen. Beim Stamme der Ot danom im Oberlauf des Kapuas nannte man mir folgende Weisen:

1. Karonang, pandong benang, Njapong tumbang, danum pasang, etwa wiederzugeben durch die Töne: e, f, g, g, g, e, f, g, e.

2. Patik lunok londai = ?

3. Bintang lembut hentok andau = ein Stern geht auf mittags.

4. Burung kaut (Nachahmung des Rufes einer Batrachostomusart).

5. Ringko ringkang tandok badjang = ziemlich mager das Geweih des Hirsches.

Bisa bisa saloi tantang = etwas naß das Gewebe des Saloi (Frauenrock).

Upet tuso penda badjn = durchknetet die Brust unter dem Oberkleide.

6. Solat taman, tako ratap = ?

7. Sorok utjan lanting baba = ?

Alle bekannten und beliebten Tonreihen schlagen zu können, ist eine Kunst, die selten einer auszuüben vermag; in der Regel übt sich jeder Dajake eine oder mehrere ihm besonders zusagende Melodien ein, und die Spieler wechseln dann oft ab.

Garantongs und Kangkanongs bilden stets die Hauptinstrumente des dajakischen Orchesters oder Gambalan (mal. gamalan).

Ein vollständiges dajakisches Gambalan besteht aus:
1 Satz Garantongs oder Kangkanongs,
1 Bisak betong oder Metallharmonika,
1 Gambang oder Holzharmonika,
1 Sarunai oder Klarinette,
1 Garadap oder Violine.
1 bis 2 Gandang oder Trommeln.

Man kennt verschiedene Melodien der Gambalanmusik. Bei langsamen Weisen (babon) wird nur eine Trommel geschlagen. Hardeland nennt folgende Melodien:

1. Kambing batampo, d. h. einander stoßende Ziegen, eine Melodie, bei der Dreischlag und Zweischlag abwechseln.

2. Kadentjong (mit Benutzung von zwei Trommeln); auf zwei Vierteltakte folgen zwei Achtel- und dann wieder ein Vierteltakt.

3. Sarana; die Trommelbegleitung besteht aus einem lauten längeren Schlage und fünf leiseren kurzen Schlägen.

4. Djunggut batang; es wechseln drei laute und lange mit fünf leiseren kurzen Schlägen ab.

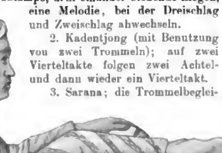




Abb. 4. **Junger Dajake beim Trommeln auf einer Gandang mara.**

Andere, weniger gebräuchliche kupferne Lärminstrumente sind die Pahawang oder Babandi (Abb. 2), eine Art Garantong mit flachem Rande und ohne die buckelförmige Erhöhung in der Mitte. Sie dient nur zur Begleitung anderer Instrumente, indem man mit einem eisernen Gegenstande gegen die Mitte der Platte schlägt.

Ebenfalls zur Begleitung wird die Raraup gebraucht, ein Instrument nach Art unserer Paukenbecken. Es besteht aus zwei kupfernen Platten, die gegeneinander geschlagen werden. Hardeland führt außerdem die Tarai an, eine große kupferne Platte, die aber weniger zur Musik gebraucht wird, als um das Volk zusammenzurufen, wenn etwas öffentlich bekannt gemacht werden soll; sie hat einen schrillen Ton, den der Dajake mit „ger" wiedergibt, und entspricht der malaiischen Brengbreng.

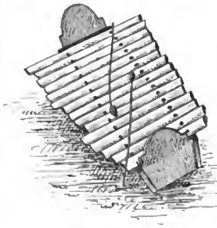


Abb. 6. **Gambang.**

Die zweite Gruppe der Lärminstrumente bilden die eigentlichen Trommeln oder Gandang. Man unterscheidet folgende Formen:

Gandang toto[3]) eine etwa 1,5 m lange Trommel (Abb. 3), bestehend aus einem Zylinder von hartem Holz, der nur an der einen, etwas breiteren (etwa 0,35 m) Seite mit einem Fell „tambit" aus Hirsch- oder Affenfell überzogen ist. Dieses Trommelfell kann durch ein System von Schnüren und Keilen fester angespannt oder loser gemacht werden. Die Gandang toto wird entweder mit der flachen Hand geschlagen, wobei der Trommler, auf dem Boden sitzend, die Trommel zwischen den Beinen hält, oder man schlägt sie mit einem oder zwei Rottangstöcken, wobei die Gandang auf einem schrägen Gestelle ruht, die offene Seite dem Boden zugekehrt.

Die Gandang mara ist nur 0,60 bis 0,75 m lang, an einem Ende wesentlich breiter als am anderen und in der Mitte etwas ausgebaucht. Sie ist auf beiden Seiten mit Fell bespannt; die breitere Seite wird „bam", die schmälere „kampiang" oder „sampiang" genannt. Unsere Abbildung 4 zeigt einen jungen Oloh ngadju „Liwin" in der charakteristischen Stellung beim Trommeln auf einer Gandang mara, nach einer von mir bei einem Feste in Tumbang Hiang (Südost-Borneo) am 2. August 1881 angefertigten Bleistiftzeichnung.

Es gehören in der Regel zwei Gandang mara zusammen, eine mit stärkerem Klange, „Panggulong", die andere etwas kleiner und mit schwächerem Klange, „Paningkah" genannt. Die Schläge auf der ersteren bestimmen den Takt

[3]) Die Abbildungen 3 und 5 verdanke ich Herrn Direktor Dr. J. D. E. Schmeltz in Leiden; die aus der Koll. Sal. Müller stammenden Originale befinden sich im dortigen ethnographischen Reichsmuseum (S. 16, Nr. 440 und 441).



Abb. 7. **Junger Dajake beim Rabapspiel.**

des Spieles, während die auf der kleineren Trommel nur begleiten (tingkah).

Auch beim Trommeln unterscheidet man verschiedene, eigene Namen führende Melodien.

Bei der Gandang toto heißen solche z. B.:
1. Bankaut bato, tumbang tundai.
2. Bitep tumbang usw.

Bei der Gandang mara:
1. Gandang parang oder Kriegsruf.
2. Surung dajung (das Geräusch, das die Ruder machen).
3. Baring batang (= Durcheinanderrollen von Stämmen).
4. Sarama laut pulau.
5. Sarama rangkap.
6. Sarama tunggal.
7. Kadentjong branak.
8. Mantja(p) usw.

Außer den genannten Trommeln sind am bekanntesten die Katambongs oder Trommeln der Blians (Priesterinnen). Sie sind auch 0,60 bis 0,75 m lang, aber nur 15 bis 20 cm dick und nur an einem Ende mit einem Trommelfell bespannt. Das offene Ende ist trompetenförmig ausgebogen. Das Trommelfell besteht aus Leguan-, Schlangen- oder Fischhaut, namentlich wird die rauhe, aber feste Haut eines „Buntal" genannten Fisches gern dazu verwandt. Zuweilen sind Klümpchen von Wachs oder Harz an dem Trommelfell angebracht; sie sollen dazu dienen, den Ton zu dämpfen, nach Angaben anderer, um die Finger vor der rauhen Haut zu schützen. Zuweilen sind die Katambongs (Abb. 5) reich mit Gravierungen und Schnitzereien verziert und mit Amuletten behängt. Sie werden von den Blians mit der Hand geschlagen zur Begleitung der Zaubergesänge, welche sie mit kreischender Stimme singen.



Vorderseite. Rückseite.

Abb. 8. **Kanjapi.**

Hardeland beschreibt unter dem Namen Katambong eine 0,75 m lange Trommel, so dick als der Leib eines Mannes; sie hat nur auf einer Seite ein Tambit, gewöhnlich aus Affenfell; das offene Ende ist breiter als das mit Fell überzogene; man schlägt sie mit der flachen Hand. Mir ist diese, sowie die ebenfalls von Hardeland erwähnte „Katumbeng", die noch kürzer wie die Katambong sein soll, nie zu Gesicht gekommen. Vielleicht sind damit besonders kurze und dicke Exemplare der Gandang toto gemeint.

Zuweilen, aber immerhin selten findet man bei den Dajaken Südost-Borneos auch die den Malaien entlehnte tamburinartige Pauke, „Tarabang" genannt.

Diesen trommelartigen Instrumenten reihen sich zwei andere Schlaginstrumente an, G a m - b a n g und B i s a k b e t o n g.

Die Gambang (Abb. 6) besteht aus einem länglichen Holzgestell, auf welchem auf einer weichen Unterlage, in der Regel einer dicken Schnur, 15 Stäbe aus Blangiraiholz mit kleinen Holzstiften, etwas getrennt voneinander festgehalten werden. Die Holzstäbe sind in ganzen und halben Tönen abgestimmt und werden mit zwei Hämmerchen bespielt, die aus Rottangstücken bestehen, an deren Enden man eine kleine harte Frucht gesteckt hat.

Die B i s a k b e t o n g ist der Gambang ähnlich, hat aber an Stelle der hölzernen nur sieben kupferne Stäbe von verschiedener Länge und Dicke, die mit dünnen Stöcken aus hartem Holz geschlagen werden.

Beide Instrumente werden sowohl im Orchester, als auch als Einzelinstrumente gespielt und geben volle, melodische Töne.

Wir kommen nun zur Besprechung der Saiteninstrumente. Das vollkommenste derselben ist die Rabap oder Garadap. Sie ist offenbar von den Malaien entlehnt und wird allein von allen Saiteninstrumenten vermittelst eines Bogens (Pangusok) gespielt. Der Tonkasten (Koloong) der Rabap besteht aus einer halben Kokosnußschale, über die als Resonanzboden (Himpas) ein Leguanfell gespannt ist. Die beiden Saiten (Kawat = Schnur) aus feinem Metalldraht oder Darm werden vom Ende des Tonkastens, der in eine lange, hölzerne Spitze ausläuft, über einen Steg (Tunkat) und entlang dem sehr langen Hals der Rabap nach dem Kopf geführt, wo sie an zwei drehbaren Wirbeln (Uling-uling) befestigt werden. Wie eine solche Rabap beim Spielen gehalten wird, geht am deutlichsten aus einer Zeichnung hervor (Abb. 7), die ich ebenfalls gelegentlich des schon oben erwähnten Festes angefertigt habe. Rangka, ein junger Oloh ngadju von ausnehmender Häßlichkeit, galt als Meister des Rabapspiels.

Die europäische Violine, „Biola" genannt,



Abb. 9. **Garodé.**

findet man nur bei wenigen getauften Dajaken auf den Missionsstationen.

Einige Ähnlichkeit mit der Violine hat die unter den Ot danom am Mittellauf des Kapuas gebräuchliche Kanjapi (Abb. 8). Es ist ein tonarmes Instrument, aus einem Stück sehr leichten Holzes roh geschnitzt, unten offen und mit zwei aus einem Rottang gespaltenen, fein geschabten Saiten bespannt. Die Saiten werden, wie bei der Guitarre, mit dem Daumen gezupft oder mit einem leichten Holzstöckchen geschlagen. Hardeland nennt das Instrument „Kasapi" oder Kutjapi und beschreibt es als eine „Harfe mit drei bis vier Seiten". Das Museum in Leiden besitzt allerdings aus Südost-Borneo (Koll. Maklot) eine sechssaitige primitive Harfe oder Zither ohne Namenbezeichnung, die vielleicht mit der Kasapi Hardelands identisch ist.

Ein sehr einfaches Saiteninstrument, das ich gelegentlich in den Wachthäusern der Reisfelder antraf, ist die Gandang bawoi. Sie besteht aus einem $1^1/_2$ bis 2 m langen, ziemlich dicken Bambusstengel, an dem durch vorsichtiges Abspalten der kieselhaltigen Oberschicht zwei bis drei saitenartige Streifen geschaffen werden, die durch Unterschieben von kleinen Holzstückchen etwas gehoben und dann, nachdem kleine Schallöcher unter den Saiten eingeschnitten sind, mit einem Holze geschlagen, einen brummenden Ton geben. Ein von mir mitgebrachtes Stück besitzt das Museum für Völkerkunde in Berlin.

Endlich kommen wir zur Gruppe der Blasinstrumente. Da ist wiederum eine den Malaien entlehnte, aber wenig verbreitete Klarinette, „Sarunai" genannt, das vollkommenste Instrument. Dann fertigt man sich einfache Flöten aus dünnen Bambusstengeln (Suling) oder aus hartem Reisstroh (Suling paräi) an. Die Flöten haben immer nur vier Löcher (Kangkimut). Eine Pfeife ohne Löcher (Salunding), die einen lauten Ton gibt, braucht man auf der Jagd zum Geben von Zeichen für die Jagdgefährten oder Treiber.

Das eigenartigste Blasinstrument der Dajaken ist die Garodé (nach S. Müller Gorteh), eine Art Hoboë, die namentlich unter den Ot danom und im Dusson in Gebrauch ist (Abb. 9). In einer Kalebasse, die als Mundstück dient, sind, wie aus der Abb. 9 ersichtlich, fünf kürzere und ein längerer dünner Bambusstengel eingekittet, an denen unten vier und in der Mitte zwei Öffnungen angebracht sind, die mit den Fingern geöffnet und geschlossen werden und so eine ganze Skala von Tönen ermöglichen. Ein an dem längsten Bambus angebrachtes Schneckengehäuse oder Bambusstück dient als Windfänger zur Regulierung des Tones, der sehr weich und orgelartig klingt.

Zum Schluß wäre noch die sehr verbreitete, sowohl von Kindern als auch Erwachsenen zeitweise mit wahrer Leidenschaft gespielte Maultrommel (Gariding oder Tahuntong) zu erwähnen. Sie wird aus Bambus oder dem Baste der Blätter der Bendang-Palme gemacht. Von mir mitgebrachte Stücke besitzt das Museum für Völkerkunde in Berlin.

Kröte und Gebärmutter.

Von G. Thilenius. Hamburg.

Unter den Opfergaben, welche heute die süddeutschen Frauen vom Elsaß bis an die ungarische Grenze, jedoch mit Ausschluß von Südtirol, in Kindsnöten und bei Frauenkrankheiten darbringen, erscheint die Kröte, aus Eisen oder Wachs, seltener aus Silber geformt (R. Andree, 1904). Die auffällige Tatsache, daß gerade in diesem Falle ein Tier geopfert wird, bedarf der Erörterung, denn bei Leiden der Augen, Ohren, Zähne, Eingeweide usw. werden Nachbildungen der Organe verwandt, soweit nicht, wie bei allen Opfern, sinngemäß andere Stücke, Geld und Geldeswert oder Kulthandlungen sie vertreten. Im allgemeinen sehen die Wachsvotive jünger aus als die eisernen, es wäre demnach zu erwarten, daß unter den eisernen Kröten die ältesten Formen anzutreffen sind. Einzelne der „altertümlich" aussehenden eisernen Kröten klingen an die Barockkunst an, wieder andere mahnen an romanische Tierfiguren, die große Mehrzahl ist indessen stillos. Die eiserne Kröte ging der Regel nach aus der Hand des Dorfschmiedes hervor, von dem man weder eine genaue Beobachtung des Tieres noch die Kenntnis eines Kunststiles, dagegen eine geringe technische Fertigkeit voraussetzen darf; die Anklänge an romanische Formen werden richtiger auf Konvergenz zurückzuführen sein. Eine Datierung der eisernen Kröte ist daher nach dem Objekte selbst kaum möglich, dagegen weist die Literatur die eiserne Bärmutter im Jahre 1506 nach (Höfler, 1891). Wenig besser steht es um die Wachskröte; auch sie ist keine naturalistische Wiedergabe des lebenden Tieres. Der flache und breite ellipsoide Körper steht in einem auffallenden Mißverhältnis zu dem stark abgesetzten kleinen Kopfe und den kurzen, gleich großen Vorder- und Hinterbeinen; das Geschöpf setzt sich ferner in einen konischen Untersatz fort (Abb. 1). Die Mehrzahl der Wachskröten zeigt vor allen Dingen eine übermäßige Betonung des Reliefs, Maul und Augen und zumal die Unebenheiten und Warzen der Haut sind weitgehend stilisiert. Zur Datierung solcher Stücke sind die alten Bildwerke zoologischer Autoren heranzuziehen; es ist kein Zweifel, daß die Wachskröte sich in ihrem Charakter frühestens an die Abbildungen zu Beginn des 17. und am Ende des 16. Jahrhunderts anlehnt, R. Andree (1904) weist sie 1588 nach. Jedoch dürfte entsprechend dem Alter des Wachsopfers die Wachskröte die ältere Form sein. Sie gehört in ihrer jetzigen Form einer Zeit an, in welcher auch die heute noch üblichen menschlichen Kostümfiguren, Wachsgebisse, Lungen usw. ihre Formen erhielten. Es scheint, als habe der Barockstil, der sich der Kirchen bemächtigte, auch auf das Votivwesen übergegriffen und etwa vorhandene alte Formen verdrängt. Abgesehen von dieser Datierung versagt die stark stilisierte Votivkröte des 16. bis 20. Jahrhunderts die unmittelbare Antwort auf die Frage nach ihrem Zusammenhange mit der Gebärmutter; es gilt daher, den mittelbaren Weg zu gehen und den Vorstellungskreis kennen zu lernen, den Naturgeschichte und Volksmedizin an die Kröte und die Gebärmutter knüpfen.

Der Beginn des Barockstiles in der Kunst führt in die Zeit der naturwissenschaftlichen Renaissance: Gesner (1560) steht noch dem Standpunkt des Plinius (XXXII, 18) nahe, wenn auch der Fortschritt in der Beobachtung ein sehr erheblicher ist. Er beschreibt den Seeteufel (Lophius piscatorius) als Seefrosch unter den Fischen und trennt im übrigen Wasser- und Landfrösche. Die Unterscheidung von Frosch und Kröte in unserem Sinne gelang jedoch der damaligen Wissenschaft nicht. Gesners Rana vel Rubeta gibbosa ist ihm „Grassfrösch" und „Holtzkrott". Man hing an Äußerlichkeiten und verlegte vielfach die unterscheidenden Merkmale nicht

nur in das Objekt, sondern auch in unwesentliche biologische Wahrnehmungen[1]). Bis weit in das 18. Jahrhundert hinein ist „rana" nicht nur die Familie der Frösche, sondern auch Ordnung der Froschlurche.

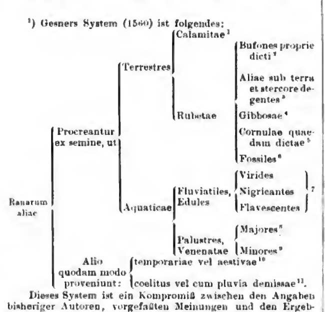
Von dem Volke darf nicht mehr, sondern nur weniger erwartet werden. Luthers Bibelübersetzung spiegelt die Verwirrung wider; noch heute ist in manchen Gegenden Deutschlands die gemeinsame Bezeichnung für in der Wiese oder im Felde erscheinende Frösche oder Kröten „die Krott", und die „Krötenhaut" bezeichnet im Französischen 1. die stets aufgeweichte, leicht einreißende Haut der Wäscherinnen nach Analogie der Froschhaut, 2. die warzige Haut nach Analogie der Kröte. (Brissaud, 1892.)

Das Votivtier ist nach den naturgeschichtlichen Kenntnissen der Zeit nicht nur unsere Kröte, sondern kann auch ein Frosch sein. Wir müssen daher nicht die „Kröte", sondern die Froschlurche in der Volksmedizin aufsuchen; jedoch kommen Frosch und Kröte hier nur im Zusammenhange mit dem weiblichen Geschlecht in Betracht. Gesner (1560) bringt zunächst die Vorschriften wieder, welche Plinius (XXX, 44 und XXXII, 18) angibt, um Frauen während des Schlafes durch Auflegen einer Froschzunge auf die Brust zur Beichte ihrer Sünden zu veranlassen, Frauen vom Ehebruch abzuhalten, die Geburt zu erleichtern. Weiterhin erscheinen bei ihm Frosch und Kröte als Aphrodisiacum und Anti-Aphrodisiacum. „Nonnulli ranam abjecto capite arefactam . . . potam ex vino . . . taedium Veneris adferre affirmant. Alex. Benedictus." „Venerem concitat jecur ranae diopetis et calamitae." Gerade bei den Liebesmitteln ist es nichts Seltenes, daß geringe Unterschiede in der Form oder der Anwendungsweise auch zu entgegengesetzten Wirkungen[2]) führen. So sichert ein unter besonderen Maßregeln gewonnener Oberschenkelknochen vom Laubfrosch dem Burschen die Liebe des Mädchens, wenn er damit das Mädchen auf sich zu oder den Rücken herab streicht; will er sie wieder los sein, so streicht er umgekehrt (Wuttke, S. 243). In Oldenburg herrscht auch die Ansicht, es sei im Laubfrosch ein Knochen vorhanden, der statt Liebe Haß erregt, aber nicht zu erkennen ist (Wuttke, a. a. O.). In diesem heute noch geläufigen Glauben ist leicht die Angabe des Plinius (XXXII, 18) wiederzuerkennen, wonach der linke Knochen einer Kröte Liebe erregt, der der rechten Seite die Liebe vertreibt. Wenn überhaupt der Gegenüberstellung im Sinne der Zeit eine Bedeutung zukommt, so dürfte sie auf der Einwirkung medizinischer Schulmeinungen beruhen. Die Beziehungen von Frosch und Kröte zur weiblichen Geschlechtssphäre werden dadurch jedenfalls nicht geklärt, denn wir finden beide Tiere wieder völlig gleich bewertet in der Behandlung des Blutflusses, zumal der Frau. „Wer den Blutfluß hat, läßt einen lebendigen Frosch in der Hand sterben oder bindet eine getrocknete Kröte unter die Achsel." So lehrt noch das Wunderbüchlein (1806). Unter den Rezepten, welche Jühling (1899) gesammelt hat, findet sich „Frösch Puluer" für die Frau, „welche ihre Zeit zueviel hatt" und „so ein weyb iehre seuche zu uiel hatt, so nim ein erdkrotte".

Diese Rezepte beweisen, daß unter anderen bestimmte Beziehungen zwischen den Froschlurchen und der Geschlechtssphäre bestehen, daß ferner Frosch und Kröte für die Zoologie und Therapie der Zeit wesentlich gleichwertig sind.

Wir können indessen noch einen Schritt weiter gehen und die Froschlurche im Gegensatz zu anderen, in ähnlichen Fällen üblichen tierischen und pflanzlichen Heilmitteln als sympathische Mittel gegen Beschwerden der Frauen bezeichnen. Bei Gesner (1560) findet sich die Angabe: Quidam dicunt mulierem ranam accipientem, et os ejus aperientem, terque ibi spuentem non concipere uno anno, Constantinus in libro de incantatione. Dieser Vorschrift liegt augenscheinlich eine analogisierende Auffassung zugrunde. „rana" ist hier ferner, da eine nähere Bezeichnung fehlt, vielleicht der Frosch und sicher nicht ausschließlich die Kröte. Es bestehen also magische Beziehungen zwischen der Gebärmutter und beiden Froschlurchen. Therapeutische Vorschriften können die Art dieser Verbindung nicht klarstellen, wohl aber Krankengeschichten. Die dämonische Vorstellung erscheint klar in dem folgenden Bericht: Eine erkrankte Frau gelobt eine Fahrt nach Alt-Oetting, wenn sie auch langsam wie „ein broz" (Kröte) hinkriechen müßte. Sie starb und konnte das Gelobnis nicht erfüllen. „Einige Zeit darauf bemerkte der Meßner der Kapelle in Alt-Oetting morgens eine Kröte unter der Kirchentür, welche er mit dem Fuß beiseite stieß; da das Tier aber jeden Morgen wieder auf den Stufen saß und ihn mit seinen funkelnden Augen kläglich ansah, so machte er dem Geistlichen Anzeige, welcher es besprach. Die Kröte sagte nun, daß sie ihr Gelobnis auch im Tode habe erfüllen müssen . . ., nun aber erlöst sei." (Panzer, S. 479[3]). Eine reale Auffassung besteht in anderen Fällen: Eine Kirchfahrterin, der es übel wurde, legte sich „in das Grüne". „Kaum war sie eingeschlafen, kroch die Bermutter samt den daran hängenden Mutterbänlern aus ihrem Munde in den Bach, badete sich (pfluderte im Wasser) und kroch dann wieder in den Mund der Kirchfahrterin hinein. Als diese erwachte, war sie gesund." Das alles beobachtete eine vorübergehende Person. (Panzer, S. 195.) Der etwa als magisches Hilfsmittel aufzufassende Schlaf ist indessen nicht erforderlich: Einem Mädchen, welches sich durch einen Sprung im Leibe beschädigt hatte, gab man den Rat, den offenen Mund über eine Schüssel mit warmem Wasser zu halten,

[1]) Gesners System (1560) ist folgendes:



Dieses System ist ein Kompromiß zwischen den Angaben bisheriger Autoren, vorgefaßten Meinungen und den Ergebnissen der neuen vorurteilsloseren Beobachtung.

Wenn man einzelne der Formen zu identifizieren versucht, so ergibt sich etwa folgendes: 1. Hyla arborea, 2, 3, 6 umfaßt Alytes, Pelobates, Bufo, 4. Rana fusca, 7. Rana esculenta, 9. Bombinator igneus.

[2]) Vgl. Plinius XXVI, 62; XXX, 44, 49.

[3]) Hier spielt auch der Glaube mit, daß arme Seelen und Tote als Kröten erscheinen.

die Bärmutter werde herausschliefen, sich baden und wieder in den Mund hineinschliefen. In einem weiteren Falle handelt es sich um ein Edelfräulein, das „die Bärenmutter hatte“ und träumt, es solle zu einem Weiher reisen, um gesund werden. Auch die übrigen von Panzer angeführten Berichte haben alle den gemeinsamen Zug,

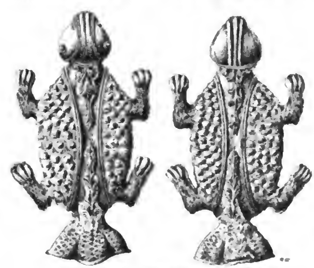


Abb. 1. **Wachskröte.**

daß die Gebärmutter in der Nähe des Wassers den Körper verläßt, sich badet und wieder in den Körper zurückkehrt.

Diese Erzählungen sind nach zwei Richtungen hin bedeutend. Zunächst fällt der amphibische Charakter des Organes auf, und selbst wenn aus dem Zusammenhang nicht klar wäre, daß es sich um ein „Tier“ und eine „Kröte“ handelt, so würde man allein daraus auf einen Lurch schließen müssen. Weiterhin ist hier das Verhalten der Gebärmutter wichtig. Sie verläßt den kranken Körper, badet und kehrt zurück, womit die Frau gesundet. Ist der Lurch die Krankheit, so hat die Rückkehr in den Körper keinen Sinn, ebensowenig wenn er die k r a n k e Gebärmutter ist. Verständlich wird der Schluß der Erzählungen nur, wenn die „Kröte“ auch die g e s u n d e Gebärmutter ist. Ein vermittelnder Gedankengang wäre der, daß das Tier etwa infolge von Wassermangel erkrankt, nach Befriedigung des Wasserbedürfnisses gesund wird. Das setzt wieder voraus, daß es sich dauernd im Körper befindet. In der Tat kennen wir den Ausdruck „in der Kroten we tun“, ferner die an die Kröte bei Beschwörungen gerichtete Aufforderung, sich niederzulegen usw. (Höfler, 1899), oder die Angabe, daß die Kröte sich bewegt, schlägt, beißt, frißt und gefüttert werden muß, damit sie nicht aus dem Häusel kommt. (Panzer.) Nur die kranke Kröte darf demnach den Körper verlassen, ohne ihn zu schädigen, für die gesunde Frau ist ihr Verbleiben im Körper eine Lebensbedingung, „kommt sie aus dem Häusel, so muß der Mensch sterben“. Diese Gefahr droht z. B., „wenn man sich drei Stunden aufs Gras legt, wenn ein Kind lange in ein Glas Wasser schaut“. (Panzer.) Wir stehen hier Platos Auffassung gegenüber, die schon Soranus erfolglos bekämpfte: „Die Gebärmutter ist ein lebendiges Tier, des Gebärens begierig, derohalben wo es unzeitig aufgehoben und lange unfruchtbar bleibt, so wird es unwillig und ungeschlacht, erhebt sich, durchschleift den Bauch, verstopft damit die Luftlöchlein, daß man nicht atmen kann, wirft also in äußerste Not und Gefahr mit Erweckung allerlei Krankheiten“ (Tabernaemontanus, nach Hofler 1899).

Der ständige Aufenthalt eines Wirbeltieres in den Eingeweiden des Menschen widerspricht dem heutigen Wissen. Indessen werden die Frauen durch die spontanen Bewegungen des Uterus besonders lebhaft zu der Vorstellung geleitet, daß ihr Körper ein lebendes Wesen beherbergt, und damals standen weder anatomische noch physiologische Bedenken[1]) im Wege. Folgerichtig verhält sich der schwangere Uterus; „Mulier quaedam ... loco foetus quatuor animalia ranis simillima peperit et optime valuit“. (Gesner 1560.) Unzweifelhaft handelte es sich in allen solchen Fällen um heterogene Dinge, abgestorbene Föten, Blutgerinnsel, losgelöste Myome und Ähnliches. Um so wichtiger ist es, daß man sie als Froschlurche deutete; die volkstümlichen Anschauungen waren so lebhafte, daß sie hier eine vorurteilslose Beobachtung nicht aufkommen ließen. Im Gegensatz zu den Lurchen im Magen bot die Erklärung der angeblich geborenen Frösche und Kröten keinerlei Schwierigkeiten, wenn auch Gesner nur referiert: „Mulieres aliquando una cum foetu humano pecus etiam concipiunt: sic enim Caelius Aurelianus et Platearius nominant: interdum ranas seu bufones, et lacertos, aut similia eis animalia.“ Folgt aus dem Wortlaut des letzten Satzes die Zusammengehörigkeit von Frosch und Kröte, so bedeutet der erste Satz nicht einfach die Feststellung der Tatsache, sondern bildet im Sinne der Zeit eine kausale Erklärung. Gesners Zeitgenosse Albertus Magnus (1560) hat die bis ins 17. Jahrhundert geltenden Anschauungen behandelt, die in der Pastoralmedizin der Kirchenväter eine bedeutende Rolle spielen und auf die alten Autoren zurückgehen: es bedurfte danach einer S e m i n a t i o n a u c h v o n s e i t e n d e s W e i b e s, damit die Konzeption zustande kam. Wo eine solche von Menschen und Lurchen erfolgte, seminierte also die Frau einmal als Mensch, dann aber auch als Trägerin des Organes, welches schon bei den alten Griechen ein Tier, bei den späteren Deutschen genauer ein Lurch ist und ein eigenes Teilleben führt. Diese Vorstellung war so allgemein, daß man die-

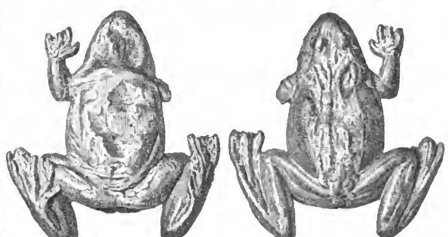


Abb. 2. **Votivkröte.**

[1]) Jene Ansicht ist bei der geringen Kenntnis der morphologischen Beschaffenheit der Organe und des Wesens der Verdauung weit verbreitet, sie fand wohl auch gelegentlich neue Beweise durch das Vorkommen von Spulwürmern — als Schlangen gedeutet — in Entleerungen per os et anum,

selben Mittel anwandte, um die Nachgeburt und die „Kröte“ zu entfernen, daß ferner die Frauen in der ersten Zeit der Schwangerschaft gewissermaßen prophylaktisch die Lurche unschädlich zu machen, zu töten suchten[5]).

Morphologisch und physiologisch ist also die Gebärmutter identisch mit dem Lurch[6]).

Die Volksmedizin zeigt jedoch dieselben Erscheinungen wie die alte Zoologie, mit der sie an der Wurzel zusammenhängt. Bei aller Logik war das „post hoc, propter hoc“ keine ungewöhnliche Schlußform, die Individualität hatte weiten Spielraum, und wie sehr man an oberflächlichen Ähnlichkeiten haftete, beweist z. B. die „Bärmutter“ der Männer[7]). Die Votivgabe des Mannes wurde folgerichtig die „Kröte“, und es ist bezeichnend, daß unter 15 derartigen Opfergaben von Männern 13 in die Ruhrjahre 1588/92 fallen (Höfler, 1895). Freilich nennt man bei besserer Überlegung das dem Uterus analog vermutete Organ des Mannes „Vatter“, und die Vorstellung einer männlichen Gebärmutter war auch nicht allgemein: „Wann die Manspersonen das Grimmen haben, das gemeine Volk es per errorem die Bermutter, andere aber,



Abb. 3. **Eiserner Votivfrosch.**

so was Verständiges reden wöllen, und wissen, daß die Mann kein Bermutter haben, den Vatter zu nennen pflegen“. (Panzer.)

„Bärmutter“ und „Kröte“ sind demnach keine eindeutigen Bezeichnungen. Je nach dem räumlichen Gebiete, der besonderen Auffassung der Individuen, vielleicht auch je nach dem Vorwiegen allgemeiner Zeitströmungen wurde die eine oder andere Bedeutung bevorzugt. Nach den angeführten Quellen ist unter „Bärmutter“ oder „Kröte“ zu verstehen: 1. das gesunde, 2. das kranke Organ, 3. die Krankheit, 4. die Votivgabe[8]).

An die Bedeutung als Krankheit knüpfen sich zwei weitere, der älteren Medizin allgemein geläufige Reihen: Die „Kröte“ ist im spiritualistischen Sinne ein krank machender Dämon, im materialistischen die pathologische Gruppe von Kolik und Blutung nebst deren Ergebnis, dem Blutgerinnsel (Thrombus). Die einschlägige Literatur der Zeit verwehrt indessen die Annahme, es seien die erwähnten Reihen dem Volke stets getrennt bewußt gewesen; Vorstellungen und Ansichten boten weit mehr als heute Diffusionsschichten statt der Berührungsflächen, und gelegentlich, wenn auch nicht immer, spielte die Magie hinein. Unsere naturwissenschaftlichen Kenntnisse verleiten uns leicht, bei Berichten tatsächlich unmöglicher Vorgänge magische Vorstellungen vorauszusetzen. Die Folge ist die Annahme eines Dämonismus auch für solche Überlieferungen früherer Zeiten oder ihre Ausläufer in der Gegenwart, bei denen das Volk sich trotz ihrer Unlogik[9]) weit weniger oder gar nichts „dachte“. Gesner (1586) bezeichnet z. B. einen Abschnitt über die Froschlurche „superstitiosa et magica“ und führt hier nur bestimmte Vorschriften auf. Daraus geht hervor, daß die anderen Angaben im Sinne des Verfassers als tatsächliche anzusehen sind, obgleich sie uns heute ebenso als Folgen mystischer Vorstellungen erscheinen wie jene. Es liegt also kein Grund vor, die Gleichung „Gebärmutter—Kröte“ als mystische anzusehen; sie ist der Regel nach eine reale, denn auch die magische Denkweise sieht die Dämonen als Wesen an.

Wenn nun auch die Volksmedizin hinreichendes Material für das Bestehen eines engen Zusammenhanges zwischen den beiden Batrachiern und der Geschlechtssphäre des Weibes gibt, so ist damit das augenfällige Hervortreten der Kröte nicht erklärt, sobald es sich um den Uterus selbst handelt. Käme nur die Votivkröte (Abb. 2) in Betracht, so könnte man darauf hinweisen, daß vielleicht die Barockkunst an der warzigen Haut der Kröte eine dankbarere Aufgabe fand als an der glatten Froschhaut. Allein es gibt auch unverkennbare Votivfrösche. Das Exemplar des Salzburger Museums, das ich hier nach einer mir von R. Andree gütigst überlassenen Vorlage wiedergebe (Abb. 3), besteht aus Gußeisen. Es ist nicht datierbar, aber es zeigt, daß der Verfertiger die bunte Zeichnung des Frosches als Relief behandelte; der erwähnte Grund kann also nicht genügen. Die „Kröte“ ist nicht die ausschließliche, sondern nur die weitaus häufigere Opfergabe; sie wird bevorzugt. Eine befriedigende Erklärung für dieses Übergewicht ergibt sich nun aus der Überlegung, daß

falls sie nicht überhaupt aus derartigen Beobachtungen hervorging. Die Schlange im Magen als Ursache verschiedener Beschwerden ist noch heute bekannt. Gesner (1586) bezweifelt nicht das Vorkommen von Kröten im Magen, wenn ihm auch die Erklärung für die Art, wie sie hineingelangten, nicht leicht wird.

[5]) Gesner a. a. O.: Notandum, inquit Platearius in capite de retentione menstruorum, quod ea, quae valent ad menstrua provocanda, educunt et secundinam, et bufonem fratrem Salernitanorum, sic et lacertum Lombardorum fratrem aliqui nominarunt. Notandum etiam quod mulieres Salernitanae in principo conceptionis, et maxime quando debent foetus vivificari, praedictum animal nituntur occidere bibentes succum apij et porrorum. Haec ille.

[6]) Wie die damalige Zeit die Konzeption von der Semination des männlichen und des weiblichen Individuums abhängig machte, so hielt sie auch die fruchtbare Begattung heterogener Wirbeltiere für möglich. Bei Olaus Magnus (1567) trägt Kapitel 23 des XVII Buches die Überschrift: History von einem Beren, wie der ein Junckfrauwen gezuckt, dieselbige geschwängert, und deren ein trefflicher Held, genannt Ulfo, geboren. — Die gering empfundene Entfernung zwischen Mensch und Tier spricht sich auch in dem Bericht aus: „Wenn eine junge Kuh zum ersten Male trägt und zwei Bullenkälber zur Welt bringt, so springt zugleich ein kleines Tier hervor, welches wie ein Frosch oder eine Kröte aussieht.“ (Wuttke, S. 385.)

[7]) Mit Blutungen und kolikartigen Schmerzen verbundene Erkrankungen des weiblichen Organes nannte man „Bärmutter“, die gleichen Erscheinungen hießen beim Manne ebenso, obgleich sie vom Darme ausgingen.

[8]) Vgl. hierzu Höfler (1899): „Mutter ist 1. das kinderzeugende Weib, das 2. das Werkzeug und den Bildungsstoff enthielt, 3. Mutterkrankheit, 4. der ganze Unterleib, 5. Vagina, 6. Frauengürtel, 7. weiblicher Dämon.

[9]) Es handelt sich um eine Zeit, die nicht weit vor dem Erscheinen des Buches von Peter Pomet (1717) liegt. Er schreibt (S. 575) über die Seidenwürmer: „Es haben viele davon geschrieben, und unter diesen Herr Isnard, welcher . . . ihre Geburt . . . nachfolgendermaßen beschreibt: Zur Zeit, wenn die Maulbeerblätter gesammelt werden, . . . nimmt man eine Kuh, die bald kalben will, füttert sie mit eitel Maulbeerlaube und gibt ihr sonst nichts anderes zu fressen, bis daß sie gekalbet hat; und dergestalt verfährt man noch acht Tage darüber. Nach diesen läßt man die Kuh und das Kalb annoch etliche Tage mit lauter Maulbeerblättern füttern, schlachtet darauf das Kalb, wenn es mit Maulbeerblättern und Milch von der Kuh genugsam ist gefüttert worden, und hauet es in Stücken, bis auf die Hörner und Klauen, schüttet hernach das Fleisch, Beine, Haut, Eingeweide alles untereinander in einen hölzernen Trog und stellet es zu oberst auf das Haus, bis es verfaulet. Daraus entstehen dann kleine Würmlein, welche man mit Maulbeerblättern zusammenlieset und sie hernachmals auf eben solche Art erziehet als die anderen, die aus dem Samen entsprossen sind. So sind auch die Seidenwürmer, welche aus dem Kalbfleisch erzeuget werden, unvergleichlich fruchtbarer, denn die anderen.“ . . . Eine beigegebene Abbildung zeigt ein „zerstückeltes Kalb, daraus Seidenwürmer werden“.

die mißfarbige Kröte im Dunkeln lebt, während der Uterus im Körperinnern liegt und etwa aus ihm austretende Blutgerinnsel, Föten usw. mißfarbig erscheinen. Das würde nicht nur dem Gedankenkreise der Volksmedizin entsprechen, sondern wird ausdrücklich von Gesner (1560) als Grund dafür angegeben, daß er im Magen gefundene Froschlurche nicht als Frösche, sondern lieber als Kröten bezeichnet[10]). Diese Überlegung darf unbedenklich auch auf den Uterus übertragen werden, wenn man die damaligen anatomischen Vorstellungen der Laien berücksichtigt: die Synoden von Köln (1528) und Cambray (1550) schlugen vor, es solle verstorbenen Schwangeren ein Rohr in den Mund gesteckt werden, damit die Frucht nicht ersticke (v. Olfers 1893).

Man könnte freilich auch an einen Einfluß des Hexenglaubens denken, jener großartigen Psychose, in deren Zeiten die heutige Votivkröte führt. Allein die „Kröte" als Bezeichnung für Blutgerinnsel ist weit älter: Graff (1838) erwähnt aus dem 11. Jahrhundert den althochdeutschen Ausdruck hert-creta, worunter eine sehr gewöhnliche Leichenerscheinung zu verstehen ist. War hier die Bezeichnung bereits im übertragenen Sinne bekannt, so führen uns die von Gesner zitierten Autoren noch weiter zurück, sofern die enge Verbindung von Froschlurch und Gebärmutter in Frage kommt. Constantinus Africanus, der den Frosch als anti-konzeptionelles Mittel kennt, lebte im 11. Jahrhundert, Platearius ist ein salernitanischer Arzt des 12. oder 13. Jahrhunderts. Seine Angaben decken sich wesentlich mit denen des Caelius Aurelianus, welcher nach dem 2. und spätestens im 5. Jahrhundert lebte und die Geburt von Fröschen oder Kröten berichtet. Die Votivkröte in ihrer heutigen Form ist der zweiten, infolge ihrer Verquickung mit dem Hexen- und Teufelsglauben durch Bösartigkeit ausgezeichneten Blütezeit der abendländischen Magie zuzurechnen. Der zugrunde liegende Gedanke aber weist unzweifelhaft in die erste Periode, in welcher die Hazusa noch nicht zur Unholdin und Hexe geworden war, Bernhard von Como die secta strigarum noch nicht erfunden hatte. Damals überwog weitaus die Anwendung der Magie zu Heilzwecken, und sie erscheint fast als Fortsetzung der theurgischen Medizin der Römer. In dieser Zeit dürfte auch die Verknüpfung des Tieres mit dem Organ spätestens erfolgt sein. Aus den Rezepten des Plinius kann schon das Bestehen magischer Beziehungen zwischen Froschlurch und Uterus gefolgert werden; auf der anderen Seite kennt die für die Römer vorbildliche Medizin der Etrusker als Votivgabe bei Frauenleiden die realistische Nachbildung der Scheide, wie sie beim Einblick in die Genitalien erschien oder beim Prolapsus uteri aus ihnen heraustrat. (Stieda, 1901.)

Über die Art, wie die Verknüpfung von Tier und Organ zustande kam, sind nur Vermutungen möglich. Man kann daran denken, daß das Volk in die Blutgerinnsel Lurche hineinsah und ihrer Herkunft nachgehend schließlich zur Gleichsetzung von Gebärmutter und Kröte gelangte. Ferner ist die bei den seltenen Aborten des ersten Monats ausgestoßene Decidua ein genauer Ausguß der Uterushöhle und hat der Regel nach zwei den Eingängen der Tuben entsprechende Fortsätze. Es ist indessen überhaupt nicht wahrscheinlich, daß das Anfangsglied der Entwickelungsreihe ein gelegentlich aus dem Organ ausgestoßenes Gebilde war. Angesichts des volkskundlichen Materials muß man vielmehr das Organ selbst heranziehen. Zunächst ist festzustellen, daß die wissenschaftliche Kenntnis der anatomischen Verhältnisse des menschlichen Uterus nicht älter ist als die Mitte des 16. Jahrhunderts. Bis in diese Zeit hinein herrschte das Lehrbuch „Anathomia" des Mundinus (1275—1326), welches die an Tieren gewonnenen Anschauungen des Arabismus wiedergibt. Vorher galten die Angaben des Galen für unfehlbar, der sie am gleichen Objekt erlangte; die richtigen Lehren des Soranus, der den menschlichen Uterus untersuchte und mit einem Schröpfkopf vergleicht, wurden nicht beachtet. Das Volk endlich konnte nur den tierischen Uterus kennen. Das Organ, welches volksmedizinisch mit dem Froschlurch in Verbindung gebracht wurde, war daher nicht das unpaare des Menschen, sondern das zweiteilige des Tieres (Blind 1902). Vermutlich kam auch in erster Linie nicht der doppelte Uterus der Hasen, Kaninchen usw. in Frage, sondern der zweihörnige der Raubtiere, Pferde, Schweine[11]), Rinder, Schafe, Ziegen, Hirsche, kurz der der größeren Jagd- und Haustiere. Er ist dadurch gekennzeichnet, daß die beiden Uteri von der Scheide aus eine Strecke weit vereinigt sind, um dann getrennt weiter zu verlaufen, bis sie unter wesentlicher Verminderung ihrer Durchmesser in die Eileiter übergehen, welche zu den als verdickte Anhänge erscheinenden Eierstöcken führen. Berücksichtigt man die Denkweise der Magie in ihrer ersten Periode, so geschah die Verknüpfung sehr wahrscheinlich nicht auf Grund dämonologischer Überlegungen, wie sie in der zweiten Periode der Magie so wichtig sind, sondern als Folge einer naiv gesehenen äußerlichen Ähnlichkeit, die so oft in der Volksmedizin maßgebend ist: der hellbraune Laich des Laubfrosches hilft gegen die gleichgefärbten und gleichgroßen Sommersprossen, die Kröte gilt wegen ihrer warzigen Haut als Heilmittel gegen Warzen usw. Derselbe Gedanke könnte von dem zweihörnigen Uterus des Tieres zu dem etwa für Küchenzwecke enthäuteten[12]) Frosche führen; Form und Gliederung des Tieres und des Organs ähneln einander hinreichend, und oft stimmt sogar die Größe überein; auch die Farbe ist nicht übermäßig verschieden, wenn man an das ausgeschnittene und entblutete Organ denkt.

Vielleicht erweist sich die versuchte Deutung als richtig, wenn einmal die heute noch in den Bibliotheken schlummernden magischen Manuskripte aus dem ersten nachchristlichen Jahrtausend veröffentlicht werden. Aber auch dann sind nicht alle Fragen gelöst, die mit der Votivkröte zusammenhängen. Es fehlen uns Untersuchungen, welche die Angaben der Volksmedizin mit den Ideen und Schulmeinungen einzelner Zeiten und Generationen in Parallele setzen und dadurch datieren. Auch der Ort der Verknüpfung ist noch unbekannt, und wir wissen nichts über etwaige Wanderungen des Gedankens oder des Objektes; die Gebärmutter gilt nicht nur in dem alten Griechenland und dem heutigen Süddeutschland als lebendes Wesen, bei den Letten kann sie den Körper verlassen und über Land wandern. Frosch und Kröte als italienische Amulette gegen den bösen Blick könnten mit der Hexenzeit zusammenhängen, aber der Huzule darf keinen Frosch töten, weil sonst die Mutter

[10]) Natos quidem in corpore bufones, hoc potius quam ranarum nomine dici puto, quod colore sint lurido: et verisimile est . . . ranas in corpore natas, et forma nonnihil, et colore präcipue, a ranis, quae in suis aquis nascuntur, differe, propter alienam nutrimenti et quo continentur loci naturam, aerisque et solis privationem: itaque ranas etiam intus natas bufones appellari. Interim tamen non negarim . . . veros inde bufones nasci. Non mirum autem posse eos ita inclusos vivere, cum alioqui etiam in cavis latere soleant.

[11]) Soranus berichtet: In Gallia vero sues resecto utero (sic!) melius pinguescere narrant.

[12]) In Süddeutschland ißt man heute die Schenkel, in einzelnen Teilen Italiens den ganzen Frosch, wie dies, nach alten Abbildungen zu urteilen, früher auch diesseits der Alpen üblich gewesen sein mag.

stirbt (Kaindl), aus Deutschland kennt man den Frosch als Kinderbringer (Thomas, 1900), und in Böhmen legt man der Henne einen toten Frosch in das Nest, damit sie fleißig Eier lege (Wuttke). Es sind noch mancherlei Fäden vorhanden, welche sich vielleicht an die Votivkröte anknüpfen lassen. Der Kreis möglicher Beziehungen erweitert sich ferner beträchtlich, nimmt man hinzu, daß die Volksmedizin auch Salamander und Eidechsen (lacertus) mit der Geschlechtssphäre in Verbindung bringt. Anderseits darf die Frage aufgeworfen werden, ob die Votivkröte eine direkte Nachbildung der Kröte ist oder unter dem Einfluß lokaler faunistischer Verhältnisse und ethnischer Vorstellungen aus einem anderen Votivgegenstande hervorging, wie dies Stieda und Höfler, ohne daß freilich bis jetzt die erforderlichen Glieder der Kette vorlägen, für die Schildkröte vermuten. Weitgehende Berücksichtigung verdienen endlich die Quellen unserer Kenntnisse, denn Plinius war in Deutschland, und die salernitanischen Überlieferungen beruhen z. B. auf den Schriften des Franzosen Platearius, des Numiders Caelius Aurelianus und des Constantinus Africanus, der aus Karthago gebürtig war und 39 Jahre lang in Kairo (Babylon) Medizin und andere Wissenschaften studierte. Salerno sah überhaupt Ärzte aller Länder an seiner Schule, und die Überlieferungen der Schule können daher nicht als rein italienische gelten. Es ist noch nicht abzusehen, wohin weitere Untersuchungen führen werden, aber schon heute verliert die Votivkröte ihren Charakter als isolierte und wunderbare Erscheinung; wir haben sie als Relikt aufzufassen und sehen eine lokale Frage der süddeutschen Volkskunde in das weite Gebiet der Länder verbindenden Völkerkunde ausmünden.

Literatur.

1314 Mundinus (Raimondo dei Luzzi), Anathomia.
1560 Gesner, Conrad, Icones animalium quadrupedum etc. Norimberg, Vol. V. Albertus Magnus, De secretis mulierum. Lugdun.
1567 Olaus Magnus, Historien der mitternächtigen Länder. Basel.
1586 Gesner, Conrad, Historia animalium, Frankf. Vol. II.
1717 Pomet, Peter, Der aufrichtige Materialist und Spezerey-Händler, Leipzig.
1806 Wunderbüchlein, oder Nachrichten von blauen Feuern, Irrwischen etc. Kempten.
1838 Graff, E. G., Althochdeutscher Sprachschatz, Berlin. Bd. IV.
1855 Panzer, Friedrich, Beiträge zur deutschen Mythologie. München, Bd. II.
1869 Wuttke, Der deutsche Volksglaube der Gegenwart. Berlin.
1891/95 Höfler, M., Votivgaben beim St. Leonhardskult in Oberbayern. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Bd. 9.
1892 Brissaud, Histoire des expressions populaires, Paris.
1893 v. Olfers, C. W. M., Pastoralmedizin. Freiburg i. B.
1899 Höfler, M., Deutsches Krankheitsnamenbuch, München. Jühling, Joh., Die Tiere in der deutschen Volksmedizin. Mittweida.
1900 Thomas, N. W., Animal superstitions and totemism. Folk-Lore. Vol. 11, S. 235.
1901 Stieda, L., Anatomisch archäologische Studien. II. Anatomisches über altitalische Weihegeschenke. Anatomische Hefte. Bd. 15/16. Wiesbaden.
1902 Blind, E., Gynäkologisch interessante „Ex voto“. Globus, Bd. 82. (Enthält ein eingehendes Literaturverzeichnis.)
1904 Andree, Richard, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde. Braunschweig.

Mischformen mexikanischer Gottheiten.

Von Eduard Seler. Steglitz-Berlin.

Das mexikanische Pantheon, sowie es in den Berichten der spanischen Historiker und in den in den ersten Jahrzehnten der Conquista entstandenen Aufzeichnungen indianischer Gewährsmänner uns entgegentritt, ist das Produkt einer langen Entwickelungsreihe von Vorstellungen und Gebräuchen, in der, neben direkten Übertragungen, Umformungen, veränderten Auffassungen, auch Verschmelzungen ursprünglich verschiedener Typen eine Rolle gespielt haben müssen. In der Zeit, wo der augurische Kalender, das sogenannte Tonalamatl, geschaffen wurde, scheint von den Priestern einer bestimmten Schule der ganze Komplex mythischer und religiöser Vorstellungen in eine Art System gebracht worden zu sein, wobei den einzelnen Gottheiten — die doch wohl nur zum Teil der Ausdruck elementarer Vorstellungen gewesen sein werden, in ihrer Mehrzahl, als Gottheiten bestimmter Landschaften, eine allgemeinere Bedeutung gehabt haben müssen — ein vergleichsweise beschränkter bestimmter Wirkungskreis zugewiesen wurde. Gegen diese Schematisierung muß sich aber bei den Verehrern einer besonderen Gottheit und bei Geistern, die zu einer tieferen Erfassung des Wesens der Dinge neigten, eine Reaktion geltend gemacht haben. Und so begegnen wir denn schon in den mythischen Berichten vielfach einer mit dem Schema nicht vereinbaren Häufung verschiedener Qualitäten in derselben Person. Und geradezu typisch wird diese Häufung in gewissen Bilderschriften, den Bodley-Codices und einzelnen Abschnitten der zu der Gruppe der Wiener Handschrift gehörigen Bilderschriften. Als ein weiteres Beispiel dieser Mischung will ich in dem Folgenden ein paar Stücke der altmexikanischen Sammlung des Königl. Museums für Völkerkunde zu Berlin beschreiben.

Abb. 1a, 1b zeigt die beiden Seiten eines Steinkopfes, der der alten Uhdeschen Sammlung angehört. Der Gott, der durch diesen Kopf dargestellt wird, trägt an dem Hinterkopfe die große gefaltete Nackenschleife (tlaquechpanyotl) der Berg-, Regen- und Wassergottheiten, hat aber zugleich auf dem Scheitel das Datum chicome acatl „Sieben Rohr“ ausgearbeitet (Vgl. Abb. 1d), das der siebente Tag des dritten, mit ce maçatl „eins Hirsch“ beginnenden Tonalamatl-Abschnittes ist und daher mit Wahrscheinlichkeit als einer der Namen des Gottes dieses Abschnittes, d. h. Tepeyollotlis, angesehen werden kann. Tepeyollotli war der Gott der Höhlen, des Erdinnern, des Westens, der Gegend, wo die Sonne in die Höhle eingeht, und wurde in Jaguargestalt gedacht, d. h. in der Gestalt des Tieres, das den Mexikanern als die Verkörperung des verschlingenden Dunkels galt. Er scheint gleichzeitig aber auch als eine Form der Gottheit des Planeten Venus betrachtet worden zu sein, nämlich als der Abendstern [1]). Wir finden in der Tat im Codex Bologna mit dem Namen chicome acatl „Sieben Rohr“ einen zweifarbigen (chictlapanqui) Tezcatlipoca bezeichnet, ganz gleich dem zweifarbigen (chictlapanqui) Tezcatlipoca, der an einer anderen Stelle derselben Handschrift und derselben Reihe Ce acatl „eins Rohr“, d. h. Morgenstern, genannt ist. Liegt nun in dieser Vereinigung des Tracht-

[1]) Vgl. meine Abhandlung „Über Steinkisten, Tepetlacalli, mit Opferdarstellungen und andere ähnliche Monumente“, Zeitschrift für Ethnologie 1904, S. 264, 265.



Abb. 1a und 1b. **Steinkopf eines mexikanischen Götterbildes. Mischform.**
Rechte und linke Seite. Uhdesche Sammlung.



Abb. 1c. **Steinbinde des Kopfes in Abb. 1a und 1b.**

begrenzt und zeigt auf seiner Fläche, groß und schön gezeichnet, das Bild der Hieroglyphe c h a l c h i u i t l „grüner Edelstein". Links ist der Kopfriemen oben nur von einer einfachen Linie begrenzt, und eine Ringscheibe ist ihm aufgesetzt, ähnlich der (in der Bilderschrift mit weißer Farbe gemalten) Scheibe, die den charakteristischen Stirnriemenbesatz der Gottheit des Planeten Venus bildet. Zwei kurze viereckige Stücke ragen über dieser Ringscheibe aufrecht in die Höhe. Die Krone, die über dem Stirnriemen sich erhebt, besteht auf der rechten Seite aus großen, breiten Zacken, über denen Federn sichtbar werden; auf der linken Seite aus einem Kranze kurzer, steifer Federn, über denen lange, schmale Federn eine höhere Krone bilden. Der Ohrpflock endlich hat auf der rechten Seite eine kreisrunde, auf der linken eine viereckige Gestalt. Als ungenaueres Gebilde hat in der Mitte des Stirnriemens ein Kopf (Affenkopf?) gesessen, der aber leider ziemlich zerstört ist und keine bestimmten

abzeichens der Berg-, Regen- und Wassergottheiten und des Datums, das den Namen **Tepeyollotlis** gibt, schon ein gewisser Widerspruch, so ist in der en face-Ansicht des Gesichts der Abb. 1 geradezu eine Zwiespältigkeit der Auffassung oder — was dasselbe ist — eine Vereinigung verschiedener göttlicher Qualitäten in derselben Person zur Anschauung gebracht. Die rechte Hälfte des Gesichts nämlich (Abb. 1a) ist von den Windungen einer Klapperschlange gebildet; die linke Hälfte (Abb. 1b) hat das Ansehen eines gewöhnlichen Menschengesichts. Nur aus dem Mundwinkel hängt hier, wie auf der rechten Seite, ein kurzer Hauzahn heraus. Wie das Gesicht, weist auch der Kopfschmuck in der einen Hälfte andere Elemente auf, als in der anderen. Rechts ist der Stirnriemen oben von einer spiral zusammengedrehten Schnur

Züge mehr erkennen läßt. Darüber erheben sich (Vgl. Abb. 1c) zwei lange gestielte Augen, ähnlich denen, die in den Himmelstreifen der Bilderschriften als Bilder von Sternen gezeichnet werden. Offenbar soll die rechte Seite eine regenspendende Gottheit oder den **Quetzalcouatl**, wie er in dem zwölften Buche Sahaguns beschrieben wird, dem Beschauer vor Augen führen, während die linke Seite vielleicht die Gottheit des Planeten Venus zu veranschaulichen bestimmt ist.

An diesen Stirnkopf der Uhdeschen Sammlung erinnert nun in sehr auffälliger Weise die Tonmaske, Abb. 2, die wir vor kurzem durch Dr. Wilhelm Bauer erhielten, und die aus San Sebastian bei Tezcoco stammt. Diese ist nämlich auch auf der einen, hier der linken, Seite des Gesichts von den Windungen einer Schlange gebildet, während die rechte Seite den weit offenen Mund,



Abb. 1d. **Zeichnung auf dem Scheitel des in Abb. 1a und 1b dargestellten Kopfes.**



Abb. 2. **Tonmaske Xipe Totecs.**
San Sebastian bei Tezcoco. Sammlung Dr. Bauer 140.

das schmale geschlitzte Auge, die unverkennbaren Züge Xipe Totecs, des „Geschundenen“, des Erdgottes, des Feldgeistes, aufweist, der hier für den Gott des Planeten Venus des Steinkopfes, Abb. 1, eintritt. Ich darf wohl daran erinnern, daß an bestimmten Stellen der Bilderschriften der Codex-Borgia-Gruppe der Gott Xipe Totec als Verkörperung oder Schutzgott der ersten der fünf Venusperioden und zugleich als Repräsentant des Westens erscheint.

Das, was die beiden Köpfe, Abb. 1 und 2, uns lehren, wird nun gleichsam vervollständigt und bestätigt durch die aus San Dieguito bei Tezcoco stammenden Tonbilder, Numerierung von 1 bis 3 in dieser Differenzierung erblicken. Alle drei Figuren sind endlich vor einer Strahlenscheibe, oder mit einer Strahlenscheibe auf dem Rücken dargestellt, die in Abb. 4 die deutlichen Elemente des Sonnenbildes aufweist. Abb. 5 aber verbindet mit den oben näher beschriebenen Trachtabzeichen Quetzalcouatls die Menschenhautmaske und das Menschenhautkleid (tlacaeuatl) des Gottes Xipe Totec, des „Geschundenen“, des Erdgottes, des Feldgeistes, scheint also in ihrer ganzen Erscheinung das zum Ausdrucke zu bringen, das in der Maske Abb. 2 die verschiedene Ausführung der beiden Gesichtshälften dem Beschauer vor



Abb. 3. Tonbild Quetzalcouatls.
San Dieguito bei Tezcoco.
IV Ca 25862.



Abb. 4. Tonbild Quetzalcouatls.
San Dieguito bei Tezcoco.
IV Ca 25863.



Abb. 5. Quetzalcouatl als Xipe.
Tonbild von San Dieguito bei Tezcoco.
IV Ca 25861.

Abb. 3 bis 5, die auch durch Vermittelung Dr. Wilhelm Bauers in das Königliche Museum für Völkerkunde gekommen sind. Sie zeigen alle drei eine Göttergestalt auf einer Tempelpyramide, und zwar Abb. 3 eine sitzende, Abb. 4 und 5 eine stehende Figur. Alle drei sind durch die kegelförmige Mütze (copilli), die in Schlangenwindungen gelegte Kopfbinde, das hakenförmig gekrümmte Ohrgehänge (epcololli) und den aus einem spiral gewundenen Schneckengehäuse geschliffenen Brustschmuck (ecailacatzcozcatl), — Abb. 3 und 4 außerdem durch die schnabelartig vorgezogenen Mundteile — als Abbilder Quetzalcouatls gekennzeichnet. Alle drei sind augenscheinlich als Pendants, als verwandte und zusammengehörige Figuren, zu betrachten, unterscheiden sich aber merkwürdigerweise durch das obere Ende des kegelförmigen Hutes, das in den Abb. 4 und 5 von einem, bzw. zwei Ringen umgeben ist. Man möchte fast eine Augen führte. An sich möchte man diese drei Abbildungen 3 bis 5, einfach als 1. Quetzalcouatl als Quetzalcouatl (oder als sitzender Gott, als Macuilxochitl); 2. Quetzalcouatl als Sonnengott (Tonatiuh); 3. Quetzalcouatl als Xipe Totec deuten. Man ist indes versucht, die Strahlenscheibe in allen drei Abbildungen als Sonnenscheibe aufzufassen. Und dann läge allerdings die Vermutung nahe, daß in diesen Bildern, und so wohl auch in den Köpfen Abb. 1 und 2, nicht eine willkürliche Häufung verschiedener göttlicher Qualitäten anzunehmen sei, sondern daß der seinem Wesen nach zwiespältige Gott hier dargestellt werden sollte, der Gott Xolotl, der der die Sonne zu den Toten hinab und aus der Unterwelt wieder emporführende Gott ist, von dem ich ein hervorragendes Abbild jüngst in den Verhandlungen des Stuttgarter Amerikanistenkongresses beschrieben habe.

Die Bewohner der Tobi-Insel.

(Deutsch-Westmikronesien.)

Von H. Seidel. Berlin.

Motto: „Beim Ordnen der ethnischen Tatsachen wird, statt dem dünngedrehten Hirnfaden einer Theorie zu folgen, die bunte Welt tatsächlicher Aussagen in Betracht zu nehmen sein."
A. Bastian.

Mit reißender Schnelligkeit verengern sich in unseren Tagen die Gebiete, wo noch ursprüngliches Volkstum dem Forscher lockend entgegentritt, wo er Waffen und Geräte frisch aus der Werkstatt des Erzeugers oder von Markt und Arbeit hinweg zu erstehen vermag. Handel und Kolonisation, Kriegsfahrten und wissenschaftliche Zwecke führen den Weißen zu allen Teilen der Ökumene, und durch seinen erdrückenden Einfluß geht das charakteristische Gepräge der Eingeborenen rasch verloren. Selbst in der Wasserwüste Ozeaniens ist heute kaum ein Eiland zu finden, das nicht europäische Gäste an seinem Gestade beherbergt hätte. Völlig unbetretenen Boden gibt es hier einzig in Melanesien, also in Neuguinea, auf den größeren Salomoinseln, im Bismarckarchipel und der übel beleumdeten Admiralitätsgruppe. In Polynesien ist die Zeit der primitiven Kultur längst dahin, „unwiederbringlich und für immer", wie Bastian klagt. In Mikronesien, das bis vor kurzem noch außerhalb des Weltverkehrs lag, hat sich zwar auf einsamen Korallenbauten manche Besonderheit in Lebensführung und Sitte erhalten; allein Dauer und ungestörter Bestand ist diesen Resten nirgend beschieden, und im häufigeren Kontakt mit der Zivilisation werden auch sie baldigst erlöschen. Szenen, wie sie Kubary vor nunmehr 20 Jahren bei Sonsol erblickte, und die ihn lebhaft an die Berichte der alten Entdeckungsreisenden mahnten, wird man jetzt höchstens auf den südlichen Gliedern dieser entlegenen Verbindungskette zwischen Palau und dem papuanischen Inselkoloß beobachten können.

In lockerer Reihe folgen sich hier auf gemeinsamer Bruchspalte mehrere winzige Eilande, deren eruptiver Kern dicht von Korallentierchen überkrustet ist. Unter $5^{1}/_{3}{}^{0}$ nördl. Br. treffen wir die Doppelinsel Sonsol-Fanna, zuerst gesichtet am Andreastage 1710 durch ein spanisches Missionsschiff, das in diesem Bereich vergeblich ostwärts zu den eigentlichen Karolinen strebte. Um 42 Seemeilen nach Süden liegt das waldbedeckte Bur oder Pul, in der Literatur auch Pulo Anna genannt, das wahrscheinlich 1761 seinen Entdeckungstag sah. Gerade 20 Jahre später wurde das nächste Zoophytengebilde erkundet, nämlich Merir unter 4° 19' nördl. Br., dessen Bewohner in Hautfarbe, Tätowierung, Tracht und Produktion mit denen der vorerwähnten Landkörper die größte Übereinstimmung verraten.

Abweichend davon zeigen sich auf Tobi oder dem vierten Gliede unserer Reihe durchweg Leute von hellerer Färbung, so daß die Insel dieserhalb eine gewisse Sonderstellung einnimmt. Dem Geographen ist sie außerdem wegen ihrer vielerlei Namen bekannt, deren Zahl auf Blatt 29 im „Amtlichen Kolonialatlas" plötzlich um einen weiteren, es ist der achte, bzw. neunte, vermehrt wurde. Dies bewog uns, der Sache genauer nachzuforschen und die einzelnen Namen auf ihre Berechtigung zu prüfen[1]. Zugleich haten wir die betreffenden Dienststellen um Auskunft, woher und aus welchen Gründen die Einführung des Neutitels beliebt sei. Darauf hat Bezirksamtmann Senfft eine Zuschrift an den „Globus" gerichtet, abgedruckt in Nr. 4, Seite 68, dieses Bandes, worin er erklärt, daß der bei den Eingeborenen übliche Name „Kodógubi" lautet. Er hat auf unsere Anregung hin nochmals zwei der angeworbenen Tobiten befragt und seine Angabe bestätigt erhalten. Die Aussprache der Insulaner ist aber sehr undeutlich, so daß Kubary deshalb auch „Kadogube" herausgehört haben kann. Unter den Weißen wird die Bezeichnung Tobi gebraucht, wohingegen die Westkarolinier „Kadogubi" sagen oder gar „Kadochubi", also ein leises „ch" einschieben.

Wenig ostsüdöstlich von Tobi dehnt sich das gefährliche Helenriff aus, hier der letzte Posten deutscher Kolonialherrschaft, da die folgende Insel, das für gewöhnlich noch den Karolinen zugerechnete Mapia oder St. David, politisch bereits den Niederländern gehört. Seitdem die hellere mikronesische Bevölkerung Mapias durch Papuas[2] verdrängt ist, besteht kein Grund, der uns hindern könnte, dies Atoll zu Neuguinea zu zählen. Holländisch sind des weiteren die in der südwestlichen Verlängerung unserer Kette liegenden Korallenbauten im Norden von Waigiu, d. h. die ebenfalls von Papuas besiedelten Gruppen Aiu und Asia oder Fan, so daß also dieserorts die politische Grenze mit der Volksgrenze zusammenfällt.

Die von allen Beobachtern erwähnte „dunkelbraune" Körperfarbe, selbst bei Frauen und Kindern, auf Sonsol, Pul und Merir ist jedenfalls auch auf papuanische[3]) oder, wie Kubary will, melanesische[4]) Blutsvermischung zurückzuführen. Tobi dagegen besitzt einen reineren Volkstypus von konform malaiischem Gepräge. Die Leute sind hell-kupferfarben, etwa den Manila-Spaniern vergleichbar, und längst nicht so dunkel wie die Palauer, an die sie sonst durch die breiten Gesichter mit den hervorstehenden Backenknochen und den platten Nasen merklich erinnern. Nach Kapitän Walsen[5]) ähneln sie fast den Samoanern, wenn sie auch nicht deren kräftigen Körperbau haben. Noch bestimmter drückte sich ein farbiger Polizeiunteroffizier aus, der in Begleitung des Bezirksamtmanns Senfft der feierlichen Besitzergreifung am 12. April 1901 beiwohnte. Er behauptete, daß die Tobiten genau so aussähen wie seine Landsleute auf Djilolo[6]).

Das Haar unserer Insulaner ist glatt und lang, oft bis zur Hüfte reichend[7]). Es wird nicht gefärbt, son-

[1]) Tobi in Westmikronesien, eine deutsche Insel mit acht Namen. Globus, Bd. 86 (1904), S. 13 bis 15.

[2]) Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans, Bd. II, S. 365 und Kubary, Notizen über einen Ausflug nach den westlichen Karolinen, veröffentlicht in den „Ethnographischen Beiträgen zur Kenntnis des Karolinenarchipels", Leiden 1895, S. 103.

[3]) Reise des Gouverneurs von Bennigsen nach den Karolinen und Palauinseln. Deutsches Kolonialblatt, Bd. 12 (1901), S. 449.

[4]) Kubary, a. a. O., S. 114.

[5]) Vgl. seinen Bericht über die Reise der Viermastbark „Paul Rickmers" in „Annalen der Hydrographie und marit. Meteorologie", Bd. 26 (1899), S. 210 u. 211.

[6]) Flaggenhissung auf der Insel Tobi und dem Helenriff, Deutsches Kolonialblatt, 1901, S. 559.

[7]) J. Pickering, On the Language and Inhabitants of Lord North's Island. Memoirs of the American Academy of Arts and Sciences. New Series, Vol. II, Cambridge 1846, p. 227. Gründet sich hauptsächlich auf die Angaben des auf Tobi gefangen gehaltenen Seemannes Horace Holden; das Nähere siehe Globus, Bd. 86, S. 14.

dern in seiner natürlichen Schwärze getragen, entweder lose herunterhängend oder in einen Knoten geschlungen. Auf seine Pflege verwendet man, abweichend von den nördlichen Eilanden, eine gewisse Sorgfalt. Man wäscht und reinigt es täglich und salbt es auch mit Kokosöl, wodurch es einen schönen Glanz erhält. Die übrigen Körperhaare einschließlich des Bartes beliebt man sorgsam auszuzupfen, ein Brauch, der gleich dem Tätowieren auf religiöse Anschauungen rückdeutet. Selbst die gefangenen Amerikaner mußten sich dieser schmerzhaften Operation unterziehen und von zehn zu zehn Tagen die Stoppeln aus dem Gesicht entfernen. Ob bei Todesfällen das Kopfhaar beschnitten wird, also ein Haaropfer stattfindet, ist nicht verbürgt.

Die Männer sind im Durchschnitt mittelgroß. Neben kleinen und schwächlichen Personen kommen auch solche von hoher, stattlicher Figur nicht selten vor. Der Ernährungszustand, den Walsen als minderwertig schildert, wird von Senfft bedeutend günstiger beurteilt. Dieser Unterschied kann ein zufälliger sein, oder er ist aus der abweichenden Anschauung des jeweiligen Beobachters zu erklären. Der deutsche Kapitän unter seinen vierschrötigen Seeleuten gewinnt den Eindruck, als habe er es „mit einer entarteten Rasse" zu tun, während der an die zarten Westmikronesier gewöhnte Senfft mit Freude von dem „großen und kräftigen Menschenschlage" schreibt, für dessen physische Gesundheit die „schön gewachsenen, anmutigen Frauen" und die „zahlreichen Kinder" ein beredtes Zeugnis gäben. Vergleicht man diesen etwas emporgeschraubten Lobspruch mit Kubarys Nachrichten über Sonsol, Merir und Mapia, so will es uns dünken, als habe Senfft die Tobiten in einem gar zu günstigen Lichte geschildert.

Denn die Nahrung der Leute ist in der Auswahl sehr beschränkt und oft geradezu dürftig. Wenn die Kokosnüsse, die jahraus, jahrein das wichtigste Lebensmittel darstellen, mißraten oder durch Stürme vernichtet werden, sieht sich männiglich den ärgsten Entbehrungen preisgegeben. Der Anbau eines Knollengewächses, wahrscheinlich einer Taroart, wovon Pickering nach Holden erzählt, wird neuerdings nicht mehr genannt. Die Ursache dieses Rückganges dürfte teils in der vernachlässigten Kultur, teils in der zunehmenden Versandung des Tümpels in der Inselmitte zu suchen sein. Früher betrieb man die Zucht jedenfalls mit regerem Eifer. „The vegetable or root somewhat resembling the yam was called „Koreï", ein Name, der vielleicht nach Palau verweist, wo unter den 18 von Kubary aufgezählten Varietäten [8]) die Sorten „Kokheál", „Kohil", „Kayek" und ähnliche vorkommen. „The Koreï", heißt es bei Pickering weiter [9]), „is raised in beds of mud, which are prepared by digging out the sand and filling the place with mould. This labour was performed wholly by the hands" und lag den amerikanischen Matrosen ob, die Tag für Tag, vom Morgen bis in die sinkende Nacht, im Schlamme stehen mußten. „Frequently this was done without their having a morsel of food till noon, and sometimes till night . . . If from exhaustion or any other cause the required task was not performed, the food was withheld altogether."

Bei dem Orkan im März 1833 ging nicht nur die gesamte Kokosernte verloren, sondern auch die Taropatsche wurde mit Sand gefüllt, zum Entsetzen der Eingeborenen, denen nun der Hunger entgegenstarrte. Das Unglück schrieben sie dem Zorne ihres Gottes zu, den sie sogleich durch allerlei Mittel zu versöhnen trachteten. Außerdem hielten sie die Gefangenen an, aus Korallsteinen einen Schutzdamm zu errichten, der die Kokospalmen vor weiterem Seeschaden behüten sollte. Auffallenderweise sind die Tobiinsulaner nur mittelmäßige Fischer. Zum Fange bedienen sie sich vorzugsweise der Angel. In Pickerings Vokabular steht zwar ein Wort für „Netz", leider ohne irgendwelche Erklärung. Allein man geht wohl nicht fehl, wenn man dabei an ein kleines Schöpfnetz denkt, etwa nach Art der auf Sonsol üblichen [10]).

Unter den wenigen Belegstücken, die das Berliner Museum für Völkerkunde aus Tobi aufzuweisen hat [11]), befindet sich ein Fischhaken, der ebenfalls sehr deutlich an die von Kubary geschilderte Sonsolsche Form erinnert. Der Schaft ist aus weißer Muschelschale gefertigt, der Haken aber hier wie dort aus Schildpatt und ohne Widerhaken. Mit unseren eisernen Angelhaken wußten sich die Tobiten früher nur schlecht zu behelfen. Sie pflegten diese nach Holdens Zeugnis mit Feuer dergestalt auszubiegen, daß sie die Beute nicht mehr hielten. Diese Veränderung geschah angeblich aus Furcht vor ihrem Gotte Yarris, der, wie sie äußerten, fremde oder abweichend gebildete Haken nicht dulde. Inzwischen haben sie jedoch dies Vorurteil verlernt; denn sie versuchen heute von jedem vorübersegelnden Schiffe außer Lebensmitteln und Kleidungsstücken hauptsächlich Eisengeräte, Messer und Draht zu erhandeln. Zur animalischen Kost der Insulaner gehören ferner die Seeschildkröten, die zuweilen erhascht werden, obschon sie sich einer Art geheiligten Ansehens erfreuen sollen. Ob dies auf ein zeitweiliges „Tabu" oder auf totemistische Anschauungen zurückzuführen ist, vermögen wir bei den unbestimmt gehaltenen Angaben Holdens nicht zu entscheiden, empfehlen daher die Frage dem Studium zukünftiger Forscher. Die Kinder müssen sich schon in früher Jugend an die Speisen der Erwachsenen gewöhnen.

Bei der einförmigen und nicht selten dürftigen Kost der Eingeborenen ist ihr Verlangen nach anderweitigen Nahrungsmitteln leicht zu verstehen. Von Kapitän Walsen wünschten sie unter anderem Biskuits, deren Vorzüge, besonders die Möglichkeit, sie längere Zeit aufzuheben, ihnen schon vertraut sein mußten. Mit geistigen Getränken scheinen sie zum Glück noch nicht verseucht zu sein. Dagegen haben sie den Tabak liebgewonnen, meiden aber das Betelkauen, das in ihren Gewohnheiten fehlen soll. Auch das Färben der Zähne gilt als unbekannt. Gleichwohl besitzen sie durchweg sehr gute, kräftige Gebisse.

Das Feuer verstehen sie durch Reiben zweier Hölzer zu erzeugen. Die Kochstelle liegt in den Hütten und wird selbst beim ärgsten Unwetter so gehütet, daß man, wenn auch hier oder da der Brand erlischt, bei den Nachbarn immer Ersatz erhält. Die Speisen werden durch Eindecken mit erhitzten Steinen gar gekocht.

Über den Häuserbau ist wenig Rühmenswertes zu sagen. Wie auf Sonsol, Pul und Merir begnügt man sich, die Wohnstätten flüchtig und mangelhaft aufzuführen. Sie haben niedrige Wände und einen ganz offenen Vordergiebel, an den sich rückwärts das aus Kokosblättern hergestellte zweiseitige Schrägdach lehnt. Außerdem entdeckte Senfft noch zahlreiche Schuppen, die den Kanus zum Schutz gegen Sonne, Wind und Regen dienen. Da es an Nutzholz gebricht, sehen sich die Eingeborenen für alle Arbeiten, zu denen die Kokospalme

[8]) Der Landbau der Pelauaner. „Ethnographische Beiträge", a. a. O., S. 161.

[9]) On the Language and Inhabitants, p. 229.

[10]) Kubary, Notizen über einen Ausflug, a. a. O., S. 96.

[11]) Sie wurden mir, da sie aus Raummangel eingepackt bleiben mußten, auf besondere Veranlassung des Herrn Prof. Dr. v. Luschan für diese Arbeit zugänglich gemacht. Ich bin daher Herrn Prof. v. Luschan aufs neue zu größtem Dank verpflichtet.

kein Material liefert, auf angetriebene Stämme verwiesen. Aus diesen fertigen sie zunächst ihre Kanus, die sie als Einbäume mit ihren zum Teil unzulänglichen Werkzeugen recht solide, wenn auch etwas plump herzurichten wissen. Daneben fabrizieren sie mancherlei Schalen und Kästen. Die ersteren sind elliptisch und mäßig gehöhlt mit je einem kurzen, zapfenartigen Fortsatz in der Längsachse. Die Kästen haben nach den Stücken der Berliner Sammlung sehr verschiedene Dimensionen; denn sie schwanken in der Länge von 25 bis 60 cm, bei 10, 25 und 30 cm Breite. Auf den Falzrand des tiefen, scharf ausgemeißelten Unterstücks paßt ein flacher, übergreifender Deckel, dessen Zapfenfortsätze mit denen des Kastens genau aufeinanderfallen. Dies ist notwendig, da beide durchbohrt werden, um die Trageschnur aufzunehmen, bei welcher Einrichtung nicht nur ein leichter Transport, sondern auch ein bequemes Öffnen und Schließen der Gefäße möglich ist. Der hohe Falzrand verhindert zudem das Durchnässen der aufbewahrten Sachen, so daß die Kästen bei jeder Seefahrt unbedingt zur Ausrüstung der Männer gehören. Aus den Schlagspuren, namentlich im Boden, ist zu erkennen, daß die Verfertiger bereits eiserne Werkzeuge benutzt haben, wenngleich, wie andere Stellen verraten, auch die stumpfere Muschelaxt noch zu Hilfe genommen ist. Zum Schaben, Schneiden und ähnlichen Tätigkeiten werden Messer angewendet, entweder erhandelte oder selbstfabrizierte; die letzteren sind allerdings recht primitiv teils aus angetriebenem Bambus, teils aus Eisenstückchen gearbeitet.

Die Flechtindustrie der Eingeborenen erstreckt sich vornehmlich auf Matten und Hüte. Zum Weben dient ein besonderes Webegerät, bestehend aus Gurt, Brettchen, Nadel und sonstigen Teilen, alle von geringem Maß, wie dies bei der Kleinheit der Zeugstücke nicht anders zu erwarten ist. Bei den Matten lassen sich zwei Sorten unterscheiden, nämlich erstens die harten, groben Schlafmatten, die ziemlich roh aus 1,5 bis 2 cm breiten Baststreifen zusammengeflochten sind, zweitens die feineren und halbsteifen Schurzmatten für die Frauen, „made of the leaves of a plant called by them Kurremung". Welcherlei Art dies Gewächs ist, muß vorläufig dahingestellt bleiben, weil der Name mit den von Kubary aus Sonsol erwähnten Bezeichnungen für Hibiscus, Banane und Pandanus sich gar nicht vergleichen läßt. Die mehr oder minder kräftige Färbung der Proben im Berliner Museum ist jedenfalls durch Gelbwurzpulver aus Curcuma longa erzielt, welches Produkt aber wohl nur im Wege des Handels nach Tobi gelangt. Die Matte reicht, wenn umgetan, von den Hüften bis fast zu den Knien, entspricht also ganz den auf Sonsol üblichen „Yeps", über die uns Kubary in Wort und Bild zur Genüge aufgeklärt hat[12]. Die Männer kennen als heimische Tracht lediglich den auf den übrigen Inseln gebräuchlichen schmalen Schamgürtel[13], der sich so um die Lenden schlingt, daß das eine Ende frei nach hinten herabhängt, während das andere zwischen den Beinen durchgezogen und vorn heraufgenommen wird. Außerdem tragen die Männer noch einen grob geflochtenen Basthut mit Kinnschnur, der in seiner Gestalt ungefähr an die papierenen Spitzhüte unserer Kinder beim Spiel erinnert.

Von Bedeutung sind ferner die aus Kokosfasern oder Bast gedrehten Leinen und Schnüre, die von den Insulanern in so ausgezeichneter Güte geliefert werden, daß, wie Kapitän Walsen schreibt, „ein europäischer Seiler damit Ehre einlegen könnte". Wir kennen Kokostaue von 6 bis 8 mm Durchmesser und darüber, die trotz des rauhen, widerstrebenden Materials ungemein gleichmäßig und fest sind und bezüglich der Technik alles Lob verdienen. Dasselbe gilt von den aus weicherem Bast, wahrscheinlich von Hibiscus, erzeugten dünnen Zwirnen, Angel- und Netzleinen, die in ihrer Art mit das Beste darstellen, was hierin ohne maschinelle Hilfe zu leisten ist.

Als Schmuckartikel sieht man Arm- und Halsbänder, die teils aus Schildpattringen, teils aus aufgereihten Kokosplättchen oder Muschelschalen bestehen. Daneben werden des öfteren große Schildpatthaken von altertümlicher Form als Halszierat verwendet, und zwar in der Regel zwei, die mit der Öffnung gegeneinander gekehrt sind. Auch runde Scheiben mit den strahlenförmig angehängten Stacheln des Seeigels gehören hierher. In das durchbohrte Ohrläppchen steckt man ein zusammengerolltes Blatt, zerrt aber die Öffnung nicht so unmäßig aus, wie es z. B. auf Truk und anderen Inseln geschieht. Die Kinder beiderlei Geschlechte gehen nackt, ebenso die Männer, wenn sie sich auf See befinden. In neuerer Zeit haben sie indes an unseren Gewändern Freude gewonnen und putzen sich gern damit aus. Das bemerkte schon Kapitän Walsen, und Bezirksamtmann Senfft konnte beobachten, daß „ein verhältnismäßig großer Teil der Tobileute mit Kleidungsstücken versehen war".

Über Religion und Sprache, die schwierigsten Kapitel bei einer Schilderung unserer Insulaner, wollen wir diesmal schweigen. Wir erinnern jedoch an das Tätowieren, das in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — und vielleicht noch jetzt — zweifellos eine religiöse Bedeutung hatte, also nicht bloß eine mehr oder minder gedankenlos angebrachte Körperzier war. Die Muster verweisen, wie in Sonsol[14] und den Nachbareilanden, auf einen engeren Zusammenhang mit den Karolinen. Die Prozedur wird wegen der nachfolgenden, oft sehr schmerzhaften Entzündungen immer nur teilweise und in gewissen Zeitabständen vorgenommen. Deshalb sind ältere Personen stets reicher tätowiert als jüngere. Da nach dem Glauben der Tobiten kein Untätowierter dem heiligen Tempelorte nahen durfte, ohne den Zorn der Gottheit zu erregen, so wollten sie auch die gefangenen Amerikaner kurzerhand tätowieren, und erst, als diese erklärten, lieber sterben zu wollen, standen ihre Herren von dem Vorhaben ab.

Ins religiöse Gebiet gehört ferner das „Tabu", womit hier, wie anderwärts, gewisse Plätze oder Dinge, die man der gewöhnlichen Benutzung entziehen will, belegt werden. Das Grüßen geschah früher ausschließlich durch Umarmung und Nasenreiben. Unser Handschütteln war den Eingeborenen trotz aller Mühe der Amerikaner nicht beizubringen. Mit den Jahren haben sie indes auch hierin Fortschritte gemacht, und selbst der Handkuß ist ihnen nicht mehr fremd. Wie weit sie Verwandtschaftsgrade kennen und berücksichtigen, ob Vater- oder Mutterrecht bei ihnen herrscht, und was der Fragen mehr sind, wird erst durch mühsame Detailforschung an Ort und Stelle aufzuklären sein. Vorläufig wissen wir höchstens so viel, daß Familiennamen in unserem Sinne nicht existieren; jede Person hat vielmehr ihren Sondernamen, deren Auswahl eine sehr beträchtliche zu sein scheint, da die Amerikaner niemals zwei Menschen desselben Namens getroffen haben wollen. Von einer Jugenderziehung ist kaum etwas zu merken. Alt und jung leben miteinander auf dem Fuß der Gleichberechtigung. Die Kinder empfangen höchstens einen Schlag, wenn sie zu gierig nach der Speise sind.

[12]) Ebenda, S. 92, mit Abbildung 4 auf Tafel XII (nicht XIII, wie im Texte fortgesetzt steht).

[13]) Senfft, Deutsches Kolonialblatt 1901, S. 559.

[14]) Die dortige Tätowierung hat Kubary, a. a. O., Taf. XI, sehr eingehend zur Anschauung gebracht.

Im Gegensatz zu Sonsol, wo man keine Waffen besitzt, sind auf Tobi von alters her Keulen und Speere im Gebrauch. Die letzteren erreichen eine Länge von 3 bis 5 m, sind von beträchtlicher Schwere und an den Spitzen mit Haifischzähnen bewehrt. Sie stellen also ein recht gefährliches Kampfmittel dar. Pfeil und Bogen fehlen indes. Wie die Eingeborenen in Besitz der Haifischzähne gelangen, läßt sich vorläufig nicht bestimmen, weil sämtliche Quellen darüber schweigen. Auf den nördlichen Inseln und noch mehr auf Palau wird der Haifang gern und viel betrieben.

Seit man unsere Tobiten näher kennt, werden auch ihre Kanus gelobt, die teils mit Paddelrudern, teils mittels breiter Mattensegel ihre Fortbewegung erfahren. Sie haben sämtlich einen Ausleger und sind oft von solchen Dimensionen, daß über 20 Mann darin Platz finden. Sie halten sich selbst bei hohem Seegang vortrefflich im Wasser, und da sie häufig weit draußen und außer Sicht des Landes angetroffen werden, so müssen die Insulaner unbedingt über nautische Kenntnisse verfügen und es verstehen, sich bei Nacht nach gewissen Sternen zu richten. Diese Vertrautheit mit dem Meere hat sie lange Zeit, ob mit Recht oder Unrecht, in den Ruf kecker Piraten gebracht, denen bei ihrer beträchtlichen Zahl selbst große Schiffe gern aus dem Wege gingen. Bezirksamtmann Senfft schätzt die Eingeborenen insgesamt auf 500 bis 600 Köpfe, und das ist keinesfalls zu hoch gegriffen, wenn man bedenkt, daß bis zu 10 und 13 Kanus mit nahezu 200 Insassen — nur Männer — vom Bord der Schiffe aus gezählt sind.

Ihren schlechten Leumund verdanken die Tobiten hauptsächlich der von uns an anderer Stelle[15]) erzählten Mißhandlung und Versklavung einiger nach ihrer Insel verschlagenen Amerikaner. Aber auch aus späterer Zeit wurden Klagen über sie laut. So berichtet z. B. der deutsche Kapitän Kraeft[16]) von der Bark „Karl" ein ziemlich unliebsames Begegnis, das er am 13. Dezember 1882 mit den Eingeborenen gehabt haben will. Drei Kanus mit 63 Mann banden sich an seiner Ruderkette fest und ließen sich mehrere Stunden mitschleppen, wahrscheinlich um die Dunkelheit abzuwarten, die ihnen zum Angriffe gelegener war. Da sprang plötzlich gegen Abend eine lebhafte Brise auf. Die Bark gewann mehr Fahrt; die Matrosen schnitten die Kanus los, und ehe sich's die ungebetenen Gäste versahen, glitt das Schiff aus ihrer Nähe.

Weit bedenklicher, d. h. für die Eingeborenen, gestaltete sich das Zusammentreffen mit der Bark „Auguste", Kapitän Jost[17]), am 15. Januar 1886. Kurz nach Mittag erschienen nicht weniger als neun große Kanus, von denen drei trotz alles Winkens, Rufens und Drohens sofort längsseit kamen, so daß sie mit Gewalt vertrieben werden mußten. Sie wichen erst, wie ein am Kampfe beteiligter Zeuge aussagte, als mehrere von ihnen durch Revolverschüsse getötet waren! Durch diese Vorgänge „gewarnt", hielt sich vier Jahre später der deutsche Segler „Kolumbus" fast außer Sichtweite der gefährlichen Insel. Gleichwohl machten sich zehn Kanus unter vollen Segeln zu einer hartnäckigen Verfolgung auf. Als man Tobi schon längst aus den Augen verloren hatte, kehrten die letzten nach der Heimat zurück. Bei Windstille oder zu leichter Brise wäre man, wie der Kapitän schreibt, wohl nicht so leichten Kaufes davongekommen, weil die Übermacht zu bedeutend war. Nichtsdestoweniger regt er die Frage an, ob es die Insulaner wirklich auf Seeraub abgesehen hätten, oder ob sie vielleicht nur aus Neugier und um des Tauschhandels willen dem Schiffe gefolgt wären. Er glaubt das letztere verneinen zu müssen[18]). Wenn man aber jüngere Nachrichten hinzunimmt, so scheint es doch, als seien die Tobiten manchmal zu hart beurteilt worden. Das geht für uns namentlich aus der hier schon mehrfach zitierten Mitteilung des Kapitäns Wulsen hervor.

Dieser, ein ebenso vorsichtiger wie menschenfreundlicher Mann, glaubte sich von vornherein zu Zweifeln berechtigt, daß die Insulaner noch heutigestages auf jener vielbenutzten Segelschiffroute feindliche Überfälle wagen sollten. Er war daher auf das Verhalten der Leute sehr gespannt, die sich bald — am 7. Februar 1898 — mit 13 Fahrzeugen und beinahe 200 Mann dicht beim Schiffe einfanden. Allein sie zeigten sich durchaus friedfertig und harmlos, trugen keine Waffen, sondern hatten allerlei Tauschgüter mitgebracht, darunter an 1000 Kokosnüsse und die oben beschriebenen Seilerprodukte. Als sie ihr Geschäft beendet hatten, steuerten die meisten nach Hause. Den übrigen gestattete der Kapitän einen Besuch der Bark. Sie benahmen sich dabei höchst ruhig und bescheiden, bewunderten alles wie Kinder und küßten ihm mit tiefster Unterwürfigkeit öfter Anzug und Hände. Als sie endlich an die Abfahrt dachten, hatten sich zwei junge Burschen im Schiff versteckt, um bei den Weißen zu bleiben. Ihre Landsleute holten sie indes hervor und beförderten sie unter einigen Ohrfeigen in die Kanus[19]).

Genau denselben günstigen Eindruck gewann Arno Senfft bei der deutschen Flaggenhissung. Schon auf weite Entfernung war ihm eine Menge größerer und kleinerer, dicht bemannter Fahrzeuge entgegengerudert, deren Insassen den Dampfer und seine Passagiere mit dem immer wiederholten Rufe: „Very good, captain, allright, captain", begrüßten. Im Hinblick auf die natürliche Kraft und Gesundheit dieser Insulaner hat der Bezirksamtmann daher nicht gezögert, einige der Leute mit nach Yap zu nehmen, um zu erproben, ob sie sich zu geregelter Arbeit, vor allem im Pflanzungsbetriebe, eignen. Ist das der Fall, so würde Tobi, wie Sonsol[20]), Pul und Merir einen Teil seiner Menschenfülle nach den westlichen Karolinen, besonders nach Yap, abzugeben vermögen. Man braucht dabei nicht bloß an Kontraktarbeiter zu denken, die nach Ablauf ihrer Verpflichtung nach Hause zurückkehren, sondern an wirkliche Kolonisten, deren Aufgabe es wäre, die Lücken zu füllen, die durch Krankheiten, sittliche Gebrechen und verkümmerte Widerstandskraft von Jahr zu Jahr in der Bevölkerung der größeren Inseln entstehen und die mangels eigenen hinreichenden Nachwuchses nicht geschlossen werden können. Bei der hervorragenden Wichtigkeit dieser Frage hätten wir jede Nachricht über den etwaigen Erfolg dieses Experiments mit Freuden begrüßt, können

[15]) Globus, Bd. 86, S. 14.

[16]) Annalen der Hydrographie, Bd. 13 (1885), S. 208.

[17]) Annalen usw. 1888, S. 391.

[18]) Ebenda 1891, S. 148. Wir halten es dagegen mit Kubary, der in bewegten Worten den Unverstand schildert, der bei den einem fremden Schiffe nachrudernden Kanus gleich an Menschenfresserei und Angriffe dachte. „Noch bedauernswürdigererweise empfing die Besatzung zuweilen die harmlosen Abenteurer mit einer plötzlichen scharfen Salve, welche unter den nichts ahnenden und viel hoffenden Bettlern des Ozeans Jammer und Schrecken verbreitete." Notizen über einen Ausflug, S. 81.

[19]) Vgl. Anmerkung 5.

[20]) Trotz Kubarys Bedenken (Notizen, S. 92, Anmerkung 1) gingen und gehen diese Eingeborenen schon seit längerer Zeit nach auswärts, in erster Linie nach Yap, wohin sie durch den bekannten Händler O'Keefe gebracht wurden. Vgl. dazu noch Christian, The Caroline Islands, London 1899, p. 301, 303 und 310. Auch jetzt sieht man sie häufig in der Fremde, wo sie als gute Arbeiter gern genommen werden. v. Bennigsens Reisebericht, Deutsches Kolonialblatt, 1901, S. 449.

aber zurzeit nur mitteilen, daß die Angeworbenen im Herbste vorigen Jahres noch auf Yap weilten. Bei einem günstigen Ausgange würde sich der Fortzug aus dem armen, häufig notleidenden Eiland wiederholen dürfen, und damit erhielte das bescheidene Koralleninselchen für uns sogleich ein erhöhtes, sehr praktisches Interesse, das diesen Versuch einer ausführlichen Schilderung der Bewohner auf freundliche Nachsicht rechnen ließe.

Helwân, ein Kurort in der Wüste.

Von Oswald Berkhan. Braunschweig.

Von den Höhen bei Kairo erblickt man im Süden, zu beiden Seiten des schmalen grünen Niltales, die endlose fahle Wüste, die sich am Horizont als ein gelbleuchtender Streifen entlang zieht. In diese Wüste führt von Alt-Kairo ab, zwischen Nil und dem arabischen Gebirge laufend, eine Bahn, mit welcher nach einstündiger Fahrt Helwân erreicht wird.

Erfahrung und Wissenschaft haben diesen Ort zu einem Kurort erhoben, und der Verkehr hat dazu beigetragen, ihn als solchen mehr und mehr bekannt werden zu lassen. Seine Heilkräfte sind begründet in der Eigenart der Wüste, sowie in dem dort befindlichen warmen Schwefelbade.

Der Boden der Wüste besteht aus einem fahlen Sandmeer, von Dünen und nackten Gebirgen durchzogen, welche größtenteils aus weißem, seltener rötlich gefärbtem, leicht verwitterndem Sand- und Kalkstein bestehen. Die Eigenart des Klimas ist bedingt durch eine anhaltende Besonnung, Mangel an Regen, trockenen Boden, hohe Temperatur und die außerordentlich reine Luft. In den Wintermonaten Dezember, Januar und Februar durchwehen die Wüste meist trockene Südwinde, die nicht unangenehm empfunden werden. In der Übergangszeit vom Winter zum Sommer tritt häufig, aber stets nur kurze Zeit anhaltend, ein wenig angenehmer Südwestwind auf, Chamsin genannt, welcher feinen Staub mit sich führt, ein Sinken der Temperatur im Gefolge hat und, zu einem Wirbelsturm ausartend, sich über das Mittelmeer nach Italien und weiter nach Norden erstrecken kann. In den Sommermonaten macht sich bei steigender Temperatur der Nordwind geltend, welcher, vom Mittelmeer kommend, weniger Trockenheit zeigt. Zu einer weiteren Eigentümlichkeit des Wüstenklimas gehört, daß die Temperatur während des Tages eine sehr hohe ist, in der Nacht dagegen ein starkes Sinken derselben stattfindet.

Als ich vor einigen Jahren einen Teil der nördlichen Wüste während der Wintermonate bereiste, fand ich morgens eine Temperatur, die durchschnittlich 7 bis 12° C, mittags 31 bis 37° und abends 16° betrug. Der höchste Stand des Thermometers mit 43° zeigte sich Anfang Februar.

Man sollte nun meinen — und diese Meinung ist vielfach verbreitet — daß ein Aufenthalt in der Wüste bei der starken Besonnung, der hohen Temperatur und dem Regenmangel erschlaffend auf den menschlichen Körper wirke; dem ist aber nicht so. Die außerordentliche Reinheit der Luft wirkt wohltuend, und die Winde werden nicht unangenehm empfunden, haben sogar etwas Erfrischendes. Zu weiterem Wohlbefinden trägt ferner die auffallende Erscheinung bei, daß der Schweiß fehlt. Die außerordentlich trockene Luft saugt sofort jede Feuchtigkeit der Haut auf, und nur bei starken körperlichen Anstrengungen schwitzen die unbedeckten Teile des Körpers, Gesicht, Nacken und Hände. So kommt es, daß trotz tagelangen Reitens und auch Marschierens in



Abb. 1. Helwân.

der Wüste keine Erschlaffung eintritt, daß im Gegenteil die Reinheit der Luft und das Trockenbleiben der Haut ein ungemeines Wohlgefühl und damit eine heitere Stimmung verursachen; ja noch mehr, daß noch wochenlang nach der Rückkehr in die Heimat sich ein außergewöhnliches Wohlbefinden geltend macht. Dies war nicht nur bei mir, sondern auch bei meinen beiden Begleitern der Fall.

Obiges gilt hauptsächlich von den Wintermonaten; ein Aufenthalt in der Wüste während der Sommermonate wirkt infolge der außerordentlich hohen Temperatur und heißen Winde auf Geist und Körper erschlaffend.

Gleiche Erfahrungen wie die zuvor angegebenen machte seinerzeit der Hallenser Arzt Dr. Reil, der sich im Winter 1857/58 fünf Monate in Kairo aufhielt und die wunderbare Wirkung des winterlichen ägyptischen Klimas beobachtete. 1859 schrieb er, „von Dankbarkeit erfüllt und um Brustkranke auf die Benutzung des mächtigen Heilmittels aufmerksam zu machen", ein kleines Werk: Ägypten als Winteraufenthalt für Kranke, Braunschweig 1859; und 1860 errichtete er nahe bei Kairo eine Pensions- und Heilanstalt für Brustkranke. Später, aufmerksam geworden auf ein südlich von Kairo mitten in der Wüste bei dem Orte Helwân gelegenes verfallenes Bad mit warmen Schwefelquellen, brachte dieser Arzt dasselbe 1871 mit Hilfe des Vizekönigs wieder in Aufnahme, so daß Helwân nun zu einem Winterkur- und Badeorte erhoben wurde.

Es fanden sich, wie Dr. Engel in einer 1903 erschienenen Schrift „Das Winterklima Ägyptens" mitteilt, „bei der Freilegung der Schwefelquellen, die fast völlig unter 4 m hohen Schutt- und Flugsandmassen verschüttet waren, gewaltige alte Fundamente, mit arabischen Ornamenten geziert, später etwas weiter ins Gebirge hinein Alabasterbrüche, Grabschachte mit Stücken von ägyptischen Sarkophagen, Talsperren, Ruinen von Wohnungen; auf dem Plateau, auf welchem Helwân liegt, ein reiches Lager von Silexwerkzeugen, Reste von Mauern aus gebrannten Ziegeln, Glasscherben, arabische Münzen".

Über der Hauptquelle wurde ein Badehaus errichtet, und entsprechend der zunehmenden Zahl der Besucher wurden im Laufe der Jahre Villen, Hotels und einfache Pensionshäuser gebaut; ein Sanatorium, fünf Minuten von Helwân gelegen, wurde im Januar 1904 eröffnet.

Helwân liegt mitten in der Wüste am Fuße der Ausläufer des Mokattamgebirges, 23 km nördlich von Kairo, 5 km vom Nil entfernt, 35 m über dem mittleren Wasserstande desselben und hat ungefähr 8000 Einwohner. Die Straßen sind breit gehalten, die Häuser weitläufig gebaut und damit allseitig dem Lichte und der Luft zugängig. Eine Leitung versorgt den Ort mit Wasser aus dem Nil, das filtriert getrunken wird. Es befinden sich in dem Orte zwei parkartige Gärten mit herrlicher Vegetation, außerdem eine Reihe kleinerer Gärten; sonst meidet man das Anpflanzen von Bäumen so viel als möglich, weil man glaubt, daß durch Feuchtigkeit Malaria auftreten könne, besonders aber, weil man den Wüstencharakter wegen seiner Vorzüge erhalten will. Die Schwefelquellen sind 28 bis 31° C warm. In einem weitläufig gebauten Badehause sind Einzelbäder und Schwimmbassins für Damen und Herren vorhanden, die Badeeinrichtungen nach europäischem Muster ausgeführt.



Abb. 2. **Badehaus in Helwân.**

Es läßt sich denken, daß ein längerer Aufenthalt in Helwân für Erholungsbedürftige und Kranke außergewöhnliche Vorteile zu bieten vermag. Der trockene, warme Boden, die höhere Temperatur bei einem Sonnenschein, welcher 8 bis 10 Stunden des Tages währt, die außerordentliche Reinheit der Luft — dies sind Mittel, welche die Nerven zu stärken, die Lungen zu erquicken und auf die Tätigkeit der Nieren vorteilhaft einzuwirken vermögen. Dazu kommt der Gebrauch der Schwefelbäder gegen rheumatische Beschwerden. Ich möchte diesem hinzufügen, daß erfahrungsgemäß manche langwierige, jeder Behandlung bis dahin trotzende Leiden durch Versetzen in völlig andersartige, dabei gesunde Verhältnisse gebessert und geheilt werden können und daher ein längerer Aufenthalt in der Wüste für solche Fälle besondere Beachtung verdient.

Es eignet sich zu einem Aufenthalte in Helwân am besten die Zeit von November bis Mai, denn im Sommer ist die Hitze zu groß und der Wind zu unangenehm.

Wer der Ruhe und Erholung bedarf, dem bietet Helwân das in der anmutenden Wüsteneinsamkeit in ausgedehntem Maße. Wer der Zerstreuung bedarf, kann, wenn sein Leiden es gestattet, Ausflüge ins Mokattam-

gebirge machen, dessen nächste Höhenzüge man in 15 Minuten erreichen kann, um von dort aus einen weiten Überblick über das Niltal mit den Pyramiden von Dashûr, Sakkâra und Gize zu genießen und allabendlich einen Sonnenuntergang von überwältigender Pracht; dann nach dem Nil, den Pyramiden von Gize, nach dem in einer Stunde mit der Bahn zu erreichenden Kairo mit seinem überreichen Museum. Freunde der Naturwissenschaft finden ihre Rechnung in dem Aufsuchen von wenn auch nur spärlich vorhandenen Insekten und Wüstenpflanzen, von Versteinerungen, diesen Zeugen eines früheren Meeresbodens. Anthropologen bietet sich ein Studium der verschiedensten fremden Völkertypen, sowie der im Museum von Kairo befindlichen Mumien und Statuen.

Eine weitere Unterhaltung gewähren Theater und Konzerte im Orte.

Als ich vor einigen Jahren Helwân besuchte, hielten sich dort gegen 300 Kranke auf, meist Engländer, Deutsche, Russen und Einwohner von Kairo; an Ärzten fand ich einen deutschen, einen schweizer und mehrere englische vor.

Für Deutsche vermittelt der österreichische Lloyd die Reise nach Alexandrien, von wo die Bahn über Kairo nach Helwân führt, diesem eigenartigen, der Beachtung werten Wüstenkurorte.

Proben einer früheren polynesischen Geheimsprache.

Von Karl von den Steinen. Charlottenburg.

Zur Erklärung der ungeheuren Anzahl der Idiome in Brasilien wird wohl erzählt, daß die Indianer, abends um das Feuer herumsitzend, sich gern damit vergnügt hätten, neue Wörter zu erfinden. Ein solcher Vorgang hat bei den Hapaa auf Nukuhiva, der Hauptinsel der nördlichen Marquesasgruppe, in größerem Maßstabe tatsächlich stattgefunden.

Als die Franzosen, vernahm ich von den Eingeborenen, um 1842 zahlreich nach dem Hafen Taiohae kamen, ärgerten sich die im Nachbartal seßhaften Hapaa, wenn sie sich zum Besuch einstellten, nicht wenig, daß sie die Sprache der Europäer nicht verstanden. So hätten sie sich spottend daheim ihrerseits auch eine neue, anderen Leuten unverständliche Sprache beschafft und diesen Spaß mit solcher Ausdauer betrieben, daß sie sich in besonderen Häusern gründlich einübten. Sie hätten sich schließlich zum Erstaunen ihrer Inselnachbarn in dem Kauderwelsch allgemein flott und flüssig unterhalten. Noch mehr! Wir haben hier einen Ursprung der Sprache, für den einmal wirklich der Erfinder nachgewiesen werden soll. Der Tuhuka oder Meister Tai-haa-metao, sagt die Überlieferung, lernte die Sprache, als er, Fischnetze strickend, dem Komako, dem schwatzenden und flötenden Waldvögelein, lauschte. Leider schmeckt der Name selbst nach mythischer Erfindung: „tai“ = „Volk, Geschlecht“, „haa-metao“ = „sinnen“, „denken“; Tuhuka Tai-haa-metao heißt also in freier Übersetzung „der Meister vom Stamm der Dichter und Denker“ mit klarer Beziehung auf das Grübeln der Hapaa beim Umgestalten der Wörter. Und er war der Schüler des Komako oder der niedlichen Tatare longirostris, des polynesischen Verwandten unserer Rohrsänger!

Die Geheimsprache der Hapaa hieß „eo uhitua“ oder „Sprache, die den Rücken, d. h. die Oberfläche verdeckt“. Fest steht, daß die Spielerei in großem Umfang getrieben wurde, und daß die Hapaa bei ihren Besuchen in Taiohae das künstliche Idiom häufig gebrauchten. Das östlich von Taiohae gelegene Tal liegt heute ausgestorben. Nur die „Vögelein singen im Walde“; der einsame Wanderer hört gelegentlich auch munteres Hahnenkrähen, möge aber nicht an ein nahes Gehöft denken. Auf drei versprengte Individuen war der mächtige Stamm, als ich 1897 nach den Marquesas kam, zurückgegangen; glücklicherweise konnte ich von einem älteren Mann noch eine Anzahl Beispiele der Geheimsprache in Erfahrung bringen. Er beherrschte seine Methode genau mit derselben Geschicklichkeit wie ein Junge bei uns, wo sie gerade unter den Altersgenossen geübt wird, seine „Erbeensprache“. Der Hauptwitz ist die Vertauschung der Konsonanten. In viersilbigen Wörtern pflegt sie sich auf das erste Silbenpaar zu beschränken: Nukuhiva = Kunuhiva. Immerhin erscheint das Experiment sehr kühn bei einer äußerst lautarmen Sprache, die überdies aus lauter Silben = Konsonant + Vokal zusammengesetzt ist, und die keinen konsonantischen Auslaut gestattet.

Kenner irgend eines polynesischen Idioms werden das folgende kleine Verzeichnis nicht ohne Ergötzen durchsehen.

	Richtig.	Umgestellt.	
1.	e aki	e kai	Himmel
	Dagegen		
2.	e kaikai	e akiaki	essen
3.	enana, enata[1])	nekaka	Mann
4.	e hae	e kahe	Haus
5.	e haha	e haka	Mund
6.	e hoe	e hoke	Ruder
7.	e ihu	e niku	Nase
8.	e katau	e hakatau	Anker
9.	koona	hokokua	Greis
10.	e niho	e hino	Zahn
11.	e one	e hone	Sand
12.	ouoho	nouoo	Haar
13.	peue-koio	epupehokio	Zahnkranz (Stirnschmuck)
14.	popoi	opiopi	Brodfruchtbrei
15.	taavaha	hatavaha	Diadem aus Hahnenfedern
16.	ukopo	nuopo	Kopf
17.	e vai	e avi	Wasser
18.	e vaka	e vake	Kanu
19.	vehine	hevine	Weib
20.	Hivaoa	Vihaoa	Insel Hivaoa
21.	Nukuhiva	Kunuhiva	Insel Nukuhiva
22.	Taiohae	Hatiohae	Hafen Taiohae
23.	hauhau	akuaku	zornig
24.	iti	kihi	klein
25.	meitai	emiati	gut
26.	nui	uni	groß
27.	poto	topo	kurz
28.	toitoi	otioti	richtig
29.	aoe	aoke	nein
30.	kaoha	hakoa	Sei gegrüßt!
31.	i tai	i yati	seewärts
32.	au	aku	ich
33.	oe, koe	oke	du
34.	ia	?	er
35.	matou	amotu	wir (exkl.)
36.	tatou	atotu	wir (inkl.)
37.	otou	otutu	ihr
38.	atou	atotu	sie

[1]) Nebenform auf der Insel Uapou „kenana“.

	Richtig.	Umgestellt.	
39.	e tahi	e hati	1
40.	e ua	e nua	2
41.	e ton	e hotu	3
42.	e ha	e hana	4
43.	e ima	e mia	5
44.	e ono	e hono	6
45.	e hitu	e nitu	7
46.	e vau	e havu	8
47.	e iva	e via	9
48.	e onohuu	e kohokuu	10
49.	tekau	ketau	20
50.	e au	e haku	400
51.	e mano	e hamo	4000
52.	ua ua te ua,	na kua te nua.	Es regnet.
53.	poiti, a tohuti oe ite vai!	hopiti, a botutioeiteavi!	Junge, lauf zum Bach!
54.	u puovo te mei i te avai ia ioto o te ahi.	hupovo te emi i te vakai ia itoo te hai.	Die Brotfrucht ist verbrannt, weil sie (zu lange) im Feuer gelassen ist.
55.	a pepeu te puta!	a hehepu te hupa!	Mach die Tür zu!

Friedr. S. Krauss hat in seiner Zeitschrift „Am Urquell" 1891 eine Umfrage über geheime Sprachweisen veröffentlicht. Eine ähnliche Umstellung der Laute, wie sie die Hapaa übten, findet sich dort bei einem indischen Gauklerstamm (S. 80), statt „dum" (Atem): „mudu", und besser bei Ziegenhirten der Herzegowina (S. 127), statt „dobro jutro" (guten Morgen): „brodo troju". Der Marquesaner, falls er überhaupt zwei Konsonanten hintereinander aussprechen könnte, würde sagen: „brodo trujo". Denn die Vokale, die bei dem Polynesier eine weit pietätvollere Behandlung als die Konsonanten erfahren, werden weder verändert noch verstellt. Verändert jedoch wird ausnahmsweise Nr. 18 „e vaka" zu „e vake", offenbar weil die normale Umwandlung zu „e kava" als dem Wort für „Pfefferwurzel" ein Mißverständnis herausforderte. Selbst in Nr. 13 „penekoio" bewahrt die konsonantisch unregelmäßige Veränderung „epupehokio" genau die sechs Vokale nach Art und Stellung! Ein gleiches zeigen die ganzen Sätze 52 bis 55.

Wo zwei Vokale zusammenstoßen, rücken die Konsonanten einen Vokal nach hinten: 17. vai—avi (dagegen 47. iva—via), 26. nui—uni, 28. toitoi—otioti, 25. meitai—emiati. Wo dagegen in zweisilbigen Wörtern jede Silbe aus Konsonant und Vokal besteht, und diese anlautenden Konsonanten verschieden sind, werden sie einfach untereinander vertauscht: 10. nibo—hino, 27. poto—topo.

Allein dem regelmäßigen Verhalten stehen außerordentliche Unregelmäßigkeiten gegenüber. Nicht nur treten k, h, n hinzu: 8. hae—kahe, 11. one—hone, 40. ua—nua (wobei eine Verwandtschaft zwischen k und dem auf Nukuhiva stark aspirierten h hervorzutreten scheint: 5. haha—haka, 23. hauhau—akuaku, 7. ihu—niku), es kommt auch ganz unverständlicher Wechsel und Ersatz von Konsonanten vor: 45. hitu—nitu, 51. mano—hamo, 55. puta—hupa, 24. iti—kihi.

Was mich am meisten interessierte, war die Frage, ob etwa eine Art alten Sprachgefühls in gewissen Fällen verlorene Konsonanten und somit frühere Formen wieder auftauchen lasse. 32. „au ich" — aku würde z. B. prächtig mit dem „aku" der Maori stimmen. In „ua 2" — nua könnte man bei der nahen Beziehung des dentalen n und r das frühere „rua" erblicken.

Allein in beiden Fällen hätte man alsdann gar keine Umstellung. Und bei näherem Zusehen findet man nur das Spiel der Klänge. Ein k oder h kann eintreten und gleichsam die konsonantenlose Silbe tragen, einerlei, ob zwischen den beiden Vokalen ein konsonantischer Ausfall spezifisch marquesanischer Entwickelung stattgefunden hat oder nicht. Höchstens mögen frühere Formen, die wirklich noch im gelegentlichen Gebrauch vorhanden sind, eine Einwirkung haben: so könnte 29. „aoe, nein" — „aoke" beeinflußt sein durch ein noch vorhandenes „akoe". Vgl. etwa auch noch zu 3. enana—nekaka die Uapouform kenana. Die Willkür zeigt sich bei dem vieldeutigen „ua" am schönsten. Marquesanisch „ua" oder polynesisch „rua", „zwei", heißt in der Geheimsprache 40. „nua". Ferner aber wird aus „ua ua te ua" „es regnet" (wörtlich „es regnet der Regen") in der Geheimsprache das unsinnige 52. „ua kua te nua"! Sprachlich ist bei den Scherzen der Hapaa wohl nur der Respekt vor den Vokalen und allenfalls das Verhältnis von h zu k beachtenswert.

Was ich bei anderen Marquesanern an Kenntnis der Geheimsprache noch vorfand, beschränkt sich auf zwei spaßhaft verdrehte Schimpfreden, deren richtige Urform unbekannt geworden war, und den Namen der Geheimsprache selbst:

56.	. . . tororo . . . (beliebte anthropophagische Verwünschung)	horlo putana to mane kanake toni	Schimpfworte (tororo Gehirn)
57.	. . . tororo . . .	kanika te hororo putana	„ „
58.	eo nhitua	eko uhikutua	die Geheimsprache.

Hätte ich also den letzten Hapaa nicht noch aufgesucht und ausgefragt, so wäre diese merkwürdige Spielerei unbekannt geblieben. Ich habe für Polynesien nur eine „Parallele" in Neuseeland entdecken können. R. Taylor, Te Ika a Maui, Ld. 1855, p. 175, berichtet: „Die Eingeborenen vergnügten sich damit, daß sie ihre Unterhaltung Fremden unverständlich machten, indem sie einen oder mehrere Buchstaben, je nach Verabredung, jedem Worte zufügen; deshalb können nur diejenigen, die im Einverständnis das Geheimnis kennen, verstehen, was gesagt wird, z. B. wenn sie anstatt 'kei te haere au ki reira' ('als ich nach dort ging') sagen würden: 'te-ke te-i te hae-te re-te a-te u-te ki-te re-te i-te ra'. Man nennt dies 'he kowetewete'." — Statt „kowetewete" muß, wie Taylor denn vielfach w statt wh setzt, „kowhetewhete" geschrieben werden. Williams übersetzt das Wort mit „flüstern, murmeln, schimpfen", Tregear fügt noch zu „Grimassen schneiden, Kauderwelsch und eine Art von Kindern im Spiel gebrauchter Geheimsprache". Man sieht, das neuseeländische Verfahren ist nicht das der Umstellung, es wird vielmehr zwischen den Silben stets ein Element, in dem angegebenen Beispiel ein „te" (was dem bestimmten Artikel entspricht), eingeschaltet.

Dennoch muß ich nach meinen sonstigen Untersuchungen glauben, daß den beiden Parallelen eine uralte Gemeinsamkeit zugrunde liegt, und daß das Geheimreden überhaupt keineswegs von Neuseeländern und Marquesanern unabhängig erfunden ist. Die Neuseeländer verabredeten bald diese, bald jene Einschaltung. Auch die Sprache der Hapaa war den Bewohnern anderer Täler, denen der Schlüssel fehlte, unverständlich — von den Weißen zu geschweigen. Es gibt noch andere Fälle ähnlicher Sprachkünsteleien und verabredeten Geheimredens, deren Erörterung mich hier zu weit führen würde. Ich stelle mir vor, die Spielerei hat gerade unter den Hapaa, bei dem ewigen Wechsel friedlicher und feindlicher Beziehungen zu den Nachbarn in Taiohae, einen wirklichen praktischen Wert besessen. Wir wissen,

daß diese beiden Stämme gelegentlich eine Anzahl von Tagen hochoffizielle Feste gemeinsam begingen, dabei aber ungeduldig den Zeitpunkt abwarteten, wo sie sich wieder aufs heftigste bekriegen konnten, und deshalb immer auf der Hut voreinander sein mußten. Da war es den Stammesgenossen nützlich genug, sich in einer Sprache verständigen zu können, die die „Oberfläche verdeckte".

Die Größe der Zwerge und der sogenannten Zwergvölker.

Von Emil Schmidt. Jena.

Es ist ein Merkmal jeder sich neu entwickelnden Wissenschaft, daß sich in ihr viele und oft gerade die allerwichtigsten Begriffe noch nicht geklärt haben. So leidet auch die Anthropologie vielfach an einem Mangel klarer Begriffsabgrenzungen; ist ja selbst über ihre Grundfragen, wie über das, was wir unter Anthropologie, unter Rasse, Typus usw. zu verstehen haben, durchaus keine Übereinstimmung vorhanden, und eine Menge von Unklarheiten, Mißverständnissen, Kontroversen entstehen daraus. Ein solcher unbestimmt abgegrenzter Begriff ist auch der der Zwerge und der der „Zwergvölker", und es erscheint angezeigt, eine bestimmte Definition dieser Begriffe anzustreben.

Der allgemeine Sprachgebrauch nennt solche Menschen Zwerge, deren Körpergröße unter dem Durchschnittsmaß der gleichen Altersstufe sehr beträchtlich zurückbleibt. Für die wissenschaftliche Betrachtung ist eine solche Begriffsbestimmung vollständig ungenügend: sie ist ganz verschwommen, die Durchschnittsgröße der Menschen, an denen der Zwergenwuchs gemessen werden soll, ist nach Geschlecht und Rasse sehr verschieden, und es wird nicht unterschieden zwischen reinem und pathologischem Zwergenwuchs, welch letzterer bei den Fragen, was wir anthropologisch unter Zwerg und „Zwergrasse" zu verstehen haben, streng ausgeschieden werden muß.

Eine Anzahl bestimmter, öfters schon vor der Geburt auftretender Erkrankungen wirkt hemmend auf das Wachstum des Körpers ein, indem sie die regelrechte Knochenausbildung an den Hauptwachstumsstellen der langen Extremitätenknochen und der Wirbelkörper behindern. So die sogenannte Chondrodystrophia foetalis hyperplastica (Johannessen), die wohl eine üppige Knorpelentwickelung an den Enden der langen Knochen hervorbringt, aber die Umwandlung der Knorpels in Knochen erschwert. Ebenso hemmend wirkt für die Knochenausbildung die bisweilen auch schon vor der Geburt auftretende Rachitis. Daß bei dieser Erkrankung die Knorpel an den Hauptwachstumsstellen übermäßig lange unverknöchert bleiben, ist schon früher durch die Sektion Rachitischer, in neuerer Zeit durch die Röntgenstrahlen-Untersuchung nachgewiesen worden. Bei Kretinismus finden ähnliche Wachstumstörungen statt, ebenso bei Myxödem, Mikrokephalie; daß durch rachitische oder osteomalacische Verbiegung der Knochen, durch Verschwärung (Caries) der Wirbelsäule und Buckelbildung (Kyphose) eine beträchtliche Verkürzung der Körperhöhe entstehen kann, ist bekannt.

Aber alle diese Erkrankungen sind zufällige Erscheinungen bei einzelnen Individuen und sind in der Anthropologie des normalen Menschen auszuschließen. Anders verhält es sich mit den Fällen des nicht auf Erkrankungen beruhenden Zwergenwuchses; die hierhin zu rechnenden Individuen unterscheiden sich von den krankhaften Zwergen durch die Regelmäßigkeit ihrer Proportionen. Die pathologischen Zwerge weichen in dem Größenverhältnis der einzelnen Körperteile (Kopf, Rumpf, Extremitäten) von den normalen Proportionen ab, die anderen weisen bei aller Kleinheit doch Verhältniszahlen ihrer Körperabschnitte auf, die nicht über die Proportionsgrenzen des normalen Menschen hinausfallen. Eine ganze Anzahl solcher sicher konstatierter Fälle liegt in der Literatur vor. Von derartigen echten Zwergen wurden unter anderem wissenschaftlich untersucht und in der Pariser anthropologischen Gesellschat gezeigt: Der fünfzehnjährige, 99 cm große Delphin Sirvaux, dann „le plus petit conscrit de France", der mit 23 Jahren 99,7 cm, mit $24\frac{1}{2}$ Jahren 103 cm große Tuaillon, die sogenannte Princesse Pauline (Pauline Musters), die mit 7 Jahren 59 cm groß war, ferner Mademoiselle Agnèse Sztyahély, die mit 45 Jahren nur 99 cm maß, Mademoiselle Blanche B., 23 Jahre alt und 124 cm hoch usw. Sie alle waren très bien proportionnés, und es bestand „rien de difformités", insbesondere keine Spur von Rachitis. Zu derselben Kategorie gehörte der von Isidor Geoffroy St. Hilaire beobachtete Zwerg Mathias Galin, der von H. Ranke untersuchte General Mite (Frank J. Flynn, mit 16 Jahren 82,4 cm groß) und seine 12jährige, 72 cm große Schwester (beide gehörten zu den kleinsten und wohlgebildetsten Wesen ihrer Art), der Leibzwerg König Stanislaus', dessen ganz normale Proportionen und keine Spur von Rachitis aufweisendes Skelett im Musée d'histoire naturelle in Paris aufbewahrt wird, der von Hansemann beschriebene Fall und viele andere.

Es gibt also, nach Ausscheidung der krankhaft Kleinen, entschieden Zwerge im anthropologischen Sinne. Die Frage ist, wo die Grenzen zwischen diesem Zwergenwuchs und dem bloßen Kleinwuchs zu ziehen sind. Bertillon nahm, indem er von der durchschnittlichen Körperhöhe der Franzosen ausging, als untere Grenze des Kleinwuchses 140 cm an, und er unterschied die folgenden Größenstufen: 183 cm und darüber Riesenwuchs, 183 bis 175 sehr Große, 175 bis 169 Große, 169 bis 165 Übermittelgroße, 165 bis 161 Mittelgroße, 161 bis 156 Untermittelgroße, 156 bis 140 Kleine, unter 140 cm Zwerge. Da die binomische Kurve der Häufigkeit der einzelnen Größenzahlen symmetrisch verläuft, müssen wir den einzelnen Gruppen gleichen Niveaus auf der rechten und linken Seite der Kurve einen gleichen Raum gewähren, und es würde sonach für eine Bevölkerung von durchschnittlich 165 cm Körpergröße die folgende Größeneinteilung zu empfehlen sein: Zwergenwuchs unter 130 cm, sehr Kleine 130 bis 149, Kleine 150 bis 159, Untermittelgroße 160 bis 163, Mittelgroße 164 bis 166, Übermittelgroße 167 bis 169, Große 170 bis 179, sehr Große 180 bis 199, Riesenwuchs 200 und darüber.

Eine solche Einteilung der Größenstufen würde aber nur für die männliche Bevölkerung (von 165 cm durchschnittlicher Größe) eines Landes oder Stammes zutreffen, dagegen nicht für den weiblichen Teil derselben. Nach Topinard, der die eingehendsten Untersuchungen über das Größenverhältnis beider Geschlechter bei den verschiedensten Rassen angestellt hat, beträgt die Größe des weiblichen Geschlechts im allgemeinen etwa 93 Proz. derjenigen der entsprechenden männlichen Bevölkerung, also 7 Proz. weniger als diese. Daß dies Verhältnis auch für die kleinsten, sogenannten Zwergrassen zutrifft, zeigen die ersten größeren Reihen von Messungen, die an beiden Geschlechtern solcher Stämme angestellt worden

sind. Bei der angenommenen Bevölkerung (durchschnittliche Größe des männlichen Teiles derselben 165 cm) müßte daher die Abgrenzung der einzelnen Größenstufen für das weibliche Geschlecht um 7 Proz. herabgesetzt werden, und sie würden sich dann bei einer Durchschnittsgröße von 154 cm so gestalten: Zwergenwuchs 121 cm und weniger, sehr Kleine 122 bis 139, Kleine 140 bis 148, Untermittelgroße 149 bis 152, Mittelgroße 153 bis 155, Übermittelgroße 156 bis 158, Große 159 bis 167, sehr Große 168 bis 186, Riesenwüchsige 187 cm und darüber.

Mit der Durchschnittsgröße der männlichen und weiblichen Bevölkerung eines Landes muß sich natürlich auch die Abgrenzung der einzelnen Größenstufen modifizieren. Ein Individuum von 166 cm Höhe würde unter Buschmännern schon für sehr groß gehalten werden, während es die 175 cm großen Irokesen zu den entschieden Kleinen rechnen würden. Für die einzelnen Durchschnittsgrößen der Bevölkerung eines Landes oder einer Rasse würde daher folgendes Schema aufzustellen sein:

Die Größenstufen bei Bevölkerungen verschiedener Durchschnittsgrößen.

Durchschnittsgröße einer Bevölkerung in Centimetern	Zwerge	Sehr Kleine	Kleine	Untermittelgroße	Mittelgroße	Übermittelgroße	Große	Sehr Große	Riesenwüchsige
144	unter und bis 113	114—130	131—139	140—142	143—145	146—147	148—156	157—174	175 und mehr
150	„ „ „ 118	119—135	136—144	145—148	149—150	151—154	155—163	164—180	181 „ „
151	„ „ „ 119	120—136	137—145	146—149	150—152	153—155	156—164	165—181	182 „ „
152	„ „ „ 120	121—137	138—146	147—150	151—153	154—156	157—165	166—183	184 „ „
153	„ „ „ 121	122—138	139—147	148—151	152—154	155—157	158—166	167—184	185 „ „
154	„ „ „ 121	122—139	140—148	149—152	153—155	156—158	159—167	168—186	187 „ „
155	„ „ „ 122	123—140	141—149	150—153	154—156	157—159	160—168	169—187	188 „ „
156	„ „ „ 123	124—141	142—150	151—154	155—157	158—160	161—169	170—188	189 „ „
157	„ „ „ 124	125—142	143—151	152—155	156—158	159—161	162—170	171—189	190 „ „
158	„ „ „ 125	126—143	144—152	153—156	157—159	160—162	163—171	172—191	192 „ „
159	„ „ „ 125	126—144	145—153	154—157	158—160	161—163	164—172	173—192	193 „ „
160	„ „ „ 126	127—144	145—154	155—158	159—161	162—164	165—173	174—193	194 „ „
161	„ „ „ 127	128—145	146—155	156—159	160—162	163—165	166—175	176—194	195 „ „
162	„ „ „ 128	129—146	147—156	157—160	161—163	164—166	167—176	177—195	196 „ „
163	„ „ „ 128	129—147	148—157	158—161	162—164	165—167	168—177	178—197	198 „ „
164	„ „ „ 129	130—148	149—158	159—162	163—165	166—168	169—178	179—198	199 „ „
165	„ „ „ 130	131—149	150—159	160—163	164—166	167—169	170—179	180—199	200 „ „
166	„ „ „ 131	132—150	151—160	161—164	165—167	168—170	171—180	181—200	201 „ „
167	„ „ „ 132	133—151	152—161	162—165	166—168	169—171	172—181	182—201	202 „ „
168	„ „ „ 132	133—152	153—162	163—166	167—169	170—172	173—182	183—203	204 „ „
169	„ „ „ 133	134—153	154—163	164—167	168—170	171—173	174—183	184—204	205 „ „
170	„ „ „ 134	135—154	155—164	165—168	169—171	172—174	175—184	185—205	206 „ „
171	„ „ „ 135	136—154	155—165	166—169	170—172	173—175	176—186	187—206	207 „ „
172	„ „ „ 135	136—155	156—166	167—170	171—173	174—176	177—187	188—207	208 „ „
173	„ „ „ 136	137—156	157—167	168—171	172—174	175—177	178—188	189—209	210 „ „
174	„ „ „ 137	138—157	158—168	169—172	173—175	176—177	178—189	190—210	211 „ „
175	„ „ „ 138	139—158	159—169	170—173	174—175	176—178	179—190	191—211	212 „ „

Wir haben bisher nur vom Einzelzwerg und seiner Abgrenzung gegen die übrigen Größenstufen einer Bevölkerung gesprochen. Etwas anderes ist es, wenn es sich um die sogenannten Zwergrassen handelt: dort sind es Einzelindividuen, hier die Masse ganzer Bevölkerungen. Die Vorstellung, als ob die Mitglieder einer solchen „Zwergrasse" sämtlich Zwerge im Sinne des individuellen Zwergenwuchses seien, kann nur zu irrigen Meinungen und falschen Schlüssen führen. Es ist ganz klar, daß sich die individuelle Variation innerhalb einer Bevölkerung in viel weiteren Grenzen bewegen muß als die des Durchschnittsmaßes der verschiedenen Rassen oder Rassenglieder der Erde. Dementsprechend müssen die Grenzen der Größenstufen dieser letzteren ganz anders gezogen werden als bei der Abgrenzung des individuellen Zwergenwuchses innerhalb einer bestimmten Bevölkerung. Um Unklarheiten und Irrtümer zu vermeiden, wäre es sehr wünschenswert, wenn die Bezeichnung „Zwergrasse" oder Rassenzwerge bei uns ganz aufgegeben und dafür der uralte und von den Franzosen und Engländern allgemein angenommene Name „Pygmäen" für die in Frage kommenden Völkerstämme allein gebraucht würde. Homer ist es, der zuerst von solchen Pygmäen in Afrika spricht (Ilias III, V. 1 bis 7):

> Aber nachdem sich geordnet ein jegliches Volk nach den Führern,
> Zogen die Troer in Lärm und Geschrei her, gleichwie die Vögel:
> So wie Geschrei hertönt von Kranichen unter dem Himmel,
> Welche, nachdem sie dem Winter entflohn und unendlichem Regen,
> Laut mit Geschrei fortziehn an Okeanos' strömende Fluten,
> Kleiner Pygmäen Geschlecht mit Mord und Verderben bedrohend
> Und aus dämmernder Luft annahend zu böser Befehdung.

Pygmäen, „Fäustlinge", nennt Homer diese kleinen Menschen nach dem Maß der πυγμή, das heißt der Entfernung vom Ellbogen bis zu den Knöcheln der geschlossenen Faust, etwas mehr als $^1/_3$ m. Die tatsächliche Existenz dieser Pygmäen wird uns nicht nur von zuverlässigen Schriftstellern des Altertums, wie Herodot und Aristoteles, bestätigt (Plinius und Pomponius Mela schöpfen nur aus diesen früheren Schriftstellern), sondern wir finden auch auf antiken Denkmälern direkte Darstellungen dieser kleinen Menschen (steatopyge Zwerge auf der Basis der schönen Darstellung des Nils im Vatikan), ja, wie Mariette angibt, soll sogar unter der Darstellung solcher Pygmäen auf einem Denkmal des alten Reiches, also schon lange vor Homer, die Bezeichnung „Akka" sich befinden, derselbe Name, der noch heute einzelnen Pygmäenstämmen im Quellgebiet des Nils von ihren Nachbarn beigelegt wird. Mit dem Verfall des römischen Reiches blieb Innerafrika mehr als anderthalb Jahrtausende für die europäische Welt verschlossen

und die Pygmäen waren vergessen, bis zuerst der Engländer Battel 1625 acht Tagereisen von der Kongomündung auf einen Stamm stieß, dessen Mitglieder nicht die Größe eines zwölfjährigen Kindes überschritten. Auch Dapper (1680) gibt die inneren Teile von Loango als den Sitz eines klein gewachsenen Menschenstammes an. Lange blieben diese Angaben die einzigen neueren Bemerkungen über afrikanische Zwerge; erst mit der raschen Erschließung des dunkeln Kontinents im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts folgten rasch aufeinander die Entdeckungen immer neuer Pygmäenvölkchen. Zuerst wurde ein solcher kleiner Stamm (die Obongo) von du Chaillu (1865) am Gabun aufgefunden, aber seine karikierten Abbildungen und seine Darstellungsweise verschafften ihm den Ruf eines nicht immer ganz zuverlässigen Beobachters. Erst Schweinfurth gewann (1870) den Ruhm, die echten Pygmäen Homers in derselben Gegend, in die sie der Dichter der Ilias versetzt, aufgefunden zu haben: er traf unter 3° nördl. Br. und 25° östl. L. am Hof des Mangbattukönigs Munsa mehrere hundert dieser kleinen Menschen, die Akka. In rascher Folge kamen von da an immer neue Beobachtungen über diese kleinen Stämme Innerafrikas: von Wolf, Wissmann, François, Pogge, Reichard, Stanley u. a. sind sie im Kongobecken, von Miani, Gessi, Casati, Felkin, Long, Emin, Stuhlmann, Baumann usw. im Gebiet der großen Seen, von Serpa Pinto am Kuando (Sambesigebiet), von Crampel und Lenz am Ogowe, von Falkenstein in Loango, von Kund und Glisczinski im Hinterlande der Kamerunküste nachgewiesen worden. So reicht ihr Gebiet im Nordwesten bis 5° nördl. Br. (Boyáeli), im Westen (französischer Kongo) bis 11° östl. L. (Obongo), im Süden bis 17° südl. Br. (Mucassequére), im Osten bis 32° östl. Länge (Wa-Berikimo). Unter sehr verschiedenen Namen: Afisi, Akka, Bake-Bake, Babongo, Batua, Bayaga, Boyáeli, Eve, Moriu, Mucassequêre, Obongo, Tiki-Tiki, Wasärä, Wambútti, Zuáta-Tschitto usw., gehören sie doch immer derselben Rasse an, ausgezeichnet durch ihre mit hinter der Durchschnittsgröße fast aller übrigen Menschenrassen zurückbleibende Kleinheit. Alle Beobachter stimmen darin überein, leider aber ist es noch immer nicht möglich, ihre Durchschnittsgröße in exakter Zahl auszudrücken. Die Schwierigkeiten des Reisens in diesen unzugänglichsten Gegenden Afrikas, die furchtsame Scheu der Eingeborenen („so scheu sind sie, daß die geringste Berührung mit Fremden sie vertreibt," Stuhlmann) lassen nur selten eine Gelegenheit zu, einen einzelnen dieser Pygmäen einer genaueren anthropologischen Untersuchung zu unterwerfen. Dazu kommen so leicht Täuschungen über das Alter und Verwechslungen scheinbar kleiner Ausgewachsener mit Kindern anderer Stämme[1]). Unwillkürlich kommt wohl auch bei manchem Forscher die Neigung zum Vorschein, bei einem klein gewachsenen Volke die Kleinsten, wie bei einem groß gewachsenen die Größten als charakteristischste Vertreter der Größe des ganzen Stammes herauszugreifen.

Im ganzen beruhen die spärlichen zahlenmäßigen Angaben über die Größe dieser mittelafrikanischen Pygmäen meist auf Messungen einzelner Individuen oder auch nur auf Schätzungen. Wir erhalten Größenziffern von 121,4 cm, ♀ (Glisczinski), 121,6 cm (Chaillé-Long), „höchstens 130 cm" (Avanchers), 131 cm (Vassion), 136 cm (Emin, Stuhlmann), 136 cm, 1 ♀ (Marno), 136,5 cm (Falkenstein), 139 bis 144 cm (Fleuriot), nicht über 150 cm (Schweinfurth), 155 cm, 1 ♂ (Emin, Stuhlmann). Die zuverlässigsten und wertvollsten, weil an einer größeren Reihe von Individuen angestellten Messungen sind die von L. Wolf; leider sind bei seinen Angaben die Größen beider Geschlechter nicht auseinandergehalten. Er fand unter 98 gemessenen Bewohnern eines Dorfes 65 mal die Körperhöhe von 140 bis 145 cm; in einem anderen Dorfe waren die häufigsten Größenziffern zwischen 130 und 135 cm, aber hier wurde nur eine geringere Zahl von Individualaufnahmen gemacht. Er selbst hält die ersten Zahlenwerte für wahrscheinlich richtiger, weil sie bei einer größeren Zahl von Menschen gefunden wurden und dann auch mit seinen durch Beobachtungen und Vergleich angestellten Schätzungen besser übereinstimmen. „Sind wir erst in der Lage, zahlreiche und genaue Messungen verwerten zu können, so wird das Durchschnittsmaß der Batua nicht viel geringer sein als das der Buschmänner (144 cm)." Nimmt man als Durchschnittsmaß der beiden Geschlechter die Mitte zwischen beiden von Wolf gegebenen Zahlenwerten (140 und 145 cm) an und setzt man auch hier das Größenverhältnis der Weiber zu den Männern gleich 93 : 100, so würde sich daraus als durchschnittliche Größe der Weiber 136,5 cm, als solche der Männer 147,5 cm herausstellen.

Viel länger bekannt als die bisher besprochenen mittelafrikanischen Pygmäen sind die ebenfalls sehr kleinwüchsigen Buschmänner Südafrikas. Die Holländer trafen sie, als sie, die Portugiesen auf den Tod bekämpfend, unter van Riebeck 1652 am Kap eine Kolonie gründeten, schon im äußersten Süden des Kontinents an, und es ist guter Grund vorhanden zu der Annahme, daß damals ihre nördliche Grenze weiter als heute nach Mittelafrika hinein in das Gebiet der heutigen zentralafrikanischen Pygmäen sich erstreckte. Sind sie doch jetzt, von allen Seiten her befeindet und zurückgedrängt, gar nicht weit entfernt von den südlichsten der Akka-Batuavölker, den am Kuando wohnenden Mucassequére. In unserer Zeit bezeichnen der 20. Grad (wenige Tagemärsche nördlich vom Ngami-See) und der 30. Grad südl. Br. die ungefähren Grenzen ihrer Verbreitung nach Norden und Süden.

Obschon die Europäer seit mehreren Jahrhunderten in Fühlung mit dieser dem Untergang geweihten Rasse sind, besitzen wir doch noch weniger genaue und wissenschaftlich zu verwertende Angaben über ihre Körpergröße als bei ihren nördlichen Verwandten. Die frühesten Mitteilungen über diesen Punkt verdanken wir Barrow, der für die männlichen Buschmänner eine Durchschnittsgröße von 137, für die weiblichen eine solche von 122 cm angibt (die Weiber um 10 Proz. kleiner als die Männer). Die späteren Größenangaben betreffen immer nur einzelne oder doch nur Gruppen von wenigen Individuen. Lichtenstein maß zwei Weiber von durchschnittlich 122 cm Höhe, die von Cuvier untersuchten zwei weiblichen Leichen hatten eine mittlere Größe von 142,2 cm, das von Flower beschriebene Skelett entsprach einer Lebendgröße von 130 cm. C. Martin gibt 139,5, Burchell 137,1 als die Größe einzelner Individuen an. Von den durch Farini nach

[1]) Ein Beispiel, wie leicht auch sehr gewissenhafte Beobachter getäuscht werden können, geben die beiden Akka Mianis ab: sie waren diesem Reisenden vom König Munsa geschenkt worden und kamen nach seinem Tode als Vermächtnis zunächst in den Besitz der geographischen Gesellschaft in Rom und dann in das Haus des Grafen Miniscalchi-Erizzo in Verona. Schweinfurth, der sie noch in Kairo und später in Verona traf, trat entschieden für ihre Identität mit Akka ein, ebenso erklärte sie Owen unbedingt für solche. Sie hatten bei ihrer Ankunft in Kairo (1873) 1,12 m und 1 m Körperhöhe und wurden für 15- und 11- bis 12jährig gehalten: zwei Jahre nach ihrer Ankunft war Tibo, der Ältere, bereits 137 cm, Cheiralla 123 cm hoch. Beide wuchsen noch weiter; der Ältere starb aber bald darauf, und der Jüngere hatte bei seiner Einmusterung in die italienische Armee mit 19 Jahren bereits die Über-Akkagröße von 155 cm erreicht. Auch das „Akka"-Mädchen (Saida) Gessis, das 1881 nach Triest kam, hatte 1887 die sehr respektable Größe von 160 cm.

Europa gebrachten Buschmännern maß ein älterer Mann 143,5, ein jüngerer 135,0, und ein angeblich 24 Jahre alter, aber wahrscheinlich noch nicht ganz ausgewachsener 134,2 cm. Fritsch beobachtete in Berlin noch einen männlichen Buschmann von 155 und ein Weib von 150 cm Körperhöhe, doch waren beide in betreff der Blutreinheit nicht ganz zweifelsfrei. Am wertvollsten sind die von demselben Forscher auf seiner großen Reise in Südafrika angestellten Messungen; sehr exakte, an je sechs Männern und Weibern angestellte Beobachtungen ergaben als Durchschnittsgrößen 144,4 und 144,8. Wenn wir die erste dieser beiden Ziffern als die Durchschnittsgröße der männlichen Buschmänner ansehen dürfen, so ist es wohl ein Spiel des Zufalls (kleine Beobachtungsreihe), wenn hier die Durchschnittsgröße der Weiber die der Männer noch übertrifft: alle anderen Messungen von Weibern, besonders diejenigen Barrows, zeigen niedrigere Größenzahlen für die Weiber.

Vergleichen wir die Durchschnittsgröße der zentralafrikanischen Pygmäen und die der Buschmänner, so finden wir zwischen beiden eine bemerkenswerte Übereinstimmung. Es ist hier nicht der Raum, die übrigen körperlichen Merkmale vergleichend zu besprechen, aber es finden sich in der Gesamtheit derselben so viel wichtige Ähnlichkeiten, und die Differenzen (besonders der Hautfarbe) sind verhältnismäßig so gering, daß sich die kompetentesten Kenner beider für eine nahe Verwandtschaft aller afrikanischen Pygmäen ausgesprochen haben. So nimmt Schweinfurth an, daß die Akka und die Buschmänner zu demselben Völkerstock gehören, und Fritsch nimmt als wahrscheinlich an, daß „eine dünne, vielfach versprengte und streckenweise ausgerottete Urbevölkerung von „Buschmännern“ durch den ganzen Kontinent reiche“.

Die afrikanischen Pygmäen sind nicht die einzige sogenannte Zwergrasse, auch in Asien begegnen wir solchen kleinen Stämmen, und zwar im äußersten Nordwesten und im äußersten Nordosten der indisch-malaiischen Inselwelt, auf den Andamanen und den Philippinen. Die erste dieser Inselgruppen besteht aus zwei Archipelen kleinerer und größerer Inseln, von denen der nördliche als Groß-Andaman, der südliche als Klein-Andaman zusammengefaßt werden. Die Bewohner der letzteren Inselgruppe sind noch jetzt so gut wie unbekannt, die von Groß-Andaman setzen sich zusammen aus acht sprachlich verschiedenen, somatisch gleichartigen Volksstämmen, die allgemein mit dem willkürlich gewählten Namen der Mincopi bezeichnet werden. Auch ihnen ist der Europäer erst spät, im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, näher getreten: das ungesunde Klima, die Kleinheit und Abgelegenheit der Inseln, der bösartige Fremdenhaß der Bewohner schreckten Besuch und Besitzwünsche ab. Aus diesem Fremdenhaß erklärt es sich auch, warum die frühesten Beobachter sich selbst über ihre körperlichen Eigenschaften höchst ungünstig äußern: so die arabischen Reisenden des 9. Jahrhunderts, die diesen schwarzen, krausharigen Menschen fürchterliche Gesichtsbildung und Augen und sehr große, fast eine Elle lange Füße zuschreiben, so auch Marco Polo (1285), der von ihnen nichts Besseres auszusagen weiß, als: „Sone come bestie selvatiche e tutti quelli di questa isola hanno capo di cane e denti e naso a somiglianza di gran mastino.“ Die Inseln wurden erst nach dem Sipoyaufstand (1857) von den Engländern in dauernden Besitz genommen, zur Einrichtung einer Strafkolonie für politische und gemeine Verbrecher, wozu sie sich wegen ihres mörderischen Klimas nur zu sehr eigneten. (In den ersten zehn Jahren der Besitzergreifung starben jährlich durchschnittlich 18,56 Proz. der dort Detinierten, im zweiten Jahre, 1859/1860, allein 63 Proz.!) Seit jener Zeit fließen die Quellen über die Ureinwohner reichlicher und zuverlässiger. Als Körpergröße gibt Mouat bei einem 25 jährigen Manne 146 cm, Dufeuilly bei einem anderen 144 cm an. St. John schätzt die Durchschnittsgröße der Männer auf 152 cm, Col. Smith auf 147 bis 152 cm und unter 147 bei den Weibern. Dobson fand unter 110 Andamanern keinen größer als 162 cm, wogegen Col. Tytler berichtet, daß die Männer nur selten die Größe von 152 cm erreichten. An totem Material standen Flower die Skelette von neun Männern und zehn Weibern zu Gebote: aus der Länge der Oberschenkelknochen berechnet er die mittlere Körpergröße, deren Durchschnitt bei den (neun) Männern 144,8 cm (Maximum 160, Minimum 138,5), bei den (zehn) Weibern 137,5 cm (Maximum 148,1, Minimum 130,2) betrug. Größer sind die Reihen von Lebenden, die Brander untersuchen konnte: bei 15 erwachsenen Männern erhielt er eine Durchschnittsgröße von 148,4 cm (Maximum 156, Minimum 141), bei 15 erwachsenen Weibern eine solche von 137,2 cm (Maximum 149, Minimum 131). Am ausgiebigsten nutzte Man (Assistent superintendent der Andaman- und Nicobarinseln) sein Material aus: 48 von ihm gemessene Männer waren im Durchschnitt 149 cm (Maximum 163, Minimum 136), 41 Weiber 140 cm (Maximum 151, Minimum 132) groß. Stellt man die letzten drei Beobachtungsreihen zusammen, so ergibt sich als Durchschnittsmaß von 72 erwachsenen Männern 148,3 cm, als solches von 66 erwachsenen Weibern 139 cm. (Die Weiber sind danach um 6,2 Proz. kleiner als die Männer.)

Viel weniger als über die Bewohner der Andamanen sind wir unterrichtet über die der Philippinen, die Negritos: die Besiedelung durch Spanier war der anthropologischen Forschung nicht günstig, und unsere Kenntnis dieser Pygmäen ist daher nur ungenügend. Die Negritos leben, wie A. B. Meyer nachgewiesen hat, jetzt nur noch auf den Inseln Luzon, Alabad, Corregidor, Panay, Tablas, Negros, Cebu, Mindanao und auf den Kalamianeninseln; alle Angaben über ihr Vorkommen auf anderen Inseln oder auf dem Festlande sind unsicher und nicht einwandfrei. Die Körpergröße der philippinischen Negritos gibt Schadenberg auf 134 bis 135 cm, Semper zwischen 140,5 und 148,9, Hamy (nach Topinard) bei 15 Männern auf 147,1 cm an. Maclay maß ein Negritoweib von 130 cm Höhe. Etwas größere Beobachtungsreihen haben A. B. Meyer, Marche und Montano geliefert. Nach ersterem beträgt die Größe von 12 Männern zwischen 140 und 151 cm, sieben von ihnen waren zwischen 140,1 und 140,9, fünf zwischen 150 und 150,5 cm groß. Marche ermittelte die Durchschnittsgröße von sieben Männern als 139,7 cm (Maximum 147, Minimum 135), von drei Weibern als 133,6 cm (131,0 bis 137,6), Montano die von 18 Männern als 148,5 cm (142,5 bis 157,5), die von 12 Weibern als 143,1 cm (135 bis 148,5). Überblickt man alle Beobachtungen, so ergibt sich als Maximum und Minimum des Wuchses der Männer 157,5 und 140, des Wuchses der Weiber 148,5 und 130 cm. Die Durchschnittszahlen der größeren Reihen von Meyer, Marche und Montano würden 144 cm für die männlichen Negritos ergeben, also genau dieselbe Größe wie die der afrikanischen Pygmäen und 4 cm weniger als das Durchschnittsmaß der Andamanen-Insulaner.

Uralt ist die Meinung, daß auch sonst noch in Asien Pygmäen vorkommen, und die Fabeln des Plinius, der sie etwa nach Belutschistan, und des Ktesias, der sie nach dem Inneren Indiens versetzt, klingen noch bis heute fort. Sicher sind die meisten Stämme, in denen man Pygmäen vermutete, keine solchen, und nur bei zwei Stämmen läßt sich diese Frage noch diskutieren. Es sind dies die im Inneren der Halbinsel Malakka wohnen-

den wollhaarigen Mendi (Semang der Malaien) und die kraushaarigen Senoi (die Sakai der Malaien). Bei den ersteren fand Stevens die Körperhöhe der Männer zwischen 142 und 154,9 cm, die der Weiber zwischen 134 und 146,9 cm. Bei den Sakai liegt die Größe der Männer nach Miklucho Maclay zwischen 140 und 162 cm, die der Weiber zwischen 140 und 148 cm, während R. Martin die Größe bei 85 Proz. der untersuchten Männer der Senoi (Sakai) zwischen 146 und 158, in der Mehrzahl aller Fälle zwischen 151 und 154 schwanken sah. Als Mittelzahl für die Körpergröße der Semangmänner gibt Martin 150 cm, für die Weiber 142 cm an. Etwas größer erscheinen beide in den Messungstabellen von Annendale und Robinson. Hier ist die Größe von 20 Semangs in Ober-Perak durchschnittlich 152 cm (zwischen 137,2 und 160), während in vier Gruppen von Senoi (Sakai) die Durchschnittsziffern von 156,5, 152,4, 154,5 und 154,2 cm erhalten wurden. Die Ziffern der englischen Forscher würden beide Stämme sicher aus den Pygmäenstämmen ausscheiden, während man bei der kleinen Mittelzahl der Senoi in den Martinschen Messungen im Zweifel darüber sein könnte. Weitere Untersuchungen müssen erst diese Frage klären.

Von den Toala auf Celebes liegen nur die Größenmessungen der Herren Sarasin vor: Die Durchschnittszahl von 157,5 cm für die Körperhöhe zeigt, daß sie nicht mehr zu den Pygmäen gerechnet werden können. Dasselbe gilt von den Wedda auf Ceylon, die oft als Pygmäen aufgeführt werden. Die Herren Sarasin erhielten als Durchschnittszahlen einer größeren Reihe von Männern 157,6 cm; meine Messungen der Nilgala-Wedda ergaben 156 cm, die der Wewatte-Wedda 159,6 cm, die der Küsten-Wedda 160,7 cm Körperhöhe. Das sind Zahlen, die die Wedda weit über die Grenzen der Pygmäenmaße hinausrücken. Und dasselbe gilt von den gleichfalls für Pygmyen erklärten Dschungelstämmen und niederen Kasten der Bewohner Indiens. Ich erhielt als Durchschnittsgröße solcher Dschungelstämme für die Kanikar 153,6, die Malānayar 154, die Ulladen 151,5, die Irula 155,4, die Kurumba 156,2, die Malā-Arrayar und Pulāar 158 cm. Damit stimmen auch die Erhebungen Thurstons überein, der für die verschiedenen Kurumbastämme des Dschungelgebietes als Durschnittsgröße der Männer 161, 155, 153 cm feststellte, für die Irula 158, die Kadir 158, die Kanikar 155 cm usw. Keiner dieser Stämme reicht bis zu einer Durchschnittsgröße von 150 cm hinab, unter welcher die echten Pygmäen noch um einen mehr oder weniger großen Betrag zurückbleiben.

Bei der Entscheidung darüber, wo die Grenze zwischen Pygmäenwuchs und Kleinwuchs zu ziehen ist, müssen wir ausgehen von der Betrachtung der Größenstufen der verschiedenen Rassen überhaupt. Natürlich kann eine solche Einteilung in Größenstufen nicht zusammenfallen mit der Einteilung der Größenstufen des einzelnen innerhalb eines gegebenen Volkes. Bei diesen letzteren sind die Grenzen relativ, sie wechseln mit der Durchschnittsgröße jedes Volkes, die Größenstufen der verschiedenen Glieder der Menschheit dagegen müssen sich einfügen in den feststehenden Rahmen aller Rassengrößen, ihres Maximums, ihres Minimums und ihres Durchschnittswertes. Natürlich können hier die Abgrenzungen nicht so weit gespannt sein wie bei den Individual-Größenstufen; die Größe des einzelnen in einem Stamme variiert in weit höherem Grade als die Durchschnittsgrößen der Stämme. Während die Extreme des individuellen Wuchses um einen Betrag auseinanderliegen, der dem der mittleren Körperhöhe des Menschen gleichkommt, so bewegen sich die Durchschnittsgrößen der Rassen in einer Breite von nur 30 cm. Die einzelnen Größenstufen werden daher für die Rassen näher zusammenrücken als die für den einzelnen.

Eine Übersicht über die Durchschnittsgrößen der einzelnen Rassen und ihrer Unterabteilungen hat Topinard gegeben. Wenn diese auch mancher Verbesserungen und Ergänzungen bedürftig ist, so kann sie doch als Grundlage für den Versuch einer Größeneinteilung verwendet werden. Die Extreme liegen zwischen 144 cm und, wenn wir von den übertriebenen Größenangaben einzelner Stämme (Patagonier, Polynesier) absehen, 175 cm. Auch die Ziffern für die Pygmäen liegen vereinzelt und weitab von dem Gros der übrigen Rassen. Die Durchschnittsgröße aller Rassen scheinen am besten die Größenziffern 164 und 165 auszudrücken; sie würden also die Stufe der mittelgroßen Rassen darstellen, und an sie würden sich nach unten die Untermittelgroßen (163 und 162 cm), nach oben die Übermittelgroßen (166 und 167 cm) anreihen. Den Kleinen würde die Größenstufe von 161 bis 159 cm, den sehr kleinen Rassen die von 158 bis 150 und den Pygmäen alle Größenziffern unter 150 entsprechen; andererseits reiht sich den übermittelgroßen Rassen die Stufe der großen Rassen mit 168 bis 170 und die der sehr großen mit 171 und darüber an. Sollte es sich bestätigen, daß einzelne Stämme eine Durchschnittsgröße von 178 cm oder noch mehr erreichen, so würde man sie mit Recht als gigantische Stämme an das obere Ende der Größenskala setzen müssen.

Nach diesem Größenschema der Rassen sind ausschließlich die genannten Pygmäenstämme als solche zu bezeichnen; ob die im Grenzgebiet zwischen sehr kleinen Rassen und Pygmäen stehenden Senoi und Mendi zu den einen oder anderen zu rechnen sind, müssen noch weitere Untersuchungen entscheiden.

Hügelgräber in der Nähe von Gandersheim (Braunschweig).

Von Dr. F. Fuhse. Braunschweig.

Das Herzogtum Braunschweig ist sehr reich an vorgeschichtlichen Fundstätten. Schon früh, nachweislich seit dem 18. Jahrhundert, haben sich Liebhaber hier für die Zeugen der prähistorischen Zeit interessiert, man hat gegraben und gesammelt, bisweilen auch das Gefundene verzeichnet, aber nur verhältnismäßig weniges ist erhalten oder doch so erhalten, daß es der Wissenschaft wesentliche Dienste leisten könnte. Es ist die gleiche Erscheinung wie wohl überall: der einzelne sammelt mit Liebe und Eifer, wenn auch nicht immer mit Verständnis — nach seinem Ableben wird das von ihm Zusammengebrachte verzettelt oder vernichtet. Vieles, sehr vieles ist auch durch die Bodenkultur unwiederbringlich verloren. Besonders die Strecken, die von Spargelplantagen bedeckt sind, schalten heute für vorgeschichtliche Nachforschungen aus. Und dennoch gibt der Boden noch jährlich reiche, wichtige Schätze. In neuester Zeit hat Grabowsky eine große Zahl von neolithischen Feuersteinfundstätten in der Nähe von Braunschweig nachgewiesen, und Haake hat diese Reihe noch um ein Bedeutendes durch Funde aus fast sämtlichen bekannten Perioden der jüngeren Steinzeit vermehrt. Auch die Bronzezeit hat in den letzten Jahren wieder zwei größere Depotfunde geliefert. Selten aber sind aus


Abb. 1. **Hügelgräber im Gänsegrunde.**

dieser Epoche heute die Hügelgräber, deren es früher sehr viele bei uns gab. Noch Abt Thiele, dessen schöne Sammlung sich im herzoglichen Museum befindet, konnte zahlreiche Hügel untersuchen. Jetzt sind die meisten durch die Separation eingeebnet. Nur dort, wo der Wald sie schützt, finden sie sich noch in größerer Anzahl. Auf einige Gruppen solcher Hügelgräber lenkte ein Vortrag des Oberlehrers Ludwig auf der Wanderversammlung des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig in Gandersheim wieder die Aufmerksamkeit und veranlaßte zu Ausgrabungen.

900 m südwestlich von Dankelsheim (nordwestlich von Gandersheim, Meßtischblatt 2300, Nordostecke), westlich des Weges Dankelsheim—Heckenbeck, lag vor dem Waldrande eine Hügelgruppe, die Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts eingeebnet wurde. Dort hat Abt Thiele in den Jahren 1865 und 1874 vier Hügel angegraben und folgende Gegenstände ausgehoben: im ersten Hügel ein kleines Beigefäß und Bruchstücke zweier anderer Gefäße, eine bronzene Lanzenspitze und einen schmalen, leistenförmigen Absatzcelt mit geradem Absatz. Im zweiten („größten") „nur Kohlen und Aschenreste, an einer Stelle größere Steine". In einem „kleinen" Hügel die Reste eines eisernen Messers. Im „zweitgrößten" Hügel einen Absatzcelt (gerade) mit verbreiterter Schneide, zwei massive, offene, bronzene Armringe, kleine kegelförmige Anhängsel aus Bronzeblech, sowie Bruchstücke von Spiralen und Röhren. Später wurde an derselben Stelle ein Stück einer geriefelten Halsberge ausgepflügt.

Ungefähr 1 km südlich dieser jetzt verschwundenen Gräberstätte liegen auf der Höhe im Walde heute noch zahlreiche Hügelgräber, die zum Teil schon angegraben, zum Teil noch unversehrt sind (Abb. 1). In einem dieser Hügel fand Thiele 1874 „nichts als einen Haufen verbrannter Knochen in grauer Aschenerde". Im Herbst 1904 habe ich dann mit den Herren Lühmann und Ludwig zusammen mit Genehmigung des Herrn Forstmeisters Tiemann zwei der im sogenannten Gänsegrunde (Dankelsheimer Interessentenforst) liegenden Grabhügel, die unberührt zu sein schienen, soweit der Baumbestand es zuließ, näher untersucht. Die Art der Anlage sowohl wie der Inhalt zeigte, obwohl die beiden Hügel (es befinden sich etwa 14 an jener Stelle) ungefähr den gleichen Umfang hatten und nur etwa 30 m voneinander entfernt lagen, wesentliche Unterschiede. Gemeinsam war ihnen, daß sie nur je ein Grab deckten, und daß ein Steinkreis den Hügel umzog. Aber schon diese Steinkreise waren verschieden angelegt.

Hügel I hatte eine Höhe von 1,50 m und einen Durchmesser von 13,60 m. Es umzog ihn eine Steinsetzung aus Buntsandsteinplatten, die zu drei und mehr Stück auf dem gewachsenen Boden aufeinandergeschichtet waren, von 11 m Durchmesser. An einer Stelle, Ost-Süd-Ost, waren diesem Kreise mehrere Platten in regelmäßiger Schichtung vorgelagert. Brandspuren fehlten. Das eigentliche Grab fanden wir 3,70 m von dieser Stelle aus auf dem gewachsenen Boden, also nicht genau in der Mitte des Steinkreises, sondern Ost-Süd-Ost abweichend. Es nahm nur kleinen Raum ein und war lediglich zu erkennen an der dunkelbraunen und grünlichen Färbung. Keine Spur von einer Steinpackung oder Urne. Um so interessanter ist das Resultat, das die genauere Untersuchung ergab. Die Erhaltung des Fundes war infolge der feuchten und festen Beschaffenheit des Lehmbodens eine sehr schlechte, aber dadurch, daß die Patina der Bronze die sie umgebenden Gegenstände durchdrungen hatte, waren selbst Holz- und Stoffstücke konserviert. Von Holz war der ganze Fund umschlossen gewesen, und die Reste (Abb. 2) gestatten mit großer Wahrscheinlichkeit den Schluß, daß sie von einem Korbe stammen. In diesen Korb war ein Teil der verbrannten Knochen (darunter zwei Backenzähne) und die Beigaben, in groben Wollstoff gewickelt, eingepackt. Die erhaltenen bronzenen Beigaben bestehen aus einem massiven, rund gegossenen, nach den Enden zu sich verjüngenden Halsringe, aus vier Spiralen (Abb. 4), zahlreichen Röhrchen, die zu zwei

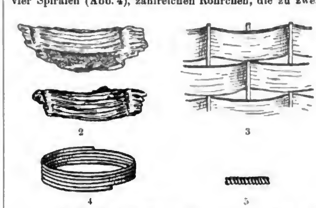


Abb. 2. **Korbreste aus Hügelgrab I.** Abb. 3. **Schematische Darstellung des Korbgeflechtes.** Abb. 4. **Halsring (Beigabe) aus Hügelgrab I.** Nat. Gr. Abb. 5. **Halsringbruchstück aus Hügelgrab I.** Nat. Gr.

Halsringen gehören (Abb. 5), und zwei Radnadeln vom mitteldeutschen Typus.

Der den Hügel II umschließende Steinkranz von 11,40 m Durchmesser, bei einer Höhe von 60 cm (Abb. 6) ist aus Feldsteinen (Muschelkalk und Buntsandstein, die beide in der Nähe anstehen) aufgeschichtet, und zwar können die oberen Schichten erst nach Vollendung des Hügels an diesen angedrückt sein (s. den Querschnitt Abb. 7). Auch hier stießen wir, als wir 3,50 m weit von Südost her in den Hügel eingedrungen waren, auf das Grab, das also wieder nicht in der Mitte des Steinkreises sich befand. Es bestand aus einer Lagerung von Buntsandsteinplatten, die auf eine Länge von etwa 1,50 m und 30 cm Breite von Nord nach Süd dem gewachsenen Boden aufgelegt waren. Nach der Mitte des Hügels zu lagen unregelmäßig noch einige Platten ohne Zusammenhang mit dem ersten Lager. Auf den Steinen war von Knochenresten oder Beigaben nichts mehr zu entdecken, sie selbst aber hatten einen schwarzbraunen Überzug, der wohl darauf schließen läßt, daß ursprünglich ein Leichnam auf ihnen geruht hat, der im Laufe der Zeit völlig vergangen ist.

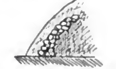


Abb. 7. **Schnitt durch Hügelgrab II.**

Ein tief eingeschnittenes Tal, in dem das altehrwürdige Gandersheim liegt, trennt diesen Höhenzug, der in seinem östlichen Teile Clus-Berg heißt, von dem Kühler, der sich südlich der Stadt erhebt. Auch hier liegen in der zum Rittergute Rimmerode gehörenden Waldung noch etwa 12 Hügelgräber von ungefähr gleichem Umfange wie im Gänsegrunde. Viele der Hügel waren bereits angegraben, ohne daß ich etwas über Funde oder Fundumstände erfahren konnte. Herr Rittergutsbesitzer Heinecke gestattete uns bereitwillig, in seinem Revier den Spaten anzusetzen, und so konnten wir auch hier zwei Grabhügel, einen größeren und einen kleineren, untersuchen. Im Gegensatz zu den Hügeln im Gänsegrunde fand sich von einem Steinring nichts. Dagegen glich das Grab im größeren Hügel fast völlig dem in Hügel I dort. Seine Höhe betrug 1,60 m, sein Durchmesser 16,10 m. Die Aufschüttung bestand aus sehr festem Lehmboden. Als wir von Süden her bis zu 7,40 m in den Hügel eingedrungen waren, stießen wir in einer Tiefe von 1,40 m auf dem gewachsenen Boden auf das Grab. Der Korb, in dem die Beigaben (auch ganz geringe Knochenreste ließen sich feststellen) lagen, war gekippt, und daher erklärt es sich wohl, daß eine Radnadel eine Handbreit von ihm entfernt lag. Außer dieser Nadel fanden sich mit den Holzresten zusammen, die das gleiche Aussehen wie die in Abb. 1 dargestellten hatten, nur Reste von Bronzedraht mit dreieckigem Querschnitt. Stoffreste waren nicht nachzuweisen.

Beim zweiten Hügel, der einen Durchmesser von 14,70 m und nur eine Höhe von 1 m hatte, lag das Grab Süd-Süd-Ost, nur 2 m von der Peripherie entfernt. Es verlief von Osten nach Westen, war 1,20 m lang, 60 cm breit und aus Feldsteinen (Kalk) aufgeschüttet. 40 cm erhob es sich über den gewachsenen Boden und ging 10 cm in ihn hinein. Auf der Westseite war die Steinschichtung stärker (s. den Längsschnitt Abb. 8). Die Erde in dem Grabe war viel dunkler als die des Hügels und des gewachsenen Bodens. Von Knochen und Beigaben fand sich keine Spur. Ebensowenig stießen wir auf eine zweite Grabanlage. Die Verpackung der Brandreste und Beigaben in Holzumhüllung ist nur selten, in unserer Gegend bisher überhaupt nicht beobachtet worden. Zwei Bronzefunde, die Herr Major Förtsch bei Goseck machte, waren in

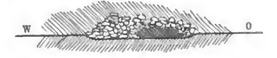


Abb. 8.
Durchschnitt durch ein Hügelgrab bei Rimmerode.

Baumrinde bzw. in einem Holzkästchen verpackt gewesen [1]). Umwickelung der Beigaben mit Birkenrinde ist, wie mir Herr Prof. Schumacher mitteilt, in Grabhügeln bei Gießen festgestellt. Splieth schreibt [2]): „Erst nach und nach kommt für die Beisetzung des Knochenhäufleins ein kleiner kastenähnlicher Holzbehälter, Sarg, in Gebrauch (in Schleswig-Holstein erst einmal in einem Grabhügel bei Ober-Jersdal beobachtet. . ." Und S. Müller berichtet über die Gräber und Grabbeigaben

[1]) Jahresschrift f. d. Vorgeschichte d. sächsisch-thüring. Länder 1, S. 73.

[2]) Inventar der Bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein, S. 57 bis 58.



Abb. 6. **Zum Teil freigelegter Steinkranz in Hügel II (Gänsegrund).**

der jüngeren Bronzezeit in Dänemark [1]): „Ebenso häufig aber findet man die Reste des Leichenbrandes ohne jede andere Beschirmung als eine unregelmäßige Anhäufung von kleinen Steinen, oder sogar in der bloßen Erde. In letzterem Falle sind jedoch die Knochen möglicherweise öfters in einer Holzkiste eingeschlossen gewesen; wenigstens hat man bisweilen Reste von Holz dabei gefunden.“ Einen Holzkorb finde ich nirgend erwähnt. Die Beisetzung der verbrannten Gebeine und der Beigaben in ein Holzgefäß ist sicherlich eine Reminiszenz, eine Nachahmung des Holzsarges, des Totenbaumes, und nicht etwa aus einem Mangel an Tongefäßen zu erklären.

Ebenso neu wie die Art der Umhüllung sind für unsere Gegend als Beigaben die Radnadeln, zumal in der mitteldeutschen Form mit vier Ösen. Wenigstens sind für eine Nadel diese vier Ösen sicher nachzuweisen, und da die beiden anderen, soweit sie erhalten sind, in ihrer Form völlig der ersten gleichen, so dürften sie auch denselben oberen Abschluß gehabt haben. Die von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft herausgegebene Typenkarte der Radnadeln bezeichnet unseren Typus (der genau der Zeichnung auf der Karte entspricht) mit ■. Lissauer erwähnt, daß diese Nadeln die Zahl 17 erreichen und aus 15 Fundorten stammen. (Nach der Legende sind es nur 15, die sich auf 13 Fundorte verteilen.) Sehen wir uns die Karte an, so bemerken wir, daß dieser Typus bisher seine nördliche Grenze ungefähr auf der Linie Gießen—Fulda fand. Seine Herkunft weist nach Südwesten bis in die Rheinpfalz. Je ein Exemplar findet sich auch in Ober-, Mittel- und Unterfranken. Unsere Exemplare werden jedenfalls entweder die Fulda oder die Werra und dann die Leine abwärts gekommen sein.

Lissauer setzt diesen Typus in einen späteren Abschnitt der älteren Bronzezeit, Montelius II : III. Und das dürfte auch bei unseren Funden zutreffen: Skelett- und Brandgräber finden sich nebeneinander, die neue Form der Beisetzung geht noch neben der älteren her oder hat sie eben erst abgelöst.

[1]) Nordische Altertumskunde I, S. 407

Der Charakter der mittelamerikanischen Indianer.

Von Karl Sapper. Tübingen.

Der Europäer, der im nördlichen Mittelamerika zum erstenmal in ein Gebiet mit vorwiegender Indianerbevölkerung einheitlichen Stammes gelangt, pflegt anfänglich aufs äußerste überrascht zu sein von der großen äußeren Ähnlichkeit der verschiedensten Stammesgenossen untereinander. Erst bei längerem Aufenthalt inmitten dieses Stammes schärfen sich seine Sinne allmählich so weit für die feineren Unterschiede, daß die Familien- und individuellen Züge aus der Summe der Stammeseigentümlichkeiten heraustreten. Dann wird er finden, daß innerhalb eines Indianerstammes die körperliche Verschiedenheit der Einzelindividuen beinahe ebenso groß ist, als sie es innerhalb eines etwa gleich starken europäischen Volksstammes sein würde; aber eben doch nur beinahe, da bei uns die nebensächlichen Merkmale, wie Bartwuchs, Haartracht, Kleidung, sehr viel größere Unterschiede aufweisen als dort, wo der Bartwuchs niemals kräftig entwickelt ist, die Mode aber aus Rücksicht auf den konservativen Stammesbrauch trotz der teilweise starken Entwickelung der Eitelkeit nur allmähliche Änderungen der Kleidung und Haartracht zuläßt. (Im Süden Mittelamerikas, wo nicht nur die Eitelkeit, sondern auch das Streben, den wirksameren Schutz der flächenhaften europäischen Kleidung zu erlangen, zur Änderung der Tracht drängt, ist die Orientierung entschieden leichter, indem dort neben der altmodischen Rindenstoffkleidung bereits europäische Tracht Eingang gefunden zu haben pflegt.)

Ebenso gleichartig und einheitlich wie die äußere Erscheinung findet der Neuankömmling aber auch Rede-, Bewegungs- und Handlungsweise der Angehörigen eines Stammes, kurzum den Charakter, der sich seinerseits wieder in dem gleichartigen Gesichtsausdruck der Einzelindividuen spiegelt. Bei längerem Aufenthalt innerhalb des Stammes und intimem Verkehr mit Angehörigen desselben vermag der Europäer aber doch allmählich eine Reihe von individuellen Charakterzügen zu erkennen trotz der starr vor dem geistigen Gesicht des Einzelnen sitzenden Maske des anerzogenen Stammesbrauchs. Aber so deutlich auch für den genauen Kenner eines Stammes die Regungen des individuellen Naturells hervortreten, so wird er doch stets anerkennen müssen, daß die individuellen Züge innerhalb eines Stammes niemals so bedeutende Gegensätze erkennen lassen, wie man etwa bei einem europäischen Volksstamm von annähernd gleicher Individuenzahl beobachten dürfte, denn die indianische Familienerziehung ist zu streng, die Stammeszucht zu starr, als daß der Individualität ein so großer Spielraum zur Entfaltung gelassen wäre wie bei uns.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle der Mannigfaltigkeit der individuellen Charakterzüge zu gedenken, die ich bei den mittelamerikanischen Indianern beobachten konnte, vielmehr soll hier nur der allgemeinen Charakterzüge gedacht werden, die durch Familien- und Stammeszucht anerzogen oder nicht ausgerottet worden sind.

Für den Europäer ist es anfänglich recht auffallend, daß es in den Indianerhütten fast immer ruhig zugeht, daß namentlich die Kinder so selten durch Geschrei auffällig werden. Das ist einmal ein Zeichen ihrer guten Gesundheit — die schwächlichen Kinder sterben meist schon im frühesten Alter hinweg — dann aber namentlich auch eine Folge der Erziehung, die sich, soweit ich einen Einblick gewinnen konnte, durch große Konsequenz auszeichnet, aber andererseits doch auch den Takt zeigt, das Zartgefühl des Kindes zu schonen. So erinnere ich mich aus meiner Pflanzerzeit, einmal gesehen zu haben, wie meine Köchin, eine Kekchi-Indianerin, schon eine Liane erhoben hatte, um ihr Kind zu schlagen, die Liane aber alsbald sinken ließ, als sie bemerkte, daß ich es sehen könnte. Viele Beispiele der außerordentlichen Konsequenz in der Kindererziehung hat mein Freund Herr Dr. Prowe während seiner Praxis unter den Quiché-Indianern beobachtet, und er konnte feststellen, daß die Strenge auch in den Zeiten der Krankheit des Kindes nicht nachläßt, während in europäischen Familien in solchen Zeiten das Kind meist verwöhnt wird und damit die Früchte früherer Erziehung vielfach wieder verloren gehen.

Mehr aber noch als die Konsequenz der Erziehung im Hause dürfte vielleicht das Beispiel der Alten wirken, die in der starren Stammessitte aufgewachsen sind und mit bewunderungswürdiger Zähigkeit an den überkommenen Gebräuchen festhalten — soweit sie noch die nötige Freiheit der Bewegung besitzen. Sieht das Kind die absolute Unterordnung, welche die Erwachsenen seiner

Umgebung einem bestimmten Oberhaupt beweisen, so fällt ihm selbst auch die Unterordnung unter die Eltern leichter, und wenn es tagtäglich sieht, daß das Reden hauptsächlich eine Angelegenheit der Alten ist, wenn es bei jeder Begrüßung eines Eintretenden immer wieder an der Reihenfolge des Grußes auch die Rang- und Altersordnung der Anwesenden respektiert findet, so pflanzt sich ihm gewiß ganz von selbst allmählich der nötige Respekt und die entsprechende Unterscheidung ein und es lernt, dem Beispiel jüngerer Erwachsener folgend, zu schweigen. Man darf sich nun freilich nicht vorstellen, als ob nun pedantisch den Jüngeren das Reden überhaupt verboten wäre: im Gegenteil, es bemerkt der Neuling in der Regel nach der ersten, stets zeremoniellen Begrüßung kaum eine Ranganordnung innerhalb der zwanglos sich unterhaltenden Gesellschaft, und noch nach jahrelangem Aufenthalt kennt er zumeist die ersten Anstandsregeln und -Rücksichten der Indianer nicht; er verstößt infolgedessen stets gegen dieselben und erscheint daher dem Indianer als ungebildeter, roher Geselle. Tatsächlich wird man bei mancher Frage, die man tut, zunächst ganz verständnislos angestarrt und erhält keine Antwort, weil man einen Grundbegriff des guten Tones außer acht gelassen hat. Dies geschah mir einst, als ich — nach bereits dreijährigem Aufenthalt im Kekchigebiet — auf der Wanderung einmal den mir zunächst gehenden Träger bat, einen uns begegnenden Indianer nach dem Wege zu fragen, während eine solche Frage nach Kekchigebrauch nicht die Sache eines beliebigen Trägers, sondern lediglich die des Hauptmannes der Träger ist. Dieser führt in der Tat ein strenges Regiment, mag er nun durch sein Alter oder durch seine persönlichen Eigenschaften diese Stellung unter seinen Mitträgern erlangt haben. Die Ergebenheit des Hauptträgers und seine Autorität über seine Mitträger sind die sichersten Garantien für das Gelingen einer Reise, und bald lernt der Reisende sich stets der Vermittelung dieses Mannes zu bedienen. Es ist mir am Beginn meines Reiselebens (1890) vorgekommen, daß mir ein junger Träger offen und trotzig den Gehorsam aufkündigte, aber ohne Widerrede den gleichlautenden Befehl des Hauptträgers ausführte: ein Widerspruch gegen ihn würde gegen die Stammessitte gewesen sein, und diese wagt der vom europäischen Einfluß noch nicht durchseuchte Indianer nicht zu durchbrechen, ebensowenig als etwa der deutsche Offizier sich über den Ehrenkodex seines Standes oder der Angehörige einer altpreußischen Beamtenfamilie über die starren Anschauungen seines Kreises hinwegzusetzen wagt. Gerade darin liegt aber in Mittelamerika die große Gefahr der europäischen Berührung, daß die landwirtschaftlichen und technischen Betriebe der Weißen ebensowenig wie die staatlichen Institutionen der einzelnen Republiken, namentlich Militär und Schule, auf diese Stammessitte Rücksicht nehmen, sondern die Grundpfeiler des indianischen Charakters erschüttern. Die durch Erziehung und Stammeszucht gewonnenen starren Anschauungen, das fortwirkende Destillat einer alten Kulturentwickelung, sind der moralische Halt des Indianers, sind aber auch die Schranken, die seinen individuellen Willensregungen gesetzt sind. Wohl gewöhnen sich die Indianer langsam an die in europäischen Betrieben gebräuchlichen Regeln, lassen sich auch allmählich herbei, dem vom Herrn eingesetzten Vorarbeiter zu gehorchen, sofern derselbe von auswärts stammt, aber sie empfinden es als ein Unrecht, wenn einer der Ihrigen zum Vorarbeiter gemacht wird, sobald derselbe nach ihren sozialen Anschauungen keinen Anspruch auf Gehorsam erheben könnte. Die Einflüsse der landwirtschaftlichen und technischen Betriebe sind im allgemeinen nicht sehr bedeutend und erschüttern die Grundfesten indianischer Anschauungen noch nicht [1]), aber gefährlich sind in dieser Hinsicht der Militärdienst und namentlich die Schule. Dort kommt der Indianer in eine ganz fremde Atmosphäre, er atmet gewissermaßen mit einem Male europäische Luft, lernt europäische Einrichtungen und Anschauungen, europäisches Wissen und europäische Sprachen kennen, er sieht und hört tagtäglich, wie sein Vorgesetzter die ihm vorher heilig erscheinenden indianischen Stammesgebräuche und Anschauungen mißachtet, ja oft genug verlacht, was Wunder, wenn er sich schließlich daran gewöhnt, sie ebenfalls gering zu schätzen? Die guten Charaktereigenschaften seines Stammes erscheinen ihm nun minder nachahmenswert als zuvor; die schlechten behält er freilich bei, aber im übrigen ahmt er nun oft genug die Sitten der Ladinos (Mischlinge) nach, die Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit, die ihn vorher ausgezeichnet, schwinden. So kommt es, daß man oft genug in Mittelamerika das Urteil hört: „Ein Indianer, der lesen und schreiben kann, ist ein Lump!" (Ganz ähnliche Berichte hört man freilich auch aus anderen Erdteilen, wo man fremden Stämmen ohne alle Rücksicht auf ihre einstige Kultur europäisches Wissen und Denken einzuimpfen versucht.)

Das Gemeinsame in der Ausbildung des Charakters der mittelamerikanischen Indianer, dasjenige, was Familienerziehung und Stammessitte in gleicher Weise anstreben, besteht in der Beherrschung aller Art von Gemütserregungen, Mäßigung in allen Handlungen, Unterordnung unter die Höherstehenden.

Die Beherrschung der Gemütsbewegungen ist freilich nur eine äußerliche, denn man hat oft genug Gelegenheit zu beobachten, daß die Indianer bei manchen Anlässen sich als äußerst empfindlich erweisen, und daß nur eine äußere Ruhe ihre Aufregung verschleiert. Dem Kenner der Indianer verrät aber sofort der Ausdruck des Auges, oft auch eine — aus Widerspruchsgeist angenommene — Verlangsamung der Bewegung die innere Erregung, wie denn auch der Europäer, der äußerlich die Ruhe zu wahren gelernt hat, dem forschenden Auge des Indianers seinen Gemütszustand nie ganz verbergen kann. Es ist aber zweifellos, daß die künstliche Ruhe, die Mäßigung in Gesichtsausdruck und Bewegungen ihrerseits auch dämpfend auf die Gemütserregungen selbst zurückwirken und es niemals zu so explosionsartigen Zornesausbrüchen kommen lassen, wie sie der europäische Neuling manchmal zeigt. Dem Indianer erscheint ein solcher Mann im höchsten Grade unerzogen, ungebildet; ja, schon die raschen Bewegungen und das laute Sprechen, das den meisten Europäern von der Heimat her anhaftet, sind dem Indianer Beweise für die mangelhafte Erziehung der Europäer und den Tiefstand der europäischen Kultur.

Die Mäßigung muß sich nach indianischer Anschauung aber nicht bloß auf die Affekte, sondern auch auf Bewegungen und Sprache erstrecken, daher die Gemessenheit des indianischen Ganges, die lautschwache und meist ziemlich langsame Redeweise. Freilich bestehen in diesen Beziehungen große Unterschiede zwischen den einzelnen Stämmen: die Mayas von Yucatan machen bereits viel raschere Bewegungen als die Kekchi- oder Pokonchiindianer, die Bribriindianer zeigen wieder eine wesentliche Steigerung gegenüber den Mayas, aber schnelles Laufen oder hastige Wendungen kommen bei

[1]) Freilich ist in der Alta Verapaz (Guatemala) kürzlich anläßlich gewisser Lohnbewegungen der Fall vorgekommen, daß die Jungen, entgegen aller Stammessitte, nicht mehr den Alten das entscheidende Wort überließen, sondern mit Hinweis darauf, daß sie und nicht die Alten die Arbeit verrichteten, die Entscheidung sich selbst vorbehielten.

allen mittelamerikanischen Indianern nur bei der Jagd oder anderen Beschäftigungen, die rasches Handeln erfordern, vor. Ebenso ist die Klangkraft des Sprechens bei den südlichen Stämmen größer als bei den nördlichen, und durch den singenden Ton bringen die costaricanischen Indianer noch ein besonderes Element in die Sprechweise. Im Norden ist bei gewöhnlicher Unterhaltung die Stimme meist sehr gedämpft und wenig moduliert, und Gesang ist z. B. bei den Kekchi vollständig verpönt: er gilt als Zeichen der Betrunkenheit. Bei den meisten anderen Stämmen des nördlichen Mittelamerika ist der Gesang wenigstens bei der Totenklage zugelassen, und der im alten Tanzspiel des Cortes vorkommende Gesang beim Kriegstanz zeigt, daß früher dem Gesang überhaupt eine weitere Ausdehnung gestattet war. Bei den südlichen Stämmen Mittelamerikas ist er noch jetzt (bei Bootfahrten und sonst) viel gebräuchlich, wie denn überhaupt zwischen Nord und Süd in vieler Hinsicht große Unterschiede bestehen.

Ein hoher Grad von Mäßigung im Sprechen und in aller Art von Bewegungen bis herab zum Gebärdenspiel des Gesichts ist charakteristisch für alle Indianerstämme Mittelamerikas, und dem dort eingelebten Europäer fällt beim späteren Besuche Deutschlands nichts so sehr auf als das Hasten und Drängen der Leute bei Theater- oder Perroneingängen usw. oder das laute, ja überlaute Sprechen, das in unseren Gesellschaften selbst der besseren Kreise üblich ist und nur erklärbar durch den Wetteifer der Einzelnen, in dem allgemeinen Getöse sich verständlich zu machen. Es wäre unhöflich, Vergleiche zu ziehen zwischen dem Verhalten der Deutschen und der mittelamerikanischen Indianer, aber — wer es dennoch täte, würde wohl begreiflich finden, warum die Indianer, die natürlich ihr Betragen als Maßstab zur Beurteilung nehmen, uns als unerzogen, als barbarisch ansehen. Freilich bleibt der Indianer auch nicht immer sanft und stille: bei seinen Festen geht es eine Reihe von Tagen und Nächten hindurch sehr laut und ungebunden zu; da wird getrunken und geschwatzt, getanzt und gejohlt, gestritten und gerauft, ohne daß die Weiber sich irgendwie ausschließen würden. Aber die Feste sind Ausnahmszeiten, bei denen der Mensch nach indianischer Anschauung sich austoben darf. In der vorspanischen Zeit war es den Königen sogar ausdrücklich gestattet, sich bei solchen Gelegenheiten zu betrinken, und man bestellte einige Männer, die während der Dauer der Feste die notwendigen Regierungsgeschäfte in Vertretung der verhinderten Könige verrichten mußten. In Festeszeiten sich zu betrinken, gilt auch jetzt noch nicht als unehrenhaft, und man kann sogar beobachten, daß die Indianer Gott für das Geschenk der Betrunkenheit noch besonders danken. Außerhalb der Festzeiten ist aber — wenigstens fern von den Städten — das Betrunkensein verpönt; auch liegen dort weder Anlaß noch Gelegenheit zum Trinken vor, soweit nicht etwa ein Mischling (Ladino) irgendwo am Weg seine Schnapsbude eröffnet und die vorbeiziehenden Indianer in Versuchung führt. In den Dörfern und Städten ist die Versuchung aber permanent, und es ist dort oft nur die ökonomische Schwierigkeit der Bezahlung, was die Indianer vor reichlichem Schnapsgenuß bewahrt: in Mexiko, wo Schnapsbrennen kein Regierungsmonopol ist, ist daher auch das Laster des Trunkes unter den Indianern viel verbreiteter als in Guatemala.

Die Langsamkeit der Bewegungen, die Unterdrückung oder wenigstens Herabminderung des Mienenspiels, das leise und langsame Sprechen, die zeremonielle Zurückhaltung, die der Indianer in Gegenwart von Fremden beobachtet, erweckt in diesen gewöhnlich die Ansicht, als ob Energie und intellektuelle Eigenschaften bei den Indianern gering entwickelt wären. Aber damit würde man ihnen entschieden Unrecht tun. Schon wenn man den Gesichtsausdruck der nordamerikanischen Indianer mit dem ihrer mittelamerikanischen Rassengenossen vergleicht, so fällt einem die höhere Intelligenz der letzteren ohne weiteres auf, und wenn man wochenlang in ihren Häusern wohnt und monatelang das Lager im stillen Urwald mit ihnen teilt, also Gelegenheit hat, sie im intimen Verkehr untereinander zu beobachten, so bemerkt man bald, daß sie sich ganz anders geben, sobald die Zurückhaltung schwindet: nun ist der ernste, etwas düster wirkende Ausdruck ihrer Mienen gebannt, kein Zeremoniell hindert mehr den natürlichen Fluß ihrer Rede, und oft genug tritt nun fröhliche Heiterkeit zutage, die in starkem Gegensatz steht zu dem nach außen gekehrten Gesicht ihres Charakters. Da zeigt sich nun oft eine große Kunst der Schilderung, wobei mit trefflicher Mimik und Satire der oder jener mit seinen charakteristischen Redewendungen und Bewegungen vorgeführt wird; man kann selbst hören, wie etwa mit verstellten Stimmen die Begrüßung zweier Eheleute bei der Heimkehr des Mannes von langer Reise u. dgl. dargestellt wird, und andererseits hört man auch Schilderungen von Gefahren und Verbrechen mit solcher Anschaulichkeit vortragen, daß es einem kalt den Rücken hinabläuft. Viel ist bei großen Wanderungen von den Weibern der betreffenden Träger die Rede, und man kann bald erkennen, welch wichtige Rolle die Frau im Familienleben spielt, ja daß sie sogar in ökonomischen Fragen die ausschlaggebende Stimme hat. Sehr oft sprachen meine Leute mit starkem Heimwehgefühl von ihren Frauen, aber es wollte mir scheinen, als ob mehr ein physisches, als ein psychisches Liebesbedürfnis ihnen diese häufigen Äußerungen diktierte, wenigstens hörten ihre Gespräche über die Frauen vollständig auf, als wir bei der Durchquerung der Coxcomb Mountains 1896 dem Hungertode nahe kamen und um Rettung unseres Lebens ringen mußten. Zoten bildeten einen nicht sehr häufigen, aber gern aufgegriffenen Gegenstand ihrer Gespräche: oft waren sie entschieden witzig, sehr selten plump: es zeigte sich hier wiederum — im ausgesprochenen Gegensatz zum Mischling — die allgemeine Mäßigung, die dem Indianer eigen ist. Vielleicht ist darum auch die Angabe in die Literatur gekommen, daß der Indianer in der Liebe kalt wäre. Wenn ich mir die Zeit vergegenwärtige, in der ich als Verwalter einer Kaffeepflanzung auch die Streitigkeiten der Indianer zu schlichten hatte, und wenn ich denke, mit welch leidenschaftlicher Erregung mir die Indianerinnen ihre Eifersuchtsgeschichten auseinanderzusetzen suchten, wie einer meiner früheren Arbeiter sogar den Mann seiner Geliebten erschlug, um in den ungestörten Besitz derselben zu gelangen, wenn ich denke, wie geknickt einer meiner Alcaldes (Bürgermeister) war und zeitlebens blieb, als sein Weib im Ehebruch mit einem Vorarbeiter ertappt wurde, so kann ich mir nicht vorstellen, daß die Indianer keine Leidenschaft in der Liebe besitzen sollten. Aber freilich zeigen die strengen Enthaltsamkeitsvorschriften ihrer alten Religion, die bei vielen Stämmen trotz jahrhundertelangen Christentums zum Teil noch heutzutage befolgt werden, daß auch auf diesem Gebiete der Stammesbrauch Mäßigung anstrebte.

Man schreibt im allgemeinen den Indianern Rachsucht und Haß zu, und es muß zugegeben werden, daß diese Leidenschaften auch den Mittelamerikanern nicht fremd sind. Im allgemeinen sind sie aber viel zu kindlich, um kleine Rügen u. dgl. nachzutragen. Sie vergessen dieselben bald völlig, wenn der Rügende nicht

den großen Fehler begeht, sie später daran zu erinnern. In solchem Falle freilich werden sie trotzig und widerspenstig und kommen nur sehr schwer wieder ins alte Geleise. Schwerere Eingriffe in sein Ehrbewußtsein erträgt der Indianer, auch wenn er objektiv durchaus unrecht hat, sehr schwer; er vergißt sie auch kaum wieder, und oft kommt es vor, daß er dann die Pflanzung seines Herrn verläßt und etwa allerlei vergessene Grenzstreitigkeiten neu belebt, um seinen früheren Herrn zu schädigen. Zu Gewalttätigkeiten läßt er sich freilich nur selten hinreißen. Aber manchmal führt doch bei besonderen Anlässen der jahrzehnte- oder jahrhundertelang aufgespeicherte Haß gegen die weißen Eindringlinge zu blutigen Aufständen, bei denen sich dann der sonst so sanfte Indianer als wild und grausam erweist. Grausamkeit ist eben beim mittelamerikanischen Indianer stets vorhanden, sowohl Tieren als auch Menschen gegenüber. An Grausamkeit grenzt auch schon die Härte, mit welcher der Indianer seinem hilfsbedürftigen Stammesgenossen gegenübersteht, indem er z. B. auch bei dem mittellosen und kranken Wandersmann nicht über das von dem Stammesgebrauch vorgeschriebene, recht bescheidene Maß von Gastfreundschaft hinausgeht. Diese Härte ist aber auch die Ursache davon, daß es Bettler — außerhalb der von europäischem Einfluß durchtränkten Städte — in Mittelamerika im allgemeinen nicht gibt. Auf allen meinen Reisen in Zentralamerika bin ich nur in einem einzigen Indianergebiet angebettelt worden: bei den Guatusos, denen die Missionare einstens Kleidungsstücke u. dgl. geradezu aufgedrängt haben und die seither von jedem Europäer erwarten, daß er ihnen ebenfalls Kleider schenke.

Wenn die Langsamkeit und Gemessenheit der Bewegungen, die auch durch anfeuernde Worte der Aufseher usw. gewöhnlich nicht beschleunigt werden, leicht den Eindruck machen, daß der Indianer faul und energielos sei, so muß entschieden gegen eine solche, von vielen Europäern Zentralamerikas vertretene Ansicht protestiert werden. Man braucht nur längere Zeit in einer Indianerhütte zu wohnen, um sich zu überzeugen, daß nicht nur die vielgeplagte Indianerfrau, ohne zu murren, den ganzen Tag und einen großen Teil der Nacht arbeitet, sondern daß auch der Mann normalerweise bedeutende Summen von Arbeit verrichtet, wenn auch häufig nicht in ununterbrochener Reihenfolge. Aber er vollführt doch seine ihm zukommende, oft nicht ungefährliche Arbeit (Roden, Holzholen, Jagd usw.) meist gewissenhaft, und wenn seine Handlungen auch langsam ausgeführt werden, so zeichnet ihn dabei doch eine Tugend aus, die ihn hoch über den unbeständigen Mischling hinaushebt: Ausdauer. Ausdauer ist die Form der Energie, die dem Indianer am meisten zusagt und von ihm am höchsten geschätzt wird. Ihr verdankt er es, daß er in seiner langsamen, nie sich vordrängenden Art gewaltige Marschleistungen mit schwerem Gepäck vollbringt, daß er seinen einmal übernommenen Verpflichtungen vielleicht spät, aber meistens gewissenhaft nachkommt, daß er schließlich auch in technischen, landwirtschaftlichen und Verkehrsbetrieben sich zum zuverlässigen Arbeiter heranbilden läßt und damit unmittelbar den europäischen Kulturfortschritt fördert. Wenn die genannten Eigenschaften schon den Indianer trotz seiner relativ geringen Körperkräfte zu einem trefflichen Arbeitermaterial machen, so macht ihn seine Ehrlichkeit noch wertvoller. Freilich hat auch diese ihre Grenzen; namentlich entwickelt sich seit neuerer Zeit, zum Teil unter dem Druck ökonomischer Not, in Kaffeedistrikten der Erntediebstahl immer mehr, und schon früher waren Kleinigkeiten, wie Riemenstücke, Schraubenmuttern u. dgl., nicht sicher, da dieselben von den Indianern gern ihren Kindern zum Spielen mitgebracht werden. So viel ist aber sicher, daß mir während eines 12jährigen Aufenthalts und Wanderlebens nie etwas von Indianern gestohlen worden ist — was immerhin als ein Beweis für ihre Ehrlichkeit gelten kann. Auch die Tatsache, daß die Häuser nicht fest verschlossen werden und daß häufig Gegenstände tagelang am Wege liegen gelassen werden, ehe sie wieder abgeholt und weitergeschafft werden, beweist die hohe Achtung, die der Indianer im allgemeinen fremdem Eigentum zollt.

Häufig hört man auch, daß der Indianer mit Vorliebe lüge, und in der Tat ist nicht zu leugnen, daß er es mit der Wahrheit keineswegs sehr genau nimmt, namentlich gern sich mit Notlügen hinauszuhelfen sucht — ganz so, wie das unsere Rassengenossen ebenfalls tun. Ich habe aber die Erfahrung gemacht, daß die Indianer der nördlichen Gebiete sich bei Auskünften wichtiger Art stets zuverlässig erwiesen oder aber daß sie, wenn irgend ein Mißtrauen sie beseelte, direkt, oder mit der durchsichtigen Notlüge „Ich weiß es nicht!" die Auskunft verweigerten, während ich bei mehreren südlichen Stämmen in derartigen Fällen ganz unverschämt angelogen wurde. Überhaupt wollte es mir in mancher Hinsicht scheinen, als ob die südlichen Indianerstämme Mittelamerikas, die auf einer viel tiefer stehenden alten Kultur fußen als die nördlichen, auch in bezug auf den Charakter dieselben nicht zu erreichen vermöchten.

Denjenigen Teil des indianischen Charakters, der durch Erziehung in Familie und Stamm erworben wird, bestimmt zweifellos noch durchaus die altindianische, durch Überlieferung nachwirkende Originalkultur der Indianer, und wo europäischer Einfluß hinzutritt, da wirkt er nur verwirrend und zerstörend, nicht hebend. Darum nötigt auch dem unbefangenen Beobachter der Indianer alten Stils stets eine gewisse Hochachtung ab, obgleich seine Charaktereigentümlichkeiten dem Europäer nicht immer bequem und sympathisch sind, während der von europäischem, bzw. Mischlingseinfluß durchseuchte Indianer daneben als ein innerlich haltloser, unzuverlässiger Mann erscheint. Europäische Kultur sollte eben fremden Völkern nicht gewaltsam aufgepfropft werden, wie dies tatsächlich fast überall auf der Erde geschieht, vielmehr sollten die fremden Völker auf Grundlage ihrer alten Kultur und unter möglichster Schonung derselben ganz allmählich in die Bahnen europäischer Zivilisation gelenkt werden; dann würde es in Zukunft nicht mehr heißen, daß die fremden Kulturen und Völker im Kontakt mit dem Europäer dahinsterben müßten und daß der Charakter der Wilden dabei verdorben würde.

Die Ethnographie im Dienste der germanischen Altertumskunde.

Von K. Rhamm. Braunschweig.

Wie kommt Saul unter die Propheten? Und wie kommt die heutige Ethnographie zu der germanischen Altertumskunde? Ich rede nicht von dem Versuche, Bräuche und Einrichtungen unserer Zeit auf die Urzeit unseres Volkes zurückzuführen, sondern von dem Versuche, sie in mehr geschichtlicher Weise zur Vervollständigung unserer Kenntnis von den Völkerbewegungen und Stammverwandtschaften der Urzeit zu benutzen.

Wir haben freilich eine Schrift von Bremer: „Die Ethnographie der germanischen Stämme", aber das, was man sonst unter diesem Worte zu verstehen pflegt, wird man hier vergebens suchen: nämlich eine Zusammenfassung sämtlicher uns erhaltener Nachrichten oder auf irgend einem Umwege erschließbaren Kundschaft über die bestimmenden und scheidenden Besonderheiten der alten Stämme. Bremer beschränkt sich im wesentlichen auf Darlegungen über die wechselnden Wohnsitze der einzelnen Urstämme und über die Abgrenzung derselben bis zu ihrer letzten Niederlassung und ihrem Aufgehen in die großen Grundstämme, aus denen das deutsche Volk erwachsen ist, alles andere ist Einleitung oder Verbrämung. Ein Versuch, Tatsachen der heutigen Volkskunde mit der Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Stamme in Verbindung zu setzen, ist nirgends gemacht, wiewohl die Heranziehung der Mundarten, die doch in weiterem Begriff gleichfalls der Volkskunde angehören, zur Bestimmung der Herkunft der ostelbischen Ansiedelungen zeigen darf, daß diese Verhältnisse nicht als grundsätzlich ausgeschlossen gelten können. Indes schon die Einwände, die Wrede gegen Bremers Aufstellungen erhoben hat, zeigen, wie trügerisch die Benutzung gerade der Mundarten ist, zumal wenn man, wie das bei diesen Untersuchungen der Fall, das ganze Gewicht auf die Formen legt. Ein paar Wörter der brandenburgischen Mundart, die sich nur am Niederrhein wiederfinden, geben uns mehr Aufschluß über die Heimat der Masse der deutschen Grundbevölkerung in der Mark, als alle sprachwissenschaftlichen Untersuchungen. In der gesamten Mark bis tief in die Lausitz hinein drischt man nicht auf der „Däle", auch nicht auf der „Tenne", sondern auf der (Scheunen-) „Flur", wie am Niederrhein auf der (dorsch-) „vloer", man bringt das Getreide nicht in „Bansen", sondern in „Tassen" (niederl. „tas", Haufe von Garben, „tassen", bansen, vlämisch „tas", Banse, ein altes Lehnwort aus dem keltischen bzw. französischen tas), man stützt den Fachwerkbau nicht auf „Ständer" noch auf „Säulen", sondern gut niederrheinisch auf „Stiele". Auch die berühmten „Laubenhäuser", die sich von der Mittelmark bis in die polnischen Weichselgelände ziehen und die Henning (Das deutsche Haus) zu einer Zeit, als ihre weite Verbreitung noch nicht bekannt war, auf die Goten hinführen wollte, sind holländischer Abkunft; denn nur in gewissen Gegenden des Niederrheins (z. B. in Südholland und Nordbrabant [1]), sonst nirgend in Deutschland, hat das Haus die Tür auf der Giebelseite, die in alter Zeit bei reinem Holzbau durch eine Vorlaube geschützt zu werden pflegt [2]).

Ich will mit Bremer über die Richtigkeit jener Überschrift nicht rechten, es kommt mir nur darauf an, festzustellen, daß der vorliegende Aufsatz es umgekehrt mit volkskundlichen Tatsachen unserer Zeit und der Frage zu tun hat, ob und inwieweit sie zur Kenntnis der von Bremer behandelten Stammesverhältnisse zu verwerten sind. Eine große Reihe der schwierigsten Fragen harrt hier noch ihrer Lösung. Was z. B. die Zusammensetzung der großen Grundstämme, wie sie bei dem Ablaufen der Völkerwanderung abgeschlossen ist, und die Zuweisung der taciteischen Urstämme in den einen oder anderen betrifft, so kann man kaum sagen, daß die Forschung seit dem grundlegenden Werke von K. Zeuß (Die Deutschen und ihre Nachbarstämme) trotz allem, was darüber geschrieben und gestritten, erheblich fortgeschritten ist oder daß sie auch nur in bezug auf einen einzigen jener Stämme zu einem allgemein anerkannten Ergebnis geführt hat. Nehmen wir die salischen Franken, so haben wir die Ansichten von Schröder (Bataver), Dahn (Bataver und Sigambrer), Much (Chauken), Bremer (ein neuer Stamm, vielleicht Zweig der Chamaver). In manchen dieser Fälle aber kann die heutige Volkskunde, wie ich meine, sich nützlich erweisen.

Tacitus berichtet bekanntlich, daß die „Urstämme", wie ich sie zur Unterscheidung von den späteren „Grundstämmen" der deutschen Geschichte nennen will, Wert darauf legten, sich voneinander durch möglichst breite, öde Markwildnisse abzuscheiden. Falls diese Abgeschiedenheit lange Zeit, Jahrhunderte andauerte, so ist anzunehmen, daß sich bei den einzelnen Stämmen Besonderheiten ausbildeten und innerhalb der Stammesgrenzen verbreiteten, ja es ist denkbar, daß der Stamm darauf hielt, sich durch gewisse Eigentümlichkeiten kenntlich zu machen und eine gewisse Gleichförmigkeit zur Schau zu tragen, wobei nicht nur an Äußerlichkeiten, wie Haartracht, Bewaffnung, Kleidung, sondern auch an Recht, Kultus und Sitte, am wenigsten vielleicht an Sprache und Wirtschaft zu denken ist. Wenn wir z. B. von den Goten bezeugt finden, daß sie durch einen besonderen körperlichen Typus auffielen [3]), so müssen wir schließen, daß das Sonderleben der Urstämme sich unter Umständen nicht auf Jahrhunderte, sondern Jahrtausende erstreckt haben muß.

Diese Vereinzelung nahm im Verlaufe der Wanderungen ein Ende, auf friedlichem Wege oder durch Gewalt. Die Urstämme flossen zu größeren Vereinigungen zusammen, die auch durch die staatlichen Gebilde, die auf ihrer Grundlage entstanden, nicht soweit überwunden wurden, um nicht noch auf Jahrhunderte hinaus das Gefühl stammlicher Zugehörigkeit und damit in gewissen Grenzen die Möglichkeit einer gleichmäßigen Entwickelung neuer Besonderheiten zu bewahren. Dadurch aber wird die Sache noch verwickelter als sie schon ist. Es genügt, auf den Fall des sächsischen Einbaues hinzuweisen, der sich in seiner Verbreitung im allgemeinen noch heutzutage an die alten Grenzen des Stammes bindet, und von dem ich in der Lage bin, zu beweisen, daß er auch im Südosten erst in geschichtlicher Zeit durch das Vordringen des thüringischen Hofbaues von der alten Grenze des Thüringerreiches an Oker und Harz bis auf die Höhe der Leine und der Wesergebirge zurückgeworfen ist. Aber ebenso sicher ist es, daß die Angelsachsen von einem ähnlichen Baue nichts wußten; das ergibt sich einmal aus dem Fehlen des Wortes „Däle" für den großen Dresch- und Mittelraum des sächsischen Hauses, der nach seinem Begriff von dem sächsischen Hause ausgegangen ist und bei uns da, wo dies selbst verschwunden, sich als Benennung der Hausflur behauptet hat, sodann daraus, daß die Angelsachsen eine besondere Scheune (bern) hatten, die sich nach bestimmten Andeutungen der Gesetze nicht nur bei den Grundherren, sondern auch bei den Bauern fand [4]).

Jedermann wird zugeben, daß gewisse Besonderheiten der Urstämme sich auch nach ihrer Auflösung erhalten konnten, vielleicht bis auf unsere Tage, wenn auch nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, doch erkennbar in ihrem Kern; aber woher sollen wir die Mittel nehmen, sie mit

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Der heutige Stand der deutschen Hausforschung" im Globus, Bd. 70, S. 184, Abb. 3.

[2]) Noch heute nennt die polnische Volkssprache die deutschen Bauern in ganz Kujavien bis zur märkischen Grenze Olandry, „Holländer"; vgl. Kolberg, Lud, Bd. III, S. 61; Bd. X, S. 33, Anm. 1.

[3]) Ein im Verhältnis zu dem starkgebauten Oberkörper schwaches Untergestell. So Eunapius, s. v. Hörmann in der Zeitschr. d. deutsch. u. österr. Alpenv. 1901, S. 110.

[4]) R. Schmid, „Gesetze der Angelsachsen", Anhang III, S. 452. Der Zinsbauer muß für den Grundherrn drei Äcker aus seiner eigenen Scheune (bern) besäen usw.

einem bestimmten Urstamme in Verbindung zu setzen! Hier ergibt sich eine ganze Reihe von Möglichkeiten. Einer der günstigsten, aber seltenen Fälle ist der, daß ein ausgewanderter Zweig in fremdem Lande vor den Kulturbewegungen der alten Heimat geschützt wurde und dadurch in der Lage war, eine Besonderheit zu bewahren. Wir finden bei den Deutschen der ungarischen Zips, die im 12. Jahrhundert, nach ihrer Mundart zu schließen, vom Niederrhein zugezogen sind, Reste eines Einbaues, der an Ort und Stelle, wo nirgend in der Nachbarschaft unter Slawen und Magyaren ähnliche Bauten vorkommen, nicht entstanden sein kann, mithin aus der alten Heimat mitgebracht sein muß, und der insofern eine gewisse Ähnlichkeit mit dem sächsischen Einbau zeigt, als die Dreschtenne gleichfalls der Länge nach angelegt ist, der sich jedoch dadurch unterscheidet, als sie nicht von Giebel zu Giebel die Mitte des Hauses durchquert, sondern die eine Langseite einnimmt, während die andere Langseite von den Wohnräumen und Stallungen eingenommen wird, so daß das Gebäude eine Zweiteilung aufweist [5]). Wir schließen daraus, daß der Zipser Bau sich um den Anfang des Jahrtausends am Niederrhein gefunden haben muß und zwar in ziemlich beträchtlicher Verbreitung. Indes ist heutzutage an Ort und Stelle nichts derartiges zu finden; im Süden des Rheins herrscht durchweg der getrennte Bau, nur in der sog. Meierei von Herzogenbusch in Nordbrabant findet sich auf beschränktem Raume ein Einbau, der jedoch mit dem Zipser nicht die geringste Verwandtschaft zeigt [6]). Nun ist es eine bekannte Tatsache, daß die großen Einbauten in geschichtlicher Zeit vor dem getrennten Bau fast überall im Rückgange begriffen sind [7]), und der Umstand, daß sofort im Norden des Rheins, durch ihn geschützt, eine ganze Anzahl verschiedener Einbauten, zum Teil auf kleinem Raume, auftreten, macht es wahrscheinlich, daß in den offenen Geländen von Brabant und Flandern ein ähnlicher Vorgang dem von den wallonischen Gebieten her vordringenden getrennten Bau zum Siege verholfen hat. Diese Vermutung wird zur Gewißheit erhoben durch eine Eigentümlichkeit der sog. Brabanter Scheune [8]), die sich nirgend in Deutschland wiederfindet und darin besteht, daß die Dreschtenne nicht quer durch, sondern der Länge nach vorgelegt ist, also gerade wie bei dem Zipser Einbau. Diese Langtenne erklärt sich, vereinzelt wie sie dasteht, am besten als eine Herübernahme aus jenem Bau, in welchem sie nicht nur das Amt einer Tenne versah, sondern, gleich der niedersächsischen Däle, auch das einer Hausflur und vielleicht selbst Küche. Auf Grund dieser Übereinstimmung nehme ich an, daß der Zipser Einbau ehedem auch in dem Bereiche der Brabanter Scheune geherrscht hat, und da Brabant ohne Zweifel altsalisches Land ist, sehe ich in dem Zipser Hause den alten Bau der Salier. Daß auch in der Stelle der lex Salica (16), wo von einer scuria cum animalibus, also einer Scheune mit eingestelltem Vieh, die Rede ist, eine Anspielung auf einen Einbau gefunden werden kann, habe ich schon in meinem früheren Aufsatze im Globus (S. 183) berührt. Daß daneben eine besondere casa erwähnt wird, darf nicht beirren, da das Haus wohl bei den Gemeinfreien (minofledi) in die scuria eingebaut war, aber nicht bei den Hochfreien, den eigentlichen Saliern, die von dem Gesetz in erster Linie berücksichtigt werden und die ein Saalhaus besaßen, das stets und überall ein besonderes Gebäude war. Dies ist vielleicht der einzige Fall, in dem wir mit einer gewissen Sicherheit einen noch heute in seinen Grundzügen erhaltenen Bau eines Urstammes, für den die Salier doch gelten dürfen, erschließen können.

Gehen wir zu anderen Möglichkeiten über. Gesetzt, wir haben eine Besonderheit ausgelöst, von der wir a priori annehmen dürfen, daß sie auf die Urzeit zurückgehen kann, so gilt es, zunächst die Grenzen ihrer Verbreitung festzustellen. Wenn diese mit den Grenzen eines geschichtlich bekannten Urstammes zusammenfallen, haben wir den günstigsten Fall. So hat Landau in seinem „Hessengau“ (S. 231) darauf aufmerksam gemacht, daß die alte Grenze zwischen dem Hessengau und dem Lahngau noch heute ziemlich genau durch die Grenze zwischen dem Pflug auf jener, dem Haken auf dieser Seite bezeichnet wird, und dem entspricht die Rechnung nach Äckern dort, nach Morgen hier. Ein solches Zusammentreffen gewinnt dadurch erhöhte Wichtigkeit, daß es einen Hinweis auf die Stetigkeit der benutzten Einrichtungen enthält, und vertieft im vorliegenden Falle unsere geschichtliche Kenntnis, indem es zeigt, daß die Abscheidung beider Gaue (und vielleicht die Gaueinteilung überhaupt) nicht auf Zufall und Willkür beruht, sondern einen ethnographischen Hintergrund hat, der hier dahin zu setzen ist, daß der chattische Urstamm auf den Hessengau beschränkt war, ein Umstand, von dem wir sonst keine Kenntnis haben, auch nicht durch die Mundarten.

Ein anderer Fall ist der, daß eine Besonderheit sich heute auf einem beschränkten Gebiete hält, ohne daß die aufzufindenden Grenzen bestimmte Hinweise erkennen lassen. Hier ist darauf zu achten, ob der Besonderheit andere Besonderheiten gegenüberstehen, die auf gleiches Alter und gleiche Selbständigkeit Anspruch machen können, so daß es sich nur um eine Verschiebung von alten Grenzlinien handeln kann. Wenn wir wahrnehmen, daß die Frauen der alten Stadt Bardowiek auf dem Kopfe tragen, und hören, daß ehedem die gleiche Gepflogenheit in der Umgebung geherrscht hat, während eine weitere Verbreitung über die Nachbarschaften dadurch ausgeschlossen ist, daß hier andere, ihrer Art nach ebenso alte Bräuche gelten, im Norden zwischen der unteren Elbe und Weser das Tragholz (Joch, Schanne), im Süden der Rückenkorb (Kiepe), so ist der Schluß kaum zu umgehen, daß als der alte Sitz des Kopftragens in diesen Gegenden der Bardengau zu betrachten und daß diese Gewohnheit auf einen Rest langobardischer Bevölkerung zurückzuführen ist. (Über andere Hinweise vgl. v. Hammerstein-Loxten, Der Bardengau.)

Wieder ein anderer Fall ist der, daß eine Besonderheit in zwei (oder mehreren) ganz getrennten Örtlichkeiten auftritt unter Umständen, die eine selbständige Entstehung oder den Ausfall eines geographischen Mittelgliedes ausschließen, so daß nur die Annahme der Spaltung eines Urstammes übrig bleibt. Im ganzen Südosten von Niedersachsen haben wir als Rückentragkorb die „Kiepe“, überall, soweit der Name reicht, von der nämlichen Form, bauchig, mit abgerundeten Ecken, geflochtenem Boden, oben abgeschlossen durch einen umlaufenden Ring, mit drei oder vier kurzen Füßen. Im fränkischen Thüringen südlich der Unstrut und in Hessen erscheinen mit anderen Benennungen (thür. Graskorb, hess. Keez, ostfränk. Zaun usw.) auch ganz andere Formen: die Seiten sind flach mit scharfen Ecken und oben überstehenden Eckstöcken, der Korb verengt sich stark nach unten, wo er bei der Keez durch ein hölzer-

[5]) Fuchs, „Das Haus des Zipser Oberlandes“, in den Mitteilungen der Anthrop. Ges. zu Wien, Bd. 29, S. 1 ff.

[6]) Vgl. die Abbildung im Globus, Bd. 70, wie schon in Anmerk. 1 angegeben. Meine dort ausgesprochene Vermutung, daß dies der altsalische Bau gewesen, gebe ich auf.

[7]) Vgl. meine bezüglichen Darlegungen im Globus, besonders für den alemannischen und bajuvarischen Bau.

[8]) Schwerz, „Anleitung zur Kenntnis der belgischen Landwirtschaft“, Bd. I, S. 98 u. 382.

nes Brett geschlossen wird. Einen Übergang bildet der Göttinger „Korb" am Südrande des Harzes, der die bauchige Gestalt der Kiepe mit dem Holzboden der Keez vereinigt. Nun findet sich im Bayerischen Walde, in den Grenzgebieten der Oberpfalz und Niederbayerns, ein Tragkorb, der in seiner Form die größte Ähnlichkeit mit der „Kiepe" zeigt und denselben Namen führt, denn „Kiem" (nach eigener Ermittelung, fehlt bei Schmeller-Frommann, Bayerisches Wörterbuch), wie das Wort ausgesprochen wird, ist offenbar aus „Kiebn" verschlissen, infolge eines unorganischen angehängten n, eine in der bayerischen Mundart nicht seltene Erscheinung. Auch hier muß ein Zusammenhang bestehen, obgleich er schwer zu erklären und sicher nicht auf eine Verpflanzung von Sachsen zurückzuführen ist, da diese jene Kiepenstriche des sächsischen Südosten kaum berührte. Daß der gesamte bajuvarische Stamm die „Kiem" gehabt, ist deshalb ausgeschlossen, weil im Süden der Donau auf dem Kopfe getragen wird und im Hochgebirge, wo der Tragkorb wieder erscheint, dieser andere Formen zeigt und jene Benennung nicht kennt.

Es ist selbstverständlich, daß ein ethnographischer Hinweis um so schwerer wiegt, je mehr Besonderheiten sich durch annäherndes Zusammenfallen ihrer Abgrenzung vereinigen. Auf eines darf aber besonders aufmerksam gemacht werden. Sobald es sich um Rückschlüsse auf urzeitliche Stammeszugehörigkeit handelt, sind, wie leicht einleuchtet, diejenigen Verhältnisse am tauglichsten, die ihrem Wesen nach am wenigsten durch die Kulturströmungen oder überhaupt durch nachbarliche Wechselbeziehungen berührt werden, indem ihre Beschaffenheit, ob so oder so, für den Zweck, dem sie dienen, gleichgültig ist. Auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Geräte z. B. gilt dies für die Formen der Egge, des Rechens gegenüber denen des Pfluges. Ob der Kamm des Rechens mit dem Stiel durch eine natürliche Gabelung oder durch eine Spaltung, oder durch einen oder mehrere Bügel, oder endlich durch eine Verbreiterung des in den Kamm eingelassenen Stielendes verbunden ist, macht keinen besonderen Unterschied. Die Rückenkörbe wiederum passen sich nach ihrer verschiedenen Form, ob flachseitig oder bauchig, hoch oder niedrig, den Tragmuskeln in verschiedener Weise an und erzeugen eine andere Gewöhnung, so daß sie ungern gewechselt werden. In noch höherem Maße gilt dies natürlich von den verschiedenen Arten des Tragens überhaupt. Ein Rückenkorb wird dort, wo er nicht Landesbrauch ist, scheel angesehen, das Kopftragen will von Jugend auf geübt sein, ähnlich das Schulterjoch, bei dem die Traglast sich auf beide Seiten verteilt. Eine weitere Frage ist die, ob die Unterwerfung eines Stammes, dessen Mitglieder zu Hörigen oder Sklaven herabgedrückt werden, wie das z. B. von den Langobarden mit einem Teil der Gepiden geschehen ist, zu der Einbürgerung von fremden Gepflogenheiten zunächst auf seiten der dienenden Klasse führen kann. Eben die eigentümliche Verbreitung des Kopftragens auf deutschem Boden, das in den ältesten Sitzen im Osten der Weser und im Norden des Mains fast unbekannt ist, wie auch im skandinavischen Norden, kann zu einer derartigen Vermutung Anlaß geben.

Ich wende mich nun zu einer Aufzählung der Hauptgebiete, die nach meiner Ansicht für eine verspätete Ährenlese in Frage kommen. Das sind 1. die Körperlichkeit [9]). 2. die Tracht, 3. die bäuerliche Hofwirtschaft, insbesondere die Gebäude, aber nicht nur das Haus, sondern auch die Wirtschaftsgebäude und ihre verschiedenartige Einrichtung; 4. die bäuerliche Feldwirtschaft: die landwirtschaftlichen Geräte, Behandlung des Getreides, wie geschnitten (Sense, Sicht, Sichel), wie getrocknet (Stiege, Hocken, Schock) wird usf; 5. die mythologischen Gestalten. Bei dem beschränkten Raume, der mir für diesen Anlaß zugemessen ist, muß ich darauf verzichten, aus jedem der fünf genannten Felder ein Beispiel zu geben, zumal Nr. 3 (Hausbau der Zips) und Nr. 4 (die Kiepe) ohnehin schon gestreift sind, und beschränke mich auf Nr. 2, die ohnehin wenig ausgiebig ist.

Lassen wir vereinzelte Spuren beiseite, so bliebe für unsere Betrachtung die Haartracht, die Beschuhung und das Antlitztuch, von denen ich jedoch an dieser Stelle nur einer Besonderheit, der Beschuhung, gedenken kann: ich meine den Holzschuh, der nach meinem Dafürhalten bei einer ganzen Reihe germanischer Stämme die älteste Beschuhung der Bauern gewesen ist. A. Kirchhoff hat vor Jahren in einem Aufsatze der Fleischerschen Deutschen Revue, der seinem ganzen Inhalte nach besser ungeschrieben geblieben wäre, unter anderen befremdlichen Behauptungen auch die aufgestellt, daß der Holzschuh ein Erzeugnis der feucht-kühlen Meeresnähe sei, „unübertrefflich schützend gegen Erkältung der Füße". (2. Jahrg. „Das deutsche Land als Mitbildner des deutschen Volkes", S. 70.) Dagegen meint Riehl (Wanderbuch, 3. Aufl., S. 103): „Holzschuhe bezeichnen eben den feinsten Boden, in den Bergen kann man sie nicht tragen." Das eine ist so unrichtig wie das andere. Bei der Kirchhoffschen Annahme müßten wir erwarten, die Heimat dieser Beschuhung bei den Friesen zu finden. Indes sind nach Clement die Holzschuhe den Nordfriesen ganz fremd, und auch nach den altfriesischen Gegenden scheint wenigstens der Vollschuh aus Holz, nach seiner Benennung „Klompen" zu urteilen, erst aus der holländisch-westfälischen Nachbarschaft geraten zu sein. Die Heimat des Holzschuhes in seiner urwüchsigsten Gestalt als Vollschuh haben wir in der friesischen Nachbarschaft zu beiden Seiten, im Norden bei den Jüten, im Westen bei den Niederländern. Der Nordfriese sieht auf den Jüten herab wegen einer gewissen Ungeschlachtheit und Unbeholfenheit, die dadurch befördert wird, daß er von Kindesbeinen bis zum Greisenalter in jenen Holzschuhen geht. Auf der anderen Seite finden wir dieselben Vollschuhe aus Holz in Holland, von wo sie unter dem bezeichnenden Namen „Klumpen" rheinaufwärts bis in die Gegend von Elberfeld gehen und nach Osten nach Westfalen hinein bis gegen die Weser hin reichen [10]). In Niedersachsen sind derartige Vollschuhe nicht üblich; soweit dort Holzschuhe (Hölschen) getragen werden, bestehen sie aus einer Holzsohle mit Oberleder. Je tiefer nach dem inneren Deutschland herein, desto mehr verlieren sich auch diese Holzpantoffeln, war doch schon im ausgehenden Mittelalter das Abzeichen der Bauern der Bundschuh, der nicht einmal eine Holzsohle verträgt. Der Umstand jedoch, daß der Holzschuh gegen die Alpen zu wieder erscheint und in diesen Gebirgen selbst noch heute weit verbreitet ist, läßt es zweifelhaft, ob er nicht im Flachlande früh das Feld geräumt hat.

In den bajuvarischen Alpen zunächst stoßen wir viel-

[9]) Trotz der schier unendlichen Zeit und Arbeit, die auf Schädel- und Körpermessungen verschwendet ist, hat es meines Wissens nicht gelingen wollen, ein einzelnes Maß bzw. eine Kombination von Maßen aufzufinden, die sich zur Festlegung von Stammesunterschieden benutzen ließe. Und doch gibt es nach meinen Beobachtungen Unterschiede, die so scharf und auffallend sind, daß sie zu messen sein müßten; aber man muß diese Unterschiede im einzelnen Falle kennen, ehe man mißt, und das ganze Meßverfahren danach einrichten. Auch dann freilich läßt sich nicht alles mit Zirkel und Maß zu Papier bringen.

[10]) Im Osnabrückschen und noch in Diepholz „schwere Holzschuhe". Festschrift zur Säkularfeier der Landw. Gesellsch. zu Celle 1864, S. 169.

fach auf den Holzschuh, wenn er auch im Zurückweichen begriffen ist. Er geht hier unter verschiedenen Benennungen, die möglicherweise alte Stammesverschiedenheiten andeuten. In Tirol bis in die oberbayerischen Gebirge hinein führt er den Namen „Knospen“, der in dem wälschen Anteile zu cospo verdorben wird. Für das Alter und die einstige Bedeutung der Knospen haben wir die klassische Stelle in den Gedichten des Minnesingers Oswald v. Wolkenstein (3, 2, 17), der sich beklagt, daß er auf seinem Ansitz im Grödnertal leben müsse unter „knospot leut“, d. h. unter Holzschuhe tragenden Bauern, er, der lederbeschuhte Ritter. Hieraus ergibt sich, daß noch im späteren Mittelalter die alltägliche Beschuhung der Bauern zunächst in Südtirol die Holzknospen waren. Heutzutage finden sich die Knospen noch in den verschiedensten Talschaften, und zwar werden sie, nur durch einen Querriemen gehalten, auch auf den Almen getragen (so im Ötztal „wegen sicheren Schrittes“!), wo man sie am wenigsten erwarten sollte. Dagegen erscheinen die Knospen meines Wissens nie als Vollschuhe. Was Schmeller von den Knospen im bayerischen Gebirge bemerkt, daß ihr Oberteil aus Schienen von Legföhren geflochten sei, mag auch in Tirol vorkommen und ist jedenfalls ursprünglicher als das Oberleder. Außerhalb ihrer tirolischen Heimat finden sich die „Knospen“ nach Osten in zwei Enklaven. Einmal im Ausseer Ländchen, dessen Bewohner sich, wie jedem Beobachter auffällig ist, vor ihren Nachbarn körperlich wie geistig auszeichnen und gegen die unsauberen Steirer schon durch ihre außerordentliche Reinlichkeit ebenso abstechen wie die Tiroler, insbesondere Südtiroler, gegen die eigentlichen Bayern (so werden die Knospen stets im Vorhause ausgezogen und nicht mit in die Wohnung genommen). Die andere Enklave ist die deutsche Sprachinsel Gottschee in Unterkrain, deren Bewohner uns in bezug auf ihre Herkunft bis heute ein ungelöstes Rätsel aufgeben. Der Hinweis auf die Goten wird meist abgelehnt, wiewohl eine alte Urkunde die Gegend von Castua bei Fiume als contrada de Gotiis bezeichnet. Nach Westen zu finden sich die „Knospen“ nach dem Schweizer. Idiotikon Staubs und Toblers in Graubünden, dem St. Galler Rheintale und in Wallis.

Betrachtet man die Verbreitung der „Knospen“ über den Südrand der Alpen hin von Wallis bis Gottschee mit ihrem Mittelpunkte in dem nach Italien zu breit geöffneten Tirol, so liegt es doch nahe, an versprengte Gotenreste zu denken [11]).

Der echte bajuvarische Name für den Holzschuh möchte „Zockel, Zuckel“ sein. Diese Benennung herrscht im Osten der bajuvarischen Alpen, im östlichen Pustertal (Tschoggl), Kärnten, Steiermark, von wo er auf die Slowenen übergegangen ist (cokla). Da der „Zuckel“ nach Schmeller auch an der oberen Isar auftritt, und da er nach weiteren Angaben dort in früherer Zeit noch tiefer im Flachlande bekannt gewesen sein muß, auch Holzschuhe (Schmeller unter „Irsch“) aus der Gegend von Passau erwähnt werden, mir auch in Oberösterreich aufgestoßen sind („Trittling“ bei Kremsmünster), scheint ein allgemeines Zurückweichen des Holzschuh gegen die Gebirge zu stattgefunden zu haben.

Heutzutage besitzen Zockel wie Knospe regelmäßig ein Oberleder, soweit sie nicht einfach durch einen ledernen Riemen über dem Spann gehalten werden, indessen scheint das Leder bei beiden erst an die Stelle eines Geflechtes aus Spänen getreten zu sein, das hier die ursprüngliche Gestalt des eigentlichen Holzschuh dargestellt hat — Vollschuhe aus Holz, wie in Jütland und am Niederrhein, kommen meines Wissens in den Alpen nicht vor. Schmeller erwähnt dies Geflecht von Legföhren noch aus dem Anfange des vergangenen Jahrhunderts sowohl für den Zuckel der oberen Isar, wie für die Knospen des benachbarten Gebirges. Für letztere wird es sodann von P. v. Radics für das entlegene Gottschee bezeugt (Österr. Revue 1864, S. 210 f.): „knoshpen mit dicker Hohlzsohle und Bastüberzug“ bei einem Hirtenknaben. Für den Zockel ähnlich nach meinen eigenen Ermittelungen vor bald 20 Jahren bei den Windischen in Kärnten (Umgegend von Klagenfurt) und Oberkrain (Gegend von Stein). Der Zockel (cokla), dessen Sohle aus Ahorn, war oben durch ein Geflecht von Lärchenspänen geschlossen und wurde außerdem über dem Spanne durch ein Holzband von 2 Zoll Breite befestigt, das unten durch ein Loch in der Sohle gezogen und nach dem Maße des Fußes verkeilt wurde. Nach neuerlicher Mitteilung ist diese Urgestalt des Zockel aus der Gegend von Klagenfurt gänzlich verschwunden: nur ein alter Mann im deutschen Görtschitztal sollte sie noch anfertigen.

Befremdlich genug scheint Schmeller sowohl „Knospe“ wie „Zockel“ für Fremdwörter zu halten. Am wenigsten Anlaß liegt bei „Knospe“ vor, das in verwandter Bedeutung mit den ähnlich anlautenden Knorren (mittelhd. ist Knospe = Knorre), Knorz, Knoten, Knust usw. für einen harten Auswuchs gebraucht wird. Das wälsche cospo [12]) ist lautlich geboten, da die italienische Sprache die Verbindung kn nicht kennt und entweder auflöst (canedulo, „Knödel“) oder, wie hier, vereinfacht. Auch kommt cospo schon in der norditalienischen Mundart nicht mehr vor, und das italienische Wort ist zoccolo, das wohl von den Langobarden stammt [13]). Auch das neugriechische τζόκαρον ist aus dem Italienischen entlehnt, wie schon das τζ anzeigt, das nur bei Lehnwörtern vorkommt. „Zockel“ stammt von „zocken, zucken“, und der Name „Zockelschuh“ deutet auf den durch den Holzschuh bedingten „zockeluden“ Gang, wie man ähnlich in Niedersachsen von einem „Zuckeltrab“ spricht.

In den Schweizer Alpen scheinen die Holzschuhe ebenso heimisch gewesen zu sein; wenigstens erinnere ich mich, in dem alten Cottaschen „Morgenblatt für gebildete Leser“ gelesen zu haben, daß die Urschweizer ihre Schlachten in Holzsandalen geschlagen hätten, und nach einer schriftlichen Mitteilung aus Unterwalden werden dort noch heute im Tale wie auf den Almen Holzschuhe, „Holzböden“, getragen, entweder blos mit Lederriemen oder ganzer Ledereinfassung. Endlich ist der Holzschuh (traesko) auch in den Gebirgen von Norwegen allgemein.

Hiernach ist es denkbar, daß in der Urzeit der Holzschuh bei den Germanen und Galliern [14]) die volkstümliche Beschuhung war, wie bei den alten Slawen und Litauern die Bastschuhe.

[11]) Daß selbst im Italienischen trotz der nachgehenden langobardischen Überflutung gotische Lehnwörter sich erhalten haben können, zeigt das norditalienische „tosa“, Mädchen, das dem südschwedisch-gotischen „tös“ mit gleicher Bedeutung entspricht. Wie ich nachträglich sehe, verficht A. Schiber (Zeitschr. d. deutsch. und österr. Alpenver. 1902, S. 62 ff. und 1903, S. 67 ff.) aus anderen Gründen die gotische Herkunft des Deutschtums am Südrande der Alpen von Wallis über Tirol hin bis Gottschee.

[12]) Wenn cuspus, κούσπος, auch bei Ducange erscheint (dreimal belegt), so ist das nicht zu verwundern, sofern sogar das entlegene südslawische cipela, „Schuh“, in das Mittellateinische geraten ist (zipellus).

[13]) Das slowenische cokla gehört zu den zahlreichen alten Entlehnungen aus dem Deutschen.

[14]) Wie die französischen Bauern, so gehen die Bewohner der nach ihrer Abstammung benannten spanischen Provinz Galizien im Gegensatz zu den übrigen Spaniern in Holzschuhen und gelten bei ihnen als plump und unbeholfen.

Auch hier wie auf dem gesamten Felde der germanischen Ethnographie gilt die Mahnung, in letzter Stunde zu sammeln, was noch zu retten ist. Die echten Zockeln werden in kurzer Zeit gänzlich verschwunden sein. In bezug auf den Hansbau hat man ja regierungsseitige Aufnahmen veranlaßt, von denen ich mir jedoch für den vorliegenden Zweck wenig verspreche, da sie hauptsächlich die kulturhistorische Seite berücksichtigen und die Nebengebäude vernachlässigen. Am übelsten ist es um die Sammlung der Geräte bestellt. Der alte merkwürdige Pflug von Fehmarn ist auf der Insel selbst verschwunden, aber in einem Exemplar in dem Museum von Altona, in einem Modell in dem von Burg erhalten. Ob die alte „Slupegge" der Landschaft Angeln, die ihr einziges Seitenstück in der bis nach Böhmen (Teschener Egge) gewanderten Egge des östlichen Thüringen hat, irgendwo aufbewahrt ist, weiß ich nicht. Es gibt noch merkwürdige Gerätschaften bei uns, die niemand kennt, weil niemand danach gesucht hat; so der schleswigsche hotyv (tyv dänisch sowohl „Gabel" wie „Dieb"), eine Art Speer mit Widerhaken, der in das in der Scheune festgestapelte Heu gestoßen wird, um es herauszureißen, von den plattdeutschen Bauern als „Heudieb" erklärt, weil das Vieh, dem zwei Arme voll gebühren, angeblich bei dem aufgelockerten Heu zu kurz kommt; in westfälischen Strichen eine Art Knotenstock, um den Wassereimer über der Schulter zu tragen usf. Wenn die Regierung kostspielige Expeditionen ausrüstet, um bei entlegenen Stämmen, die uns nicht näher berühren, Töpfe und Fetische aufzukaufen, so sollte sie doch auch Mittel finden, um die Geräte des eigenen Volkes vor der Vergessenheit zu retten.

Der Kampf der Sonne mit den Sternen in Mexiko.

Von K. Th. Preuß. Steglitz-Berlin.

Die mexikanische Religion tritt den meisten Forschern so fremdartig entgegen, daß bis auf den heutigen Tag ihre mannigfachen, sich scheinbar widersprechenden Erscheinungen den Gedanken an Einheitlichkeit nicht haben aufkommen lassen. Und doch kann nur eine einheitliche entwickelungsgeschichtliche Anschauung, die alle Tatsachen bezwingt, die Gewähr für die Richtigkeit selbst vieler Einzelbeziehungen, geschweige denn umfassenderer Ideen geben. Mit ein Knotenpunkt für eine solche einheitliche Auffassung ist der Kampf der Sonne mit den Sternen.

Ganz merkwürdig ist die Tatsache, daß alle Gottheiten als tzitzimime, als Schreckgespenster aufgefaßt werden, die Sterne waren und vom Himmel herabkamen [1]). Selbst Götter, die zweifellos Verkörperungen der Sonne sind, wie Uitzilopochtli, gehören dazu, und ebenso Erdgöttinnen, die als die Erde selbst gelten, wie Teteoinnan oder Coatlicue, die die Sonne, den Mond und die Sterne gebiert. Wenn sie in der Nacht aufgehen, so fallen (uetzi) oder steigen sie herab (temo): sie werden geboren (tlacati). Das ist meines Erachtens sicher der Grund, und zwar der einzige, weshalb diese drei Worte identifiziert werden. Sie stürzen herab wie die 400 Knaben — das sind ebenfalls die Sterne — in den See Cluapan in Salvador [2]). Man sieht sie im Wasser, deshalb sind sie herabgestiegen, ebenso wie in Mythen anderer Völker die Sterne besonders gern zum Wasser, z. B. als Schwanenjungfrauen, aber auch zur Erde herabkommen [3]). Den herabgefallenen Dämonen begegnet man oft auf den Wegen, wie die wandernden Stämme die herabgestürzten (huehuetztoque) Mimixcoua, die Wolkenschlangen, die Sterne des Nordhimmels in menschlicher Gestalt mit der „Sterngesichtsbemalung" (mixcitlalhuiticac) in den Steppen des Nordens trafen [4]). So erklärt es sich leicht, daß die unterirdischen Gottheiten, die man tief in der Erde wähnt, als Sterne heraufkommen und „herabfallen". Denn die Nacht ist das Produkt der Unterwelt.

Wie kommen aber alle Götter, auch die der Sonne, als Sterne an den Himmel?

Alle Dämonen der Sonnenwärme, des Feuers, des Regens, des Windes und der Vegetation, d. h. die Götter überhaupt, wurden, wie ich bewiesen habe [5]), geopfert, damit sie sich erneuten und ihre Gaben reichlicher spendeten. In den zahlreichen Menschenopfern, zu denen man besonders alle im Kampfe Gefangenen verwendete, tötete man die Götter. Die Mexikaner sahen nun auch die Erneuung in dem täglichen Aufgehen der Sonne und der Sterne. Sie hatten die Anschauung, daß die Sterne täglich von der Sonne getötet und geopfert wurden und in die Unterwelt herabstürzten, um am nächsten Tage neu zu erstehen. Infolge der Identität dieses Vorganges mit dem Opfertod, den die Götter erleiden mußten, wurden sie an den Himmel versetzt.

Belege für die mexikanische Auffassung, daß die Sonne mit den Sternen kämpft und die Besiegten geopfert werden, gibt es viele. Wenden wir uns zuerst dem Mythus zu. Der Sonnengott Uitzilopochtli springt in Wehr und Waffen aus dem Leibe seiner Mutter Coatlicue, und sofort besiegt und tötet er seine Schwester Coyolxauh, die offenbar der Mond ist, und seine Brüder, die 400 Südlichen (centzon uitznaua), die Sterne des Südhimmels. Wenn in dieser bekannten Sage gerade die südlichen Sterne genannt werden, so liegt das daran, daß den Mexikanern, wie wir sehen werden, gerade diese interessant sind. Denn der Kampf mit ihnen findet im Winter statt, wenn die Sonne nach Süden gegangen ist, und ist am schwersten.

Mit besonderen Einzelheiten wird ein entsprechender Mythus von Tezozomoc [6]) erzählt. Die Mexikaner, die auf ihrer mythischen Wanderung vom Sonnengott Uitzilopochtli geführt werden, lassen auf Geheiß des Gottes seine Schwester, die hier Malinalxoch genannt wird, aber wiederum offenbar der Mond ist, schlafend in Mechoacan (im Westen) zurück, weil sie eine böse Zauberin ist, die mit ihrem Blick töten kann und namentlich die Menschen im Schlafe durch Visionen furchtbar peinigt. Nach vielen Wanderungen gelangen sie nach dem Coatepec, dem Schauplatz der Geburt Uitzilopochtlis in der eben erzählten Mythe. Der Gott läßt sie hier ihre Stadt bauen und einen Ballspielplatz für ihn anlegen mit einem Loch in der Mitte. Es wird auf Befehl Uitzilopochtlis Wasser hineingegossen — das Loch heißt jetzt der Brunnen — und Weiden, Zypressen, Röhricht, weiße und gelbe Blumen gesät und

[1]) Vgl. die Feuergötter, Mitteil. d. Anthrop. Ges. Wien 1903, S. 154 ff.

[2]) Coleccion de Documentos ineditos para la historia de España, Bd. 57, S. 334.

[3]) Vgl. Frobenius, Das Zeitalter des Sonnengottes I, S. 304 ff., 357 ff.

[4]) Histoire de la nation mexicaine ed. Aubin, Codex de 1576, S. 7, Codex Boturini, Bl. 2 unten in Kingsborough, Antiquities of Mexico I.

[5]) Der Ursprung der Menschenopfer in Mexiko, Globus 86, S. 108 ff.

[6]) Cronica mexicana, C. 1, 2.

gepflanzt. „In dem Flusse, den sie dort fanden, vermehrten sich die Fische, Frösche, Axolotl, Krebse, Wasservögel und anderes Getier. Alle diese Anordnungen gibt der Gott, ohne daß sie ihn sehen. Das ist genau so, wie im vorigen Mythus der ungeborene Uitzilopochtli im Leibe seiner Mutter spricht. Dadurch wird offenbar das Wirken der Sonne vor dem Aufgehen gekennzeichnet, das in der Ausbreitung der Morgenröte liegt. Die Mexikaner führen alle Aufträge aus und sind sehr demütig gegen den Gott. Völlig unmotivierterweise wird er aber zornig auf sie, die nun plötzlich auch centzon uitznaua, die 400 Südlichen, genannt werden, und opfert seine Schwester, die jetzt auf einmal wieder da ist, aber wie im ersten Mythus Coyolxauh heißt, in dem „Wasserloch" des Ballspielplatzes, indem er ihr das Haupt abschlägt und das Herz herausreißt. Als nun der Tag anbricht, sehen die Mexikaner — centzon uitznaua — alle Körper (d. h. sich selbst) mit durchbohrter Brust daliegen: der Gott hat ihnen allen das Herz herausgerissen und es gefressen. Nun zerbricht Uitzilopochtli „das Rohr oder den Geburtsfluß", in dem er offenbar bis dahin gefangen war, „wendet sich nach dem großen See um, und als er ihn anbohrt, verläuft das Wasser", alles vertrocknet und verschwindet plötzlich. Diese Flut, die so oft bei der Geburt des Sonnengottes und bei dem Herauskommen der Menschen aus der Erde in so vielen Mythen allenthalben erwähnt wird, ist das Meer der Morgenröte, das sofort versiegt, sobald die Geburt vollendet ist. Daß hier aber auch die Vorfahren der Mexikaner mit den Sternen identifiziert werden, ebenso wie die Götter selbst, erklärt sich aus der Sternnatur der Toten, die wir noch kennen lernen werden.

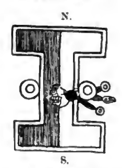


Abb. 1. **Ballspielplatz (tlachtli) mit Sonnenball, Morgenröte und dem Opfer der Sterne.** Codex Borbonicus 19.

Der Ballspielplatz (tlachtli), von dem in dem Mythus die Rede ist, wurde in Mexiko zu einem ursprünglich sicher religiös-zauberischen Spiel gebraucht. Die Plätze sind genau nordsüdlich angelegt[7]), wahrscheinlich damit an den beiden Längsseiten die zwei durchlochten Steine (tlachtemalacatl), die in der Abb. (1) durch je zwei konzentrische Kreise dargestellt sind, in genau ostwestlicher Richtung angebracht werden konnten. Deren Anordnung ist das Primäre und ergibt die nordsüdliche Orientierung ohne weiteres. Denn wollte man von Osten nach Westen spielen, so würde der Ball nie durch das enge Loch der Steine fliegen können, das nur so groß ist wie der Ball selbst. Die Löcher der senkrecht gestellten Steine waren natürlich nordsüdlich orientiert, wie es das Spiel mit sich brachte. Denn man spielte von den Längsenden und zählte als besten Wurf den Durchgang des Balles durch das Loch des betreffenden tlachtemalacatl. In unserem Mythus ist nur von einem Loch in der Mitte des Ballspielplatzes die Rede, offenbar weil es sich nur um den Sonnenaufgang handelt. Dieses Loch aber heißt in der Sage itzompan, „seine Schädelstätte", wie das Gerüst, wo die Mexikaner die Schädel der Geopferten auf einer durch die Schläfengegend gestoßenen Stange aufbewahrten. Es bezeichnet im Mythus also die himmlische Stätte, an der der Sonnengott aus dem Erdinnern erscheint und sofort das Opfer an den Sternen vollzieht.

Treffend wird durch den Mythus unsere Abb. 1 erklärt. Denn da sehen wir sowohl den Wasserstrom, d. h. die Morgenröte, aus deren Ende der schwarze Kautschukball, die Sonne, heraustritt, als auch einen Schädel als Repräsentanten des vollzogenen Opfers.

Dieselbe Anschauung behandeln auch einwandfrei je vier Bilder an parallelen Stellen dreier Handschriften[8]) (Abb. 2 bis 4). Alle vier stellen den Kampf der Sonne bzw. ihres Boten, der Gottheit des Morgensterns, mit den Sternen in dem Meer der Morgenröte dar und stempeln den Ort des Sonnenaufganges als die große Opferstätte. Denn der Morgenstern vermag in der Morgenröte zu existieren, und schon diese besiegt die Sterne und opfert sie. Die Morgenröte ist das mare rosso, der Scheiterhaufen in tlapallan, dem Lande des Roten, der Morgenröte, oder in tlillan tlapallan, dem Ort des Schwarzen und Roten, d. h. wo die Nacht mit der Morgenröte bzw. der Sonne zusammenstößt. Dort hinein stürzt sich im Mythus der Quetzalcouatl von Tollan, worauf sein Herz als Morgenstern zum Himmel emporsteigt. Diese viel umstrittene Stelle findet nun ihre selbstverständliche Erklärung.

Ein Fledermausdämon, der in den Codices Vaticanus und Borgia an seinem rot und schwarzem bzw. rot und blauem Hute als der zum Morgenstern gewordene Quetzalcouatl zu erkennen ist, steht (in Abb. 2) auf der die Morgenröte, d. h. das Geburtswasser des Sonnengottes darstellenden gelben Schlange, die mit Feuerzungen und Sternaugen besetzt ist, und hält in der einen Hand den geopferten gelben Sterndämon, in der anderen das herausgerissene Herz.

Abb. 3 stellt Tlauizcalpantecutli, die Gottheit des Morgensterns, dar, der seinen Speer tief in den Leib des Jaguars stößt. Die Jaguare sind bekanntlich im Mythus die Sterne, die in der Nacht und besonders bei Sonnenfinsternissen die Sonne fressen. Deshalb hat er die Sonne unter sich liegen, die nun vom Morgenstern befreit wird. Die Sonne wird in unserer Abbildung (3) wiederum durch seinen Boten, die Gottheit des Morgensterns, dargestellt. Im Codex Vaticanus dagegen ist sie direkt als Sonne durch eine rote anthropomorphe Gestalt gekennzeichnet. Recht klar geht die Anschauung, daß die Sonne in der Nacht von den Sterndämonen überwältigt wird, aus dem Kampfe hervor, der am Novemberfest panquetzaliztli zwischen Vertretern der Sonne und der Sterne aufgeführt wird, um durch den Sieg der ersteren einen Analogiezauber auf den Sieg der Sonne über die ihn hart bedrängenden winterlichen Sterne des Südens (centzon uitznaua) auszuüben. Bei diesem Kampfe wird zuerst die schwere Bedrängnis der Sonne dadurch zum Ausdruck gebracht, daß die Vertreter der Sonne zum Teil niedergeschlagen und sofort geopfert werden[9]).

In Abb. 4 steht der Sonnengott etwa in der Form Xochipillis im Geburtswasser. Im Codex Borgia (51) ist statt dessen ein Gott des Morgensterns gezeichnet, kenntlich als solcher an den spitzeiförmigen Zieraten an der Stirn. Ein Fisch — im Codex Borgia ist es das die Erde darstellende cipactli — hat ihm einen Fuß abgerissen. Das bezieht sich wohl auf die bei vielen Völkern vorhandene Anschauung, daß der Raum zwischen Himmel und Erde, durch den die Sonne hindurch muß, sich abwechselnd erweitert und ganz verschwindet. So haben wir im Westen auf der Totenfahrt in die Unterwelt die Station tepetl imonanamiquian[10]), „wo die Berge zu-

[7]) Seler, Kommentar zum Codex Borgia I, S. 289.

[8]) Cod. Fejérváry-Mayer, S. 41, 42; Cod. Borgia, S. 49 bis 52; Cod. Vaticanus, Nr. 3773, S. 23 bis 26; alle drei in der Ausgabe des Herzogs von Loubat.

[9]) Näheres siehe Ursprung der Menschenopfer, Globus 86, S. 111 f.

[10]) Cod. Vaticanus, Nr. 3738. ed. Herzog v. Loubat, Bl. 2, 1; vgl. auch Bl. 9, 1.

sammenschlagen“: die Symplegaden. Das letzte Ende wird bei der Durchfahrt bekanntlich immer abgeklemmt. In unserem Bilde stellt der Rachen des Fisches diese Symplegaden dar. Auf das Opfer der Sterne bezieht sich die Hieroglyphe Sonne — Nacht rechts oben, von der Blut herabträufelt. Das bedeutet das Gefressenwerden der Nacht von der Sonne bei ihrem Aufgang. Sonne — Nacht ist also dem vorhin erwähnten tlillan tlapallan, dem Lande des Schwarzen und Roten, gleichzusetzen.

In Abb. 5 packt ein Adler ein im Rachen einer Federschlange (Quelzalcouatl) steckendes Kaninchen. Der Adler ist die Sonne, das Kaninchen der Mond, der bekanntlich nach mexikanischer Anschauung ein Kaninchen in sich enthält, die Federschlange das Geburtswasser. Der Mond steht, wie wir aus den angeführten Mythen entnehmen können, für die Gesamtheit der Sterne. Der Quelzalcouatl, ursprünglich der über das Wasser streichende Wind und ein Gott der Feuchtigkeit, hat Sterne in Gestalt von Augen am Körper. Im Codex Fejérváry steigen Feuerzungen von seinem Leibe auf, und eine entsprechende Federschlange mit dem Mond im Rachen im Codex Borgia 11 hat den Kopfaufsatz der blauen Schlange (Xiuhcouatl, Feuerschlange), der Verkleidung des Feuergottes (Xiuhtecutli) im Codex Borgia 46. Das Meer der flammenden Morgenröte wird dadurch deutlich veranschaulicht. Das Kaninchen wird in der Morgenröte vom Adler gepackt, genau so wie im Mythus Coyolxauh, der Mond, vom Sonnengott in dem „Wasserloch“ selbst geopfert wird [11]).

Zusammenfassend behandelt das Sternverschlingen der folgende Mythus: „Tezcatlipoca machte 400 Menschen und fünf Frauen, damit es Menschen gäbe, die die Sonne essen könne.“ Die 400 Menschen sind wiederum die Sterne, denn sie treten nachher in derselben Quelle in dem Mythus von der Geburt Uitzilopochtlis an die Stelle der centzon uitznaua, der 400 Südlichen. Die fünf Frauen sind wahrscheinlich die Phasen des Mondes, da berichtet wird, daß sie an dem Tage starben, an dem die Sonne gemacht wurde [12]).

Hier ist also geradezu die Meinung ausgedrückt, das Sternverschlingen sei zum Wohlsein der Sonne notwendig. Dem entspricht die Anschauung über die Menschen-, d. h. die Götteropfer, vollkommen. Es heißt [13]), die Götter beschlossen, eine Sonne zu machen. Diese solle Herzen essen und Blut trinken, und deshalb wollten sie den Krieg schaffen, durch den man Herzen und Blut haben könne. Und das geschah auch. In einem bekannten Mythus opfern sich ähnlich sämtliche Götter, um der still stehenden Sonne Leben und Bewegung zu verleihen.

Es herrscht also eine vollkommene Parallelität zwischen den himmlischen und irdischen Vorgängen. Was man auf Erden sah, bemerkte man auch am Himmel. In der Auffassung der Menschenopfer hatte sich nämlich allmählich ein Umschwung vollzogen. Sehr viele Götter, die die Sonnenwärme, den Regen und das Wachstum hervorbringen, wurden allmählich mit der Sonne selbst identifiziert. Indem sie sich durch ihren Tod erneuten und leistungsfähiger wurden, machten sie die Sonne als letzte Quelle aller Gaben ergiebiger. Ihre Opferung war also für das Gedeihen der Sonne notwendig, ganz wie das Verschlingen der Sterne. Auch ist es z. B. dieser späteren irdischen wie der himmlischen Auffassung des Opfers vollkommen angemessen, wenn der Sonnengott Uitzilopochtli als Dämon zum Besten der Sonne geopfert oder als Stern von ihr verschlungen wird. Daneben hatte sich auch die Meinung ausgebildet, daß außer der Sonne auch die Erde die Opfer essen und ihr Blut trinken müsse [14]).

Man wird daher nicht meinen, daß der Mythus vom Sternverschlingen allein die Auffassung der Menschenopfer von Grund aus verändert habe. Wohl aber hat er den Prozeß, daß alle Opfer für die Sonne da sind, erheblich beschleunigt, und vor allem hat er bewirkt, daß alle Dämonen dadurch Sterngottheiten geworden sind. Deshalb gelten auch sämtliche Geopferte als Sterne, da ja alle geopferte Dämonen sind. Es erklärt sich dadurch z. B. sofort die Sterngesichts- oder Nachtbemalung (mixcitlalhuiticac motenena tlayoalli) um die Augen, die sie wie die Gottheit des Morgensterns (Abb. 3) tragen. Sie haben sie also nicht, weil sie zur Sonne gehen, wie von anderer Seite angenommen wird, sondern weil sie Sterne sind, die an dem großen Opferplatz des Sonnenaufganges von der Sonne verschlungen werden.

Wir wollen die gewonnenen Gesichtspunkte an einem Beispiele erproben. Am Fest des Frühlingsgottes Xipe müßte man erwarten, daß die Opfer der späteren Entwickelung nach als der Erde dargebracht gelten, da Xipe ein Vegetationsdämon und der Ausdruck dafür ist, daß sich im Frühjahr die Pflanzenwelt erneut [15]). Sie werden aber auf der Pyramide des Sonnengottes Uitzilopochtli geopfert. Das Herz nennt man die Adler-Nopalfrucht (quauhnochtli), man reicht sie dem auffliegenden Adler (quauhtleuanitl), der eben geborenen Sonne, und zieht sie damit groß (quizcaltia) [16]). Entsprechend ist Xipe Patron des Tageszeichens „Adler“ (quauhtli), und als Hauptcharakteristikum ist neben ihm stets die Federschlange (das Geburtswasser) gezeichnet mit dem in ihrem Rachen sitzenden Kaninchen, dem Mond, als Vertretung der Sterne, die von der Sonne geopfert werden. Das entspricht also ganz unserer Abb. 5, nur ist statt des das Kaninchen packenden Adlers die Hieroglyphe der Sonne naui olin angegeben. In anderen Codices [17]) verschlingt die Federschlange einen Menschen, der mit dem Kopfe voran in ihren Rachen hineinstürzt. Das heißt also, die Morgenröte versieht das Amt der Sonne und verschlingt die Sterne. Aus dieser Bedeutung der Federschlange erklärt sich demnach die Stelle in dem Liede Xipes, Vers 2: ay quetzalxivicoatl yquinocauhquetl, oviya, oh, die Federfeuerschlange (das mare rosso) verlassen hat sie mich! d. h. die Morgenröte ist verschwunden und die Sonne ist aufgegangen, um die Früchte zu reifen. Xipe ist daher früher öfters als Sonnengott aufgefaßt worden. Daß gerade er mit solchen Anschauungen des Nährens der Sonne in Verbindung steht, ergibt sich wohl aus der Zeit seines Festes, Anfang März, an dem die Aussaat unmittelbar bevorstand, und dazu die nach Norden heraufkommende Sonne, der immer höher zum Zenit fliegende Adler genährt werden mußte.

Besonders interessant sind auch die um die Sommer-

[11]) Im Codex Fejérváry erscheint statt des Kaninchens eine Eidechse im Rachen der Federschlange. Während das Kaninchen von den Mexikanern im Monde gesehen wird, ist die Eidechse nie im Monde gezeichnet. Die Ausnahme hier gründet sich offenbar darauf, daß die Eidechse Hieroglyphe für Wasserreichtum und der Mond stets mit Wasser gefüllt ist, wie der Mond überhaupt bei vielen Völkern mit dem Wasser zu tun hat. Bezeichnend ist, daß die Eidechse in demselben Codex Fejérváry als Ballspieler auftritt, augenscheinlich in Vertretung des Mondes.

[12]) Hist. de los Mexicanos por sus pinturas, C. 6, 11 in Nueva Coleccion de documentos para la hist. de Mex. ed. Icazbalceta III.

[13]) a. a. O. C. 6.

[14]) Z. B. Sahagun II, S. 99 (B. VI, C. 14).

[15]) S. Phallische Fruchtbarkeitsdämonen, Archiv f. Anthrop. N. F., I, S. 142 ff.

[16]) Sahagun-Manuskr., Bd. II, C. 21 in Veröffentlichungen VI, S. 173.

[17]) Cod. Borbonicus ed. Hamy, S. 14. Tonalamatl Aubin ed. Herzog von Loubat, S. 14.

bzw. Wintersonnenwende gefeierten Feste, xocotluetzi und tititl. Anfang Januar wird die Nacht von ihrer dominierenden Stellung am Himmel herabgestürzt. Die Sterne sind von der Sonne überwunden. Deshalb wird meines Erachtens die alte Erd- und Feuergöttin Ilamatecutli auf der Pyramide des Sonnengottes Uitzilopochtlis geopfert [18]). Doch ist das erst die spätere Idee. Ursprünglich geschieht das Opfer meines Erachtens zur Erneuerung der Göttin, die, wie wir sehen werden, nun das Sonnenfeuer und die Wachstumsgeister zu ihrer fruchtbringenden Tätigkeit aus der Unterwelt auf die Erde geleitet. Bedeutungsvoll aber ist das Fest auch dadurch, gestiegen, sobald die Sonne im Westen versunken ist. Es ist deshalb erklärlich, warum auf Steinkisten, die auf den Totenkult Bezug haben, die charakteristische, den Toten und Geopferten gleichmäßig zukommende Ausstattung dem Osten zugewiesen wird. Dort ist auch, wie wir am Opfertod der wandernden Vorfahren der Mexikaner, d. h. der Sterne, im Mythus sahen, der große Opferplatz, wenn die Sonne wieder aus der Unterwelt heraufkommt. Es gibt auch manche Nachrichten darüber, daß die Toten zu Göttern (teteo), also zu Sternen geworden sind [20]). Doch muß man daran festhalten, daß das Herabstürzen in die Unterwelt zugleich das Auf-



Abb. 2 bis 5. **Kämpfe der Gottheit des Morgensterns bzw. der Sonne mit den Sternen bei Sonnenaufgang.**
Cod. Fejérváry 41. Cod. Borgia 50. Cod. Vaticanus, Nr. 3773, S. 26. Cod. Borgia 52.

daß es ein Totenerinnerungsfest ist, und daß ein den Toten an diesem Feste (tititl) darstellendes Mumienbündel die bekannte Sterngesichtsbemalung hat [19]). Wie es scheint, sind also die Toten die Sterne, die mit der Nachtgöttin Ilamatecutli überwunden abziehen.

In der Tat wird diese Auffassung durch die Darstellungen der zehnten Woche, der der Todesgott präsidiert, im Codex Borbonicus und Aubin gesichert. Dort wird das Schicksal der Toten zur Anschauung gebracht. Wir sehen in unserer Abb. 6 rechts unten einen toten Menschen kopfüber in die Unterwelt herabstürzen. Ein anderer aber mit offenen Augen klettert einen Baum hinauf, auf dem oben ein Stern angebracht ist. Das heißt, er ist wieder zum Leben erwacht, nachdem er seine Unterweltsreise nach Osten vollendet hat, und dort als Stern emporsteigen als Stern in sich schließt. Daraus erklärt sich die zweite Hälfte in Sahaguns [21]) Angabe, daß die Geopferten als Sonnenbegleiter zur Sonne gehen, die anderen Toten aber in die Unterwelt. Dieses „zur Sonne" aber ist nur eine Weiterentwickelung der Sternidee, denn Uitzilopochtli ist ja auch zugleich Stern und Sonnengott. Berichtet doch auch Sahagun selbst (B. X, C. 29, § 12), daß die Mexikaner sich ihre verstorbenen Herrscher als Sonne, als Mond oder als Planeten dachten.

Wenn also beim Wintersolstitium am tititl-Fest die Nacht zu Ende ist, so erscheinen die Sterne nicht mehr am Himmel. Sie sind tot oder machtlos. Erinnern wir uns, daß für den Sonnengott immer nur der Kampf mit den

[18]) Sahagun I, S. 180 (B. II, C 36).

[19]) Siehe die Darstellung im Cod. Magliabecchiano III, 3, ed. Herzog v. Loubat, Bl. 72, 1.

[20]) Ich verweise auf „das Reliefbild einer mexikanischen Todesgottheit". Verh. d. Berliner anthr. Ges. 1902, S. 465 f.

[21]) I, S. 260 ff., 265; (B. III, Ap. C. 1, 3; s. meine Erörterungen in „Die Feuergöttin", Mitteil. Anthrop. Ges. Wien 1903, S. 159 ff.

südlichen Sternen, den Sternen des Winters, bestand. Dafür aber kommen die Toten, die eben Sterne waren, von der Sonne geführt als allerhand Sommertiere, die das Wachstum hervorrufen, auf die Oberwelt: als Schmetterlinge, Kolibri und geringere Tiere, in denen das niedere Volk verkörpert ist[22]. Sie haben sogar zum Teil noch ihre Sternbemalung um die Augen[23]. Mit ihnen kommt die Erdgöttin, die als Nachtgöttin geopfert war, wieder zu sprießendem Leben.

Um die Sommersonnenwende aber tritt das Umgekehrte ein. Der Feuergott führt die Toten wiederum in sein unterirdisches Reich, nachdem die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat. Die Nacht siegt. Das wird aber nicht dadurch ausgedrückt, daß die Sonne den Sternen geopfert wird, wie das Umgekehrte bei der Wintersonnenwende geschieht. Sondern es werden vor der Statue des alten Feuergottes Xiuhtecutli Gefangene zur Erneuung der Sonne ins Feuer geworfen und geopfert[24]. Dann wird das Verschwinden des Feuergottes ins Totenreich durch Herabreißen des Feuergottes Otontecutli-Xocotl von der Spitze eines aufgerichteten Baumstammes ins Werk gesetzt. Mit ihm ist aber zugleich ein Mumienbündel als Vertreter der Toten oben angebunden und wird ebenfalls herabgerissen. Diese gehen also mit herab ins unterirdische Reich des Feuergottes in die Urheimat Tamoanchan, von wo die Menschen ursprünglich gekommen sind. Das bedeutet aber zugleich, daß sie jede Nacht als Sterne am Himmel aufziehen werden. Deshalb stieg an diesem Feste alles Volk auf die Söller der Häuser und rief mit dem Gesicht nach Norden gewendet, wo die Sonne den Sternen das Feld räumt: „Kommt schnell, wir erwarten euch“[25]. Und ich will gleich hinzufügen, daß am Fest teotleco, um die Zeit der Herbstgleiche, wo die Sonne endgültig den Sternen das Feld räumt, die Ankunft der Feuergötter, offenbar als Sterne am Himmel, gefeiert wurde. (Sahagun, B. II, C. 31.)



Abb. 6.
Das Schicksal der Toten: Wanderung durch die Unterwelt zu den Gestirnen.
Aubinsches Tonalamatl, S. 10.

Denn auch der Führer der Toten Xocotl wird dementsprechend als Stern behandelt. Im Sommer stellt der Feuergott das Sonnenfeuer, im Winter das Licht der Sterne dar. Letzteres ist die besondere Form des Otontecutli-Xocotl. Deshalb hat er auf seinem Kopfe das Bild des furchtbaren Obsidianschmetterlings (Itzpapalotl), der Erdgöttin in Tamoanchan, im unterirdischen Reiche des Feuergottes, die in der Nacht gleichfalls zum Himmel emporsteigt. Man muß sich dabei erinnern, daß der Schmetterling das Feuer und die Sommerwärme hervorbringt, daß die Strahlen der Sonne Schmetterlinge sind, daß aber anderseits auch der Mond als großer Schmetterling, die Sterne als kleine dargestellt werden[26]. Auf Otontecutlis Sternnatur bezieht sich auch sein Lied[27]: „Neben den Schildfackeln wurde er verwendet, der Herabfallende“ = Aufgehende (Chimal ocutitlana motlaquevia avetzini), d. h. wenn der Stern in der Nacht aufgegangen ist. Dann wird er als Sonnenspeise, „die Adler-Nopalfrucht“ (quauhnochtli), genannt, wie die Geopferten am Xipe-Fest, und es ist in den beiden letzten Versen nur davon die Rede, daß er als Opfer dargebracht wird (yaulili), das heißt, er ist der typische, täglich geopferte Stern.

So erklärt es sich, daß seine geopferten Ebenbilder am xocotluetzi-Fest direkt mit der Sterngesichtsbemalung ausgestattet sind, die wir bereits beim Morgenstern kennen (Abb. 3). Doch ist in den Opfern das Darbringen als Speise des Sonnengottes nicht ausgedrückt, sonst wären sie auf der Pyramide Uitzilopochtlis geopfert. Vielmehr handelt es sich in ihnen ursprünglich um eine Erneuung des Feuers. Die spätere Auffassung hat jedoch auch hier einige Spuren hinterlassen. Die Männer, die die zu opfernden Gefangenen erbeutet haben und herbeiführen, tragen die Ausstattung von Erdgöttinnen, insbesondere den charakteristischen Schild mit dem Bilde des Adlerfußes (chimalli quauhtetepoyo). Das weist auf den Gedanken hin, daß zur Sommersonnenwende die Sonne von den Sternen besiegt ist und von ihnen geopfert wird. Anderseits wird die gegensätzliche Idee, daß hier Sterne geopfert werden, durch das Erscheinen Painals, des Boten und Stellvertreters des Sonnengottes Uitzilopochtli, angedeutet, dessen Ankunft das Zeichen zum Beginn der Opfer ist[28]. Man sieht, die sekundären Auffassungen kreuzen sich hier.

[22]) Ursprung der Religion, Globus 86, S. 323.

[23]) Mendieta, Historia ecclesiastica Indiana, B. II, C. 13 spricht hier von Tlaxcala; Sahagun I, S. 265 (B. III, Apendice C. 3); Sahagun-Manuskr. in Mitteil. d. Anthrop. Ges., Wien XXXIV, S. 272 f. Sahagun sagt auch hier, nur die Geopferten kommen als Tiere zur Erde nieder, wir wissen jetzt aber, daß die Sterne, d. h. die Toten, sämtlich Geopferte sind.

[24]) Siehe Ursprung der Menschenopfer, Globus 86, S. 108 ff.

[25]) Cod. Telleriano Remensis ed. Herzog v. Loubat, Bl. 2, 2.

[26]) Siehe meinen Beweis, Zeitschr. f. Ethnol. 1900, S. 126 f.; 1901, S. 6 ff. Mitteil. d. Anthrop. Ges. Wien 1903, S. 205, Abb. 80.

[27]) Sahagun, Manuskr. II, Ap. Cantares bei Seler, Abhandlungen II, S. 1038. Seler hat namentlich den Anfang anders übersetzt, da er den Sinn nicht verstand. Überhaupt ist die Bedeutung der Toten und des Gottes Otontecutli, die er in seinen letzten Schriften (Mitteil. d. Anthrop. Ges. Wien 1904, S. 267 ff.; Zeitschr. f. Ethnol. 1904, S. 271 ff.) behandelt, nicht richtig erkannt. Ich konnte aber von einer Polemik absehen, da meine auf ganz anderer Grundlage erwachsene Erklärung keine Lücke läßt. Seler verwechselt z. B. uetzi, „herabfallen, geboren werden“ des aufgehenden Sternes, und das uetzi, herabstürzen in die Unterwelt. Ferner ignoriert er absichtlich die zuverlässige Angabe der Historia de los Mexicanos por sus pinturas (C. 10), daß „Otontecutli das Feuer ist“, und daß Sahagun das Fest xocotluetzi dem alten Feuergott Xiuhtecutli gewidmet sein läßt. Was die Toten angeht, so behauptet er an den entscheidenden Stellen, daß Geopferte gemeint sind, wo Tote gesagt wird usw. Namentlich aber lag ihm die Bedeutung der Sterne als Opferspeise der Sonne, als Tote und Geopferte ganz fern, ebenso die Wichtigkeit der Morgenröte und dergleichen mehr.

[28]) Sahagun I, S. 143 ff. (B. II, C. 29).

Neue Gedanken über das alte Problem von der Abstammung des Menschen.

Von J. Kollmann. Basel.

Das große Problem von der Abstammung des Menschen wird von den Naturforschern immer wieder in Angriff genommen werden, sobald neue Funde die begründete Hoffnung auf ein tieferes Eindringen erwecken. Funde die in dieser Richtung von ansehnlicher Bedeutung sind wurden in den letzten Jahren an weit entlegenen Punkten

der Erde gemacht. In Java wurde ein fossiler, merkwürdiger Affe entdeckt und in Kroatien die Reste von diluvialen Menschen. Dazu kam noch, daß die Knochen und Schädel der diluvialen Menschen von Neandertal und Spy einer erneuten Prüfung unterzogen wurden, wobei vor allem der Neandertaler eine andere Wertschätzung erfuhr, als ihm früher zuteil geworden war.

An diese Objekte knüpft seit einigen Jahren eine Erörterung über die Abstammung des Menschen an, über die hier berichtet werden soll.

Nach den überzeugenden Darlegungen von C. Vogt, Huxley, Darwin, Haeckel, Schaaffhausen u. a. über die Abstammung des Menschen von einem Anthropoiden war seit etwa 25 Jahren eine gewisse Ruhe, um nicht zu sagen Resignation, eingetreten. Es fehlten die Unterlagen für eine weitergehende Diskussion. Man war nahezu nervös geworden, wenn von der Abstammung des Menschen gesprochen wurde, weil es an neuen Argumenten fehlte. Auch trug dazu wohl R. Virchows Haltung bei, der sich zwar gegen diese Seite des Transformismus nicht ablehnend verhielt, allein einer eingehenden Erörterung aus dem Wege ging, namentlich auf den Versammlungen der Anthropologen. Dort regte er, wie mir richtig erschien, mehr die Erforschung der anthropologischen Eigenschaften der Völker Europas und der unmittelbaren Vorläufer an, lenkte die Aufmerksamkeit stets auf die Urgeschichte des Landes und auf die Sitten und Gebräuche der vorausgegangenen und jetzt lebenden Bewohner, vor allem Deutschlands, und lehnte die Auseinandersetzung über Fragen ab, welche auf dem Wege der literarischen Behandlung vielleicht rascher zu einem befriedigenden Ziele führen. Für die obenerwähnten großen Gebiete liegt überdies ein umfangreiches Material dem Beschauer vor; man hat Stein-, Bronze- und Eisengeräte aller Art vor den Augen, die Keramik ist reich vertreten, und wohl erhaltene Schädel, ja ganze Skelette sind ausgegraben und befinden sich in den Museen. Die Objekte, die über die Abstammung des Menschen bis jetzt vorgelegt werden können, sind im Vergleich damit dürftig, so daß Scharfsinn und lange Übung dazu gehören, diesen unvollständigen Funden einige bestimmte Merkmale abzulauschen. Daher auch die fast endlosen Meinungsverschiedenheiten, die sich bei der Beurteilung der Objekte ergeben. Das zeigte sich in auffallender Weise mit dem Neandertaler. R. Virchow unterschätzte seit einem Vierteljahrhundert die Rasseneigenschaften dieses Schädels und betonte einige pathologische Zeichen allzusehr. Trotz mancher Opposition, z. B. auch des Schreibers dieser Zeilen auf dem Anthropologenkongreß in Ulm, blieb die Wertung des wichtigen Objektes eine einseitig pathologische, bis endlich Klaatsch und dann Schwalbe die Rassennatur dieses Schädels siegreich hervorhoben.

Der letzterwähnte Forscher ging sodann einen Schritt weiter und brachte den in Java gefundenen Affen von Trinil mit dem Neandertaler in einen genetischen Zusammenhang. Dieser Menschenaffe wurde von seinem Entdecker, dem holländischen Militärarzt Dubois, mit dem zoologischen Namen „Pithecanthropus erectus, der aufrecht gehende Affenmensch", bezeichnet. Im Laufe dieser Mitteilung nennen wir ihn der Kürze halber den Affen von Trinil, womit gleichzeitig der Fundort in Java angedeutet ist. In welcher Weise ein genetischer Zusammenhang zwischen diesem Affen und dem Neandertaler angenommen werden kann, soll hier angedeutet werden, denn in dieser Auffassung liegt einer jener neuen Gedanken, auf welche die Überschrift dieses Artikels hinweist. Von den Rasseneigenschaften am Schädel des Neandertalers waren seit geraumer Zeit die Länge, die niedere Stirn und die weit vorspringenden Augenbrauenwülste hervorgehoben worden. Der Affe von Trinil, der zweifellos zu den Anthropoiden, den Menschenaffen, gehört, zeigt in dem allerdings viel kleineren Schädel eine ansehnliche Übereinstimmung mit dem Neandertaler. Schwalbe vertritt nun die Ansicht, daß man in diesem Affen das längst gesuchte missing link, das fehlende Zwischenglied vor sich habe. Durch eine sorgfältige Untersuchung wurde der Nachweis erbracht, daß das Schädeldach vom Affen von Trinil zwar weit unter dem des Neandertalmenschen steht, daß z. B. der sogenannte Kalottenhöhenindex (d. h. der Index des Schädeldaches) bei dem Affen von Trinil nur 34,2 beträgt und damit etwa mit dem des Schimpansen übereinstimmt, während der nämliche Index bei dem Neandertalmenschen 40 bis 44, bei dem rezenten Menschen aber mindestens 52 ausmacht. Auch die fliehende Stirn des Affen von Trinil ist bedeutend stärker zurückweichend als die des Neandertalmenschen. Überhaupt zeigt der Affe viele Annäherungen an die Formverhältnisse der noch lebenden Anthropoiden. Die Schädelform ist aber mit keiner der menschenähnlichen jetzt lebenden Affen identisch, sondern hat entschiedene Ähnlichkeit mit dem Neandertaler.

Vor allen Anthropoiden ist ferner der Affe von Trinil durch die Größenentwickelung des Gehirns ausgezeichnet. Die Angaben von Dubois werden der Wahrheit ziemlich nahe kommen, wenn eine Kapazität von etwa 850 ccm berechnet wurde. Die großen weißen Rassen Europas zeigen eine Kapazität von 1480 bis 1550 ccm, und für den Neandertaler sind etwa 1230 berechnet, was wohl etwas niedrig gegriffen ist. Aber gleichviel, es ist dennoch klar, daß zwischen dem Affen von Trinil und dem Neandertaler bezüglich des Gehirns immerhin noch ein ansehnlicher Unterschied besteht.

Interessant ist auch die Angabe Dubois', daß die bei dem Menschen so hoch entwickelte untere (dritte) Stirnwindung, die Sprachwindung, bei dem Affen von Trinil an Oberfläche um das Doppelte die bestentwickelte der menschenähnlichen Affen übertrifft, aber nur die Hälfte der Ausdehnung der entsprechenden Windung beim Menschen erreicht, soweit sich dies an dem natürlich hirnlosen Schädeldach beurteilen läßt. Von anderen Eigenschaften des Affen von Trinil ist bis jetzt die Körperhöhe genauer bekannt geworden, berechnet aus der Länge des Oberschenkelknochens; sie beträgt etwa 170 cm. Dieser Anthropoide war also ein recht langer Bursche. Überdies darf aus der großen Übereinstimmung dieses Knochens mit dem des rezenten Menschen angenommen werden, daß der Affe einen aufrechten Gang besaß. Das ist schon von mehreren Seiten hervorgehoben worden und dürfte der Wahrheit vollkommen entsprechen. Kurz alle diese Merkmale deuten darauf hin, daß hier ein höchst merkwürdiger Menschenaffe entdeckt worden ist aus der Vorzeit, mit Eigenschaften, wie ansehnliche Hirnmasse, aufrechter Gang, bedeutende Körperhöhe, die es nur zu begreiflich erscheinen lassen, daß man sich der Vermutung hingibt, hier endlich ein fehlendes Glied in der Menschwerdung entdeckt zu haben.

Überall, in der ganzen naturforschenden Welt, beschäftigte man sich mit dem Wesen von Trinil; die Urteile gingen damals sogleich wie heute noch nach drei Richtungen auseinander. Die Merkmale sind nämlich so verwirrend, daß man sich bei der Spärlichkeit der gefundenen Skeletteile: Schädeldach, ein Zahn und ein Oberschenkelknochen, nicht darüber einigen konnte, ob das Wesen von Trinil als ein Mensch oder als ein riesiger Gibbon oder als ein Zwischenglied zwischen diesen beiden anzusehen sei. Schwalbe gebührt das Verdienst, diese Frage wieder aufgenommen zu haben; er meint — das ist in Kürze seine Ansicht — die Nach-

kommen dieses Affen hätten sich weiter und höher entwickelt und wären schließlich die Stammväter jener Menschenrasse geworden, von der der Neandertaler den markantesten der bisher aufgefundenen Vertreter darstellen würde. Damit eröffnete sich eine neue Aussicht für die Beantwortung der Frage von der Menschwerdung der Affen. Dazu schien um so mehr Hoffnung, als der glückliche Entdecker dem Affen von Trinil eine Zwischenstellung angewiesen hatte. Schwalbe weist den Affen sogar der Familie der Hominiden — also der Menschenfamilie, zoologisch gesprochen, zu, deren unterstes Glied er darstellen würde. Der Neandertaler und seine Verwandten wären also das letzte Entwickelungsprodukt des Affen von Trinil. Schwalbe ging dann noch einen Schritt weiter und trennte die Neandertalrasse als Homo primigenius-Rasse von der übrigen Menschheit ab, die er als Homo sapiens dem Homo primigenius gegenüberstellt. Von den Konsequenzen dieser weittragenden Sonderung des Menschengeschlechtes in zwei nach ihrer ganzen Entstehung verschiedene Spezies oder selbst verschiedene Genera soll später die Rede sein; genug, Schwalbe findet die Unterschiede so bedeutend, daß er geneigt ist, das Neandertalwesen als spezifisch verschieden von allen jetzt lebenden Menschen zu halten.

Oben war von dem Neandertaler und seinen Verwandten die Rede. Es ist für Fernerstehende von Interesse zu wissen, daß man bis vor kurzem nur drei Vertreter dieser Rasse kannte. Das waren eben der Neandertaler aus der Nähe von Düsseldorf und zwei Schädel von Spy in Belgien, von denen jedoch nur der eine die Merkmale des Neandertalers unverändert an sich trug, während der andere kein so abgeplattetes, sondern ein schon höher aufgebautes Schädeldach besaß.

Zu diesen spärlichen Vertretern, um die sich ein langer wissenschaftlicher Streit bewegt, sind nun in der letzten Zeit Reste von anderen Individuen gleicher Beschaffenheit gekommen, nämlich diejenigen aus Krapina im nördlichen Kroatien.

Professor Kramberger von der Universität Agram fand dort in einer Höhle Reste des diluvialen Menschen, wie jene im Tal der Düssel und von Spy. Ein Teil der in Krapina gefundenen Schädelreste ist direkt an den Neandertalmenschen anzureihen, wie dies der glückliche Entdecker, ebenso Klaatsch und Schwalbe sofort erkannt haben. Dadurch wurde der Neandertaler aus seiner isolierten Stellung, die er trotz der Spyschädel besaß, endlich befreit. Der Makel pathologischer Gestalt ist überdies beseitigt und diese Form des Rassenmenschen und seine weite Verbreitung sichergestellt. Von den diluvialen Schädeln Kroatiens sei nun folgendes hier hervorgehoben.

Der obere Rand der Augenhöhle ist, wie er eben dieser Rasse eigen, ganz außerordentlich vorgezogen, und Kramberger meint, selbst der Affe von Trinil könne sich darin nicht mit dem Manne von Krapina messen, was die vorliegenden getreuen Abbildungen auch beweisen. Seit der Entdeckung dieser Menschenreste im Jahre 1900 wurden die Ausgrabungen unausgesetzt weiter betrieben, und es wurde dabei eine höchst überraschende und wertvolle Tatsache festgestellt, die in den Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft 1904, S. 199 in folgender Weise durch Kramberger niedergelegt ist: Die neu aufgefundenen Menschenreste Krapinas haben die Überzeugung gebracht, daß dort zweierlei im Skelettbau ziemlich differente Menschen vorhanden waren. Wie in Spy einer, so waren es hier mehrere, die aus der Art schlugen. Die Schädelfragmente — es sind leider nur wieder Fragmente gefunden worden — sind nicht alle gleich geformt, es lassen sich an den Resten schon „mehrere Varietäten" unterscheiden, wie sich Kramberger ausdrückt, und zwar solche, die durch breiteren und höheren Schädel von dem langen und abgeflachten charakteristischen Neandertaltypus unterschieden sind.

Man sieht, der Neandertaler hat in Kroatien nicht lauter ganz gleiche Vertreter seiner Rasse aufzuweisen, seine nächsten Verwandten sind bei näherer Bekanntschaft nicht mehr so ganz übereinstimmend in ihren Formen, was den Schädel betrifft. Sie haben schon nicht mehr die krasse Schädelgestalt, die einen 25 jährigen Krieg zwischen Virchow und Schaaffhausen hervorgerufen hat. Es sind schon Leute neben ihm auf der Welt, die ein anderes Aussehen haben. Die Bedeutung dieses Nachweises ist nicht hoch genug anzuschlagen. Es ist zwar schon von anderen Seiten die nämliche Tatsache hervorgehoben worden. Die Schädelfragmente und Schädel von Egisheim, Tilberg, Denise und die von mir und Testut beschriebenen aus Frankreich sind sehr verschieden vom Neandertaler, allein durch den Fund in Krapina erhalten diese oft bezweifelten Angaben eine bedeutungsvolle Stütze insofern, als dadurch aufs neue bewiesen wird, daß der Mensch des Diluviums schon recht vielgestaltig war, jedenfalls nebeneinander Leute mit plattem und solche mit hohem Schädel in Europa existierten und so wahrscheinlich auch anderwärts.

Mit dieser wichtigen Entdeckung für die Naturgeschichte, daß die jetzt lebende Menschheit schon in der Diluvialzeit in Europa aus verschiedenen Varietäten oder Formen bestand, kommen wir zu einem anderen neuen Gedanken, der über die Abstammung verschiedener Formen geäußert worden ist. Man erinnere sich zunächst noch einmal daran, daß die Neandertalrasse ihren anthropoiden Stammvater in dem Affen von Trinil haben soll, um die ganze Tragweite der folgenden Darlegung beurteilen zu können.

Der rezente Mensch, dem der Straßburger Anatom allein die Bezeichnung Homo sapiens gewahrt wissen will, soll eine andere Abstammung haben! Schwalbe leitet ihn von einem anderen, noch nicht näher bestimmbaren tertiären Anthropoiden her. Es fehlt leider an einer materiellen Grundlage für eine solche Entscheidung. Man hat bisher sehr wenige Funde gemacht, welche einen Fingerzeig geben würden. Was bis jetzt vorliegt, sind, abgesehen von einem stark beschädigten Schädel — dem von Lartet entdeckten Dryopithecus — nur unbedeutende Fragmente, wie einzelne Zähne, die darauf hinweisen, daß im Tertiär noch mehrere Arten von Anthropoiden vorkommen.

Manchem schwebt vielleicht die Frage auf den Lippen: Ja warum kann denn nicht einer der noch lebenden Menschenaffen als Stammform des Menschen betrachtet werden? Darauf ist zu erwidern, daß sie nur blinde Ausläufer vom alten Anthropoidenstamm darstellen, der im Tropengürtel verbreitet war. Sie waren nicht weiter entwickelungsfähig und sind es heute noch nicht. Wilde Wurzel- und Seitentriebe nennt sie B. Hagen in seinem inhaltsreichen Werk „Unter den Papuas". Was wir aus dem genauen Studium der körperlichen Eigenschaften der Menschenaffen bisher erfahren konnten, geht nur dahin, daß wahrscheinlich Verwandten des Schimpanse oder Gibbon das stolze Los beschieden war, in ihren Nachkommen sich bis zum Menschen hinauf zu entwickeln.

Es wäre also wohl eine alte Stammform gegen Ende der Miocänperiode gewesen, in der der Keim für die Entwickelung des Homo sapiens lag. Wir kennen diese Form noch nicht, aber fast alle Naturforscher sind der Ansicht, daß dieser Stammvater unter den Anthropoiden zu suchen sei.

Es sind freilich auch andere Anschauungen laut geworden, die in Deutschland hauptsächlich Klaatsch mit großer Energie vertritt. Er will die menschliche Abstammung mit Umgehung der Anthropoiden in direkter Linie auf einfach gebaute eocäne Säugetiere zurückführen, schließt also die Anthropoiden von der Deszendenzreihe aus. Angesichts unserer Kenntnisse über die Embryologie des Menschen und der Anthropoiden ist aber diese Auffassung nicht haltbar. Die ausgezeichneten Arbeiten Selenkas über die ersten Anfänge der Entwickelung der Anthropoiden, des Körpers sowohl als der Eihäute, enthalten so viele überzeugende Tatsachen von der direkten nahen Verwandtschaft mit dem Homo sapiens, daß kein Naturforscher in Zukunft mehr imstande sein wird, daran auch nur im allergeringsten zu rütteln. Diese Untersuchungen sind dann durch Strahl, Keibel, E. Fischer und durch mich nach verschiedenen Richtungen hin erweitert worden, und alle haben den nahen Zusammenhang bestätigt. In diese Reihe von erdrückenden Beweisen gehört auch die direkte Verwandtschaft des Blutes, d. h. der Zusammensetzung des Blutes der Menschen und der Anthropoiden, wie sie durch die Untersuchungen Friedenthals allgemein bekannt geworden ist. Dabei hat sich ergeben, und dies ist noch dazu von der größten Wichtigkeit, daß nur die Anthropoiden, wie Gorilla, Orang, Schimpanse usw., eine Übereinstimmung in der Beschaffenheit des Blutes mit den Menschen aufweisen, und zwar gerade auch mit dem Blut des Europäers, nicht vielleicht bloß mit dem der Neger oder Australier, während dies für die übrigen Affen, die als Cynomorphen unsere Tiergarten beleben, schon nicht mehr der Fall ist. Dieser gewaltige Unterschied zwischen dem „Affengesindel unserer zoologischen Gärten“ und den Anthropoiden bleibt also als Resultat mühsamer Forschung unerschüttert fest. Daraus folgt aber, daß die Stammesgeschichte des Menschen durch den Stamm der Anthropoiden, der Menschenaffen, zuletzt hindurchgehen mußte, um seine jetzige Stufe zu erreichen, und nicht um diese herum in anderen Bahnen verlief. Eine ganz andere Frage ist in weiterer Reihenfolge, wo denn rückwärts die Wurzel der Anthropoiden selbst zu suchen sei. Auch diese Frage ist schon von einer großen Anzahl von Forschern in Angriff genommen. Ich erinnere dabei an die Erörterungen durch Haeckel, Gaudry, Vogt, Cope, Topinard u. a. Hier mögen auch die Erwägungen von Klaatsch über die Einrichtung des Fußes ihren Wert besitzen. Aber diese Frage steht nun einmal in zweiter Reihe, sie ist heute nur von sekundärem Interesse. — Der Mensch hat im Anthropoidenstamm seine feste Wurzel in der Reihe der tertiären Menschenaffen. Und zwar ist es aller Wahrscheinlichkeit nur eine einzige Form gewesen, in der der Keim lag, zu so hoher Stufe, wie derjenigen des Menschen, sich emporzuschwingen. Denn die Menschwerdung dürfte nicht so leicht zweimal gelingen. Manche meinen wohl, die Kiefer einiger wilden Stämme Afrikas oder der Inselwelt seien so vorspringend, die Gesichter so tierisch und der Kulturzustand so tief, daß solche Leute ja wohl eine andere Abstammung haben könnten. Man hat auch wohl gemeint, das Gehirn der Wilden sei recht mangelhaft organisiert und stehe schon beinahe dem des Affen nahe. Allein die genauen Untersuchungen der Neuzeit lehren etwas ganz anderes, nämlich eine ebenso hohe Organisation, wie diejenige des Europäergehirns. Es haben sich bis jetzt keine Rassenunterschiede auffinden lassen. Das Gehirn müssen wir als übereinstimmend organisiert ansehen bei allen Völkern, verschieden ist nur, was mit dem Gehirn geleistet worden ist. Die „Wunderblume“ Kultur reift unter allen Zonen und in jedem Rassenhirn. Ich vermag in der ganzen Natur nicht den leisesten Beweis für eine doppelte Menschenschöpfung zu finden. Die übereinstimmende Organisation innerhalb der Menschheit spricht entschieden dagegen. Ich stehe mit dieser Auffassung nicht isoliert und nenne hier nur einen Forscher, der gerade jüngst mit voller Kenntnis der Fragestellung sich gegen jede Art von vielfacher Herkunft des Menschenstammes ausgesprochen hat, nämlich Giuffrida-Ruggeri (Monit. zool. 1903, 15. Jahrg., S. 15 ff.). Eine selbstverständliche Folge dieser Auffassung sehe ich nun darin, daß die Neandertalrasse von dem rezenten Homo sapiens nicht zu trennen ist, sondern ihm direkt hinzugerechnet werden muß. Die Neandertalrasse ist auf diese Erwägungen hin und entgegen der von Schwalbe vertretenen Ansicht als ein Zweig des großen Geschlechtes des Homo sapiens aufzufassen, und zwar als eine eigenartige, interessante Form. Einen direkten Beweis für diese Beurteilung kann man weiter darin erblicken, daß sowohl in Spy als in Krapina Schädel gefunden wurden, in denen die extremen Formen des Neandertalers schon ansehnlich gemildert sind. Die Stirnwülste sind geringer und das Schädeldach ist höher geworden. Die nächstliegende Vermutung wird vielleicht dahin neigen, in den zu Krapina und Spy gefundenen Unterschieden am Schädel eine Periode der Weiterentwickelung zu erkennen, in der der Neandertaler sich zu der Gestalt des Homo sapiens allmählich emporentwickelte. Allein es kann auch das Umgekehrte der Fall sein, nämlich in der Weise, daß die mit hohem Scheitel versehenen Köpfe der diluvialen Menschen den eigentlichen Normalschädel darstellen, und daß die Formen der Neandertalrasse von ihm abgeleitet werden müssen, wobei dann jene mit den vorspringenden Augenbrauenbogen nur besonders extreme Resultate der Naturzüchtung darstellten. In jedem Falle kommt den Funden in Krapina eine besondere Bedeutung zu infolge der Bereicherung unserer Kenntnisse über verschiedene Schädelformen schon zur Zeit des Diluviums. Andere Funde ähnlicher Art werden nicht ausbleiben, und damit werden sich die Beweise mehren, daß die Neandertalrasse nicht ausgestorben ist, sondern einen noch heute lebendigen Zweig am Stamme der Menschheit darstellt. Günstige Zeichen hierfür sind nicht zu verkennen. In einem Grabhügel aus Godomki bei Kiew wurden neben dem Skelett eines Pferdes und vereinigt mit skythischen Waffen zwei Schädel gefunden, von denen der eine, ziemlich gut erhalten, einem Manne angehört, der andere einer jungen Frau. Der männliche Schädel hat einen Längenbreitenindex von 71,9. Herr Stolyhwo vom Warschauer zootomischen Institut erwähnt den „spy-neandertaloiden Habitus“, die fliehende Stirn, die stark vorragenden Augenbrauenbogen mit dem Zusatz, der Schädel liefere einen Beweis für die Ansicht vieler Anthropologen, daß die Spy-Neandertalrasse nicht im Diluvium ausgestorben sei, sondern auch noch später Vertreter unter der Bevölkerung Europas gehabt habe. Der Schädel der jungen Frau ist mesokephal mit einem Längenbreitenindex von 77,2 und soll uns hier nicht weiter beschäftigen. Dagegen verdient ein weiterer Fund Beachtung, auf den schon Zaborowski (in den Bull. et Mém. Soc. d'Anthr. Paris 1903, Nr. 5) die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Dieser Fund besteht aus einem Stirnbein, das in einer neolithischen Höhle in der Umgebung von Ojcow gefunden wurde. Ich verdanke Herrn Czarnowski eine Photographie dieses interessanten Knochens, der die Bezeichnung „Crâne néanderthaloide“ vollkommen rechtfertigt. Die Augenbrauenwülste sind stark vorgezogen, die Stirn niedrig und der Scheitel, soweit er vorliegt, abgeplattet. Hoffentlich kommen noch weitere Funde aus diesen entfernten Gebieten. Was aber bis

jetzt bekannt geworden ist, spricht gegen die Vernichtung der Neandertalrasse schon im Diluvium.

Ich wende mich nun nochmals zu dem Affen von Trinil und zu der hervorragenden Stellung, die ihm zugewiesen worden ist — Stammvater zu sein entweder nur eines Teiles oder des ganzen Menschengeschlechts. Schwalbe vertritt die Ansicht, daß nur ein Teil des Menschengeschlechts, nämlich die Neandertalrasse, aus den Nachkommen des Affen hervorgegangen sei, andere hervorragende Anatomen sind weiter gegangen. Sir William Turner und Cunningham heben ganz besonders die Annäherung an den Menschen hervor und Cunningham gelangte zu dem Schlusse, der Affe von Trinil gehöre der direkten menschlichen Stammeslinie an, wenn er auch innerhalb derselben einen beträchtlich tieferen Platz einnehme als irgend welche bekannte Form. Ihnen schloß sich Martin und in der Folge der Entdecker Dubois selbst an. Am 14. Dezember 1895 fand eine interessante Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft statt. Sie war dem Affen von Trinil gewidmet. Dubois war persönlich erschienen, um die fossilen Originalstücke vorzulegen. R. Virchow bemerkte damals vorsichtig, aber unter voller Anerkennung des wichtigen von Dubois gemachten Fundes: Möge der Pithecanthropus eine Übergangsform oder ein Affe sein, jedenfalls stellt er ein neues Glied in der Reihe von Formen dar, die für uns das gesamte große Gebiet der Wirbeltiere als ein entwickelungsgeschichtlich zusammengehörendes erscheinen lassen.

Ich war nach Berlin gereist und hatte in jener Sitzung hervorgehoben, daß ich den Affen von Trinil zwar für einen hochinteressanten Affen aus der großen Abteilung der Anthropoiden ansehe, doch nicht für eine Übergangsform betrachten könne. Ich hielte ihn — so führte ich aus — für einen blinden Ausläufer aus dem Tertiär von Java, der nicht zum Menschen hinauf entwickelungsfähig war, obwohl er eine Körperhöhe von 1,70 m erreicht hatte. Den Affen von Trinil traf das nämliche Los wie seine heute noch lebenden Vettern: Schimpanse, Gorilla, Gibbon, Orang e tutti quanti, er war an der Grenze seiner Variabilität angelangt. Weder die natürliche Zuchtwahl noch die anderen Faktoren konnten mehr auf ihn einwirken und nicht einmal die Lebensdauer seines Stammes erhalten. Er und die Seinen fanden schon im Tertiär ihr Ende. Den noch lebenden Menschenaffen ist nur die Erhaltung des Daseins geglückt, im übrigen hat ihre Entwickelung die ruhmlose Grenze der Stabilität erreicht. Ich meine also, der Affe von Trinil hatte mit der Körperhöhe von 1,70 m seine ganze Entwickelungsfähigkeit abgeschlossen. Die Menschheit brauchte für ihr Heranreifen eine andere, biegsamere und den äußeren Einwirkungen nachgiebigere Ausgangsform. Ihre Entwickelung war überdies zweifellos auch dem allgemeinen Gesetz in der Entwickelung der Wirbeltiere unterworfen und von kleinen Formen zu größeren emporgestiegen, wie ich damals in Berlin hervorhob. Einige Jahre früher hatte ich den Nachweis führen können, daß in der neolithischen Periode in der Schweiz neben den großen Menschenrassen auch Pygmäen gelebt haben. Diesem Funde folgten bald andere, und ich konnte weiter nachweisen, daß den Pygmäen eine globare Verbreitung zukomme, d. h., daß sie einst über die ganze Erde verbreitet waren.

Mein Gedankengang über die Herkunft der großen Menschenrassen — denn an diese denkt man ja zumeist, wenn von Menschen und Menschenrassen die Rede ist — gestaltet sich nun folgendermaßen:

Von einem kleinen uns noch unbekannten Anthropoiden entwickelten sich, durch mehrere Zwischenglieder aufsteigend, zuerst die kleinen Menschenrassen, Pygmäen genannt. Aus ihnen gingen dann allmählich die großen Rassen hervor, wobei immer ein Teil der Urform erhalten blieb; das sind eben diese Pygmäen, die über die ganze Erde zerstreut in den Gräbern, vermischt mit den Knochen der großen Rassen, gefunden werden oder noch heute im zentralafrikanischen Urwald in ansehnlichen Horden vorkommen. Sir Harry H. Johnston hat erst jüngst hierüber einen Bericht veröffentlicht in seinem umfangreichen Werk: The Uganda Protectorate, 2 Bde, London 1902. In dem Kapitel über die Pygmäen des großen Kongourwaldes heißt es (zitiert nach dem „Report of the Smithsonian Institution for 1902", p. 479—491): „Manche dieser affenähnlichen Leute haben eine schmutziggelbbraune Farbe, der Bartwuchs ist ziemlich reichlich, der Körper ist nahezu ganz bedeckt mit einer feinen gelblichen Wolle, die nicht auf große Entfernung bemerkbar ist, aber doch ausreicht, um die gelbliche Hautfarbe noch zu verstärken. Die Augen liegen tief, und überhängende Augenbrauen sind außerordentlich hervortretend. Die Oberlippe ist länger als sonst bei Negern. Der Prognathismus ist sehr beträchtlich und das Kinn schwach und zurückweichend." Das sind lauter primitive Merkmale, die mit unserer Vorstellung von einer Übergangsform gut übereinstimmen.

Ich weiß sehr wohl, daß trotz dieser neuen Angaben meine Thesis von der Stellung der Pygmäen, die ich in den Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Basel, Bd. XVI, 1902, eingehend dargelegt habe, noch nicht endgültig als bewiesen gelten darf, aber sie ist doch so weit gefestigt, daß sie als diskutabel Berücksichtigung verdient. Ich kann mich auf die Zuschrift manches Zoologen berufen, der, was diese Stellung der Pygmäen betrifft, mit mir vollkommen übereinstimmt. Mein verehrter Kollege Tornier hat mir die Erlaubnis gegeben, seinen Namen bei dieser Gelegenheit zu nennen, wenn es sich darum handelt, die wichtige Tatsache von der aufsteigenden Größe der Formen anzuführen und hervorzuheben, daß diese Tatsache durch die Pygmäen eine interessante Parallele erhält, die ihm für die Naturgeschichte des Menschen in dem von mir angegebenen Sinne zutreffend erscheint. Auch Haeckel findet meine Auffassung der Beachtung wert (Die Lebenswunder, S. 452, Stuttgart 1904). Schwalbe will dagegen die geringe Körperhöhe nur als lokale Größenvarietät des rezenten Menschen aufgefaßt haben. Das ist angesichts der neuen Berichte von Johnston und der globaren Verbreitung nicht angängig und auch nicht auf Grund folgender Tatsache. Soweit die Menschheit bisher anthropometrisch erforscht ist, hat sich herausgestellt, daß es drei rassenhaft verschiedene Körperhöhen gibt, welche fixiert innerhalb des Menschengeschlechts auftreten. Es sind dies Körperhöhen von 170 cm und mehr, wie sie Broca, Ammon, Livi, Gould und neuerdings wieder in überzeugendster Weise Retzius und Fürst in der „Anthropologia suecica" und Risley in den beiden Census of India, dessen zweiter Census 1903 erschienen ist, dargetan haben. Eine zweite rassenhaft fixierte Körperhöhe oszilliert um 160 cm, für die ich als Gewährsmänner an die obigen Namen erinnere und noch dazu Ranke nenne. In Europa gehörten dazu viele Individuen aus jener großen Völkergruppe, die, wenn ich nicht irre, Sergi zum erstenmal unter dem Ausdruck der mediterranen Rasse zusammengefaßt hat. Es sind die Brunetten Europas. Die dritte Körperhöhe schwankt um 140 cm, sie ist die der Pygmäen. Die Variabilität innerhalb der Körperhöhe hat also bestimmte rassenhafte Grenzen, wie ich sie eben angegeben. Diese außerordentlich wichtige Erscheinung verdient die

allergrößte Beachtung; denn ihr parallel bewegen sich die Schädelgrößen und damit die Menge des Gehirns. Früher, als die Pygmäen nur den Eindruck einer Rarität, eines Lusus naturae auf die Geister machten, konnte vielleicht die Körperhöhe dieser Leutchen als ein weiteres Kuriosum betrachtet werden. Aber seitdem ich auf ihre Verbreitung auf der ganzen bewohnten Erdoberfläche hingewiesen habe, muß die Erscheinung der Kleinen doch etwas tiefer aufgefaßt werden. Hagen hat daran erinnert, daß er, von anderen Erfahrungen ausgehend, alle diese kleinen Formen unter einem weiten einheitlichen Gesichtspunkt betrachtet habe. Mehr und mehr treten aus dem Dunkel der großen Malaiischen Inseln die zerstreuten Reste der einstigen Urbevölkerung hervor. Zu den früher schon bekannten Stämmen auf Malakka und den Philippinen gesellten sich neuerdings die Toradja und Toala aus Celebes (durch die Vettern Sarasin bekannt geworden), die Tenggeresen auf Java (durch Kohlbrugge), die Utu-ajar u. a. auf Borneo (durch Nieuwenhuis), die Ala und G ajo auf Sumatra. Und alle diese Völker erweisen sich bei näherem Zusehen als eng miteinander verwandt, als zu einer einzigen großen Rasse gehörig, die man als malaiische oder indonesische Urrasse bezeichnet hat. Diese Urmalaien weisen natürlich Lokalvariationen auf, aber nirgends so stark, daß sie die typischen Stammesmerkmale in beträchtlichem Grade hätten beeinflussen können. Vielleicht gehört auch, worauf mehrfache Anzeichen hindeuten, das rätselhafte Urvolk im Innern Ceylons zu der großen urmalaiischen Rasse. Hagen glaubt sogar, daß der charakteristische Gesichtstypus, der über den Malaiischen Archipel und Ceylon hinaus auch bei den Papua, Melanesiern, Australiern und Südseeinsulanern, ja sogar bei den Urvölkern Afrikas (ich erinnere hier an die neuesten oben erwähnten Angaben Johnstons) und Südamerikas durchleuchtet, auf eine nähere somatische Zusammengehörigkeit der genannten Naturvölker hinweist.

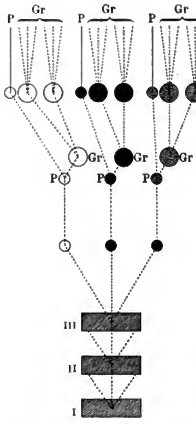


Abb. 1. **Schema der Entwickelung des Menschengeschlechts von einem Anthropoiden des Tertiär mit kleinem Wuchs durch die Pygmäen bis zu den großen Menschenrassen.**

I Anthropoiden mit aufrechtem Gang. II Anthropoiden mit mehr Gehirn wie in Abb. 2. III Anthropoiden mit hohem Schädel wie in Abb. 3. P Pygmäen. Gr Große Rassen.

Diese Ausführungen Hagens decken sich zu einem ansehnlichen Teil mit den Ergebnissen, zu denen ich, nur von osteologischen Tatsachen ausgehend, gelangt bin. Die gleichen am Skelett ausgeprägten Eigenschaften, die nicht reine Variationen, sondern rassenfeste Merkmale darstellen und bei allen Pygmäen der Erde vorkommen, mußten allmählich dahin führen, eine Verbreitung dieser Rasse über die ganze Erde anzunehmen. Wie Hagen die Urmalaien für den Malaiischen Archipel und darüber hinaus als die Urbevölkerung betrachtet, so betrachte ich die Pygmäen Europas, Asiens, Afrikas und Amerikas als die Grundlage, als die Urrasse oder Primitivrasse, auf deren Boden sich die großen Rassen entwickelt haben. Zuerst war diese Urbevölkerung — so darf man annehmen — aus dem Stamme der Anthropoiden vielleicht im afrikanischen oder indischen Tropengürtel hervorgegangen, um sich dann als solche über die ganze Erde zu verbreiten. Es kam also nicht zu einer Schöpfung der großen Rassen in erster Reihe, sondern zu der Entstehung kleiner pygmäenhafter Urbewohner. Sie verbreiteten sich allmählich, wohl zuerst, über die ganze Erde, und ein Teil ihrer Nachkommen entwickelte sich in den verschiedenen Weltteilen zu den großen Rassen, wie wir sie noch heute vor uns sehen.

Diesen Vorgang soll die schematische Figur (Abb. 1) verständlich machen, um dem Gedankengang festere Linien zu geben. Das Schema besteht der Hauptsache nach aus divergierenden Linien, die von bestimmten Punkten ausgehen. Durch I sei eine Horde jenes Anthropoiden bezeichnet, der in irgend einem Urwalde des Tropengürtels zum Stammvater der Pygmäen sich emporschwang. Nehmen wir dieses Volk von Menschenaffen zu rund 100 000 Köpfen an, kleine Wesen von höchstens 1 m Höhe, schon mit guten Proportionen und einem aufrechten Gang versehen. Aus diesen Horden entsprangen Nachkommen, die noch menschenähnlicher waren, deren Schädel der Entwickelung des Gehirns immer mehr Raum bot usw. usw. Ich kann es der Phantasie des Lesers überlassen, sich diesen Entwickelungsgang weiter auszudenken, genug, das Endresultat waren Pygmäen, den großen Menschenrassen schon in hohem Grade ähnlich,

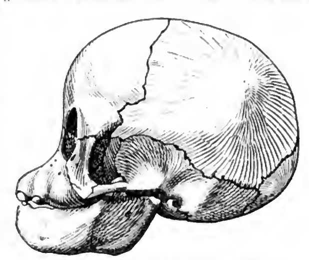


Abb. 2. **Schädel eines Orangutansäuglings.**
Um $^1/_3$ verkleinert. Nach Selenka.

die sich durch Intelligenz vor allen Anthropoiden auszeichneten, sich nach und nach bedeutend vermehrten und, dem Wandertrieb und der Not gehorchend, sich allmählich über die Erde verbreiteten. Wie viele Zwischenstufen von den Anthropoiden aus durchlaufen werden

mußten, um allmählich die Pygmäenmenschennatur zu erreichen, entzieht sich einer genaueren Erörterung. Ich habe in der Abbildung nur zwei Zwischenstufen II und III angebracht, doch steht der Voraussetzung von mehreren kein Hindernis im Wege. Von den Pygmäen repräsentieren die drei verschiedenen kleinen Kugeln ebensoviele Horden, die in weißhäutigen, schwarzen und gelben Rassen bereits in verschiedenen Kontinenten heimisch geworden sind: die schwarzen in Afrika, die gelben im Osten bis Amerika hinüber, die weißen im Nordwesten der Erde. Die folgende Periode der Evolution der Pygmäen ist in dem Schema als ein System weiterer aufsteigender Linien angedeutet, die eine neue Erscheinung an ihren nächsten Endpunkt zum Ausdruck bringen sollen, nämlich das Auftreten der großen Rassen. Aus den Pygmäenrassen gehen große Rassen hervor durch direkte Deszendenz, was durch die punktierten Linien angedeutet werden soll, die von den kleinen Kreisen zu den größeren sich hinziehen. Dieser Vorgang hat sich wie bei den Pflanzen und Tieren in der Weise abgespielt, daß e i n T e i l der Pygmäen sich in die großen Rassen umwandelte, während der Rest der Pygmäen neben den großen Rassen ausdauerte. Von der weiteren Entwickelung interessiert uns nur die eine Tatsache, daß die Kleinen neben den Großen sich in manchen Gebieten bis heute erhielten [1]).

Die Pygmäen sind also nach meiner Auffassung, die das vorhergehende Schema verkörpert, als die erste Form des Menschengeschlechts zu betrachten. Das entspricht, wie erwähnt, dem phylogenetischen Gesetz der Entwickelung insofern, als die großen Formen aus den kleinen durch Deszendenz hervorgehen. Die zweite Form wäre dann diejenige Partie des Menschengeschlechts, deren Körperhöhe um 160 cm herum liegt, und die spätesten wären die Großen mit 170 cm und mehr. In Europa wären beispielsweise die nordischen Völkermassen von hohem Wuchs nach dieser Auffassung das jüngste Glied der fortschreitenden Entwickelung.



Abb. 3. **Gorillafötus (in der Größe eines Menschenfötus) von 4 bis 4½ Monaten.**
Aus dem Naturhistor. Museum zu Cambridge. Nach Duckworth.

Es wird selbstverständlich noch mancher Forschung bedürfen, bis das Hypothetische, das in dieser Darstellung liegt, unumstößlich bewiesen sein wird, aber der große genetische Zusammenhang von einem kleinen Anthropoiden mit aufrechtem Gang hinauf durch Zwischenformen bis zu den Pygmäen und von da aus weiter dürfte doch ein fruchtbarer Gesichtspunkt sein für die Forschungen über die Herkunft des Menschengeschlechts.

Ich möchte hier zweier Einwürfe gedenken, die noch gemacht worden sind. Der eine Einwand betrachtet das Vorkommen der Pygmäen als eine Konvergenzerscheinung. Diese in der Zoologie neuestens viel erörterte Frage von der Konvergenz würde bezüglich der Pygmäen so aufzufassen sein, daß die Pygmäen der verschiedenen Kontinente lediglich als der Ausdruck gleichartiger Existenzbedingungen angesehen werden. Es ist ja freilich im höchsten Grade überraschend, daß in allen Kontinenten Pygmäen vorkommen; allein ob es wahrscheinlich gemacht werden kann, daß gleichartige Existenzbedingungen diese kleinen Menschen erzeugt haben in den klimatisch so sehr verschiedenen Gebieten, das scheint mir nahezu ausgeschlossen. Es ist gar nicht einzusehen, warum dann jetzt nicht auch noch derselbe Umwandlungsprozeß stattfinden sollte. Heutzutage entstehen aber nur Kümmerzwerge, Menschen, die auf der Grundlage einer Krankheit verkümmern, aber keine Rassenzwerge, wie sie noch in ansehnlicher Zahl den großen Wald Zentralafrikas bevölkern. Die Pygmäen als eine Konvergenzerscheinung aufzufassen, bedarf also erst weiterer Begründung, und wir dürfen von dieser Konvergenztheorie für die nächste Zeit wohl noch Abstand nehmen.

Schwerer wiegend erscheint auf den ersten Blick folgender Einwand über die Kopfform der Pygmäen. „Mögen ihre Köpfe lang oder kurz sein, sie zeigen“, sagt Schwalbe, „die nämliche hohe Ausbildung ihrer Schädel, dieselbe Aufrichtung ihres Stirn- und Hinterhauptbeines wie die jetzt lebenden Menschenrassen; ihr Schädel gleicht also vollkommen dem des Homo sapiens, nicht dem des Homo primigenius. Letzterer kann also unmöglich von Pygmäen abgeleitet werden.“ Dagegen läßt sich nun vor allem einwenden, daß der Neandertaler und seine Stammesgenossen lediglich einen divergierenden Zweig vom Stamm der großen Rassen nach meiner Auffassung darstellen, und daß keine stichhaltigen Gründe vorliegen, den Neandertaler für eine besondere Spezies zu erklären, unfähig für weitere Entwickelung und schon nach kurzer Existenz dem Untergang geweiht. Unter seinen nächsten Stammesgenossen fanden sich auch Leute mit hohem Schädel. Ebensogut wie noch heute einzelne Köpfe vom Neandertaler Typus auftreten, die sich direkt als Nachkommen von Menschen ausweisen, deren Stirn und Hinterhaupt aufgerichtet ist, ebenso konnte dies im Diluvium noch in weit ausgedehnterem Maße der Fall sein, so daß es zur Entwickelung eines von den Hochköpfen verschiedenen Rassenzweiges kam, der nicht als Homo primigenius, sondern als eine Varietät des Homo sapiens angesehen werden muß.

Diese meine Auffassung steht ganz in Übereinstimmung mit derjenigen Szombathys, der treffend hervorhebt, daß die Neandertalmenschen nahezu sicher zu unseren Vorfahren gerechnet werden müssen. Denn diese Menschenart lebte, wie wir aus den Funden wissen, mitten in der geradlinigen Entwickelung unserer Kultur, und keines der an den fossilen Knochen beobachteten Merkmale widerspricht der Auffassung, daß jene Art auch in der geraden Linie der physischen Entwickelung des Menschen steht. Und dazu kommt noch, daß das Hauptmerkmal einer überaus niedrigen Schädelwölbung in manchen Gegenden, z. B. in Friesland, häufig noch (freilich in milderer Ausbildung) als normale Erscheinung auftritt. Eine andere Überlegung entzieht dem oben erwähnten Einwurf ebenfalls einen ansehnlichen Teil seiner Beweiskraft. In der Nähe des Schädels des Affen von Trinil wurde bekanntlich auch ein Oberschenkelknochen gefunden, aus dessen Eigenschaften sich erkennen ließ, daß der Affe erstens bedeutende Körperhöhe besaß und ferner aufrechten Gang. Vergleichen wir nun diesen Oberschenkel mit dem des Neandertalers und diesen wieder mit dem eines erwachsenen Europäers, so ergibt sich aus der allgemeinen Form, daß der Affe von

[1]) Der neueste Pygmäenfund solcher Art stammt aus der neolithischen Periode Oberitaliens, wie Giuffrida-Ruggeri in L'Anthropologie, Tom. XV, 1904, ausführt.

Trinil nicht der Ausgangspunkt für den Neandertaler gewesen sein kann. Die Knochen sind allzu verschieden. Nun wird wohl niemand, der den Neandertaler und den Affen von Trinil in eine Deszendenzlinie bringen will, annehmen, daß die bedeutungsvollen Merkmale für eine ansehnliche Körperhöhe und für eine besondere Form des Oberschenkels vom Stammvater auf dem Wege zur Menschwerdung zu einem ansehnlichen Teil wieder verloren gegangen seien. Sie hätten sich doch erhalten sollen, statt bei den Nachkommen wieder zu verschwinden. So scheint es mir auch nach dieser Seite hin wenig aussichtsvoll, den Affen von Trinil und den Neandertaler in eine direkte Abstammungslinie zu bringen.

Die Entwickelungsgeschichte, jene bewunderswerte Wissenschaft, die schon so aussichtsvoll in die Tiefen der Schöpfungsgeschichte eingedrungen ist, scheint mir bezüglich der Abstammung des Menschen viel mehr nach einem kleinen Anthropoiden und nach den Pygmäen hinzuweisen als nach irgend einer anderen Richtung. Vor allem zeigt sie, nach meiner Überzeugung, auf das bestimmteste, daß die Menschheit nicht zuerst platte Schädel besaß, sondern im Gegenteil hohe. Es zeigt sich nämlich die bemerkenswerte Tatsache, daß die Ähnlichkeit der jungen Affenkinder mit Menschenkindern sehr viel größer ist als die der alten Affen mit erwachsenen Menschen. Nirgends tritt die Übereinstimmung stärker hervor als gerade in der Konstruktion des Schädels. Da fehlen alle Zeichen jener Knochenleisten, die später das Tierische so stark zum Ausdruck bringen Der Raum für das Gehirn ist groß, die Stirn ist nicht platt und fliehend, sondern erhebt sich erst steil in die Höhe, um dann in schöner Wölbung dem Scheitel zu folgen (Abb. 2). Die platte Wölbung der Schädelkapsel gleicht ganz der eines neugeborenen Kindes, ebenso diejenige des Hinterhauptes. Selenka, dessen Werk über die Menschenaffen (Wiesbaden 1899) ich diese Abbildung entnommen habe, hat daneben den Schädel eines fast ausgetragenen Menschenkindes gesetzt, und es ergibt sich, daß der Kopf des jungen Affen und der Kinderkopf einander „erschreckend" ähnlich sind. Nur der Gesichtsschädel ist kürzer und kleiner als der des Anthropoiden, da die Zähne und Zahnkeime viel kleiner sind. In demselben Werke sind dann noch zwei Föten von Menschenaffen abgebildet, die nach dieser Richtung ungemein lehrreich sind. Beide sind ungefähr halb ausgetragen und so von vorn abgebildet, daß das Gesicht und damit die Stirn dem Beschauer zugewendet ist. Und auch die Stirn dieser Föten ist hochgewölbt, ja sie macht den Eindruck, daß sie bei diesen Föten höher und gerader aufsteige als bei allen übrigen Affenkindern, die Selenka oder Virchow, Broca, Schmidt, v. Török u. a. abgebildet haben.

Außerordentlich lehrreich ist auch die Abb. 3, einen Gorillafötus darstellend, dessen Entwickelung ungefähr derjenigen eines 4- bis $4^1/_2$ monatlichen Menschenfötus entspricht. Das erwachsene Tier, dessen Heimat das tropische südwestliche Afrika ist, hat einen mächtigen Kopf. Da schiebt sich in abstoßender Häßlichkeit das ungeheure Kiefergerüst mit den mächtigen Greifzähnen nach vorn hervor, in Masse beträchtlicher als der ganze übrige Schädel. Der Unterkiefer in seiner gewaltigen Breite und Festigkeit zeugt für die Stärke und Größe der Kaumuskeln, unter deren Wucht die Gehirnkapsel wie verkümmert und zugedeckt liegt. Von allen Teilen des Kopfes ist das Gehirn des reifen Affen am wenigsten von außen bemerkbar. Wie ganz anders bei dem Fötus! Hier ist das Gehirn im Vergleich zum Schädel und zum ganzen Wesen sehr groß. Der Fötus ist in aufrechte Haltung gebracht, der Kopf im Profil zu sehen, und man kann sich deutlich überzeugen (Abb. 3), daß die Stirn hoch ansteigt, daß der Scheitel hoch gewölbt ist wie der irgend eines menschlichen Kindes oder eines erwachsenen Menschen, und daß die Hirnmasse im Vergleich zum Körper bei dem Affenfötus sich überraschend umfangreich entwickelt hat. Diese eben angeführten Tatsachen von der Größe des Hirns und von der Ähnlichkeit des Hirnschädels von Affenkind und Menschenkind, dann von der bedeutenden Verschiedenheit dieser Organe beim erwachsenen Anthropoiden und bei dem erwachsenen Menschen führen zu folgenden Überlegungen:

Alle Erfahrungen der Tierzüchter zeigen, daß die Weiterentwickelung bei der Frucht schon im Innern des Mutterleibes einsetzen muß, soll ein Fortschritt der Züchtung erreicht werden. An dem eben geborenen Sprößling prägen sich schon die neuen Merkmale aus. Ebenso verhält es sich bei der Naturzüchtung. Da nun alle Affenföten, die wir kennen, durch hohen Scheitel ausgezeichnet sind (siehe Abb. 2 u. 3), so müssen wir nach den Erfahrungen der Züchtung annehmen, daß die Affenkinder, die mit der Aussicht auf Vervollkommnung dem Mutterschoß entspringen, nicht allein mit guter Kopfform und mit viel Gehirn auf die Welt kamen (wie Abb. 2 u. 3 zeigen), sondern noch mehr: der Sprößling durfte nicht in die rohe Schädelform der Mutter und des Vaters wieder zurücksinken, er mußte wenigstens zu einem ansehnlichen Teil die günstigen Eigenschaften weiter entwickeln, die er als Kind besaß. Ich glaube, es existiert kein berechtigter Grund, an dieser Auffassung zu zweifeln. Dann aber entstanden niemals zuerst Menschenrassen mit plattem Scheitel und vorspringenden Augenbrauenbogen, sondern im Gegenteil solche mit hohem, gut entwickeltem Kopfe, wie ihn die Pygmäen und die großen Rassen heute besitzen. Das ist wohl das greifbarste Resultat, das sich im Laufe dieser Betrachtungen herausgestellt hat.

Was die übrigen hier berührten Fragen betrifft, so möchte ich nochmals das Bekenntnis wiederholen, daß ich die Einheit des Menschengeschlechts annehme und mit anderen voraussetze, daß die Urmenschen aus einer einzigen sich allmählich transformierenden Art von Menschenaffen (Proanthropus) herzuleiten sind. Ich fasse zum Schlusse denn Standpunkt meiner Einsicht in dieses verwickeltste aller Probleme in folgender Weise zusammen: nicht von niederen Säugetieren, auch nicht von zwei verschiedenen Menschenaffen ist das Menschengeschlecht abzuleiten, sondern nur von einer einzigen Anthropoidenart. Nach Umwandlungen, deren Zahl sich jeder Vermutung bis jetzt entzieht, entstanden zuerst Pygmäen. Der Neandertaler kam später und ist ein Seitenzweig der großen Rassen. Die Neandertaler stellen keine Primigeniusrasse dar, sondern gehören mit zu dem einen und einheitlichen Genus „Homo sapiens".

Hoffentlich finden sich in der nahen Zukunft die Mittel, in diesen schwierigen Fragen mit neuen Erfahrungen einzusetzen. Die Vergleichung der Formen und die lehrreichen Erscheinungen der Entwickelungsgeschichte werden die Leuchte sein auf dem dunkeln Wege der weitergehenden Forschung.

Literaturnachweise.

Eug. Dubois: Pithecanthropus erectus, eine menschenähnliche Übergangsform aus Java. Batavia 1894. Mit 2 Tafeln und 3 Textfiguren.

Derselbe: Pithecanthropus erectus, eine Stammform des Menschen Anat. Anzeiger, Bd. XII, 1896. Mit 3 Figuren im Text.

Gorjanović-Kramberger: Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft 1901, S. 164, I. Teil.

Derselbe: Ebenda 1902, S. 189, II. Teil.

Derselbe: Ebenda 1904, S. 187, III. Teil. Mit vielen Tafeln und Abbildungen im Text.

H. Klaatsch: Die Fortschritte der Lehre von den fossilen Knochenresten des Menschen in den Jahren 1900 bis 1903. In den „Ergebnissen der Anatomie und Entwickelungsgeschichte" von Merkel u. Bonnet, Bd. XII, 1902. Wiesbaden 1903. Mit zahlreichen Literaturangaben.

J. Kollmann: Das Schweizersbild bei Schaffhausen und Pygmäen in Europa. Zeitschr. f. Ethnologie. Berlin 1894. Mit 1 Tafel.

Derselbe: Der Mensch in Nüesch. Das Schweizersbild, eine Niederlassung aus paläolithischer und neolithischer Zeit. Denkschriften der Schweizerischen Naturforschenden Geschaft, Bd. XXXV, 1895. Mit Tafeln.

Derselbe: Die in der Höhle vom Dachsenbühl gefundenen Skelettreste des Menschen, ebenda 1903. Mit Tafeln und Textfiguren.

G. Schwalbe: Die Vorgeschichte des Menschen. Braunschweig 1904. Mit 1 Tafel und zahlreichen Literaturangaben der eigenen bezüglichen Arbeiten und der Arbeiten anderer.

Kurzer Rückblick auf Richard Andrees literarische Tätigkeit.

Von H. Andree. Braunschweig.

Richard Andrees schriftstellerische Tätigkeit beginnt mit seiner Doktordissertation: Zur Kenntnis der Jurageschiebe von Stettin und Königsberg, 1860. Ihr folgten eine ganze Reihe kleinerer und größerer Aufsätze, deren erster im Globus, Bd. IV, abgedruckt ist, 1863. — Seit diesem Jahre steht Andree in ununterbrochener Beziehung zum Verlage Friedrich Vieweg und Sohn, insbesondere aber zum Globus. Das erste selbstständige Buch enthält seine Reise in Schottland, betitelt: Vom Tweed zur Pentlandförde, Jena 1866, mit besonderer Berücksichtigung der ethnographischen Verhältnisse. Ihm folgt 1869 Abessinien, das Alpenland unter den Tropen und seine Grenzländer, Leipzig, eine durch den Krieg der Engländer gegen König Theodoros veranlaßte Kompilation. 1871 erschien Handels- und Verkehrsgeographie, Stuttgart. 1872 Tschechische Gänge, Böhmische Wanderungen und Studien, ein von echtdeutscher Gesinnung beseeltes Buch, das teilweise als Streitschrift zu gelten hat gegen den damals schon stark hervortretenden Ansturm der Tschechen; Leipzig. Im selben Jahre schrieb Andree das kleine, gemeinverständlich abgefaßte Buch: Die deutschen Nordpolfahrer auf der Germania und Hansa, welches hintereinander fünf Auflagen erlebte. Veranstaltung neuer Auflagen hat Andree abgelehnt; Leipzig. 1874 folgten Wendische Wanderstudien; das Interesse für das absterbende slawische Völkchen entstand auf der Universität Leipzig aus dem Verkehr mit seinen wendischen Korpsbrüdern in der Lusatia zu Leipzig; Stuttgart. 1876 Das Amurgebiet und das asiatische Osthorn; Leipzig. 1878 gibt Andree gemeinsam mit Oskar Peschel den Physikalisch-statistischen Atlas des Deutschen Reiches heraus, Leipzig, und im gleichen Jahre erscheinen die Ethnographischen Parallelen und Vergleiche, wodurch sich Andree seine Stellung in der neuaufstrebenden Ethnologie begründete; Leipzig. 1881 erscheint Richard Andrees Allgemeiner Handatlas, der, einem allgemeinen Bedürfnisse entgegenkommend, dem deutschen Volke ein gutes und billiges Kartenwerk bot, dessen Verbreitung nach vielen Hunderttausenden von Exemplaren zählt. Gleichfalls 1881 erscheint Zur Volkskunde der Juden, Leipzig, die erste zusammenfassende derartige Arbeit über die Juden. 1884 Die Metalle bei den Naturvölkern; Leipzig. 1887 Die Anthropophagie; Leipzig. 1889 Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Neue Folge; Leipzig. 1891 Die Flutsagen; Braunschweig. 1896 Braunschweiger Volkskunde; Braunschweig — das Vermächtnis an sein geliebtes Heimatland, das 1901 in zweiter Auflage erschien. 1904 Votive und Weihegaben des katholischen Volks in Süddeutschland; Braunschweig. — Fast sämtliche Werke sind aus dem Urstoffe geschöpft, und ist dieser von ihm zum ersten Male bearbeitet worden, wodurch er die Grundlage für weiteren wissenschaftlichen Ausbau schuf. Unzählig sind die vielen kleinen Aufsätze und Schriften, die am besten von seinem großen, umfangreichen Wissen zeugen — sie aufzuzählen mangelt leider der Raum.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

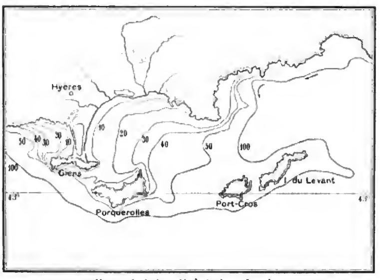
Bd. LXXXVII. Nr. 8. BRAUNSCHWEIG. 2. März 1905.

Eine Dünenerscheinung an der provenzalischen Steilküste.

Von Privatdozent Dr. M. C. Engell. Kopenhagen.

Unter Riviera versteht man gewöhnlich nur die Küste von Nizza oder vielleicht schon von Ste. Raphaël (ein Stück weiter westlich) bis Punta Bianca (dicht südlich von Spezia). Eine scharfe Formulierung dessen, was man unter Riviera begreift, habe ich jedoch nirgends gefunden.

Eine Begrenzung ohne Berücksichtigung der Vegetation erscheint mir etwas willkürlich. Diese ist ja an der provenzalischen Küste die nämliche wie an der sogenannten Riviera, ebenso wie die Gesteine die gleichen sind. Die Vegetation z. B. auf den Kalkfelsen bei Toulon ist ganz dieselbe wie auf den Kalksteinen bei Ventimiglia an der sogenannten Riviera. Auf Silikatgesteinen ist die Vegetation eine üppigere; so ist sie auf den Schiefern bei Hyères (dem südlichsten Punkte in den provenzalischen Bergen) viel üppiger als bei Nizza oder bei Ventimiglia. Die provenzalische Küste ist ganz wie die Riviera eine Steilküste, und eine Verschiedenheit besteht hauptsächlich nur insofern, als die Berge in der Provence niedriger sind als die Berge, die hinter der eigentlichen Riviera liegen.



Küste bei den Hyèrischen Inseln

Maßstab 1 500 000

0 5 10 15 20 km

Im Hinblick auf die Vegetation möchte man also „la Riviera" in ausgedehnter Bedeutung des Wortes als das Küstenland von Pointe Riche (westlich von Marseille) bis Punta Bianca definieren. Um den tektonischen Verhältnissen gerecht zu werden, kann man dabei zwischen der provenzalischen und der eigentlichen Riviera unterscheiden. Längs dieser Küste verläuft die 100 m-Tiefenkurve dicht beim Lande; es gibt sozusagen kein sandiges Meeresufer, das Material zur Gestaltung von Dünen bieten kann. Auch sind Richtung und Stärke des Windes nicht so beschaffen, daß sie Dünenbildung befördern. In einzelnen Buchten, z. B. bei Nizza und Cannes, gibt es so viel Platz, daß ein sandiges und kiesiges Meeresufer gebildet werden könnte, aber der Wind kann hier eben nicht Dünen bilden.

Nur eine einzige Stelle an der Riviera hat zur Dünenbildung Gelegenheit gegeben, und die liegt bei Hyères. Dieser Umstand beruht auf Folgendem: Vor der Küste liegt eine Reihe von Inseln: Giens, Porquerolles, Port Cros und Ile du Levant. Zwischen den Bergen befindet sich eine von den Flüssen verschüttete Alluvionbucht, und die von den Flüssen herbeigebrachten Materialien können sich im Schutze der Inseln niederschlagen. Die Tiefenkurven zeigen, daß das Meer zwischen den Inseln und dem Festlande viel niedriger ist als außen. Sand und Lehm bleiben hier also liegen, und dieser Detritus wird vom Wellenschlage modelliert, wie die Karte es zeigt. Mit östlichem Winde wird ferner der Sand gegen West, mit westlichem Winde gegen Ost geworfen. Auf diese Weise wird ein Doppelrücken zwischen dem Festlande und Giens, der unter den Inseln dem Festlande am nächsten liegt, gebildet. Die östlichen Winde, die häufiger als die westlichen sind, bewirken, unterstützt von der längs der Riviera von Ost nach West laufenden Küstenströmung, daß der östliche Verbindungsisthmus der kräftigste ist und am meisten den Charakter eines wahren Dünengebietes hat. Die Dünen sind jedoch nur niedrig (3 bis 4 m), wie überhaupt im Mittelmeergebiet. Flut und Ebbe fehlen — vom Adriatischen Meere abgesehen — und die für Dünenbildung günstigen Winde haben nicht dieselbe Konstanz als an der Westküste Europas.

Die topographischen Karten von Italien und Spanien

sowohl als von Nordafrika zeigen, daß lange Küstenstriche Dünenküsten sind. Leider gibt es keine Literatur über die dortige Dünenvegetation, jedenfalls keine leichter zugängliche. — Wie bekannt, sind die halophilen Vegetationen selbst in verschiedenen Klimagebieten, wenn das Klima nicht allzu sehr differiert, einander sehr ähnlich. In einem Gebiet mit so gleichmäßigem Klima, wie es das mittelländische ist, wird also vielleicht die Dünenvegetation ziemlich gleichförmig sein. Einige Bemerkungen über die Dünenvegetation bei Hyères werden darum eine Vorstellung von der Dünenvegetation an anderen Orten der Mittelmeerländer geben.

Die vordere und nicht feste Düne sowohl als der Vorstrand hier und weiter westlich am Golf von Lion (Abb. 1) haben eine Vegetation, die sehr viel Ähnlichkeit mit der Nordseevegetation hat. Pflanzen wie Psamma arenaria, Agropyrum junceum (und andere Arten) sowohl, als Eryngium maritimum, Cakile maritima sind gemein. Südliche Formen, wie Euphorbia Paralias, Convolvulus Soldanella, welche erst in den belgischen Dünen häufig auftreten, sind auch mehr oder minder gewöhnlich hier in den nördlichen Mittelmeerdünen. Dazu gesellen sich Arten, die mehr oder weniger charakteristisch für die Mittelmeerdünen sind: Teucrium Polium, Helichrysum Stoechas, Ephedra distachya, Malcolmia parviflora, Anthemis maritima, Artemisia campestris, Matthiola sinuata (diese letzten auch in den gascognischen Dünen). Hier bei Hyères — ich habe es nur hier getroffen — hat ein Mesembryanthemum (edule) sich in großer Menge eingebürgert. Es geht auf einigen Stellen in der Dünenfixierung voran.



Abb. 1. **Dünen bei Palavas (Fischerdorf bei Montpellier).**
Beispiel für eine niedrige waldlose Mittelmeerdüne.



Abb. 2. **Strand bei Hyères mit dem Pinus Pineawalde.**

Das ist beinahe die ganze Vegetation auf den schmalen und kleinen Dünen, und solche haben ja, wie gesagt, eine weite Verbreitung im Mittelmeergebiete. Auf südlicheren Stellen werden natürlich andere Florenelemente eingestreut sein.

Wo die Dünen breiter und mehr ausgebildet sind, da kommt eine buschähnliche Vegetation, ganz wie man sie in Belgien und Jütland trifft, fort, nur ist das floristische Element ein anderes. Statt Hippophaë rhamnoides und Salix repens (in den cimbrischen Dünen auch Calluna vulgaris) trifft man in den mittelländischen Dünen Pistacia Lentiscus und Juniperus phoenicea, und ganz wie die Vegetation auf den Nordseedünen polsterförmig ist, so ist auch hier das Gestrüpp vom Meer aus rückwärts gebogen, die Zweige sind ineinander gewebt und die Blätter, besonders von Pistacia Lentiscus, häufig versengt. Bei Hyères bildet die Gestrüppvegetation durch Zwischenräume isolierte Polsterknoten. Auf anderen Stellen fallen die Zwischenräume weg, und man hat ein undurchdringliches Gestrüpp; das gilt z. B. von la Macchia in den toscanischen Dünen. Auf anderen Stellen wächst Juniperus phoenicea in die Höhe und bildet wahre Bäume (6 bis 8 m), z. B. in den fossilen Dünen im Rhonedelta. Vielleicht hat man eine ganz ähnliche Vegetation in den fossilen Dünen im Podelta.

Hinter dieser offenen polsterartigen Vegetation folgt bei Hyères ein Dünenwald von Pinus Pinea (Abb. 2). Diese bildet hier einen dichten Bestand mit nur wenigen eingestreuten Exemplaren von Pinus halepensis. Solche

Pinus Pinea-Wälder haben offenbar eine weite Verbreitung in den mittelländischen Dünen; denn man trifft sie in Südspanien und in den Dünen am Adriatischen Meere, z. B. bei La Pineta südlich vom Podelta. Pinus Pinea ist also für die mediterrane Düne, was Pinus maritimus für die französischen und Pinus montana (und Picea alba) für die cimbrischen Dünen sind. Ganz wie die westeuropäischen Dünenbäume, so wenden auch die äußersten Pinus Pinea-Bäume ihre Kronen vom Meere weg. Während der Pinus Pinea-Wald bei Hyères sehr dicht ist, ist der Unterwald verhältnismäßig spärlich entwickelt. Wo wir kleine Lichtungen haben, finden wir — wie außerhalb des Waldes — Polster von Juniperus phoenicea, Pistacia Lentiscus, mit Phillyrea angustifolia, Rhamnus Alathernus, Quercus coccifera, Ruscus aculeatus, und dieses Gestrüpp wird äußerlich von Lianen (Smilax aspera, Asparagus acutifolius, Clematis Flammula, Lonicera implexa) zusammengewebt. Dieser Lianencharakter ist den Nordseedünen ganz fremd. Zwischen dem Gestrüpp hat man einen Waldboden mit einzelnen Cistus salvifolius (und monspeliensis), Phillyrea u. a. Der Waldboden selbst ist mit krautartigen Pflanzen wie Gramineen (z. B. Lagurus ovatus), Euphorbien, Compositen, Psoralea bituminosa, Verbascum, Knollen- und Zwiebelgewächsen versehen.

Wer mit der Vegetation der Schiefer- und Kalkgebirge der Riviera vertraut ist, sieht leicht, daß die Pflanzen, die man in dem Pinus Pinea-Walde trifft, die häufigsten in dem umliegenden Kalk- und Schiefergebirge sind.

Physiognomisch und biologisch sind die Dünen an der Mittelmeerküste den Dünen an der Westküste Europas ähnlich. An der Dünenküste des Mittelmeeres, namentlich wo ein Fluß die Dünenreihen durchschneidet, liegen kleine Fischerdörfer. Aber es fehlen die großen Dünen, und mit ihnen fehlt die landschaftliche Schönheit.

Über ein prähistorisches Almenhaus.

Von Prof. Karl Fuchs. Kronstadt i. Sb. (Schluß.)

Die Halbwände. Im Innern des Hauses scheiden wir den Stall vom viel kleineren Raum der Menschen durch eine Halbwand und nennen den kleineren Raum mit dem Herd das Hinterhaus (Opisthodomos). Eine Halbwand hat nur zu oberst fünf oder sechs Balken, die den Raum der ganzen Länge nach durchqueren und mit ihren Enden in die Seitenwände eingebaut sind. Sie bilden einen kurzen Vorhang, den wir Architrav nennen. Im untersten Balken sitzen die Ständer der Tür; von den Ständern aus geht nach beiden Seiten eine Brüstung aus soliden Balken, die außen in die Seitenwand eingebaut sind, innen in Nuten der Ständer sitzen, und zwischen den Brüstungen und dem Architrav bleiben fensterartige Öffnungen, die es gestatten, vom Hinterhaus aus jederzeit den ganzen Stall zu überblicken.

Wenn es uns gefällt, verwenden wir als Architrav einen Trambaum, so daß der Architrav nur aus einem einzigen Balken besteht.

In der Csik habe ich eine solche Halbwand nur ein einziges Mal in einem alten Stalle gesehen, es scheint also nur mehr sehr wenige zu geben. Die Halbwand in der ersten Form fehlt aber in keiner der rumänischen hölzernen Kirchen, die ich im südöstlichen Siebenbürgen gesehen habe, und zwar eben an der beschriebenen Stelle; an Stelle des Herdes steht aber im Opisthodomos heute ein Tisch.

Die Vorhalle (Laube). Genau so eine Halbwand bauen wir zwischen die beiden vorderen Flügel, so daß sie mit dem darüberliegenden Fries in eine Ebene fällt (Abb. 5). Es entsteht dadurch eines der reizendsten Gebilde der Architektur, die Aithusa Homers. Man leitet diesen Namen von αἴθω ab und deutet den Namen als Sonnenplätzchen. Dazu möchte ich einiges bemerken. Die Vorhalle ist ein schmaler Durchgang ins Haus. Nun heißt ein Karpathenpaß der Csik Oitospaß; dort wohnten wahrscheinlich einst die thrakischen Oitosser, die Paßbewohner, und die Tür heißt heute im Magyarischen ajtó.

Die Vorhalle schützt zunächst die Tür des Stalles vor dem Anprall des Sturmes; sie schützt auch den Einlaß Begehrenden. Rechts und links von der Tür, entsprechend den Brüstungsmitten, machen wir in die Hauswand zwei Gucklöcher, um zu erkennen, wer Einlaß begehrt. Die Vorhalle ist in sommerlichen Stunden der Ruhe ein reizender Aufenthalt.

In der Csik findet sich die beschriebene Vorhalle zwischen zwei Flügeln vor jeder Stalltür. In der linken Nische liegt meist Stroh und ein Kotzen; es ist die Schlafstätte eines Knechtes, der die Tür hütet; zu Homers Zeiten war es die Schlafstelle des Fremden. In der rechten Nische liegt meist etwas Heu. Über ihr ist nämlich eine viereckige Öffnung im Dielenboden des Heubodens, durch die man den Bedarf an Heu in die rechte Nische hinunterwirft, geschützt vor Regen und Schnee. Zuweilen ist diese Nische aber auch der Lagerplatz des Hundes, oder es ist dort ein Türchen vorgesetzt, und im Raum der Nische wird ein Ferkel, ein Lamm, einige Gänse gehalten.

In Mitteleuropa war diese Vorhalle, die durch die zwei Säulen in drei Teile geteilt wird und in der Mitte den Eingang hat, immer, besonders aber in der Zeit des romanischen Stiles, ein außerordentlich beliebtes Motiv, das von den Baumeistern mit großer Liebe aufs reizendste ausgestaltet wurde. An Häusern wurde sie ins Haus eingelassen; so findet man sie selbst in Syrien an Palästen der Kreuzfahrer, man findet sie an reichen Bürgerhäusern und an Pfarrhöfen.

Auch die Szekler konnten sich dem Zauber dieses Gebildes nicht entziehen; sie geben ihm 100 Gestalten, und oft ist es nichts als ein Zurücktreten der Hauswand ohne Säulen; die vorn offene Vorhalle gilt auch heute in Siebenbürgen geradezu als Charakteristikum der Szekler Bauweise, obwohl die schönsten solcher Vorhallen, die ich gesehen habe, in Kronstadt stehen. Einen eigenen Namen haben die Szekler für diese Vorhalle an Wohnhäusern nicht; sie nennen sie eresz, d. i. Dachvorsprung, Traufe.

Es hat sich nun im Kreise der magyarischen Gelehrten die Überzeugung festgesetzt, diese Vorhalle hätten die Magyaren nach Europa gebracht. Diese Auffassung teile ich nicht.

Der Gang. Wir möchten gern eine so prächtige Halbwand auch an jeder Langwand von Flügel zu Flügel einsetzen. Bei kurzen Häusern mag das ja möglich sein; bei einem etwas längeren Hause (Abb. 1) können wir auch noch einen vierbalkigen Architrav unter dem Fries von Flügel zu Flügel ziehen; in der Mitte setzen wir zwei Säulen als Türständer ein; die Strecken zwischen der Tür und den Enden müssen wir aber durch je eine weitere Säule halbieren und können dann von Säule zu Säule und in die Flügel die Brüstungen einsetzen. Wir haben dann längs des Hauses einen gedeckten Gang mit dem Eingang in der Mitte.

Bei unserem langen Hause wäre es schwer, etwa einen vierbalkigen Architrav unter den Fries zu ziehen; wir müßten ihn durch Stege, die zwischen Architrav und Hauswand eingebaut sind, fixieren, da er sonst arg federt. Jede Ganghälfte müssen wir vielleicht durch zwei Säulen teilen, so daß von Flügel zu Flügel sechs Säulen stehen. Die Brüstungen bauen wir aus kurzen, soliden Balken, die in Nuten sitzen, die wir mit dem Beile in die Balken gehauen haben. Sicherer ist es aber, mit nur einem einzigen Balken die Tramköpfe unter dem Fries zu unterfangen, die Säulen unterzusetzen und dann noch einige Architravbalken gleich der Brüstung von Säule zu Säule einzusetzen. Die freien Säulenteile können wir dann noch profilieren: durch Wegnehmen geben wir der Säule einen Bauch, und wo sie am dicksten bleibt, hauen wir ringsum eine Kerbe ein (Abb. 6). Das untere Drittel der Säule (entsprechend der Brüstung) und das obere Viertel (entsprechend dem Architrav) bleiben unverändert und zeigen quadratischen Querschnitt. Das ist die Grundform der profilierten Säule.

Der Hinterseite des Hauses geben wir dieselbe Vorhalle wie der Vorderseite, obwohl dort keine Haustür ist. Wir nicht durchbrechen können. Dort sagten uns (Herrn Teutsch und mir) aber selbst junge Bauern, solche zyklopische Brüstungen wären früher häufiger gewesen. Wir haben hier offenbar die Anfänge des Ständerhauses (Wände aus Balken oder Bohlen, die in Nuten anderer Balken sitzen), der in einem Teile Europas den älteren und primitiveren Blockbau ganz verdrängt hat. Seine Ausführung erfordert bessere Beile als der Blockbau. Er ist besonders dort üblich, wo man keine oder wenig lange Nadelholzbalken hat.

Am altgriechischen Tempel lassen die schlanken korinthischen Säulen mit dem hohen quadratischen Sockel vermuten, daß auch die Griechen Brüstungen zwischen den Säulen des Tempels kannten. Anklänge an das unveränderte obere Viertel der Holzsäule kenne ich an griechischen Bauten nicht — außer am Tempel von Philä in Ägypten, wo auch die hohe Brüstung vorhanden ist. Er ist ein Werk der Makedonier, und die Makedonier wohnten näher zu Siebenbürgen und den Alpen als die Griechen.

Die Kotter. Wir haben nicht nur Rinder, die uns Milch und starkes Leder geben und unseren Pflug und

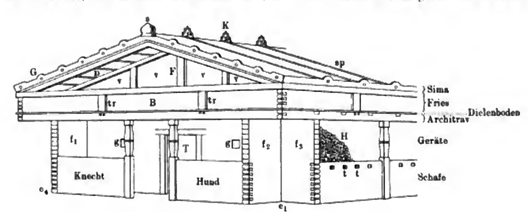


Abb. 5. **Flügelhaus (Peripteros).**

F Firstsäule, tr Triglyphen, H Holz, v Verschalung, s Schutztopf, sp äußere Sparren, K Firstkamm, t Träger der Kotterdecke, G Giebellatte, D Dach der Giebellaube, B Balkon des Sanctuariums.

So ist denn der Bau einheitlich und symmetrisch. Die Grenze zwischen Fries und Architrav wird ringsum durch eine vorspringende Leiste, die Kante des Bretterbodens, erkennbar. Diese Leiste habe ich in Gömör an der Vorder- und Hinterseite des Hauses oft gesehen.

Wo Szekler wohnen, hat etwa die Hälfte der Wohnhäuser den Säulengang mit dem Eingang in der Mitte längs der einen Langseite des Hauses, und nicht selten sind auch die Endflügel vorhanden. Da aber das Haus mit der anderen Langseite an den Hofraum gerückt ist, hat das Haus oft an zwei, selten an drei, nie an allen vier Seiten den Säulengang. Die Haustür liegt naturgemäß in der Mitte der Langseite.

Der Architrav besteht fast immer nur aus einem, die Tramköpfe unterfangenden Balken, doch haben die Säulen immer die beschriebene Grundform mit dem unprofilierten oberen Viertel, was auf einen ursprünglich vorhandenen Vorhang hinweist (Abb. 6). Zuweilen ist vom fehlenden Vorhang wenigstens der unterste Balken da und dient zum Aufhängen von Tüchern. Die Szekler nennen diesen Gang ahnungslos deutsch „gáng“ oder slawisch tornacz; die magyarischen Worte könyöklö und folyosó kennen sie nicht.

Eine solide Brüstung des Säulenganges, aus starken Balken und fast 1,5 m hoch, habe ich nur einmal gesehen, und zwar im Komitat Fogarasch in einem rumänischen Dorfe. Ein wütender Stier hätte die Brüstung nicht durchbrechen können.

Wagen ziehen; wir brauchen auch Schafe, die uns Wolle zu Kleidern, Vliese zu Pelzen geben; wir brauchen auch Schweine, damit sie uns Fett liefern, und haben auch Ziegen, vielleicht auch Hühner; Pferde haben wir nicht. Für das Kleinvieh verschaffen wir uns Ställe, indem wir an den Langseiten und an der Hinterseite von den Brüstungen zur Hauswand horizontale Decken, Bühnen einziehen; die Türen zu den so gewonnenen langen, niedrigen Ställen befinden sich auf dem kleinen quadratischen Vorplatz zwischen den Mittelsäulen, während die Flügel den Abschluß geben. In den Kottern der Langseiten bringen wir gegen 100 Schafe und Ziegen unter, in den hinteren, kleinen Kottern mästen wir die Schweine, und kein Bär bricht in diese Ställe. Nur in der schönen vorderen Vorhalle ziehen wir keine Decken ein, lassen aber nachts die Hunde dort schlafen. Nach den heutigen Hunden des Buczecsgebietes zu urteilen, hatten dieselben eine ungemein dichte Mähne an Hals, Brust und Schultern und brauchten gegen Wölfe kein Stachelband.

Von den Bühnen bis hinauf zu den Dielen des Heubodens haben wir nun etwa 1,5 m, und wenn die Wände höher sind, auch mehr freien Raum und freie Wand, vor Regen und Schnee geschützt, auch durch den Architrav, den Vorhang. Hier stapeln wir die Holzvorräte auf, die an den Flügeln Halt finden; hier hängen wir den zerlegten Webstuhl, den zerlegten Schlitten und auch

den nach jedem Gebrauche ganz zerlegten zweirädrigen Wagen auf, wie das in der Ilias ganz genau beschrieben ist. Wenn der zweirädrige Wagen nicht genügt, hängen wir zwei zweirädrige Wagen aneinander und haben einen vierrädrigen. Auch der heutige vierrädrige Wagen ist ja nichts anderes als zwei aneinander gehängte zweirädrige; die Langwit ist ursprünglich die Deichsel des hinteren Wagens.

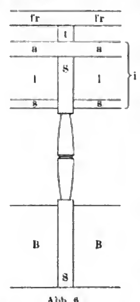


Abb. 6.

Schema der nackten Säule.

Fr Sparrenschwelle (rudimentärer Fries), t Kopf eines Trames, a Architrav, s Stange, SS Säule, B Brüstung, ideeller Architrav, l Lücke, sehr selten mit Gitterwerk ausgefüllt.

So ist denn unser Haus zu einem Einheitshaus geworden, und wir brauchen keine Nebengebäude.

In der Csik gibt es heute keine solche Kotter mehr; aber die schöne Vorhalle vor dem Stalle (oft ist eine solche auch vor der Wohnungstür) heißt der Kotter, und zwar ist das betreffende Wort nicht magyarisch, sondern slawisch: Ketrecz = Käfig.

Die Neigung, allerlei Geräte an der Außenwand des Hauses unter dem vorspringenden Dach, untermischt mit Holzstößen, unterzubringen, ist geradezu charakteristisch für die österreichische Alpenwelt.

Die tunnelartigen, niederen Kotter des Kleinviehs rings um das Haus sind auch eine Eigentümlichkeit des Gebirgshauses der Huzulen, der slawischen Nachbarn der Szekler, und wie die Huzulen nennen die Szekler die Schindeln dranicza, und wie die Szekler den Gang „gáng“ nennen, nennen ihn die Huzulen ganok. Die Vorgänger der Szekler im Lande mögen also den Huzulen verwandte Slawen gewesen sein. Die huzulischen Kleinviehkotter finden sich auch noch — mit einem weiten Sprung über die Köpfe der Szekler und Sachsen — im Buczecsgebiete bei den Rumänen; wir können aber diese Kotter nicht als Nachkommen unseres hypothetischen prähistorischen Baues ansehen; sie gehören einem Hause von ganz anderem Organismus an, einem Hause, das der germanischen Halle verwandt war; darüber wollen wir aber nicht sprechen.

Es sind mir keine Anhaltspunkte bekannt, die darauf schließen ließen, daß die Hellenen die Kotter gekannt hätten; wohl aber finden wir ein Analogon unseres hypothetischen Baues im — Tempel Salomos zu Jerusalem. Daß er die Vorhalle mit zwei gewaltigen ehernen Säulen hatte, ist bekannt. Unser Bau hat an den Längsseiten außen zwei Stockwerke: unten die Kotter, darüber den Stapelraum. Der Tempel Salomos hatte entsprechend an den Langseiten außen zwei Stockwerke: unten die Priesterwohnungen, oben die Schatzkammern, und zwar den Eingang wie an unserem Bau, in der Mitte. Das Allerheiligste kam sonderbarerweise dorthin zu liegen, wo in unserem Bau die Schweine versorgt sind. Daß nicht nur in Syrien, sondern auch in Ägypten nordische Einwanderer vorhanden waren, wird angenommen; daß sie aber eine nordische Form so weit trugen, das frappiert. Dieselbe Raumverwertung hat man in jüngster Zeit an einem antiken Tempel in Kleinasien gefunden, wenn ich mich recht erinnere in Pergamon.

Die Eckzellen $c_1 \ldots c_4$ unseres Peripteros sind tote Punkte, sind keine Nutzräume. Ich habe Rekonstruktionen des Salomonischen Tempels gesehen, die an diesen toten Punkten Ecktürme zeigen — kein direkt unwahrscheinlicher Gedanke.

Kleinere Glieder. Der Firstkamm. Die äußeren Sparren haben wir am oberen Ende so niedergedrückt, daß wir in die Kreuze einen äußeren Firstbalken legten. Ästhetisch viel wirkungsvoller ist die folgende Art, die Sparrenenden im First so niederzuziehen. Wir nehmen ein etwa 90 cm langes Bohlenstück, bohren darin drei runde Löcher von etwa 9 cm Durchmesser, nageln das Brett an den unteren Firstbalken oder stecken es in einen vertikalen Schlitz dieses Balkens und stecken die oberen Enden zweier korrespondierenden äußeren Sparren durch zwei der Löcher, während der dritte als dekoratives Element frei bleibt. Dem aus dem First emporragenden Blatte geben wir die uns geläufigste Blattform, die Form einer Feuersteinpfeilspitze, wobei wir durch sehr flach geführte Schnitte den Rand abfasern und so den Muschelbruch nachahmen. Wenn wir besonders schön arbeiten wollen, gestalten wir das Holzblatt als Palmette in Nachahmung der fünf Finger der Hand (Palma = Handfläche). Wenn wir alle Sparrenpaare so fixieren, dann sieht der First gezähnt wie der Rücken eines Drachen aus. (Abb. 7 a.)

Die Sima, der Balken, der die unteren Enden der Sparren niederdrückt, ersetzen wir entsprechend ebenfalls durch eine lange Bohle, die von Meter zu Meter ein rundes Loch hat, und durch diese Löcher stecken wir die unteren Enden der Sparren (Abb. 3). Den unteren Rand dieses Brettes nageln wir an die Köpfe der inneren Sparren, so daß man die Dicke der Strohlage gar nicht sieht. Den oberen Rand des Brettes profilieren wir durch

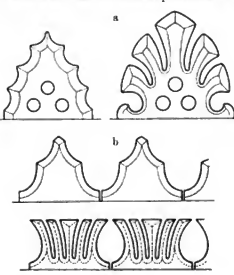


Abb. 7.

a **Hypothetische Firstschindeln der Peripteros.**

Feuersteinpfeilspitze und offene Hand.

b **Firstschindeln aus Czik-Szereda.**

(Etwa 100 Jahre alt.)

Wegnehmen so, daß über den Löchern Bogen erscheinen, die wir überdies noch am Rande mit Kerben versehen können, daß sie einem Geraniumblatt gleichen.

Endlich geben wir auch den Brettern, die wir an die Giebelsparren genagelt haben, Löcher, durch die wir die Lattenstangen des Daches stecken, und auch hier beschneiden wir den Oberrand dekorativ, so daß jedes Loch in einem (gekerbten) Bogen steht. Überall, wo ein Stangenende durch ein Loch gesteckt ist, stecken wir noch einen Holznagel vor, damit das Stangenende nicht ausfallen könne.

Bei uns (im südöstlichen Siebenbürgen) braucht der Bauer sehr oft eine lange horizontale Stange, vor allem zum Aufhängen der Maiskolben. Fast immer nagelt er dann zwei Bretter an Tramköpfe; jedes Brett hat ein großes Loch, durch das ein Stangenende gesteckt wird; das entspricht technisch unseren hypothetischen Firstschindeln. Giebelzierleisten waren vor 50 Jahren noch ein Handelsartikel. Oft sieht man heute noch an diesen Leisten von Stelle zu Stelle das Geraniumblatt mit dem Loch in der Mitte; der Zweck ist aber längst vergessen, und durch das Loch kann man höchstens den kleinen Finger stecken. In Westungarn werden aber noch die Dachlatten durch die Löcher der Giebelbretter gesteckt und mit einem Holzkeil versichert. Das hypothetische Simabrett habe ich nirgends gesehen.

Dekorative Firstschindeln haben bei uns heute noch etwa drei Viertel aller nicht-sächsischen Bauernhäuser; sie stehen aber dicht gedrängt und vorgeneigt, da sie an die hintere Dachfläche angenagelt sind (Abb. 7b). Die

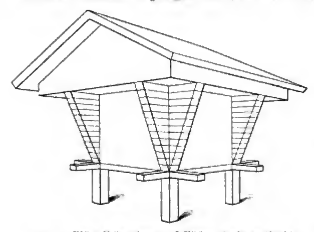


Abb. 8. **Flügelhäuschen auf Füßen (schematisch).**

Formen sind sehr mannigfaltig und wirkungsvoll; die reichsten und besten Formen findet man in der Csik. Die Schindeln kommen immer über Feuer gebrannt auf den Markt. Ich habe mich nach Meistern erkundigt, die solche Schindeln machen; es waren ausschließlich Rumänen, also Urbewohner oder Slawen, kein einziger Magyar. Ähnliche Erfahrungen macht man sehr oft, wenn man der sog. magyarischen Volkskunst nachgeht; wenn man endlich ein urmagyarisches Dorf gefunden hat, wo wunderschöne Arbeiten erzeugt werden, erfährt man beispielsweise, daß das magyarisierte Flamländer wären; und die vollendetsten „magyarischen" Frauenhandarbeiten machen die Bäuerinnen in — Schweden.

Alles, was an unserem hypothetischen Peripteros naturgemäß stark, voll, groß, einfach sein müßte, finden wir in der Csik klein, zierlich, reich gegliedert, und je sicherer ein Ort slawischen Ursprungs ist, wie Oláhfalu, desto mehr schwelgt das Volk in den schönsten, wunderbar fein gegliederten Kurven, desto seltener findet man eine gerade Linie. Wir finden die prähistorischen Formen, nur in slawischer Umarbeitung; so ist auch die Vervielfachung der Firstschindeln ein slawischer, nach schwelgendem Reichtum strebender Gedanke.

Am griechischen Tempel findet man sofort den Firstkamm mit den tönernen Palmetten, die Sima mit den Löchern, die aber nur dem Abfluß des Regenwassers dienen, was ursprünglich Nebendienst war, sowie die Zierpalmetten des Giebels.

Die innere Einrichtung. Die Krippen an den Langseiten des Stalles bilden wir aus je fünf mit den Enden in die Wände eingebauten Balken, oder wir bauen einen ausgehöhlten starken Baum gleich einem Einbaum (Nachen) mit den Enden ein; beide Formen finden sich bei uns heute noch, namentlich im Buczecsgebiete, in der casa cu curte. Dort bestehen in den alten Häusern auch die Bänke der Stube aus mit den Enden eingebauten Bohlen, haben also keine Füße und können nicht verrückt werden. Ich habe sogar eine solche Bank gesehen, die durch die Wand hindurch in den Nebenraum (Küche) reichte. In unserem Peripteros bauen wir solche „Bänke" an drei Seiten des Opisthodomos nahe zur Decke ein, um Gefäße und Geräte darauf stellen zu können, denn wir haben keinen Tisch. Den ganzen Raum rechts und links vom Herd nehmen die eingebauten Pritschen, die Schlafstätten, ein. Diese letzte Angabe ist Mitteilung Bünkers über Holzknechthütten in Kärnten entlehnt.

In der casa cu curte fehlt die Brettgalerie unter der Decke (wie auch im deutschen Hause) nie, nimmt aber heute nur Schaugeschirr auf.

Wasserschutz. Die Unebenheiten des Bodens machen einen zyklopischen Unterbau aus Steinen notwendig. In Gömör habe ich sehr gut erhaltene, mehrere hundert Jahre alte solche zyklopische Unterbaue gesehen, die dort, wo möglich, so gebaut werden, daß sie als Sitzbänke benutzt werden können. Dieser Unterbau schützt den Boden des Hauses vor Feuchtigkeit.

Unseren Peripteros streichen wir ganz und gar zum Schutz gegen das Wetter mit Öl an. Wir mischen dem Öl Farbstoffe bei: Blau, Rot und Gold (Ocker). Die Pinselführung wird sehr erleichtert, wenn wir den Grundsatz aufstellen, daß zwei zusammenstoßende Farben immer durch eine Kante getrennt sein müssen. Wir schaffen uns daher künstlich Kanten, z. B. indem wir die Säulenschäfte und Triglyphen von oben bis unten mit tiefen Riefen versehen. Die Grundflächen malen wir blau, die Anschnitte des Holzes, gleichsam wo das Innere des Holzes sichtbar wird, malen wir rot; nur kleine Teile malen wir gelb.

Die Rumänen von Kronstadt malen jährlich vor Ostern ihre Häuser außen vollständig neu polychrom, und zwar ist das eine Arbeit der alten Frauen, die im allgemeinen einen ausgezeichneten Farbensinn haben. Die Rumänenvorstadt mit ihren kleinen, zierlichen Häuschen sieht dann wunderlieblich aus. Leider haben aber heute alle Häuser Bewurf, der keine scharfen Kanten bietet.

Die Rumänen und Szekler haben sehr große, kunstvolle, reich ornamentierte Hoftore und ähnliche Hofpforten von Eichenholz. Diese sind mit Ölfarbe bemalt, und zwar nach dem erwähnten Kantenprinzip. Dabei kommt auch etwas Weiß und Grün zur Verwendung. Die Rumänen malen aber ungleich besser als die Szekler, die wenig Farbensinn haben.

Zum Schutze gegen das Wasser verwenden wir noch Töpfe und Schüsseln, die wir auf alle gefährdeten Punkte, wie auf die nach oben ragenden Nagelköpfe, auf die Kreuzpunkte der Balken, vor allem auf die Giebel an den Firstenden stülpen. Die Köpfe der Träme, die unter dem Fries sichtbar werden, schützen wir durch aufgehängte schildähnliche Schüsseln; ein Herr hängt an seinem Herrenhause wirkliche Metallschilde dahin.

Die Schutztöpfe waren in Siebenbürgen noch vor 100 Jahren in allgemeinem Gebrauch. In Kronstadt sieht man auf den Giebeln kleiner Bauernhäuser heute noch umgekehrte, stilisierte, glasierte Tontöpfe: der Bauch ist erdbeerförmig, der Hals lang und schlank, der zu unterst liegende Rand sehr breit, da er den Kreuzpunkt des Giebels schützt. In den Dorfern sind einfache Küchentöpfe auf den Giebel gestülpt, und selbst die Hofzaunpfähle tragen zuweilen kleine Töpfchen an der Spitze. Aus den Giebeltöpfen wurden wohl die Akroterien.

Die Sitte des Wasserschutzes durch Decken kann prähistorisch sein. Die rumänischen Wegkreuze bestehen aus einem mannsdicken und mannshohen Baumstamm von rechteckigem Querschnitt, der nur durch vier mit der Säge gemachte schräge Einschnitte an ein Kreuz erinnert. Im Komitat Fogaras liegt auf jedem solchen heiligen Pfahle oder Male ein Holzblock von der Form eines etwas platten Steines. Man denkt unwillkürlich an die prähistorischen Monolithe mit dem Deckstein, die Steintische, besonders wenn man ein steinernes Wegkreuz sieht (bei Zernest), das einen Deckstein trägt. Der prähistorische Deckstein scheint demnach nur die Nachahmung des noch älteren Deckholzes zu sein, das den Kopf des heiligen Pfahles vor eindringendem Wasser schützt.

Die Szekler haben reich gegliederte Grabpfähle aus Eichenholz von quadratischem Querschnitt an Stelle der Grabsteine; das auffallendste Glied des Aufbaues ist ein meist in der Nähe der Spitze verwendeter Raumstern von der Größe eines Apfels, der aus zwei einander durchdringenden Tetraedern besteht, und der so entsteht, daß man von einem Würfel jede Kante durch einen sehr tiefen Kerbschnitt wegschneidet. Diese Grabpfähle sind zum Schutze gegen Wasser mit Ölfarbe bemalt. Wenn man nun annimmt, daß in alter Zeit die Bemalung jährlich im Frühling erneut wurde, etwa wie die rumänischen Häuser jährlich im Frühling neu gemalt werden, dann glaubt man die griechische Sitte, den Grabstein jährlich mit Öl zu begießen, zu verstehen.

Jener Raumstern beweist den kulturellen Zusammenhang zwischen unserer Gegend und den Alpenländern, denn er findet sich wieder in der — Schweiz. Dort sind Brunnen, die ganz den Szekler Grabpfählen gleichen.

Feuerschutz. Aus einigen Einzelheiten einiger griechischer Tempel schließe ich, daß zuweilen nicht nur unter dem Fries eine Bretterlage lag, sondern auch über dem Fries eine zweite, auf die dann noch, mit Rücksicht auf das Dach, ein Balkenkranz gelegt wurde, der etwa um die Breite eines Balkens abermals gegen den Fries vortrat und so gleichsam der Ansatz eines neuen Frieses wurde. Das war das Kranzgesims, der Geison. Das Haus hatte dann eine doppelte Decke, und die Dielen des oberen Bodens fanden in den Brüstungen, die zwischen den gegenüberliegenden Friesen zu deren Festigung gezogen waren, ihre Unterstützung. Der Zwischenraum zwischen den zwei Böden wurde dann teilweise mit Sand oder Erde gefüllt zum Schutz gegen das Feuer. So mögen die Herrenhäuser gebaut worden sein.

Abarten des Peripteros. Unser Peripteros kann als gemeinsame Wurzel unglaublich heterogener europäischer Bauformen aufgefaßt werden, nur müssen wir dabei berücksichtigen, daß die meisten europäischen Bauwerke nicht frei stehen und oft nur nach einer einzigen Seite eine Entwickelung zeigen können, die der Peripteros nach allen vier Seiten weist.

Da wir Flügel und Säulen nur brauchen, wenn wir Kotter einbauen wollen, werden wir andernfalls die Flügel und Säulen weglassen und nur den ausladenden Heuboden beibehalten. So sind die Csiker Scheunen gebaut, wenn sie keinen Stall enthalten.

Wenn wir den Fries nicht 90 cm hoch, sondern 2 bis 3 m hoch bauen, erhalten wir einen ungeheuren Heuboden über dem Wohnhause, wie man das in Ober-Österreich und in sehr zierlicher Form in Kronstadt sieht. Die Ausladung ist meist sehr reduziert.

Wir können auch umgekehrt den Fries auf zwei Balkenlagen reduzieren, das Dach aber hoch und steil bauen, wie ich in Háromszék und in gewissem Sinne in Gömör gesehen habe. Im Bauernhaus ganz Mitteleuropas ist der Fries auf einen einzigen Balkenkranz reduziert, d. h. die Sparrenschwelle liegt nicht auf der Mauerkante, sondern auf dem Ende der etwa 1 m weit vorragenden Träme; die Schindeln aber reichen nicht so tief, daß sie die Schwelle verdeckten. Diese Konstruktion des Dachfußes ist kaum irgendwo mit so feinem Kunstsinn ausgestaltet wie in Dobschau und dem heute slawischen Redova; Dobschau muß vor 300 Jahren große deutsche Künstler der Kleinbaukunst in Holz gehabt haben.

Das Stockwerk des Bürgerhauses ist wohl überall so entstanden, daß der Bodenraum zum Wohnraum adoptiert wurde; in Zipsen geht dieser Prozeß heute noch. Unser Peripteros führt dann zum norddeutschen Typus der überragenden (vortretenden) Stockwerke. Auch wird es verständlich, daß in alten Steinhäusern der österreichischen Alpen das Stockwerk im Verhältnis zum Erdgeschoß so außerordentlich niedrig ist. In Steiermark habe ich wiederholt kleine einsame Bauernhäuser gesehen, wo das hölzerne Stockwerk ringsum stark über das Erdgeschoß vorragte, an dessen Außenwand die Geräte geschützt hängen.

Wie es in der Csik langgestreckte Wirtschaftsgebäude gibt, deren ausladender Boden durch eine Reihe vorspringender Flügel (scheinbar) gestützt wird, so findet man in Mitteleuropa lange Hausfronten, deren ausladendes Stockwerk oder Balkon durch flügelartig vorspringende Stützmauern getragen wird. Auf diese Analogien an alten Zipser Häusern habe ich andernorts hingewiesen, und man braucht diese Mauerflügel nicht von der Gotik abzuleiten. Die gotischen Strebepfeiler sind ganz anderen Ursprungs, sie entstammen dem Kampf gegen den Gewölbe- und Dachschub, dem Prinzip, keine Träme und Schließen zu dulden.

Die rumänische Holzkirche unserer Gegend hat nicht eine, sondern zwei Halbwände, und die Mittelabteilung, wohin die Frauen nicht dürfen, ist die größte; sie hat also dem Homerischen Hause entsprechend Aithusa, Prodomos, Domos und Opisthodomos.

Wenn der Peripteros nicht als Stall, sondern als Herrenhaus dienen sollte, dann erinnerte man sich, wie stattlich das Haus durch die Säulen wird, die, wenn auch in die Hausecken Säulen kommen, die Flügel dem Auge ganz entziehen. Man ließ dann die Flügel weg, setzte aber doch die Säulen ein, zog die Brüstungen zwischen den Säulen, ließ in der Mitte jeder Seite den Eingang offen und gewann so einen imposanten gedeckten Gang um das Haus, der die Hauswand vor Regen schützte. Diesen gedeckten Rundgang haben auch die Holzkirchen des Nordens und auch Mährens, doch hat er dort einen ganz anderen Ursprung. Die Szekler — alle sind adlig — halten wohl nur darum so fest am Gang, weil er das Haus als Herrenhaus erscheinen läßt.

Es kann geschehen, daß man die Brüstungen wieder entfernt, und dann verraten nur die Sockel, daß einst welche da waren, und das Wort Flügelhaus bedeutet dann ein Haus ohne Flügel, aber mit Säulen.

Es kann geschehen, daß man einen säulenlosen Peripteros nachträglich mit Säulen stützen muß, etwa weil er baufällig geworden ist. Man stellt dann einen Baumstamm auf einen in die Erde gebetteten flachen Stein, und zwischen den Architrav, mit dem man die Träme unterfangen hat, und den Säulenkopf treibt man von rechts und links je einen Keil. Durch öfteres Nachtreiben zerschleißen die Köpfe der Keile, und wir haben das Vorbild der ionischen Säule.

Wenn man den Heuboden sehr weit ausladen läßt und unter dem Fries nicht Halbwände, sondern Vollwände einsetzt, dann zeigt das Erdgeschoß neun Zellen,

und es ergeben sich daraus zwanglos mehrere Typen von Alpenhäusern mit dem zentralen Flur.

Der Peripteros hat in der Mitte jeder Seite einen Zugang zum Gang, und jedem Zugang kann man einen Eingang ins Haus entsprechen lassen. So hat der griechische Tempel den Eingang in den Opisthodomos an der hinteren Schmalseite, während das Csiker Wohnhaus (wie das deutsche Bauernhaus) den Eingang in einer Langseite hat. Der Säulengang an dieser Langseite ist in halb Ungarn noch üblich.

Das Antenhaus. Beim Antenhaus ladet der Heuboden nur nach vorn aus, es werden nur die zwei vorderen Flügel, die Anten gebaut (ἄντα = gegenüber), und zwischen diesen wird eine Halbwand eingesetzt, so daß eine Aithusa entsteht. Dieses einfachere, kleinere Haus scheint bedeutend älter zu sein als der Peripteros, es erinnert an das von vielen angenommene indogermanische Urhaus mit der Vorhalle unter dem verlängerten Dach.

In der Csik habe ich solche Antenhäuser, aber mit Walmdach, in der Gemeinde Tusnád als Wirtschaftsgebäude gesehen. In den österreichischen Alpen hat es Bankalari noch mit Satteldach (mit Giebel) gefunden; die Flügel waren aber auf Konsolen reduziert, wodurch die Halbwand in Wegfall kam. Trotz der Ähnlichkeit wagte er aber nicht, einen Zusammenhang mit dem griechischen Antentempel anzunehmen.

Historisches. Man weiß nicht, was für ein Volk etwa 2000 Jahre v. Chr. im südöstlichen Siebenbürgen gelebt haben mag. Herr Teutsch hat aber ein unerschöpflich reiches Lager von Feuerstein gefunden, und die ebendort gefundenen sehr schönen Feuersteinartefakte und Nuclei beweisen, daß diese Lager auch benutzt wurden. Herr Jentsch hat am Altflusse auch eine große Fabrik von schönen Tonwaren des mykenischen Typus gefunden, und zwar vom allerältesten vormykenischen Typus. Es scheint aber bis jetzt, daß die Verfertiger aus dem Süden gekommene Ansiedler waren, die Kupfer, Salz und Gold gegen ihre Erzeugnisse eintauschten. Er fand dort auch die Svastika (das Hakenkreuz), das nach den neuen Forschungen siebenbürgischen Ursprungs ist. Die heutigen Rumänen der Berge scheinen Nachkommen der Urbewohner zu sein. Daß Kelten in den Niederungen einmal gelebt haben, beweisen die vielen keltischen Ortsnamen und üblichen Personennamen. Daß auch eine slawische Flut über das Land kam, beweisen wieder viele Ortsnamen und Bergnamen. Die Szekler, die nach dem Jahre 1000 kamen, hielten sich ausschließlich an die schmalen Flußtäler. Sie sind keine Magyaren, aber ein früh magyarisiertes Volk. Noch unproduktiver und konservativer als die Magyaren, behielten sie die Bauformen aus den ersten Zeiten nach ihrer Einwanderung: teils alte einheimische, teils von den Sachsen aus Deutschland gebrachte Formen, die die Sachsen selber fallen gelassen haben, vielleicht auch von den Slawen importierte Formen, bis zum heutigen Tage bei. Am meisten begünstigt wurde die Konservierung in der sehr entlegenen Csik, teils weil die Leute dort arm blieben und keine neue Bedürfnisse bekamen, teils aber, weil dort die katholische Geistlichkeit dieselbe — konservierende Wirkung ausübte wie in der Bretagne oder in der Vendée. So wurde die Csik dank der Kirche zu einem sehr reichen kulturhistorischen Museum Mitteleuropas.

Es ist möglich, daß vor den Sachsen, Szeklern und vielleicht selbst vor den Slawen in Siebenbürgen ein den Germanen verwandtes Volk lebte, da es heute noch Ortschaften gibt, die nie sächsisch waren, wo die Leute aber sehr groß, langbeinig, schlank, blond und blauäugig sind. Zuweilen haben sie auch eine ganz isoliert dastehende Bauweise; doch liegen darüber keine Spezialforschungen vor. Es gibt in Ungarn, z. B. im Hochlande Hron in der Nähe des Krivan in Nordungarn, und auch nordöstlich von Ungarn Slawen, die riesengroß, oft 2 m hoch, langbeinig, schlank, stolz und kühn sind; die sind aber schwarzhaarig und schwarzäugig, also nicht mit jenen teils magyarisierten, teils romanisierten Siebenbürgern identisch. Diese Prachtslawen leben dort, wo es nie Deutsche gegeben hat. In der Nähe der Deutschen verkümmert und degeneriert in Ungarn der Slawe, weil der Deutsche nur den kriechenden Hunden unter ihnen Arbeit und Brot zukommen läßt und gegen die Imponierenden unter ihnen, die in der Regel an vielseitiger Begabung für den Kampf ums Leben dem Deutschen weit überlegen sind, eine instinktive Schen fühlt. In der Nähe der Deutschen müssen in Ungarn gerade die begabtesten und tatkräftigsten Slawen verhungern, oder sie kommen schließlich ins Zuchthaus. Wo aber einmal der Konkurrenzkampf entbrennt, siegt in Ungarn immer der Slawe, und die Deutschen schmelzen wie der Schnee im Frühling. Ein ähnliches Verhältnis besteht in Siebenbürgen zwischen Sachsen und Rumänen.

Neuere Untersuchungen am Vierwaldstätter See.

Von Prof. Dr. W. Halbfaß. Neuhaldensleben.

Im vierten umfangreichen Heft der von Bachmann redigierten Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Luzern 1904 werden die Resultate der mehrjährigen optischen und thermischen Untersuchungen der verschiedenen Teile des Vierwaldstätter Sees inklusive des Alpnacher Sees sowie die der Seichesuntersuchungen mitgeteilt. Über letztere habe ich bereits früher hier referiert. Die optischen Bestimmungen der Durchsichtigkeit des Wassers geschahen mittels der bekannten Liburnauschen Scheibe von 30 cm Durchmesser, im Küßnacher, im Luzerner, im Gersauer, im Flüeler Becken und im Alpnacher See meist mehrmals in jedem Monat während der Jahre 1898 bis 1902 bzw. 1898 und 1899 und ergaben als höchste Durchsichtigkeit 17 m am 22. Dezember 1898 im Küßnacher Becken, als geringste, abgesehen vom Alpnacher See, 1,75 m am 26 Mai 1899 im Flüeler Becken. Die mittleren Werte in den einzelnen Jahreszeiten weichen aber, wie folgende kleine Tabelle zeigt, in den einzelnen Seeteilen des Vierwaldstätter Sees nicht unererheblich voneinander ab.

	Küßnacher Becken	Luzerner Becken	Gersauer Becken	Flüeler Becken
	m	m	m	m
Winter	13,14	13,73	11,93	13,37
Frühling	10,38	10,43	9,77	7,40
Sommer	7,10	7,77	6,30	2,87
Herbst	9,55	9,80	10,43	5,33
Jahr	10,04	10,43	9,61	7,26

Die Transparenz des Wassers nimmt also im allgemeinen seeabwärts zu. Der Alpnacher See zeigt nur eine mittlere Durchsichtigkeit von 3,15 m, die Extreme in den einzelnen Jahreszeiten sind hier weit geringer als

dort. Die Ursache in der Zunahme und Abnahme der Durchsichtigkeit, ein bei Limnologen sehr strittiges Thema, sieht Verfasser in Übereinstimmung mit dem Referenten keineswegs in erster Linie in den thermischen Verhältnissen, obwohl natürlich nicht geleugnet werden kann, daß die Transparenz des Sees im Sommer erheblich größer ist als im Winter, vielmehr in den verschiedenen indirekten Wirkungen der Wärme: Entwickelung des Planktons, Konvektionsströmungen, d. h. Umlagerungen der Wasserschichten infolge veränderten spezifischen Gewichtes, und in der Vermehrung der Niederschläge im ersten, Verminderung derselben im zweiten Halbjahr. Der zuletzt genannte Umstand spielt speziell beim Vierwaldstätter See — im Gegensatz zu anderen daraufhin untersuchten Seen — eine überwiegende Rolle, wie die Messungen der Niederschläge in den einzelnen Monaten, verglichen mit der Sichttiefe der Scheibe, unzweifelhaft ergaben. Die Farbe des Seewassers entspricht im Durchschnitt N. V der Forelschen Skala, sie nuanciert nur wenig nach dem Grade der Durchsichtigkeitsänderungen im Laufe des Jahres und ist im äußeren oder unteren Teile des Sees eine etwas blauere, im Alpnacher See entspricht sie N. X der Skala. Die Temperaturverhältnisse sind besonders ausführlich im Küßnacher Becken durch Landschreiber Truttmann untersucht, der sich auch um die Beobachtung der Seiches in der Querrichtung Küßnach-Stanzstaad hervorragende Verdienste erworben hat. Im Mittel der Jahre 1898/1901 ist die Jahrestemperatur der Luft gegen die der Oberfläche des Sees, am Ufer gemessen, 3,10° kälter, gegen die pelagische Oberflächentemperatur sogar um 3,84° kälter, und zwar in allen Jahreszeiten. Im Sommer ist der Unterschied am geringsten und beträgt nur etwa $1^1/_2$°, im Winter und Herbst am größten und steigt bis gegen $5^1/_2$°; im Luzerner Becken ist die Differenz zwischen Ufer- und pelagischer Temperatur der Seeoberfläche geringer, wahrscheinlich infolge des ungleich stärkeren Verkehrs. Die Messungen der Temperatur in verschiedenen Tiefen des Sees, die mehrfach zugleich an verschiedenen Stellen des Sees, aber in bezüglich gleicher Tiefe vorgenommen wurden, sind besonders wertvoll. Es zeigt sich zunächst, daß die Amplitude der Temperatur des Luzerner Beckens im Jahre 1899 in 100 m Tiefe nur 0,2° betrug (5,1°—4,9°), dagegen die des Gersauer Beckens in gleicher Tiefe 0,6° (5,7°—5,1°), im Flüeler Becken 0,5°; dagegen ging sie in 200 m Tiefe in den beiden letzteren Becken weder 1899 noch 1900 über 0,2° hinaus, die Temperatur schwankte nur zwischen 5,0° und 5,2°. Temperaturumkehrungen kamen nur ganz sporadisch vor, im allgemeinen kann der Vierwaldstätter See zu den Seen mit tropischem Typus gerechnet werden, wenigstens das Flüeler und Gersauer Becken, während der nördlich der Nase gelegene äußere Teil viel eher zu den Seen mit temperiertem Typus zu zählen ist. Die gleichzeitig vorgenommenen Messungen der Temperaturen in verschiedener Tiefe ergaben, daß in den oberen Wasserschichten die Inklination seeabwärts der isothermen Niveauflächen eine fallende, in den tieferen dagegen eine ansteigende ist; die Grenze beider Schichten wird durch die Gegend der Sprungschicht angegeben, die sich in der Regel zwischen 25 bis 30 m Tiefe befindet, in Jahrgängen mit besonders starker Inklination der thermischen Niveauflächen, z. B. im Jahre 1900, kann diese Grenze weit tiefer, bis zu 60 m hinabsteigen. Wir haben hier ein ganz neues Resultat thermischer Seeuntersuchungen vor uns, das zu analogen Untersuchungen in anderen größeren Seebecken anreizt. Die Aufstellung einer thermischen Bilanz für das Jahr 1899 zeigt, daß der Gesamtbetrag der bis in den September hinein aufgespeicherten Wärmemenge des ganzen Sees auf rund 46 Billionen Kalorien zu veranschlagen ist. Zur Erzeugung dieses Wärmegewinnes wären rund 5900 Millionen Kilogramm Kohlen erforderlich, für deren Fortschaffung ein mit Kohlen beladener Eisenbahnzug von 59000 Lowries nötig wäre. Die Länge eines Wagens zu 6 m angenommen, müßte dieser Eisenbahnzug die Länge von 3540 km, entsprechend der Entfernung des Nordkaps von der Südspitze von Sizilien besitzen. Nicht eingerechnet ist dabei das große Wärmequantum, das der See schon während der wärmeren Jahreszeit abgegeben hat, einerseits an die Atmosphäre während der Nacht oder überhaupt während der kühlen Jahreszeit, andererseits an die aufgenommenen kälteren, zum Teil von Schnee und Gletscher herstammenden bedeutenden Wassermassen der Zuflüsse. Die ganze im Sommer aufgespeicherte Wärme des Sees wird in der kälteren Jahreszeit nach und nach wieder an die Luft und durch diese an die einschließenden Ufer abgegeben. So haben diese sehr sorgfältig ausgeführten ausführlichen Untersuchungen wieder einmal gezeigt, welchen temperaturausgleichenden Faktor für die klimatischen Verhältnisse der Uferzonen ein See von der bedeutenden Flächenausdehnung und Wassermasse des Vierwaldstätter Sees bedeutet, ein Resultat, das in besonders exakter Weise Forel für den Genfer See, Saringer für den Plattensee nachgewiesen haben und das der Referent einst, wenn natürlich auch in weit bescheidenerem Umfang, auch für den weit kleineren Arendsee in der Altmark dargelegt hat.

Die chinesische Weltkarte Ferdinand Verbiests von 1674.

Die fast unmittelbar nach der Gründung des Jesuitenordens erfolgte erste Umsegelung Afrikas lenkte die Blicke des neuen Ordens auf das südliche und östliche Asien. Schon 1541 ging Xavier mit den Portugiesen nach Goa und von da nach Japan, wo er 1548 bis 1551 mit großem Erfolge wirkte. Als Begründer der Wirksamkeit in China ist der Italiener Miguel Ruggiero (1579 in Macao, 1581 in Canton) anzusehen. 1582 bis 1610 war Matteo Ricci — ein hervorragender Gelehrter, in Mathematik und Astronomie wohl bewandert, ein gewandter, der chinesischen Sprache mächtiger Diplomat, überhaupt eine der bedeutendsten Persönlichkeiten aus der Geschichte der Jesuitenmission in Ostasien — in China tätig. Er suchte in chinesischen Kreisen das Interesse für die Mathematik zu beleben, übersetzte den Euklid ins Chinesische und hinterließ bei seinem Tode außer einer Anzahl von religiösen Werken in chinesischer Sprache viele Aufzeichnungen, welche die Hauptgrundlage für Trigaults Werk über die Geschichte der ältesten Jesuitenmissionen in China bilden, für das erste auf eingehenden Studien und Beobachtungen fußende Werk über China.

Um 1620 kam der Tiroler Martin Martini nach China und hielt sich daselbst zehn Jahre auf. Durch seine zahlreichen Reisen in den meisten Provinzen Chinas, die gediegenen Beschreibungen derselben und seine gründlichen Studien über chinesische Werke und Karten, deren Resultate er in dem Novus atlas sinensis (Vindobona, 1655) niederlegte, ist er nicht nur der Begründer der Geographie des inneren Chinas geworden, sondern hat auch durch die erste einigermaßen korrekte Übersichtskarte von China, durch die Spezialkarten über die ein-

zelnen Provinzen teils auf Grund eigener Beobachtungen und Messungen, teils auf Grund seiner Studien in chinesischen Originalkarten, durch die astronomische Feststellung der Lage der größeren chinesischen Städte, durch die erste korrekte Darstellung des Laufes des Hoangho und durch die erste Andeutung über den Ursprung der größeren Flüsse Südostasiens in einem gemeinsamen Quellengebiete im inneren Asien sich den Ruf des größten Geographen der chinesischen Jesuitenmission im 16. und 17. Jahrhundert erworben.

Die deutschen Jesuiten erkannten während der großen mit dem Dynastiewechsel in Verbindung stehenden Umwälzungen und inneren Streitigkeiten in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Mandschus an und standen darum bei dem ersten Kaiser der neuen Ta-tsing-Dynastie, Shun-tshi, der 1644 den Kaisertitel annahm, in hoher Gunst. Johann Adam Schaal aus Köln, der im Besitze großer mathematischer Kenntnisse war, erhielt vom Kaiser den Auftrag, den Kalender zu verbessern, und wurde zum Lohne für die zweckmäßige Ausführung dieses Auftrages zum Präsidenten des kaiserlichen astronomischen Tribunals und Observatoriums ernannt.

Als sein Assistent wurde der 1623 in Piltbem bei Courtrai in Flandern geborene, 1659 nach China gekommene Ferdinand Verbiest wahrscheinlich schon 1660 angestellt. Die nach dem Tode Shun-tshis 1665 während der Vormundschaftsregierung ausgebrochenen Verfolgungen hatten die Vertreibung Verbiests und seiner Ordensbrüder nach Canton zur Folge. Schaal starb während der Verfolgungen, und als der junge Kang-Hsi 1671 die selbständige Regierung übernahm, wurde Verbiest zum Nachfolger Schaals bestellt: „Summus praefectus Academiae Astronomicae" und behielt trotz aller erwachsenden Schwierigkeiten dieses Amt bis 1685, als Grimaldi zu seinem Nachfolger ernannt wurde.

Während der Zeit von 1671 bis 1685 dürfte Verbiest seine intensivste geographische Wirksamkeit in China entfaltet haben. Zwei Briefe aus dieser Zeit sind im Recueil de Voyages au Nord (Amsterdam 1715) veröffentlicht. Sie berichten über die Reisen Kang-Hsis nach der Mandschurei und der Mongolei in den Jahren 1682 und 1683, an denen Verbiest auf Einladung des Kaisers teilnahm, um astronomische Observationen, Polhöhenbestimmungen, Beobachtungen über die „declinatio" oder „das Klima", die größten Tageslängen, die Höhenlage und die gegenseitigen Entfernungen der Städte und Ortschaften anzustellen.

An der 1682 unternommenen Reise in die Mandschurei, das Heimatland der Dynastie, welches Verbiest konsequent als die östliche Tatarei bezeichnet, nahmen 70000 Personen teil, so daß die Karawane außer Lasttieren und Reitpferden Lebensmittel für mehrere Monate, große Rinder- und Schafherden mitführte. Die Reise ging zuerst nach der Provinz Liao-tung, wo alle Siedelungen in Trümmern lagen. „Man begegnete nur alten Ruinen, Stein- und Ziegelhügeln." Von den großen Städten und Ortschaften, welche hier vor dem Kriege lagen, war kaum noch eine Spur übrig. Von Peking nach Nordosten war durch Liao-tung ein etwa 6 geometrische Fuß (à 429,505 mm) breiter und über 1000 französische Meilen (à 3898,07 m) langer gerader Weg erbaut. Über Flüsse und Wasserläufe errichtete man Brücken, die mit Strohmatten bedeckt waren, auf die man Tierfiguren gemalt hatte. Bei Kang-Hai, in der Nähe des alten Palissadenwerkes, das sich von hier aus nach Südwesten erstreckt, verließ die Karawane den großen Weg, um sich nach Norden ins Gebirge zu begeben, wo große Treibjagden veranstaltet wurden. Man erlegte nicht nur Hasen, Wölfe und Füchse, sondern auch Bären, Wildschweine und über 60 Tiger. Über Shin-yam (Mukden) langte die Karawane in Kirin am Flusse Sungari an. Nach den Angaben Verbiests hatte der Sungari seine Quellen im Gebirge Tshang-pé, d. h. Tshang-pai-shan, das als Urheimat der Mandschus galt. Beim Anblick der schneebedeckten Berge stieg der Kaiser vom Pferde, warf sich am Flußufer auf die Knie, verneigte sich dreimal zur Erde zum Gruße und ließ sich alsdann auf goldenem Throne in die Stadt Kirin tragen. Mehr als 100 von den Böten, welche die unberechtigte Perlenfischerei der Russen auf dem Flusse verhindern sollten, begleiteten den Kaiser auf seiner Fahrt nach Ula (Taseng-ula), der ehemaligen Hauptstadt der Mandschus und noch damals der schönsten Stadt des Landes.

Verbiest hegte die Hoffnung, daß die Beobachtungen auf dieser Reise und die Mitteilungen, die er vom militärischen Befehlshaber in Kirin erhalten hatte, wertvolle Ergänzungen zu der Karte der Provinz Liaotung in Martin Martinis chinesischem Atlas bilden würden.

1683 begleitete Verbiest den Kaiser auf seiner Reise in die westliche Tatarei, das heißt die Mongolei, jenseits der großen chinesischen Mauer. Als Begleiter wählte er den Mathematiker Philipp Grimaldi, der ihm zwei Jahre später als Direktor des astronomischen Tribunals folgte.

Die große Weltkarte Verbiests ist wahrscheinlich im Jahre 1674 gedruckt. Sie trägt den Titel: Orbis terrae integra tabula und ist in azimutaler Perspektiv-Projektion, sogenannter stereographischer Projektion, gezeichnet, welche erst seit dem 16. Jahrhundert für Planigloben benutzt wurde. Der erste Meridian geht durch Peking, so daß China in der Mitte der Welt liegt; aber es sind nicht wie auf späteren chinesischen Karten je 180° nach Osten und nach Westen, sondern 360° nach Osten gezählt, so daß der 360. Meridian westlich von dem Meridian von Peking verläuft. Um jede Hemisphäre sind zwei Kreise gezogen, welche geviertelt sind. Der innere Kreis ist gradiert; im äußeren sind die Zonen gleicher größter Tageslängen, an den Polen die Dämmerungszeiten angegeben. Die Ekliptik ist eingetragen. Die Anzahl der Klimate oder Zonen beträgt vom Äquator zu den Polen nach jeder Seite 18. Zahlreiche Tiere, welche für dieselben charakteristisch sind, sind abgebildet. Der Abbildung eines Vielfraßes liegt die Schilderung Matthias v. Miechows „De Sarmatia Asiana atque Europaea" (Cracoviae 1517) zugrunde, welche von Olaus Magnus in die „Historia de gentibus septentrionalibus" aufgenommen und in der „Carta marina" (1539) und nach ihm von Anton Wied in seiner russischen Karte von 1555 dargestellt wurde.

Der große Südpolarkontinent Mercators und Ortelius' ist in Übereinstimmung mit der Auffassung des 16. und 17. Jahrhunderts wiedergegeben und durch schmale Meeresstraßen von den drei südlichen Erdteilen getrennt. Die Inselnatur Tasmanias ist erst später erkannt, so daß dies als ein spitzer südlicher Ausläufer Australiens dargestellt ist.

Für Ostasien und China hat Verbiest teils ältere chinesische Karten, teils die eigenen Beobachtungen benutzt. Die chinesische Mauer verlauft auch nördlich um Liao-tung und sogar bis nach Korea. Der letztgenannte Fehler findet sich auch auf den älteren chinesischen Karten, ist aber auf der großen chinesischen Karte von 1718 beseitigt. Zum Schutze gegen die nördlichen Nomaden scheinen bereits im Anfang des 4. Jahrhunderts v. Chr. im Ordoslande im großen nördlichen Winkel des Hoangho und im Norden der Provinz Shansi Erdwälle vorhanden gewesen zu sein. Diese isolierten Mauern sind durch Kaiser Shi-hwang-ti (246 bis 209 v. Chr.) zum Schutze gegen die häufigen Einfälle der Hiung-nus zu

einem Ganzen verbunden. Vom östlichen Shansi an wenigstens ist die innere Mauer durch Shi-hwang-ti erbaut. Im übrigen reicht die chinesische Mauer in ihrer gegenwärtigen Gestalt nur bis an das Ende des 14. Jahrhunderts n. Chr. zurück. Ihre Erbauung erstreckt sich vielleicht über eine längere Periode der Dynastie Ming (1368 bis 1644).

Die Nomenklatur der Karte ist zuerst in lateinischer Sprache abgefaßt und dann ins Chinesische übersetzt. Der augenscheinlich dazu gehörende Text scheint verloren gegangen zu sein.

Exemplare von Verhiests Karte befinden sich in Paris und in London. Auf der Karte der Universitätsbibliothek in Upsala, welche der bekannte Sprachforscher J. G. Sparvenfeldt (1695 bis 1727) wahrscheinlich in Paris auffand und nach Schweden brachte, hat jede Hemisphäre einen Durchmesser von 1,49 m. Sie ist im Maßstabe 1 : 6 in hübschem Lichtdruck durch K. Ahlenius (Skrifter utg af K. Humanist. Vetenskaps-Samfundet i Uppsala, VIII, 4) veröffentlicht.

A. Lorenzen.

Weiteres über die schottische Südpolarexpedition.

Im Januarheft des „Scott. Geogr. Magazine" haben zwei Mitglieder der schottischen Südpolarexpedition, H. Pirie und R. Brown, einen mit einer Karte ausgestatteten Bericht über die zweite Fahrt der „Scotia" erstattet. Zur Ergänzung früherer Mitteilungen (Bd. 86, S. 142) entnehmen wir ihm das Folgende:

Die „Scotia" verließ am 21. Januar 1904 Buenos Aires und erreichte am 14. Februar die Scotiabai auf Laurie Island (Süd-Orkneys), wo für die dort errichtete meteorologische Station, die unter Leitung des Expeditionsmitgliedes R. C. Mossman stand, drei an Bord befindliche argentinische Gelehrte gelandet wurden. Am 22. Februar verließ die „Scotia" die Station und drang, sich zwischen ihren Routen vom Vorjahr haltend (vgl. die Kartenskizze in Bd. 85, S. 368 des Globus), nach Südosten vor. Diesmal ging die Fahrt recht glatt von statten; denn das undurchdringliche Packeis, das im Jahre vorher das Vordringen erschwert und unter dem 70. Breitengrad zur Umkehr gezwungen hatte, war diesmal nicht vorhanden. Am 6. März, unter 72° 18′ südl. Br. und 17° 59′ westl. L., ergab eine Lotung nur 1131 Faden, während man bis dahin immer erst in 2600 Faden und darüber Grund gefunden hatte. Gleichzeitig sah man eine hohe Eisbarriere vor sich, die sich von Nordost nach Südwest hinzog und Land zu begrenzen schien. Schweres Packeis verhinderte, sich ihr auf weniger als zwei Seemeilen zu nähern, man verfolgte sie aber 150 Seemeilen nach Südwest und lotete unter 73° 30′ südl. Br. und 21° 30′ westl. L. nur 159 Faden. Am folgenden Tage brach ein Schneesturm herein und das Schiff wurde vom Eise besetzt. Am 8. März trieb es in eine Bucht der Eisbarriere, in der unter 74° 01′ südl. Br. und 22° westl. L. 161 Faden gelotet wurden. In den nächsten Tagen änderte sich die Lage des Schiffes nicht, so daß man sich auf die Überwinterung einrichtete; doch kam man am 14. März wider Erwarten frei. Sehr reich war hier das Tierleben: Kaiserpinguine, verschiedene Arten von Sturmvögeln und zwei Robbenarten wurden in Menge gesehen.

Aus dem Charakter der Eisbarriere, hinter der das mit Inlandeis bedeckte Land anscheinend zu mehreren tausend Fuß Höhe anstieg, den geringen Tiefen und dem Tierreichtum glaubt Bruce, der Leiter der Expedition, mit Recht auf Land schließen zu dürfen; er nennt die neu entdeckte Küste zu Ehren zweier Förderer der Expedition Coatsland. Areal und Tiefe des Weddellmeeres dürften also geringer sein, als man nach den bisherigen Erfahrungen annehmen konnte; nichtsdestoweniger bildet es aber doch wohl eine bis in hohe Breiten reichende Bucht des antarktischen Kontinents.

Nachdem die „Scotia" vom Eise freigekommen, untersuchte man die nordöstlich von Coatsland gelegene Roßtiefe, wo Roß 1843 4000 Faden gelotet haben wollte. Von einer solchen Tiefe wurde aber nichts gefunden; sie schwankte vielmehr zwischen 1221 und 2660 Faden. Roß' Irrtum kann nur auf die mangelhafte Beschaffenheit seiner Apparate zurückgeführt werden. Nunmehr wurde der Kurs unter dem 10. Grad westl. L. nordwärts gerichtet und bis zur Goughinsel (41° südl. Br.) unter häufigen Lotungen beibehalten. Aus diesem Gebiet mangelte es ganz an Tiefenmessungen, doch nahmen die Karten hierfür, der Roßtiefe entsprechend, etwa 3000 Faden an. Man fand indessen vergleichsweise flaches Wasser, bis zum 55. Breitengrad Tiefen von 2270 bis 2764, weiter nördlich noch geringere bis zu 1332 Faden herunter.

Am 23. April wurde eine Landung auf der Goughinsel veranstaltet, einem wild zerklüfteten Gebirgsland mit reicher Vegetation. Im allgemeinen glichen Flora und Fauna der von Tristan d'Acunha, doch wurden auch ein paar neue Arten gefunden. Am Strande lagen die Reste einiger Hütten, in denen, wie man nachher in Kapstadt hörte, Seeleute einige Monate lang gewohnt hatten. Kapstadt wurde am 5. Mai 1904 erreicht.

Als die Hauptergebnisse der schottischen Südpolarexpedition sind zu bezeichnen: Im Weddellmeer zahlreiche Lotungen, die Entdeckung von Coatsland, viele Beobachtungen über Temperatur und Salzgehalt des Wassers, Bodenproben, zoologische Sammlungen, die das Tierleben in allen Tiefen repräsentieren, systematische Planktonproben. Von der Laurie-Insel (Süd-Orkneys) wurde eine Karte aufgenommen, und die dortige Station arbeitete ein Jahr meteorologisch, magnetisch und naturwissenschaftlich. Diese Beobachtungen sind dann dort noch durch die Argentinier fortgesetzt worden. (Um sie abzuholen, war im Januar das argentinische Kriegsschiff „Uruguay" abgegangen, das Ende Januar mit ihnen zurückgekehrt ist.) Ferner ist zu erwähnen, daß durch die schottische Expedition unsere Vorstellung von der Bodengestaltung des südatlantischen Ozeans erheblich geändert worden ist infolge der Entdeckung einer weiten südlichen Fortsetzung des mittelatlantischen Rückens über die Goughinsel hinaus nach Süden. Nach allem haben es auch die Schotten trotz der geringen Mittel, die ihnen im Vergleich zu den Deutschen und Engländern zur Verfügung waren, verstanden, ihre Unternehmung für die Wissenschaft sehr erfolgreich zu gestalten. Die Bearbeitung des Materials durch eine Reihe hervorragender Fachmänner hat begonnen.

Sg.

Einheitliche Bezeichnungen für die Vertikalausmessungen der Gezeiten.

Die Ungleichmäßigkeit, mit der in der deutschen Literatur die Bezeichnungen für die Gezeiten verwandt werden, hat Veranlassung dazu gegeben, diese Bezeichnungen zu sichten, um so Einheitlichkeit in der Bezeichnungsweise zu erzielen. Als Resultat teilen die „Annalen der Hydrographie usw." eine Verfügung des Staatssekretärs des Reichsmarineamtes mit, in der diese für die Zukunft gültigen einheitlichen Bezeichnungen zusammengestellt sind. Aus ihnen seien, als für weitere Kreise interessant, die folgenden herausgehoben, da es wünschenswert wäre, wenn dieselben überall, insbesondere aber auch in die Schulen und Schulbücher, baldige Aufnahme fänden.

Es sind in Zukunft folgende Ausdrücke anzuwenden:

Tide = Gezeit oder Gezeitenwelle, worunter bei besonderem Zusatz auch die Partialwellen verstanden sein können (Mondtide, Sonnentide).

Hochwasser = Höchster Wasserstand einer Tide.

Niedrigwasser = Niedrigster Wasserstand einer Tide.

Flut = Steigen des Wassers vom Niedrigwasser zum Hochwasser.

Ebbe = Fallen des Wassers vom Hochwasser zum Niedrigwasser.

Flutstrom = Der das Hochwasser bringende Strom, der aber nach Erreichung des Hochwassers noch andauern kann.

Ebbestrom = sinngemäß das nämliche für Niedrigwasser.

Stromwechsel oder Kentern = Übergang vom Flutstrom zum Ebbestrom; der Teil der Gezeitenerscheinung, in dem kein Strom läuft, heißt Stillwasser.

Tidenhub = Hub des Wassers durch die Tide = Höhenunterschied zwischen Hochwasser und Niedrigwasser.

Springtide = Gezeit mit einem Höchstwert des Tidenhubs, so daß sowohl der unmittelbar vorhergehende, wie der unmittelbar folgende Tidenhub kleiner ist als dieser Höchstwert.

Nipptide = desgleichen für einen Mindestwert des Tidenhubs.

Springflut = Flut der Springtide.

Springebbe = Ebbe der Springtide.

Springzeit = Zeit der Springtide.

Nippflut usw. sinngemäß in gleicher Weise für die Nipptide.

Jeder, der sich erinnert, daß seither z. B. Flut im Sinne der jetzigen Ausdrücke Tide, Flut, Flutstrom und Hochwasser gebraucht wurde, und ein ähnlicher Wirrwarr in den anderen Ausdrücken herrschte, wird die Klarstellung mit Freuden begrüßen.

Gr.

Bücherschau.

J. Hann, Klimatographie von Niederösterreich. 104 S. mit einer Karte. (Klimatographie von Österreich, herausgegeben von der Direktion der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik. I.) Wien 1904.

Als vor einigen Jahren die Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien ihr 50jähriges Bestehen feierte, wurde vom Kultusminister von Hartel in der Festsitzung das feierliche Versprechen gegeben, daß die fünfzigjährigen Beobachtungsergebnisse in einer eingehenden Darstellung des Klimas der verschiedenartigen Teile Österreichs der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden sollten. Von dieser Darstellung liegt jetzt als erstes Teilheft die Klimatographie von Niederösterreich vor. Die Fülle des zu bearbeitenden Beobachtungsmaterials hat es nämlich angezeigt erscheinen lassen, für jedes Kronland einen besonderen Bearbeiter zu beauftragen, wodurch man den Vorteil gewann, für jedes Kronland einen Bearbeiter aussuchen zu können, der es selbst gut kennt und entweder dort längere Zeit gelebt hat oder noch dort lebt. Ein Schlußband soll dann die Resultate der einzelnen Kronlandsmonographien zusammenfassen und eine Übersicht über die klimatischen Verhältnisse, Eigenarten und Unterschiede, sowie den Witterungszug von ganz Österreich geben. Um jedoch eine gewisse Einheitlichkeit bei den vielen Bearbeitern und damit die Vergleichbarkeit der Resultate zu gewährleisten, mußte eine einheitliche Methode angegeben werden, nach der die Bearbeiter sich im allgemeinen zu richten hatten, bzw. ein für alle gültiges Muster hergestellt werden. Daß für Aufstellung dieses einheitlichen Musters, für den Entwurf dieser einheitlichen Methode niemand geeigneter war als unser Altmeister der Meteorologie J. Hann, wird dem Pernterschen Vorwort jedermann sofort glauben. Wir möchten dies jedoch dahin erweitern, daß die vorliegende Klimatographie von Niedcrösterreich nicht nur für die ins Auge gefaßten Klimatographien der österreichischen Kronländer, sondern überhaupt für Klimatographien kleiner Gebiete als Muster präziser Bearbeitung und Darstellung des zahlenmäßigen Materials dienen kann. Die vorliegende Klimatographie gibt die zahlenmäßige Darstellung der Klimafaktoren außer dem Luftdruck, da die Unterschiede desselben auf der relativ kleinen Fläche eines Landes wie Niederösterreich keine klimatographische Bedeutung haben. Zur eigentlichen Beschreibung wird Niederösterreich in vier Abteilungen zerlegt, die ungefähr der alten Vierteleinteilung entsprechen, und jede gesondert abgehandelt. Vorangestellt ist eine allgemeine Übersicht über das Klima Niederösterreichs, als Schluß folgen ausführliche Tabellen und eine Niederschlagskarte im Maßstabe 1 : 400000. Greim.

Diccionario Sipibo. Abdruck der Handschrift eines Franziskaners mit Beiträgen zur Kenntnis der Panostämme am Ucayali, herausgegeben von Karl von den Steinen. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1904.

Die südamerikanische Linguistik erhält durch diese dem 14. Amerikanistenkongreß gewidmete Publikation eine wesentliche Bereicherung, da hiermit zum ersten Male eine der im westlichen Amazonasgebiete weit verbreiteten Panosprachen, von denen bisher nur dürftige Vokabulare vorlagen, dem Studium zugänglich wird. Das zugrunde liegende Manuskript, das der österreichische Reisende Richard Payer zufällig auffand und nach Europa brachte, stammt von einem der bis in die 70er Jahre am Ucayali tätigen Franziskanermissionare und umfaßt eine Sammlung von etwa 3000 Wörtern Sipibo-Spanisch und Spanisch-Sipibo nebst grammatisch wichtigen Notizen und Paradigmen, die freilich wegen des Fehlens von Texten noch keinen deutlichen Einblick in den Bau der Sprache gestatten, immerhin aber manche auffallenden Eigentümlichkeiten erkennen lassen. So sind z. B. die Namen der Körperteile sämtlich Komposita, bestehend aus einem einsilbigen Stammelement mit angefügten Suffixen, die in Verbindung mit Nomina oder Verben fortfallen, während das Stammelement den Vollsinn behält. Das Verbum zeigt die verschiedensten Infixe und Suffixe, die noch keine Regel abstrahieren lassen. Die Sprache erweist sich als völlig identisch mit dem Conibo, für das ein Manuskript des Britischen Museums zur Kontrolle verglichen wurde. Lexikalische Vergleiche mit anderen Panosprachen, Garipuna, Majuruna, Pacaguara u. a., sind von dem Herausgeber beigefügt.

Von bedeutendem allgemeinen Interesse sind die wissenschaftlichen Exkurse, mit denen von den Steinen den rein sprachlichen Teil einleitet. Zunächst werden die oft wiederholten Mitteilungen Humboldts über Bücher mit hieroglyphischen Malereien bei den Pano als Mystifikation nachgewiesen, für die freilich der auch sonst als phantasievoll bekannte Gewährsmann, der Franziskaner P. Girbal, die Verantwortung trägt.

Sehr dankenswert ist ferner ein Überblick der Geschichte der Jesuiten- und Franziskanermissionen im Gebiet des Ucayali, aus denen sich die zahlreichen seit 200 Jahren hier stattgehabten ethnographischen Verschiebungen eruieren lassen. Daran schließt sich ein Verzeichnis sämtlicher bisher erwähnter Panostämme und der sie betreffenden Literatur, in der nur der von Colini bearbeitete Luciolische Bericht vermißt wird.

Interessant ist, daß der Name des Stammes, mit dem Chandless am oberen Jurua in feindliche Berührung kam, „Naua“, im Vokabular in der Bedeutung „enemigo, infiel“ erscheint. Die Namen der Cachi-naua, Jami-naua, Capa-naua berechtigen uns, auch diese östlichsten „Naua“ den Pano zuzurechnen.

In der Beschreibung des Manuskripts als solchem wird der Beweis erbracht, daß der ältere zweite Teil, Sipibo-Spanisch, etwa um 1820, der jüngere erste frühestens 1877 niedergeschrieben wurde.

Der verdiente Herausgeber und Erläuterer dieses wichtigen Materials darf des Dankes aller Amerikanisten versichert sein. P. Ehrenreich.

Dr. Emil Deckert, Nordamerika. 2. Aufl. XII u. 608 S. Mit 130 Abb. im Text, 12 Kartenbeilagen u. 21 Tafeln. (Aus Sievers' „Allgemeine Länderkunde“.) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1904. 16 Mk.

In der neuen Auflage der Sieversschen „Länderkunde“ sind Amerika zwei Bände gewidmet worden, von denen einer, der vorliegende, sich mit den Vereinigten Staaten, Mexiko und Britisch-Nordamerika befaßt. Durch diese Zweiteilung ist Raum für eine eingehendere Darstellung gewonnen, was namentlich im Hinblick auf die immer mehr wachsende Bedeutung der Union für unser altes Europa nur willkommen sein kann. Der Bearbeiter des Bandes ist sogar geneigt, Nordamerika die Würde eines besonderen Erdteils zuzuerkennen, womit die Teilung natürlich noch mehr begründet wäre. Ob angesichts dieser neuen Disposition der Sieversschen „Länderkunde“ nicht schließlich auch Asien auf eine zweibändige Darstellung Anspruch erheben wird, ist eine Frage, die wir hier nur andeuten, die aber im Hinblick auf die Gestaltung der Dinge im fernen Osten sich uns aufdrängt.

Der Bearbeiter des Bandes, Deckert, kennt die Union und Mexiko aus langjährigen Studienreisen, und das war für ihn selber wie für den Leser ein sehr beachtenswerter Vorteil. Auch der illustrativen Ausstattung ist dieser Umstand zugute gekommen; denn für einen großen Teil der Abbildungen hat der Verfasser eigenes Material beisteuern können. Die Anlage des Bandes entspricht dem für die zweite Auflage der Länderkunde durchgeführten Prinzip der Darstellung nach den großen geographischen Landschaften, als welche sich hier ergeben haben: Das laurentische Land, das appalachische Bergland, das südliche Niederland, Mexiko, das mittlere Kordillerenland, das kanadisch-alaskische Kordillerenland und die Bermudainseln (die also nicht zu Westindien gerechnet worden sind). Die politische und Wirtschaftsgeographie wird dann in einem Schlußkapitel besprochen, während eine „Erforschungsgeschichte“ und eine „Allgemeine Übersicht“ vorangeschickt sind. Es ist damit nicht nur ein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes Werk entstanden, sondern auch ein gutes Nachschlagebuch, das außerdem in einigen seiner Teile, allerdings nur in wenigen, als Lesebuch gelten darf. Daß die zweite Auflage im übrigen mit der ersten kaum noch etwas gemein hat, sondern als ein vollkommen neues Buch bezeichnet werden muß, ergibt sich schon aus der starken Erweiterung.

Ein paar Erinnerungen, die wir zu machen haben, betreffen das Kapitel „Erforschungsgeschichte“. Auf S. 23 ist von McClure die Rede, und zwar in einem Satze, aus dem die Ansicht spricht, dieser Offizier habe die nordwestliche Durchfahrt suchen sollen. In Wirklichkeit gehörte McClure zu den Franklinsuchern; die ihm zugeschriebene „Entdeckung“ der Durchfahrt war nur ein zufälliges Nebenergebnis. Unter den um die Erforschung Nordamerikas verdientesten Männern vermissen wir den Abbé Petitot. Für den äußersten Norden ist auch Hanbury zu nennen; für Mexiko konnte Lumholtz erwähnt werden. Als „bahnbrechend“ für die Untersuchung der yucatekischen Ruinenstätten wird Charnay bezeichnet; der verdient aber dieses Lob kaum und jedenfalls viel weniger als der nicht genannte Stephens. Auf die illustrative Aus-

stattung wurde schon Bezug genommen; sie ist glänzend. Von den Karten ist dagegen die „Fluß- und Gebirgskarte" (S. 50) veraltet; vermißt man auf ihr doch nicht nur die Entdeckungen Sverdrup — was hier weniger von Belang —, sondern auch den Mount McKinley, den seit einigen Jahren als höchsten Gipfel Nordamerikas erkannten Berg in Alaska. Im übrigen ist aber auch die Ausstattung mit Karten ebenso reich und vielseitig als zweckentsprechend. H. Singer.

H. Behlen, Der Pflug und das Pflügen bei den Römern und in Mitteleuropa in vorgeschichtlicher Zeit. Eine vergleichende agrargeschichtliche, kulturgeschichtliche und archäologische Studie, zugleich als ein Beitrag zur Besiedelungsgeschichte von Nassau. 192 S. Dillenburg, C. Seels Nachfolger, 1904. 4 M.

Mehr und mehr befreien wir uns von den Scheuklappen, welche die unfehlbaren klassischen Philologen uns umgebunden hatten, da, wo es sich um die Frühgeschichte unseres Volkes handelt. Ganz anders als in den Augen der auf die Barbaren herabschauenden Römer erscheint es an der Hand der Funde und im Lichte der neuen prähistorischen und ethnographischen Forschung. In dieser Richtung wirkt auch das vorliegende Werk, welches uns den ausgedehnten vorgeschichtlichen Ackerbau Germaniens in der La Tène-Zeit vor Augen führt und dabei, um diesen Nachweis führen zu können, eine gründliche neue Untersuchung des römischen Pfluges und Ackerbaues vornimmt, wobei allerdings die Ergebnisse anders lauten, als viele hochberühmte Philologen bisher festgestellt zu haben meinten. Was eine der römischen Hauptquellen über den germanischen Ackerbau, Cäsar, berichtet, wird als unzuverlässig beiseite geschoben und mit Hilfe der heutigen Landwirtschaft und Archäologie ein ganz anderes Bild von der Landwirtschaft der Germanen bei ihrem Eintritte in die Geschichte entwickelt. Die irrigen Ausführungen von der groben Unkultur der alten Germanen erfahren, wie das heute ja so vielfach auch von anderer Seite geschieht, eine gründliche Zurechtweisung, wir sehen unsere Vorfahren auf einer weit höheren Stufe stehen, als Cäsar und Tacitus ihnen zubilligten. Freilich muß man in dem nicht leicht zu verfolgenden und literarisch kein Meisterwerk darstellenden Buche ein gutes Teil Polemik mit in den Kauf nehmen, wobei namentlich und mit gutem Grunde, mit manchen Inkorrektheiten Meitzens aufgeräumt wird, dessen Autorität die Gefahr nahe legt, daß seine irrigen Ansichten — seinen vielen Verdiensten wollen wir nicht zu nahe treten! — zu Dogmen würden. Ganz besonders eingehend behandelt der Verfasser den römischen Pflug und die römische Ackerbautechnik, worauf wir aber hier, als den Zwecken dieser Zeitschrift ferner liegend, nicht näher eingehen können. Er zeigt schließlich, worauf es wesentlich ankommt, daß in der La Tène-Zeit der Pflug ein Sech besaß, das erst den Pflug zum Pflug machte, und der Pflug in jener prähistorischen Zeit mit dem heutigen übereinstimmte. Eine prähistorische Hinterlassenschaft des Pfluges, auf die der Verfasser dann näher eingeht, sind die sogenannten Hochäcker, die namentlich in Bayern so verbreitet sind und dort die Forscher eingehend beschäftigten. Sicher ist, daß ihre Herstellung bis in die späte Römerzeit reichte. Eine ganze Anzahl von prähistorischen und frühgeschichtlichen Fragen, die mit dem Pfluge und dem Ackerbau zusammenhängen, werden weiterhin vom Verfasser gründlich erörtert, z. B. das Verhältnis zwischen deutschem und slawischem Ackerbau (wobei auf die siegreiche Polemik gegenüber dem Tschechen Peisker hingewiesen sei). A.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. vollständig neu bearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläums-Ausgabe. 17. Band. Supplement. 1056 Seiten. Mit 65 Tafeln und 245 Textabbildg. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1904. 12 M.

Dieser 17. Band, der die neueste Ausgabe des Brockhaus abschließt, bringt außer den üblichen Ergänzungen vor allem wieder eine Menge neuer oder vollständig umgearbeiteter Artikel, dazu eine Anzahl neuer oder erneuerter Karten und Pläne. Von den Karten sind unter anderem zu nennen: Östliches Kanada und Neufundland, Delagoabai, Schiffahrtsstraßen in Frankreich, Geologische Karte von Mitteleuropa, Volksheilstätten für Tuberkulose. Teilweise veraltet ist dagegen die Karte von Abessinien, Erythräa usw. (sie trägt das Datum Juli 1904), z. B. für die Zeichnung des abessinisch-sudanischen Grenzgebiets: Darstellung des oberen Blauen Nil, Eintragung des von Schuver erkundeten, aber nicht vorhandenen „Haarlem-Sees". Von größeren neu hinzugekommenen Artikeln seien erwähnt die über die Valdivia-Expedition, über die Geologie Europas, über indische Ethnographie, über indische Religionen, über die neue Republik Panama, über den russisch-japanischen Krieg, über Volkskunde und über Volksmedizin. Eine Menge Landschaften und Örtlichkeiten aus den deutschen Schutzgebieten sind behandelt, ferner sind zahlreiche jüngere Geographen und Forscher nachgeholt worden (wir vermissen übrigens noch immer MacGregor und noch manchen verdienten deutschen Reisenden). Allerdings haben wir uns auch über die Aufnahme manchen Namens gewundert; ein „Weltreisender" ist mit dem wohl von ihm selbst geschriebenen Artikel über seine Person den Ereignissen sogar vorausgeeilt. S. 247 ist statt Columbia Colombia zu lesen, S. 448 im Artikel „Großkuhren" Wachbudenberg statt Wachbudenberg. — Todesfälle, Personalveränderungen reichen bis auf die allerjüngste Zeit. Sg.

Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands. Herausgegeben im Auftrage des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen. 2. Bd. 253 S., 3. Bd. 1047 S. und 4. Bd. 748 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1902 bis 1904.

Was der erste Band (vgl. Globus, Bd. 80, S. 244) uns versprach, das haben die folgenden uns im vollen Maße gehalten. Abgeschlossen liegt jetzt ein Werk vor uns, dem wir in Übereinstimmung mit der allgemeinen Kritik mit Rücksicht auf seine sachliche und zweckentsprechende Durchführung, auf seinen den gewählten Vorwurf ganz umfassenden reichen Inhalt und auf seine gefällige, übersichtliche Anordnung und Ausgestaltung unsere Anerkennung nicht versagen können. Die Vorzüglichkeit der Leistung muß aber dadurch noch eine höhere Bedeutung gewinnen, daß diese sich nicht in alten, früher schon betretenen Bahnen bewegte, daß es bei ihr vielmehr galt, im wesentlichen etwas Neues zu schaffen, etwas Neues nicht nur nach der äußeren Form, Abgrenzung und Zusammensetzung, sondern zu einem ansehnlichen Teil auch nach der materiellen Unterlage und dem Gegenstande der Behandlung selbst. Mit der Ausarbeitung des Werkes ist allerdings, wie aber wohl behufs Schaffung etwas wirklich Brauchbaren und Wertvollen nicht zu vermeiden, sein Umfang nicht unbeträchtlich erweitert worden, aus den ursprünglich in Aussicht gestellten drei Bänden sind vier geworden, von denen der dritte das Dreifache, der vierte aber das Doppelte der Seitenzahl des ersten umfaßt. Nachdem im ersten Bande die allgemeinen Grundlagen des Wirtschaftslebens des Deutschen Reiches behandelt worden, bringen der zweite und der dritte Band die Gütererzeugung Deutschlands näher zur Darstellung. Dabei umfaßt der zweite, weniger umfangreiche Band die auf die Gewinnung der Nutzpflanzen und der Nutztiere bezüglichen Gewerbe, so die Land- und Forstwirtschaft, die Gärtnerei, den Weinbau, die Viehzucht, die Bienenzucht, sowie die Jagd und Fischerei. Der an Seitenzahl weitaus vorragendste dritte Band begreift die speziellere Schilderung der Hauptindustrien Deutschlands in sich; gerade er ist es hauptsächlich, der uns nach der äußeren Ausgestaltung wie nach dem materiellen Gehalt Neues bringt. Eine gewisse Beschränkung war hier durch die ganze Sachlage von vornherein geboten, da eine Berücksichtigung der sämtlichen Industrien Deutschlands in ihren Einzelheiten stets als ausgeschlossen erscheinen mußte. Indem man sich im allgemeinen zwar der Gruppierung der Gewerbe, wie sie in der Gewerbestatistik des Deutschen Reiches gegeben ist, anschloß, aber bei der Berücksichtigung im einzelnen sich doch in erster Linie tunlichst an die tatsächlichen Zustände, unter welchen sich das gewerbliche Leben in Wirklichkeit abspielt, anzulehnen bestrebt war, hat man als hauptsächliche 51 einzelne Industriegruppen oder -Arten herausgegriffen und diese in Sonderbehandlungen eingehender zur Darstellung gebracht; ein Anhang enthält ferner noch eine Spezialschilderung des Handwerks. Zur Bearbeitung dieser einzelnen Industriegruppen und -Arten wurden je bewährteste Kenner und Fachmänner aus Theorie und Praxis herangezogen. Obwohl nicht streng schematisch miteinander übereinstimmend, zeichnen sich die Arbeiten doch durch eine gewisse äußere und innere Harmonie aus, wie sie aus der Aufstellung des generellen Planes für das ganze Werk und einer zwar ohne feste Bindung vorgeschlagenen Disposition für diese speziellen Bearbeitungen hervorgegangen ist und so den Charakter des Ganzen als eines einheitlichen Werkes wahrt. Als in erster Linie maßgebend ist es überall im Auge behalten, daß es sich im ganzen um eine Untersuchung und Beschreibung der konkreten volkswirtschaftlichen Verhältnisse handeln soll. Im großen und ganzen zieht doch die als Anregung für die stoffliche Anordnung aufgestellte Disposition durch die Einzelarbeiten wie ein roter Faden sich durch. Eine kurze Begriffserläuterung des betreffenden Gewerbes mit seinen Nebenbetrieben unter spezieller Berücksichtigung seiner Unterscheidungen von anderen gewerblichen Verrichtungen bildet die Einleitung. Dann wird die geschichtliche Entwickelung,

sowie die geographische Verbreitung und der Umfang der Industrie dargestellt. Es folgt eine Schilderung der Technik, welche durchweg so gehalten ist, daß sie auch ohne weiteres dem Nichtfachmann verständlich wird. Demnächst wird die Menge der Produktion und des Verbrauchs, desgleichen der Handelsverkehr nachgewiesen, sowie auch die privaten, öffentlichen, staatlichen, internationalen Maßnahmen, die das Gewerbe zum Unterschiede von der allgemeinen Gesetzgebung beeinflussen. Den Schluß bildet endlich eine wirtschaftskundliche Würdigung der betreffenden Industrie. Überall sind Literaturangaben beigefügt. Auf diese Weise wird in die tatsächlichen Verhältnisse der einzelnen Industrien eingeführt und die Grundlage für eine richtige Beurteilung derselben gegeben. Der vierte und letzte Band endlich stellt uns Deutschlands Handel und Verkehr und die demselben dienenden Einrichtungen, das Geld- und Kreditwesen, das Versicherungswesen und das Beherbergungswesen, alles wiederum unter dem für das Werk in seiner Gesamtheit maßgebenden Gesichtspunkt dar, durch letztere Richtung gleichfalls mannigfach Eigenartiges und Neues bietend. So erfüllt insgesamt das Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands seinen Zweck unbedingt in einem hohen und anerkennenswerten Maße, es gibt uns ein umfassendes, zuverlässiges und gut verarbeitetes Material zur Erkenntnis des vielseitigen wirtschaftlichen Lebens unseres Volkes in seinem inneren Zusammenhang und seinen einzelnen Bestandteilen, es schildert uns die bezüglichen konkreten Verhältnisse in einer neuen Art und Weise, wie sie unbedingt als nutzbringend anzuerkennen ist.

Braunschweig. Dr. F. W. R. Zimmermann.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Der Ende Januar 1905 zu Stockholm erfolgte Tod Hjalmar Stolpes bedeutet einen schweren Verlust für die ethnographische Wissenschaft und erregt tiefe Trauer unter seinen zahlreichen Freunden, die der reckenhafte, treue Skandinavier in allen Kulturländern besaß. Noch im Sommer des verflossenen Jahres hatte er am Amerikanistenkongreß in Stuttgart teilgenommen, dann die Schweiz und Deutschland zu Studienzwecken bereist. Auf der Heimreise begriffen, erkrankte er, der herzleidend war, in Dresden, wo er sich, wie er mir schrieb, „in der Nähe von Freunden wußte, falls ihm etwas passieren sollte. Mein armes Herz pochte während der letzten 60 Stunden wie ein Nagelschmiedehammer, und es macht einen allein reisenden Menschen nicht froh nur — Wasser trinken zu dürfen". So hatte er damals schon das Vorgefühl des Todes, der leider zu bald erfolgen sollte.

Stolpe war am 23. April 1841 geboren und wandte sich frühzeitig urgeschichtlichen und ethnographischen Forschungen zu. Als Assistent am Statens Historiska Museum leitete er die Aufsehen erregenden Ausgrabungen der alten, von baltischen Seeräubern zerstörten Handelsstadt Birka (Björkö) am Mälarsee, wo er im Beginne der 70 er Jahre mehr als 2000 Gräber aufdeckte und überaus zahlreiche, bis ins zehnte Jahrhundert reichende Funde (darunter arabische und byzantinische Münzen) zutage förderte. Durch seinen ausgezeichneten Bericht „Naturhistoriska och archaeologiska undersökningar på Björkö i Mälaren" 1872 bis 1873 kennzeichnete er sich sofort als hervorragender Gelehrter und Forscher, den die Universität Lund zum Lehrer der Archäologie berief. Als die schwedische Fregatte Vanadis (1883 bis 1885) dann eine Weltumsegelung unternahm, wurde als wissenschaftlicher Begleiter ihr Stolpe beigegeben, der mit reichstem Erfolge ethnographische Sammlungen, namentlich in der Südsee und Südamerika, veranstaltete, die eine Zierde des ethnographischen Museums in Stockholm bilden. Die ethnographischen und anthropologischen Interessen Stockholms fanden in dem Verstorbenen nun einen hervorragenden Förderer, auch gehörte er zu den Begründern der anthropologisch-geographischen Gesellschaft, deren Organ „Ymer" er mit gediegenen Beiträgen versah.

Die ganze wissenschaftliche und weitumfassende Tätigkeit Stolpes, die sich in zahlreichen Abhandlungen in in- und ausländischen Zeitschriften offenbarte, können wir in dieser kurzen Anzeige nicht verfolgen. Wir wollen nur hinweisen auf seine bahnbrechenden und vorbildlichen Arbeiten über die Ornamentik der Naturvölker. Im Ymer, 1900 (S. 193 bis 250), erschien seine Abhandlung „Utvecklingsföreteelser i naturfolkens ornamentik" (deutsch von J. Mestorf in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft 1892, S. 18 bis 62), mit zahlreichen Abbildungen, in welcher er, namentlich an Geräten und Waffen aus der Südsee, den Übergang der Menschengestalt durch Stilisierung in das geometrische Ornament nachwies. Er hatte zu diesem Zwecke die ethnographischen Museen Europas in den Jahren 1880 und 1881 bereist und ein übergroßes Material zusammengebracht, das ihm einen vollständigen Überblick gestattete, um ein bis dahin brach liegendes Feld der Völkerkunde erfolgreich zu bebauen. Durch sogenannte Abreibungen (mit schwarzem Wachs auf japanischem Papier) brachte er über 3000 Abbildungen von Ornamenten zusammen, die es durch vergleichendes Studium ermöglichten, bei jedem Volke das Eigenartige und Charakteristische im Stil herauszufinden, dann aber auch die Entwickelungsphasen der Ornamentik der Naturvölker zu studieren. So zeigte er, wie Menschen- und Tierformen zu rein linearen Ornamenten oder oft sinnlos erscheinenden Verzierungen werden und die Pflanzenwelt nur sehr selten als Ornament Verwendung findet.

Eine weitere Frucht dieser Arbeiten ist das große Prachtwerk Studier i Amerikansk ornamentik. Ett bidrag till ornamentens biologi, 1897, in welchem er seine Grundsätze weiter an amerikanischen Beispielen entwickelte; ihm ist der schöne Atlas der merkwürdigen Holzkeulen aus Guayana und Brasilien, die mit anthropomorphen und zoomorphen Ornamenten versehen sind, einverleibt, der den eingehendsten Überblick über diese durch Europa zerstreuten, heute nicht mehr im Gebrauche befindlichen Keulen gestattet.

Als im Jahre 1897 die Trennung des zoologischen und ethnographischen Museums in Stockholm erfolgte, wurde Stolpe zum Direktor des letzteren bestellt. Er hat, trotz sehr ungenügender und getrennter Räumlichkeiten, dieses durch musterhafte Ordnung und Konservierung zu einem der hervorragendsten in Europa gestaltet, in dem die Sammlungen der Vanadisreise und diejenigen der Vegaexpedition Nordenskiölds ihren Platz gefunden haben.

Richard Andree.

— Zum Untergang der Expedition des Barons von Toll. Nach dem in der Jahreshauptversammlung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg Ende Dezember erstatteten Bericht ist die letzte Hoffnung einer Rückkehr der Polarexpedition des Barons E. W. von Toll geschwunden. Jetzt können als unwiederbringlich untergegangen sechs Personen angesehen werden: Baron E. W. von Toll, Dr. F. W. Walter, F. G. Seeberg, der Feuermann T. Kossow, der Jakute W. Gorochow und der Lamute N. Protodjakonow. Der Akademie der Wissenschaften stehen die Berichte zweier Expeditionen zur Verfügung, deren eine unter der Leitung des Leutnants A. B. Koltschakow stand, und deren andere der Ingenieur Brußnew führte. Diese Expeditionen haben alles das gesammelt, was auf dem vom Baron von Toll eingeschlagenen Wege zu finden war. Gegenwärtig ist eine besondere Kommission mit der Sichtung des wissenschaftlichen Materials beschäftigt, das von den untergegangenen Reisenden und den zu ihrer Aufsuchung ausgesandten Leuten gesammelt worden ist. Auch die Ausarbeitung dieses Materials hat schon begonnen, und es wird die Herausgabe eines Werkes „Arbeiten der russischen Polarexpedition" in Erwägung gezogen. Der Bericht J. Brußnews schließt folgendermaßen:

„Aus meinen Beobachtungen über das Gefrieren des Meeres an den Küsten von Neusibirien habe ich die Überzeugung gewonnen, daß das Befahren dieses Meeres im Oktober und November (Baron von Toll hatte sich am 26. Oktober [8. November] 1902 von der Bennettinsel nach Süden begeben) unmöglich ist. In dem dichten Nebel, der immer über den Polynjen steht, ist absolut nichts zu sehen. Dort, wo man zu einer Polynje auf dichtem Küsteneis gelangen kann, sieht man, daß das Wasser oben mit einer Masse von Eiskristallen wie mit Talg bedeckt ist, so daß es eine halbflüssige Masse bildet, auf der selbst die leichteste Bajdarka (ein mit Seehundsfellen überzogenes Boot) nicht fahren kann. An vielen Stellen wird das Eis bei einer Polynje allmählich dünner, so daß man gar nicht bis ans Wasser heran kann — das Eis trägt keine Last —, aber gleichzeitig ist es doch hart genug, um beim Zusammenstoß eine Bajdarka leck zu machen. Sogar auf dem dicken Scholleneis unweit einer Polynje ist es gefährlich zu gehen. An vielen Stellen sind die kleinen Zwischenräume zwischen den Schollen nur leicht mit Eis überzogen und mit Schnee verschüttet. Der Schnee an einer Polynje ist

immer von unten mit Wasser durchtränkt, so daß es nicht möglich ist, an eine solche heran zu kommen, ohne sich die Füße zu durchnässen. Selbst die Ufer der Polynjen bleiben niemals konstant: das Eis ist hier schwach und bricht schon bei geringem Winde. Wenn man das alles in Betracht zieht und dann noch dazu nimmt, daß Baron von Toll und seine Begleiter nur einen geringen Vorrat von Nahrungsmitteln mit sich führten, daß sie überhaupt keinen Vorrat zum Wechsel der Kleidung besaßen, und daß die Kleider, die sie hatten, sich in dem traurigsten Zustande befunden haben mußten, daß es ihnen zuletzt wohl auch noch an Brennholz und Petroleum gefehlt haben mag, um sich Feuer zu machen zum Kochen des Essens und zum Sieden des Wassers, wenn man das alles in Betracht zieht, so kann man sich leicht das traurige Schicksal vorstellen, das die kühnen Reisenden ganz unvermeidlich treffen mußte." P.

— Zur Gewitterkunde in Nord- und Mitteldeutschland liefert Th. Arendt interessante Beiträge in „Himmel und Erde", 6. Jahrgang, 1904. Verfolgt man die Linien gleicher Gewitterhäufigkeit, von Norden nach Süden fortschreitend, so fällt vor allem folgendes auf. Während sich der Verlauf derselben an den Küsten im großen und ganzen west-östlich gestaltet, verschwindet diese Eigentümlichkeit mehr und mehr, je weiter man nach Süden vordringt, wo sich die Tendenz zur Inselbildung in starkem Maße geltend macht; hier häuft sich vereinzelt die jährliche Zahl der Gewittertage schneller als in den nördlicher gelegenen Gegenden. Ferner bestehen starke Gegensätze bezüglich des jährlichen Gewitterreichtums zwischen dem Osten und Westen, vornehmlich zwischen dem Nordwesten und Südosten der Monarchie. Umfassendere Gebiete mit einer unverhältnismäßig hohen Zahl von Gewittertagen findet man in Westfalen, Hessen-Nassau, Hannover, Schlesien; aber auch die Havelniederung weist bemerkenswerte Beträge auf. Die kleinsten Werte finden wir in dem größeren Teile Posens, an der Ostseeküste und an der Nordgrenze von Schleswig-Holstein. Unter den Gebirgsgegenden zeichnet sich insbesondere der Harz durch eine geringe Zahl von Gewittertagen aus. Die mittlere Jahressumme der Gewittertage innerhalb des preußischen Beobachtungsnetzes schwankt zwischen 12 und 30 Tagen; unter 12 Gewittertagen weisen nur wenige Gebiete auf; die Zahl 30 wurde indessen vielfach noch überschritten. Bereits früher haben meteorologische Beobachtungen die Begünstigung der Gewitterbildung durch örtliche Verhältnisse und somit das Vorhandensein von Gewitterherden und Gewitterzugstraßen wahrscheinlich gemacht; luftelektrische Studien haben der Theorie neuerdings weitere Stützen verliehen. R.

— Die französische Südpolarexpedition unter Charcot auf der „Français" wird spätestens zum 1. April zurückerwartet, da eine zweimalige Überwinterung nicht im Plane liegt. Die Expedition verließ am 15. Januar 1904 Uschuaia (Feuerland). Die letzte Nachricht von ihr datiert vom 27. Januar 1904 aus der Oraniabai bei Kap Horn, wo Charcot ein Schriftstück niedergelegt hatte, das im August gefunden wurde. Am 30. Januar d. J. kam dann folgende Nachricht, die zu einigen Befürchtungen Anlaß gegeben hat. Das argentinische Kanonenboot „Uruguay", das am 10. Dezember 1904 von Buenos Aires nach den Süd-Orkneys abgegangen war, um die dort auf der Laurie-Insel von der schottischen Südpolarexpedition zurückgelassenen argentinischen und schottischen Meteorologen abzuholen (vgl. S. 159), kam an jenem Tage nach Punta Arenas zurück, und sein Kapitän berichtet, er habe die Bransfieldstraße und den Belgicakanal (de Gerlachestraße) bis 61° 57′ westl. L. durchfahren und keine Spur von Charcot gefunden; weder auf der Insel Deception (Süd-Shetlands) noch auf Wiencke im Belgicakanal, wo Charcot die letzten Nachrichten hinterlassen wollte. Es wird daran die Vermutung geknüpft, daß die Expedition genötigt gewesen sei, einen anderen Weg einzuschlagen. Diese Vermutung erscheint berechtigt. Vielleicht hat Charcot die Süd-Shetlands an einer anderen Stelle passiert, als er sich vorgenommen, und in den Belgicakanal wird er möglicherweise auch nicht haben eindringen können, so daß er versucht haben dürfte, um den Palmerarchipel im Norden herumzufahren, um nach dem von ihm erstrebten Südwesten zu gelangen. Übrigens kann es nicht stimmen, daß die „Uruguay" nur bis 61° 57′ gelangt sein soll; denn die Wiencke-Insel liegt westlich von 63° westl. L. — Geht der gegenwärtige dem Abschluß nahe Südsommer zu Ende, so wird man in Frankreich zum Oktober jedenfalls eine Hilfsexpedition ausschicken, auf die Charcot für diesen Fall auch rechnet.

— Vom Abschluß einer Forschungsreise in Südaustralien unter Kapitän Barclay, als deren übrige Teilnehmer Macpherson, Miller und Kapitän Langley genannt werden, wird der „Frankf. Ztg." von Mitte Dezember aus Sydney berichtet. Der Zweck der im Mai von Adelaide ausgegangenen, acht Monate währenden Expedition war, zu untersuchen, ob das unbekannte Land östlich vom Überlandtelegraphen, vom Finke River nordöstlich bis zum Hay River wirtschaftlich von irgend welcher Bedeutung sei; auch projektierte Barklay die Ermittelung eines Überlandweges zum Viehtransport von Südaustralien nach dem westlichen Queensland. Das Ergebnis war in dieser Beziehung völlig negativ, geographisch ist die Unternehmung aber keineswegs erfolglos gewesen. Von Ancoora, das anscheinend etwas östlich vom Telegraphen auf der Grenze des Northern Territory (26° südl. Breite) liegt — die neue Vierblattkarte des Stieler, die auch sonst die Orientierung halbwegs ermöglicht, verzeichnet in der Gegend einen „Mount Ancoora" — ging es durch Sandhügel nordnordwestlich zum Philippsonscreek, dann westlich durch wasserloses Gebiet nach Ooraminna (134° östl. L.). Eine Anzahl ausgetrockneter Wasserläufe kreuzend, durchquerte man hierauf nach Nordosten die östlichen Teile der Mac Donnell-Ketten zum Plenty River, dessen Lauf nach Osten so weit, bis er versiegte, verfolgt zu sein scheint. Von da wandte man sich zu dem benachbarten Hay River und durchwanderte nun das unbekannte weite Sandgebiet südsüdwestlich nach Ancoora zurück. Die Gegend ist trostlos: nur öde kahle Sanddünen mit Spinifex und Mallee (Zwerggummibäumen) dazwischen. Beständige Wasserläufe wurden nirgends gefunden, die, soweit das Gebiet schon früher berührt, verzeichneten Wasserstellen erwiesen sich als ausgetrocknet. Selbst Eingeborene hielten sich dort nicht auf. 80 bis 100 km nordöstlich vom Mount Peebles sah es am schlimmsten aus. Da man dort in den Sandhügeln nicht vorwärts kam, mußte man den größten Teil des Gepäcks zurücklassen, und halb verdurstet und verhungert erreichte die Expedition Ancoora.

— In der seither üblichen Weise und Ausstattung ist der neunte Bericht der internationalen Gletscherkommission über die Schwankungen der Gletscher erschienen, von dem neuen Vorsitzenden der Kommission Harry F. Reid und dem Schriftführer E. Muret redigiert. Er enthält Nachrichten und bibliographische Notizen aus den Schweizer, österreichischen, italienischen und französischen Alpen, aus Norwegen und Rußland, und zwar vom Kaukasus und Tianschan, sowie aus dem nordamerikanischen Hochgebirge. In den Alpen wird meist wieder Rückgang der Gletscher gemeldet, in den Schweizer Alpen waren drei in sicherem Vorschreiten, und beim Rhonegletscher zeigte sich im oberen Teile überall eine Anschwellung. Gr.

— Sollten sich Spuren von der Fahrt des Hanno nachweisen lassen, der um 470 v. Chr., also vor beinahe 2400 Jahren, die nordwestafrikanische Küste bereiste? Mit 60 karthaginiensischen Galeeren und 30000 Auswanderern war er ausgesegelt über die Säulen des Herkules hinweg, um an Afrikas Gestaden Pflanzstätten zu gründen, und im Verfolg seiner Reise gelangte er über das Grüne Vorgebirge in den Golf von Guinea (nach manchen nur bis Sierra Leone) und brachte uns die erste Kunde von den dort vorkommenden Schimpansen. Die Frage, die wir an die Spitze gestellt haben, wird rege durch einen archäologischen Fund, freilich nur ein Perlenhalsband, das aber durch die Form seiner Perlen eine sehr beredte Sprache redet.

Glasperlen sind an der nordwestafrikanischen Küste häufig in der Erde gefunden worden, alte Stücke, die unter dem Namen der Aggriperlen vielfach besprochen wurden. Aber auch in Indianergräbern Nordamerikas kommen ganz die gleichen Sorten von farbigen Glasperlen vor, und wir wissen jetzt, daß sie nicht tief in das Mittelalter hineinreichen und venezianischen Ursprungs sind.

Ganz anders verhält es sich mit dem neuen Funde, der jetzt im Britischen Museum niedergelegt ist. Er stammt aus dem Grabe eines berühmten Negerhäuptlings in Mansu, einem Orte, der am Wege von Elmina nach Kumasi (Aschanti) gelegen ist. Read hat dieses Perlenhalsband in „Man", Januar 1905, geschildert und abgebildet. Es besteht aus 20 Perlen von kristallinischem Glas, in verschiedenen Formen geschliffen und von verschiedenen Farben, alle aber wesentlich verschieden von den bisher bekannten Aggriperlen. Da das Halsband sehr lange in der Erde gelegen hat, sind die Perlen teilweise rauh geworden und zeigen eine irisierende Farbe. Read hat nun herausgefunden, daß sie ganz den alten Perlen vorhellenischer Kultur gleichen, ja identisch im Ansehen den in den Gräbern von Camirus auf Rhodus gefundenen sind, die aus dem sechsten Jahrhundert v. Chr. stammen. Und dieses hat

ihn auch veranlaßt, die an der Spitze dieser Notiz stehende Frage aufzuwerfen. Warum sollten auch die so leicht tragbaren, von allen wilden Völkern rege begehrten Perlen in so früher Zeit nicht bis nach dem Golfe von Guinea gelangt sein? Wenn es nun auch nicht gerade Hanno war, der sie dorthin brachte, so ist es doch möglich, daß sie damals schon zu Schiffe, oder auf dem Tauschwege wandernd, so weit gekommen sind.

— Eine neue neolithische Station am Mittelrhein wurde im November zwischen Dürkheim a. d. Hart und Lambsheim am Südufer des sog. Bruches, eines Rheinsees, festgestellt. Vorher schon hatte man 500 m südlich der dortigen Eyersheimer Mühle bei landwirtschaftlichen Arbeiten zahlreiche Gefäßstücke, besonders ornamentierte Fragmente vom Branowitzer Typus (Abb. 1), ferner drei Steinwerkzeuge mit rantenförmigem Längsschnitt und ovalem Querschnitt, darunter ein Stück aus lauchgrünem Prasem festgestellt (vgl. Voß in der Zeitschrift für Ethnologie 1895, S. 121, und Köhl: Über die neolith. Keramik Südwestdeutschlands, S. 20 bis 21). Aus Flint und Kies sind Pfeilspitzen mit Flügeln oder auch spitzer Tülle verfertigt. Tonkarussells sind in zwei Exemplaren vorhanden (Anhänger?).



Abb. 1. **Ornamentiertes Gefäßfragment.**
Eyersheimer Mühle. (Nat. Gr.)

Bei der Wichtigkeit dieses für die Pfalz noch nicht festgestellten Zonen-Ornamentiktypus, einer sehr verbreiteten jüngeren Phase der Neolithik, wurden vom Vorstand der anthropologischen Sektion der Pfalz, dem Referenten, an dieser Stelle am 3. November Ausgrabungen veranstaltet. Hierbei wurden in kurzer Zeit in 40 bis 50 m Tiefe drei Wohngruben freigelegt, deren Durchmesser je 2 m betrug. Zahlreiche Tierknochen von Rind, Schwein, Hirsch usw., Gefäßreste, darunter die Hälfte eines schwarzen, roh geformten Kruges mit steilem Halse, Geräte aus Kies und Knochen, Zierrat aus schwarzem und weißem Kies, ferner Bewurfstücke von den hier gestandenen primitiven Hütten bildeten nebst Asche und Herdsteinen den Inhalt der dem Ende der Steinzeit angehörigen Wohnungsstellen der Urbevölkerung der Vorderpfalz.

Unter den gefundenen Geräten ist ein Kratzer aus Kies (vgl. Abb. 2) bemerkenswert. Er hat die Gestalt eines Viertelmondes von 5 cm Durchmesser und 1,1 cm Seitenbreite (c bis d) und konnte an beiden Enden (a und b) zum Arbeiten benutzt werden. Steht auch diese neue neolithische Station der Pfalz keramisch auf anderer Basis als die Ansiedlungen von Wallböhl und Fünfeichenschlag (bei Neustadt; etwa drei Stunden nach Süden), so ist doch beiden Lokalitäten gemeinsam die Fabrikation von Kiesartefakten. Im Gegensatz zu Wallböhl und Fünfeichenschlag, wo die Breithecke dominiert, herrscht hier die Beilform unter den geschliffenen Werkzeugen vor. Dr. C. Mehlis.



Abb. 2. **Kratzer.**
Gefunden bei Dürkheim a. d. H. (Nat. Gr.)

— Anz' Aufnahmen im zentralen Gebirgsland von Schantung. Im 11. Heft des Jahrgangs 1904 von „Peterm. Mitt." findet sich ein neuer Beitrag von W. Anz zur Kenntnis von Schantung: „Aus dem zentralen Gebirgsland der Provinz Schantung", mit Karte in 1 : 600 000. Wann Anz die von ihm besprochene Reise ausgeführt hat, ist aus Text und Karte nicht zu ersehen. Sie umfaßt eine siebentägige Tour von Tsingtschoufu an der Schantungbahn nach Süden bis Yischui und von da nordwestwärts nach Poschan, außerdem eine Fahrt auf dem Hsiautsingho und einen Weg von Yangkiankou an dessen Unterlauf bis Tschenglo an der Schantungbahn. Auf der erwähnten Tour, im Gebirgslande, fand Anz die Angaben unserer bisherigen Karte nicht so irrig wie sonst auf seinen Reisen in Schantung, wenn auch hier wieder seine Aufnahmen manches in dem stark schematischen Bilde der Richthofenschen und der Ostchinakarte der preußischen Landesaufnahme richtigstellen. Dagegen zeigt Anz' Aufnahme des Hsiautsing unterhalb Kaoyüen erhebliche Abweichungen gegen die bisherige Darstellung. Südlich von der Mündung jenes Flusses soll der große Süßwassersee Tsingschuipo liegen. Anz fand ihn nicht vor, sondern eine ungeheure Salzsteppe, in der viel Salz gewonnen wird, und die in der Regenzeit wohl stellenweise überschwemmt sein mag. Von Interesse ist, daß Anz den Hsiautsing für einen nicht zu unterschätzenden Konkurrenzweg der Schantungbahn für den Nordwesten der Provinz hält. Als er ihn befuhr, war trotz des sehr niedrigen Wasserstandes der durch Dschunken vermittelte Frachtverkehr ein „ganz gewaltiger". In erster Linie wurde Salz verfrachtet, dann auch Kohle, Eisen, Petroleum und ländliche Erzeugnisse. Fahrwasser und Deiche sind gut im Stande gehalten.

— van Stockums Bericht über die Saramacca-Expedition (Holländisch-Guayana). Die „Tijdschrift van het K. Ned. Aardrijkskundig Genootschap" bringt einen über die Hefte des Jahrgangs 1904 sich erstreckenden umfangreichen Bericht des Leutnants van Stockum über die Saramacca-Expedition; er hat die Form eines Tagebuchs und ist mit zahlreichen Abbildungen und mehreren Karten ausgestattet. Die Reise dauerte von Anfang November 1902 bis Ende April 1903 und umfaßte außer Flußaufnahmen einige kurze Ausflüge nach abseits der Flüsse liegenden Bergketten, von denen die im Süden den Namen Wilhelminakette, die im Westen und Osten die Bezeichnung Emma- bzw. van Asch- und van Wijckkette erhalten hat. Ein ausführliches schönes Blatt stellt das Reisegebiet südlich von Jacob Kondre (etwa 5° nördl. Br.) dar; der südlichste erreichte Punkt, der de Kockberg, liegt unter 3° 48' nördl. Br. und etwa 56° 7' westl. L. Dieser ist 350 m hoch; die übrigen Bergzüge zeigen auf 500 bis 1000 m geschätzte Höhen und der in der Emmakette sich erhebende Hendriktop, der erstiegen worden ist, die gemessene Höhe von 1080 m.

— Über authentische Fünflingsgeburten berichtet Nyhoff (Groningen) in der Zeitschr. f. Geburtsh., 52. Bd., 1904. Sie sind nicht häufig. Es gelang ihm nur mit vieler Mitwirkung ungefähr 30 Fälle festzustellen. Die Geburt erfolgt in der Regel bereits im vierten oder fünften Monat. Die Erblichkeit scheint bei ihnen eine ziemlich bedeutende Rolle zu spielen, und die Disposition zu mehrfachen Geburten ist fast durchweg in der Familie der Mutter festzustellen. Für Holland speziell konnte Nyhoff in ungefähr zwei Jahrhunderten zwei Fünflingsgeburten erweisen.

— Die Verbreitung der Eibe im Alpengebiet. Während die Eibe in Norddeutschland, namentlich im westlichen Teile, ein ganz hervorragendes historisches Interesse hat, weist sie nach Ludwig v. Sarnthein (Festschrift für P. Ascherson, 1904) im Alpengebiet, wenngleich auch ein aussterbender oder doch in ansehnlichen Stämmen sehr selten gewordener Baum, noch weite, im großen und ganzen ziemlich zusammenhängende Areale auf. Trägt man die Lokalitäten für Tirol und Vorarlberg auf einer die geologischen Verhältnisse des Landes darstellenden Karte auf, so sieht man, daß ein vom Rheintal durch Vorarlberg und die nördlichen Kalkalpen Tirols ziehender Streifen, in Südtirol ungefähr ein Dreieck (Val Vestino—Sarntal—Primör), dann die zentralalpinen Punkte Sonnenburger Hügel, Gschnitz, Wattental und Mayrhofen, endlich Lienz) bedeckt werden. Daraus ergibt sich zunächst, daß die Eibe zweifellos als ein Kalkbewohner ersten Ranges anzusehen ist. Wir vermissen die Eibe im Raetikum, im Silvrettastock, in den Zentralalpen vom Engadin bis zum Geisstein und Großglockner, in den Graniten und Schiefern der Südalpen, dann im Ortlerkalk und in den südöstlichen Dolomiten südwärts bis zum Avisio. Das letztere Verhalten zeigt eine auffallende Analogie mit dem der Rotbuche. Die merkwürdige scharfe und weitgehende Trennung des Areals dieser letzteren durch die Hochgebirge des mittleren Tirol, eine Erscheinung von geradezu fundamentaler Wichtigkeit für die Gestaltung der Landesflora, ist zwar anscheinend im wesentlichen durch Ursachen chemischer Natur bedingt, zeigt aber gerade durch den Verlauf der beiderseitigen Vegetationslinien, daß hierfür das Substrat keineswegs von ausschlaggebender Bedeutung ist. Klimatische Einflüsse dagegen müssen bestimmend wirken, und diese Frage wäre nur auf Grund positiver meteorologischer Daten zu lösen.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 9. BRAUNSCHWEIG. 9. März 1905.

Die wichtigsten neuen Aufgaben in Deutsch-Südwestafrika.

Von Franz Seiner. Graz.

Nach Bewältigung des Herero- und Hottentottenaufstandes steht dem Reiche die ungemein schwierige Aufgabe bevor, mit dem Wiederaufbau des Vernichteten zu beginnen und das Schutzgebiet durch Reform seiner Verwaltung und Änderung der Wirtschaftspolitik auf eine völlig neue Grundlage zu stellen. Der bisherige Dilettantismus in der Kolonialpolitik, der Optimismus in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht führte im Vereine mit dem beliebten Vertuschungssystem zur Katastrophe, und mit diesen Fehlern muß nun, damit die Wiederholung solcher Krisen im Ovambolande und in unseren anderen Kolonien vermieden wird, endgültig gebrochen werden.

Die wichtigste Aufgabe der Kolonialverwaltung ist die Ermöglichung der Wiederaufnahme des Farmbetriebes, die in dem kampfdurchtobten Groß-Namaqualande allerdings noch lange auf sich warten lassen wird, während in Grootfontein, dem nordöstlichsten Bezirke des deutschen Machtbereichs, der Farmbetrieb bereits teilweise aufgenommen wurde. Die von der Rheinischen Mission dem Reichskanzler angebotene Hilfe zur Beruhigung des Hererolandes ist äußerst wertvoll, zumal man im Schutzgebiete in Verlegenheit ist, was man mit den sich freiwillig unterwerfenden Kaffern beginnen solle. Die im oberen Eiseb-Epukirofelde stehenden Truppenabteilungen wiesen, um der Verbreitung von Krankheiten vorzubeugen, sowie aus Mangel an Proviant und verfügbarer Wachmannschaft, alle aus dem Durstgebiete zurückkehrenden Männer, Weiber und Kinder, die in den Truppenlagern sich einfanden, um Kost zu erhalten, sofort ab und verjagten sie, und diesen Kaffern blieb nichts übrig, als marodierend im Lande umherzuwandern oder zu dem deutschfeindlichen Ovambokapitän Nechalle zu ziehen, wodurch äußerst wertvolle Arbeitskräfte der Verwaltung und den Ansiedlern verloren gingen. Sobald die Missionare auf ihren früheren Stationen sich niederlassen, werden sich dort Sammelpunkte für die zahlreichen, heimatlos auf den Steppen umherirrenden Kaffernfamilien bilden, und diesen Zentren werden noch monatelang versprengte und aus der inneren Kalahari zurückkehrende Flüchtlinge zuströmen. Die Unterbringung und Verpflegung der Kaffern wird den Missionaren keine sonderlichen Schwierigkeiten bieten, da die Eingeborenen in der gegenwärtigen Regenzeit sich von den wildwachsenden Feldfrüchten ernähren können. Abgesehen von den am Aufstande nicht beteiligt gewesenen und treu gebliebenen Herero des Bezirkes Grootfontein, die selbstverständlich auf ihren Gebieten zu belassen und dort gegen fernere Ausbeutung zu schützen sind, müssen die sich unterwerfenden Kaffern in Reservaten, die kriegsgefangenen in Lokationen, das sind Eingeborenenviertel bei großen deutschen Niederlassungen, angesiedelt werden, und zwar auf guten Ländereien, so daß jede Familie sich einige Ziegen oder sogar Kühe halten kann. Es ist dadurch dem Kaffer, der früher als Lohnsklave im Dienste seines Kapitäns sich in gedrückter Stellung befunden, die Möglichkeit geboten, ein menschenwürdiges Dasein zu führen, und die Freude am eigenen Besitz wird ihn auch willig zur regelmäßigen Arbeit machen. Allerdings wird dann in den Niederlassungen mit Lokationen die Dienstbotenfrage eine stehende Klage bilden wie in Windhuk, wo außer einem Klippkafferndorfe zwei Straflokationen von kriegsgefangenen Kbauas- und Zwartboihottentotten sich befinden. Vielfach sind aber die Weißen an der Unbotmäßigkeit ihrer Eingeborenen schuld, indem letztere von ihren Dienstgebern ausgenutzt und auf unreelle Weise in einem Abhängigkeitsverhältnisse erhalten werden. Den Eingeborenen muß eben eine zwar strenge, aber doch gerechte Behandlung und Anerkennung ihrer Menschenrechte zuteil werden. Ein Paßzwang für Eingeborene und eine allgemeine Gesindeordnung sind dringend geboten. Auch an die Ansiedler, die bereits vor dem Aufstande Hunderte von proletarisierten Hererofamilien beschäftigten, müssen Kaffern als Arbeiter abgegeben werden. Es ist übrigens sehr möglich, daß die Kolonialverwaltung aus Mangel an Kriegsgefangenen von der Bildung von Reservaten ganz absehen, vielmehr, um dem Arbeitermangel abzuhelfen, alle Kaffern in Lokationen unterbringen wird. Sollten sich unerwarteterweise mehrere tausend Herero zur Unterwerfung einfinden, so müßten unbedingt Reservate geschaffen werden, jedoch nicht in der östlichen Omaheke, um eine Aufwiegelung dieser Kaffern durch ihre jenseits des Durstgebietes im deutschen Kaukaufelde oder in der britischen Kalahari befindlichen Stammesgenossen möglichst hintanzuhalten. Nur die Missionare, welche das volle Zutrauen der Eingeborenen besitzen, vermögen die zersprengten Flüchtlinge rasch um sich zu sammeln. Nachdem Truppen und Missionare die Wiederaufnahme des Farmbetriebes im Damaralande und später auch im Gebiete der Hottentotten ermöglicht haben, müssen die Ansiedler schnellstens mit Vieh, das größtenteils aus der Kapkolonie und

aus Argentinien bezogen werden wird, versorgt werden; der sofort zu deckende Viehverlust der Farmer im Hererolande beträgt 30 000 Stück Großvieh und 80 000 Stück Kleinvieh, ein Ersatz der durch Kreuzung veredelten Viehbestände ist ausgeschlossen. Dem Kreditbedürfnis der Ansiedler muß von staatlicher Seite zu Hilfe gekommen und das Wiederaufleben der Farmbetriebe durch dauernde Aufhebung sämtlicher kulturschädlichen Zölle und durch Besteuerung des wirklichen Einkommens gefördert werden.

Eine Grundbedingung für die Gesundung der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse ist die Loslösung der Ansiedler aus ihrer Abhängigkeit vom Unternehmertum. Noch heute ist es in der Heimat wenig bekannt, welch gewaltigen Prozente viele im Schutzgebiete ansässigen Großkaufleute und gewisse Gesellschaften an den Ansiedlern verdienten, und in welch rücksichtsloser Weise letztere ausgebeutet wurden. Die Zwangsvollstreckungen und Konkurse waren im Verhältnis zu der spärlichen Bevölkerung zahlreicher als in den wirtschaftlich ungünstigsten Gebieten des Mutterlandes. Vor Beendigung des Baues der Bahnstrecke Swakopmund—Windhuk war es den Ansiedlern unmöglich, mit Umgehung der Kaufleute, die mit 50 bis 200 Proz. Gewinn zu arbeiten pflegten, Waren einzuführen; nach Fertigstellung der Bahnlinie waren die Farmer in gänzliche Abhängigkeit von den Kaufleuten geraten und wurden von diesen immer tiefer in die Schulden hineingetrieben. Das gleiche Kreditsystem, das die enorme Verschuldung der Herero herbeiführte und eine der Hauptursachen des Aufstandes bildete, lieferte auch die Farmer in die Hände der Kaufleute. Das bisherige Gouvernement vermochte es nicht, die Ansiedler vor dieser Ausbeutung zu schützen; es wird nun eine der ersten Aufgaben der neuen Kolonieverwaltung sein, die Farmer aus ihrem drückenden Abhängigkeitsverhältnisse zu befreien, und zwar durch ein Gesetz, das die Rückzahlung der auf den Farmen lastenden Schulden regelt und eine plötzliche Kündigung ganzer Hypotheken, wodurch die Kolonisten von Haus und Hof vertrieben und die Farmen an die Kaufleute und Gesellschaften übergehen würden, verhindert; ferner durch Förderung des engen wirtschaftlichen Zusammenschlusses der Farmer und anderer Konsumenten in Genossenschaften, um die herrschende Teuerung zu vermindern und eine billige Produktion zu ermöglichen, durch Gründung von Kreditgenossenschaften zwecks Bezuges der notwendigsten Bedürfnisse und Absatzes der Landesprodukte, sowie durch Gewährung von staatlichen Grundkapitalien zu geringen Zinsen an solche Kassen. Allerdings müßten alle derartigen Genossenschaften der staatlichen Aufsicht unterstehen. Bereits am 4. August 1902 wurden in Gibeon die erste Spar- und Darlehnskasse und ein Wirtschaftsverein gegründet, der sich die Beschaffung der land- und hauswirtschaftlichen Bedarfsartikel zum Ziele setzt, eine weitere Ausbreitung des Genossenschaftswesens im Schutzgebiete erstrebt und auch eine Anknüpfung mit der Zweigniederlassung der Bank der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften in Hamburg zwecks Einfuhr von Hafer und Kartoffeln einerseits und Ausfuhr von Merino- und Angorawolle, sowie von Heira andererseits durchführte; eine Probesendung von 773 kg Merino- und Angorawolle, 17 kg Heira und 113 Ziegen- und Schaffellen wurde schon der Filiale Hamburg der Reichsgenossenschaftsbank in Konsignation gegeben, der Anfang im Exportgeschäft also bereits gemacht, während die Waren von der Gibeoner Filiale der sehr entgegenkommenden Damara- und Namaqua-Handelsgesellschaft, die übrigens den Personalkredit schon vor mehreren Jahren eingestellt hatte, bezogen wurden. Die wirklich gemeinnützig arbeitende „Neue südwestafrikanische Siedelungsgesellschaft“ (Dr. E. Th. Förster) übermittelte im Vorjahre auf Anregung des Gouverneurs Leutwein der Spar- und Darlehnskasse in Gibeon ein Darlehen von 20 000 M. zu 4 Proz. Zinsen und sagte für den Fall der Gründung einer solchen Kasse in Windhuk ein weiteres Darlehen von 20 000 M. zu. In dieser Weise ist auch eine wirtschaftliche Assimilation zwischen Deutschen und Buren möglich. Die Kaufmannschaft ist natürlich eine erbitterte Gegnerin des genossenschaftlichen Zusammenschlusses. Als die in Gibeon ansässigen Kaufleute sich bei dem dortigen Bezirksamtmann von Burgsdorff über dessen Förderung des Wirtschaftsvereins in einer Eingabe beschwerten, beantwortete sie der Bezirksamtmann unter anderem wie folgt:

„Die Geschäftstreibenden des Bezirkes konnten nie die Nachfrage nach Mehl, Reis, Kaffee decken, hielten von diesen Sachen immer nur einen kleinen Vorrat und hatten unerschwingliche Preise. Der Sack Burenmehl kostete 130 Mark, sogar 160 Mark wurden zeitweise verlangt, der Sack Reis 65 bis 75 Mark. Es wurden also an den notwendigsten Nahrungsmitteln 50 bis 100 Proz. verdient. Ob dieses nun ein reeller Warenhandel ist, mit dem sich die Gibeoner Kaufleute im Gegensatz zum Wirtschaftsverein nach Ihrer Eingabe identifizieren wollen, mögen Sie sich selbst beantworten. Die zahlungsfähigen Farmer fingen an, die Geschäftsleute des Bezirkes beiseite zu legen und ihre Bedürfnisse in den Hafenplätzen oder an anderen Orten des Schutzgebietes zu decken. . . . Traurig sah es andererseits mit den weniger gut gestellten und jüngeren Ansiedlern aus, den kleinen Farmern, den Handwerkern, den Arbeitern, welche darauf angewiesen waren, sich ihre Verpflegungsgegenstände im Bezirke zu kaufen. . . . Da war es tatsächlich eine Rettung aus großer Not, daß der Wirtschaftsverein sich entschloß, den Ein- und Verkauf von Lebensmitteln selbst in die Hand zu nehmen.“

Kaufleute und Gesellschaften erklären, das Genossenschaftswesen könne den gegenwärtigen Zustand der Verschuldungen und rücksichtslosen Subhastationen nicht beseitigen und werde die Ansiedler ins Unglück stürzen; doch sind diese Behauptungen natürlich nicht ernst zu nehmen. In dem zwischen diesen Unternehmern und den Ansiedlern nach Beruhigung des Schutzgebietes wiederbeginnenden wirtschaftlichen Kampfe muß sich die Kolonialverwaltung klar und unzweideutig auf die Seite der Ausgebeuteten stellen.

Gleichzeitig muß auch eine Erniedrigung der Frachtsätze auf den Bahnen herbeigeführt werden, um eine billige Lebensweise und eine Konkurrenz der im Lande gewonnenen Produkte mit ausländischen zu ermöglichen und das bisher kleine Absatzgebiet der Farmer zu erweitern; auch sind die Farmer bei der Gründung von Wassererschließungsgenossenschaften durch staatliche Darlehen zu unterstützen.

Erst nachdem die wirtschaftliche Selbständigkeit der Ansiedler gesichert und ihre Notlage gehoben ist, darf die Kolonialverwaltung ihr Augenmerk auf eine zielbewußte, das wirtschaftliche Gesamtwohl fördernde Besiedelungspolitik richten. Das bisherige, von gewissen gewinnsüchtigen Gesellschaften betriebene Besiedelungssystem muß beseitigt werden. Zu diesem Zwecke muß die Ordnung der Bodenverhältnisse rasch durchgeführt und die Enteignung der Landgesellschaften, an welche ein Drittel des Schutzgebietes verschenkt und verschleudert wurde, angestrebt werden, und zwar durch eine hohe Besteuerung der aus Spekulationsgründen unkultiviert liegen gelassenen Ländereien der Gesellschaften und

großen Handelsfirmen [1]). Wie mächtig diese Gesellschaften einst waren, erhellt aus dem Umstande, daß der Vorgänger Leutweins, Major von François, ihnen weichen mußte, da er erklärte, die Landgesellschaften suchten für eine Bureneinwanderung nur aus dem Grunde Stimmung zu machen, um das Gesellschaftsland vorteilhaft zu verkaufen. Beispielsweise wurde Klein-Windhuk in Zeitungen und Kalendern als „reich an Quellwasser und vorzüglich zum Gartenbau" hingestellt, trotzdem der Talkessel nur Quellwasser für acht Ansiedelungen enthielt; im Jahre 1894 wurde der dortige Grund an 40 Ansiedler vergeben, und zwei Jahre später waren nur noch neun Ansiedelungen im Betriebe. Selbst heute noch ist der Einfluß der Landgesellschaften ungebrochen, ihre Vertreter sitzen in mächtigen Körperschaften und werden durch einen großen Teil der Presse unterstützt. Nach wie vor treten sie für große Stauanlagen ein, um die Gründung von Ackerbaukolonien und Kleinsiedelungen zu fördern und dadurch das Gesellschaftsland zu vorteilhaften Preisen loszuschlagen. Unter der Vorspiegelung gemeinnütziger Tätigkeit treiben sie Profitpatriotismus und wissen sich die erfreulicherweise sich stets steigernde koloniale Anteilnahme im Reiche zunutze zu machen, um die große Masse der nicht unterrichteten Kolonialfreunde für ihre egoistischen Bestrebungen zu gewinnen. Da nun die Eingeborenen ihres Grundbesitzes größtenteils verlustig gehen, so verfügt die Regierung glücklicherweise über genügend besiedelungsfähiges Land, um das Gesellschaftsland für Besiedelungszwecke entbehren zu können. Der alten Siedelungsgesellschaft wurde auf Grund der Anmeldung eines infolge des Aufstandes auf ihren Musterfarmen erlittenen Schadens von 17500 Mark ein mit 4 Proz. verzinsliches staatliches Darlehen angeboten mit der Bedingung, daß die Gesellschaft einen Teil ihres unbewirtschafteten Landes dem Fiskus zurückgebe; eine Änderung der Bodenpolitik der Regierung macht sich also bereits bemerkbar. Es ist jedoch nötig, daß der in dieser Angelegenheit oft schwankenden und schwächlichen Regierung das Rückgrat gesteift werde, weshalb die Eingabe des Bundes der Deutschen Bodenreformer an den Reichstag behufs Einsetzung einer Kommission zur Prüfung der Rechte und Pflichten der Landgesellschaften und Erwägung eines energischen Vorgehens, um sie zu den Kosten des Krieges und der staatlichen Erschließung heranzuziehen, zu billigen ist.

In schärfster Weise müssen die von den Landgesellschaften wärmstens empfohlenen großartigen Stauprojekte des Wasserbauingenieurs Alexander Kuhn bekämpft werden. Eine Kleinsiedelerbevölkerung, wie sie Prof. Rehbock schaffen möchte, ist unmöglich, und zwar aus dem Grunde, da jeder Ansiedler, der nur auf Ackerbau angewiesen ist und nicht auch Viehzucht betreibt, durch Mißernten, die unausbleiblich sind, zugrunde gehen muß. Über Rehbocks Stau- und Ansiedelungsprojekte war man bereits zur Tagesordnung übergegangen, als sie nunmehr von Kuhn wieder aufgenommen wurden. Ingenieur Kuhn will vom Staate Millionen für kolossale Staudämme aufgewendet wissen, um die Gründung von Ackerbaukolonien zu ermöglichen, und diese Vorschläge werden von den Landgesellschaften eifrigst verteidigt. Die Herren spekulieren zu sehr auf den Säckel der Steuerzahler. Kuhns Projekte können wohl den Kolonialschwärmer und Theoretiker begeistern, den Farmer in Südwest und den Steuerzahler im Reiche ärgern sie jedoch. Es ist der schärfste Einspruch gegen jedwede staatliche Beteiligung an solchen Projekten zu erheben. In Neudamm bei Windhuk befindet sich ein Staudamm, der aus jenen Geldern erbaut wurde, die der Reichstag als Unterstützung für die durch die Rinderpest des Jahres 1897 schwer geschädigten Ansiedler bewilligte. Die Anlage des Dammes war schon im Prinzip verfehlt, und nun steht er ohne den geringsten Nutzen in der Wildnis und erfordert Jahr für Jahr kostspielige Reparaturen. Hoffentlich wird sich die Kolonialverwaltung zu keinem zweiten derartigen Mißgriff verleiten lassen. Prof. Rehbock empfiehlt in jüngster Zeit die Anlage von Staudämmen zwecks künstlichen Futterbaues für Vieh- und Straußenzucht; für erstere ist aber der Futterbau unrentabel und nicht notwendig, und Versuche mit Straußenzucht müssen der Privatinitiative überlassen werden und sind keineswegs zu empfehlen, da landwirtschaftliche Versuche in Südafrika gewöhnlich große Kapitalien verschlingen. Die Anlage kleiner Stau- und Fangdämme, wie sie einzelne Farmer bereits errichteten, ist natürlich empfehlenswert und soll von der Regierung unterstützt werden; wünschen aber die Landgesellschaften und ihre Tochtervereinigungen, die Bewässerungssyndikate, großartige Staudämme, so mögen sie sie selbst bezahlen.

Ein Hauptaugenmerk hat die Verwaltung ferner auf die Schaffung besiedelbaren Landes durch Wassererschließung und Besserung der Verkehrsverhältnisse, sowie durch Vermessung der Ländereien auf Staatskosten zu richten. Nur solche Grundstücke dürfen zur Besiedelung abgegeben werden, auf denen die zur Steppenwirtschaft nötige Wassermenge nachgewiesen ist, damit es nicht wieder wie in Klein-Windhuk vorkommt, daß Ansiedelungen im Werte von 11000 bis 16000 Mark wegen Wassermangels von ihren Besitzern verlassen werden müssen. Eine schnelle Besiedelung ist gewiß zu wünschen, jedoch muß sie auf gesunder Basis aufgebaut werden und darf nicht überhastet sein. Nur Leute mit mindestens 20000 Mark Kapital dürfen anfangs zur Besiedelung zugelassen werden, Ansiedler mit geringerem Vermögen würden für die Verwaltung eine Last sein, und stets muß betont werden, daß der Farmer in den ersten drei Jahren seiner Tätigkeit auf eine eigene Einnahme nicht rechnen könne. Es ist nicht Aufgabe der Regierung, die Reklametrommel für das Schutzgebiet zu rühren und um jeden Preis Ansiedler herbeizulocken, wie es die Landgesellschaften getan, sondern besiedelbares Land und Absatzgebiete zu schaffen, dann kommen die Ansiedler von selbst; andernfalls züchtet man nur Proletariat und Kolonialfeinde. Das Schutzgebiet muß sich von selbst empfehlen. Es muß eine intensive geologische Durchforschung einsetzen zwecks Hebung der Minenindustrie; denn nur die Eröffnung großer Bergwerke kann das Schutzgebiet zur wirtschaftlichen Blüte bringen, zumal das auswärtige Absatzgebiet im englischen Südafrika unseren Farmern mittlerweile verloren ging. Je schneller man Absatzgebiete für landwirtschaftliche Produkte schafft, desto rascher wird die Besiedelung in Fluß kommen, jedoch darf letztere nur nach Maßgabe des vorhandenen Absatzgebietes einsetzen. Es ist besser, eine beschränkte Zahl von wohlhabenden Farmern im Lande zu haben, als eine Menge von notleidenden Ansiedlern. Vor dem Aufstande war es den wenigsten Kolonisten möglich, von dem Ertrage der Land- und Steppenwirtschaft allein zu leben, und es waren die meisten auf einen Nebenverdienst, wie Feldhandel und Frachtfahren, angewiesen; vorwärts waren fast nur die Händler im

[1]) 295000 qkm von 830000 qkm. Das Gesellschaftsland verteilt sich wie folgt: Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika 135000 qkm, Kaoko-Land- und Minengesellschaft 105000 qkm, Siedelungsgesellschaft für Südwestafrika 20000 qkm, South West Africa Company Ltd. 13000 qkm, South Africa Territories Ltd. 12000 qkm, Hanseatische Land-, Minen- und Handelsgesellschaft 10000 qkm.

Hererolande gekommen. Aus diesem Grunde muß es auch dem Ermessen der Verwaltung überlassen bleiben, ob und in welchem Maße eine Bureneinwanderung zu begünstigen sei; jedenfalls müssen die besten Plätze für deutsche Reichsangehörige reserviert werden. Die Behauptung, daß schon aus dem Grunde Buren in das Land zu ziehen seien, damit sie unseren jungen Kolonisten als Vorbild dienen, ist sehr kränkend für die alten deutschen Ansiedler, die drei- und viermal durch Aufstände und Seuchen um ihren ganzen Viehstand kamen und sich nach so schweren, vernichtenden Schlägen mit bewundernswerter Energie und Ausdauer immer wieder aufrichteten. Auch gegen die Meinung muß ich mich wenden, daß deutsche Bauern ein vorzügliches Besiedelungsmaterial für Südwestafrika seien. Die südwestafrikanische Steppenwirtschaft ist grundverschieden von der deutschen Landwirtschaft, und der Bauer ist zu schwerfällig und konservativ, um sich den geänderten Verhältnissen rechtzeitig anzupassen; völlige Laien auf landwirtschaftlichem Gebiete sind in dieser Hinsicht den Bauern vorzuziehen. Unter den gegenwärtigen Farmern befinden sich viele Leute mit guter Mittelschulbildung, die in der Presse ihre Interessen mit gewandter Feder zu vertreten wissen; trotzdem ist es nicht empfehlenswert, einen Gouvernementsbeirat mit beschließender Stimme zu schaffen, da die Ansiedler noch zu sehr vom Unternehmertum abhängig sind.

Vor einigen Wochen errichtete die Damara- und Namaqua-Handelsgesellschaft, deren Anteile sich großenteils in den Händen der englischen South West Africa Company befinden, und welch ersterer auch die Firma Woermann angehört, unter Mitwirkung der Diskontogesellschaft in Berlin und der Norddeutschen Bank in Hamburg eine Bankabteilung in Swakopmund. Diese Gründung birgt eine ernste wirtschaftliche und politische Gefahr für Schutzgebiet und Reich in sich; denn wird dem Kreditbedürfnis der notleidenden Farmer nicht von Staats wegen oder von der Deutschen landwirtschaftlichen Reichsgenossenschaft entsprochen, so wird die Bank durch Gewährung von Hypotheken die Farmer sich dienstbar machen und dadurch das englische Großkapital auch politisch einen dominierenden Einfluß auf die Entwickelung der Kolonie gewinnen, es würde die wirtschaftliche Macht dem Mutterlande entwunden werden und auf die englischen Großkapitalisten übergehen. Das Schutzgebiet besitzt keineswegs einen rein deutschen Charakter, und namentlich im Süden überwiegt die englisch-burische Farmbevölkerung die deutsche beträchtlich; so waren beispielsweise im Jahre 1904 im Südbezirke von 248 Farmen nur 43 in deutschen Händen. Angesichts dieser geradezu bedrohlichen Verhältnisse ist die reservierte Haltung des Gouvernements in Windhuk gegenüber einer Bureneinwanderung, die der frühere Landeshauptmann v. François überhaupt zu verhindern suchte, verständlich. Aber auch die deutsche Farmbevölkerung ist nur so lange eine verläßliche Stütze der deutschen Herrschaft, als sie von der staatlichen Wirtschaftsmacht des Mutterlandes abhängig ist. Bereits vor dem Aufstande konnte man von vielen Farmern Äußerungen der Sympathie für die südafrikanische Monroedoktrin vernehmen, und daß jetzt, nachdem die Ansiedler in der Entschädigungsfrage vom Reichstage stiefmütterlich behandet wurden, in dieser Hinsicht bessere Verhältnisse platzgreifen werden, ist nicht anzunehmen; besonders die Kinder der Farmer werden als eingeborene Afrikaner nur mehr durch schwache moralische Bande an das Mutterland gefesselt sein. Also äußerste Vorsicht in der Gesellschaften- und Besiedelungsfrage und in wirtschaftspolitischen Angelegenheiten; denn mit der wirtschaftlichen Macht ginge dem Reiche auch die Kolonie verloren!

Daß der koloniale Verwaltungsapparat selbst reformbedürftig ist, ist eine bekannte Tatsache. An dieser Stelle will ich nur des Übelstandes Erwähnung tun, daß oft ganz junge Offiziere sofort nach ihrer Ankunft aus Deutschland auf den verantwortungsvollen Posten eines Distrikts- oder Bezirksvorstehers gestellt wurden; hatten sie sich nach einigen Jahren in ihr Amt eingelebt und versahen es nun zur allgemeinen Zufriedenheit, so wurden sie nicht etwa unter Beförderung in ihrer Stelle belassen, sondern zur Schutztruppe gezogen oder in das vom Hererolande ganz verschiedene Gebiet der Hottentotten versetzt, während ihr Posten von einem neuen unerfahrenen Offizier eingenommen wurde. Die Frage, ob ein Zivil- oder Militärgouverneur sich für das Schutzgebiet eigne, ist strittig; in erster Linie kommt es auf den Mann und nicht auf den Rock an. In dieser Beziehung verweise ich auf Major von Wißmann. Der designierte Gouverneur, Regierungsrat von Lindequist, besitzt das volle Vertrauen der Ansiedler, er wird eine neue kolonialpolitische Ära einleiten, und hoffentlich ist es ihm möglich, was seinen Vorgängern versagt war: den Beweis zu erbringen, daß wir Deutschen nicht allein Kolonien zu erwerben, sondern sie auch zu entwickeln verstehen.

Die Wasserverbindung zwischen Niger und Tsadsee.

Schon mehrfach ist im Globus nach den vorläufigen Berichten des Kapitäns Lenfant von dessen Reise vom Benue zum Logone die Rede gewesen, zuletzt in Bd. 86, S. 84, wo bemerkt wurde, es würde noch des näheren darauf eingegangen werden, sobald Lenfant Ausführlicheres über seine Unternehmung, die auch für uns Deutsche als Besitzer Kameruns von nicht geringem Interesse ist, mitgeteilt hätte. Letzteres ist inzwischen geschehen: der Pariser „Tour du Monde“ hat eine Schilderung aus der Feder des in Frankreich hochgefeierten Lenfant gebracht, und diese Schilderung ist dann auch jüngst in Buchform erschienen. Über dieses Buch — „La grande route du Tchad“, Paris, Hachette, 1905 — wird an anderer Stelle des Globus referiert werden; hier soll uns nur der wichtigste Abschnitt der Lenfantschen Mission beschäftigen, nämlich die Reise von Garua am Benue den Mao-Kebi hinauf und durch den Tuburisee zum Logone, dem großen linken Nebenfluß des Schari. Die Abbildungen unseres Artikels sind dem „Tour du Monde“ entnommen, der Karte, die unsere vorläufige Skizze in Bd. 85, S. 210 erheblich berichtigt, liegt Lenfants Übersichtskarte in „La Géographie“, Bd. IX (1904) zugrunde.

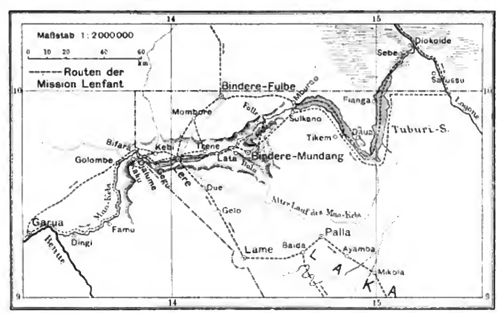
Wie man weiß, schwebte Lenfant die Lösung einer kolonialpolitischen und verkehrsgeographischen Aufgabe vor. Der Weg, der die französischen Posten am unteren Schari mit dem Mutterlande verbindet, ist weit, unbequem und kostspielig. Er geht über den Kongo und Ubangi. Die Vorräte — darunter auch sehr notwendige Lebensmittel, deren die französischen Truppen in dem armseligen Strich rechts vom Schari bedürfen — müssen die teure Kongobahn passieren, dann den Kongo und

Ubangi bis Fort de Possel hinaufgeschifft und schließlich durch Träger 250 km weit bis zum Fort Crampel am Gribingi gebracht werden, wo man sie von neuem dem Wasserwege anvertraut. Besonders unsicher wird diese Beförderung dadurch, daß zwischen Ubangi und Schari häufig keine Träger aufzutreiben sind, da die Eingeborenen diesen Dienst scheuen und jene Gegend verlassen, und so ist es denn schon vorgekommen, daß die Garnisonen der Tsadseegegend, besonders Fort Lamy, Monate hindurch Mangel litten. Lenfant wollte daher ermitteln, ob die von Barth und später von Löfler behauptete Wasserverbindung zwischen Benue und Logone existiere und inwieweit sie benutzbar sei. Wäre sie es auch nur einige Monate im Jahr, so würde damit ein kürzerer und billigerer Verbindungsweg zum Tsadsee geschaffen sein. Aber auch die deutschen Posten in Nordkamerun und der Handel mit diesem Teil der deutschen Kolonie würden aus einer solchen Wasserstraße Nutzen ziehen, und so sah man auch bei uns dem Unternehmen Lenfants mit Erwartungen entgegen und gab den Behörden in Kamerun Anweisung, es nach Möglichkeit zu fördern.

Der erste, der auf das Vorhandensein einer Wasserverbindung zwischen Benue und Logone hinwies, war, wie erwähnt, Heinrich Barth. Er hörte davon 1851 in Adamaua und 1852 im Musgugebiet, das er im Gefolge einer Sklavenraubenden Bornutruppe bis zu der Sumpflandschaft Wulia am Logone (in der Gegend von Sebe auf unserer Karte) kennen lernte; doch übersah er die Sache vollständiger erst nach seiner Heimkehr, nachdem er von der Entdeckung des Tuburisees durch Eduard Vogel unterrichtet worden war. Vogel war nämlich 1854 ebenfalls mit einem Bornuheere bis Wulia gekommen und hatte in der Nähe des Logone einen sumpfigen See namens Tuburi gefunden, den er etwa 100 km südwärts bis zu den Hügeln von Daua verfolgen konnte. Die Breite von Daua gibt er auf 9° 30′ an. Auf Grund dessen und auf Grund seiner eigenen Erkundigungen konstruierte Barth nun einen Wasserweg Logone — Tuburi — Mao-Kebi, und förmlich begeistert schreibt er (Bd. III, S. 198): „In der Tat, ich bin davon überzeugt, daß in 50 Jahren europäische Fahrzeuge vom Busen von Biafra aus regelmäßigen alljährlichen Verkehr mit dem großen Becken des Tsad unterhalten werden.“

Die Angelegenheit blieb aber viele Jahre lang vergessen und die Lösung der Frage — sicherlich einer geographisch sehr interessanten Frage — ohne Förderung. Erst Flegel hatte sie auf dem Programm seiner beiden letzten Unternehmungen, 1883 und 1885; er starb indessen vorzeitig. 1891 fuhr C. Macdonald mit einem Dampfer den Mao-Kebi aufwärts bis Bifara, über die Fortsetzung der hypothetischen Wasserverbindung konnte er jedoch nichts Wesentliches ermitteln, ebensowenig auch Maistre, der 1892/93 südlich von ihr zum Benue zog. Eine gewisse Klarheit in die Frage zu bringen, war dagegen dem Kapitän Löfler vorbehalten, der in der ersten Hälfte des Jahres 1901 vom Logone nach Bifara, also quer durch das in Rede stehende Gebiet zog. Er folgte dem Westufer des Tuburisees, oder seiner Teile, und schließlich dem Mao-Kebi. Es war damals Trockenzeit, und die einzelnen Teile des Tuburi standen anscheinend nicht miteinander in Verbindung, auch hielt Löfler sich nicht überall an ihrem Rande bzw. am Mao-Kebi; es versicherten ihm aber die Eingeborenen, zur Regenzeit bildeten alle Seen zusammen eine einzige Wasserfläche, und er selbst erklärt, man könne mit einem Boot ungehindert zwischen Benue und Logone verkehren. (Vgl. Löflers Bericht und Kartenskizze in den „Renseignements coloniaux“ No. 6 des „Bulletin du Comité de l'Afrique française“ 1902; Globus, Bd. 82, S. 345; Karte Bd. 85, S. 210.) Um die Jahreswende 1902/03 endlich zog Oberleutnant Dominik ungefähr denselben Weg wie Löfler. Ein Bericht über diesen Marsch ist leider nicht erschienen, doch heißt es, Dominik habe die Wasserverbindung für eine Unmöglichkeit erklärt, da sich zwischen Logone und Tuburi eine Bodenschwelle hinziehe. Das wurde auch Lenfant mitgeteilt, als er im August 1903 in Garua ankam, was ihn jedoch nicht hinderte, seine Reise fortzusetzen und durch einen Befahrungsversuch in der Regenzeit festzustellen, was es mit der Bifurkation und ihrer Passierbarkeit auf sich habe.

Lenfants Mission stand unter den Auspizien der Pariser geographischen Gesellschaft, die ihm 15000 Fr. zur Verfügung gestellt hatte. Ebenfalls je 15000 Fr.



Lenfants Routen zwischen Benue und Logone.

waren vom Kolonialminister und von der Académie des Inscriptions, 11000 vom Comité de l'Afrique française und 5000 von der Association cotonnière coloniale gespendet worden. Teilnehmer waren außer Lenfant der Schiffsfähnrich Delevoye und der Unteroffizier Labure. Mitgenommen wurde eine in Stücke von je 60 kg zerlegbare Stahlschaluppe von 12,5 m Länge, 2,5 m Breite und 1,2 m Tiefe, die den Namen „Benoit-Garnier" erhielt. Die Bemannung, zugleich die ganze Begleitmannschaft der Mission, bestand aus neun Senegalesen, die in Dakar an Bord genommen wurden, die Bewaffnung aus nur acht Gewehren. Die Abreise von Bordeaux erfolgte am 15. Juli 1903.



Abb. 1. **Der Mao-Kebi unterhalb Bifara.**

Am 26. August gelangte die Mission nach glatter Fahrt auf dem Niger und Benue nach dem deutschen Posten Garua, dem Ausgangspunkt der eigentlichen Forschungsreise. Die Lage Garuas bezeichnet Lenfant als gesundheitlich sehr ungünstig. Die Ebene, in der es liegt, glich damals einem weiten Sumpf, dessen Ausdünstungen der ihn umgebende Bergeskranz festhielt; der Gesundheitszustand der Europäer war schlecht, und der Kommandant, Leutnant Sandrock, fieberkrank. Die Bedeutung Garuas als Handelsstadt ging zurück. Fulbe und Haussa beherrschten ehemals den Handel; „heute ist infolge der Anwesenheit der Europäer die Handelstätigkeit der Eingeborenen verschwunden, und ihre fortwährende Abwanderung hat die schöne Siedelung von ehemals zu einem Dorfe herabgedrückt" — sagt Lenfant. Von Sandrock wurden Lenfant der Häuptling Goro von Bifara, der in Garua eine Gefängnisstrafe verbüßt hatte, und zwei Eingeborene mitgegeben. Außerdem empfing Lenfant hier ein Schreiben des Leutnants Faure, des Kommandanten des französischen Postens in Lai am Logone, mit genauen Angaben über die Beschaffenheit der Wasserverbindung zwischen Benue und Logone. Es geht aus diesem Briefe hervor, daß Lenfants Aufgabe schon von Faure gelöst worden war; dieser ist mithin neben Löfler der eigentliche Erforscher der Wasserverbindung, und nicht Lenfant. Doch hat Faure es versäumt, über seine Reise einen Bericht und eine Karte zu veröffentlichen, so daß er nun Lenfant gegenüber in den Hintergrund gedrängt ist. Faure teilte in dem erwähnten Schreiben mit, daß die Verbindung bestehe und um den 15. Juli überall zu passieren sei; einziges Hindernis sei ein eine Tagereise westlich von Mburao liegender Fall. Genau dasselbe konnte nunmehr Lenfant feststellen.

Am 27. August verließ die Mission mit dem „Benoit-Garnier" Garua und arbeitete sich den Benue hinauf. Der Fluß wird von felsigen Bergen eingeschlossen und zeigte eine heftige Strömung, gegen die man mit den Stangen, mit denen das Boot fortgestoßen wurde, schwer anzukämpfen hatte. So brauchte man zwei Tage, um die Mündung des Mao-Kebi zu gewinnen. Es hatten heftige Regengüsse eingesetzt, die den Mao-Kebi bei Dingi in einer Nacht um 2 m steigen und das rechte Ufer überfluten ließen. Der Mao-Kebi (Abb. 1) war überall 80 bis 120 m breit und sehr tief, sein Bett sehr gewunden; die Strömung wurde heftig, und das Vorwärtskommen verlangsamte sich deshalb ungemein. Da Dingi 200 m über dem Meere liegt und die Karten für den Tsadsee 260 m angaben, so hoffte Lenfant, daß der Fall von Mburao kein schweres Hindernis sein würde.



Abb. 2. **Bifara.**

Bei Golombe erreichte die Mission das Gebiet der Mundang, deren erste größere Niederlassung Kaku ist. Kaku besteht aus mehreren stark bewohnten Dörfern, die an den Abhängen bis zum Gipfel angebauter Berge liegen. Die Eingeborenen, hochgewachsene, kräftige Leute, die Männer mit Speer, Bogen und Pfeil bewaffnet, verhielten sich scheu, führten Lenfant aber doch zur Wohnung des Häuptlings. Die Männer gehen nackt, die Frauen, deren oberster Kopfteil rasiert ist, tragen einen Ledergürtel mit zwischen den Beinen durchgezogenem Blätterbündel (vgl. Abb. 5). Goro gelang es, die

Leute von der Harmlosigkeit der Weißen zu überzeugen, und so erhielt Lenfant 200 Leute zum Schleppen des Fahrzeuges. Oberhalb Kaku bildet der Mao-Kebi eine seeartige Erweiterung (Nabarat) von 8 bis 9 m Tiefe und mit stark verkrautetem Wasser. Am Nordufer liegt Bifara oder Bipare (Abb. 2), der „Benoît-Garnier" warf indessen am 7. September erst vor Djalume, oberhalb des Sees, Anker. Der Empfang war sehr freundlich.

Somit war die Expedition in das französische Gebiet gekommen. Lenfant schildert das „schöne und breite Tal" des französischen Kebi als reich und aufs beste bewässert. Natürliche oder von Menschenhand gegrabene Rinnsale führen das Hochwasser auf die Reis-, Hirse- und Baumwollfelder, die Dörfer sind alle mit einer Steinmauer und einem Graben umgeben.

Oberhalb Djalume bildet der Mao-Kebi wieder zahllose Krümmungen, die Breite wechselt zwischen 15 und 60 m, die Tiefe beträgt bei Hochwasser nirgends weniger als 2 m. Der Bootverkehr der Eingeborenen beschränkt sich jedoch nur auf das Passieren von einem Ufer zum anderen in kleinen Kanus. Nachdem man einen See durchfahren hatte, gelangte man nach Lere, wo sich die Expedition aber nur wenige Stunden lang aufhielt. Im späteren Verlaufe der Unternehmung machte Lenfant indessen nähere Bekanntschaft mit dieser Stadt und ihren Bewohnern (Mundang), und es sei aus seinen Beobachtungen schon hier das Nötige mitgeteilt.



Abb. 3. **Öffentlicher Platz in Lere.**

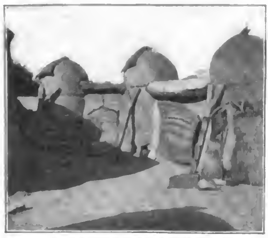


Abb. 4. **Innenhof von Gontiomes Palast in Lere.**

Lere (Abb. 3) hat 3000 bis 4000 Einwohner, außerdem liegen in seiner Nähe zahlreiche Dörfer, die an den den Kebi beherrschenden Höhen emporsteigen. Der Herrscher von Lere, Gontiome (was nach Lenfant soviel wie „Le roi soleil" heißt), ist einflußreich und wohlhabend und herrscht über alle Dörfer am Mao-Kebi östlich von Djalume bis nach Lata; die Zahl seiner Untertanen dürfte über 40000 betragen. Er besitzt etwa 100 Weiber, die ihm sein Freund, der Herrscher des benachbarten Trene, auf seinen Sklavenjagden zusammengeraubt hat, und die ihm, soweit sie nicht seine Frauen sind, als Tauschmittel zum Einhandeln wertvoller Stoffe dienen. Die Frau ist dort etwas mehr wert als eine Kuh, doch weniger als ein Pferd, und wird als gewöhnliche Handelsware betrachtet. Kommt also ein Haussahändler in das Mundangland, so erhält er als Entgelt für seine Stoffe Weiber, dann auch Kinder, Sklaven, Rinder und Ziegen. Das Handeltreiben ist aber nicht immer gefahrlos, da Gontiome die fremden Händler häufig ausplündert.

Das Verhältnis zwischen der Mission und Gontiome war ein ziemlich angenehmes, und oft wurde Lenfant während seines mehrwöchigen Aufenthaltes in Lere in den Palast geladen, wo der Herrscher ihm zu Ehren Feste veranstaltete. Dieser Palast zeichnete sich durch Größe und Bequemlichkeit aus. Die ganze Umfassung wurde durch Vorratsspeicher eingenommen, und ein durch dicke Planken verschließbares Tor führte in das Innere (Abb. 4). Als Empfangsraum diente ein großer Saal mit den Waffen und dem Panzer Gontiomes an den Wänden und dem Geschirr seines Pferdes auf einem Wandgestell. In der Mitte befand sich ein Ruhebett mit Pantherfellen, auf dem Lenfant Platz zu nehmen eingeladen wurde. Die erwähnten Festlichkeiten bestanden in Tänzen und Gesängen der Hofdamen (Abb. 5). Lenfant bezeichnet die Tänze als sehr rhythmische und geordnete Bewegungen nach dem Klange langer, aus ausgehöhlten Baumstämmen gefertigter Trommeln; die Bewegungen bestehen indessen nur aus einem Vorstrecken der Füße und in deren Drehen auf den Fersen. Den begleitenden Gesang nennt Lenfant sonderbar und hübsch; es ist ein Gemisch von gedämpften und mit geschlossenem Munde hervorgebrachten Tönen, die den Eindruck eines entfernten Glockenspiels verursachen. Eine alte Frau dirigiert die Trommeln und singt allein einen Refrain. In dieser Weise aber dauert der Tanz nicht lange; die Trommeln schlagen immer lauter, die Männer beteiligen sich an dem Tanz, und gellende Schreie begleiten die Gesänge. Schließlich artet das Ganze bei der aufgeregten Menge in obszöne Verdrehungen aus.

Nach Angabe Gontiomes sind die Mundang aus Osten gekommen, aus einem Lande namens Fuga, das an der Grenze von Bagirmi liegen soll. Im Verlauf von Kriegen sind sie gegen den Mao-Kebi gedrängt worden, wo sie auf ein reiches und gut bevölkertes Land stießen. Diese ursprüngliche Bevölkerung, die Pungn, wurde nach langen Kämpfen zu Sklaven gemacht und vermischte sich seit zwei oder drei Jahrhunderten mit den Eroberern. Das Rindvieh der Mundang ist prächtig, ihre Pferde sind zahlreich und von schönem Wuchs. Ganz in derselben Weise wie bei uns machen die Mundang Heu und speichern es auf für die Trockenzeit. In kleinen Fahrzeugen wird Fischfang getrieben; diese tragen zur Rechten des Fischers ein Gerüst mit Lanze und Harpunen. Die Baumwolle gedeiht im Mundanglande aufs beste, und Lenfant sah mehrere Arten im Busche; Indigo, Gummi, Reis, Mais sind gewöhnliche Produkte.

Die Hütten und Dörfer der Mundang (Abb. 6 und 7) sehen überaus zierlich aus. Die letzteren sind kreisrunde Siedelungen, die mit einer richtigen starken Befestigung

aus getrockneten Ziegeln umgeben sind. Ein Wohnraum, ein Vorratsraum, ein zweiter Wohnraum, ein Hirsespeicher, und so fort — das ist die Einrichtung der Gehöfte. Die Hütten haben ein flaches Dach, auf dem sich im Falle eines Angriffs die bewaffneten Männer postieren; die Speicher dagegen schließen mit einem halbkugelförmigen Dache ab, unter dem sich als Zugang ein Loch befindet, zu dem ein Baumstamm mit eingekerbten Stufen hinauf führt (vgl. Abb. 4 und 5). Mitten im Hofe haben die Rinder ihren Standort. Ein Teil des Hofes ist zum Zerreiben der Hirse eingerichtet, was zwischen zwei Steinen geschieht. Die Küche ist fest zementiert, der Herd sehr gut angelegt. Die Mauern sind aus geschlagener, gut durchgearbeiteter Erde aufgeführt, und man sieht an ihnen Zeichnungen und Striche. Die Mundang sind Mondanbeter. Beim Aufgehen des Mondes schlachtet man eine Kuh, um sich seine Gunst zu sichern, und bei Mondfinsternissen schlagen die Zauberer die Trommeln, um das ein Stück der Göttin fressende Untier zu verscheuchen, während das Volk niederkniet und ängstlich schreit. Der Islam ist also noch nicht bis hierher vorgedrungen, wiewohl Gontiome und wohl auch die Vornehmen, nach einer von Lenfant gegebenen Abbildung zu schließen, an den Islam des Sudan gemahnende Kleider tragen. Das Volk geht, wie schon erwähnt, so gut wie nackt einher.



Abb. 6. **Mundangdorf am See Nabarat.**

Anders wenig nördlich von Lere, in der Stadt Bindere-Fulbe (von Lenfant so genannt zum Unterschied von dem großen Mundangdorf Bindere). Diese von mohammedanischen Fulbe beherrschte Stadt, die unsere Karten nach Erkundigungen noch nördlich des 10. Breitengrades, also als auf deutschem Gebiet liegend eintragen, besuchte Lenfant mehrmals von Lere aus. Der dortige Sultan (Lamido) Bokary war, als Lenfant zum ersten Male nach Bindere-Fulbe kam, nach Garua gereist, doch war die Aufnahme freundlich, und auch Bokary selbst erwies später der Mission jede Gefälligkeit. Schon Löfler behauptete, Bindere-Fulbe läge bereits auf französischem Gebiet, und Lenfant ließ deshalb die Breite durch Delevoye genau bestimmen. Die Beobachtung ergab 9° 58' nördl. Br., so daß dieser Ort tatsächlich nicht mehr zu Kamerun gehören dürfte.

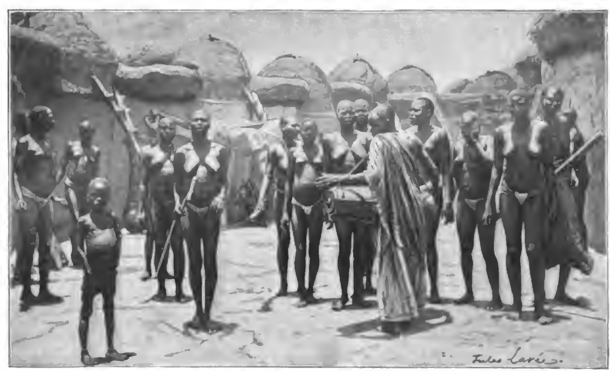


Abb. 5. **Musizierende und tanzende Frauen in Lere.**

Bindere-Fulbe ist nach Lenfant eine Stadt von 6000 Einwohnern, 2 km lang und 1 km breit. Mit seinen viele Kilometer weit sich ausdehnenden Vorstädten oder

vor der Stadtmauer liegenden Dörfern zählt es aber gegen 40000 Seelen. Die Meereshöhe beträgt 365 m, während Lere um 100 bis 110 m niedriger liegt. Bokary erfüllt auch die Pflichten eines religiösen Oberhauptes. Sein Palast ist nicht besonders luxuriös ausgestattet und gleicht einer Karawanserei mit flachen Dächern; doch ist er gut und reinlich gehalten. Ein großer, mit alten Bäumen geschmückter Platz trennt ihn von der Moschee. Das umliegende Gebiet von Bindere ist reich und bestens angebaut. Die Zusammensetzung des Bodens bewirkt, daß der in der nassen Jahreszeit gefallene Regen nur langsam verdunstet und sich in Teichen und nassen Depressionen sammelt, wo infolgedessen die Reis- und Tabakkulturen sich die ganze lange Trockenperiode hindurch gut halten. Weite, schöne Felder mit Reis, Mais, Hirse, Tabak, Gemüsen, Erdnüssen passiert man, wenn man sich der Stadt nähert. Es wimmelt von Rindvieh; die prächtigen Herden weideten im September das Gras an den Hängen ab, im Winter wächst aber nur an den Teichen Futter. Die Pferde, viele bis zu 1,6 m hoch, sind schön und kräftig. Die Rasse zeichnet sich durch eine gekrümmte Schnauze aus, während der Rumpf ziemlich dünn und das Kreuz lang ist. Einige Stuten sind von dem verstorbenen Hauptmann Thierry zur Zucht nach Garua gebracht worden.



Abb. 7. **Mundangdorf.**
Äußere Seite.

Der energische und intelligente Bokary hält straffes Regiment. Allabendlich, zum Salam um 5 Uhr, müssen ihm seine Würdenträger und Offiziere über die Ereignisse des Tages berichten. Die Ernten werden verteilt. Gemeinden, die von irgend welcher Not heimgesucht sind, müssen von den begünstigteren unterstützt werden. Das Spinnen und Weben der Baumwolle wird von Bokary geregelt, der auch die Gerätschaften dazu vervollkommnet hat. So werden denn prächtige Stoffe nach dem Kebi- und Lakalande ausgeführt. Sticker arbeiten in einem ganzen Stadtteil und zeichnen auf Bändern zierliche Muster für die Arbeit mit dem Faden. Zahlreiche Indigofärbereien sind in ständiger Tätigkeit; sie liefern die farbigen Stoffe für die große Masse der Bewohner, während die Wohlhabenden sich in Weiß kleiden.

Leider aber sind die Fulbe wenig tüchtige Soldaten, und so können die räuberischen Mundang von Trene manchmal bis unter die Mauern von Bindere kommen, die Ernten plündern, die Herden wegtreiben, die Sklaven fortführen und die Hütten verbrennen, ohne daß Bokary jemals den Mut hätte, sie zu züchtigen. Dabei hat er eine 2000 Mann starke Kavallerie. Seine Reiter tragen einen großen, kegelförmigen Strohhut mit Eisenbeschlag und Federbusch, sowie einen eisernen Panzer, der, bewunderungswürdig gearbeitet und vollkommen gegliedert und genietet, sie gegen Pfeile und Lanzen schützt; aber trotz dieser Bewaffnung und der zahlreichen Infanterie ist der Lamido ohnmächtig; denn sein Heer ist nicht geübt. Es war für Lenfant nicht leicht, die ihn nach Bindere begleitenden plünderungslustigen Mundang im Zaume zu halten.

(Schluß folgt.)

Zeitberechnung bei den Evhe in Togo.

In einem dem „Globus" zur Verfügung gestellten älteren Berichte an die Norddeutsche Mission aus der Station Ho gibt der Missionar C. Spieß für die Art, wie die Evhe die Zeitberechnung sich erleichtern, folgende Beispiele.

Es wurde auf die Station Ho aus dem drei Stunden entfernten Matze ein Verwundeter gebracht, der auf der Jagd von einem anderen aus Unvorsichtigkeit angeschossen war. Die Verwandten übergaben der Station den Verwundeten mit der Bitte, zu tun, was wir konnten, und der Kranke blieb längere Zeit hier. Es ging ihm besser, und schließlich kommt die Zeit der Entlassung. Rechneten wir auch nicht die ärztliche Behandlung und unsere Mühe an, so wünschten wir doch die Auslagen für die Medizin zu haben. Die Matzeer wußten nun genau, wieviel Tage sie bei uns zugebracht, und wie lange der Verwundete auf der Station gewesen; sie hatten nämlich in einen Stock für jeden verflossenen Tag einen Schnitt angebracht, und die Anzahl der Schnitte addiert ergab die Summe der Tage des Aufenthaltes auf der Station Ho.

Gibt einer dem anderen auf eine bestimmte Zeit ein Darlehn, so merkt der Gläubiger sich durch Striche hinter der Tür oder an der Wand genau, wieviel Tage schon verflossen, und wieviel Tage noch fehlen, bis der Schuldner sich einstellen muß.

Die gleiche Zeitrechnung wird auch bei Boten, die fortgeschickt werden, angewendet. In irgend einem Raum wird für jeden Tag das Zeichen an die Wand oder sonstwohin gemacht. Muß der Bote in 15 Tagen wieder zurück sein, so wird man finden, daß beim Eintreffen desselben 15 Zeichen gemacht worden sind.

Ein eingeborener Lehrer erzählte folgendes Beispiel: Es besucht jemand seine entfernte Braut. Beim Abschied verspricht er ihr, in 12 Tagen wieder zu erscheinen. Sobald er zu Hause angekommen ist, nimmt er irgend ein Gefäß und legt für jeden verflossenen Tag ein Korn hinein, bis der 12. Tag anbricht. Das gleiche tut auch die Braut. Sobald der letzte Tag da ist, weiß der Bräutigam, nun ist es höchste Zeit, sich zur Reise zu rüsten, es weiß aber auch die Braut, daß der Augenblick eingetreten ist, für den Empfang des Bräutigams ein gutes Mahl zu bereiten. — Der erwähnte Lehrer versicherte scherzend, daß sich in diese Zählung gewiß kein Fehler einschleichen werde.

Wird ein Krieg oder Aufstand befürchtet, so ist das erste, daß der Oberst seine Offiziere im Lande davon in Kenntnis setzt. Verschiedene Ortschaften, deren Oberhaupt er in Kriegszeiten ist, sind mit Offizieren versehen. Zu diesen schickt der Oberst seine Boten. Was sie auszurichten haben, wissen sie. Große Verschwiegenheit ist die erste Bedingung, die der Oberst von seinen

Boten fordert, schnelle Ausführung seines Befehls die zweite. Beides wird erfüllt. Die Boten richten ihre Befehle aus: an einem bestimmten Tage haben sämtliche Offiziere bei dem Obersten zu erscheinen. Um den festgesetzten Tag seinen Offizieren bekannt zu machen, läßt der Oberst durch die Boten jedem von ihnen ein Bündel Korn überreichen. Der eine zählt 15, der andere 14, wieder ein anderer 12 Körner in seinem Bündel. Je nach der Entfernung ist die Zahl der Körner berechnet Auf diese Weise wird erreicht, daß die ihm unterstellten Offiziere zu der bestimmten Zeit beim Obersten eintreffen.

Daß die Eingeborenen nach dem Stande der Sonne die Tageszeit bestimmen, ist eine bekannte Sache. Empfängt man zu einer unpassenden Zeit von einem Eingeborenen einen Besuch und sagt ihm, er möge etwa nachmittags um 3 Uhr oder morgens früh um 9 Uhr kommen, so wird man bald merken, daß der Besucher darüber nicht ganz im klaren ist. Er fragt, ob er kommen müsse, wenn die Sonne so hoch oder so hoch stehe? Mit einer Handbewegung wird dem Fragenden gezeigt, indem man auf die Sonne weist, wann er wieder vorsprechen soll. So oft ich in diese Lage kam, habe ich nachher beobachtet, daß die Zeit ziemlich genau eingehalten wurde. Die Kranken, die ich zu verpflegen hatte, wußten ganz genau, wo die Sonne stand, wenn meine Zeit für Behandlung gekommen war.

Zum Schluß noch zwei Entfernungsberechnungen, die dem Neger gewiß viel bestimmter erscheinen, wie dem Fremden. Der Fremde fragt: „Ist der Weg von Ho nach Banyakoe weit?" — Der Eingeborene antwortet: „Nein. Wenn ich mit meinem Essen beginne und fertig bin, dann bist du da." — Oder: Frage des Fremden: „Wie weit ist es von Kuanda nach Tsibu?" — Antwort des Eingeborenen: „Wenn ich meinen Fufu aufs Feuer setze, dann mich gleich auf den Weg mache, in Tsibu angekommen sofort umkehre und hier wieder eintreffe, dann kann ich gleich meinen Fufu essen."

Über die Tätowierung der Westmikronesier.

Mit 3 Abbildungen.

In seinem Artikel „Tätowierung der Mogemokinsulaner" (Globus, Bd. 86, S. 15) führt R. Parkinson aus, Kubarys Behauptung, daß auf Jap dieselbe Tätowierung üblich wäre wie auf den Makenzieinseln, sei, wie aus den Zeichnungen zu ersehen, nicht ganz richtig. Auf Jap ist, wie ich in meinen ethnographischen Beiträgen über diese Insel (Petermanns Mitt. 1903, Heft III, S. 51) angeführt habe, die Kunst des Tätowierens ursprünglich unbekannt gewesen, sie soll erst vor etwa 100 Jahren eingeführt sein durch einen Bewohner des Dorfes Maki, der sich lange auf der Insel Ululsi[1]) mit dem Auftrage seines Häuptlings, das Tätowieren zu lernen, aufgehalten hat. Durch ihn ist also die Kunst nach Jap gebracht. Als Anerkennung hat noch heutigentags der Ort Maki, der sonst seinem Range nach dazu nicht befugt wäre, das Recht auf Tätowierung; in Maki hat sich auch die Fertigkeit fortgeerbt. Es ist aber zu beobachten und — da meines Wissens in Westmikronesien das Tätowieren im wesentlichen ein Zugeständnis an die Eitelkeit ist — auch natürlich, daß dem individuellen Geschmack bei der Wahl des Musters Rechnung getragen wird. Man kann auch Bewohner der einen Insel mit Zeichnungen einer anderen, beispielsweise als Erinnerung an ihren Aufenthalt, bemerken. Sichere Schlüsse lassen sich aus der Tätowierung auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Insel nicht ziehen, sondern nur auf eine bestimmte Gegend. In den hier beigefügten Abbildungen (1 bis 3) stelle ich der Parkinsonschen Aufnahme die eines Japers gegenüber, und zwar ist diese von dem Häuptling Faimau aus Maki, also dem Platze genommen, in dem die Kunst traditionell ist. Der erste Blick zeigt

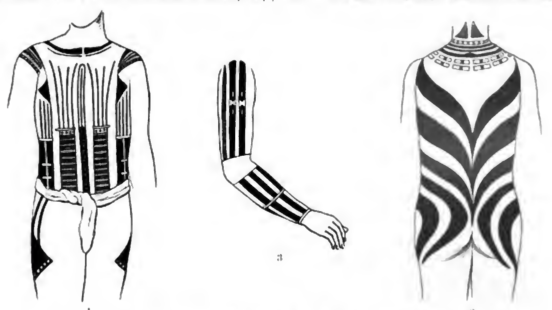


Abb. 1 bis 3. **Tätowierung der Jap-Insulaner.**
1 Vorder-, 2 Rückseite, 3 Arm.

[1]) Die Bewohner nennen ihr Atoll Ulúlsi, Mógemog ist nur eine Insel in ihm mit einem Ankerplatz; die Japer nennen das Atoll Ugoi.

Verschiedenheiten im Muster, aber daß der ganze Anlageplan derselbe ist, läßt sich wohl mit Sicherheit erkennen.

In Jap kommt neben der Tätowierung des Oberkörpers einschließlich der Arme (soll) noch die der Beine bis zu den Knöcheln (sillepatschár) hinzu, die erst später als eine Auszeichnung für tapfere Krieger eingeführt war, jetzt aber nach Einsetzung einer europäischen Verwaltung nur noch als Schmuck zu betrachten ist.

Arno Senfft.

Die Verwendung des Afrikafonds.

Für die Förderung wissenschaftlicher Forschungen in den deutschen Schutzgebieten scheint unsere Kolonialverwaltung im allgemeinen nicht sehr glücklich disponiert zu sein, und doch harren dort noch viele wichtige Aufgaben der Erledigung. Daß der Zustand wenig befriedigt, liegt zwar zum Teil an der Beschränktheit der Mittel; es steht aber immerhin der Afrikafonds in Höhe von jährlich 200000 M. zur Verfügung, und mit dieser Summe läßt sich doch mancherlei Nützliches leisten, wenn man sie zweckmäßig verwendet. Leider ist das bisher nicht geschehen, und immer wieder, wenn die Denkschrift über die Verwendung des Fonds erschien, mußte darauf verwiesen werden, daß dieser Rechenschaftsbericht zu großen Bedenken Anlaß gibt. Vor allem mußte bemängelt werden, daß die dunkeln „Restausgaben aus der Vorzeit" für die „Forschungsstationen" Sansanne-Mangu und Sokode den Fonds fast bis zur Hälfte und gelegentlich noch höher belasteten — für diese eigenartigen Forschungsstationen, auf denen niemals „geforscht" worden ist.

Auch den Fonds für 1903, über dessen Verwendung die jüngste amtliche Denkschrift berichtet, und der einschließlich eines Betrages aus 1902 über 250000 M. betrug, belastet jener sozusagen vorgeschichtlich-mythische Posten mit nahezu 90000 M., und diese Summe ging also der deutschen Kolonialforschung aufs neue verloren. Zum Glück hat diese Belastung nunmehr endlich aufgehört, und so wollen wir auf die Verwendung des Fonds für 1903 nicht weiter eingehen. Dagegen haben wir uns mit dem zum Teil anschlagsmäßigen Nachweis für 1904 zu beschäftigen, den die Denkschrift ebenfalls enthält. Der Fonds für 1904 betrug 254684 M., der, bis auf 23000 M. für unvorhergesehene Ausgaben, für gewisse Zwecke verwendet werden soll.

Der Nachweis ist zunächst deshalb wieder zu bemängeln, weil die Verwendung der einzelnen Posten zumeist ganz unbestimmt umschrieben ist. Da heißt es „Beihilfe zur Herausgabe eines geschichtlich-ethnographischen Werkes", „Kosten einer wissenschaftlichen Expedition" usw. Warum wird das Werk nicht genannt, die Expedition nicht näher präzisiert? Man muß ja da auf böse Gedanken kommen, vermuten, daß Grund vorhanden ist, die Zwecke zu verschleiern! Wer die Dinge aufmerksam verfolgt, wird allerdings auch so in den meisten Fällen wissen, warum es sich handelt; aber von den Reichsboten, für die die Denkschrift doch in erster Linie bestimmt ist, wird es schwerlich einer wissen.

Im allgemeinen wird der Eindruck hervorgerufen, daß der Afrikafonds für zu viele Dinge in Anspruch genommen und darum zersplittert wird. Ein Dutzend von „Beihilfen" zu allerlei Veröffentlichungen in Beträgen von 1000 bis 7000 M. sind angeführt. Wohl dienen sie fast alle der wissenschaftlichen Erforschung der Kolonien; es darf aber die Frage aufgeworfen werden, ob nicht statt dessen wenige größere Summen für größere wissenschaftliche Zwecke mit mehr Vorteil aufgewendet werden würden. Es mangelt, wie erwähnt, nicht an Aufgaben. So fehlt es an einer Küstenaufnahme der deutschen Hälfte des Victoriasees, die anfangs unbegreiflicherweise den Engländern überlassen worden war, dann aber unterblieben ist. Die hydrographische Erforschung des zur Hälfte deutschen Tanganika haben wir uns ja nun auch von den Engländern abnehmen lassen. Wünschenswert wäre aber eine deutsche Expedition zur Erforschung der Vulkane des Kiwugebietes und auch des abflußlosen Gebietes zwischen Kilimandscharo und Victoriasee, ferner systematische Forschungen über die Zwergvölker in Kamerun und geographische und ethnographische Forschungen auf den zumeist noch so wenig bekannten deutschen Südseeinseln.

Für Südwestafrika bemerken wir allerdings eine namhafte Summe (40000 M.) als Kosten einer „wissenschaftlichen Expedition". Nur können wir uns des Verdachtes nicht erwehren, daß diese Summe für die Mission des Ansiedelungskommissars Rohrbach ausgeworfen ist. Die Heranziehung des Afrikafonds aber zu solchem Zweck ist nicht zu billigen. Glaubte man sich von der Entsendung gerade Dr. Rohrbachs Vorteile zu versprechen, so hätte man mit seinem Gehalt den Etat des Schutzgebietes belasten können. Dagegen ist gegen die Bewilligung von 11000 M. als „Vergütung für Bearbeitung geographischer Forschungsergebnisse und Beihilfe zu einer geographischen Forschungsreise" (Ostafrika) nichts einzuwenden, da es sich hier offenbar um die neue Ruandareise Dr. Kandts handelt.

Noch immer weit zu gering ist die Summe, die für die „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" bestimmt ist. 1903 waren es annähernd 16000 M., 1904 (genauer April 1904/05) sind es 17500 M. gewesen. Auf diese Veröffentlichung, namentlich ihre Karten, ist der Geograph für die deutschen Schutzgebiete angewiesen. Der Inhalt des Jahrganges 1904 an Karten und Text war sehr dürftig, der an Karten doch wohl nur infolge des Mangels an Mitteln, der an Textbeiträgen zwar infolge Mangels an Stoff, im letzten Grunde aber doch auch infolge Geldmangels. Die Beiträge für die „Mitteilungen" werden den Beamten, Offizieren usw. nicht honoriert; kein Wunder also, wenn sie sich ihren Aufenthalt draußen nicht durch schriftstellerische Arbeiten erschweren oder daheim ihre Urlaubs- und Erholungszeit verkürzen. Soweit wir unterrichtet sind, legt man in diesen Kreisen keineswegs Wert auf „fürstliche" Honorierung, als vielmehr lediglich Anerkennung des Grundsatzes, daß jede Arbeit ihres Lohnes wert ist, also auf den guten Willen. Die mageren Bände der „Mitteilungen" würden gewiß bald durch zahlreichere und wichtige Beiträge geschwellt werden, wenn vielleicht 2000 M. jährlich zur Honorierung ausgeworfen würden. Um aber eine reichlichere Ausstattung mit Karten, überhaupt eine schnellere Verarbeitung des Kartenmaterials zu erzielen, ist, wie immer wieder betont werden muß, der ganze Posten für die „Mitteilungen" zu erhöhen, auf mindestens 30000 M. Der Afrikafonds muß dazu ausreichen, und er reicht auch aus. Wenn sich die Kolonialverwaltung nicht dazu entschließt, wird sie immer die vollkommen berechtigte Unzufriedenheit der Geographen erregen.

Aus Mangel an Geld wird auch die Veröffentlichung der großen Kiwukarte in 1 : 100000 ad calendas graecas

vertagt; sie ist der großen Kosten wegen vorläufig undurchführbar, heißt es in der Denkschrift, „vorläufig“ bedeutet hier aber wohl „überhaupt“. Wir schätzen die Kosten des Stiches auf etwa 6000 M. Streng genommen ist zwar der Afrikafonds für diese Karte nicht da, weil ihre Zeichnung durch politische Erwägungen (Grenzregulierung) veranlaßt worden ist; doch wäre kein Wort darüber zu verlieren, wenn der Fonds herangezogen würde. Ebenso für die endliche Veröffentlichung des längst fertigen Berichtes der deutschen Kommissare. H. Singer.

Erste Namengebung bei den Evhenegern in Togo.

Von H. Seidel. Berlin.

Durch die seit bald 60 Jahren fortgesetzten Bemühungen der in Togo wirkenden Norddeutschen Missionsgesellschaft ist eine reiche Literatur zur Sprache und Volkskunde der dortigen Eingeborenen, insbesondere der Evhe, entstanden. Fast jeder der Bremer Glaubensboten hat diesen Schatz gemehrt, und es würde Seiten füllen, wollte man nur die wichtigsten Publikationen von Wolff bis Hornberger, von Schlegel bis Knüsli oder Westermann namhaft machen. Auch die jüngste Zeit hat uns wieder verschiedene wertvolle Gaben beschert, von welchen für unsere Zwecke hauptsächlich zwei Schriften des Missionars C. Spieß in Betracht kommen. Die erstere derselben enthält ein Verzeichnis von rund 300 übersetzten und erläuterten Personennamen [1]), die in dem orientierenden Vorwort allgemein charakterisiert und nach bestimmten Kategorien eingeteilt werden. Die andere [2]) zieht auch die Sprichwörter in ihren Kreis, und zwar nicht bloß um ihrer selbst willen, sondern um aus ihnen eine Erklärung von 40 Namen, die sämtlich auf ein Proverb zurückgehen, mit Glück und Geschick herzuleiten.

Unter den von Spieß aufgestellten Kategorien interessieren uns vor allen die beiden ersten, weil sie diejenigen Namen aufweisen, die dem schwarzen Erdenbürger entweder gleich bei seiner Geburt oder spätestens acht Tage nachher von den Eltern und Angehörigen, in gewissen Fällen auch durch Priestermund beigelegt werden. Wir sehen uns damit auf ein Gebiet versetzt, das wir bereits vor Jahren im 79. Bande dieser Zeitschrift mit Hilfe der vorhandenen Quellen angebaut haben [3]). Auf Grund der damals gewonnenen Resultate können wir Herrn Spieß nur beipflichten, daß er an die Spitze seines Verzeichnisses diejenigen Namen gesetzt hat, die von den sieben Wochentagen abgeleitet sind. Ein am Sonntag geborener Knabe heißt jedesmal Kwaši von Kwašiɖa, der Sonntag. Dann folgt Kwadžo, der Montagsknabe, Kosbra oder verkürzt Kobla, bzw. Komla, der Dienstagsknabe, Kwaku oder Aku, der Mittwochsknabe, Yawo, der Donnerstagsknabe, Kofi, der Freitagsknabe und endlich Kwami, der Sonnabendsknabe. Den Knabennamen entsprechen ebensoviele Mädchennamen, also Akwašiba, das Sonntagsmädchen, Adžoba, das Montagsmädchen, Abra oder Abla, das Dienstagsmädchen, Akua oder Akwa, das Mittwochsmädchen, Yawa, das Donnerstagsmädchen, Afiba oder Afuwa, das Freitagsmädchen, und Ama, das Sonnabendsmädchen.

Diese meist kurzen und bequemen Tagenamen zieht der Neger den mancherlei anderen, häufig langen und mehrfach zusammengesetzten Namen bei weitem vor. Selbst auf Europäer überträgt er sie gerne und erkundigt sich deshalb bei dem Fremden nach dem Wochentage seiner Geburt. Missionar Spieß, der an einem Dienstage das Licht der Welt erblickte, hieß darum unter den Schwarzen sehr bald „Komla“. Der Tagesname ist sonach recht eigentlich der Rufname bei den Evhe, und er bleibt auch dann im Gebrauch, wenn der Träger zum Christentum übertritt. Wir bemerkten schon früher, daß christliche Negereltern ihren Kindern noch immer neben dem Taufnamen den betreffenden Tagesnamen beilegen, z. B. Ernestine Abra, Julie Afuwa usw. Da Familien- oder Geschlechtsnamen in unserem Sinne nicht üblich sind, so werden von den Bekehrten ihre Tagenamen häufig zu Familiennamen erhoben, wofür man in den Missionsregistern der farbigen Lehrer hinlängliche Belege findet.

Acht Tage nach der Geburt empfängt das Kind von seinem Vater einen zweiten Namen, worin er seinen Gefühlen und Wünschen, vielleicht auch seiner augenblicklichen Stimmung, die durch irgend einen Zufall geweckt sein kann, dauernden Ausdruck zu verleihen sucht. Dieser Namen gibt es so viele, daß sie eine besondere Kategorie darstellen, in unserer Reihenfolge also die zweite. Wollte man subtil verfahren, so wären hier, was Spieß nicht getan hat, mehrere Unterabteilungen zu machen, je nach dem Sinne, den der Name einschließt. Wir müßten demnach von Furchtnamen, Schmähnamen, Wunschnamen, Äußerlichkeitsnamen, Gelegenheitsnamen und ähnlichen sprechen.

Zu den Furchtnamen gehören z. B. Beblii, von Spieß nicht erwähnt, d. h. „Kaum gerettet“, ferner Džodžobu, d. h. „Umsonst geboren“, oder Džoneku, „Zum Tode geboren“, welche Namen, wie bereits J. Binder [4]) anführt, dann gegeben werden, wenn ein älteres Kind gestorben ist und man ein gleiches Schicksal bei dem neuen Sprößling vorauszusehen glaubt. Solche Angstkinder heißen auch Agbemawle, „Niemand kann das Leben kaufen“, oder Agbekuadži, „Auf das Leben folgt der Tod“. Die Zusammensetzungen mit Ku, der Tod, sind übrigens ungemein häufig und lassen einen Rückschluß auf die große Kindersterblichkeit in Togo zu. Spieß nennt uns Kumäši, „Dem Tode kann niemand entrinnen“, Kumedžina, „Ich habe es zum Tode geboren“, Kunawoto, „Der Tod macht die Zahlreichen einsam“, Kutsoχa, „Der Tod lauert auf mich“, u. a. m. Hat eine Familie bereits mehrere Kinder verloren, so findet man unter den späteren sicherlich eins mit dem Namen Kuwonuame, d. h. „Der Tod verursacht den Menschen Leid“. Oft hört man in solchen Fällen auch das unter Umständen sehr bezeichnende Amekutšrõ, „Die Kraft (wörtlich semen) des Mannes ist verdorben“.

Den Furchtnamen lassen sich die Schmäh- oder Verachtungsnamen anschließen, auf die schon Hornberger [5]) 1879 hingewiesen hat. Er schreibt, daß außer den Namen, die auf ein schnelles Wegsterben oder auf etwas Vergängliches abzielen, auch solche gegeben werden,

[1]) Einiges über die Bedeutung der Personennamen der Evheer im Togogebiete. Afrikanische Studien (herausgegeben vom Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin), Bd. VI, 1903, S. 56 bis 68.

[2]) 40 Personennamen und 60 Sprichwörter der Evheer Togos und ihre Bedeutung. Afrikanische Studien, Bd. VII, 1904.

[3]) Namengebung und Hochzeitsbräuche bei den Togonegern. Globus, Bd. 79, 1901, S. 350 bis 352.

[4]) Das Evheland mit dem deutschen Togogebiet. Stuttgart 1893, S. 13.

[5]) Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft, Bremen 1879, S. 107.

welche „Dinge von geringem Werte bezeichnen". Hier und da wählt man sogar einen Namen, der „etwas Ekelhaftes ausdrückt". Hornberger kannte einen Knaben, der Kokote hieß, womit eine minder geachtete Speise aus Kassada gemeint ist. Spieß hat diesen Namen nicht; er scheint überhaupt bei seiner mühevollen Arbeit ganz ab ovo angefangen zu haben, ohne die Literatur zu befragen, die ihm vielleicht einige nützliche Fingerzeige geboten hätte. Zu unserer Subkategorie steuert er bei Adudo = Unrat, Atiku = toter Baum, Atikpo = Klotz, Džowo = böses Feuer, Gbe = Gras, Gbo = wilde Feige, Goku = Kürbiskern, Koklo = Huhn oder Hahn, usw. Aus anderen Quellen fügen wir noch hinzu Aglavi = kleine Krabbe, und Dokuvi = Truthähnchen. Selbst die Bezeichnung Hayibo oder „schwarzes Schwein" kommt bei Spieß vor, und zwar in dem Sinne: „Das Kind wird bald sterben wie ein Schwein", dem ja als Schlachttier kein langes Leben beschieden ist. Trotz dieser abschätzigen Namen werden diese Kinder von ihren Eltern durchaus nicht verachtet oder hinter jüngeren Geschwistern zurückgesetzt. Solcher Gedanke liegt dem Neger fern.

Einen zuweilen scherzhaften Anstrich haben die Gelegenheitsnamen. Da entdeckt man einen Aliẅodži oder Aliẅui, d. h. „auf dem Wege", bzw. „nicht zu Hause geboren". Da sieht man eine Frau Gbeši, „im Busch oder Gras geboren", und eine Siadiši, die „in der Stadt geboren" ist. Denn die Evhefrau ist „oftmals nicht in der glücklichen Lage, ihr Wochenbett zu Hause zu erwarten". Weiter gibt noch die Art der Geburt zu eigentümlichen Benennungen Anlaß. So erzählte uns Regierungsarzt Dr. Wendland, daß alle Steißgeborenen einen darauf bezüglichen, sehr deutlichen Namen empfangen, der ihnen ebenso unverlierbar anhaftet, wie einst dem griechischen Kaiser Konstantin V. sein schöner Nebentitel „Kopronymos". Über den Rufnamen „Dokido", der in Anecho den mit Hilfe des Dr. Wicke ins Dasein beförderten Kindern gegeben wurde, möge man unseren früheren Aufsatz nachlesen. Es wäre zu wünschen, daß die mit Togo vertrauten Herren Ärzte etwaige einschlägige Wahrnehmungen aus ihrer Praxis gleichfalls zu weiterer Kenntnis brächten, zumal sich Missionar Spieß über diesen Punkt gänzlich ausschweigt. Dagegen weiß er von einem auffallenden Brauche bei schweren Geburten zu melden, der dahin geht, daß dann ein Fetischpriester oder eine Priesterin zu Rate gezogen wird. Diese offenbaren den Namen einer schon verstorbenen Person aus der Familie des Mannes oder der Frau, die das mühsam erscheinende Kind zur Neueinkörperung erwählt habe. Da der Evheneger fest an eine Seelenwanderung glaubt, so wird auf solche Auskunft hin dem Kinde natürlich der Name des betreffenden Anverwandten zudiktiert. Entdeckt man obendrein Ähnlichkeiten mit dem Verstorbenen, dann nennt man das Kleine „Dogba", „Der Wiederkehrende"[*].

[*]) C. Spieß, Religionsbegriffe der Evheer. Afrikanische Studien VI, S. 124. Namen von lebenden Familiengliedern werden niemals gegeben.

Bei den Wunschnamen, die jetzt zu erörtern wären, handelt es sich hauptsächlich um solche, die auf Gesundheit, Kraft, guten Charakter, langes Leben, Gottes Beistand usw. Bezug haben. Wir nennen hierzu Aϑebonu, „Die Zunge beugt alles", Senatšu, „Er ist sehr stark", Agbenyefia, „Das Leben ist König", Anidzewoe, „Die Freudenzeit", Deme, „Willkommen", Mawunu, „Gottes Ding", Nunyado, „Die Weisheit kommt", Senaγe, „Gott gibt Samen", Ẇeto, „Ein neues Jahr bricht an", Deku, „Palmkern" oder „Palmsamen", womit der Stammhalter gemeint ist, u. dgl. m. War der Vater schon vor der Ankunft des Kindes gestorben, so wird dieses, wenn es ein Sohn ist, Aẅetogbo genannt, d. h. „Der Meister oder der Hausbesitzer kommt". Ist das Kleine eine Tochter, so nennt man sie Afe oder Aẅefa, „Das Haus ist zufrieden".

Die Äußerlichkeitsnamen richten sich, wie leicht erklärlich, nach allerlei zufälligen Eigenschaften des Kindes. Spieß verzeichnet Adžato oder Amedzie, „Roter Mann", Ebiã, „Es ist rot", Ablewovi, „Rotes Mädchen", Awula, „Rote Frau", Aẅetse, „Der Kleinste im Hause", Boboe, „Der Sanfte", Džikunu, „Zorniges Ding", Tsetse, „Der ganz Kleine".

Als letzte Subkategorie könnte man, da Kosenamen anscheinend fehlen, hier auch nicht zu besprechen wären, endlich die Weihenamen anführen. Diese fallen für uns aber nur insofern ins Gewicht, als sie entweder schon bei der Geburt oder kurz nachher durch Priestermund verkündigt werden und zur Folge haben, daß das so bezeichnete Kind später notwendig in den Dienst seiner Weihegottheit treten muß. Am bekanntesten sind wohl die bereits 1901 von uns zitierten Namen Klu und Koši, der erstere für Knaben, der andere für Mädchen, und zwar mit der Bedeutung „Knecht des Trõ", „Magd des Trõ". Bei den Yevhefrauen — Yeweši —, die dem gefürchteten Yevhebunde angehören, wird der erstgeborene Sohn Tosu, das erstgeborene Mädchen Toši genannt. Die sonst von Spieß noch aufgezählten Namen Voduši oder Yeweši, Trõši, Soši usw. kommen dann in Gebrauch, wenn sich die betreffenden Personen teils freiwillig, teils gezwungen dem Orden, bzw. dessen Priesterschaft beigesellen. Das geschieht aber nicht im zarten Kindesalter; für die Bezeichnung der Neugeborenen fallen dieserart Namen also fort.

Gleich ihnen können wir diesmal auch die von Spieß gesondert aufgeführten „zusammengesetzten Rufnamen", die „Heimatsnamen", die „Verwandtschaftsnamen" und schließlich die „unbekannten" oder aus der „Tschisprache entlehnten Namen" außerhalb der Erörterung lassen. Der Raum würde uns mangeln, diese vielfach wichtigen Kapitel näher zu beleuchten; zudem hoffen wir, daß Herr Missionar Spieß über kurz oder lang weitere Aufschlüsse und Ergänzungen beibringen wird und dabei vielleicht Gelegenheit nimmt, unserer Darstellung näher zu treten. Wir würden dafür jedenfalls sehr dankbar sein.

Bücherschau.

Hermann Gerhard, Die volkswirtschaftliche Entwickelung des Südens der Vereinigten Staaten von Amerika von 1860 bis 1900. Angewandte Geographie, herausgegeben von Karl Dove, 12. Heft, II und 99 S. Halle, Gebauer-Schwetschke, 1904. 1,80 M.

Die den Abonnenten gratis gewidmete Zugabe der ersten Serie der „Angewandten Geographie" enthält eine sehr wertvolle volkswirtschaftliche Abhandlung. Dr. Gerhard, der selbst neun Jahre im Nordwestteil der Vereinigten Staaten von Nordamerika zubrachte, hat sich die interessante Aufgabe gestellt, an der Hand der Zensus-Kompendien die wirtschaftliche Lage der Südstaaten um 1860 mit derjenigen nach dem Sezessionskriege und der folgenden notwendigen Rekonstitution, kurz mit der Entwickelung von 1876 bis 1900, zu vergleichen. Ist diese Fragestellung schon ein glücklicher

Gedanke, so ist ihre Lösung geradezu als vorbildlich zu bezeichnen. Sie hinterläßt infolge der sorgfältigen statistischen Beweisführung den Eindruck einer bei volkswirtschaftlichen, von warmer Begeisterung für die Sache getragenen Darstellungen nicht immer vorhandenen streng wissenschaftlichen Zuverlässigkeit. Nur Angaben, die lediglich der Vervollständigung dienen, wie über die Minenindustrie um 1860 in den Südstaaten (S. 36), über Fabrikation von Musikinstrumenten (S. 40) und dergleichen wären besser fortgeblieben. Denn sie führen nicht zu dem Lebenselement der statistischen Darstellung, dem Vergleich. Andererseits hätte in bezug auf die Brennereiindustrie ein Vergleich mit den Nordstaaten wohl besser gezogen werden sollen (S. 37 bis 38). Doch sind das nur nebensächliche Ausstellungen. Besonders der erste Abschnitt, der die Verhältnisse vor den Sezessionskriegen behandelt, läßt sie jedenfalls dem europäischen Leser in einer ganz neuen Beleuchtung erscheinen, die sie zum Menetekel macht für gefahrdrohende Gegensätze auch in europäischen Staaten. Es ist der alte Gegensatz zwischen Aristokratie und Demos, der in der neueren Zeit sich metamorphosiert hat in denjenigen zwischen Großagrariern und Industriellen. Aber jede Analogie hinkt! Jenseit des großen Wassers war die Überzeugung der Großagrarier für den Freihandel, der Industriellen für den Schutzzoll. Und diesem Gegensatz mißt der Herr Verfasser für das Aufflammen des Bürgerkrieges eine noch größere Bedeutung bei als der wirklichen Krankheitsursache des südstaatlichen Wirtschaftslebens, der Sklavenhaltung. Im einzelnen ist der von diesem volkswirtschaftlichen Grundirrtum verschuldete Niedergang verfolgt an der Bevölkerungsbewegung, an der Landwirtschaft, an der Industrie, an Handel und Verkehr. Überall Niedergang nach einst blühenden Verhältnissen und unter sonst sehr günstigen Vorbedingungen des Natur- und Volkslebens. Denn der Annahme einer persönlichen Dekadenz der südstaatlichen Aristokratie tritt Gerhard mit Entschiedenheit entgegen. Es braucht hierfür nur ihre anfängliche Überlegenheit an Offizieren erwähnt zu werden. Dem früheren Niedergang ist der mit überraschender Schnelle wachsende Aufschwung auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens 1876 bis 1900 gegenübergestellt. Das allgemeinste Interesse beansprucht in diesem Teile die Negerfrage. Der Herr Verfasser widerlegt das Märchen von dem Zusammenströmen der Neger nach dem Süden, erkennt in ihnen vielmehr die eigentlichen Kleinbauern der Zukunft in den Südstaaten. Wenn noch Handwerk und Handlangerdienste hinzugenommen werden, ist damit auch ein beherzigenswerter Wink für exotische Kolonialreformen gegeben. Jedenfalls ist nach den Ergebnissen der vorliegenden Untersuchung des Niederganges und des Aufschwunges der nordamerikanischen Südstaaten auch über die Sklavenhaltung in europäischen Kolonien — sei sie geübt unter welchem Namen auch immer — und nicht zum mindesten über die Verbrecherdeportation der Stab gebrochen. Nur die Arbeit des freien Mannes bringt nachhaltigen wirtschaftlichen Aufschwung! Wilhelm Krebs.

Dr. Siegfried Passarge, Die Kalahari. Versuch einer physisch-geographischen Darstellung der Sandfelder des südafrikanischen Beckens. Herausgegeben mit Unterstützung der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. XVI u. 822 S. Mit 43 Abb. Dazu ein Kartenband mit 11 Blättern physikalischer und geologischer Karten, 9 Blättern geologischer Profile und Kartenskizzen und 1 Blatt landschaftlicher Panoramen. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1904. 80 M.

Passarge war der Geolog einer Expedition, die 1896 von der British West Charterland Ltd. unter dem Befehl des damaligen Kapitäns Sir Frederick Lugard in das östlich von Deutsch-Südwestafrika belegene Wüstengebiet gesandt wurde. Es waren hier angeblich Gold und Diamanten gefunden worden, und die erwähnte Gesellschaft hatte sich ein Jahr vorher eigens zu dem Zweck gebildet, das Land geologisch und bergmännisch erforschen zu lassen und die erhofften Reichtümer auszubeuten. Passarge verließ am 30. September 1896 Palapye im Betschuanaland, und hier endete auch am 5. November 1898 seine Reise.

Ob die Gesellschaft, die übrigens bald darauf ihre Rechte an Cecil Rhodes verkaufte, auf ihre Rechnung gekommen ist oder nicht, wissen wir nicht; es ist uns das auch völlig gleichgültig. Wichtig ist dagegen, daß einem Forscher von der Bedeutung Passarges Gelegenheit gegeben war, in der mittleren Kalahari ein Gebiet kennen zu lernen, über das uns zwar zahlreiche Reisende Notizen geliefert haben, das aber einer systematischen Erforschung bisher nicht gewürdigt worden war. Auch Passarge war eine solche aus verschiedenen Gründen nicht in vollem Umfange möglich, was er aber trotzdem erreicht hat, ist doch so wichtig und wertvoll, daß uns die von ihm gewählte Bezeichnung seines Werkes darüber als „Versuch" zu bescheiden erscheint. Es ist vielmehr eine ganz hervorragende und zum Teil neue Bahnen eröffnende Publikation.

Ein nur ganz kurzer Reisebericht geht voran. Wir ersehen daraus und aus der geographischen Übersichtskarte in 1 : 1 000 000 den Umfang von Passarges Routen. Sie reichen im Norden bis Andara am Okavango und im Westen bis Rietfontein. Besonders dicht sind sie südwestlich vom Ngamisee, im Chansefeld. Außerdem verbinden zwei Routen den Ngamisee mit Palapye. Dieselbe Karte ist auch mit geologischem Kolorit beigegeben. Ferner enthält der Atlas mehrere topographische und geologische Karten beschränkter Gebiete in größeren Maßstäben. An jenen Bericht schließt sich der wissenschaftliche Hauptteil des Buches. Dieser ist überwiegend geologisch, in zweiter Linie geographisch. Passarge hat als vielseitiger Beobachter auch den menschlichen Bewohnern des Ngami- und Okavangobeckens seine Aufmerksamkeit geschenkt; doch sind die Ergebnisse hierüber ausgeschieden und besonderen Veröffentlichungen vorbehalten. Auch im Globus wird davon die Rede sein.

Passarge kennt aus eigener Anschauung nur den Norden und die Mitte desjenigen Teiles von Südafrika, der uns bisher unter der Bezeichnung „Kalahari" geläufig war. Seine Studien führten ihn jedoch zu einer ganz erheblichen Erweiterung dieses Begriffes. Er gliedert das innere Becken Südafrikas in eine Region der örtlichen Verwitterungsprodukte und in eine Region der sandigen Aufschüttung. Die letztere, in der jene sandigen Ablagerungen den größten Teil der Oberfläche einnehmen, der er eine gleichartige geologische Entwickelung zuschreibt, und die nach seiner Auffassung ein geographisch-geologisch einheitliches Gebiet ist, begreift er unter dem Namen Kalahari. Neu ist also dessen Anwendung auch auf die Sandfelder des Sambesigebietes und des oberen Okavango. Passarges geologische Übersichtskarte von Südafrika (Blatt 11 des Atlasses) gibt die nördliche Ausdehnung näher an. Danach folgt diese im allgemeinen der Kongo—Sambesiwasserscheide und geht vom oberen Kassai nach Südwesten bis zum unteren Kunene. Meteorologisch ist das Ganze allerdings nicht gleichartig.

Es wird das im einzelnen ausführlich begründet, und der Verfasser geht dabei auf die geologische Geschichte Südafrikas unter Berücksichtigung sogar des Kongobeckens, ja ganz Afrikas zurück. Das Wichtigste ist daraus der Versuch des Nachweises einer Pluvialzeit für den Erdteil, die in der Hauptsache mit der diluvialen Eiszeit der nördlichen Zonen zeitlich zusammengefallen sein soll. Vor diese Pluvialzeit setzt Passarge ein noch trockeneres Wüstenklima, als es heute in der Kalahari herrscht, das vielleicht seit der Karroozeit im Mesozoikum angedauert hat, und dessen Anzeichen sich nordwärts bis zum Kongobecken fänden. Es hatte sein Ende im Quartär, als die erwähnte Pluvialzeit einsetzte. Hierauf folgte im Alluvium das heutige trockene Klima, unter dessen Herrschaft die Winde den an den Flüssen vorhandenen Sand verbreiteten. Unter dem Einflusse des trockenen Klimas der Jetztzeit dauert ein Austrocknungsprozeß an, dessen Erscheinungen Passarge nachgeht. Sie äußern sich vor allem in einer Wasserabnahme der Flüsse, besonders des Okavango, der heute weder mehr den Sambesi (durch die Senke des Selinda) noch (durch den Tauche oder Tioge) den Ngami erreicht, welch letzterer daher trocken gelegt ist. Was von dem Okavangowasser nach seiner Teilung in Tauche, Tso und zahlreiche andere Arme noch übrig bleibt, findet schließlich im Botletle seinen Weg in die großen Salzpfannen am Ostrande der mittleren Kalahari.

Die Verbreitung des Kalaharisandes hat sich nicht nur der Wind angelegen sein lassen, sondern tierische Arbeit wirkte und wirkt dabei noch mit. Wie das geschieht, hat Passarge in sehr anschaulicher Weise im XVI. Kapitel seines Werkes dargelegt. Es handelt sich um die Durchmischung des Decksandes, der über den gröberen Verwitterungsprodukten lagert. Wühlende Tiere: Säuger, besonders aber Insekten und Ameisen, die in unglaublicher Menge die Sandfelder beleben, verändern die physikalische Beschaffenheit des Bodens oder wandeln ihn direkt chemisch um. Die Wirkungen gliedern sich in: mechanisches Durchmischen des Sandes, Einfluß auf die Luftzirkulation im Boden, Einfluß auf die Wasserzirkulation, Düngung, Oxydation des Eisens, Auswerfen der Sandmassen, deren sich der Wind bemächtigt. Die Arbeitsleistung der Bodentiere ist ganz enorm, wie Passarge an überraschenden Beispielen zeigt. Nicht minder interessant ist das XVII. Kapitel, in dem Passarge die Bedeutung der bis vor wenigen Jahrzehnten in gewaltigen Herden in der Kalahari

vorhandenen großen Säugetiere auf die Bildung der Kalkpfannen und Pfannenlöcher („Pfannenkrater") erläutert; doch kann hier nur darauf verwiesen werden.

Das Passargesche Buch ist in der Tat ein wissenschaftliches Monumentalwerk, und es ist erfreulich, daß die Akademie der Wissenschaften und das Entgegenkommen des Verlegers sein Erscheinen in der vorliegenden Form ermöglicht haben. Ist es doch klar, daß damit kein sogenanntes Geschäft zu machen ist; denn es wendet sich naturgemäß an einen nur sehr beschränkten Kreis. Schließlich seien noch die instruktiven, wenn auch etwas spärlichen Abbildungen erwähnt.

H. Singer.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Von der großen Ostafrikakarte in 1:300000 (begonnen von R. Kiepert, fortgesetzt von P. Sprigade und M. Moisel) ist Ende Januar wieder ein neues Blatt — Gawiro — erschienen. Das dargestellte Gebiet reicht vom Zusammenfluß des Wanga und Ruhudje (36° östl. L.) bis zum Nordende des Njassa und von 9° 30' bis 10° südl. Br., wo das Blatt an das unmittelbar vorher veröffentlichte Blatt Ssongea anschließt. Das Blatt Gawiro zeichnet sich durch eine große Stofffülle und durch die Zuverlässigkeit der Elemente aus, auf denen die Zeichnung beruht. Ein besonders eingehendes topographisches Bild gewährt das Stück am Njassa, wo unter anderem Kohlschütters und Götzes Triangulationen und Meßtischaufnahmen benutzt worden sind. Ebenso standen eine große Menge sehr tüchtiger Routenaufnahmen zu Gebote, von denen wir nur diejenigen von Bornhardt, Engelhardt (unter anderem Aufnahme des Ruhudje), Glauning, v. Prittwitz und Gaffron, Ramsay und Stadlhauer nennen wollen. Die gute Bekanntschaft mit dem Gebiet, die durch die freiwillige Arbeit von Dutzenden von Offizieren und Beamten erreicht ist, gibt sich auch deutlich in der Sicherheit zu erkennen, mit der die Landschaftsgrenzen eingetragen werden konnten. Trotz der Fülle des Stoffes ist das Blatt sehr klar geworden. Zeichner ist H. Wehlmann.

— Über das Gebiet zwischen dem Kilimandscharo und dem Victoriasee der englisch-deutschen Grenze entlang finden sich einige Mitteilungen in einem im „Geogr. Journal" für Februar 1905 abgedruckten Briefe des englischen Kommissars für die Grenzvermessung, des Ingenieur-Oberstleutnants G. E. Smith. Es ist jenes Gebiet im allgemeinen noch sehr wenig bekannt; denn fast alle Reisenden, die dort durchgekommen sind, z. B. Thomson, Fischer, Teleki, Schoeller, kreuzten es nur an der Stelle, wo der Ostafrikanische Graben die Grenze schneidet. Die Entfernung zwischen dem See und dem Kilimandscharo beträgt der Grenzlinie entlang etwa 370 km. Die ersten 130 km vom See aus gerechnet sind bewohnt, wenn auch spärlich. Die Meereshöhe des Landes nimmt allmählich bis auf 1800 m zu; es ist schönes, gesundes, offenes Grasland mit ein wenig Gestrüpp. Dann trifft man auf das südwestlich laufende Tal des Ngare Dabasch, der als Mawa auf deutschem Gebiet in den Victoriasee mündet und in der Trockenzeit gegen 70 m breit ist. Ganz sanft steigt hierauf das Land bis zu der 2100 m hoch liegenden Wasserscheide zwischen dem Ngare Dabasch und dem Ostafrikanischen Graben an. Zwischen der Wasserscheide und dem Graben findet ein ziemlich unvermittelter Wechsel vom Grasland zum Parkland statt, welch letzteres wiederum am Westabfall des Grabens zum dichten Waldland wird. Weiter waren damals, als Smith schrieb (Ende November 1904), die Vermessungsarbeiten noch nicht vorgeschritten. Smith berichtet, daß der Grenzstrich zwischen dem See und dem Graben gut mit Wasser versehen sei. Die geologische Bildung zeigt meistens eine harte kristallinische Lava, stellenweise Sandstein und Schiefer. Quarz und Quarzit ist häufig; letzterer sieht oft rein weiß aus und glänzt wie Schnee in der Sonne. Anzeichen von Gold wurden nicht gefunden. Wild kommt in Menge vor, worüber Smith Einzelheiten angibt. Was die Technik der Vermessung anlangt, so ist zu erwähnen, daß man, um den Punkt genau festzustellen, von dem die Grenze am Victoriasee ausgeht, durch eine Triangulation über 130 km die Länge von Kisumu am Endpunkt der Ugandabahn nach jenem Punkte übertrug.

— Uhligs Forschungen am Meru. Die Zeitschrift d. Berl. Gesellsch. f. Erdkde. hat in Heft 9 und 10 des Jahrganges 1904 den Vortrag veröffentlicht, den Professor Dr. C. Uhlig vor der Gesellschaft am 7. November 1903 über seine Forschungen am Kilimandscharo und Meru gehalten hat. Diese Forschungen umfassen unter anderem eine Besteigung des Kibo, eine Untersuchung der Seen am Ostabhange des Meru und eine Besteigung auch dieses Berges im Oktober und November 1901. Es sei hier kurz auf einige Ergebnisse Uhligs am Meru Bezug genommen. Die Besteigung erfolgte von Süden her und führte bis zum Kraterrande, und zwar bis zu einer Stelle, deren Höhe durch Kochthermometerablesungen auf 4590 m festgestellt wurde. Da der von dort aus nicht zugängliche höchste Gipfelturm des Meru noch um 40 m höher ist, so ergibt sich aus Uhligs Messungen für den Meru eine Höhe von 4630 m, das sind 170 m mehr, als bisher angenommen. Die Kraterwände sind zum großen Teil zerstört, doch konnte das Vorhandensein von vier mehr oder weniger konzentrischen Kratergebilden erkannt werden. Der Boden der Caldera, des großen, 5 qkm umfassenden Kraterkessels, liegt 1300 m tiefer als der Rand; in ihm findet sich als innerste Bildung ein kleiner Kegel, der „so aussieht, als wäre er noch vor kurzem in Tätigkeit gewesen". Da ferner am inneren Krater gesammelte Lavaproben nur wenige Jahrzehnte alt zu sein scheinen und die Bewohner unbestimmte Vorstellungen von Vulkanausbrüchen haben, so glaubt Uhlig den Meru noch nicht zu den erloschenen Vulkanen rechnen zu dürfen und meint, daß man noch Proben seiner Tätigkeit erleben würde. Erwähnenswert ist sodann eine gewaltige, nach Osten klaffende Bresche (den Namen Barranco will Uhlig dafür vermeiden), deren Boden sich sanft neigt, so daß er in eine wellige, von den Auswurfmassen aufgeschüttete Ebene übergeht. In dieser Ebene liegen 14 unregelmäßig geformte Seen, die Uhlig vor der Merubesteigung untersucht hat, und deren Entstehung also mittelbar der vulkanischen Eigenschaft des Berges zuzuschreiben ist. Auf das Vorhandensein der Seen hatten vor mehreren Jahren schon Merker und Johannes aufmerksam gemacht; Uhlig konnte sie alle kartieren und untersuchen. Alle sind salzig. Der größte, der 4 qkm umfassende Nyoro Lkatende, ist bis 38 m tief und hat zur Regenzeit einen Ausfluß, der sich aber später in der Steppe verlieren dürfte. Das Wasserniveau in den Seen muß einmal um bis zu 6 m höher gestanden haben. — Der Vortrag enthält eine große Anzahl neuer, interessanter Beobachtungen und Gedanken, auch über die Vergletscherung des Kibo (Kilimandscharo), auf die wir hier nur verweisen können.

— Über seinen Besuch einiger Inselgruppen der Westkarolinen berichtet im 4. Heft von Danckelmans „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" Bezirksamtmann Senfft, der ja seit langem keine Gelegenheit unbenutzt läßt, die weit verstreuten Eilande seines Bezirkes kennen zu lernen und mit ihren Bewohnern in Beziehung zu treten. Der hier berichtete Besuch fand im April v. J. an Bord des Regierungsdampfers „Seestern" statt und betraf Feis, Faraulip, Ifaluk, Aurepik und Ululsi. Auf Feis war der Aufenthalt infolge schwerer See leider nur kurz, so daß es nicht möglich war, Ermittelungen über eine auf der Insel befindliche Ansiedelung hellfarbiger, blauäugiger und blondhaariger Menschen anzustellen; daß dort solche merkwürdige Leute existieren, scheint ziemlich sicher zu sein, der Regierungsarzt von Jap, Dr. Born, hat auch ein Individuum gesehen, so daß man mit besonderer Spannung einer Aufklärung entgegensehen muß. Auffällig war auf Feis der große Kinderreichtum. Auf den übrigen von ihm besuchten Eilanden und Gruppen nahm Senfft Zählungen der Bevölkerung vor, die deshalb von mehr als verwaltungstechnischer Bedeutung sind, weil sie über das Verhältnis der Männerzahl zur Zahl der Frauen und über die Zahl der Kinder Aufschluß geben. Auf den beiden bewohnten Inseln von Faraulip befanden sich 38 Männer, 45 Frauen und 38 Kinder, auf Flarik, einer der Inseln der Ifalukgruppe, 52 Männer, 51 Frauen, 40 Kinder, auf Flalap (ebonda) 28 Männer, 27 Frauen und 22 Kinder. Im großen und ganzen ist auch sonst die Anzahl der Männer und Frauen gleich, die der Kinder etwas geringer als die der beiden Geschlechter für sich. Dagegen ist das Verhältnis auf den Inseln des Ululsiatolls ein ganz anderes: sie zählen zusammen 200 Männer, 329 Frauen und 268 Kinder. Dieses Überwiegen der weiblichen Bevölkerung erklärt sich nach Senfft aus den vielen Unglücksfällen, die den Männern auf ihren beliebten und durch religiöse Anschauungen diktierten Seefahrten (z. B. zu ihrem Oberhaupt auf Jap) zustoßen, an denen Weiber sich nur wenig beteiligen (vgl. den Artikel des Bezirksamtmanns Senfft: „Religiöse Quarantäne auf den Westkarolinen" auf S. 78 des laufenden Bandes). Die große

Zahl der Kinder erklärt sich aus der reichen Fruchtbarkeit der Frauen: während auf Jap eine Frau mit drei Kindern eine Seltenheit ist, fand Senfft auf Ululsi eine Mutter, die 13 Kinder geboren hatte, von denen 11 noch am Leben waren. — Senffts Bericht schließt mit dem bemerkenswerten Hinweis, daß die persönliche Sicherheit auf den Inseln des Bezirks, wo er auch diesmal überall freundlich aufgenommen wurde, ohne Zweifel größer sei als in Europa, daß sogar Waffen fast gänzlich fehlten, indem die Schleudern verschwunden und die Speere für den Fischfang bestimmt seien. Der Kontrast gegen die Verhältnisse in Melanesien (Bismarckarchipel) springt in die Augen.

— A. Engler gibt (Festschr. f. Ascherson, 1904) Bemerkungen über Schonung und verständige Ausnutzung der einzelnen Vegetationsformationen Deutsch-Ostafrikas. Nach seinen Ausführungen ist die Sachlage gar nicht so kritisch. Namentlich erörtert Engler angesichts der von ihm untersuchten natürlichen Pflanzenformationen, in welcher Weise sie wohl für kulturelle Zwecke noch weiter ohne Schädigung ihrer selbst ausgenutzt werden könnten. Aus dem Küstenlande kann immerhin mehr gewonnen werden, als die Pessimisten zugeben wollen. Die umfangreichen Mangrovebestände liefern gerbstoffhaltige Rinde zur Ausfuhr und dauerhaftes Werkholz, nur müssen die Stämme 40 Jahre alt sein und der Nachwuchs geschont werden. Landolphica könnten viel mehr Kautschuk liefern, wenn die Ausnutzung unter forstlicher Aufsicht stände. Kokospalme und Sisal-Agave könnten als zuverlässigste Kulturpflanzen im Küstenlande weit mehr angepflanzt werden. Auch die Kultur von Manihot Glaziovii zur Kautschukgewinnung ist nicht aussichtslos. Für Reis, Mtama, Erdnuß, Sesam, Maniok, Bataten, auch Baumwolle ist noch viel geeignetes Land vorhanden. Die Uferwaldgebiete können noch viel Raum für Baumwollpflanzungen hergeben. Die Übergangsformationen an den Abhängen der ostafrikanischen Gebirgsländer gegen die Steppe sind noch weiterer Ausnutzung fähig, falls eine verständige Wasserverteilung erfolgt. Die fruchtbare Vorlandsteppe ist für zahlreiche Nutzpflanzen geeignet; zu empfehlen ist geradezu der Anbau der Moracee Chlorophora excelsa, die wertvolles Nutz- und Bauholz liefert. Für das Regenwaldgebiet scheint Engler vor allem eine strenge Forstverwaltung vonnöten; Kakaokulturen rät er dort nicht an, Kaffee gibt vielleicht einen mäßigen Ertrag, aber Cinchona, Kampfer und Tee sind im Auge zu behalten. Dabei schlägt jeder Bäume ab, ohne für deren Nachwuchs Sorge zu tragen; aber gerade die kleinen, als Kondensatoren wirkenden Waldflächen in den oberen Regionen stellen sich stets als Wasserlieferanten für größere Flächen in den unteren Regionen und am Fuße der Gebirge dar. Dabei gibt es dort so manche gute Baumart, die dauerhaftes Holz liefert, aber durch den Unverstand und Leichtsinn der Ansiedler zu verschwinden droht. R.

— Auch die einheimischen Negergesänge beginnen unter dem Einflusse der eindringenden Weißen zu verschwinden und machen europäischen Liedern und Tingeltangelweisen Platz. Das ergibt sich aus einer Mitteilung von Emil Torday über den Gesang der Baluba am Moero-See (Man, Jahrgang 1904). Die Soldaten der verschiedenen Völker, die sich jetzt in den Besitz Afrikas geteilt haben, bringen überall hin ihre heimischen Weisen mit und lehren sie den Schwarzen. Ein schlagendes Beispiel dafür ist der Gesang „O Lupembe", der an den Stanley Falls zu Ehren des dort residierenden Major Lothaire entstand und heute durch das ganze Gebiet des Kongostaates gesungen wird. Es ist sehr schwer, die einheimischen Melodien noch zu sammeln, und der Europäer hört sie gewöhnlich nur auf der Reise, wo nur Marschlieder gesungen werden. Sie bestehen stets aus einem Rezitativ mit nachfolgendem Chor und werden von dem Mann improvisiert, welcher die kräftigste Stimme besitzt, keineswegs immer die beste. Doch gibt es einige durch ihren schlagenden Witz bekannte Sänger, denen dann von selbst die führende Rolle unter den Karawanensängern zufällt. Der Europäer, welchem die Karawane gehört, ist meistens der Gegenstand des Gesanges, und alle möglichen Ehren werden auf ihn gehäuft. Ist er auch der friedliebendste Mensch, so erscheint er doch in den Gesängen als fürchterlicher Krieger, der Hunderte schon getötet hat; ist er auch spindeldürr, so wird er doch als Koloß geschildert; er hat Löwen, Elefanten erschlagen, er ißt für zwei und trinkt für drei und hat einen ganzen Haufen Weiber. Auch hat er alle Länder schon durchreist. Übertreibung ist stets die Hauptsache.

Torday hebt hervor, daß die Harmonisation der Chöre stets tadellos ist, und wenn einer falsch singt, er gleich von den Kameraden verbessert wird. Die Noten einiger Marschgesänge werden mitgeteilt. Fast nur Tenorstimmen von geringem Umfange findet man unter den Schwarzen. Baritone sind sehr selten, und der Verfasser hat niemals einen echten Baß gefunden, ebensowenig kennt er ein Negerweib, das eine schöne Stimme hätte; sie singen alle in der Kehle, Brusttöne kennen sie nicht. Die Tage des einheimischen Gesanges sind, wie oben bemerkt, gezählt, da die Zivilisation sie fortfegt. Der Koch Tordays, welcher bei Missionaren erzogen worden war, sang den ganzen Tag über Gounods „Ave Maria" und Haydns „Tantum ergo", und die Soldaten bringen Gassenhauer und Tingeltangellieder, welche die alten Negergesänge verdrängen.

— Abgrenzung von Portugiesisch-Guinea. Bd. 85, S. 215 wurden die Arbeiten zur Festlegung der Süd- und Ostgrenze von Portugiesisch-Guinea gegen Französisch-Guinea nordwärts bis zum Parallel 12° 40' erwähnt. Im Verlauf des Jahres 1904 ist dann auch mit dem Vermessen der Nordgrenze des portugiesischen Gebietes gegen das französische Casamance begonnen werden. Französischer Kommissar ist Dr. Maclaud, portugiesischer Leutnant Musanty. Nr. 11 (1904) der „Renseignements coloniaux" des französischen Afrikakomitees bringt Mitteilungen und eine Karte über das Grenzgebiet. In ihrer Osthälfte verläuft die Nordgrenze unter 12° 40' nördl. Br. westwärts bis 15° 10' westl. L., d. h. bis zu einem nördlich von dem portugiesischen Posten Farim gelegenen Punkt. Von da geht sie nach dem Übereinkommen von 1886, sich in der Mitte zwischen den Flüssen Casamance (Frankreich) und Cacheo (Portugal) haltend, zur Küste nach Kap Roxo, doch wird dieses Stück erst in diesem Jahre vollständig vermessen sein. Der Grenzstrich zwischen Casamance und Portugiesisch-Guinea war bisher ein recht unbekanntes Gebiet. Er ist in der vermessenen Osthälfte sehr eben mit breiten, gewundenen Wasserläufen zwischen flachen und unbestimmten Ufern. Die vielen verlassenen Ortschaften zeigen, daß die dort wohnhaften Fulbe noch nicht völlig seßhaft geworden sind. Das andere, seßhaftere Bevölkerungselement sind die jenen unterworfenen Mandingo. Beide vermischen sich nicht, und die Dörfer zerfallen in ein Fulbe- und ein Mandingoviertel. Das Land wird als sehr reich und fruchtbar geschildert; es gibt schöne Baumwollfelder, Rinderherden, Kautschuk, Erdnüsse und manches andere, das für den Export in Betracht käme. Indessen ist für die wirtschaftliche Erschließung bisher nichts getan, und so verödet der portugiesische Posten Farim trotz seiner günstigen Lage an dem bis hierher selbst für große Schiffe fahrbaren Cacheo. Dieser ist dort noch 7 m tief. Westlich von Farim wird das Land sumpfig, und im Küstengebiet liegen zahlreiche miteinander verbundene Teiche, ein labyrinthisches Lagunennetz mit starken Strömungen infolge der Gezeiten.

— Baumwollschule in Deutsch-Ostafrika. Das Kolonialwirtschaftliche Komitee hat die Errichtung einer Baumwollschule in Deutsch-Ostafrika beschlossen und dazu ein Gebiet bei Mohorro, oberhalb des Rufidschideltas, ausgewählt. Es ist dort mit der Urbarmachung einer Fläche von 100 ha bereits begonnen worden. Die Schule, die der Deutsch-Amerikaner Wiebusch leitet, soll sich mit der Anzucht der verschiedenen Baumwollspielarten beschäftigen, um die geeignetsten von ihnen festzustellen und auf einen rationellen Baumwollbau im allgemeinen hinzuwirken. Eine größere Anzahl von Schülern aus der Kolonie soll in der Schule in zweijährigen Kursen für den Baumwollbau ausgebildet werden, damit sie in den Heimatsbezirken Musterfarmen anlegen. Außer der Kultur ist eine fachkundige Erntebereitung in den Lehrplan aufgenommen. Die Schule wird, so hofft das Komitee, von besonderer Bedeutung für die Gebiete an dem schiffbaren Rufidschi sein, wo allein 700000 ha geeigneten Baumwolllandes zur Verfügung ständen. Die Beschaffenheit des dortigen Bodens, der frei von dichtem Urwald ist, soll eine verhältnismäßig billige Urbarmachung und die Verwendung des Dampfpfluges zulassen; außerdem erwartet man von dem bis etwa 150 km schiffbaren Wasserweg den Vorteil billigen Transportes.

Berichtigung zu den Abbildungen S. 107/108.

Abb. 1. Votivkröte aus rotem Wachs. Linz a. d. Donau. Original im Museum für Völkerkunde in Hamburg.

Abb. 2/3. Votivfrosch aus Gußeisen. Original im Museum in Salzburg.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 10. BRAUNSCHWEIG. 16. März 1905.

Die Chiemseelandschaft.

Von Julius Jaeger. München.

Wenn ein Wanderer auf dem Höhenberge westlich des Chiemsees an sonnigen Tagen aus dem Walde tritt und seinen Blick nach Südosten wendet, so bietet sich ihm hinter dem kräftigen Vordergrunde des Herrenberges, an welchen sich der Markt Prien lehnt, die weite Fläche des Sees und scheint sich dieser bis an das Hochgebirge zu dehnen und dessen Fuß zu bespülen. Das freundliche Blaugrün der an manchen Stellen im Silberglanze erstrahlenden Wasserfläche geht allmählich in das tiefere Blau der Berge über, und diese werden wieder von dem lichtumsäumten Hellblau des Himmels verklärt, dessen Wolkengebilde der Landschaft eine stets wechselnde Beleuchtung gewähren. Dieses Bild des mit freundlichen Ufern und reizenden Eilanden geschmückten großen Sees ergreift auch härtere Gemüter, um so mehr aber Dichter, Maler und Naturschilderer. Insbesondere hat eine Reihe bedeutender Landschafter seit langen Jahren und bis auf die heutige Stunde diesen größten See der bayrischen Alpen[1]) von den verschiedensten Punkten im Bilde zu verherrlichen gewußt. Nun liegt aber etwas im Wesen des Menschen, das auch bei Betrachtung der schönsten Naturbilder sich geltend macht: der kritische und geschichtliche Sinn, welcher ihn versuchen läßt, all das zu ergründen und in Gedanken noch einmal aufzubauen, was die gotterfüllte Natur mit ihren einfachen, aber unerschöpflichen Hilfsmitteln im Laufe ungeheurer Zeiträume geschaffen hat.

Die Anfänge zur Bildung unserer Landschaft waren wohl uralte, wenn auch für die jetzige Gestaltung noch wenig verheißend. Die allmähliche Bildung einer Erstarrungskruste auf der sich abkühlenden Erde hat nämlich in den etwas südlicher gelegenen Zentralalpen ihre frühen Zeugen in kristallinischen Schiefern hinterlassen, und es liegt der Gedanke gar nicht sehr fern, daß diese Kruste vielleicht auch unter die Oberfläche unserer Seelandschaft hinunterreicht. Sichtbar gebliebenes Land entstand aber hier erst mit der Trias, in deren Meeren schon die älteren Sedimente des Muschel-, des Wettersteinkalkes, der Raibler Schichten, dann aber insbesondere der Hauptdolomit und schließlich die Kössener Schichten niedergeschlagen wurden, deren Aufbau in dem Hochfelln, Hochgern und der Campenwand — den unseren See begrenzenden Kalkalpenhäuptern — heute zutage tritt[2]).

Alle diese Sedimente wurden in den Meeren naturgemäß horizontal niedergeschlagen, verhärtet und aufbewahrt, bis große tektonische Störungen die Tafeln dieser Gesteine zerbrachen und sie durch Aufrichtung, Verschiebungen, Biegungen und Verwerfungen in Berge der verschiedensten Formen verwandelten. Es liegt nahe, eine schon ältere Erhebung hier anzunehmen — man spricht ja auch anderwärts von einer variscischen, nachkarbonischen und von anderen vortertiären Erhebungen — denn schon Lias und Jura finden wir hier unserem Hochgebirge nur im Süden und Osten angeschlossen und bei der Alpenerhebung mit erhoben, während die Kreidebildungen sich überhaupt mehr auf Gehänge- und Talverkleidung beschränken, sich also gleichfalls einer schon vorher erhobenen Masse anpassen.

Ist die Beteiligung der Jura- und Kreidezeit an dem Aufbau unserer Chiemgauer Alpen verhältnismäßig viel unbedeutender wie z. B. an dem der Gebirge des nördlichen Bayerns, oder auch der Salzburger und Allgäuer Alpen, so kommt eine um so größere Bedeutung den Meeren der Tertiärzeit zu. Der große Zug eo- und oligozäner Nummuliten, der von der Schweiz bis nach Österreich streicht, drang hier buchtenartig in das Gebirge ein und lehnte sich in einem schmalen Saume an dessen Nordrand, so bei Adelholzen, Maria Eck, im Kressenberge bei Traunstein, während der Zug der Flyschberge hier aussetzt und nur die später entstandenen kleinen Berge der älteren Brackwasser-Molasse — die beiden Buchberge im Süden des Chiemsees — den Fuß der Kalkalpen bilden. Die Molasse, welche bereits im Ausgange des Prientales erscheint, bildet überhaupt die Unterlage fast des ganzen Chiemseegebietes (Bayberger) und tritt hauptsächlich auch in den beiden Inseln des Sees auf, wo jedoch der dort gewonnene Muschelsandstein schon die obere Meeresmolasse repräsentiert; dann in der nördlich sich dem See anschließenden Hochebene und an der Alz, wo sie alle früheren Formationen verdeckt und

[1]) Der Chiemsee hat einen Flächengehalt von 85,06 qkm bei einer mittleren Tiefe von 24,42 m. E. Emmeran Bayberger, „Der Chiemsee“, Leipzig 1889, S. 18. In neuester Zeit hat A. Endrös auch Seiches (Seeschwankungen) gefunden und beschrieben, die auf einseitige Belastung des Luftdruckes zurückgeführt werden (siehe Jahresbericht der Realschule Traunstein 1902/1903). Größte Tiefe des Sees 74 m (Geistbeck).

[2]) Die eigentümliche Symmetrie der Gipfel des Hochgern und Hochfelln spricht nach Emmerich für den früheren Zusammenhang beider Gruppen. Die Hauptmasse des Hochfelln besteht aus den alten Triasbildungen als Kern, um welche sich die jüngeren Formationen — Jura und Neocom — im Süden und Osten herumlagern. Rhätische Mergel teilen ihn durch eine Satteleinbuchtung in zwei Zacken. Der Hochgern wird durch Zusammenfaltung enge aneinander geschobener rhätischer und liassischer Schichten gebildet (Gümbel).

von Diluvium überlagert wird. In ihren älteren Schichten wurde die Molasse bei der tertiären Alpenerhebung noch mit verschoben und steil aufgerichtet, während erst die jüngsten Schichten — die obere Süßwassermolasse, auch Flinz genannt — im Norden des Chiemsees und im Bette des Alzflusses ungestört lagert, sonach erst nach Erhebung der Alpen ihre Ablagerung gefunden haben wird und hierdurch gewissermaßen zum Zeitmesser für die Beendigung dieses großen Ereignisses geworden ist.

Auch dieser Zug der Molasse dehnt sich vom Bodensee bis zur Salzach, wobei er in unserer Landschaft die Orte Söllhuben, Prien, Herrn-Chiemsee und Traunstein kreuzt (E. Bayberger).

Aus dem Diluvium tritt uns zunächst die Nagelfluh entgegen, welche sich teils südlich des Sees gegen das Trauntal hinzieht und älteres Gestein überdeckt, teils am Traun- und Alzflusse sich bei Stein und Altenmarkt im Norden des Chiemsees zu 80 bis 100 m hohen Bänken erhebt [3]). Auch im Tale der Prien finden sich Hügel von Nagelfluh, z. B. derjenige, auf welchem der Ort Niederaschau steht; diese dem Deckenschotter zuzurechnende Bildung enthält fast nur Kalke und Dolomite [4]). Die Nagelfluhbänke unterscheiden sich bestimmt von verfestigten Moränen mit deren wirr durcheinander gelagerten, scharfkantigen Trümmergesteinen, wie sie die Gletscher herbeitragen, während erstere Konglomeratbildungen aus gerundeten Rollstücken entstanden und mit unverkennbarer Schichtung versehen sind. Es war bisher zweifelhaft, ob die Nagelfluhbänke rein fluviatile Gebilde seien oder doch etwa mit der Eiszeit in Verbindung gebracht werden müssen, da man zur Nagelfluh gehörige Moränen bisher wenigstens in Südbayern noch nicht gefunden hatte [5]). Nun erklärte aber Penck schon auf dem Geographentage in Breslau 1901, daß er auch ältere und jüngere Deckenschotter (Nagelfluh) in Verknüpfung mit Moränen, insbesondere im Gebiete des Iller- und Lechgletschers angetroffen habe, so daß er sich berechtigt fühle, vier Eiszeiten anzunehmen. Da nun aber auf der Inn-Salzachplatte nur ein unbedeutender Rest des sogenannten älteren Deckenschotters gefunden wurde, die Nagelfluhvorkommnisse dieses Gebietes vielmehr dem neu in das System eingeführten „jüngeren Deckenschotter" zugezählt werden, so können wohl für unsere Chiemseelandschaft höchstens drei Eiszeiten in Betracht kommen. Dabei bleiben immer im Inn-Salzachgebiete noch Nagelfluhbänke übrig, z. B. die des Mönch- und Rainberges bei Salzburg, der Biber im Inntale usw., die als Strombildungen, als in interglazialen Seen entstandene Niederschläge, also eigentlich nicht als fluvioglaziale Gebilde betrachtet werden [6]).

Auffallend ist es und wohl ein Anhaltspunkt zur Annahme einer eiszeitlichen Entstehung, daß die Südgrenze der diluvialen Nagelfluh eine Kurve beschreibt, welche der äußeren Grenze der Gletschermoränen ziemlich parallel läuft mit analogen Ausbiegungen vor den großen Alpentälern nach Norden. Die zum jüngeren Deckenschotter gehörigen Moränen bezeichnen im Inn-Salzachgebiete die äußersten Vorposten der Gletscherausdehnung [7]). Im Norden des Chiemsees trifft man außerdem große Schotterfelder und Altmoränen, welche bis Emertsheim reichen und in der Hauptsache der vorletzten Vergletscherung (Hochterrasse) zuzurechnen sein werden. Der jüngsten Eiszeit sind die sogenannten Jungendmoränen entsprossen, welche unseren See streckenweise in vierfacher Reihe, und zwar in deutlich getrennten, ziemlich parallelen Wällen im Norden, Osten und Westen umziehen und die an der Alz als Niederterrasse erscheinenden Schotter im Gefolge haben. Sie gehören dem Achengletscher an, während der Priengletscher — wenigstens in den späteren Eiszeiten — schon in der Gegend von Niederaschau endigte, auf das Chiemseebecken sohin keinen Einfluß mehr äußerte [8]).

Die Eiszeiten haben in unserer Landschaft aber auch noch weitere Denkmale hinterlassen. So finden sich Rundhöcker namentlich in den Zuflußtälern; im Prientale die Höhen bei Wildbichl und Sachrang, dann der Lehm- und Moorbichl, besonders auch der die Burg Hohenaschau tragende Berg mit sanftem Anstieg auf der Stoß- und schroffem Abfalle auf der Leeseite, im Achentale z. B. der Burgberg von Marquartstein und die beiden Buchberge am Ausflusse der Achen. Gletscherschliffe finden sich im Prientale mehrere, namentlich einer an der Niederaschauer Schießstätte mit nördlich bzw. (wohl später) östlich gerichteten Schrammen [9]). Erratische Blöcke aus Urgestein werden an den Endmoränen, z. B. bei Seeon und Thalham getroffen, während sonst die meisten Findlingsblöcke des Chiemgaues aus Gesteinen der Trias bestehen. Moränen umgürten nicht bloß, wie oben erwähnt, in mehrfachen konzentrischen Wällen den Chiemsee im Osten, Norden und Westen, sondern finden sich schon in den beiden Zuflußtälern, z. B. im Prientale, in vereinzelten Felsmulden der Talsohle, dann auch in dessen Seitentälern [10]). Ist die Deutung dieser Erscheinungen im ganzen unbestritten, so besteht um so mehr Streit über die Frage, ob die Gletscher die Becken unserer Voralpenseen erodiert haben oder diese, also auch unser Chiemseebecken, schon präglazial entstanden und von dem Gletscher nur ausgefüllt worden sind [11]). Die Ge-

[3]) Bayberger, l. c., S. 68, 72.

[4]) H. Lenk, „Die glazialen und postglazialen Bildungen des Prientales". Erlangen und Leipzig 1901, S. 15 f.

[5]) v. Ammon, „Geologische Übersichtskarte der Gegend von München", S. 261.

[6]) In dem begonnenen Standardwerke „Die Alpen im Eiszeitalter" von Dr. A. Penck und Dr. E. Brückner sind besonders bemerkenswert die scharfsinnigen und umfassenden geomorphologischen Beobachtungen Pencks, dann, daß er die Einfügung eines „jüngeren Deckenschotters" und die Annahme von vier Eiszeiten im einzelnen durchführt. Nach den hauptsächlichsten Schottervorkommnissen an den vier kleinen bayerischen Flüßchen Günz, Mindel, Riß und Würm trennt Penck die vier Eiszeiten in eine Günz-, Mindel-, Riß- und Würmeiszeit für das ganze Gebiet der Ostalpen. Da aber z. B. an der Würm nicht bloß der besonders entwickelte Niederterrassenschotter, sondern auch Decken- und Hochterrassenschotter vorkommt und ähnlich auch bei den drei anderen kleinen Flüßchen, man bei deren Namen sich daher immer von neuem einprägen muß, welches Schottersystem gemeint sei, so wurde es wohl bequemer gewesen sein, insbesondere für die außerbayerischen Gebiete, wenn die Unterscheidung der Eiszeiten nur nach älterem und jüngerem Deckenschotter, Hoch- und Niederterrassenschotter würde beibehalten worden sein.

[7]) Penck, „Die Vergletscherung der deutschen Alpen", 1882. Kap. XXII und l. c., S. 109. — Daß die in Verbindung mit Deckenschottern getroffenen Moränen nicht relativ jüngere Alt- oder sogenannte Rißmoränen der Hochterrasse sind, welche sich etwa dem Deckenschotter nachträglich angelegt haben, ist natürlich die notwendigste Voraussetzung zur Annahme einer organischen Verknüpfung des Deckenschotters mit diesen Moränen.

[8]) Lenk, l. c., S. 10. Was die Ursprungswege dieser Gletscher betrifft, so weist Bayberger, l. c., S. 52 f., nach, daß sieben Seitenarme des Inngletschers durch das Achen- und Prienttal sich vorschoben.

[9]) Lenk, l. c., S. 6 ff.

[10]) Lenk, l. c., S. 12 f.

[11]) Eine umfassende und kritische Übersicht über den Widerstreit der Ansichten gibt S. Günther in den Verhandlungen des 13. deutschen Geographentages zu Breslau unter dem Titel: „Der gegenwärtige Standpunkt der Lehre von der Glazialerosion", Berlin 1901, S. 188 f. Er verspricht sich mit Recht am meisten von den Experimenten an heutigen Gletschern, wie es z. B. in den Ostalpen von Finsterwalder, Blümke und Heß geübt wird. Hiernach ist der wichtigste Faktor für die Erosion die Verwitterung, welche durch die Schmelz-

lehrten neigen wohl in ihrer Mehrzahl der Ansicht zu, daß ein Gletscher als plastischer Körper bestrebt sei, sich den Unebenheiten des Terrains anzubequemen, nicht aber die Eigenschaften besitze, sich aus ebenem Terrain ein Tal auszuschaufeln. Dieser Ansicht wird man zuneigen müssen, wenn man erwägt, wie unverdrossen die Gletscher an verhältnismäßig kleinen Bodenerhebungen hinaufklettern und, anstatt diese abzusägen, sie nur zu Rundhöckern abschleifen, um auf der Leeseite wieder schroff in die alte Richtung abzufallen; wenn man ferner bei Gletscherschliffen sieht, daß die von der Höhe auf einen weit unten liegenden Felsenrücken treffende Gletscherzunge diesen nicht etwa mitreißt oder in der Fallrichtung abschneidet, sondern darauf nur ihre Visitenkarte in Form eines Gletscherschliffs hinterläßt, der sich sogar der mäßigsten Aufwärtsrichtung des Felsrückens anpaßt[12]; daß weiter eine nach früherem Rückzuge wieder vorrückende Gletscherzunge die ihr im Wege liegenden älteren Stirnmoränen nicht beseitigt, sondern lediglich überklettert; daß endlich ein Gletscher, wenn er von stark geneigter Bahn plötzlich auf eine horizontale Unterlage gelangt, nicht etwa in Trümmer geht oder sich einbohrt und erodiert, sondern sich dem Terrain vollkommen anpaßt, so daß, wenn er oberhalb des Gefällsbruches wild zerklüftet war, nunmehr auf der sanften Strecke eine vollständig geschlossene Oberfläche zeigt[13].

Für die Möglichkeit einer Erosion durch Gletscher hat man besonders das Auffrieren von lockerem Boden oder Gestein unter dem Gletscher und die folgeweise Zertrümmerung von darunter liegenden Schichten — die Bodenauflockerung durch Schmelzwasser — angeführt, eine Tatsache, die wohl zuzugeben sein, aber kaum ausreichen wird, um die Ausgrabung tiefer Seebecken zu erklären[14]. Man hat andererseits zugegeben, daß bei kompakter Felsunterlage eine solche Wirkung nicht eintrete. Nun ist unser Chiemsee in Molasse gebettet, von der anerkannt ist, daß sie den Glazialwirkungen gegenüber widerstandsfähiger sei als z. B. Flysch[15]. Man wird daher in unserem Falle es immer noch als offene Frage betrachten müssen, ob wirklich das sogenannte Zungenbecken des Chiemsees durch den ehemaligen Achengletscher ausgeschaufelt worden sei, wenn auch bei der auffallenden Breite des Sees und seiner offenbaren Einbettung in den Zirkus der Endmoränen an ein präglaziales Tal schwerer zu denken ist als bei manch anderem Voralpensee[16].

Auf die Vergletscherung des Alpenlandes während langer Zeiträume folgte endlich wieder eine wärmere Periode, welche den Rückgang der Gletscher, ihre allmähliche Abschmelzung bis tief in ihre Ursprungstäler und die Abschwemmung des von ihnen herbeigeführten Erd- und Geröllmaterials zur Folge hatte. Dieses bedeckte nun die vorgelegenen Ebenen bis über die Endmoränen hinaus mit Schottern und erhielt diese Landschaften in Unfruchtbarkeit, bis sich im Laufe der Zeiten durch Verwitterung allmählich eine Humusdecke bildete.

Die meisten Ausgrabungen im Diluvialgebiete, z. B. am Schweizerebilde bei Schaffhausen, in Thaingen, Schussenried, Taubach bei Weimar, Krapina, Predmost in Mähren usw. haben ergeben, daß wahrscheinlich schon während der letzten Eiszeit am Rande der Gletscherzungen, dann in der vorausgegangenen Interglazialzeit (Taubach) Menschen im Bereiche des vom Eise heimgesuchten Landes sich angesiedelt hatten. Um so mehr mußten die benachbarten Völkerstämme beim Rückgange der Gletscher den Antrieb empfinden, in die freigewordenen Gebiete bis in die Alpen nachzurücken. In unserem Gaue, wie überhaupt in Oberbayern, fehlen allerdings zurzeit noch sichere Anhaltspunkte über eine Besiedelung des Landes in der diluvialen Periode der älteren Steinzeit, während selbst aus der jüngeren Steinzeit, in der schon Mammut und Rentier verschwunden sind, Haustiere gehalten werden, polierte Steinwerkzeuge, Tongefäße gefunden werden und die Landwirtschaft beginnt, nur ganz vereinzelte Artefakte, wie geschliffene Steinhämmer und Steinmeißel am Südufer und in der Umgebung des Sees, z. B. in Grabenstätt, Aimering und Wörgelham, gefunden wurden. Ansiedelungen aus der älteren Steinzeit würden wohl nur im Norden der Endmoränen, z. B. in den Felsenhöhlen der Alz und Traun, zu suchen sein. Auch für die Annahme von Phahlbau-Ansiedelungen im Chiemsee und den benachbarten kleinen Seen fehlen bis jetzt bestimmte Anhaltspunkte, wenn auch viele alte Pfähle in der Nähe der Herreninsel, wie an der Klosterinsel zu Seeon, dabei aufgeschlagene Knochen zutage gefördert worden sind. Die jüngere Steinzeit hat dagegen in dem nicht sehr entfernten Hammerau eine reiche Fundstätte hinterlassen, die um so bemerkenswerter ist, als der Übergang in die Anfänge der Metallzeit durch verschiedene Bronzeartefakte hier dargetan ist[17].

Sind also die Zeugnisse selbst für die jüngere Steinzeit hier immer noch spärlich, so hat dagegen eine Reihe von Grab- und sonstigen Funden, namentlich längs der Römerstraßen und der alten Straße im Achental usw. mit Bestimmtheit ergeben, daß die vorhistorischen Menschen der Bronze- und Hallstattzeit die Gestade des Sees und seine Inseln besiedelten und ihn vielleicht zu einer Zeit kannten, in der er sich im Süden bis nach Marquartstein erstreckte. Von diesen Orten sind z. B. zu nennen: Breitbrunn, Chieming, Grabenstätt, Herreninsel, Bernhaupten, Vachendorf, Staudach, Teisendorf, Bergen, Reuth, dann Marquartstein, Niedernfels, Unterwössen, Kössen und andere mehr. Dabei fällt auf, daß die Waffen, Geräte und Schmucksachen der Bronzeleute, welche sich aus den steinzeitlichen entwickelten, in ihren Maßverhältnissen auf einen zierlichen, kleineren Menschenschlag schließen lassen, während schon die Hallstattvölker, dann

wasser im Zusammentreffen mit zerklüftbarem Gestein und Spaltenfrost bewirkt wird. Heß nimmt nach seinen neuesten Beobachtungen im Stubai- und Ötztale an, daß ein Gletscher sein Bett jährlich um etwa 2 bis 3 cm erniedrigt.

[12]) Der Gletscherschliff bei Berg am Starnberger See auf einem kleinen Felsrücken, den die von der Höhe Aufkirchen-Rottmanshöhe herabgekommene Gletscherzunge nicht entfernen konnte, möchte auch einen Anhaltspunkt für das Anpassungsvermögen der Gletscher geben.

[13]) Über die zwei letzteren Fälle siehe A. Neuber, „Gletscherarbeit", in der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik 1904, Heft 6.

[14]) Siehe die Ausführungen von Fr. Frech, „Antlitz der Tiroler Zentralalpen" in der Zeitschrift des deutsch-österreichischen Alpenvereins 1903, S. 11 ff., die „Corrasion" betr.

[15]) E. Penck, „Die Alpen im Eiszeitalter", S. 204.

[16]) E. Bayberger, der die Bildung des Chiemseebeckens durch Gletschererosion vertritt, legt übrigens l. c., S. 91 die interessante Tatsache dar, daß ein von Süd nach Nord unter Wasser sich erstreckender, das Westufer der Fraueninsel berührender Wall den Chiemsee in ein (größeres) Ost- und ein Westbecken trennt und bei Verlängerung dieser Linie bis Grassau bei Marquartstein die ovale Form für die durch den Wall getrennten Teile erlangt wird, wie bei Würm- und Ammersee. Er glaubt, daß dieser Wall in etwa 2500 Jahren über Wasser sein werde. Für die Entstehung des Walles führt er eine Trennung der ehemaligen Gletscherzunge durch den Westerbuchberg an. Der See hatte ehemals an 170 qkm Fläche.

[17]) Siehe die bemerkenswerten „Beiträge zur Vorgeschichte von Oberbayern" von F. Weber in München in den „Beiträgen zur Anthropologie und Vorgeschichte Bayerns", Bd. XIII, 1899/1900, S. 165 ff.; dann „Vorgeschichtliches aus dem Alpengebiete zwischen Inn und Salzach" von demselben, l. c., Bd. IX, 1891, S. 8 ff. Die Hammerauer Funde sind im Chiemgau-Museum zu Traunstein.

die Kelten und Germanen nach ihren Artefakten hochgewachsene und breitgliedrige Menschenrassen gewesen sein müssen. Bei den Hallstattleuten tritt neben der Bronze zuerst das Eisen auf. Gräbergruppen dieses Volkes — Hügelgräber — sind über ganz Oberbayern zerstreut, während hier Wohnstätten, dann Flachgräber wie in Hallstatt selbst, bisher nicht aufgefunden werden konnten. Die bronzezeitlichen Typen wurden übrigens nachgebildet und die Begräbnisplätze fortbenutzt, so daß man an eine mehr oder weniger friedliche Invasion eines fremden Volksstammes — illyrische Veneter? — denken kann. Die darauf folgende La Tène-Zeit — Herrschaft der Eisenartefakte, Tongefäße von hartem Brande, auf der Drehscheibe gefertigt, Flachgräber mit Leichenbestattung usw. — ist mehrfach in Oberbayern vertreten, während sie in der Nähe des Chiemsees seither nur sehr beschränkte Funde geliefert hat: so ein Skelettgrab bei Traunstein, so unter den Reichenhaller Reihengräberfunden viel Material aus der La Tène-Zeit. Die Gräber der schon vorgeschrittenen La Tène deuten mit ihrem Waffenreichtum, veränderter Gräberausstattung, den Tier- und Pflanzenornamenten, Abnahme von Zierat und Schmuck, Stärke der Waffen auf eine andere, kriegerische Volksrasse — Vindeliker und Noriker — vielleicht einen Bruchteil der zwischen dem sechsten und vierten vorchristlichen Jahrhundert aus dem westlichen Europa — Gallien — angeblich rückgewanderten Kelten, welche die alten Autoren als kriegerisch, groß, blond und blauäugig wie die Germanen schilderten[18]). Man ist fast versucht anzunehmen, daß diese Eisenleute selbst Germanen waren[19]), denn in Oberbayern haben wir von den Kelten keine andere Spur als einige Fluß-, Berg- und Ortsnamen, welche auf keltische Wurzeln zurückgeführt werden und von den Römern adoptiert bzw. romanisiert worden sind, so Danuvius (Donau), Oenus oder Aenus (Inn), Isara (Isar), Isontus, Ivarus, Juvarus (Salzach), Taga (Alz)[20]), Bedaium (bei Seebruck), Artobriga (Berg oder Feste der Artos), Prien, Prienna, gallisch Breonne (Brienna rivulus)[21]). Ferner finden sich auf römischen Altar- und Votivsteinen Lokalgottheiten verherrlicht, die zum Teil auch in anderen keltischen Ländern vorkommen sollen, zum Teil ihre Heimat am Chiemsee haben, wie Jupiter Arubianus, Apollo Grannus, Bedaius (Bid) sanctus oder Augustus, deae Alounae usw., Bezeichnungen, die aber auch der römischen Wortbildung direkt entstammen könnten[22]). Endlich hat man auf Monumenten und Töpfergeschirren keltische Eigennamen gefunden, und gehen die hier und da gefundenen keltischen Münzen und die den Kelten zugeschriebenen Hochäcker[23]) nicht über die nördlichen Grenzen der vindelizischen und norischen Provinz hinaus, endigen vielmehr an der Donau, welche ja auch als keltische Volksgrenze gegen die Germanen gilt. Mag nun die La Tène-Kultur auf keltische Rechnung zu setzen sein oder nicht, so hat sich doch jedenfalls die römische Provinzialkunst an die Eigentümlichkeiten dieser Kulturperiode angelehnt, wobei manches, wie Eisenfibeln, Glasringe, Perlen, auch Waffen, aus den Fabrikationsorten der Westschweiz und von Frankreich eingeführt, später aber das Eisen wohl im Lande selbst gewonnen und verarbeitet wurde, da das norische Eisen in gutem Rufe stand und die Noriker als die ältesten Bergleute auf Eisen galten. Aus dieser Zeit datiert auch der Gebrauch der Töpferscheibe, und erhielten die Gefäße durch harten Brand größere Festigkeit. Wohnstättenfunde aus dieser Zeit fehlen unserem Gaue noch gänzlich, während die Spuren umwallter Wohnplätze auf Höhen von Flußufern — Erdwälle ohne Gräben, für mehrere Familien benutzbar — hier und da gefunden werden, z. B. auf dem Herrenwörth im Chiemsee, in deren Nähe sich auch Hochäcker zeigen und worin Funde aus der Bronzeperiode und Römerzeit gemacht wurden — also wohl Fortbenutzung einer prähistorischen Anlage durch die Römer. Auch der Ringwall von Sigharting zwischen Sim- und Chiemsee — vermutlich alte Kultstätte — verdient der Erwähnung. Urnenfriedhöfe finden sich nicht am Chiemsee, nördlich und östlich desselben dagegen zahlreiche Reihengräberfelder[24]). Verkehrswege, insbesondere den Flüssen entlang, wenigstens Saumwege zum Transport von Rohmaterial und Waren müssen schon in der Bronze- und Hallstattperiode bestanden haben, und aus der La Tène-Zeit fand man zwei- und vierrädrige Wagen, deren Gebrauch fahrbare Wege voraussetzt. Diese alten Straßenzüge wurden von den Römern offenbar benutzt, bzw. für deren Zwecke umgebaut.

Sind wir nun auch in unserem Gaue für die Zeiten bis kurz vor Christi Geburt auf die Vermutungen beschränkt, die sich aus prähistorischen Funden, zum Teil auch aus Nachrichten klassischer Autoren ergeben, so treten mit dem Zuge der Stiefsöhne des Augustus über die Alpen — 15 auf 14 v. Chr. — verbürgte geschichtliche Ereignisse uns entgegen, wobei immerhin manches, wie z. B. der Ort der Entscheidungsschlacht der vereinigten Heere von Drusus und Tiberius beim angeblichen Damasia, noch unsicher bleibt. Tatsache dagegen ist die Unterwerfung von Rhätien, dann der nordalpinen Provinzen Vindelizien und Noricum durch die Römer[25]), und daß sie sich in diesen Ländern, besonders auch in unserer Chiemseelandschaft häuslich eingerichtet und einige Jahrhunderte lang geherrscht haben[26]). Dabei folgten sie zunächst immer den breiten Talzügen und Hauptverkehrswegen, während die zurückgedrängte, vorrömische Bevölkerung sich wohl nach den entlegeneren Tälern zurückzog. Die waffenfähigen Mannschaften der Alpenländer wurden dem römischen Heere einverleibt und die aus den Landeskindern gebildeten Kohorten meist im Auslande verwendet. Noricum wurde von der II. italischen Legion und den Auxiliaren besetzt. Daß dem Weltvolke der Römer unsere von der Natur

[18]) Fr. Weber, l. c., S. 180. Livius schreibt den Alpenvölkern, besonders den Ritern, tuskischen Ursprung zu, worauf auch Steubs Untersuchungen führen.

[19]) Prinzinger der Ältere, ein fleißiger Durchforscher des Salzburger Landes, nimmt an, daß im deutschen Südosten allezeit Bayern gewohnt hätten. „Wo sind die keltischen Namen hingekommen?“ So auch Alex. v. Peez (Beil. z. Allg. Zeitg. 1903 vom 11. Nov.): „Die Züge, welche man Galliern oder Kelten zuschreibt, gehören in das alte Buch der deutschen Auswanderung. Von Kelten nie, von Deutschen immer usw.“

[20]) Daher die Ortsnamen Tacharting, Tagahart a. d. Alz.

[21]) Vind in Vindobona, Vindomagus, Vindonissa wird als keltisch angesehen; Isara kommt in Gallien, wie in Vindelizien und Rätien vor (Isarcus), Glana in den Ardennen entspricht dem Glon in Vindelizien, Virdo (Wertach) kehrt wieder in Virdomarus, Viridorix. Labara (die Laber), die Eigennamen Labarus, Laburus gelten ebenso als keltisch, dann auch überhaupt die Endungen auf briga, durum, dunum, magus, acum, im Hinblick auf gallische Vorkommnisse.

[22]) Auch „die rätische Sprache haben die Römer so gründlich romanisiert, daß von dieser Sprache nichts übrig blieb als gewisse Eigentümlichkeiten in der Aussprache“. So K. Uibeleisen in den Mitteilungen des deutsch-österreichischen Alpenvereins, Nr. 4 von 1904, S. 46.

[23]) Hochäcker finden sich namentlich am westlichen Ufer des Chiemsees.

[24]) L. Auer, „Prähistorische Befestigungen und Funde des Chiemgaues“, München 1884, S. 23 und 49; ist eine für die alte Lokalgeschichte des Gaues sehr wichtige Arbeit.

[25]) Noricum und Pannonien wurden unter Prokonsul Publius Silius besetzt. Auer, l. c., S. 16.

[26]) Über die Besitzungen der Römer in den unterworfenen Ländern gibt das Itinerarium Antonini und die Peutingersche Tafel Aufschluß.

bevorzugte Landschaft mit dem großen See besonders in die Augen fiel, sie vielleicht einigermaßen an heimatliche Seen wie den Trasimenischen erinnerte, liegt sehr nahe, und mannigfache Funde deuten darauf hin, daß die Römer an dem Gestade des Sees zahlreiche Villen mit Warmwasserheizungen und Bädern für behagliches Verweilen sich erbauten, ja vielleicht in Chiemiug oder bei Seebruck (Bedaium) förmliche Kolonialstädte errichtet hatten [27]). An diesen wie einer Reihe anderer Orte in der Nachbarschaft des Sees wurden Substruktionen, Denkmäler, Votiv- und Meilensteine, Waffen, Samische Gefäße, Schmuck, Geräte und Münzen der Römer gefunden, und aus verschiedenen Inschriften geht, wie oben erwähnt, hervor, daß sie auch hier die Lokalgottheiten in ihren Kulturkreis aufgenommen und verherrlicht haben [28]). Eine größere Töpferkolonie hatten sie bekanntlich am Inn (pons oeni, Westerndorf), und es ist klar, daß dieses Erobervolk es auch an der Anlage von Befestigungen, Kastellen, Wachttürmen [29]), namentlich aber auch an guten Straßen zur leichteren Beherrschung des Landes und sicheren Verbindung mit dem Heimatlande nicht fehlen ließ. Dahin gehört vor allen die Konsular- und Heerstraße von Salzburg nach Augsburg bzw. Kempten und Bregenz [30]), welche im weiteren Verlaufe Pannonien und Gallien verband, dann eine solche von der Donau längs des Inns über Pfunzen (pons Oeni) nach Wilten (Veldidena) bei Innsbruck und über den Brenner nach Verona, welche Straße sich bei Leonhardspfunzen mit ersterer kreuzte. Verbindungsstraßen führten, wie verschiedene Funde annehmen lassen, auch durch das Achental nach Tirol, dann südlich des Chiemsees einerseits von Bernau, Vachendorf nach Traunstein, andererseits über Wildenwart, Söllhuben nach Pfunzen und über Neubeuern, Miesbach, Tölz gegen Kempten, und waren gewiß auch die Uferorte des Sees durch Wege miteinander verbunden, denn neben den großen Militärstraßen gab es noch viae vicinales, privatae, agrariae und deviae.

Aber die Herrschaft der Römer blieb keine unbestrittene, vielmehr wurde deren Behauptung von Jahr zu Jahr schwieriger, da von der Donau wie von Westen her die Germanen immer mächtiger anstürmten und die nur lose mit der Heimat verbundenen Römerbesatzungen diesem übermächtigen Anprall endlich erliegen mußten. In den Jahren 476/477 n. Chr. überfielen die Heruler die Römerstadt Juvavum, und Odoaker hatte schon 488 n. Chr. einen großen Teil der Römer nach Italien zurückführen lassen. Als endlich die Macht der Römer gebrochen und mit dem Verluste von Passau (Boiodurum) der letzte Rest norischen Bodens für sie verloren war [31]), finden wir in Vindelizien Alemannen, in Noricum aber den Stamm der Bojer (Baji) oder Bajoarier (Bajubaren), die angeblich von den Markomannen besiegt, von Norden und Osten in das verwüstete Land eingerückt sein sollen, es von der Salzach bis zum Lech besetzten und sich des rhätischen Landes bis gegen Oberitalien bemächtigten. Im Süden saßen Ostgoten, später Langobarden, im Osten Avaren, im Norden Slawen. Immerhin blieben viele römische Elemente und romanisierte Noriker zurück, wovon die Bezeichnungen Walch, Wala, Walsch für diese Volksteile, dann die Ortsnamen wie Traunwalchen, Walchenberg usw. Kunde tun.

Um die weiteren Schicksale der Landschaft noch in Kürze zu berühren, wobei zumeist die beiden Eilande des Sees in den Vordergrund treten, so fand im 7. Jahrhundert eine Invasion der Slawen statt, welche über den Inn streiften und mehrmals wiederkehrten. Desgleichen berichtet die Geschichte von Invasionen der Avaren und Bulgaren, von welchen unsere norische Landschaft schwer zu leiden hatte, insbesondere auch die christlichen Kultureinrichtungen, welche mittlerweile auf jenen Inseln entstanden waren. Schon im 7. Jahrhundert gründete nämlich der vom Herzog Theodo berufene Salzburger Bischof Rudbert von Worms (der heilige Rupert) eine Zelle mit dem patrocinium St. Salvatoris auf der Aua (Herreninsel). Der Grieche Dobda, ein irischer Missionar, gründete unter Thassilo II. (776 n. Chr.) das Benediktiner- und nachmalige Chorherrenstift Herrenwörth und errichtete die Klosterschule. Schon zehn Jahre früher (766) hatte Thassilo das Benediktiner-Nonnenkloster auf dem Frauenwörth gegründet, dessen erste Äbtissin Irmgard oder Hildegard gewesen sein soll. Dabei wurde ein Gynaeceum (Hausfrauenschule) angelegt und unter der Äbtissin Mathilde das Münster St. Marei mit Steinen aus dem See im romanischen Stile aufgeführt.

Das Bistum Salzburg sowohl wie auch die Klöster im Chiemsee erfreuten sich großer Güterverleihungen seitens der bayrischen Herzöge, und das Kloster auf dem Herrenwörth hatte große Weingüter in Meran, Terlan, Bozen und Krems, Almen im Gebirge, das Fischlehn für den See, Zehntrecht usw. Der im Mittelalter noch im rauheren Deutschland geübte Weinbau machte sich auch hier geltend, wofür die Weingärten auf Herrenwörth, in Gstad, Greimharting bei Prien, Seeon, Winhöring, die „Weinleite“ bei Traunstein Zeugnis geben. Zur Zeit der Grafschaften hatten diese, und zwar die Grafschaft Marquartstein, früher Hohenstein, namentlich aber diejenige der Grafen v. Falkenstein mit dem Sitze in Hadmarsberg im Nordosten des Sees die Vogtei über die Klostergüter. Die Gerichtsbarkeit wurde den Klöstern von Thassilo II. auf ihren Gütern verliehen, auch dem Nonnenkloster, und von König Heinrich (1077) bestätigt (judicium in insula, quae Nunwerd dicitur, et omnibus hofmarchiis suis rite et legitimum habendum). Das Kloster auf Herrenwörth wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sogar Bistum und Domstift.

Schwere Zeiten erlebten die Klöster wiederholt durch Krieg und Brände, besonders aber schon im 10. Jahrhundert durch die Invasion der Hunnen, welche das Land verwüsteten und beide Klöster zerstörten, wobei sie auf ihrem Weiterzuge dann freilich auf dem Lechfelde (955) eine entscheidende Niederlage erlitten. Für die Klosterinsassen fand sich aber immer wieder

[27]) Die römische Provinzialstadt Teurnia lag dagegen nicht bei Prien, sondern ist an der Drau in Kärnten zu suchen. IV. Band vom Katalog des Bayerischen Nationalmuseums von J. A. Meyer und Georg Hager, „Die römischen Altertümer“, 1892, S. 117 ff.

[28]) Römische Gebäudereste fanden sich in Seebruck, Ising, Chieming, Erlstätt, Truchtlaching usw. Der keltische Gott Bid wird als Bedaius Augustus oder sanctus auf sechs Denkmälern in Chieming, Stöttham, Seeon und Pidenhart verherrlicht; auf vier dieser Steine auch die Sacrae Alounae (Halbgöttinnen der Salzquellen). Diese Denkmäler stammen aus den Jahren 152 bis 225 n. Chr. Eine römische Station mit Kolonialcharakter lehnte sich wohl an einen schon bestehenden Ort Bedaium an. Über diesen Ort und die Bedaiusinschriften aus Chieming vgl. Ohlenschlager (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in München 1883). Auch den Apollo Grannus als Heilenden in Verbindung mit Sirona (mit Trauben und Ähren geschmückt), dann den Jupiter Arubianus (Arubium in Moesia inferior) finden wir auf Denkmälern unseres Gaues verherrlicht.

[29]) Z. B. eine Hochwarte am Westerbuchberge, eine Römerschanze „Burg“ bei Geiselbrechting usw.

[30]) Zwischenstationen waren Bidaium oder Bedaium bei Seebruck, Pons Oeni (Pfunzen am Inn), Isunisca (Helfendorf an der Straße Aibling—München), Bratananium (Grünwald), Urusa (südlich des Würmsees), Ad Ambre (Amper), Abodiacum (Epfach a. Lech). Diese Straße, Augsburg—Salzburg, war noch im Mittelalter Salz- und Warenstraße (Scheibenstraße).

[31]) Ohlenschlager, „Die römischen Truppen des rechtsrheinischen Bayerns“. München 1884, S. 21.

Hilfe, und es bauten insbesondere die Nonnen alsbald ihr Heiligtum wieder auf, während Herrenwörth zwei Jahrhunderte lang öde lag. Erstere erlitten später noch einen schweren Klosterbrand (1491)[32]). Die Säkularisation 1803 brachte endlich beiden Klöstern die Aufhebung und den Verkauf der Liegenschaften. Das Damenstift auf Frauenwörth wurde übrigens 1837 durch König Ludwig I. wieder hergestellt und blüht bis heute unter seinen Benediktinerinnen als Mädchenschule weiter. Auch die schon 1396 als „Tafern am Brunnen" gegründete Wirtschaft erfreut sich heute noch als Malerherberge eines fleißigen Besuches.

Die Klostergebäude auf Herrenwörth dienten fortan nur mehr weltlichen Zwecken, und als ein Besitzer des Inselgutes daran ging, dasselbe an eine Holzhandlung zu verkaufen, rettete König Ludwig II. die Insel mit ihrem herrlichen Waldbestande durch eigenen Ankauf und erbaute sich in ihrer Mitte das glänzende Schloß nach Art desjenigen von Versailles. Am Ufer des Sees entstand im Laufe langer Jahre nur ein größerer Ort in dem alten Prien, das Sitz eines Amtsgerichts ist und eine interessante Pfarrkirche besitzt, auch beliebter Touristenort geworden ist[33]). Im übrigen machte unsere Landschaft alle die Schicksale durch, welche Salzburg bis zur Lösung seines Verhältnisses zu den Klöstern und welche bis heute die altbayrischen Lande im Verlaufe der Geschichte zu bestehen hatten, und bildet heute — früher dem niederbayrischen Viztumamte Pfarrkirchen eingegliedert — einen Bestandteil des Kreises Oberbayern[34]).

Nachdem nun alle diese Wandelungen in der Bildung unserer Landschaft, ihrer Besiedelung durch wechselnde Völkerschaften und ihrer geschichtlichen Entwickelung an unserem Auge vorübergezogen sind, kehren wir jetzt wohl gern wieder zur unbefangenen Betrachtung zurück und erquicken uns abermals an dem unzerstückelten schönen Gesamtbilde, dessen erhebender Anblick uns für die Bemühung, den Schleier von den Einzelheiten nach Möglichkeit zu lüften, um so reichlicher belohnen wird.

[32]) „Die Kiemseeklöster, eine kiemgauer Wirtschaftscharakteristik aus Archiv und Leben" von Hatwig Peetz, Stuttgart 1879, geben ein lebensvolles, fleißigen Studien entsprungenes Bild von dem Leben und Treiben der Klosterleute im See, an das auch die etwas altertümliche Sprache und Darstellung erinnert. Auch die Erzählung „Hunnenblut" von W. Jensen schildert in fesselnder Weise die Landschaft und die Schicksale der Klöster in alter Zeit, wie namentlich bei dem Einbruche der Hunnen.

[33]) „Prien und seine Umgebung" von Hans Steinberger.

[34]) Der Chiemgau umfaßte im 10. Jahrh. n. Chr. den Chiminseeo, dann Orte an der Alz, Pfunz am rechten Innufer, Grabenstätt, Pietenberg bei Kraiburg, Mörn, Seuun oder Burgili (Seeon), Kloster Rot, Eiselfing bei Wasserburg usw.

Die Wasserverbindung zwischen Niger und Tsadsee.

(Schluß.)

Oberhalb Lere nahm die Tiefe des Mao-Kebi bis auf 1,3 m ab, und man passierte später wiederum einen See. Gleichzeitig tauchten im Osten in der Ferne Berge auf, die den Horizont begrenzten und offenbar den Fall bargen, von dem Löfler und Faure berichtet hatten. Am 11. September 1903 war die Mission in Trene (Abb. 8), wo sie sehr kühl empfangen wurde. Der Ort, dessen Oberherr der Sultan Gontiome von Lere ist, liegt im Kreuzungspunkt der wichtigen Handelsstraßen von Lame nach Bindere-Fulbe und von Lere nach Tikem. Raub und Plünderungen in den Fulbegebieten sind die Lieblingsbeschäftigung der Bewohner, die vom Sklavenhandel leben.

Der Fluß bildete weiterhin wieder zahllose Krümmungen, und die Strömung wurde heftig. Beim Dorfe Lata mündet von Süden her der Dalla ein, der aus der Gegend von Lame kommt und nicht als Oberlauf des Mao-Kebi zu bezeichnen ist (vgl. hierüber weiter unten). Seit Lere befand man sich inmitten eines Sumpflandes, dessen Ausdünstungen die Reisenden nicht minder belästigten als die Schwärme der Tsetse, der Moskitos und anderer Insekten. Am 17. September morgens sah man aber Felsen vor sich, und das Getöse eines Falles drang herüber; deshalb ließ Lenfant Halt machen, um eine Erkundung den Fluß aufwärts auszuführen.

Durch den Uferwald vordringend, gelangte Lenfant in ein Gewirr riesiger Felsblöcke, während der Mao-Kebi in einer Schlucht zwischen Steilwänden dahinfloß. Es war klar, daß er hier ein nordsüdlich streichendes Gebirge durchbrochen hat. Bald stand man denn auch an dem Fall oder vielmehr an einem Katarakt von im ganzen 50 m Höhe; ihm folgte aufwärts eine Stromschnelle und dann ein Felsenkessel, in den der Mao-Kebi mit einem 6 bis 7 m hohen Falle hineinstürzte (Abb. 9). Die Stelle liegt etwa 100 m über Lata und 160 m über der Vereinigungsstelle von Benue und Faro, die nach Barths Annahme die gleiche Höhe wie der Tuburisee haben sollte. Es waren diese Fälle von Mburao oder Lata, wie Lenfant sich überzeugen konnte, das einzige Stromhindernis des Mao-Kebi; sie waren aber auch vollkommen unpassierbar. Indessen betont Lenfant, daß es einem Flußdampfer von 25 m Länge und 1 m Tiefgang zur Hochwasserzeit möglich sei, bis unmittelbar an den Fuß der Fälle zu gelangen. Es blieb nichts übrig, als den „Benoit-Garnier" zu zerlegen, ihn um die Fälle zu tragen und oberhalb von ihnen wieder zusammenzusetzen. Zu diesem Zwecke fuhr die Mission nach Lere zurück, wo sie am Abend des 18. September anlangte.

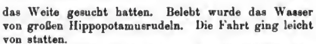
Der Aufenthalt der Mission in Lere sowie in Bindere-Fulbe dauerte etwa drei Wochen. Lenfant schickte zunächst den Unteroffizier Lahure nach dem Posten Lai am Logone (etwa 9° 20′ nördl. Br., außerhalb des Randes unserer Kartenskizze), um von dem Kommandanten Faure einige Soldaten zwecks Überwachung des Transportes der zu zerlegenden Schaluppe zu erbitten. Lenfant selbst benutzte die Wartezeit, um Träger zu beschaffen. Vom 20. September ab begann der Mao-Kebi um 3 bis 4 cm täglich zu fallen, die Tornados waren nicht mehr so häufig wie bisher, und die Hitze nahm zu; das Hygrometer erreichte täglich 80 und darüber, und das Thermometer zeigte 39 bis 41° im Schatten. Der Aufenthalt in Lere war eine Plage für die beiden Europäer und sogar gefährlich wegen der Ausdünstungen des Schlammes am Mao-Kebi. In den letzten Septembertagen hörte das Fallen des Mao-Kebi auf, und er gewann sogar wieder seinen Hochwasserstand. Dieses Steigen war die Folge des Anschwellens des Logone und der starken Regengüsse, die jetzt auf dem Tuburi niedergingen (vgl. unten).

Am 30. September kam Lahure unverrichteter Sache zurück; er hatte nicht bis Lai vordringen können, war vielmehr von den feindlichen Laka aufgehalten worden, die bis nach Lame und Palla hin dem Lamido des deutschen Postens Garua tributär sind. Das Verhältnis der Mission zu Gontiome war ganz freundschaftlich gewor-

den, aber den „Benoit-Garnier“ nach Bindere-Fulbe zu schaffen, dazu ließen er und seine Untertanen sich nicht bereit finden. Erst als Lenfant Gontiome als Gefangenen festnahm, erschienen 500 Mundang und trugen die Stücke nach Bindere-Fulbe, und von dort wurden sie von Untertanen des Lamido Bokary nach dem westlichen Ende des Tuburisees, in der Nähe von Mburao, befördert, wo Lenfant 1 Sergeant, 8 Schützen und 20 Eingeborene vom Logone vorfand, die Faure von selber aus Lai gesandt hatte. Der „Benoit-Garnier“ langte hier am 10. Oktober an und wurde auf einer trockenen Schlammbank im See sofort zusammengesetzt. Diese Arbeit war in sieben Tagen beendet. Währenddessen stieg der Tuburi noch immer, und das Wasser erreichte allmählich die Arbeitsstätte der Mission und drohte die Schlammbank zu überfluten. Am 17. Oktober war die Schaluppe flott, und man fuhr in den See hinein.

Abb. 8. **Östliche Stadtmauer von Trene**

Der Tuburi verengte sich Mburao gegenüber und zeigte eine Strömung nach Westen, dort, wo zur Zeit der Anwesenheit der Mission, also zur Regenperiode, der Mao-Kebi ausfloß. In der übrigen Zeit des Jahres findet kein Ausfluß statt, so das Lenfant den See nicht mehr



das Weite gesucht hatten. Belebt wurde das Wasser von großen Hippopotamusrudeln. Die Fahrt ging leicht von statten.

Auf der Übersichtskarte zum Barthschen Reisewerk ist der Tuburi als ein in nordsüdlicher Richtung verlaufender sumpfiger See gezeichnet, der etwa 100 km lang ist, und dem der Mao-Kebi entfließt. Die Länge stimmt nach den Ermittelungen von Lenfant, die Richtung ist jedoch eine andere. Nur der dem Logone zunächst liegende Teil, der östliche, hat annähernd Nord-Südrichtung, und offenbar dieser Teil allein ist auf der Barthschen Karte dargestellt. Er reicht südwärts bis zu den Felshügeln bei Daua, anscheinend Vogels südlichstem Punkt, die Lenfant Berge von Kabra nennt. Dann biegt der Tuburi um diese Berge herum hakenförmig nach Nordwesten ab, um in seinem westlichen Teil eine rein ostwestliche Richtung zu zeigen. Der Ort Daua, dessen Breite Vogel mit 9° 30′ bestimmt hat, liegt nach Lenfants endgültiger Karte (im Reisewerk) erheblich nördlicher, unter 9° 50′ [1]). Die Vogelschen Positionen haben sich ja vielfach als unzuverlässig erwiesen, doch ist zu bedenken, daß sie nur vorläufige Berechnun-



Abb. 9. **Fall von Mburao.**

zum System des Benue rechnet und den Ursprung des Mao-Kebi bei den Fällen von Mburao annimmt. Die Meereshöhe des Sees wurde auf 375 m bestimmt. Die Breite betrug stellenweise mehr als 3 km, die überschwemmten Uferteile nicht mit eingerechnet. Die das Ufer beherrschenden Dünen waren mit zahlreichen Dörfern besetzt, deren Bewohner jedoch vor der Mission

gen darstellten, die nachher nicht mehr nachgeprüft werden konnten.

Bei Tikem, wo zum ersten Male gelandet wurde, ist

[1]) Auf dieser Karte kommt auch die Ost-Westrichtung des westlichen Tuburi noch schärfer zum Ausdruck als auf unserer Kartenskizze, für die jene Karte nicht mehr benutzt werden konnte.

der See „sehr tief“. Große Krautinseln nehmen ihn zum Teil ein. Das andere Ufer ist bis auf die drei Bergspitzen von Dana, die etwa 200 m relative Höhe haben mögen, mit Dörfern besetzt. Diese Spitzen bestehen aus Gneis oder rötlichem Granitoid und gleichen den bekannten Felsen von Mendif, weiter westlich bei Marua. Auch am östlichen Ufer des östlichen Seeteiles reiht sich Dorf an Dorf.

Am 23. Oktober scheint die Mission an das Nordostende des Sees gelangt zu sein. Das Wasser wurde flacher, und der „Benoit-Garnier“ verirrte sich mehrmals in den engen und verkrauteten, die Inseln trennenden Kanälen. In der Tat befand man sich nachmittags am Ende des Tuburi, um den sich dort nach allen Richtungen eine weite, mit vereinzelten Bäumen bestandene Ebene ausdehnte. Es war deshalb nötig, Erkundigungen einzuziehen, und Lenfant begab sich nach einem in der Nähe liegenden Dorf, um Führer zu beschaffen. Die Bewohner hatten aber alle das Weite gesucht. Zum Glück entdeckte Lenfant zu guter Letzt noch einen alten Mann, der, weniger furchtsam, zurückgeblieben war und erklärte, die Leute seien deshalb geflohen, weil sie häufig durch Sklavenrazzias der Fulbe von Adamaua heimgesucht würden und angenommen hätten, es nahe sich ihnen wieder eine solche Räuberbande; gleichfalls versicherte der Alte, Lenfants Fahrzeug werde weiter passieren können, und bezeichnete die Richtung. Am 24. Oktober machte Lenfant zwei Versuche, die jedoch fehlschlugen; Wasser schien für die knapp 1 m tief gehende Schaluppe zwar vorhanden zu sein, doch versperrte das dichte hohe Schilfgras den Weg. Auch am folgenden Tage, nachdem das Fahrzeug durch Ausladen eines Teiles der Lasten um 30 cm erleichtert war, vermochte man nicht durchzudringen. Diese Versuche waren nach Nordosten gerichtet gewesen. Lenfant versuchte nun, in rein nördlicher Richtung vorwärts zu kommen, und hier stieß er sehr bald auf offenes Wasser, das von mehreren, durch ein Flüßchen mit bemerkbarer Strömung verbundenen Teichen gebildet wurde. Aus diesem gelangte das Fahrzeug nach vielem Suchen am 27. Oktober in einen breiten, stellenweise 5 bis 6 m tiefen und 6 km langen Kanal, der mitten durch eine sumpfige Fläche führte. Wieder gab es viel Suchen und harte Arbeit, aber dann fuhr man in den 300 m breiten Logone ein, der sich schon vorher als ein in der Ferne sichtbares breites Wasserband zu erkennen gegeben hatte (Abb. 10). Man hatte bei der Einfahrt in den Logone etwa 65 cm Wasser, doch beobachtete Lenfant an den Überschwemmungsmarken der Bäume, daß in jenem Jahre (1903) zur Hochwasserzeit in dem Verbindungsarm die Tiefe überall wenigstens 1,40 m betragen haben mußte.

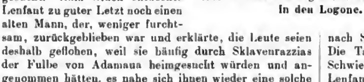


Abb. 10. **Ausmündung der Wasserverbindung in den Logone.**

Es war auch hier schwierig, mit den verängstigten Uferbewohnern in Verbindung zu treten. Der Stamm, der an der Vereinigung des Tuburi mit dem Logone lebt, Wulia, gehört zu den Musgu, die auch weiterhin das Sumpfland am Logone bewohnen. Sie hat schon Barth eingehend geschildert (Bd. III, Kap. 7), weshalb wir Lenfants Bemerkungen übergehen können. Doch werden die nebenstehenden beiden Abbildungen von Interesse sein. Von den Musgufrauen (Abb. 11), die sich durch ihren Lippenschmuck — eine hölzerne Scheibe in der Unterlippe — auszeichnen, hatten wir bisher kein Bildnis. Die andere Abbildung (12) zeigt die charakteristischen Hütten der Musgu und bestätigt die im Barthschen Reisewerk (Bd. III, S. 179 und 222) nach Skizzen dieses Forschers hergestellten Ansichten. Die Talfahrt auf dem schiffbaren Logone ging ohne Schwierigkeiten vonstatten, und am 4. November erschien Lenfant vor dem französischen Posten Fort Lamy, der Mündung des Logone in den Schari gegenüber.

Wir übergehen den Aufenthalt der Mission in Deutsch- und Englisch-Bornu und die eingehenden Bemerkungen Lenfants darüber, dem das deutsche Tsadseegebiet in der Trockenzeit sehr dürftig erschien; ebenso die Fahrten Delevoyes auf dem Tsadsee (vgl. Globus, Bd. 86, S. 159) und die Heimreise. Es sei nur erwähnt, daß die letztere in der Weise vor sich ging, daß Delevoye den Logone wieder hinauffuhr und dann zu Lande die Wasserverbindung verfolgte, während Lenfant über Marua nach Süden wanderte. Am Mao-Kebi fand Ende Januar 1904 die Vereinigung statt, wobei es einen Kampf mit den Mundang von Trene setzte. Am ersten Februar war die Mission in Garua und wenige Wochen später in der Heimat. Es sei indessen die Wasserverbindung zwischen Benue und Logone noch kurz charakterisiert und ihre etwaige kolonialwirtschaftliche Bedeutung besprochen.

Abb. 12. **Musgudorf.**

In der Breite von Diokoïde, d. h. an der Stelle, wo Lenfant auf den Logone traf, erreicht dieser Fluß seinen höchsten Wasserstand in den ersten Tagen des Oktober, und

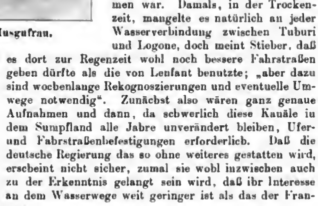
dasselbe gilt für die Verbindung zwischen Logone und Tuburisee, sowie für den letzteren selber. Ebenso beginnt hier überall die Schwellzeit im Juli, und das Wasser steigt dann schnell an. Die Ebenen des Musgulandes werden jedoch erst dann überschwemmt, wenn der Logone um mehr als 3 m gestiegen ist, d. h. im August; der Fluß selber steigt von da ab infolge dieser Überflutung nur noch langsam, und so erklärt es sich, daß der Tuburi erst im Laufe des Oktober vollständig gefüllt ist. Der Landstrich, der den Logone vom Schari trennt, ist ganz eben und wird nach den vorliegenden Erkundigungen von beiden Flüssen zur Hochwasserzeit überflutet, so daß man mit Kanus von dem einen in den anderen gelangen kann. Das ganze Gebiet im Westen, Norden und Osten des Logone spielt also, wie Lenfant ausführt, die Rolle eines das Hochwasser regulierenden und moderierenden Behälters, der eine große Wassermenge aufspeichert und das Steigen des Hochwassers verzögert. Der Tuburisee wird aber außerdem auch durch die örtlichen Regen und durch das ihm aus dem Lakalande zukommende Wasser gespeist, so daß er infolgedessen schon vom Beginne des Winters ab steigt. Ebenso erhält der Mao-Kebi zahlreiche Zuflüsse, aber er entsteht im eigentlichen Sinne mit den Katarakten von Mburao, und der ihm aus Südwesten zukommende Dalla ist nicht sein Oberlauf.

Wenn der Tuburi mit den ersten Tornados zu steigen beginnt, wird der oberhalb Mburao trockene, aus einer Reihe von Teichen bestehende Mao-Kebi zum Fluß und wächst an unter der doppelten Wirkung der Regen und der ersten Wasserzufuhr aus dem sich auffüllenden Tuburi. Dieser See, ein Glied des Tsadsee- oder des Scharisystems, beginnt also mit dem Einsetzen der Regen zu steigen, er erreicht seinen höchsten Stand mit dem Höhepunkte des Winters (der Regenzeit), fällt mit Ende September, wenn die lokalen Regen aufgehört haben, und steigt dann wieder einige Tage später, diesmal infolge der Überflutungen am Logone. Dieses zweite Steigen macht sich natürlich wieder im Mao-Kebi und auch im Benue bemerkbar.


Abb. 11. **Musgufrau.**

Danach — so schließt Lenfant — können von Ende Juli bis Ende Oktober Fahrzeuge von 60 Tonnen und mehr von der Nigermündung bis Lata gelangen; von den ersten Tagen des August bis zur zweiten Hälfte des Oktober ist ferner die Kommunikation zwischen Logone und Tuburi für ziemlich große Schaluppen benutzbar, und ebensolche Fahrzeuge können von Mitte Juli bis Ende Dezember auf dem Logone von Lai bis Fort Lamy verkehren. Zehn bis zwölf Wochen im Jahre ist mithin die g a n z e Wasserverbindung zwischen dem Benue und Fort Lamy offen — bis auf die Katarakte von Mburao, und um diese zu umgehen, bedürfte es nach Lenfant der Einrichtung eines Trägerdienstes auf einem 32 km langen, von der Mission (Delevoye) festgestellten Wege von Lata nach S u l k a n o, südlich des Mao-Kebi. Zu Trägern würden sich, trotz ihrer Wildheit, die Mundang beranziehen lassen; auch müßte man in Lere einen Militärposten errichten und an einigen Stellen für die Verbesserung der Wasserstraße sorgen. Nach allem könne man auf diesem Wege in 75 Tagen Waren von Paris bis zum Tsadsee bringen unter dreimaligem Umladen (an der Nigermündung, in Lata und in Sulkano) und für die Hälfte des Betrages, den die Kongo—Ubangiroute erfordere.

Ob diese Vorschläge Lenfants so bald zu einem praktischen Ergebnis führen werden, steht allerdings sehr dahin. Bisher ist wenigstens nichts davon zu hören gewesen, daß die französische Kolonialverwaltung ihnen näher treten wird. Es sind im Gegenteil Versuche gemacht worden, die Posten am Tsadsee über Say am Niger und über den Ubangi schneller zu versehen, als es bis jetzt möglich war. So wird berichtet, daß die Ablösung französischer Truppen am unteren Schari jüngst sehr schnell und ziemlich bequem über Sinder erfolgt ist, während andererseits Gentil Vorkehrungen getroffen hat, um den Trägerdienst zwischen Ubangi und Schari, der, wie oben erwähnt, alles zu wünschen übrig ließ, sicherzustellen. Jedenfalls würde die französische Regierung diese beiden Wege trotz ihrer Länge doch immer der Benueroute vorziehen, weil sie innerhalb französischen bzw. neutralen Gebiets (Kongostaat) liegen, während die von Lenfant befürwortete Route zum größten Teil durch fremden, durch englischen und deutschen Besitz führt. Es ist auch anzunehmen, daß die unbedingte Sicherung der Wasserverbindung zwischen Tuburi und Logone in dem Überschwemmungsgebiet kostspielige Bauten erfordert, denen eine eingehende Untersuchung dieser Strecke vorausgehen müßte. Im „Kolonialblatt" 1905, Nr. 3 und 4 (Febr.) liest man den Bericht des Hauptmanns S t i e b e r über eine Reise von Kusseri den Logone aufwärts und zum Schari. Stieber kreuzte Ende Februar 1904 die Stelle, wo Lenfant hindurchgekommen war. Damals, in der Trockenzeit, mangelte es natürlich an jeder Wasserverbindung zwischen Tuburi und Logone, doch meint Stieber, daß es dort zur Regenzeit wohl noch bessere Fahrstraßen geben dürfte als die von Lenfant benutzte; „aber dazu sind wochenlange Rekognoszierungen und eventuelle Umwege notwendig". Zunächst also wären ganz genaue Aufnahmen und dann, da schwerlich diese Kanäle in dem Sumpfland alle Jahre unverändert bleiben, Ufer- und Fahrstraßenbefestigungen erforderlich. Daß die deutsche Regierung das so ohne weiteres gestatten wird, erscheint nicht sicher, zumal sie wohl inzwischen auch zu der Erkenntnis gelangt sein wird, daß ihr Interesse an dem Wasserwege weit geringer ist als das der Franzosen.



Übrigens scheint jetzt Lenfant selbst die Bedeutung des Wasserweges Benue—Logone in einer anderen Rich-

tung zu suchen als vor Antritt seiner Reise. Er hat gefunden, daß das deutsche sowohl wie das französische Tsadseegebiet wirtschaftlich wenig wert sei; seine Landsleute könnten sich daher mit einem Posten am unteren Schari zur Beobachtung Wadais begnügen. Soweit diese „Entdeckung" Lenfants das französische, rechtsseitige Scharigebiet betrifft, ist sie allerdings richtig. Würde den französischen Garnisonen die Erlaubnis, auf der deutschen Seite Vieh und Lebensmittel zu kaufen, eines schönen Tages entzogen, so würden sie verhungern — daß ist die Überzeugung der deutschen Offiziere, die die Verhältnisse am Tsadsee kennen[2]). Wenn das französische Gebiet aber so wenig wert ist, dann liegt auch nicht viel daran, daß eine Wasserverbindung dorthin besteht. Lenfant meint denn auch, die französische Kolonialregierung solle sich vor allem die Nutzbarmachung der reichen und gut bevölkerten Landschaften am Mao-Kebi und am Tuburi bis nach Lai am Logone hin angelegen sein lassen, und für diesen Zweck wäre die Wasserverbindung in der Tat sehr nützlich. — Ob sie sich aber nun wirklich und dauernd praktisch verwerten läßt, ist für die Beurteilung der Lenfantschen Reise gleichgültig; ihre Bedeutung liegt vornehmlich auf geographischem Gebiet.

[2]) Bis vor kurzem wurden Vieh und Lebensmittel — wie man hört — auf der deutschen Schariseite einfach geraubt und an die französischen Stationen verkauft; das geht jetzt nicht mehr, nachdem dort einige deutsche Posten errichtet sind.

Kretische Forschungen.

In Bd. 1, Heft 1/2 der Transactions of the Department of Archaeology des Museums der Universität von Pennsylvania berichtet eine Dame, Harriet A. Boyd, über ihre kretensischen Ausgrabungen in den Jahren 1901 und 1903. Die Mittel zu diesen Arbeiten, durch die die Amerikaner mit den Engländern und den Italienern auf der Insel in Wettbewerb getreten sind, hat die „American Exploration Society" in Philadelphia hergegeben. Sie begannen bereits 1900 auf dem Isthmus von Hierapetra, der schmalsten Stelle der Insel, worüber die Leiterin schon anderweitig (American Journal of Archaeology, 1901) berichtet hat, und wurden ebendort 1901 mit größerem Erfolge fortgesetzt. Es gelang, im nördlichen Teile des Isthmus, im Tale von Gournia eine mykenische Niederlassung von beträchtlichem Umfang mit einer Akropolis in der Mitte aufzufinden, wo vom 20. Mai bis 2. Juli 1901 und vom 30. März bis 6. Juni 1903 nachgegraben wurde. Die Niederlassung datiert aus der früheren Periode des großen Palastes von Knossus (1800 bis 1500 v. Chr.), enthält gepflasterte Straßen, Häuser, die zum Teil zwei Stockwerke gehabt haben müssen, und zahlreiche Bronzesachen, sowie Geräte und Kunstgegenstände aus Terrakotta. Besonders schön sind ein Stierkopf von 12 cm Länge, vorzüglich und naturgetreu gearbeitet, und eine Vase von 19 cm Höhe und 24 cm größtem Durchmesser, die mit zwei Polypen, Fels, Korallen, Seetang und kleinen Tieren bemalt ist. Im Mittelpunkt der Stadt liegt ein Altarschrauk, zu dem eine Straße hinführt; er ist deshalb wichtig, weil es der erste unversehrt aufgefundene aus der minoischen Zeit ist. Unter den darin gefundenen Gegenständen befinden sich unter anderem ein niedriger irdener Tisch mit einem dünnen Gipsüberzug und drei Beinen, vier „Kultusgefäße" mit den Symbolen minoischen Götterdienstes: dem Diskus, heiligen Hörnern und der Doppelaxt des Zeus, ferner ein weibliches Terrakottaidol, verwunden mit einer Schlange, kleine Tauben- und Schlangenköpfe. Gräber wurden noch nicht gefunden, doch stieß man auf Anzeichen von Hausbegräbnissen. Die Grabungen und Funde von Gournia sind deshalb von Bedeutung, weil sie einen Einblick in die Verhältnisse und das Leben der gewöhnlichen Leute der minoischen Zeit gewähren; man weiß darüber viel weniger, als über den Kulturzustand der Bewohner der Paläste, denen sich die Nachgrabungen auf der Insel naturgemäß zuerst zugewendet haben. — Der Artikel ist reich mit Abbildungen ausgestattet.

Über die Gräber des Minoischen Knossus berichtete A. J. Evans im Januar d. J. vor der „Society of Antiquaries". In der „Nature" vom 26. Januar finden wir hierüber folgendes mitgeteilt: Evans letzte Ausgrabungen galten namentlich den zum Palast und der Stadt des Minos in Beziehung stehenden Gräbern. Auf einem Hügel, $1^1/_2$ km nördlich vom Palast, wurde ein Friedhof entdeckt, auf dem 100 Gräber geöffnet wurden. Der Inhalt zeigte, daß die weitaus meisten von ihnen der unmittelbar auf den Fall des Palastes folgenden Periode angehörten. Die künstlerische Eigenart, die sich im Inhalt der Gräber zu erkennen gab, war die unveränderte Tradition des späteren Palaststils, die aufgefundenen Schmucksachen und Gemmen waren von der typischen „reifen mykenischen" Art, und ein in einem Grabe liegender Skarabäus hatte den der 18. ägyptischen Dynastie entsprechenden Typus. Unter den Gräbern ließen sich drei Hauptarten unterscheiden: 1. Kammergräber, die in das weiche Gestein geschnitten sind, und zu deren jedem der Zugang aus einem „Dromos" besteht; diese Höhlen enthielten in vielen Fällen Lehmsärge, in denen die Toten in Kisten, die Knie gegen das Kinn gezogen, beigesetzt waren. 2. Schachtgräber, jedes mit einer kleineren Höhlung unten, die das ausgestreckte Skelett enthielt, und mit einer Decke aus Steinscheiben versehen. 3. Brunnenlöcher, die zu einer gemauerten Höhlung unten in der Seite führen; auch diese bargen ausgestreckte Skelette. Eine Anzahl von Schädeln wurde gesammelt und soll nach England gebracht werden. Auf einer Sopata genannten Erhebung 3 km nördlich dieses Friedhofes wurde ein interessantes Grabmal aufgedeckt. Es bestand aus einer viereckigen Kammer von 8 × 6 m Größe, die aus Sandsteinblöcken errichtet ist, wobei die nach zyklopischer Art gebauten Seitenwände zu einem hohen Giebel zusammenlaufen. Die hintere Wand ist in der Mitte und dem Eingang gegenüber mit einer Zelle versehen. Jener Eingang, der nach derselben horizontalen (zyklopischen) Art gewölbt ist, steht mit einer hohen Zugangshalle ähnlicher Bauart in Verbindung, in deren Seitenwänden, einander gegenüberliegend, zwei Zellen angebracht sind, die ebenfalls zu Bestattungszwecken gedient haben. Eine zweite aus Steinblöcken zusammengesetzte Bogenhalle führt von der ersten nach dem darüberliegenden „Dromos". Überall zerstreut lagen zahlreiche Reliquien, darunter wiederholte Eindrücke auf Lehm, die von einem „Königssiegel" herrühren mochten. Unter den Steingefäßen war besonders bemerkenswert eine Porphyrschale minoischer Arbeit, die jedoch in Material und Ausführung an die frühägyptischer Dynastien erinnerte. Viele importierte ägyptische Alabasterarbeiten waren gleichfalls vorhanden; sie zeigten zum Teil überlebende Formen des mittleren Reiches, zum Teil den Typus der frühen 18. Dynastie. Sodann fand man Perlen aus Lapislazuli und Pendants aus demselben Material, die eine genaue Nachahmung ägyptischer Modelle zeigten. Die Form dieses Grabmals mit seiner viereckigen Kammer ist bisher einzig und steht im Gegensatz zu den Rotundengräbern des griechischen Festlandes. Die Stelle, an der es liegt, beherrscht das ganze südägäische Meer bis nach Melos und Santorin und Zentralkreta vom Dicte bis zum Ida.

Ein Relikt der Eiszeit als gesetzlich geschütztes Naturdenkmal.

Von Wilhelm Krebs. Großflottbeck bei Hamburg.

Die in den letzten Jahren mehr und mehr in Fluß gekommene Bewegung zur Erhaltung floristischer und anderer erd- und naturkundlichen Seltenheiten als Naturdenkmäler hat sich an zwei Stellen Norddeutschlands einer Kleinvegetation angenommen, welche allerdings zu den lehrreichsten Überbleibseln einer Flora gehört, die von den benachbarten Hochgebirgen her sich zur letzten Eiszeit über Mittel- und Nordeuropa verbreitete. Sie besteht aus der Brocken- oder Zwergbirke, Betula nana, einem etwa $^1/_2$ m hohen kriechenden Strauch mit rund-

lichen Blättern und aufrechten Kätzchen, öfters gemischt mit der ähnlichen Alpenbirke, Betula alpestris, einer Kreuzung der Zwerg- mit der gewöhnlichen Weißbirke oder mit der selteneren Moorbirke. Diese Bestände finden sich in Mitteleuropa auf Hochmooren der Alpen, des Jura, des Böhmerwaldes, des Erzgebirges, der Sudeten und des Harzes, ferner auch auf höher gelegenen moorigen Wiesen des unteren Weichsel- und des unteren Elbgebietes. Ein früher angegebenes Vorkommen bei Osterode in Ostpreußen wird jetzt bestritten, da bisher Belegexemplare fehlen. Auch im erzgebirgischen, im Harz- und im Weichselgebiet ist jene Vegetation durch Torfstich oder Melioration schon teilweise zum Aussterben gebracht. Dafür ist sie aber anderswo neu aufgefunden.

An zwei Stellen sind Schritte getan zum Schutze von Beständen, die vor wenigen Jahren entdeckt wurden. In Westpreußen hat die Staatsforstverwaltung ein solches Birkenmoor vollständig angekauft, das teilweise in ihrer Oberförsterei Drewenzwald lag, fast genau in dem scharfen Winkel, den die Weichsel westlich Thorn bildet. Es war im Jahre 1900 aufgefunden worden. In Hannover wird Ähnliches geplant für ein im Jahre 1902 entdecktes Zwergbirkenmoor auf einem Hügel bei Bodenteich im oberen Zuflußgebiet der der Elbe zugehenden Ilmenau. Für diesen Zweck werden zurzeit in Hamburg private und Vereinsmittel aufgebracht.

Jenen Neuentdeckungen gegenüber kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß deutsche Zwergbirkenbestände noch in größerer Verbreitung ihrer Entdeckung harren. Schon für die Alpen, in denen er sie eigentlich als einheimisch ansieht, betont A. Kerner von Marilaun ihre Versteckheit. „Gewiß gibt es viele Botaniker, welche jahraus, jahrein in die Alpen wandern, um dort Pflanzen zu sammeln, welche alle niederen und hohen Kuppen besteigen, die abgelegensten Talwinkel durchsuchen, auch eingehende Kenntnisse der alpinen Vegetation besitzen und doch die Saxifraga cernua, die Betula nana, den Juncus arcticus und castaneus lebend nicht gesehen haben.“ (Pflanzenleben II, S. 654.)

Vor Schutzmaßregeln, die außer den Kosten noch die vielseitigen Lasten der Beaufsichtigung auferlegen, sollte deshalb eine genaue floristische, faunistische und überhaupt landeskundliche Lokalforschung vorausgehen, die nach meiner wiederholt begründeten Meinung erfolgreich kaum anders als in enger Verbindung mit dem erd- und naturkundlichen Unterricht, besonders an höheren Schulen, eingerichtet werden kann [1]). Auch jenes neue Zwergbirkenmoor bei Bodenteich ist von einem Lehrer entdeckt und beschrieben worden. Durch die bessere Anleitung und Interessierung der Schuljugend wird auch ein Hauptanlaß zur Naturverwüstung unterbunden: das Massensammeln für den bisher vorwiegend oder ganz in die Schulstube gebannten naturkundlichen Unterricht, besonders für den botanischen.

Zu wünschen wäre, daß behördliche und private Interessen, die für den Schutz einheimischen Naturlebens zu haben sind, in dieser auch für Hebung des allgemeinen Bildungszustandes bedeutsamen Richtung ausgewertet würden.

Die stetige Kontrolle des engeren Gebietes, die durch solchen Betrieb landeskundlicher Forschung ermöglicht wird, kann dem eingangs erwähnten Zwecke der Erhaltung floristischer Seltenheiten noch in anderer Weise dienen. Klimatische und örtliche Bedingungen wechseln in längeren oder kürzeren Zeiträumen. Arten, die im Gebiete längst als ausgestorben gelten, tauchen unter günstigen Bedingungen von neuem auf, um unter ungünstigen vielleicht wieder auf einige Zeit zu verschwinden. Vor allem gilt das von örtlich besonders gebundenen Wasser- und Sumpfpflanzen. Aus der Umgebung von Hagenau, die ich mit dortigen Gymnasiasten und Realschülern etwas genauer durchforschen durfte [2]), können gerade hierfür zwei Fälle angeführt werden. Trapa natans, die seit etwa 30 Jahren dort als ausgestorben gilt, infolge Trockenlegung einiger Teiche, wurde von einem meiner früheren Schüler wieder aufgefunden. Zwei Drosera-Arten, die der Melioration anscheinend gänzlich hatten weichen müssen, stellten sich nach Jahren wieder ein in einem Randgebiete des Waldes, das infolge des Bahnbaues versumpfte.

Ähnliche Gelegenheit zu latentem Fortvegetieren, das dann auf einmal zu stärkerer Entwickelung und zur Neuentdeckung führt, dürfte auch jener Formation der Moorflora beigemessen werden, der die Zwergbirke angehört.

[1]) W. Krebs, Höhere Schulen als örtliche Zentralen für die landeskundliche Forschung. Zweiter Beitrag zur Frage der unterrichtlichen Verwertung von Schulausflügen. Schulprogramm. Barr (Elsaß) 1901. — Referate in „Verhandlungen deutscher Naturforscher und Ärzte zu Aachen“, II, 1, S. 133 bis 134, Leipzig 1901, sowie in der „Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht“, Bd. 32, S. 432 bis 438, Leipzig 1901.

[2]) Vgl. „Globus“, Bd. 77, S. 245.

Bücherschau.

Georg Grupp, Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. Zwei Bände. XII und 583 bzw. VIII und 622 Seiten. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft, 1902 und 1904.

Der Verfasser verfügt über eine sehr ausgebreitete Literaturkenntnis. Am Schluß des zweiten Bandes hat er ein Verzeichnis der von ihm benutzten Literatur gegeben, und man stößt hier nur ausnahmsweise auf eine Lücke. Für die Darstellung der römischen Religion hat er Wissowas Religion und Kult der Römer, München 1902, offenbar noch nicht benutzen können; Prellers Römische Mythologie wird in der Auflage von 1858 zitiert, während die von Jordan besorgte Auflage von 1881/83 ein viel reichhaltigeres Material bietet. Nicht benutzt ist das Buch von G. Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen, ein Versuch, die Ursachen für Blüte und Alter der Völker nachzuweisen, München 1889; auch Zumpts immer noch belehrende Abhandlung über den Stand der Bevölkerung im Altertum, Berlin 1840, wird vermißt. Rodbertus' Abhandlung über die agrarischen Verhältnisse der Kaiserzeit fehlt im Verzeichnis, doch beruht das Fehlen derselben auf einem Irrtume, da sie für die betreffende Darstellung tatsächlich benutzt ist. — Der Verfasser ist bestrebt, allen Seiten der Kultur gerecht zu werden; zwar widmet er der religiösen Entwickelung seine Hauptaufmerksamkeit, doch schildert er zugleich auch das private und öffentliche Leben, die einzelnen Stände und Berufe, Verfassung und Verwaltung, Handel und Gewerbe, Recht und Sitte, Bürgertum und Heer, die agrarischen und die städtischen Verhältnisse, die Zustände Italiens wie der Provinzen. Indem der Verfasser aber die Dinge von streng christlichem Standpunkte aus betrachtet, kommt er wiederholt zu Auffassungen, die einen befremdlichen Eindruck hervorrufen. — Die eigentlichen treibenden Faktoren, welche den Untergang der römischen Kultur herbeigeführt haben, scheinen mir vom Verfasser nicht klar genug erkannt und demnach auch nicht bestimmt genug hervorgehoben zu sein. Man vermißt aufs lebhafteste eine Äußerung über die Bevölkerungsverhältnisse im allgemeinen, und mir scheint das die Grundlage jeder Darstellung der Kulturverhältnisse zu sein. Gab es überhaupt noch ein Römervolk damals? Die Bürgerkriege und ihre Vernichtung römischer Kraft und römischen Geistes, die massenhaften Proskriptionen, die gerade die besten, die tapfersten, die edelsten Elemente der Nation trafen, haben zweifellos unendlich viel dazu beigetragen, die Widerstandskraft des eigentlichen Römertums gegen alle schädigenden Einflüsse der Kaiserzeit zu schwächen. Durch die Vernichtung dieser besten Kräfte

des Volkes war auch der Volkscharakter selbst erniedrigt und depraviert: Schwächlichkeit, Feigheit und serviler Sinn traten an Stelle der alten Bürgertugenden. Dazu kam, daß die Bevölkerung Italiens selbst allmählich eine andere wurde. Die alte Bauernschaft, auf der einst die Kraft Roms beruht hatte, war geschwunden; die Latifundienwirtschaft der Großen setzte Sklaven und Freigelassene an die Stelle der einstigen freien Eigentümer; dasselbe Gebiet, welches einst einer größeren Zahl von selbständigen Bebauern Raum und Leben gegeben hatte, wandelte sich in Weide- und Ödländereien um. So schwand die Bevölkerung Italiens dahin und sie wurde zugleich eine andere, indem Angehörige fremder barbarischer Nationen die Stelle der Italiker einnahmen, während diese mehr und mehr zum städtischen Gesindel herabsanken. Mit jeder Generation mußte der eigentliche Nationalsinn, die Liebe zu Heimat und Vaterland, die Kraft und der Ehrgeiz, das Römerreich zu erhalten und zu schützen, dahinschwinden. Dieselbe Barbarisierung, wie sie sich hier mit der italischen Bevölkerung anbahnte, vollzog sich zugleich im Heere. Langsam und stetig bildeten sich die Legionen, die einst nur aus römischen Bürgern bestanden hatten, um; an die Stelle der Italiker traten mehr und mehr Angehörige fremder Nationalitäten, und selbst die Garde in Rom konnte sich des fremden Volkselementes nicht erwehren. So haben sich zugleich mit der Zusammensetzung der Legionen die Interessen derselben, ihr Geist und ihr Charakter umgewandelt. Nichts hat mehr an der inneren Umwälzung und dem schließlichen Falle des römischen Reiches gearbeitet, als diese innere Umbildung des Heeres. Der Verfasser kennt natürlich diese Veränderungen, wie sie sich in der Bevölkerung wie im Heere vollzogen; es erhellt aber keineswegs, daß er sich voll bewußt ist, welches Verhängnis sich damit für das römische Reich anbahnte. — Vermißt man hier und auch sonst die nötige Schärfe und Tiefe der Auffassung, so soll doch gern anerkannt werden, daß Grupps Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit für jeden, der sich leicht und rasch über die verschiedenen Strömungen des Kulturlebens der Kaiserzeit orientieren will, ein gutes und bequemes Hilfsmittel ist.

Halle a. S. O. Gilbert.

Dr. Max Eckert, Grundriß der Handelsgeographie. 1. Band: Allgemeine Wirtschaftskunde. XI u. 229 Seiten. 2. Band: Wirtschafts- und Verkehrsgeographie der einzelnen Erdteile und Länder. XV u. 517 Seiten. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1905. 11,80 M.

Dieses Werk des Kieler Privatdozenten wendet sich an den Studierenden der Handelshochschule, an den Kaufmann und Volkswirtschaftler — so bezeichnet wenigstens der Verfasser selber den Kreis, für den er geschrieben hat; er meint jedoch, daß der erste, der allgemeine Teil, auch für Studierende und Lehrer der Geographie geeignet sei. Über die pädagogische Art des Werkes müssen wir hier hinweggehen, die wissenschaftliche Qualität indessen darf als erfreulich bezeichnet werden. Namentlich die Ratzelschen Forschungen, d. h. anthropogeographische Momente, hat der Verfasser wohl als erster auf diesem Gebiete zur Geltung zu bringen versucht. Das Wesen und die Aufgaben der Wirtschafts- und Verkehrsgeographie — so sagt der Verfasser im Vorwort — erblicke er darin, „von der Kenntnis der Lage, der orographischen und hydrographischen Verhältnisse aus, mit Einschluß wichtigerer Kapitel der Klimatologie, Geologie, Volkswirtschaftslehre und politischen Geographie die gründliche Einsicht in die Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse eines einzelnen Landschaftsgebietes, wie der gesamten handelsgeographischen Erde zu vermitteln". Wenn diese sicherlich berechtigte Betrachtungsweise in dem Werke dennoch nicht so in die Augen springt, so mag daran der doch gewissermaßen schulgeographische Zweck, der Zweck, ein Lern-, Lehr- und Nachschlagebuch zu schaffen, die Schuld tragen: hier hieß es eben, vor allem Zahlen, Angaben zu liefern. Um diese zusammenzubringen und auch Vergleichswerte zu konstruieren, verfügte der Verfasser über ein reiches und neues Material. Erwähnung verdienen die ausführlichen Sachregister.

Zu Friedrich Ratzels Gedächtnis. Geplant als Festschrift zum 60. Geburtstage, nun als Grabspende dargebracht von Fachgenossen und Schülern, Freunden und Verehrern. VIII und 471 Seiten. Mit Porträt, mehreren Abbildungen und Karten. Leipzig, Dr. Seele & Co., 1904. 22 M.

Ratzel hat sich der Aufmerksamkeit nicht mehr erfreuen sollen, die ihm mit der vorliegenden Veröffentlichung zu seinem 60. Geburtstage zugedacht worden war; er wurde vorzeitig — wie überhaupt vorzeitig für die Wissenschaft — abgerufen. Mehrere seiner Schüler hatten sich zur Herstellung einer Festschrift vereinigt, so aber wurde aus der Gesamtheit der zur Zeit seines Todes für sie gelieferten und wohl auch schon fertig gedruckten Beiträge eine Grabspende. Der stattliche, mit Ratzels Porträt geschmückte und vortrefflich ausgestattete Band enthält 26 Aufsätze verschiedenen Umfangs und Inhalts und von wirklichem und bleibendem Wert zumeist. Daß mit Vorliebe anthropogeographische Themata oder solche zur politischen Geographie im Sinne Ratzels behandelt worden sind, erklärt sich aus den Hauptrichtungen der Lehrtätigkeit des Verstorbenen. Von Aufsätzen dieser Art nennen wir die Beiträge: Wanderungen europäischer Hauptstädte (Buschik), Der Atlantische Ozean als handelsgeographisches Mittelmeer betrachtet (Eckert), Amalfi (Helmolt), Die russisch-chinesische Grenze (Henning), Die rumänische Steppe (Mehedinti), Siedelungen der Deutschen und Italiener im Gebiete der Ostalpen (Reishauer), Der mittelamerikanische Urwald in seiner Beziehung zur Menschheit (Sapper), Einige geographische Elemente in der Ethnographie der Balkanvölker (Smiljanić), Entwickelung und Bedeutung der Anthropogeographie (Vierkandt), Das Meer und die Naturvölker (Weule), Die Bevölkerungsmittelpunkte im Königreich Sachsen (Zemmrich). Allein die Schrift ist ebensowenig einseitig, wie es Ratzel selbst gewesen ist; sie enthält auch völkerkundliche, physisch-geographische und historisch-geographische Aufsätze, so: Anfänge der Völkerkunde (Oberhummer), Eiszeitliche Untersuchungen in den Anden von Ecuador (Hans Meyer), Hieronymus Megiser, ein Leipziger Geograph vor 300 Jahren (Hantzsch), Die Weltkarte des Kölner Kartographen Caspar Vopell (W. Ruge). Vergessen sei in dieser Aufzählung auch nicht Hasserts Artikel „Die geographische Bildung des Kaufmanns". — Auf den einen oder anderen Aufsatz wird vielleicht noch an anderer Stelle zurückzukommen sein.

C. Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. 15. Abteilung, mit vier Tafeln und drei Figuren. Herausgegeben von der „Pollichia", 1904.

Der unermüdliche Erforscher pfälzischen Altertums berichtet in dieser neuesten Veröffentlichung zunächst über „Ausgrabungen im Ordenswald" zwischen Neustadt, Haßloch und Speyer, die ein neolithisches Dorf von 300 m Länge und 100 m Breite aufgedeckt haben. Die Funde bestanden aus Topfscherben, teils mit Kerbschnitt- und Stichmuster, teils mit Bandmuster verziert, verschiedenen Werkzeugen aus Feuerstein und anderem den örtlichen Kieslagern entnommenen Stoff, endlich aus Schmucksachen, Perlen aus Rheinkieseln, Muschelschalen u. dgl. Die aus Rundhölzern erbauten, mit Stroh oder Schilf gedeckten Hütten waren länglich, 3 zu 5 m. Von Haustieren ist bisher nur das Rind nachgewiesen.

Im zweiten Abschnitt wird über weitere, mit Staatsmitteln ausgeführte Ausgrabungen der merowingischen Burg Walahstede (Walstedter Schlössel bei Klingenmünster; die sächsische Form des Namens rührt vom Schreiber der in Goslar ausgestellten Urkunde her) berichtet. Die öfter angegriffene Ansicht des Verfassers, daß die Anlage der Burg in die merowingisch-fränkische Zeit hinaufreicht, ist durch die neuen Funde, Architekturteile, Töpferwaren u. dgl. bestätigt. Ein Grundriß mit Torturm (Barbakan), Palas (Donjon), Ringmauer und Zwinger konnte jetzt der Beschreibung beigefügt werden. Die abgebildeten Säulen zeigen die ältesten romanischen Formen.

„Grabhügel der Vorderpfalz" behandelt der dritte Abschnitt. Sie bestehen aus folgenden Einzelgruppen: Bei Obermoschel, bei Dürkheim (Finkenpfad, Ebersberg, Heidenmauer), Haßloch, Lachener Wald, Herxheim und Ramsen. Besonders über letztere, 1903 auf Staatskosten eröffnet, wird Bericht erstattet. Die Grabhügel mit einem „hockenden" und einem liegenden Skelett, sowie mit Brandbestattung gehören der Bronzezeit, andere der Hallstatt- und La Tène-Zeit an.

„Ein Frauengrab der Vorzeit", 1904 im Herxheimer Gemeindewald ausgegraben, beschreibt der vierte, letzte Abschnitt. Es gehört der „jüngsten" La Tène-Zeit an und wird mit Recht dem Volk der Nemeti zugeschrieben. Es enthielt verschiedene Tongefäße und einen Armreif aus „goldglänzender Bronze". Ludwig Wilser.

Daniel Folkmar, Album of Philippine Types, Found in Bilibid Prison. Christians and Moros. 80 Plates Representing 37 Provinces and Islands. Manila, Bureau of Public Printing, 1904.

Der Weltausstellung in St. Louis sind nicht weniger als 1024 anthropologische Photographien und 128 Gipsabgüsse von Eingeborenen der Philippinen übersendet worden, und von den ersteren sind in der vorliegenden amtlichen Veröffentlichung 80 Männerköpfe verschiedener philippinischer

Völkertypen ausgewählt worden. Es sind vortrefflich gelungene Lichtdrucke, etwa in $1/_2$ Lebensgröße, jeder Kopf en face und von der Seite aufgenommen. Den Stoff zur Auswahl lieferten die etwa 3000 Gefangenen, welche sich in der großen Gefangenenanstalt Bilibid bei Manila befinden; sie sollen, wie der Herausgeber sagt, der die Masse der Gefangenen überschaute, gute Durchschnittstypen der verschiedenen christlichen Bevölkerungen der Philippinen sein und stammen aus 37 verschiedenen Provinzen. Sämtliche Gefangenen sind anthropologisch gemessen worden, und wenn auch die 11 genommenen Maße keineswegs den heutigen anthropologischen Bedürfnisse entsprechen, so geben sie doch, bei ihrer großen Anzahl, verwertbare Durchschnittsmaße. Auf den 80 Tafeln sind dann nur die Köpfe solcher Individuen wiedergegeben worden, welche dem Durchschnitte jeder einzelnen Völker- oder Provinzgruppe entsprechen, so daß Dr. Folkmar glaubt versichern zu können, gute Durchschnittsbilder geliefert zu haben, abgesehen von jenen Stammestypen, welche im Gefängnis nur durch einzelne Leute vertreten waren. Dargestellt und mit anthropologischen Bemerkungen versehen finden wir Bikols, Kagajanen, Ilokanen, die mohammedanischen Moros, Pampanganen und Pangansinas, Tagalen, Visayer, Zambals, Igorroten, Manobos und zuletzt die in anthropologischer und ethnographischer Beziehung so berühmten Negritos, von denen vier Prachtköpfe das Album zieren. Tafel 76, der Negrito Vicente Gutierrez aus der Provinz Bataan, wird von jedem, der die Herkunft nicht kennt, für einen echten Neger angesehen werden, doch behauptete der Mann, seine Mutter sei eine Tagalin. Auch die anderen Negritos (Tafel 77 bis 79) von Bataan und der Insel Negros sind höchst interessante Köpfe, weit langköpfiger als die malaiischen Stämme der Philippinen, mit breitflügeligen Nasen, die sogar breiter als lang sind, mit auffallend kurzem, krausem Haar und sehr dunkler Farbe.

Prof. Dr. Karl Weule, Geschichte der Erdkenntnis und der geographischen Forschung, zugleich Versuch einer Würdigung beider in ihrer Bedeutung für die Kulturentwickelung der Menschheit. 2 Teile in einem Bande. XII und 436 S. Mit 40 Taf. u. K. in Farbendruck und 190 Abb. u. K. im Text. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., 1904.

Nach Form, Inhalt und Ausstattung wendet sich dieses historisch-geographische Werk des als vortrefflichen Ethnographen geschätzten Verfassers an einen weiten Leserkreis. Betont finden wir das zwar nirgends, und mitunter scheint es, als habe Weule sich bemüht, Peschel, Ritter oder Ruge nachzueifern, indessen ist das Ergebnis in seiner Gesamtheit nicht als ein für die Geographen bestimmtes zu bezeichnen. Quellenmäßig und quellenkritisch ist es nicht aufgebaut. In dieser Feststellung soll kein Vorwurf liegen; denn heute wäre wohl kaum jemand in der Lage, aus den Quellen heraus in jahrelanger Arbeit eine Geschichte der gesamten geographischen Forschung zu schaffen, und niemand vermöchte das auf dem hier gegebenen Raum. Außerdem betont es der Verfasser selber, daß angesichts der gewaltigen Aufgabe ihm eine Beschränkung auf die Grundzüge geboten war. Indessen wäre selbst in diesem Rahmen quantitativ wie qualitativ mehr zu erreichen gewesen, wenn der Verfasser nicht hätte bedacht sein müssen, unter allen Umständen „lesbar" zu bleiben: das Werk ist eben ein Abschnitt aus dem populären Prachtwerk „Weltall und Menschheit". Unter diesem Druck haben namentlich die die neuere Zeit behandelnden Teile des Kapitels „Das Zeitalter der wissenschaftlichen Erdforschung" eine wissenschaftlich unbefriedigende Form angenommen. Es finden sich dort Lücken, die auch bei aller Raumbeengung nicht bleiben durften. Gelegentlich hätte diesem Raummangel übrigens abgeholfen werden können, da manches eine weit kürzere Fassung vertragen hätte. So wäre die ältere Erforschungsgeschichte Afrikas leicht zu kürzen gewesen, und der Verfasser hätte dann nicht mit Eintritt der kolonialen Periode so schroff zu schließen brauchen. Aus dieser ist so gut wie kein Reisender erwähnt. Durften ferner aus anderen Erdgebieten Namen wie Rockhill, Koslow, Pjewtzow, Littledale, Dutreuil de Rhins, Futterer, Kreitner, Palgrave, Doughty, Bates, Katzer, Horn, Spencer, Borchgrevink, Sverdrup fehlen? Nicht einen Kleinasienforscher finden wir erwähnt; Hall, Petitot, Dall und Boas sind die einzigen, die für die Nordhälfte Nordamerikas genannt werden. Die Tiefseeforschung mit ihren Ergebnissen wird mit ein paar Zeilen erledigt. Und in dem Bemühen, mit wenigen Strichen zu charakterisieren, werden dann ganze wichtige Perioden übergangen und gewagte Aussprüche formuliert, wie: „Die Forschung im sibirischen Eismeer ist im 19. Jahrhundert lediglich beachtenswert durch die endliche Lösung auch der nordöstlichen Durchfahrt." Und Wrangel, Anjou, Bunge, Toll, Delong? Wir sollten meinen, die Ergebnisse dieser Männer sind ebenso beachtenswert wie Nordenskiölds Fahrt als reine Entdeckerleistung („Durchfahrt") betrachtet. Dagegen hat der Verfasser den Teil seiner Aufgabe, den die Darstellung des Geschehens, des rein Historischen gebildet hat, für die ältere Zeit erfüllt. Hier lagen bereits ausgezeichnete, quellenbeherrschende Arbeiten vor, und der Verfasser hat ihre Ergebnisse zu einer zweifellos geschickten und anschaulichen Darstellung gruppiert, in eine interessante Beleuchtung gerückt.

Aus dieser Gruppierung, dieser Beleuchtung spricht Ratzelscher Geist, spricht die historische Auffassung der bekannten Helmoltschen Weltgeschichte, auf der übrigens der Verfasser teilweise direkt fußt. Den Hintergrund der Darstellung der geographischen Forschung sollen Kultur- und Menschheitsgeschichte bilden — so bezeichnet Weule die Tendenz des Werkes, und nach dieser Tendenz ist auch fast durchweg mit unbestreitbarem Erfolge verfahren. Rechnet man dazu die Meisterschaft des Wortes, über die der Verfasser verfügt, so ergeben sich zahlreiche fesselnde und zumeist auch überzeugende Ausführungen.

Wir hätten noch einige Einwände zu machen und einige Irrtümer zu berichtigen. Die Ophirfrage wird bei der Besprechung des geographischen Horizontes der Israeliten berührt; sie wäre vielleicht besser bei den Phöniziern behandelt worden unter Berücksichtigung der südarabischen Beziehungen mit den Küsten des Indischen Ozeans. Die Mondberge der Alten erblickt Weule im Runssoro, was uns wenig sicher erscheint. Ebenso gewagt erscheint es uns, das Wissen des Ptolemäus von den Nilseen damit zu erklären, daß die Araber schon in sehr alter Zeit von der afrikanischen Ostküste ins Innere vorgedrungen wären. Das ist unbeweisbar und auch nicht wahrscheinlich. Die Ergebnisse Vogels, soweit sie bekannt geworden sind, werden von Weule stark überschätzt, diejenigen der Heuglinschen Expedition dagegen unterschätzt. In der französischen Sahara hat die Forschung heute nicht bereits Feilarbeit zu tun, sondern noch eine Menge Pionierarbeit. Livingstone erreichte Njangwe 1871, nicht 1869. Die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland" (nicht „für" Deutschland) bestand erst seit 1878, nicht seit 1873. Daß Hucs und Gabets Berichte über Lhassa ohne Nutzen für Erd- und Völkerkunde gewesen seien, kann man nicht gut sagen, ebensowenig, daß für die Tibetforschung die Franzosen das meiste geleistet hätten. Man stößt noch auf ziemlich viele andere Irrtümer und nicht begründbare Urteile in den letzten Teilen der Arbeit.

Die Ausstattung des Werkes mit Karten und Abbildungen ist glänzend, ja, es ist hier vielfach des Guten zuviel getan, da man nicht immer einsieht, was die Abbildungen mit dem Thema zu tun haben. Ganz zu verwerfen ist die Reproduktion von Gemälden, wie Broziks „Kolumbus vor Ferdinand und Isabella", Payers „Nie zurück!", Smith' „Das Ende der Franklinexpedition" u. a. m. H. Singer.

Kleine Nachrichten.

— Die Schöpfung und die ersten Menschen nach der Vorstellung der Baluba. In der Ecke zwischen dem Lukuga, dem Kamolondo und dem Kongostaat wohnt ein Baluba genannter Stamm, unter denen Missionare wirken. Einer von diesen, Colle, erzählt, wie wir dem „Mouv. géogr." entnehmen, folgendes: Die Baluba haben eine ziemlich klare Vorstellung von einem höchsten Wesen namens Kabesya-Mpungu oder Kube, d. h. der Mächtige, der Ewige; er hat Himmel und Erde geschaffen und erhält sie noch heute. Kube (Colle sagt dafür „Gott"!) schuf zuerst Sonne, Mond und Sterne, dann die Erde mit den Pflanzen, Tieren usw. Als das fertig war, setzte er einen Mann und zwei Frauen auf die Erde und lehrte sie den Namen und Gebrauch von allem. Dem Manne gab er ein Beil und ein Messer und unterwies ihn, wie man das Holz behaut, Stoffe webt, das Eisen schmiedet, jagt und fischt. Die beiden Frauen erhielten eine Hacke und ein Messer, und Kube zeigte ihnen, wie sie den Acker bebauen, kochen, Töpfe fabrizieren, Körbe flech-

ten, Öl herstellen und andere Frauenarbeiten verrichten sollten — alles, was ihnen noch heute obliegt. Diese ersten Bewohner der Erde lebten lange Zeit glücklich miteinander, bis eine der Frauen alt wurde. Aber Kube, der das vorausgesehen hatte, hatte ihnen die Gabe der Verjüngung verliehen und die Fähigkeit, dieses Geschenk sich und dem ganzen Menschengeschlecht zu bewahren. Unglücklicherweise verlor die Frau diesen Schatz, und so kam der Tod in die Welt. Das Unglück entstand wie folgt: Als das Weib sich ganz zusammenschrumpfen sah, nahm sie die Getreideschwinge ihrer Genossin, die soeben den Mais zum Bierbrauen damit behandelt hatte, und zog sich in die Hütte zurück, deren Tür sie sorgsam verschloß. Dort begann sie ihre ganze alte Haut abzureißen, die sich übrigens sehr leicht ablöste, und legte die Stücke auf die Schwinge, und sogleich erschien überall eine frische Haut. Die Prozedur näherte sich ihrem Ende, als ihre Genossin der Hütte sich näherte, um ihre Schwinge zu holen. Die Alte hatte noch kein Wort gesagt, als die andere schon die Tür aufgestoßen hatte. Aber ach! Im selben Augenblick fiel die fast vollständig verjüngte Frau tot nieder und nahm ihr Geheimnis mit sich. Deshalb müssen nun alle sterben. — Die beiden Überlebenden zeugten viele Söhne und Töchter, und von ihnen stammen alle Menschen ab. Seit dieser Zeit beschäftigt sich Kube nicht mehr mit seinen Geschöpfen; er begnügt sich, ab und zu inkognito nach ihnen zu sehen, und überall, wo er dann hinkommt, senkt sich der Boden. Er fügt niemandem etwas Übles zu, es ist also überflüssig, ihn zu ehren; daher treiben die Schwarzen auch keinen Kult mit ihm.

— Prof. Eduard Richter, der Geograph der Universität Graz, starb dort am 6. Februar d. J. Geboren am 3. Oktober 1847 in Mannersdorf bei Wien, studierte er in Wien und war von 1871 bis zu seiner Berufung nach Graz im Jahre 1886 Gymnasiallehrer in Salzburg. Richters Forschungs- und Studiengebiet waren vornehmlich die Alpen, unter diesen wieder besonders die Ostalpen in physischer, aber auch in prähistorischer und geschichtlicher Beziehung, so daß er als einer ihrer besten Kenner gelten durfte. Richter war auch Präsident der Internationalen Gletscherkommission. Von seinen Schriften sind unter anderem zu nennen: Beiträge zur Geschichte und Geographie der Alpen (1873 bis 1882), Die Erschließung der Salzburger Alpen (1882), Die Gletscher der Ostalpen (1888), Die Erschließung der Ostalpen, 3 Bde. (1892 bis 1894), Atlas der österreichischen Alpenseen (1896, in den Sitzungsber. d. Wien. Akad. d. Wissensch.), Seestudien (1897, ebenda), Geomorphologische Untersuchungen in den Hochalpen (1900, Ergänzungsheft zu Petermanns Mitteilungen).

— In seinen pflanzengeographischen Studien über die Halbinsel Kanin und das angrenzende Waldgebiet (Diss., Rostock 1904) führt R. Pohle aus, daß dort die Waldbäume in beständigem Schwinden begriffen sind. Sie werden als boreale Gewächse von arktischen und subarktischen Pflanzen verdrängt. Während Bäume und Sträucher dort nur selten fruktifizieren und noch seltener eine Reihe von günstigen Jahren finden, in denen sie über das zarte Jugendstadium hinaus gelangen können, sind ihre Gegner auf Kanin in vollster Vegetationskraft. Auf dem entwaldeten Boden fassen namentlich festen Fuß: die arktische Heide, Tundramoore und Saliceta. Die Moore bringen den Waldinseln die meiste Gefahr. Dazu kommt, daß der Untergang derselben durch den Menschen mittels Entholzung beschleunigt wird. Nach Pohles Ansicht sind diese Waldinseln Reste einer ehemaligen, unter günstigeren klimatischen Verhältnissen weiter ausgedehnten Waldvegetation; es fehlt ja auch nicht an Stimmen, die sich für ein wärmeres Klima arktischer Gebiete in alter Zeit ausgesprochen haben. Des weiteren versucht Verfasser, die Formationen des nordöstlichen Rußlands in eingehender Weise zur Darstellung zu bringen. Es war der Hauptzweck seiner Reisen, zu erforschen, in welcher Weise sich Arten unter gleichen biologischen Bedingungen zu Gesellschaften vereinigen.

— Die Expedition McMillans im Winter 1904 von Chartum nach dem südlichen Sobatgebiet hat nach den Mitteilungen und den Aufnahmen des Ingenieurs B. H. Jessen (Geogr. Journal, Bd. XXV, 1905, S. 158) einige sehr bemerkenswerte Ergänzungen zu den früheren Berichten über dieselbe Gegend von Major Austin (vgl. Globus, Bd. 82, S. 36) geliefert. Diese Ergänzungen betreffen hauptsächlich die Hydrographie und das Quellgebiet des Akobo, des südlichen Zuflusses des Sobat. Danach münden in den von Osten herströmenden Oberlauf des Akobo unter 6° 35' südl. Br. der Kaia, der in demselben Gebirgszuge im Süden entspringt, in dem die Quellen des gegen den Rudolfsee fließenden Sacchi liegen, und unter 6° 45' der Ajuba, dessen kurzer Lauf am Nordabhang des Bomaplateaus beginnt. Von der Vereinigung des Ajuba mit dem Akobo erhebt sich gegen Süden die bisher sumpfige und monotone Ebene zu einem mächtigen altvulkanischen und von Schluchten zerrissenen Gebirgsland, dessen höchste Gipfel (1600 bis 1800 m) das „Zebraplateau" (1170 m) im Südosten und das „Bomaplateau" (1000 m) im Süden überragen. Das Zebraplateau, ungefähr 390 qkm groß und mit schönstem Graswuchs bedeckt, doch völlig unbewohnt, bietet den besten Übergang von der Sobatgegend nach dem Rudolfsee, da von hier aus der Weg längs des wasserreichen Sacchi nach Südosten führt. Austin hatte 1901 den Übergang über das Bomaplateau gewählt, war aber dann in die trostlosen Steppen von Muscha und Mursu geraten. Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bomaplateaus rühmt Jessen ebenso wie jener. Über die dort angesiedelte Bevölkerung konnte er bei längerem Aufenthalte etwas eingehender berichten. Er schildert sie als kräftig und schön gebaut und als sehr fleißige Ackerbauer. Der Sprache nach sind sie weder mit den Nuer, noch mit den Abessiniern und Galla verwandt. Sehr interessant erscheint mir die Mitteilung, daß sie außer mit Speeren auch mit dem eigentümlichen Kampfmesser um das Handgelenk bewaffnet sind. Da diese Art der Bewaffnung sonst nur im Westen bei den Niloten in Latuka und im Osten bei den Turkana vorkommt, so wäre jetzt wenigstens ein erster Anhaltspunkt gegeben, um in dem Bomavolke das längst gesuchte Mittelglied zwischen den Stämmen östlich vom oberen Nil und jenen westlich von den Gestaden des Rudolfsees mit einiger Wahrscheinlichkeit zu vermuten. Durch McMillans Entdeckung des Überganges über das Zebraplateau dürfte überdies die Richtung angezeigt erscheinen, in welcher einst Völkergruppen aus der oberen Nilgegend nach Osten etappenweise vorgerückt sind.

B. F.

— Geologische Beobachtungen im Gebiet der alten Mündungen von Main und Neckar behandelt A. Steuer in dem „Notizbl. d. Ver. f. Erdkde. u. d. geolog. Landesanst. z. Darmstadt", 4. Folge, Heft 24, 1904. Er legt dar, daß sich während der Diluvialzeit im Ausgehenden des Mittelrheintales erhebliche tektonische Bewegungen vollzogen haben. Die Grabenversenkung des Rheintales tritt nicht bis unmittelbar an das vorgelagerte Taunusgebirge heran. Es müssen demnach in dem nördlichen Teile nicht allein die nord—südlich streichenden Spalten vorhanden sein, sondern auch west—östlich oder südwest—nordöstlich gerichtete eine wichtige Rolle spielen. Kinkelin gibt denn auch auf seiner geologischen Übersichtskarte der Gegend zwischen Taunus und Spessart, etwa mit dem Main von Höchst nach Flörsheim streichend, eine solche Spalte an, auf deren Nordwestseite Hydrobienschichten lagern, während das südöstlich gelegene Ausgehende des Rheintales als Oberpliozän gezeichnet wird, nach Abdeckung des Diluviums. Allein in der Gegend von Rüsselheim sind die Verhältnisse komplizierter, als man nach der Darstellung vermuten möchte. Unter dem Diluvium wurde bei einer Brunnenbohrung (8 m) Hydrobienkalk angetroffen. Nach Raunheim zu, in der Gegend der Flörsheimer Fähre, stehen auch auf dem linken Mainufer Rupelton und Cyrenenmergel an. Zieht man dazu das Auftreten des Hydrobienkalkes am Bauschheimer Hügel in Betracht, so vermutet Verfasser, daß die ganze Scholle in dem Zwickel zwischen Main und Rhein von der Flörsheimer Fähre nach Bauschheim zu unter dem Diluvium das marine Tertiär birgt, welches längs des Rheines gegen den Weißenauer Kalkzug verworfen ist und wahrscheinlich auch auf dem rechten Rheinufer noch verschiedene Verwerfungen enthält.

R.

— Die Anthropologie der Norweger. Der verdienstvolle und unermüdliche C. O. E. Arbo liefert in einer neuen, mit Porträts, Karten und graphischen Darstellungen verschwenderisch ausgestatteten Schrift (Fortsatte Bidrag til Norges Anthropologi. Christiania 1904) eine Fortsetzung seiner Untersuchungen über die Rassenverhältnisse seiner norwegischen Landsleute, die im vorliegenden Fall speziell die Bevölkerung des Amtsbezirkes Bratsberg zum Gegenstand haben und auf anthropologische Messungen an über 2700 Wehrpflichtigen basiert erscheinen. Gerade in Norwegen hat ein detailliertes regionäres Studium der ethnischen Verhältnisse besondere Bedeutung, weil es jetzt immer deutlicher wird, daß die alte Einteilung des Landes in „fylkes" nicht nur eine physisch-anthropologische, sondern auch eine demo-psychologische Grundlage und Berechtigung hat. Arbo glaubt, daß die nach Norwegen eingewanderte Bevölkerung schon von jeher tiefe Unterschiede ihrer Rassenzusammensetzung dargeboten haben möchte, und daß später der Einfluß eines besonderen Naturmilieus und der langdauernden Isolierung das übrige getan habe, um jene Unterschiede zu

befestigen. Nach seinen gegenwärtigen Ermittelungen zerfällt der Bratsberger Bezirk durch eine nahezu genau von N nach S gerichtete Grenzlinie in zwei Gebiete, die nicht nur physisch-anthropologische, sondern auch dialektische, psychologische und folkloristische Unterschiede erkennen lassen; die Linie fällt dabei fast absolut zusammen mit der alten Grenze zwischen Graenland und Þelamörk. Die Thelemarker erscheinen deutlich schlanker, von höherem Wuchs und lichterem Typus der Haut- und Haarfärbung. Auch in der Kopfform sind Unterschiede erkennbar, aber sie sind im ganzen nicht sehr groß, da der Index der Kopfbreite in Graenland um 77, in Nordthelemarken um 78 das Maximum seiner Verbreitung hat. Die Graenländer sind mit ihren schweren untersetzten Körpern auch geistig weniger regsam als die lebendigen, aufgeweckten, einbildungsreichen und temperamentvollen Thelemarker, die eine ausgesprochene Neigung zu intellektueller Betätigung, zu abstraktem Denken, zu dichterischen und künstlerischen Leistungen aufweisen. Dialektisch ist als wesentlich unterscheidend das sog. „gotische" l von Munch zu nennen, das in der Phonetik der Thelemarker nicht entwickelt erscheint.

Die Rundköpfe des Bezirks zählt Arbo zu der sog. norwegischen blond-brachykephalen Rasse, zu der nur in den Städten und größeren Industriezentren dunkle Brachykephale, wahrscheinlich von fremdem Ursprunge, hinzugetreten sind, deren Penetration hier, wie auch in Schweden, von den Küsten her erfolgt zu sein scheint. Die ausgesprochenen Brachykephalen gruppieren sich um ein Häufigkeitsmaximum von 168 cm, während das Maximum der Großgewachsenen sich bei den Meso-Dolichokephalen findet. R. W.

— Rückgang der Gletscher in der argentinischen Kordillere. In seinen „Gletscherbildern aus der argentinischen Kordillere" (Zeitschr. des Deutsch. und Österr. Alpenver., 35. Bd., 1904) kommt R. Hauthal zu dem Resultat, daß die dortigen Gletscher, vielleicht mit ganz wenigen Ausnahmen, sich in einem beständigen Rückzuge befinden. Hauthal stützt sich dabei auf selbst angefertigte Photographien. Zuverlässigere Beobachtungen als Photographien von eigener Hand im Verlaufe einer Reihe von Jahren vermag es aber wohl nicht zu geben. Gleichzeitig mit dem Rückzuge findet auch vielfach ein starkes Schwinden der Eismassen statt, während anderwärts eine Art Stauung sich bemerkbar macht. Leider ist bisher überhaupt nur ein verhältnismäßig geringer und wegen der ausgedehnten Vergletscherung schwer zugänglicher Teil der argentinisch-chilenischen Gebirge erforscht, und eine entsprechende geologische Durchforschung dieser Gebiete dürfte wohl noch recht lange auf sich warten lassen.

— Prof. Volz' Studienreise nach Sumatra. Prof. Dr. Wilhelm Volz von der Universität Breslau hat im vorigen Jahre im Auftrage und mit Unterstützung der Humboldtstiftung der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine Reise nach Sumatra unternommen, deren Zweck in erster Linie das Studium des für die Auffassung der Tektonik des malaiischen Insellandes so wichtigen Grundbaues der Insel Sumatra, sowie die Untersuchung der geologischen Stellung der jungen Vulkane ist. Über seine bisherigen Unternehmungen und nächsten Schritte schreibt uns Prof. Volz aus Medan unter dem 1. Februar folgendes:

„Durch das große Entgegenkommen des holländischen Gouvernements war es mir möglich, zunächst einige ausgedehntere Züge in dem bisher nur durch militärische Expeditionen bekannten Norden Sumatras auszuführen. Im Juli und August v. J. besuchte ich Groß-Atjeh und Pedir. Die Ergebnisse dieses Zuges erstrecken sich besonders auf die jüngste Geschichte der Insel und auf das Altersverhältnis der jüngeren vulkanischen Ereignisse. Oktober und November waren einer größeren Expedition in die erst seit zwei Jahren erschlossenen Gajoländer gewidmet, zu der mir die Regierung eine größere militärische Eskorte liebenswürdigst zur Verfügung stellte. Ich untersuchte vor allem die Umgegend des Laut Tawar, eines etwa 56 qkm großen Binnensees; er ist in etwa 1250 m Meereshöhe gelegen, nach meinen Lotungen 75 m tief. Der See ist ein tektonischer Graben diluvialen Alters; ältere Terrassen, welche sich in Resten rings um den See ziehen, lassen erkennen, daß er ehemals etwa 40 m höheren Wasserstand besaß. Die Resultate dieser Expedition bestehen einmal in einer Bestätigung und Erweiterung jener des Groß-Atjehzuges — ich konnte mehrere alte Vulkane konstatieren, sowie einen noch tätigen, den etwa 2500 m hohen Telong, welchen ich auch als erster bestieg — sodann in einer Erweiterung unserer Kenntnis des Grundbaues der Insel nach Seite des präkarbonen Hochgebirges, wie der altpleistozänen Gebirgsbildung.

„Ich beabsichtige nunmehr nach Abschluß der Regenzeit, die ein Arbeiten im Gebirge unmöglich macht, zunächst mich in die Battakberge zu begeben, um hier womöglich den Anschluß an die bereits einigermaßen bekannten Gebiete des Tobasees und des ihm südlich vorlagernden Gebirges herzustellen. Später hoffe ich dann noch Gelegenheit zu finden, ehe ich den besser bekannten Gebieten der Westküste mich zuwende, die zwischen den untersuchten Gebieten vorhandenen Lücken unerforschten Landes kennen zu lernen. Doch hängt dies davon ab, ob ich eine Eskorte werde erhalten können; dann ohne solche ist ein Reisen in jenen Gebieten unmöglich."

— Zur Geschichte der chinesischen Papierfabrikation. Wiesner teilt in den Sitzungsber. d. Wien. Akad. d. Wissensch., 148. Bd., 1904, über die Materialien von vier Manuskripten ostturkestanischen bzw. tibetanischen Ursprungs mit, daß die Resultate von neuem den Beweis liefern, wie die der arabischen vorangegangene chinesische Papiererzeugung mit der Verarbeitung roher Baste dikotyler Pflanzen begann, denen bereits frühzeitig als Surrogat zerstampfte Hadernmasse zugesetzt wurde. Auch daß schon von den Chinesen zur Leimung des Papieres Stärke zur Verwendung kam, bestätigen die neuen Untersuchungen. Es sei dabei erwähnt, daß die ersten Versuche, das Papier beschreibbar zu machen, darin bestanden, es mit einem Schreibgrund (Gips) zu versehen. Hierauf folgte der Versuch, durch eine aus Flechten bereitete Gelatine das Papier zu leimen. Sodann kam die Imprägnierung des Papieres mit roher, trockener Stärke zur Anwendung (Tibet?), daran schloß sich die Anwendung eines Gemisches von dünnem Kleister mit unveränderter Stärke, bis man erkannte, daß es behufs Leimung am zweckmäßigsten sei, bloß Kleister anzuwenden. Die überwiegende Mehrzahl des alten chinesischen Papieres ist auf diese Weise beschreibbar gemacht worden. Die arabischen Papiere sind bereits durchweg mit reinem Kleister geleimt. Ein Stärkezusatz diente wohl nur zur sogenannten Füllung des Papieres.

— Cvijić, der unermüdliche Erforscher der südosteuropäischen Halbinsel, berichtet in den Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien, 1904, Heft 5/6 über neuere Ergebnisse über die Eiszeit auf der Balkanhalbinsel nach seinen eigenen Beobachtungen. Deutliche Spuren der Eiszeit fand Cvijić neuerlich auf im Lovćen, im Perister bei Bitolj, der eine Höhe von 2550 m erreicht, in der Sero-Planina, in der Jakupica (2530 m), in den Tälern der Vitoša, in den Prokletije (nordalbanesische Alpen), wenngleich dies überaus schwierig zu betretende Gebiet bis jetzt noch höchst mangelhaft bekannt ist. Auch im Zentralbalkan, dessen Südabhänge Götz vergeblich nach eiszeitlichen Spuren durchforschte (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, 1900, Bd. XXXV, S. 127 ff.), fand Cvijić auf der Nordseite unter dem Trojanski Manastir am linken Ufer des Crni Ossem in zwei Terrassen riesige Schottermengen aufgehäuft, wie sie sonst nirgends im Hauptkamm des Balkan vorkommen, die höchstwahrscheinlich mit dem feuchten Klima der Eiszeit im Zusammenhang stehen. Ferner entdeckte Cvijić sowohl auf der westlichen wie auf der östlichen Hälfte der Halbinsel unmittelbare Spuren zweier Vergletscherungen, zwischen denen ein Zeitraum starker Erosion vorhanden war; sie entsprechen chronologisch wahrscheinlich der alpinen Mindel- und Rißeiszeit (nach der Terminologie Penck-Brückner). Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß sich noch eine dritte jüngste Eiszeit daran angeschlossen hat, parallel der Würmeiszeit in den Alpen. Unter den Arten der alten Gletscher überwiegen die Kargletscher bei weitem, Talgletscher sind namentlich in der Osthälfte der Halbinsel weit seltener, Plateaugletscher sind bis jetzt nur in der Westhälfte an der Grenze von Bosnien und Montenegro beobachtet worden. Die Höhe der ehemaligen Schneegrenze wird in weit höherem Maße von der Küstenlage der Gebirge, als von relativ unbedeutenden Unterschieden in ihrer geographischen Breite beeinflußt. H.

— Eine Expedition zur Erforschung der Chatanga (Sibirien) hat die russische Geographische Gesellschaft ausgerüstet. Den Anlaß dazu bietet folgender Umstand. Im Jahre 1874 unternahm Czekanowski eine Fahrt nach der Tunguska, der Lena und dem Olenek. Beim Suchen nach dem letzteren stieß er auf einen Fluß, den er für den Olenek hielt. Nachdem er sich ein Boot gebaut, wollte er den Fluß stromabwärts fahren, als er von einem alten Tungusen hörte, daß der von ihm für den Olenek gehaltene Fluß Monjero heiße und in die Chatanga in ihrem Oberlauf münde. Da beschloß Czekanowski, den von ihm entdeckten Fluß

später zu untersuchen und seinen Zusammenhang mit der Chatanga festzustellen, er starb aber 1876 unter den Vorbereitungen zu diesem Werke. An seiner Stelle wollte Baron v. Toll die Untersuchung übernehmen, aber er wurde durch seine wiederholten Expeditionen nach den Neusibirischen Inseln, deren letzte so unglücklich für ihn verlief, abgehalten. So nähert sich die Idee Czekanowskis erst jetzt, fast 30 Jahre nach seinem Tode, der Verwirklichung.

Die Leitung der Expedition hat der Astronom O. Backlund, dem der Geolog J. P. Tolmatschew, der Meteorolog Tolstow, der Topograph M. J. Korownikow und der Dolmetscher G. Wassiljew zur Seite stehen. Im Herbst 1904 hat Tolmatschew schon am Jenissei alle möglichen Vorbereitungen getroffen. Im allgemeinen ist folgende Marschroute ins Auge gefaßt. Die eigentliche Expedition wird in Turuchansk beginnen. Von hier wird man sich mit Rentieren nach dem See Jessej begeben, an dem eine bedeutende Ansiedelung der Jakuten liegt. Dieser See ist bisher auf der Karte noch nicht richtig bezeichnet, und es werden hier astronomische Beobachtungen vorgenommen werden. Am See wird ein Mitglied zurückgelassen werden, der geologisch zu arbeiten hat, und die Expedition begibt sich auf Hundeschlitten zum Monjero, um dort ihre Forschungen zu beginnen, wo Czekanowski stehen geblieben ist. Von diesem Punkt aus wird sich die Expedition mit der Erforschung des Sees Wojewoli beschäftigen, von dessen Existenz man durch die Tungusen Kenntnis erlangt hat (Strelbizkij gibt den Flächeninhalt dieses Sees mit 2205,5 qkm an). Mit Eintritt des Sommers wird man mit einem Boot auf der Chatanga die Mündung des Monjero suchen. Zum Herbst gedenkt die Expedition wieder am See Jessej zu sein, worauf dann die Heimkehr erfolgen soll. P.

— Über das Alter und die Entstehung des Würmsees (Starnbergersees) in Oberbayern handelt W. Ule in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1904, Heft 9. Ule hatte in seinem Würmseewerk (Leipzig 1901) die Ansicht Pencks, die er noch in seinem gemeinsam mit Brückner herausgegebenen Werke „Die Alpen im Eiszeitalter" aufrecht erhielt, daß nämlich die Entstehung des Würmsees in die Zeit der letzten Vergletscherung falle, das Becken selbst also nur durch das fließende Eis geschaffen sei, entschieden bekämpft aus allgemeinen physikalischen und geologischen Gründen; es war ihm aber bisher nicht geglückt, eine Grundlage für eine neue sichere Altersbestimmung zu finden. Bei einer nochmaligen Untersuchung der Seeumgebung im Herbst 1903 glaubt er nun eine Tatsache gefunden zu haben, die über das Alter des Sees einen unzweideutigen Aufschluß gibt und damit zugleich eine Streitfrage endgiltig aus der Welt geschafft zu haben, welche seit einem Vierteljahrhundert die bedeutendsten alpinen Glazialforscher mannigfach beschäftigt hat. In einer neuerdings bedeutend erweiterten Kiesgrube südlich von Seeshaupt am Südende des Sees fand er, daß die geneigten Schichten des Schotters nicht nur von horizontalen Niederterrassenschottern überlagert sind, sondern daß sich darüber noch echtes Moränenmaterial zum Teil in einer Mächtigkeit von über 2 m befindet, welches ungleichmäßig geschichtet ist, also einer umgelagerten Moräne angehört. Die Beschaffenheit der Geschiebe beweist, daß das Material aus unmittelbarer Nähe stammt. Sowohl der See wie das alte Delta, als welches Ule diese Ablagerungen anspricht, müssen also vor der letzten Glazialzeit schon vorhanden gewesen sein. Der Gletscher war also seinerseits nicht imstande, die ganze Schottermasse aus dem Wege zu räumen, sondern ist darüber hinweggegangen, ein direkter Beweis für seine geringe Erosionskraft und gegen die Glazialbildung des Sees. Die Entstehung des Würmsees fällt also in die Zeit nach Ablagerung des Deckenschotters und vor Eintritt der letzten Vergletscherung, und seine große Tiefe (bis 123 m) erklärt sich dadurch, daß das fließende Wasser des interglazialen Talsystems nach dem Durchschneiden des Deckenschotters es nur noch mit dem weichen Tertiär zu tun hatte. Die Hypothese postglazialer Krustenbewegungen, die Ule früher nicht ganz von der Hand gewiesen hatte, läßt er nun definitiv fallen.

Halbfaß.

— A. Mertens bespricht die bemerkenswerten Bäume im Holzkreis des Herzogtums Magdeburg im Arch. f. Landes- u. Volkskunde d. Prov. Sachsen, 14. Jahrg., 1904, und macht sie durch treffliche Abbildungen auch weiteren Kreisen bekannt. Möchten diese Zeilen überall gelesen werden und Anlaß geben, daß auch andere Teile unseres Vaterlandes in ähnlicher Weise erforscht und die Resultate festgelegt werden. Es ist höchste Zeit, dem Conwentzschen Rufe zu folgen und zu retten, was noch zu retten ist. Bei einer Reihe dieser Abbildungen glaubt man kaum, daß die Bäume in jener Gegend gewachsen sein sollen.

— Das angebliche Semitentum der Massai, das Merker in seinem Werke behauptet und zu erweisen versucht hat (vgl. Globus, Bd. 86, S. 264 und 286), hat, wie zu erwarten war, vielfach Staunen und Fragen erregt. So spricht in der Zeitschrift für Ethnologie 1904, S. 735, Karl Meinhof, ein vorzüglicher Kenner afrikanischer Sprachen und selbst mit den Massai vertraut, seine Zweifel an den Deutungen Merkers aus. Nachdem er der ethnographischen Arbeit Merkers alle Anerkennung hat zuteil werden lassen, gibt er zu, daß die so stark an die biblischen Berichte erinnernden Erzählungen alt sein können, wenn auch nicht so alt, wie Merker annimmt; auch läßt Meinhof durchblicken, daß eine Verquickung von christlichen Missionseinflüssen mit echten Massaiüberlieferungen vorliegen könne, was Merker ausdrücklich verneint hatte. Was aber Meinhof vor allem vermißt, ist, was auch schon im Globus, Bd. 86, S. 286 moniert wurde, die Veröffentlichung der Originaltexte in der Massaisprache, ohne die eine sichere Deutung nicht möglich sei. Jedenfalls aber sei es ein Irrtum, daß Massai und Israeliten einst ein Volk gewesen seien und aus der Zeit jener Gemeinsamkeit die Traditionen der ersteren stammten. Die Massai seien keine Semiten: „Alle Hoffnungen, die der Verfasser auf die Linguistik setzt, sind von vornherein illusorisch. Die linguistische Zugehörigkeit der Massai zu den Hamiten ist völlig klar, und von einer Zugehörigkeit zu den Semiten kann ernsthaft gar nicht die Rede sein." Über die sprachlichen und biblisch-theologischen Kenntnisse Merkers urteilt Meinhof sehr absprechend, während er dessen ethnographische Schilderungen, über deren Wert ja auch keine Meinungsverschiedenheit besteht, sehr hoch stellt.

— In seinem Aufsatze über Klima und Gletscher in „Himmel und Erde", 16. Jahrg., 1904, hebt R. v. Lendenfeld hervor, daß das uns zu Gebote stehende Beobachtungsmaterial und die daraus sich ergebenden Schlüsse keine sichere Antwort auf die Frage nach der Ursache der Eiszeit geben. Sie zeigen vielmehr, daß Veränderungen in der Verteilung von Wasser und Land und in der Gestaltung der letzteren, wie sie im Laufe geologischer Zeiten stattfinden, hinreichen, um einmal in diesem, einmal in jenem Gebiete ein derartiges Anwachsen der Gletscher hervorzurufen, wie es in der Eiszeit stattgefunden hat. Sie sprechen aber auch durchaus nicht gegen die Annahme, daß die die Eiszeiten charakterisierenden Vergrößerungen der Gletscher ohne Veränderungen der Erdoberfläche und überall gleichzeitig stattgefunden hätten; wäre dieses aber der Fall, so müßte natürlich die Ursache der Eiszeit eine außerirdische sein. Ebensowenig können wir die Frage beantworten, ob in Zukunft die Gletscher wieder eiszeitliche Dimensionen annehmen werden. Wahrscheinlich ist es wohl, daß dieses geschehen wird, und die Stätten der nördlichen Städte wie Petersburg, Berlin und London unter den vorrückenden Eismassen werden begraben werden; aber bis dahin hat es jedenfalls noch gute Weile. R.

— Von tiefer Bedeutung erscheint vielen Völkern der Nabelschnurrest, welcher, nachdem er unterbunden und durchschnitten worden, am Nabel des Kindes hängen bleibt, bis er abfällt. Dr. H. Ploss hat in seinem Werke „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker" 1876, I, S. 40 ff. darüber gehandelt und die mit der Nabelschnur zusammenhängenden Bräuche und Vorstellungen bei Kultur- und Naturvölkern zusammengestellt. Die nordamerikanischen Indianer fehlen dort. Über diese und ihre Anschauungen von der Nabelschnur erhalten wir aber jetzt durch James Mooney im Journal of American Folk-Lore, Vol. XVII, p. 197 (1904) nähere Auskunft. Bei den Tschiroki wird die Nabelschnur eines Mädchens unter einem Kornmörser begraben, damit das Kind eine gute Brotbäckerin werde; diejenige eines Knaben hängt man in einen Waldbaum, damit er ein guter Jäger werde. Bei den Kiowas trägt das Mädchen seine Nabelschnur in einem Täschchen am Gürtel, bis es mannbar wird. Sollte das Kind unterdessen sterben, so wird das Täschchen mit der Nabelschnur an einem Stabe über der Gruft befestigt. Auch die Cheyenne verfahren in ähnlicher Art, und wenn das Kind, dem man das Nabelschnursäckchen vor hält, zuerst mit der linken Hand danach greift, so wird es linkshändig, oder umgekehrt.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 53. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

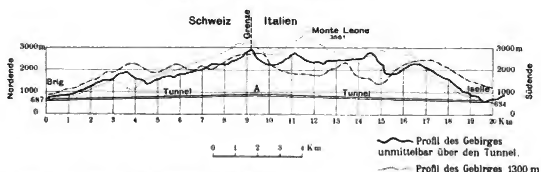
Bd. LXXXVII. Nr. 11. BRAUNSCHWEIG. 23. März 1905.

Der Durchstich des Simplon.

Am 24. Februar d. J. war der Durchstich des Simplon eine vollzogene Tatsache. Die gewaltigen Schwierigkeiten, die sozusagen noch in letzter Stunde sich aufgetürmt hatten, das Hereinbrechen starker heißer Wassermassen, konnten das Werk zwar verzögern, vermochten aber nicht, der modernen Ingenieurwissenschaft den Sieg zu entreißen. Es bleibt noch ein zweiter, dem ersten paralleler Tunnel durch den Simplon auszubauen, auch wird der jetzt fertige erste Tunnel schwerlich vor dem Herbst d. J. betriebsfähig sein, weil noch Schienen und Kabel zu legen sind; doch ist wohl schon jetzt der Zeitpunkt gekommen, da an dieser Stelle von dem großen Kulturwerk Notiz genommen werden muß.

Der Doppeltunnel, dessen erstes Glied nun fertig ist, beginnt auf der schweizerischen Seite etwa 6 km oberhalb der Stadt Brig, von wo die alte, von Napoleon I. angelegte, 63 km lange Simplonstraße ausgeht, und führt in gerader Richtung südostwärts quer durch den Hauptstock der hochgetürmten Walliser Alpen nach dem italienischen Dorfe Iselle, wo auch die Straße ausmündet, etwa 15 km oberhalb Domodossola; er leitet also aus dem oberen Rhonetal in das Vedrotal hinüber. Die Simplonstraße mit einer Paßhöhe von 2005 m biegt in weitem Bogen südwestlich von der Trasse des Tunnels aus, über dessen Mitte eine Gesteins- und Gebirgsmasse von 2100 m Vertikaldurchmesser lagert. Die Länge des Tunnels beträgt 19730 m, d. h. nahezu 20 km, die die künftigen Schnellzüge in 20 bis 25 Minuten durcheilen werden; er ist also der längste Tunnel der Erde [1]. Von den übrigen großen Alpentunneln unterscheidet sich der Simplon außerdem durch seine tiefe Lage, durch die seine große Länge bedingt wird. Während z. B. der Gotthard bei 1154 m, der Arlberg bei 1311 m kulminiert, so daß die Tunneleingänge erst in langen gewundenen Steigungen erreicht werden, erhebt sich der Simplon nur bis zu 705 m über dem Meere, wobei der Eingang bei Brig 687, der Ausgang bei Iselle 634 m hoch liegen. Dementsprechend beträgt die Steigung in der Nordhälfte 2, in der Südhälfte 7 auf 1000 m. (Die nicht rein horizontale Lage ist gewählt, um den Wasserabfluß zu erleichtern.)

Längsschnitt durch den Simplontunnel.



Profil des Gebirges unmittelbar über den Tunnel.

Profil des Gebirges 1300 m südwestlich vom Tunnel.

Profil des Gebirges 1300 m nordöstlich vom Tunnel.

A höchste Stelle im Tunnel.

Der Simplontunnel ist im Auftrage der Jura—Simplonbahngesellschaft angefangen und nach Verstaatlichung der Linien jener Gesellschaft für die schweizerische Bundesregierung fortgeführt und beendet worden. Plan und Ausführung sind das Werk der Firma Brandt, Brandau & Co. in Winterthur; leitende Ingenieure waren außer dem verstorbenen Brandt die Herren Brandau, Oberst Locher, Pressel, Kager, Sulzer u. a. m. Der ursprüngliche Kontrakt sah für die Vollendung des ersten Tunnels und des Richtstollens für den zweiten eine Bauzeit von etwa $5^3/_4$ Jahren vor, indem diese Arbeit, die im August 1898 in Angriff genommen wurde, bis zum 13. Mai 1904 beendet sein sollte. Dafür sollte die Baufirma $54^1/_2$ Millionen Frank erhalten, für den späteren Ausbau des zweiten Tunnels dann noch 15 Millionen. Gleichzeitig mit dem ersten Tunnel ist auch der Richtstollen des zweiten gebohrt worden, welch letzterer im Abstand von

[1] Gotthard 14912, Mont Cenis 12238, Arlberg 10270, Col di Tenda 8100, Albula 5866 m.

17 m dem anderen parallel laufen wird und mit ihm alle 200 m durch Gänge in Verbindung steht. Es wurde so im Interesse einer besseren Luftzirkulation gebaut. Diesem Interesse dient das für den Simplon gewählte Zweitunnelsystem überhaupt. Außerdem aber waren noch andere Erwägungen dafür maßgebend, besonders der Umstand, daß der ungeheure Druck der Gesteinsmassen besser auf zwei Tunnels von geringem Durchmesser verteilt wird, als daß er auf einem Tunnel von großem Profil lastet; dann auch die Erwägung, daß bei etwaigen Reparaturen in dem einen Tunnel der zweite in vollem Umfange zur Verfügung steht.

Der Bau, gleichzeitig von der Nord- und Südseite her begonnen, ging drei Jahre lang ungehindert vonstatten. Im September 1901 wurde dann aber auf der Südseite eine starke warme Quelle angeschlagen, die bis zu 1,3 cbm Wasser in der Sekunde lieferte und hier zur Einstellung der Arbeiten auf ein halbes Jahr zwang, während man bemüht war, des Wassers Herr zu werden. Auf der Nordseite war bis zum September 1903 die Bohrung bis zur halben Länge des Tunnels gediehen, also planmäßig verlaufen, dann traten auch hier Schwierigkeiten auf infolge von Wasser und Nachstürzen losen Gesteins. Ein anderes unerwartetes Hindernis bildete die furchtbare Hitze, die bis auf 54° C stieg, und deren Ursache noch nicht klar erkannt ist. Zwar nimmt, was ja bekannt ist, die Erdwärme nach unten allmählich zu, doch reicht das zur Erklärung der hohen Hitzegrade nicht aus, so daß man vorläufig geneigt ist, an den Einfluß eines flüssigen Erdinnern zu glauben. Die Kette dieser Hindernisse nahm kein Ende, und die letzten traten im September 1904 auf, als nur noch 260 m zu durchbohren waren; sie sind ja noch in lebhafter Erinnerung. Infolgedessen hatte die Regierung sich veranlaßt gesehen, die der Baufirma zugebilligte Summe von 69,5 auf 78 Millionen Frank zu erhöhen und die Frist bis zur Betriebseröffnung des ersten Tunnels bis zum 1. Mai 1905 zu verlängern. Genau wird auch dieser Termin nicht eingehalten werden können, da, wie erwähnt, vom Durchschlag bis zur Betriebsfähigkeit noch ein etwas weiter Weg ist. Für den Ausbau des zweiten Tunnels sind noch besondere Abmachungen zu treffen.

Der Simplontunnel durchschneidet die Alpen in dem Gebiet zwischen dem Gotthard- und Mont Cenistunnel und wird für den Verkehr Westeuropas mit Mailand und Genua von besonderer Wichtigkeit werden. So erreicht man von Paris aus Mailand über Basel, Luzern und den Gotthardtunnel in 18½, über den Mont Cenis in 19½ Stunden; durch den Simplontunnel wird die Fahrt sich auf 14 Stunden verkürzen. Dabei ist allerdings Voraussetzung, daß noch gewisse schweizerische Bahnen über den Jura mit den französischen verbunden werden, wofür zwei Konkurrenzprojekte bestehen. Die Zugangslinien auf der italienischen Seite sind bereits für den verstärkten Verkehr vorbereitet. In zweiter Reihe kommt der Simplontunnel für eine schnellere Verbindung der Westschweiz und Westdeutschlands mit Genua in Betracht, und diese italienische Hafen- und Handelsstadt wird — das dürfte eine der ersten Folgen der Herstellung des Simplontunnels sein — in kurzem einen rapiden Aufschwung nehmen. Die weiteren Verkehrsveränderungen, die der neue Schienenweg durch die Alpen zur Folge haben wird, lassen sich im einzelnen natürlich noch nicht übersehen.

Dr. A. A. Iwanowskys Anthropologie Rußlands.

Die grundlegende Arbeit A. Iwanowskys, die im vorigen Jahr in den „Berichten der kaiserlichen Gesellschaft der Liebhaber der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie an der Universität zu Moskau“ erschienen ist und über die hier kurz berichtet werden soll, legt ein schönes Zeugnis von der Belesenheit und von dem erstaunlichen Fleiß des Verfassers ab. Das Werk ist mit Kärtchen im Maßstabe von 1 : 23 100 000 ausgestattet, auf welchen wir die Verteilung der Menschen im ganzen russischen Reiche nach der Farbe des Haares und der Augen, dem Wuchs und dem Kopfindex verfolgen können. Die Arbeit Iwanowskys gewinnt noch an Interesse dadurch, daß er noch nirgends veröffentlichte Messungen an Burjaten, Tungusen und Ufa-Tataren von J. D. Talko-Grinzewitsch, an Kasaner Tataren von A. W. Waruschkin, an Armeniern aus dem Kreise Schuscha von I. Ter-Dawydof, an Jesiden aus dem Kreise Alexandropol von K. I. Gorostschenko usw., und seine eigene Beobachtungen an den Kurden, Armeniern, russischen Übersiedlern aus dem Gouvernement Eriwan und Juden in Odessa verwerten konnte.

Der Verfasser betrachtet zuerst die Bevölkerung des russischen Reiches, soweit es das Material erlaubt, nach der Haar- und Augenfarbe, dann nach dem Wuchs, dem Kopfindex, dem Längen- und Breitenindex (wozu nur wenig Material vorhanden war), dem Gesichtswinkel, der Kieferstellung, dem Nasenindex, der Körperlänge, dem Brustumfang und der Länge des Armes und Beines, und versucht eine anthropologische Klassifikation der Bevölkerung des weiten Reiches zu konstruieren. Am Schluß ist ein Literaturverzeichnis der russischen Anthropologie von 38 großen Seiten angeführt.

Resultat seiner Untersuchungen ist, daß der Verfasser die Bevölkerung in verschiedene Gruppen einteilt, wobei er die Bemerkung vorausschickt, daß die Slawen in Rußland eine nach den anthropometrischen Daten sehr gemischte Gruppe darstellen. Zu dieser Gruppe gehören teils wirkliche Slawen, wie die Groß-, Klein- und Weißrussen und die Polen, teils die nur in einigen Merkmalen ihres Habitus ihnen ähnelnden Völker, wie die Litauer, Syrjanen, Kasaner und Kassimower, Tataren, die Baschkiren und merkwürdigerweise die Kalmücken. Nach der Farbe der Augen und der Haare herrscht bei den Großrussen Kleinrussen, Weißrussen, Polen, Litauern und Syrjanen der blonde, bei den Tataren, Baschkiren und Kalmücken der dunkle Typus vor. Die meisten Vertreter dieser Gruppe sind mittleren Wuchses [1]), wobei unter den Kleinrussen, Weißrussen, Litauern und Baschkiren die Tendenz zur Hochwüchsigkeit vorherrscht. 75 Proz. von der oben erwähnten Gruppe sind brachycephal [2]), das Gesicht meistens breit, namentlich aber unter den Tataren und Kalmücken. Dem Nasenindex nach sind die Laptorhinen [3]) vorherrschend, obgleich eine bedeutende Anzahl

[1]) Dr. Iwanowsky bezeichnet Individuen bis zu 1600 mm als niedrigen, bis zu 1650 als mittleren und bis zu 1700 und darüber als hohen Wuchses.

[2]) Der Verfasser rechnet zu den brachycephalen Individuen mit dem Kopfindex 83,34 und darüber, zu den Mesocephalen bis zu 80 und zu den Dolichocephalen bis zu 75.

[3]) Die Leptorhinen bis zu 70, die Mesorhinen 85 und Platyrhinen über 85.

von Mesorhinen existiert. Brustumfang und Körperlänge weisen in der Regel hohe Ziffern auf. Die Arme sind lang[4]), die Beine dagegen weisen mittlere Länge auf[5]).

Wenn wir zu den einzelnen Völkerschaften dieser Gruppe übergehen, so bemerken wir, daß sogar innerhalb eines und desselben Volkes große Verschiedenheit herrscht. Der physische Typus der Großrussen variiert in verschiedenen Gegenden ihres Siedelungsgebietes sehr bedeutend; so z. B. unterscheiden sich die Großrussen im Gouvernement Twer von ihren Landsleuten durch Vorherrschen des blonden Typus (40 Proz.), während alle anderen Großrussen vom gemischten Typus sind. Unter den Bewohnern dieses Gouvernements kommen meistens langarmige Brachycephalen von hohem Wuchse vor, und sie haben große Ähnlichkeit mit den Weißrussen. Die Großrussen im Gouvernement Kursk nähern sich in ihrem Äußeren den Kalmücken, sind leptorhin, mit niedrigem Gesicht und geringerem Brustumfang. Die Großrussen im Gouvernement Tula sind sehr selten dunkel, dafür aber von niedrigem Wuchse, glattnasig und kurzbeinig. Die größte Ähnlichkeit herrscht zwischen ihnen, den Polen und russischen Ansiedlern im Gouvernement Eriwan.

Die meisten Messungen an den Weißrussen sind in den Gouvernements Smolensk und Minsk ausgeführt, wobei festgestellt ist, daß die Weißrussen im Gouvernement Smolensk von denen im Gouvernement Minsk durch den geringen Prozentsatz der Blonden, den hohen Wuchs, die Brachycephalie, das Vorherrschen der Mesorhinen, den größeren Brustumfang und die sehr geringe Beinlänge sich unterscheiden. Am meisten Ähnlichkeit besitzen sie mit den Kasaner Tataren. Der Typus des Kleinrussen variiert am meisten, so daß die Bewohner des Gouvernements Kijew eine selbständige Gruppe in anthropologischer Beziehung für sich bilden, die Kasaken des Kubangebietes zur anthropologischen Gruppe der Osseten gehören, und die Kleinrussen in Wolhynien nur sehr geringe Ähnlichkeit mit den übrigen Kleinrussen aufweisen. Summarische Daten ergeben dagegen, daß die Kleinrussen zahlreiche anthropologische Merkmale aufweisen, die denen anderer Völkerschaften der slawischen Gruppe mit Ausnahme der Syrjanen, Litauer, Kassimower Tataren und Kalmücken ähnlich sind.

Die Polen stehen den Großrussen am nächsten, sie unterscheiden sich von ihnen nur durch die größere Anzahl von Leptorhinen, den größeren Brustumfang, die geringere Körperlänge, die kürzeren Arme und längeren Beine. Die Litauer ähneln sehr den Polen des Gouvernements Lublin und den Großrussen im Gouvernement Kursk. Am meisten Ähnlichkeit mit den Großrussen besitzen von Nichtslawen die Syrjanen. Die Kasaner Tataren weisen viele identische Merkmale mit den Weißrussen im Gouvernement Minsk und den Polen im Gouvernement Lublin auf.

Beim Betrachten der anthropologischen Merkmale anderer Völkergruppen Rußlands müßten wir die Lappländer in eine selbständige Gruppe absondern. Nach der Augen- und Haarfarbe stellen sie meist einen gemischten Typus dar, wobei jedoch die Blonden dreifach die Dunklen überwiegen. Der Wuchs ist sehr niedrig, vier Fünftel aller Lappländer sind brachycephal. Von allen Völkern Rußlands besitzen die Lappländer die größte Körperlänge und den größten Brustumfang. Die Arme sind sehr lang, die Beine dagegen auffallend kurz.

Die Letten bilden auch eine Gruppe für sich. Die Blonden herrschen vor. Der Wuchs ist sehr hoch (Personen von hoher Gestalt gibt es viermal mehr als von niedriger). 75 Proz. sind leptorhin und 70 Proz. brachycephal. Die Letten gehören zu den Völkerschaften Rußlands, welche den größten Brustumfang aufweisen. Die Arme sind von mittlerer Länge.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die Mordwinen keine Ähnlichkeit mit anderen Völkerschaften haben und deshalb eine selbständige anthropologische Gruppe bilden. Nach der Haar- und Augenfarbe herrscht der gemischte Typus vor, doch sind die Dunklen den Blonden um das zweifache überlegen. 56 Proz. sind von niedrigem Wuchse und 89 Proz. sind brachycephal. Die Leptorhinen sind ums dreifache den Mesorhinen überlegen. Die Mordwinen sind von mittlerem Brustumfang, ihre Arme sind sehr lang und die Beine sehr kurz.

Ganz isoliert stehen auch die Kleinrussen des Gouvernements Kijew, bei denen die Dunklen (38 Proz.) und die Gemischten (35 Proz.) beinahe sich die Wage halten. 58 Proz. der gemessenen Personen waren hoch von Wuchs, 89 Proz. brachycephal, 79 Proz. leptorhin, meistens vom großen Brustumfang, 82 Proz. langarmig und mit 78 Proz. vorspringenden Backenknochen. Selbstverständlich bilden auch die Juden eine abgesonderte Gruppe. Es herrscht bei ihnen der dunkle Typus vor. Der Wuchs ist niedrig, namentlich bei den Juden von Odessa (70 Proz. von niedrigem Wuchs) und aus den Gouvernements Warschau, Wilna, Grodno, Kowno, Mohilew und Kurland. Die Juden sind vorherrschend Brachycephale, 83 Proz. sind leptorhin; die Körperlänge ist die mittlere. Der Brustumfang ist gering, Arme und Beine sind lang.

Die Armenier bilden wieder eine Gruppe, während von den Meschtscherjaken Iwanowsky etwas Positives aus Mangel an zuverlässigem Material nicht zu sagen vermag. Drei Viertel aller Armenier gehören zum dunklen Typus. Der hohe Wuchs überwiegt (auf 65 Proz. hochgewachsener kommen nur 35 Proz. niedriggewachsener Individuen). 97 Proz. sind brachycephal, 77 Proz. leptorhin; ihre Körperlänge ist groß, der Brustumfang bei den meisten (66 Proz.) mittelmäßig, die Arme sind von mittlerer Länge, die Länge der Beine aber ist groß. Einige Ähnlichkeiten mit den Armeniern zeigen noch die Aissoren[6]), Ljuli[7]) und die Krim-Tataren, aber von den zuerst genannten zwei Völkchen sind so wenig Individuen von Anthropologen gemessen, und die Krim-Tataren sind bekanntlich so sehr ein Mischvolk, an dessen Entstehung außer den Tataren noch die Genuesen, Griechen, Türken, Juden, Karaimen, kaukasische Bergvölker, russische und polnische Gefangene mitgewirkt haben, daß etwas entschiedenes über ihre Zugehörigkeit zu irgend einer anthropologischen Gruppe sich bis jetzt nicht sagen läßt.

Die Gruppe der Osseten zeichnet sich durch ihren dunklen Typus (55 Proz.) aus. Es gibt unter den Osseten dreimal mehr Personen von großem Wuchs als von niedrigem. Die Brachycephalen herrschen vor, bei den meisten ist die Körperlänge mittelmäßig, 69 Proz. aller Osseten sind Leptorhinen, der Brustumfang ist bei 76 Proz. von mittlerer Größe, ebenso die Länge der Arme, die Beine dagegen sind lang. Zu dieser Gruppe, wie oben erwähnt, rechnet Iwanowsky auch die Kuban-Kasaken (nach Dr. Giltschenkos anthropologischen

[4]) Kurzarmig bezeichnet es A. Iwanowsky, wenn die Länge des Armes zum Wuchse im Verhältnisse von 43 steht, Mittelarmig das Verhältnis bis 45 und Langarmig das von über 45.

[5]) Kurzbeinige, bei denen das Verhältnis der Beine zum Wuchse nicht über 50 beträgt, mittelbeinige mit dem Verhältnis von nicht über 52 und langbeinige von nicht über 52.

[6]) Gemessen sind einige Aissoren-Nestorianer in Baku, Urmia (Persien) und im Gouvernement Eriwan.

[7]) Ljuli sind die Turkestaner Zigeuner.

Messungen) trotz ihrer kleinrussischen Abstammung. Die Kabardiner stehen nach den vorhandenen, recht mangelhaften anthropologischen Daten in der Mitte zwischen der armenischen und der ossetischen Gruppe, indem sie charakteristische Eigenschaften der einen und der anderen dieser beiden Gruppen aufweisen. Dr. Iwanowsky hofft, daß die nähere Untersuchung dieser Völkerschaft später entscheiden wird, zu welcher anthropologischen Gruppe sie in Wirklichkeit zu zählen ist.

Die Gruppe der Kumyken [1]), bei denen der dunkle Typus vorherrschend ist, zeichnet sich durch den kleinen Wuchs, den mittleren Brustumfang, lange Arme und Beine aus; 95 Proz. der Kumyken sind brachycephal und 77 Proz. leptorhin.

Der lesgische Stamm der Küriner, an denen Kurdof im Samurkreise gemessen hat, unterscheidet sich wesentlich von den Lesgiern des Kreises Kasikumuch, die aber nur in einer sehr geringen Anzahl von Pantjuchof anthropometrisch untersucht worden sind. Die Küriner sind von dunklerem Typus, kleiner von Wuchs und besitzen längere Arme. Doch auch in diesem Falle verhinderte das ungenügende Material Iwanowsky, endgültig seine Meinung zu äußern. Ebenso bleibt unentschieden die Frage nach der anthropologischen Stellung der Udinen [2]), trotz der sehr verdienstvollen Untersuchungen von Dr. Arutinof.

Die Kurden, Perser und die transkaukasischen oder Aderbeidschan-Tataren bilden nach Iwanowsky eine gemeinsame Gruppe, wobei die Kurden den Persern näher stehen als die Aderbeidschan-Tataren. Die charakteristischen Merkmale dieser Gruppe sind fast ausschließlich dunkle Augen und Haare, vorherrschend hoher Wuchs, Dolichocephalie, Vorherrschen der Leptorhinen, bedeutende Körperlänge, mittlerer Brustumfang, lange Arme und Beine von mittlerer Länge.

Die gesamte Bevölkerung Mittelasiens bildet nach Dr. Iwanowsky eine gemeinsame Gruppe, zu deren Vertretern er die Kirgisen, Tarantschen, Afghanen, Dunganen, Sarten, Sibo und die Chinesen in Kuldscha rechnet. Bei ihnen allen herrscht dunkle Farbe des Haares und der Augen; der Wuchs ist mittel, wobei bei den Sarten, den Stadt-Tarantschen, Dunganen, Sibo, Chinesen und Afghanen eher hoher Wuchs beobachtet wurde. Die Brachycephalie herrscht vor, wenn es auch unter den Dunganen und Afghanen viele Dolichocephale gibt. Nach dem Nasenindex dominieren die Leptorhinen. Der Körper ist bei diesen Völkern lang, der Brustumfang nur mittelmäßig und bei vielen sogar gering (so z. B. bei 40 Proz. der Sibo, 56 Proz. der Afghanen und sogar 60 Proz. der Chinesen). Die Arme sind von mittlerer Länge (nur bei den Stadt-Tarantschen und Dunganen sind sie kurz), die Beine dagegen sind bei allen kurz.

Die Karakirgisen und die Turkmenen bilden je eine Gruppe für sich. Sowohl bei den ersteren, wie auch bei den letzteren herrscht die dunkle Haar- und Augenfarbe vor, bei den Turkmenen sind 80 Proz., bei den Karakirgisen 69 Proz. von hohem Wuchs, bei den Karakirgisen herrscht die Brachycephalie (94 Proz.), bei den Turkmenen dagegen die Dolichocephalie (77 Proz.). Der mittlere Brustumfang und lange Arme sind beiden Gruppen eigen, während die Beine bei den Turkmenen von mittlerer Länge, bei den Karakirgisen hingegen kurz sind.

Einige Eingeborene Mittelasiens und Sibiriens bilden eine mongolische Gruppe, zu welcher Iwanowsky die Kalmücken in der Mongolei, Torgouten, Mongolen, Samojeden, Burjaten und die Tungusen rechnet. Die Farbe der Haare und der Augen ist dunkel (nur unter den Samojeden gibt es 50 Proz. vom gemischten Typus). Der Wuchs ist klein, besonders klein sind die Samojeden. Alle sind ausgesprochene Brachycephale, Leptorhine gibt es an 90 Proz. Der Brustumfang ist mittelmäßig, und es kommen recht viele Individuen mit großem Brustumfang vor. Die meisten Vertreter der mongolischen Gruppe haben bedeutende Körperlänge, lange Arme und Beine von mittlerer, die Samojeden sogar solche von geringer Länge. Die Burjaten besitzen viele gemeinsame Merkmale mit den Jakuten, welche Iwanowsky in eine abgesonderte Gruppe mit den nördlichen Tungusen zusammenfaßt, die Mainof in den Kreisen Jakutsk und Olekminsk des Gebietes Jakutsk und Ochotsk des Seeküstenlandes untersuchte. Der dunkle Typus ist bei dieser Gruppe allein vertreten. Der Wuchs ist klein; unter den Jakuten bilden die Brachycephalen 75 Proz., unter den nördlichen Tungusen 64 Proz.; Individuen mit mittlerem Brustumfang bilden unter den ersteren 51 Proz., bei den letzteren 64 Proz.; die Arme sind lang. Die Ainos und die Ostjaken stellen zwei selbständige Gruppen dar. Über die ersteren sind die Forschungen des verdienstvollen japanischen Professors Koganei bereits den Lesern des „Globus“ bekannt. Die besonderen Merkmale der Ostjaken sind: dunkle Augen und Haare, kleiner Wuchs (bei 91 Proz.), mittlerer Brustumfang; dabei gibt es unter den Ostjaken 43 Proz. Brachycephale, 30 Proz. Dolichocephale und 27 Proz. Mesocephale, ebenso wie 46 Proz. von ihnen mittellange und 45 Proz. lange Arme haben. Die Mesorhinen bilden 52 Proz. und die Leptorhinen 35 Proz. aller gemessenen Ostjaken.

Zum Schluß seiner höchst verdienstvollen und interessanten Arbeit bemerkt Dr. A. Iwanowsky: „Das sind die Hauptresultate, zu welchen die Erforschung des bis jetzt vorhandenen Materials zur Anthropologie Rußlands führt. Die Summierung dieses Materials wies zahlreiche und in betreff einiger Völkerschaften recht bedeutende Lücken auf, deren Ausfüllung das Ziel der künftigen Untersuchungen bilden muß. Mein Versuch der anthropologischen Klassifikation der Bevölkerung Rußlands konnte nur in sehr roher Form ausgeführt werden, da aus Mangel an Material nur mit einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Merkzeichen operiert werden mußte, wobei oft wesentlich wichtige Merkmale, z. B. die Form der Haare, die Behaarung, die Form der Ohren, Nase und Augenhöhle usw., ganz außer Betracht gelassen worden sind.“

P. v. Stenin.

[1]) Die Kumyken sind ein Mischlingsvolk zwischen der Terekmündung und Derbent im Nordosten von Kaukasien, dessen Fürst (der Schamchal von Tarki) einst auch Ostdaghestan beherrschte.

[2]) Die Udinen sind 7856 Seelen stark und bewohnen die Ortschaften Wartaschen und Nidscha im Kreise Nucha des Gouvernements Elisabethpol.

Aus der Umgegend von Jalta.

Von Hauptmann A. Meyer. Dresden.

Mit fünf Abbildungen.

Eine der von der eleganten Welt Rußlands zur Erholung am meisten besuchten Stätten ist die Südküste der Krim, jener wurderbare, schmale Uferstreifen am Südabhange der Jaila mit halb europäischer, halb asiatischer Flora, mit starren Felsmassen und duftenden Gärten, mit Palästen und armseligen Hütten. Zur Zeit der Traubenkur, in den Monaten August bis November, wimmelt dort vor allem Jalta von Gästen; die höchsten Preise werden in diesem Teile des Jahres für Unterkunft und Verpflegung gezahlt, und der Zudrang wird am größten, wenn der Zar in Livadia weilt. Es soll dann schon vorgekommen sein, daß ein einmaliges Nachtlager auf einem Billard mit 25 Rubel, also mit über 50 Mark bezahlt wurde! In ruhigeren Zeiten jedoch, wenn die Hotels noch nicht überfüllt sind, kann auch der weniger Bemittelte sich einen Aufenthalt in jener Gegend erlauben.



Abb. 1. **Jalta, von Osten gesehen.**

Für Ackerbau, Industrie und Handel ist die Südküste der Krim an sich von geringer Bedeutung. Dem prachtvollen gesunden Klima verdankt sie ihren Ruf. Zwar wird im Sommer eine bedeutende Wärme erreicht, die Südabhänge der Jaila fangen die Strahlen der Sonne den ganzen Tag über auf und geben die Wärme zur Nachtzeit wieder zurück, so daß auch die Nächte nicht kalt sind. Über 30° R im Schatten erlebten wir an Vormittagen im Juni. Aber wenn sich auch wegen dieses heißen Mittags das Hauptleben am Morgen und Abend entfaltet, so ist die Hitze doch nicht entfernt so unangenehm wie im Inneren der Krim oder gar im Steppengebiete Rußlands selbst. Denn die wunderbare Seeluft hindert eine gar zu starke Erhitzung und Verstaubung und hält den Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre stets auf einer derartigen Höhe, daß der Aufenthalt unmittelbar an der Küste sehr gesund und selbst für Lungenkranke empfehlenswert bleibt. Letztere dürfen allerdings nicht daran denken, die unmittelbare Nachbarschaft der Küste zu verlassen, denn bei der Seltenheit von Niederschlägen findet in größeren Höhen im Laufe des Sommers eine arge Ansammlung von Staub statt, so daß, wenn man die Küste zu Schiffe entlang fährt, die den Gebirgsabhang begleitende Straße als häßlicher grauer Streifen in der benachbarten Vegetation sichtbar wird. Gerade die Ansammlung von Wärme an den steilen Hängen mag am meisten beitragen zum Gedeihen der prächtigen, allbekannten Weine, der herrlichen Zierpflanzen in den Gärten, der Zypressen und Palmen, die in keinem Besitztum fehlen, während weiter oben, in bedeutenderer Seehöhe, die wetterfesteren Bäume, Buche, Eiche und Nadelhölzer, gedeihen.

Vom Meere aus gesehen, liegt Jalta (Abb. 1) wundervoll. Die Stunde unserer Ankunft — 7 Uhr abends — war gerade die richtige zum Genusse des herrlichen Schauspiels, da die Strahlung der Sonne auf dem Wasserspiegel tagsüber zu stark ist, um angestrengtes Sehen ohne Übermüdung zu gestatten.

Das Gebirge tritt hier so nahe ans Meer heran, daß nur an einzelnen Stellen ein schmaler Uferstreifen frei bleibt, der Ansiedelungen von geringem Umfang gestattete. Die bedeutendste ist Jalta, ein Städtchen von wohl nicht mehr als 15000 Einwohnern, von Wichtigkeit auch infolge des trefflichen Ankerplatzes, der die

Herstellung eines guten, geräumigen Hafens ohne übermäßige Kosten ermöglicht hat. Bis auf etwa 1300 m steigt die Jaila hier empor und bildet ein Amphitheater, in dessen Mitte der Ort liegt. Wirklich eben ist nur die Nábereshnaja[1]), die von ihr abzweigenden Seitenstraßen beginnen durchweg schon nach wenigen Schritten zu steigen.

Das hervorragendste Gebäude ist die Rassija, ein großes Hotel, welches sich von seinem Hintergrund, einem gewaltigen Bergmassiv, in sehr vorteilhafter Weise abhebt. Man ist gut aufgehoben in der Rassija, die herrliche Lage und die Trefflichkeit des Unterkommens und der Verpflegung sorgen in gleicher Weise dafür. Es war anfänglich nicht die Bestimmung des Gebäudes gewesen, als Hotel zu dienen: es war ein Luxusbau, ehemals im Besitz eines Russen, der sich jedoch aus irgend einem Grunde zur Veräußerung desselben veranlaßt sah. Der jetzige Besitzer ist ein Deutscher, und wie man es in Rußland so oft findet, hat deutscher Fleiß hier vortreffliche Früchte getragen; der vorzügliche Ruf, den das Haus genießt, ist in jeder Beziehung wohlverdient.



Abb. 2. **Kap Al Todor.**

Das Städtchen an sich bietet an Sehenswürdigkeiten sehr wenig und wohl keine, die man nicht auch anderwärts genießen könnte. Aber die Umgegend ist um so interessanter. In seltener Mannigfaltigkeit vereinen sich hier Gegensätze der verschiedensten Art auf engem Raume: Meer und hohe Berge in unmittelbarster Nachbarschaft, prachtvoller Wald und unweit davon nackte Felsengipfel ohne die geringste Vegetation, Ansiedelungen, hier bestehend aus eleganten Schlössern und Villen mit reicher Wein- und Obstzucht und herrlichen Parkanlagen, dort aus ärmlichen Hütten. Höhe und Tiefe, Reichtum und Armut, Fleiß und Gleichgültigkeit drängen sich eng zusammen.

[1]) Uferstraße.

Für die Ausflüge in die Umgebung von Jalta stehen ausgezeichnete zweispännige Wagen zur Verfügung, für welche die Stadtverwaltung einen Tarif herausgegeben hat, der zwar nicht billig ist, aber immerhin eine Übervorteilung ausschließt. Die Leistungsfähigkeit dieser Fahrzeuge ist staunenerregend. Die Kutscher, Tataren in blauem oder weißem, stets reinlichem Kaftan mit dem metallbeschlagenen Gürtel um die Hüften, hohen Stiefeln und der Schirm- oder Lammfellmütze auf dem Kopfe, sind mit ihren kleinen, struppigen, aber sehr flotten und ausdauernden Pferdchen gut Freund und behandeln sie ausgezeichnet. Die Tiere arbeiten denn auch in beispielloser Unverdrossenheit. Die Wagen fahren trotz der stellenweise furchtbar schroffen Steigungen durchweg ohne Schleifzeug und bringen außer dem Kutscher auf Verlangen sechs Personen fort! Das russische Pferd ist ja für gute Leistungen bekannt, doch glaube ich, daß wir hier gewissermaßen eine tellurische Auslese vor uns haben und dieser so sehr an das Gebirge gewöhnte Pferdeschlag erst nach und nach sich den örtlichen Vorbedingungen seiner engeren Heimat angepaßt hat.

Wir hatten uns für die Zeit unseres Aufenthaltes einen Leibkutscher ausgesucht, oder, etwas bescheidener ausgedrückt, wir fuhren immer mit demselben. Diese Maßregel ist empfehlenswert, denn sie bringt einen nicht zu unterschätzenden Vorteil: wenn auch der Tatar weniger als der echte Russe die stereotype Monotonie und Redefaulheit an sich hat, wie sie z. B. Gogolj in seinen „Toten Seelen“ so köstlich schildert, so gewinnt er doch erst dann das rechte Vertrauen zu seinen Fahrgästen, wenn er sie des öfteren fährt, und wie sich dann die Leute äußern, ist oft sehr lehrreich. So konnten wir an unserem Kutscher beobachten, einen wie tiefen Eindruck die Persönlichkeit Alexanders II. und sein schrecklicher Tod im Volke hinterlassen haben. Erzählte unser braver Rosselenker von ihm, so fehlte nie der Zu-

satz: „Katorawo ubili“, d. h. „welchen man ermordet hat“; und mochte er den verblichenen Zar-Befreier noch so oft erwähnen in seinen schlichten Reden: diese rührende Erläuterung fehlte nie!

Es ist begreiflich, das vor Livadia zunächst alles andere zurücktritt, daß hierher der Fremde zuerst seine Schritte richtet, zur Sterbestätte Alexanders III. und einem Lieblingsaufenthalt auch des jetzigen Zaren und seiner Familie. Wäre Livadia der Privatbesitz irgend eines Unbekannten, so würde wohl der prächtige Park, weniger aber die beiden Villen ein Ausflugsziel bilden. „Die Villen“: denn die russische Bezeichnung dwarjez hier, wie es sprachlich richtig wäre, mit „Palast“ oder „Schloß“ zu übersetzen, wäre in diesem Falle ganz verkehrt. Es sind zwei Villen, mit denen vielleicht mancher Emporkömmling nicht zufrieden wäre: aber mit welch graziösem Kunstsinn Natur und Menschenwerk hier zu einem harmonischen Ganzen vereint wurden, ist kaum zu beschreiben. Es herrscht durchweg vornehmste Einfachheit, der Sitz ist eine Verkörperung der Anspruchslosigkeit, und es ruht über ihm ein zarter, duftiger Zauber und ein Hauch edelster Pietät, so daß der Besucher einen wunderbaren Eindruck empfängt von dieser Stätte, wo Alexander III. seine letzten Tage verlebte. Auch die ununterbrochene militärische Bewachung tut dem nicht so viel Abbruch, als man denken sollte.

Sie ist allerdings sehr streng, sämtliche Zugänge werden sorgfältig abgesperrt gehalten, und niemand hat Zutritt, der sich nicht legitimieren kann. Ist aber der Paß in Ordnung, so hat man vollkommene Bewegungsfreiheit, selbstverständlich nur in Abwesenheit des Kaisers. Die Behandlung der Fremden ist durchaus zuvorkommend.

Die Villen sind mit großem Geschick derart angelegt, daß man von jedem der zahlreichen kleinen Balkons eine anders geartete Aussicht hat. Hier blickt man durch einen langen, aus über und über mit Blüten bedeckten Rosenstöcken gewölbten Tunnel steil bergab nach Osten hin, und als Abschluß dieses Blickes sieht man in weiter Entfernung, gleichsam eingerahmt in Rosen und halb erdrückt von Duft, die Bucht von Jalta mit den goldglänzenden Kirchenkuppeln, mit den zahlreichen Schiffen im Hafen und dem glänzenden Spiegel des Schwarzen Meeres. Wir gehen ein Stück weiter und gewinnen auf dem nächsten Balkon eine Aussicht nach dem Parke hin: die verschiedensten Baumarten stehen in anmutigsten Gruppierungen zusammen, eine Vereinigung nördlicher und südlicher Vegetation, die in dem prächtigen Klima beide gedeihen: Buche, Eiche, Linde, wie Palme und Zypresse, die herrlichsten Blumenbeete mit den seltensten und duftigsten Arten, frischer Rasen, plätschernde Brunnen erfreuen das Auge. Dann wieder bietet sich nach Norden hin dem Blicke eine gewaltige Felsmauer, starr und leblos, der Südabhang des Jailagebirges, welches unweit Livadia einen seiner höchsten Punkte in unmittelbarer Nähe der Küste hat, den Ai Petri. Und endlich nach Süden hin schaut man nach dem Schwarzen Meer, einem Sinnbild der schnellen und stetigen Ausbreitung russischer Macht unter den Gesichtspunkten Peters des Großen, dessen größte Bedeutung in seiner Wertschätzung des Meeres liegt.



Abb. 3. **Blick auf den Ai Petri.**

Zur Versorgung des kaiserlichen Hoflagers mit Nahrungsmitteln dient eine kleine Meierei, oberhalb von Livadia im Walde gelegen. Man erreicht sie in etwa halbstündiger Fahrt auf der in Serpentinen den Abhang emporsteigenden Straße. Eine kleine Herde von bestem Schweizer Rindvieh wird hier gehalten, und der Vorsteher der Anlage gestattete uns, jedoch diesmal ohne nach dem Paß zu fragen, in zuvorkommendster Weise die Besichtigung seines Reiches. Es ist eine teure Sache mit dieser Anlage: denn das Schweizer Vieh verträgt das in der Krim wachsende Futter nicht und muß deshalb durch

importiertes Futter erhalten werden. Es lohnt die Mühe aber auch durch hohen Schlachtwert und vortreffliche Milch. Man hatte zwei einheimische Kühe zum Vergleich mit den Schweizern im Stalle, wahre Zwerge gegen die letzteren! Im Sommer hält sich das Vieh den größten Teil des Tages auf einer geschützt liegenden, eingezäunten Waldblöße auf; die nur für schlechte Witterung und den Winter bestimmten Ställe bieten jedem Tier einen geräumigen Kastenstand. In der Kellerei und Molkerei wird durchweg auf Marmor gearbeitet, kurz, man hat hier, allerdings zweifellos mit erheblichen Kosten, eine landwirtschaftliche Musteranstalt ersten Ranges geschaffen.

Weiter führte uns der Weg nach oben zur kaiserlichen Waldvilla Eriklik, ehemals einem Lieblingsaufenthalt Alexanders II. Die Bauart ist ganz eigentümlich und läßt darauf schließen, daß die kaiserliche Familie nur im heißesten Sommer hier zu weilen pflegt. Nur Boden und Dach sind massiv. Alle Wände bestehen aus starken, beiderseits mit Stoff benagelten Holzrahmen, so daß sie überall dem Drucke der Hand nachgeben. Es mag darin ein wirksamer Schutz gegen die Hitze liegen, welche massive Wände wohl länger halten und nach innen weitergeben würden, während die zwischen den beiden Stoffüberzügen eingeschlossene Luftschicht als schlechter Wärmeleiter abkühlend auf das Innere wirkt. Man staunt, daß eine solche Konstruktion überhaupt der Witterung standhält, doch ist zu bedenken, daß der Bau durch Wald und Gebirge gegen die Winde geschützt ist, während das weit vorspringende, starke Dach auch sehr heftigen Regengüssen widersteht.

Wir fanden dasselbe freundliche Entgegenkommen des Hausmeisters und im Inneren die gleiche anspruchslose, aber geschmackvolle Ausstattungsweise wie in Livadia. Pietätvoll sind Möbelausstattung und Bilderschmuck in ihrer Gruppierung unangetastet geblieben seit dem Tode Alexanders II. Eine Serie vorzüglicher Aquarelle, Landschaften und Volkstypen aus dem Kaukasus darstellend, fesselte ganz besonders unsere Aufmerksamkeit; aber das Schönste stand uns noch bevor. Nachdem wir die wenigen Zimmer gesehen, riet uns der Hausmeister, in die Laube im Garten zu gehen, wo der Zar an schönen Nachmittagen des öfteren zu weilen pflege; dort habe man einen schönen Blick. Wir folgten dem Rate und genossen ein unbeschreiblich großartiges Schauspiel. In einem Umkreise von Hunderten von Kilometern übersieht man das Schwarze Meer, scheinbar nur durch den kurzen Steilabfall zu unseren Füßen von uns getrennt, und begrenzt weit drüben zur Rechten und Linken von dunstumschleierten, nur in ihren bläulichen Umrissen wahrnehmbaren Vorgebirgen. — Gewiß, das Meer ist immer groß, aber nur in einem ganz seltenen Falle hat man wahrhaft jenes unheimlich-großartige, halb erhebende, halb drückende Gefühl, in die Unendlichkeit zu blicken: wenn nämlich die Beleuchtung derartig ist, daß die Grenze zwischen Himmel und Meer dem Auge entschwindet. Und so sahen wir's.



Abb. 4. **Klippen bei Oreanda.**

Ein Stück landeinwärts von Eriklik, inmitten eines herrlichen Waldes von Laub- und Nadelholz bildet der Wasserfall Utschau-Ssu, das fliegende Wasser, das Ziel vieler Ausflüge. Man muß ihn im zeitigen Frühjahr besuchen, da schon im Mai kaum noch von einem „Fall" die Rede sein kann. Gewiß ist die Stelle sehr schön, aber wir hatten doch das Gefühl, daß uns hier etwas fehle. Und es ist auch so, es fehlt das Meer: so sehr hat man sich an den Ausblick auf die See gewöhnt, daß man sie ungern mißt, besonders da der Wasserfall, wie auch seine Umgebung, nicht durch Großartigkeit hervorragen. Der Weg vom Utschau-Ssu nach Jalta führt zunächst noch durch schönen Wald, vorbei an einer kleinen, längst verfallenen Befestigungsanlage, die noch aus der Zeit der Tatarenherrschaft herrühren mag, wo sich jeder nur auf die Schärfe des eigenen Schwertes und den festen

Bau des eigenen Hauses verlassen konnte. Dann aber, in fast plötzlichem Wechsel, macht der schöne Wald einer traurigen, öden Talmulde Platz, die im Sommer ein trübseliges Bächlein durchfließt, aus dem nicht einmal unsere ermatteten Pferde trinken wollten; im Winter freilich und im Frühjahr wird das Bild ein anderes, und es mag wohl der zu diesen Zeiten alljährlich neuen Überschwemmungsgefahr zuzuschreiben sein, daß in dieser Talmulde, an deren Ende Jalta liegt, kein Landbau und keine Ansiedelung zu finden ist, so daß der Eindruck, den sie in der heißen Jahreszeit macht, ein sehr trauriger genannt werden muß. Eine Vorbedingung für die ungefährdete Existenz all der kleinen Niederlassungen am äußersten Küstenstreifen des Südabhanges der Jaila wird wohl überhaupt die starke Bewaldung des Gebirges sein, die als Regulator der Feuchtigkeit dient; sonst würden die herniedergehenden Frühjahrswässer derartig vernichtend wirken, daß sich menschliche Ansiedelungen von Bedeutung kaum halten könnten.



Abb. 5. **Gursuff mit dem Aju Dagh im Hintergrunde.**

Wir besuchten auch die kaiserliche Besitzung Ober-Massandra, deren Schloß gerade damals unter der Bauleitung eines deutschen Architekten seiner Vollendung entgegenging. Auch hier entzückten uns die herrlichsten Blicke, sei es nach dem Meere hin, über den prächtigen Park von Unter-Massandra hinweg oder hinauf nach dem Inneren des Landes zu.

Wir benutzten die Gelegenheit, um auf Anraten unseres Kutschers eine große Kellereianlage zu besuchen, welche, nicht allzuweit von Massandra gelegen, meines Wissens zu den großen Weingütern von Maharadsch gehört. Die Anordnung der Kellerbauten ist derart, daß von einem Zentralkeller wohl ein Dutzend verschiedene Stollen ausgehen, welche in ganz verschiedener Tiefe unter der Erdoberfläche liegen. Man sagte uns, daß dies nötig sei, weil die verschiedenen Sorten und Jahrgänge der Krimweine verschieden tiefe Lagerung verlangten. Inwieweit dies den Tatsachen entspricht, entzieht sich meiner Kenntnis, und ich muß die Entscheidung über die Richtigkeit der Behauptung den Sachverständigen überlassen.

Westlich von Jalta liegen noch zwei prächtige Besitzungen, die ohne Mühe zu erreichen sind, Alupka und Oreanda, voneinander getrennt durch Kap Ai Todor, wo sich ein Sonderling ein Heim schuf, das die Winterstürme des Schwarzen Meeres gar unsanft rütteln dürften (Abb. 2). Alupka ist ein tatarisches Dorf; das Schloß wurde Ende der dreißiger Jahre vom Fürsten Woronzow in gotisch-maurischem Stile errichtet. Die Ausstattung ist wohl kostspieliger, nicht aber vornehmer und geschmackvoller als die zu Livadia, das Bemerkenswerteste an der Besitzung ist zweifellos der Park. Es sind darin gar wunderliche Felsbildungen vorhanden, und Baumeister wie Gärtner haben diese von der Natur gegebenen eigentümlichen Gestaltungen geschickt zu benutzen und durch Anpflanzung von Zedern, Zypressen, Palmen, Aloe, Blumenarrangements, Anlegung von schattigen Laubgängen, Pavillons und Wasserkünsten reichen Szenenwechsel zu schaffen verstanden (Abb. 3). In Oreanda, einer großfürstlichen Besitzung, ist das Schloß leider Anfang der achtziger Jahre durch Feuer zerstört worden, trotzdem lohnt sich der Weg dorthin durch die vielen reizenden Fleckchen im Parke und die schönen Blicke, die viele Punkte bieten (Abb. 4).

Zum Schlusse sei noch ein Ort erwähnt, der sich in der letzten Zeit immer mehr zu einem beliebten Badeflecken ausgewachsen hat: Gursuff.

Gursuff, von Jalta in ostwärts gerichteter Seefahrt binnen einer halben Stunde erreichbar, erhält das Charakteristische seiner Lage durch den Berg, an dessen Fuß es liegt, und der, einem ruhenden Bären entfernt ähnlich, von dieser Gestalt den Namen Aju-Dagh[2])

[2]) Eigentlich türkisch-tatarisch ajy-dagh, der Bärenberg. Da im Russischen das jy orthographisch nicht darstellbar ist,

trägt (Abb. 5). Der Ort selbst zerfällt in zwei ganz verschiedene Hälften: Alt-Gursuff, wo Puschkin als Verbannter lebte, ist der Teil in der Nähe des Landungsplatzes, steil den Felsen emporklimmend gebaut, so daß eine Anzahl Häuser nicht anders als auf Leitern erreichbar sind und zu vielen anderen nur ganz schmale Stege führen. Der andere Teil ist ebener und bedeckt von einem wunderschönen Parke, den einst der Herzog von Richelieu [3]) anlegte. Ein großes Hotelunternehmen, begründet von einem Russen namens Gubonin, jetzt, wie ich höre, von einer Gesellschaft verwaltet, hat in diesem Park eine Anzahl großer Logierhäuser errichtet, und es werden hier von Jahr zu Jahr mehr Gäste gezählt.

Wenn diese Zeilen dazu beitragen sollten, recht viele unserer Landsleute auf den Gedanken einer Reise in diese prächtige Gegend zu bringen, so wäre damit ein gutes Werk getan, denn sie ist immer noch nicht allgemein so gewürdigt, wie sie es verdient, weder als Stätte der Heilung für Kranke, noch als Ort der Erholung für Gesunde.

sagt der Russe aju-dagh, welch falsche Bezeichnung auch in Reisebücher übergegangen ist.

[3]) Von 1803 bis 1814 Generalgouverneur von Odessa.

Die Gewichtssysteme des XI. und XII. Jahrh. in den jetzigen russischen Ostseeprovinzen

unterwarf der kürzlich verstorbene ausgezeichnete Numismatiker Dr. Joh. Sachssendahl in den Sitzungsberichten der Gelehrten Estnischen Gesellschaft, Dorpat 1904, einer eingehenden Untersuchung, deren interessantem Inhalt folgendes zu entnehmen ist. Das Material stammte von drei Fundstellen in Estland, sieben auf Oesel, fünf in Livland, sieben in Kurland; auch Gewichtfunde aus Finland, Gotland, Schweden, Rügen wurden berücksichtigt, ebenso alte Gewichte aus dem russischen Reiche. Die alten Wagen aus den Ostseeprovinzen (bisher sind 20 solche mit etwa 63 Gewichten aus dem Anfang des 2. Jahrtausends aufgetaucht) sind durchweg klein und zierlich, die Wagschalen von 7 bis 10 cm Durchmesser, am Boden häufig mit einem achtstrahligen Stern versehen, am Rande mit drei bis vier Löchern zum Befestigen der Ketten. Bei einigen Wagen vereinigen sich die Ketten am Rande eines tiefen bronzenen Kettenträgers. Die Wagebalken haben 12 bis 16 cm Länge, sind häufig verziert und ausnahmslos in der Nähe des Zungenansatzes mit zwei Gelenken versehen, die ein Zusammenklappen des Ganzen ermöglichen. Der Aufhängepunkt ist weit vom Wagebalken entfernt in der (meist eisernen) Zunge selbst angebracht, bekanntlich eine fehlerhafte Konstruktion, die auch an alten Wagen aus Deutschland und Schweden sich nachweisen läßt. Die Gewichte, meist von kugeliger Gestalt (Kugelzone) tragen auf zwei entgegengesetzten Polen runde Flächen, auf welchen die Wertzeichen in Form von Kreisen oder Doppelkreisen, auch einfach hineingeschlagen, angedeutet sind oder als strich- und kreuzförmige Einschnitte sich darstellen. Die Handarbeit ist oft deutlich erkennbar. Als Material diente meist Bronze (eine chemische Analyse ergab: Kupfer 80,95, Zink 13,86, Blei 5,25, Spuren von Zinn). Einige Gewichte sind mit einer Bronzeplatte belegt und haben einen Kern aus Eisen oder einem weißen Metall von kristallinischem Gefüge; auch Antimonbronze fand sich als Auflagerung, die bis zu 1 mm Stärke erreicht. Obwohl nun die Funde geographisch sehr weit auseinander lagen, können die Gewichtssätze (von drei bis zehn Gewichten in jedem) mit Bestimmtheit auf zwei Typen zurückgeführt werden. In der einen Gruppe nämlich erscheinen die Gewichte durch verschieden gelagerte strichförmige Zeichen angedeutet, in der zweiten sind sie mit Würfelaugen in verschiedener Zahl bezeichnet. Bei der ersten Gruppe war in dem Verhältnis der Werte zueinander die duodezimale Einteilung zu erkennen. Diese ist aber nur charakteristisch für die römische Libraeinteilung, da weder im griechischen, noch im altfranzösischen, englischen und russischen Gewichtssystem und ebensowenig in dem deutschen, altdänischen und schwedischen Marksystem eine dementsprechende Einteilung auftritt. Eines der in Livland gefundenen Gewichte verrät deutlich eine Einteilung in 2 scilici, 6 dimidia sextulae und 12 scripulae und darf bei seinem Effektivgewicht von 12,7324 g für eine Semiuncia des römischen Gewichtssystems angesehen werden, da es annähernd deren Normalgewicht (= 13,644 g) aufweist. Bei diesen baltischen Gewichten wurde also das Gewogene durch die fixierten Bezeichnungen der Libraeinteilung ausgedrückt, also durch libra, semis, sextans, uncia, semiuncia usw. Die Gewichte sind infolgedessen als Wertmesser für Waren aufzufassen, wenn die Ware auch in Edelmetall, wie Silber oder Gold, bestand. Dagegen läßt die zweite Gruppe ostbaltischer Altgewichte keine Einteilung eines Gewichtssystems erkennen, sondern es wird hier nur durch eine wechselnde Anzahl von Würfelaugen auf eine Einheit hingewiesen, deren Multiple durch die Anzahl der Augen angegeben werden. Als Einheit erscheint nun bei den fraglichen Gewichten 3,998 bis 4,085, und da sowohl die Form (abgeplattete Kugel bzw. Kugelzone) charakteristisch nach Italien weist und die Bezeichnungsweise unbedingt für römischen Ursprung spricht, da ferner die Einheit von 3,9 bis 4,0 g in dem römischen Denargewichte (das am Ende der Republik mit der griechischen Gewichtsdrachmeneinheit vollkommen identifiziert war) nachgewiesen werden kann, so sind die Würfelaugengewichte für ein römisches Denargewichtssystem zu halten, das noch im XI. und XII. Jahrh. im Balticum in Gebrauch stand. Solche Gewichte waren geeignet, durch das Gewicht Währungs- und Geldeinheiten, die als Rechnungseinheiten dienten, zu prüfen und zu bestimmen, standen also im Dienst der Geldschätzung. In den Münzfunden der Ostseeprovinzen, die dem XI. und XII. Jahrh. angehören, finden sich alle Münzen wieder, die in dieser Zeit sowohl im Westen, wie im Osten nach den verschiedenen Normen geprägt wurden und zu denen noch das viele absichtlich zerstückelte Hacksilber hinzukommt. Alle diese Münzsorten aber waren aus reinem, unlegiertem Silber geprägt, und es war daher für sie, die ja den verschiedensten Ländern angehörten, nur eine Wertschätzung möglich, nämlich die für die Barrenwährung geltende nach dem Gewichte

R. W., Dorpat.

Bücherschau.

Archiv für Religionswissenschaft, herausgegeben von Albrecht Dieterich und Thomas Achelis. VII. Leipzig. B. G. Teubner, 1904.

Mit dem Eintritt von Albrecht Dieterich, Heidelberg, in die Redaktion hat sich eine bemerkenswerte Umgestaltung des Archivs vollzogen. Zunächst ist es eine erstaunliche Leistung und zeugt nicht weniger von dem Geschick Dieterichs wie von dem Bedürfnis des Zusammenschlusses in den religionswissenschaftlichen Kreisen, daß hier wirklich alle Philologien, die Ethnologie und die Volkskunde, und zwar durch namhafte Fachgelehrte vertreten sind. Man sollte nun denken, daß infolge der Zersplitterung auf verhältnismäßig kleinem Raume keine Wissenschaft zu ihrem Recht komme. Dieser Gefahr beugt aber der ganze Geist des Archivs und seine Anordnung vor. In dem Vorwort des Bandes läßt der neue Redakteur, der selbst klassischer Philologe ist, keinen Zweifel über die leitenden Ideen: „Uns allen ist klar geworden, daß die einzelnen Zweige der Geschichtswissenschaft und die einzelnen Philologien, die die Kultur einzelner Nationen oder bestimmter Völkergruppen erforschen, aus den in ihrem Einzelgebiete zugänglichen Quellen allein eine richtige tiefere Erkenntnis der Formen religiösen Denkens nicht zu schöpfen vermögen, daß die einzelnen »Mythologien« überall da stehen bleiben oder in die Irre gehen müssen, wo die Mittel anderweit gewonnener Analogien nicht zu Hilfe gerufen werden. . . . Soll der ungeheuren Weite der Aufgaben und Bestrebungen eine festere Grenze und ein sichtbarer Zielpunkt gegeben werden, so kann es sich zunächst nicht so sehr um die Erforschung aller besonderen geschichtlichen, von einzelnen Persönlichkeiten bestimmten religiösen Entwickelungen handeln, als vielmehr vor allem um die Erforschung der überall in so augenscheinlich gleichen Formen erkennbaren Unterschicht religiöser Vorstellungen, um die Aufdeckung . . . des uralten, ewigen und gegen-

wärtigen, allgemein ethnischen Untergrundes alles Historischen." Dieser sich hier ausdrückende Geist prägt sich bereits in einer ganzen Reihe der gegebenen Abhandlungen aus, so daß sie auch für den Vertreter einer anderen Philologie oder eines anderen geographischen Bezirks von größtem Interesse sind. Natürlich gehört hierhin Hermann Useners „Mythologie", worin er über das Wesen und Ziel mythologischer und religionsgeschichtlicher Forschung eine Verständigung sucht. Aber auch seine speziellen Untersuchungen unter dem Titel „Heilige Handlung" bieten Leckerbissen für Feinschmecker, wie die Aufdeckung des Ursprunges heiliger Kampfspiele im alten Griechenland und in europäischer Volkskunde, und der Nachweis sakramentaler Handlung in Delphi, auf der sich das Homerische Epos von Ilions Fall aufbaut. Julius Wellhausen teilt zwei Rechtsriten bei den Hebräern mit, darunter die Sitte, durch Überwerfen des Mantels über eine Person diese als Eigentum, als Schützling, als Ehegenossen zu kennzeichnen. Die Kleidung gehört ebenso enge zur Person wie die Haut. Ähnlich verwandelt sich der Primitive in das Tier, dessen Fell er übergezogen hat. In „The Double Nature of the Iranian Archangels" gelangt Louis H. Gray zu dem interessanten Schluß, daß die geistigen Personifikationen der Redlichkeit, von Gesundheit und Unsterblichkeit usw. in der Lehre Zoroasters ursprünglich Naturgottheiten waren. Sehr allgemein interessant sind auch die ungeheuerlichen sexuellen Kasteiungen, die sich in Ad. Jülichers „Die geistlichen Ehen in der alten Kirche" kundtun. Ich kann hier weiter keine Einzelheiten erwähnen. Aber auch aus allen anderen Beiträgen von Theodor Nöldeke, Reitzenstein, Roscher, Wissowa, R. Wünsch usw. ergibt sich schon jetzt das wohltuende Gefühl, daß im Grunde eine einzige Wissenschaft vor uns entrollt wird und daß in Methode und Auffassung im allgemeinen Übereinstimmung herrscht.

Dem gemeinsamen Interesse vor allem dient auch der zweite Teil des Archivs, nämlich die jährlichen Berichte über die wesentlichen Fortschritte und Erscheinungen jedes Gebietes. C. Bezold hat im vorliegenden Bande über die babylonisch-assyrische Religion berichtet, H. Oldenberg über indische und A. Wiedemann über ägyptische Religion. Die sog. Naturvölker sind vom Referenten (Amerika), B. Ankermann (Afrika) und H. H. Juynboll (Indonesien) behandelt. Die Berichte über Sibirien (Bruno Adler), Ostasien (de Groot) und Südsee (W. Foy) sollen mit denen des nächsten Jahres vereinigt werden. Man sieht, daß diese Aussonderung des ethnologischen religiösen Materials einen ganz erheblichen Fortschritt bedeutet. Wie sehr überhaupt die Völkerkunde als wichtiger Faktor in dem Archiv anerkannt wird, das geht außer dem Gesagten aus den Worten in Dieterichs Vorwort hervor: „Die Religionen der Völker ohne Kultur und unter der Kultur, der sog. Naturvölker, müssen herangezogen werden, und der Zustand muß ein Ende nehmen, daß die Philologien und die Ethnologie in gegenseitiger Ablehnung oder Geringschätzung falsche Wege gehen. Philologie und Ethnologie müssen ernstlich bemüht sein, voneinander zu lernen und einander zu helfen zur Lösung der für sie so brennend gewordenen Fragen. . ." — In der Tat, allenthalben in den religiösen Schriften der alten Wissenschaften wird ein vorurteilsloser Beobachter das Bestreben erkennen, ethnologisches Material zu verwerten, und Referent hat es mehrfach an sich erfahren, daß er dort reiches Material und Lösungen fand, wo den Ethnologen die Probleme noch gar nicht gegenwärtig geworden waren. Trotzdem aber allenthalben das Bestreben herrscht, auf die Völkerkunde zurückzugehen und ihr einen weiten Raum in dem Archiv zu gewähren, bringt es doch die große Menge der zu Worte kommenden Philologien mit sich, daß von den 544 Seiten des Bandes nur etwa ein Fünftel der Völkerkunde angehört, ein Ergebnis, das sich wohl in den folgenden Bänden noch günstiger gestalten wird. Abhandlungen aus der Völkerkunde sind von de Groot und Sapper erschienen. K. Th. Preuß.

Dr. Max Friederichsen, Forschungsreise in den zentralen Tiën-schan und Dsungarischen Ala-tau (Russisch Zentral-Asien) im Sommer 1902. Mitteilungen d. geogr. Ges. in Hamburg, Bd. XX. VI u. 311 S. Mit 86 Abb. u. 3 K. Hamburg, L. Friederichsen u. Co., 1904.

Die Universität Tomsk entsandte im Jahre 1902 eine wissenschaftliche Expedition unter Professor Saposchnikow in den zentralen Tiën-schan und Dsungarischen Ala-tau, an der Max Friederichsen, unterstützt durch Mittel der Hamburger geographischen Gesellschaft, als Geograph und Geolog teilnehmen durfte. Im übrigen scheinen die Zwecke der Unternehmung vorzugsweise botanischer und zoologischer Art gewesen zu sein. Über die geographischen und geologischen Ergebnisse hat Friederichsen in der vorliegenden Publikation berichtet.

Die Reise begann Anfang Juni in Wjernyj, der Hauptstadt des Gouvernements Semirjetschensk, wo Friederichsen mit den übrigen Mitgliedern zusammentraf, nachdem diese vorher am Balkaschsee gesammelt hatten. Man umging den Issyk-kul im Westen und Süden bis Prschewalsk, dann drang man südwärts ins Gebirge ein. Nach Überschreitung des Terskei-Ala-tau erreichte man das Quellgebiet des zum Tarim fließenden Sarydschaß und durchzog zunächst einige Täler, aus denen die westlichen Quellarme des Flusses kommen. Hierauf wanderte man an dessen oberstem Laufe aufwärts nach Osten zum Semenowgletscher und erreichte über den Narynpaß Ende Juli den Ort Narynkol (Ochotnitschij). Nunmehr wandte sich die Expedition über Dscharkent in den Dsungarischen Ala-tau, der in zwei Richtungen gekreuzt wurde: nordwestlich nach Kopal und von da ostnordöstlich nach Lepsinsk, wo die Reise Ende August 1902 ihren Abschluß fand.

Da Friederichsen sich schon einige Jahre früher theoretisch mit der Morphologie des Tiën-schan beschäftigt hatte, so trat er wohl vorbereitet an seine Aufgabe heran, und das wissenschaftliche Ergebnis der Reise, wie es uns aus diesem Buche entgegentritt, ist denn auch recht stattlich ausgefallen. Im Rahmen der Reiseschilderung werden vor allem die physisch-geographischen und geologischen Beobachtungen verzeichnet, und den einzelnen in dieser Art schildernden Abschnitten folgen andere, die die Beobachtungsergebnisse in gewissen Reiseabschnitten zusammenfassend behandeln. Zu den allgemeinen Resultaten gehört die Feststellung eines starken Rückganges der Vereisung. Die Anhänge betreffen den Aufbau der Karten, Petrographisches und die Höhenmessungen. Unter den Karten ragen die beiden von L. Friederichsen, dem Vater des Reisenden, bearbeiteten Blätter in 1:300000 über den mittleren Tiën-schan und den Dsungarischen Ala-tau hervor. Sie stellen eine Vereinigung der Aufnahmen und Messungen der Expedition mit dem gesamten älteren Material dar und sind ebenso schöne, wie wertvolle Blätter. Es will uns nur nicht recht in den Sinn, daß die Quellbäche des Sarydschaß und die anderen Gebirgsflüsse des Tiën-schan in Wirklichkeit alle so geradlinig verlaufen, wie sie hier nach den Aufnahmen Friederichsens erscheinen. Ein großer Teil der Routen, besonders im russischen Tiën-schan — die chinesische Seite wurde nicht betreten — entfällt auf bisher sehr mangelhaft oder gar nicht bekanntes Gebiet, woraus sich ganz erhebliche Berichtigungen und Ergänzungen aller älteren Karten ergeben haben. Im übrigen geht aus den Karten hervor, daß die Oro- und Hydrographie des Dsungarischen Ala-tau heute viel sicherere Linien aufweist als der Tiën-schan, wo topographisch noch sehr viel zu tun bleibt. Letzterer hat kein so differenziertes Kartenbild geliefert wie jener, sondern erst ein mehr schematisches, aber der Fortschritt ist, wie gesagt, gewaltig. Erwähnung verdienen noch die zahlreichen, sehr instruktiven Abbildungen, die mit Sorgfalt und Verständnis für das Charakteristische aus einer großen Menge von Aufnahmen ausgewählt sind.

S.

Carus Sterne, Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. 6. neubearbeitete Aufl., herausgegeben von Wilh. Bölsche. 1. Band: Entwickelung der Erde und des Kosmos, der Pflanzen und der wirbellosen Tiere. XXIV u. 551 S. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, Gebr. Bornträger, 1905. 10 Mk.

Bölsche hat die heikle Aufgabe unternommen, das verbreitete vorliegende Werk des vor Jahresfrist verstorbenen Naturforschers Ernst Krause (Carus Sterne) einer Bearbeitung zu unterziehen, ohne ihm doch seinen eigenartigen Charakter zu nehmen. Maßgebend war hierbei die populäre Darstellung, wie sie eine besondere Zierde des Werkes bildete, möglichst zu wahren, bzw. wieder herzustellen, wo sie im Laufe der Zeit dem immer stärker anwachsenden Material zuliebe verloren gegangen war. Ich hatte das Gefühl, sagt der Herausgeber, daß aller stofflichen Neubearbeitung noch erst ein Aufräumen voraufgehen müsse, ein klares Wiederherstellen der Komposition, eine überall nachfeilende formale Revision. Diese Arbeit glaube ich im wesentlichen geleistet zu haben. Von selbst ergaben sich dabei natürlich doch auch eine beschränkte Reihe engverknüpfter Sachänderungen. In diesen ist es mir öfter darum zu tun gewesen, vor allem das, was Krause sagen wollte, wirklich herauszubringen und so dem Buche wenigstens für seinen Standpunkt oder die Zeit, die es spiegeln soll, zum deutlichen, allgemein verständlichen Worte zu verhelfen (Vorwort, S. XVI). Diese allgemein verständliche Fassung ist begreiflicherweise ungemein wichtig

gerade für den hier verfolgten Zweck, wo es sich um eine möglichst weitgehende Aufklärung handelt. Daß dabei auch tiefere Probleme berührt werden, sei nur durch den Hinweis auf das ernste Kapitel vom Ursprung des Lebens veranschaulicht. Aber eben hier wirkt die ruhige, leidenschaftslose Erörterung nur wohltuend. Bölsche sagt mit Recht: Wir können nur Meinungen und Wahrscheinlichkeiten andeuten. Mit vollem Recht ist dagegen die Verträglichkeit echt naturwissenschaftlicher Erfahrung mit wahrer Religiosität (sofern diese nicht dogmatisch oder gar zelotisch auftritt) betont — ein noch immer nicht vollauf gewürdigtes Moment. Wir hoffen, daß sich der Wunsch und die Überzeugung Bölsches, die er mit folgenden Worten ausdrückt, im vollen Umfange bewähren möge: Es ist den äußeren Umrissen nach der Versuch gemacht worden, die Hauptergebnisse der neueren, auf die allgemeine Weltanschauung anwendbaren Forschungen zu einem knappen Gesamtbilde zusammenzufassen. In bezug auf Abrundung und Einzelheiten wende ich mich an die Nachsicht kompetenter Beurteiler und bitte sie, die vielseitigen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens nicht außer acht lassen zu wollen. Die Naturwissenschaft ist niemals ein Abgeschlossenes. und auch das heute Erforschte ganz zu umfassen, wird sich kein Lebender rühmen können oder wollen. Andererseits ist der Stoffreichtum, aus dem eine möglichst zweckmäßige Auswahl zu treffen war, ein ungeheurer: Die Entdeckungen der Paläontologie wie der Entwickelungsgeschichte drängen sich und erschweren die Aufgabe, ein umfassendes Bild der Weltentwickelung zu geben, auch wenn man dem Streit der Meinungen über Einzelheiten so viel als möglich aus dem Wege geht. Ths. Achelis.

James Greenfield, Die Verfassung des persischen Staates. VIII und 353 S. Berlin, Franz Vahlen, 1904. 8 Mk.

Der Verfasser ist jahrelang in Persien gewesen; er hatte also reiche Gelegenheit, den Mechanismus der Staatsmaschine ganz aus der Nähe zu beobachten. Und diese Gelegenheit hat er trefflich auszunutzen verstanden, wie vorliegendes Werk zeigt, das hauptsächlich auf Autopsie gegründet ist, daneben aber auch reichlich persische, armenische und auch abendländische Quellen heranzieht.

Über die wirtschaftlichen Verhältnisse des heutigen Persien haben wir seit einigen Jahren einige brauchbare Monographien (Stolze und Andreas, Die Handelsverhältnisse Persiens, in Petermanns Mitt., Erg.-Heft 77, und Lorini, La Persia economica contemporanea e la sua questione monetaria, Rom 1900), während wir über die Rechtsverhältnisse dieses interessanten Landes der Hauptsache nach bisher auf die aphoristischen Notizen der zahlreichen Reisebeschreibungen angewiesen waren. Diesem Mangel abzuhelfen hat sich Verfasser zur besonderen Aufgabe gemacht. Schon vor zwei Jahren hat er im „Jahrb. d. intern. Vereinigung f. vergl. Rechtsw. und Volkswirtschaftslehre" eine Abhandlung über das persische Gerichtswesen veröffentlicht. Seine verdienstvollen Studien setzt er mit vorliegendem Werke fort, in dem er das Staatsrecht und Verwaltungsrecht aufs eingehendste schildert. Er faßt seinen Stoff nicht formal juristisch auf, sondern tritt an ihn mit weiten, soziologischen Gesichtspunkten heran, was vielleicht ein glückliches Resultat seines Studienganges ist — er ist Doktor der Staatswissenschaften. Erfreulich ist es, daß Verfasser auch seinen Wissensschatz über das Staatsrecht und das Privatrecht Persiens — die er hier seinem Zweck entsprechend nur ab und zu nebenbei streift — durch Veröffentlichung in fachwissenschaftlichen Zeitschriften der Wissenschaft dienstbar zu machen gedenkt. Wir wünschten, wir hätten eine größere Anzahl ähnlicher Werke über einzelne Rechtsgebiete, dann würden wir das Rechtsleben und damit zum großen Teil fremde Völker in ihrem geistigen Sein besser zu würdigen vermögen, als wir es jetzt können, wo wir uns meistens erst mühsam aus oft nicht zuverlässigen und meist sehr lückenhaften Mitteilungen von Reisenden ein Bild von dem Rechtsleben der Völker zusammenkonstruieren müssen.

Dr. jur. Albert Hellwig.

E. T. Hamy, Les voyages du naturaliste Ch. Alex. Lesueur dans l'Amérique du Nord. 1815—1837. (Journal de la Société des Américanistes de Paris, Bd. V.) 4⁰, 111 S., mit K. u. Abb. Paris 1904.

Diese Veröffentlichung stellt eine Dedikation für den aus Anlaß der Weltausstellung in St. Louis vereinigt gewesenen Kongreß der amerikanischen gelehrten Gesellschaften dar und ist gleichzeitig ein interessanter und dankenswerter Beitrag zur Geschichte der naturwissenschaftlichen Forschung in den Vereinigten Staaten. Lesueur — anscheinend kündet seinen Namen kein Konversationslexikon — war am 1. Januar 1778 in Havre geboren und nahm als Zeichner und Naturforscher an der Expedition der wissenschaftlichen Weltfahrt der vom Ersten Konsul ausgesandten Korvetten „Le Géographe" und „Le Naturaliste" teil, deren Reise er mit Péron beschrieben hat. 1815 begleitete Lesueur den Amerikaner Maclure, der eine naturwissenschaftliche Erforschung des östlichen Nordamerika plante. Er lernte während der folgenden zwei Jahre einen Teil dieser Gebiete kennen und war dann von 1817 bis 1825 Kurator der Academy of Natural Sciences in Philadelphia, in welcher Stellung er seine Forschungen und Reisen in den östlich des Mississippi gelegenen Teil der Union fortsetzte. Hierauf trat er wieder in die Dienste Maclures, der am Wabash in Indiana eine Landwirtschaftsschule begründete. Hier ist Lesueur bis zu seiner Heimkehr nach Frankreich — 1837 — tätig gewesen, doch mit Unterbrechungen durch zahlreiche neue Reisen bis hinunter nach New-Orleans und hinauf bis zum See Pontchartrin. In Frankreich bekleidete Lesueur die Stelle eines Direktors am Naturhistorischen Museum seiner Vaterstadt Havre, wo er am 12. Dezember 1846 gestorben ist. Seine naturwissenschaftlichen Ergebnisse — zoologische (namentlich Fische), geologische, paläontologische usw. — hat Lesueur vorzugsweise natürlich in amerikanischen Zeitschriften, vornehmlich im „Journal" der oben genannten Akademie veröffentlicht. In dem vorliegenden Werke hat Hamy auf Grund nicht publizierter Aufzeichnungen Lesueurs ein Bild seines amerikanischen Aufenthaltes gegeben. Ausgestattet ist dieses Bild durch zahlreiche ältere Karten und Zeichnungen Lesueurs, welch letztere ein nicht geringes historisches Interesse beanspruchen. S.

A. Ungard von Öthalom, Der Suezkanal. Seine Geschichte, Bau- und Verkehrsverhältnisse und seine militärische Bedeutung. VIII und 104 S. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag. 4 M.

Am 16. November 1904 waren es 35 Jahre, daß die Eröffnung des Suezkanals stattfand. Trotz der immensen Bedeutung dieser Wasserstraße verfügen wir aber bisher über kein Buch, welches sich mit allen Verhältnissen des Suezkanals befaßt; jedes bisher erschienene Werk betonte in mehr oder minder starkem Maßstabe irgend eine spezielle Seite dieses Verkehrsweges. Die militärische Bedeutung ist wohl überhaupt bisher gänzlich vernachlässigt worden, wenigstens behauptet der Verfasser, es sei noch niemals darüber geschrieben worden, und dieser ganze Abschnitt sei vollständig auf Grundlage seines eigenen persönlichen — er ist Pionierhauptmann — Studiums aufgebaut.

Der Verfasser geht zunächst von dem alten Kanal aus, um dann die Baugeschichte des neuen zu erörtern, die Topographie der Landenge klarzulegen, die Bauverhältnisse im einzelnen zu schildern, den Süßwasserkanal zu erwähnen, die Verkehrsverhältnisse zu besprechen und die militärische Bedeutung des Wasserweges hervorzuheben, der ja in dem Kriege zwischen Japan und Rußland auch eine Rolle zu spielen hat.

Erörterungen über maritime Fragen beschließen das Buch, wobei die Rechte der Kriegführenden zur See und das Prisenrecht behandelt werden und die Neutralität des Suezkanals dringend gefordert wird, deren Sicherung noch keineswegs eine vollständige Lösung gefunden hat.

Bei der Berücksichtigung so vieler Interessenten werden die weitesten Kreise in dem Buch etwas finden, zumal sechs in großem Maßstab ausgeführte Detailpläne dem Text zu Hilfe kommen. E. Roth, Halle a. S.

Eivind Astrup, Unter den Nachbarn des Nordpols. Autorisierte Übersetzung aus dem norwegischen von Margarethe Langfeldt. VI und 275 S. Mit 76 Abb. und 2 K. Leipzig, H. Haessels Verlag, 1905. 4 M.

Astrup, ein junger Norweger mit kaufmännischer Vorbildung, war Mitglied der Grönlandexpedition Pearys von 1891/92 und auch, doch nur im ersten Jahr, Teilnehmer derjenigen von 1893 bis 1895; er machte die entsprechenden beiden Überwinterungen unter den Eskimo des Smithsundes mit, war Pearys einziger Gefährte auf dessen großer Schlittenreise zur Ostküste Grönlands im Frühjahr 1892 und unternahm im Frühjahr 1894 allein mit einem Eskimo eine Schlittenreise durch die Melvillebai, deren erste leidliche Rekognoszierung ihm zu verdanken ist. Bereits im Januar 1896 starb Astrup im Alter von nur 25 Jahren. Sein Reisebericht in Buchform war im Jahr vorher erschienen, und von diesem ist die vorliegende Übersetzung veranstaltet.

Das Buch gliedert sich in Kapitel, die über die Überwinterungen und über die erwähnten beiden Schlittenreisen

berichten, und in solche, die dem Eskimostamm am Smithsund gewidmet sind, den nördlichst wohnenden Menschen der Erde — den „Nachbarn des Nordpols" — wie sie darum, natürlich wenig zutreffend, von Astrup genannt werden. Die Schilderung der Durchquerung Nordgrönlands liest man besser in Pearys „Northward over the Great Ice" nach, den Bericht über den Ausflug in die Melvillebai besser bei Astrup. Über den kleinen Eskimostamm, der 1892 etwa 250 Seelen in ungefähr 20 Siedelungen zählte, fünf Jahre später 20 weniger, hat auch Peary in seinem erwähnten Werk (Anhang zum ersten Bande) unter Beigabe zahlreicher Abbildungen geschrieben, doch bietet Astrup, der offenbar ein vorzüglicher Beobachter gewesen ist, noch manche ergänzende Notiz, dabei einige interessante Bleistiftzeichnungen der Eingeborenen. Außerdem hat der junge Norweger überaus fesselnde Bilder von dem Eskimo auf der Jagd und auf der Schlittenreise, sowie vom Tierleben entworfen. Das Werkchen ist überhaupt sehr frisch und anziehend geschrieben. Nach Astrups Anschauung bildet die stark vergletscherte Melvillebai kein Hindernis für die Eskimo des Smithsundes, an der Küste entlang weiter südwärts vorzudringen; er meint auch, daß ein Zweig der aus Grinnell-Land nach Grönland eingewanderten Vorfahren der heutigen grönländischen Eskimo diesen Weg nach Süden genommen hat, während ein anderer um Nordgrönland herum nach Süden, nach der Ostküste und Westküste gezogen sein mag. Daß ersteres zutrifft, wird vielfach bestritten; vielleicht, daß die jüngst zurückgekehrte literarische Grönlandexpedition darüber etwas hat feststellen können, von der wir wohl auch die eingehendsten Nachrichten über den Smithsundstamm zu erwarten haben. Mit Karten ist Astrups Buch besser und geschmackvoller ausgestattet wie das dickleibige Werk Pearys. Sg.

Kleine Nachrichten.

— Adolf Bastian †. Der Altmeister der Ethnologie hat von seiner letzten Forscher- und Sammlerreise, die ihn vor zwei Jahren nach dem ostindischen Archipel und später nach Westindien führte, nicht mehr in die Heimat zurückkehren sollen: er ist am 24. (?) Februar im Hospital von Port of Spain auf Trinidad nach kurzer Krankheit gestorben — mitten in rastloser Arbeit, die sich zuletzt noch unter anderem der Untersuchung der Kjökkenmöddings und Begräbnishöhlen auf Jamaika zugewandt hatte. Bastians Art und seine Bestrebungen, die vor allem auf die Bergung des materiellen und geistigen Kulturbesitzes der Wildstämme gerichtet waren, sind aus Anlaß seines 70. Geburtstages im Globus (Bd. 70, S. 1, mit Bildnis) eingehend gewürdigt worden, und die seither verflossenen Jahre haben das dort entworfene Bild in keiner Weise verändert; eine Wiederholung erscheint mithin überflüssig, und es genüge, wenn hier aus Anlaß seines Hinscheidens auf seinen Lebensgang und auf seine größeren Reisen verwiesen wird.

Bastian ist am 26. Juni 1826 in Bremen geboren. Er studierte anfangs in Heidelberg Jura, dann in Berlin, Jena und Würzburg Naturwissenschaften und Medizin und erwarb sich 1850 in Prag den medizinischen Doktor. Schon im folgenden Jahre ging er, zunächst als Schiffsarzt, auf Reisen und besuchte bis 1859 Australien, Peru, Westindien, Mexiko, China, den Malaiischen Archipel, Hinter- und Vorderindien, Vorderasien, Südafrika, Angola (San Salvador) und andere Teile der afrikanischen Westküste. Mit reichen Sammlungen und Beobachtungen kehrte er nach mehrjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurück. Er schrieb im Anschluß daran die Werke „Ein Besuch in San Salvador" (1859) und „Der Mensch in der Geschichte; zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung". 1861 bereits ergriff Bastian von neuem den Wanderstab, diesmal fünf Jahre hindurch sich auf Asien beschränkend. Er hielt sich längere Zeit in Birma auf, dann in Siam und Kambodscha; hierauf wandte er sich nach Japan, nach Peking, kreuzte die Mongolei und Sibirien und nahm schließlich noch den Kaukasus mit. Die nächsten sieben Jahre blieb Bastian in Berlin, wo er sich 1866 habilitierte und 1871 Professor wurde. Neben seiner geographischen und ethnographischen Lehrtätigkeit ging seine Arbeit im Berliner Museum für Völkerkunde, in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, deren Vorsitzender er wurde, an der 1869 von ihm mit Virchow und von Hartmann gegründeten „Zeitschrift für Ethnologie" und an dem großen Werk „Die Völker des östlichen Asien" einher, dessen erster Band 1866 vorlag und dessen letzter und sechster 1871 erschien. Aus dieser Zeit sind ferner zu nennen: „Das Beständige in den Menschenrassen" (1868) und „Ethnologische Forschungen" (1871 bis 1873, zwei Bände). Im Frühjahr 1873 wurde namentlich auf Bastians Betreiben die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Äquatorial-Afrikas" begründet, für die er im selben Jahr eine vorbereitende Expedition nach der Loangoküste unternahm (beschrieben in „Die deutsche Expedition an der Loangoküste", 1874/75). Der aus dieser Gesellschaft später hervorgehenden „Afrikanischen Gesellschaft" gehörte Bastian mehrfach als Mitglied des Vorstandes und Ausschusses an.

1875 und 1876 bereiste Bastian im Auftrage des Berliner Museums Ecuador, Colombia, Peru, Guatemala und die Antillen („Die Kulturländer des alten Amerika", 1878, zwei Bände), 1878 bis 1880 Vorder- und Hinterindien, besonders den Malaiischen Archipel, dann Nord- und Ostaustralien, die Fidschiinseln und Hawaii, Kalifornien und Yucatan. Eine Frucht dieser Reise war unter anderem die Schrift „Die heilige Sage der Polynesier" (1881). 1886 wurde Bastian Direktor des neuen Berliner Museums für Völkerkunde, dessen Schätze zum nicht geringen Teil auf seine Sammelarbeit zurückgehen. 1889 bis 1891 war Bastian in Kaukasien, Armenien, Turkestan, Vorderindien und Australien, 1896 und 1897 aufs neue im Malaiischen Archipel. Von seiner letzten Reise, auf der ihn der Tod ereilt hat, war schon die Rede. Die Zahl von Bastians Schriften seit Anfang der 80er Jahre ist riesengroß, und es würde zu weit führen, sie hier zu nennen; die letzte, während seiner Reise geschriebene und erschienene betitelt sich „Die Lehre vom Denken" (1903 und 1904, zwei Teile).

Als Universitätslehrer im eigentlichen Sinne ist Bastian nicht sehr erfolgreich gewesen; seine Darstellungsweise, Anfängern wenig verständlich, war nicht dazu angetan, und manches Kolleg ist nicht zustande gekommen, da die Zuhörer einer nach dem anderen fortblieben. Ebenso erschwert bei seinen Schriften der Mangel an Form und Gliederung das Eindringen, und die ganze Fülle ihres Inhalts hat sich vorläufig wohl nur wenigen erschlossen.

— Die Gebäcke des Dreikönigtages bespricht Max Höfler in der Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., 14. Jahrg., 1904. Er resümiert sie als den indogermanischen Brei (Seelenspende), den germanischen süßen Puferkuchen (Honigfladen, Zelten) an die Schicksalsgeister, die deutschen fetten Kuchengebilde als Opfer an die fast ausschließlich an diesem Tage verehrte Perchta oder an die drei Schicksalsfrauen (Dämoninnen). Der ganze Opferkult dieses Tages zeigt einen seligeren, glücklicheren, heitereren, auf den Segen der Zukunft gerichteten Zug, dieses namentlich im Gegensatz zu den schaurigen voraufgegangenen zwölf Nächten. Die Tieropfersymbole fehlen aus wirtschaftlichen Gründen (Winterstallung) bis auf den Eber; auch die Vogelgebäcke fehlen. Die Fischspeisen sind nur Nachahmungen der Fastengerichte der Klöster oder Domkapitel. Vor der eigentlichen Winterstallung (Martini, Nikolaus = Wintersonnenwende-Vorfeier) spielen dagegen die Tieropfer noch eine große Rolle, auch in der symbolischen Form oder auch als letztes Rudiment. Die Fruchtbarkeitssymbole (Stangen- und Spaltgebäcke) fehlen gänzlich; sie häufen sich mehr beim römischen Neujahr im Frühling und sind auch höchstwahrscheinlich durch römischen oder romanisch-klösterlichen Einfluß nach Deutschland gekommen. Am Weihnachts- und modernen Neujahrstage, welche viele römische Bräuche aufgenommen haben, finden sich diese Fruchtbarkeitssymbole ebenso häufig. R.

— Über einen bedeutsamen Statuenfund auf der Stätte des Karnaktempels in Theben durch G. Legrain werden in der „Nature" vom 8. Dezember Mitteilungen gemacht. Bei seinen dortigen Grabungen zu Beginn 1904 an einer Stelle der Peripherie der Tempelanlage, in der Nähe einer der großen Mauern, stieß Legrain auf ein brunnenartiges Loch, das mit abwechselnden Lagen von Statuen und Erde ausgefüllt war. Die Zahl der Statuen, die zumeist mit dem Gesicht nach unten lagen, betrug über 450; man sah, sie waren in die weiche Erde gedrückt worden, um vor Beschädigungen bewahrt zu bleiben. Viele von ihnen sind laut ihrer Inschriften Königsbilder, und zwar von der Zeit der 2. oder 3. Dynastie an bis zur 26. Dynastie, die meisten indessen stellen hohe Beamte, Generale, Architekten, Priester usw. dar; alle aber veranschaulichen Persönlichkeiten, die während einer Zeit von über 3500 Jahren zu den Wohltätern des

Tempels des Amen-Ra, des „Königs der Götter", in Theben gehört haben. Daß die ägyptischen Könige und Vornehmen ihre Statuen in den Tempeln derjenigen Götter aufstellen ließen, die von ihnen besonders verehrt wurden, ist bekannt: dem Brauch lag der Glaube zugrunde, daß ihre Seelen aus den Gräbern zu kommen und in jenen Statuen zu wohnen pflegen, wo sie sich dann an der Verehrung und den Annehmlichkeiten erfreuen können, die die im Tempel ebenfalls in Statuen wohnenden Götter genießen. Der Amentempel von Karnak aber war in der ganzen ägyptischen Vorzeit berühmt, und daher die Masse der königlichen und anderen Statuen. Die Frage, wie sie in das Loch gekommen, beantwortet Legrain mit einem Hinweis auf die Geschichte des Tempels. Bei der assyrischen Invasion im Jahre 668 v. Chr. wurden Theben und sein Tempel übel mitgenommen, die Stadt verlor ihre Bedeutung und die Tempel verfielen. Erst 300 Jahre später machten die Ptolemäer den Versuch, den Tempel des Amen teilweise zu restaurieren, aber es ist nur ein kleiner Teil der Gebäude wiederhergestellt worden, weshalb viele Statuen, die darin aus Platzmangel nicht untergebracht werden konnten, in einem Depot in der Erde, vielleicht nur vorläufig, untergebracht wurden. Von besonderer Wichtigkeit ist nun, daß durch den Statuenfund die Vermutung, der Gott Amen habe in Karnak schon weit früher, als man gewöhnlich annimmt, ein Heiligtum besessen, eine Bestätigung erfährt. Bisher sagte man, der Tempel des Amen-Ra sei unter den ersten Königen der 12. Dynastie, d. h. um 2500 v. Chr. gegründet worden. Da aber unter den Statuen sich Könige aus der zweiten oder dritten Dynastie befinden, so muß schon 1500 Jahre früher, also um 4000 v. Chr., ein Amentempel in Karnak bestanden haben. Ferner ist folgendes von Belang: Es finden sich in der Statuensammlung die zeitgenössischen Porträts nicht nur fast aller bekannten großen ägyptischen Könige von der Zeit des Cheops bis auf die Ptolemäer (exklusive) vor, sondern auch die von drei anderen Königen, die man bisher nicht gekannt hat, und deren Existenz man erst jetzt aus den Inschriften auf ihren Figuren erfährt. Sie heißen Merhetep-Ra, Mersekhem-Ra und Meraukh-Rah. Diese Feststellung beweist, daß die Anschauung unrichtig ist, daß unsere Kenntnis der ägyptischen Geschichte vollständig sei, und daß es in dieser Beziehung nichts mehr zu entdecken gabe. Es läßt sich annehmen, daß die Königsliste Manethos bei weitem nicht vollständig ist, und daß manche Dynastien gleichzeitig herrschten.

— Zur Eolithenfrage. Zu dieser vielumstrittenen und für die Prähistorie grundlegenden Frage, die leider vielfach dilettantisch und ohne Basis behandelt wird, hat ein bekannter Fachmann, Prof. Dr. W. Deecke zu Greifswald, das Wort ergriffen. In einem kurzen, aber inhaltreichen Referate nimmt er in den „Mitteilungen des naturwissenschaftl. Vereins für Neupommern und Rügen" (36. Jahrgang, 1905) Stellung zu der „Eolithenfrage auf Rügen und Bornholm". Deecke will hierin vom unberührten Diluvium ausgegangen wissen und bezweifelt deshalb die Authentizität des von Friedel bei Wostevitz auf Rügen erhobenen „Eolithen", während er P. S. Kranses bei Eberswalde aufgefundenen Feuersteinstücken Originallage zuspricht. Danach ist Deecke ein sicher diluviales Steinartefakt aus Rügen nicht bekannt, und von hier gerade ist doch der Reichtum an Flintwerkzeugen anerkannt. Eine wertvolle Digression bildet sodann der Abschnitt über die geologisch verschiedenen Arten von Feuersteinen für Rügen und Bornholm. Eine Folge der Entstehung der Feuersteinbrocken (verkieselte Kreide) ist die Tatsache, daß vor dem Diluvium dies Material in Pommern und Rügen gefehlt hat, daß also Rügener „Eolithen" a priori keine Eolithen sein können. Auch präglaziale Bildungen fehlen hier völlig, während südlich von Pommern bis Eberswalde hin mächtige Kiesmassen mit Feuersteinknollen des Danien von Schmelzwassern abgelagert wurden. Der Wostevitzer Eolith ist daher nicht älter als höchstens jungdiluvial. Auch bei den Knochen diluvialer Säuger wurde bisher in Pommern (Kreis Franzburg) kein Steinwerkzeug aufgefunden. Deecke schließt aus diesen Tatsachen, daß für Rügen die Beweise für den Diluvialmenschen nicht genügen, während Rügen und Vorpommern zur neolithischen Zeit dicht besiedelt waren. Auf Bornholm wurde nach C. A. Grönwall das Feuersteinmaterial und die Hauptmasse der Feuersteinartefakte eingeführt, und die Bearbeitung der Geschiebeflinte hat auch hier erst postglazial begonnen. Schonen und Rügen waren bis zur Litorinaepoche durch eine schmale Landenge verbunden; über diese Landbrücke wanderten der Mensch und der Elch von Süden her ein. C. M.

— Erdpyramiden und verwandte Bildungen in den Alpen zeigen nach L. Sauer (Progr. d. Friedrich-Wilhelmsschule in Stettin, 1904) stets in ihrem Material eine lockere Beschaffenheit. Fast immer sind es Konglomerate, aus denen sich die seltsamen Formen herausgeschält haben. In den meisten Fällen haben wir es mit dem Schutt der diluvialen Gletscher zu tun, welcher das Material zum Aufbau lieferte. Die wirkende Ursache für die Entstehung der einzelnen Gestalten ist das rieselnde Wasser, welches einerseits durch seine mechanische Kraft in Verbindung mit den fortgerissenen Gesteintrümmern, anderseits durch seine lösende Wirkung und seinen Gehalt an Kohlensäure bald schneller, bald langsamer in die steilen Gehänge Rinnen einnagt und die Säulen von der Bergwand trennt. Die Steine auf den Spitzen sind alle einmal der Boden gewesen, über den die Gewässer hinabstürzten. Diese, aus unlöslichem Material gebildet, waren die Veranlassung, daß ihre nächste Unterlage nicht aufgelöst und weggespült wurde, daß aber auch an ihrem hinteren, das heißt der Hochwand zugekehrten Rande das Wasser Gelegenheit fand, zu lösen und fortzuspülen. War der erste Schnitt hinter dem Steine geschehen, dann wurde dieser selbst als Schutz überflüssig; daher ist es auch gleichgültig, ob der krönende Stein groß oder klein ist. Statt des anfänglich schützenden Steines kann sogar auch eine kleine Rasendecke denselben Erfolg auslösen. Daß der Stein auf der Spitze zur Erhaltung der Säule nichts beiträgt, ergibt sich daraus, daß die Verjüngung des Kegels ohne Unterbrechung bis an den Stein heranreicht. Auch das Herabfallen oder Herabnehmen des Steines läßt die Säule ebenso fest und lange stehen wie ihre Nachbarn. Für die Höhe und Schlankheit der Säulen ist die Beschaffenheit des Materials maßgebend. Meist findet man einen starken Gehalt an Kalk. Eine weitere Bedingung für die Entstehung der Erdpyramiden ist die, daß sie an steilen Gehängen stehen oder gestanden haben. Die herabrieselnden Regenwasser müssen eben eine ausreichende Geschwindigkeit aufweisen, um den abgespülten Schutt auch sofort weiterzuführen. Überall finden sich die Pyramiden an Stellen, welche unter gewöhnlichen Umständen nicht der Einwirkung des Wassers ausgesetzt sind; die einmal gebildeten Säulen müssen erst wieder trocknen und sich mit einer Art Rinde überziehen können. Auch der Kohlensäure dürfte ein wesentlicher Einfluß bei der Bildung dieser Figuren zukommen. Ein durchgreifender Unterschied in bezug auf die Lage der Örtlichkeit der einzelnen Pyramiden ist nicht festzustellen; sie liegen nach allen Himmelsrichtungen; am seltensten ist wohl ihre Lage nach Norden, aber die schönsten, die von Euseigne, sind beispielsweise aus der nach Norden gerichteten Talseite herausgeschnitten. Dem Wind will Sauer gar keinen Anteil an der Schaffung dieser kleinen Naturwunder beimessen; höchstens trägt er dazu bei, nach feuchter Witterung die Oberfläche der Säulen und Pyramiden schneller zu trocknen. R.

— Einer brieflichen Mitteilung aus Paris entnehme ich, daß es nunmehr endlich gelungen ist, die kostbaren ethnographischen Schätze, welche bisher als ein Anhang zum Marinemuseum im Louvre aufbewahrt worden waren, von dort loszueisen und ihre Vereinigung mit den übrigen ethnographischen Sammlungen am Trocadéro in die Wege zu leiten.

Es handelt sich hier neben einer großen Anzahl von anderen Sammlungen vor allem um die überaus kostbaren Reliquien von den Entdeckungsreisen von Bougainville und La Perouse. Zahlreiche Stücke von diesen wichtigen Reisen waren bisher in einem Dachgeschoß des Louvre höchst unglücklich an der Decke eines hohen Saales befestigt, so daß man ein Fernglas nötig hatte und seinen Hals verrenken mußte, um überhaupt etwas von ihnen zu sehen. Es war in wissenschaftlichen Kreisen schon lange als ein Bedürfnis empfunden worden, diese wertvollen und in ihrer Art ganz einzigen Stücke endlich der Untersuchung zugänglich zu machen, und es muß mit großer Dankbarkeit begrüßt werden, daß man sich endlich zu einer würdigen Aufstellung dieser Schätze entschlossen hat. Hoffentlich erscheint nun auch bald ein ausführlicher Katalog mit guten Abbildungen. v. L.

— Über die Stellung der Völkerkunde und Erdkunde im Deutschen Reich handelt ein Aufsatz von Professor Dr. Ludwig Fränkel in der Monatsschrift „Deutschland". Es ist die alte Klage, die daraus spricht, die Klage von der ungenügenden Vertretung dieser Wissenschaften an den deutschen Hochschulen. Vor allem gilt das ja bekanntlich von der Völkerkunde, in zweiter Linie von der Geographie, mit der es, wenigstens in Preußen, heutzutage leidlich bestellt ist, während sie in Süddeutschland, z. B. in der engeren Heimat des Verfassers, noch nicht für voll angesehen wird: hat doch erst jüngst wieder die bayerische

Kammer die Errichtung eines ordentlichen Lehrstuhls für Geographie an der Münchener Universität abgelehnt. Die meisten süddeutschen Geographieprofessoren sind überhaupt außerordentliche und so miserabel bezahlt, daß man dort die trefflichen Männer, die dort wirken, überhaupt nicht verdient, z. B. Sapper und Regel. Mit der Völkerkunde aber steht es auch in Preußen schlecht, selbst in Berlin ist kein Ordinarius. Die preußischen Kultusminister haben eben noch keine Ahnung davon, daß das Reich heutzutage Weltpolitik und Kolonialpolitik treibt, und im übrigen fehlt es ja an Geld. Der Verfasser meint, die „Kolonialgesellschaft" und der „Flottenverein" sollten hier einsetzen; wir glauben indessen, daß sie es leider nicht tun werden. Die Wiedergabe eines unsinnigen persönlichen Ausfalls der „Grenzboten" hätte der Verfasser vermeiden sollen.

— In seinen Beiträgen zur Kenntnis der Temperaturverteilung in der Atmosphäre und ihrer Beziehung zur Witterung (Meteor. Zeitschr., 1904) teilt J. Hommer mit, daß in den Wintermonaten die Temperatur in den Schichten zwischen dem Erdboden und etwa 1000 m im allgemeinen bei gutem Wetter niedriger ist als bei schlechtem. In den Schichten über 1000 m ist sie bei gutem Wetter höher als bei schlechtem. In den Frühlingsmonaten ist sie in der ganzen Schicht vom Erdboden bis zu 4000 m im allgemeinen bei gutem Wetter bedeutend höher als bei schlechtem. Im Sommer ist sie bei gutem Wetter nicht bedeutend verschieden von der bei schlechtem Wetter. Im Herbst ist sie im allgemeinen bei gutem Wetter etwas höher als bei schlechtem; aber einzeln betrachtet unterscheiden sich hier die drei Monate voneinander. Der September verhält sich ganz wie die Frühlingsmonate, ebenso der Oktober, ausgenommen die Schichten einige hundert Meter über dem Erdboden, in denen er sich wie der Winter zeigt. Im November scheint die Temperatur in den Schichten bis zu 2500 m Höhe bei gutem Wetter niedriger als bei schlechtem zu sein. Die Witterung wird im allgemeinen durch die Druckverteilung und die Änderung derselben bedingt. Doch müssen wohl auch noch andere Faktoren mitwirken.

— Aufmerksam wollen wir hier machen auf eine größere Abhandlung von Prof. Hoffmann-Krayer in Basel „Knabenschaften und Volksjustiz in der Schweiz" (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. VIII, 1904). Es zeigt sich hier eine vielfache Übereinstimmung mit dem bekannten Haberfeldtreiben in Bayern, nur ist die Sache in der Schweiz viel mehr organisiert, und gerade dieser in ältere Zeit hinaufführenden Organisation geht der Herr Verfasser mit gewohnter Gründlichkeit und ausgiebiger Literaturkenntnis nach, wobei auch verwandte Bräuche in Belgien, Italien, Frankreich, im Deutschen Reiche und Österreich berücksichtigt werden. Die teilweise mit eigenen Statuten versehenen, ja hier und da sogar staatlich anerkannten „Knabenschaften" übten eine sittenrichterliche Tätigkeit aus, namentlich bei geschlechtlichen Vergehungen, mit nächtlichen Umzügen, Masken, Vorladungen und Rügen oder selbst Geld- und anderen Strafen, wobei es an Ausschreitungen nicht fehlte. Auch bei kirchlichen Festen beteiligten sich die Knabenschaften, die nur sittlich tadellose Mitglieder aufnahmen, und teilweise militärisch organisiert waren. Wenn einzelne, wegen überraschender Ähnlichkeiten, die Entstehung der Knabenschaften bis auf die römischen Collegia juvenum zurückführen wollen, so stimmen wir demgegenüber Hoffmann-Krayer bei, wenn er da Zweifel hegt. Warum sollen sie nicht selbständig in ähnlicher Weise wie in Rom sich entwickelt haben? Besitzen wir doch ganz verwandte Gesellschaften unter den Negern, und da wird man doch nicht auf antike Kultgenossenschaften zurückgreifen wollen. R. A.

— Englische wissenschaftliche Arbeit auf dem Tanganikasee. In England hat sich, durch Moores Forschungen veranlaßt, ein Komitee zur Erforschung des Tanganika gebildet, dem außer Moore der bekannte frühere Generalkonsul Sir John Kirk, sowie Dr. Sclater, Sir W. Thiselton-Dyer, Prof Lankester und Dr. Boulenger angehören. In seinem Auftrage hat im März 1904 der Naturforscher W. A. Cunnington England verlassen, um die Fauna und Flora der Seen zu erforschen. Cunnington begann seine Untersuchungen aber bereits im Nyassasee und sammelte dort durch Schleppnetzzüge eine Menge Phyto- und Zooplankton, darunter Copepoden, Cladoceren und Insektenlarven. Die Wassertemperatur betrug selten weniger als 21°, die in 140 m Tiefe etwas mehr. Ende Juni kam Cunnington nach Karonga am Nordende des Nyassa, um sich über Land nach dem Tanganika zu begeben. Seine letzten Briefe datieren aus Vua am Westufer. Er hatte sich in Udschidschi ein Segelboot verschafft, in dessen Besitz er sich in völliger Unabhängigkeit seinen Forschungen widmen konnte. Er schreibt, daß er eine ziemliche Anzahl Fische und viele Süßwassercrustaceen gesammelt habe. Das vegetabilische Leben überraschte ihn durch die Ähnlichkeit aller Tanganikaformen mit denen des Nyassa, doch kann er nicht sagen, daß es hier und dort die gleichen sind. Gegen Ende dieses Jahres wollte Cunnington die Heimreise antreten. („Nature" vom 19. Januar 1905.)

— M. J. Marinitsch veröffentlicht in den Bulletins et Mémoires de la Société de Spéléologie (Nr. 37, Juni 1904) einen kurzen Bericht über seine Entdeckungen in der St. Canzian-Grotte im österreichischen Küstenland. Die von ihm auf sehr schwierigem Wege erreichten Höhlen hat er die Grotte der Überraschungen genannt; der Schluß der sich zuweilen stark verengenden, 647 m langen Galerie, welcher den Namen „Tropfstein-Galerie" erhalten hat, soll an Schönheit der Stalaktiten und Stalagmiten alles hinter sich lassen, was die an sich schon sehr sehenswerten Höhlen von St. Canzian bieten. Voraussichtlich wird die Sektion „Küstenland" des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins diesen neuen, merkwürdigen Teil der Höhle, in dem Marinitsch mit Recht ein altes, verlassenes Bett der Recca vermutet, dem größeren Publikum zugänglich machen. H.

— Der Arzneistoff Pituri oder Pidgery der Australier. Die Edinburger geographische Gesellschaft hat, wie in ihrer Zeitschrift „The Scottish Geographical Magazine" 1904, S. 606 mitgeteilt wird, von dem Australienforscher R. M. Macdonald eine Probe des interessanten Arzneistoffes erhalten, der den Eingeborenen Innerauѕtraliens als Pituri oder Pidgery bekannt ist. Er besteht aus getrockneten und fein pulverisierten Blättern und darunter gemischten Stengeln der Duboisia Hopwoodii, einer Solanacee, und entspricht der peruanischen Koka und dem Betel der Sundainseln, da er von den Schwarzen zum Kauen benutzt wird. Der Gebrauch ist nach Macdonalds Beobachtungen folgender: Eine kleine Menge der getrockneten und zerriebenen Pflanze wird auf ein Gulgyablatt (Acacia homolophylla) gelegt, das Blatt wird verbrannt (vermutlich, um Pottasche zu erzeugen), und die Asche zusammen mit dem Pidgery wird dann in den Mund gesteckt, zu einer Kugel gerollt und schließlich gekaut. Beim Europäer, der das Pidgery kaut, folgt nach Macdonald sehr schnell Unwohlsein, während beim Eingeborenen Unempfindlichkeit gegen Schmerz hervorgebracht wird. Andere Beobachter haben gefunden, daß die Pflanze starken Kopfschmerz und Vergiftungserscheinungen hervorruft, während sie in geringen Mengen anscheinend sehr stimulierend wirkt und, wie die Koka, das Hunger- und Müdigkeitsgefühl verringert. Der wirkende Stoff dürfte ein mit Nikotin vereinigtes Alkaloid sein. Eine Beschreibung des Stoffes findet sich in Maidens „Useful Native Plants of Australia". Die von Macdonald gesandte Probe stammt aus den Vullaginsümpfen an der Grenze von Queensland und Südaustralien.

— Die Küste der mittleren atlantischen Staaten Nordamerikas betrachtet F. Meinhold in seiner Dissertation, Leipzig 1904, unter besonderer Berücksichtigung ihrer morphologischen Verhältnisse und der Bedingungen ihres Kulturwertes. Da die lange Küstenstrecke dieses Gebietes bisher in wenig kritischer Weise mit allgemeinen Bezeichnungen belegt wurde, dürfen die hier fest bestimmten Küstentypen auf allgemeines Interesse rechnen. Die 13 Typen sind: offene Ästuarienbaiküste (Chesapeake-Bai), Haffküste (New-York-Bai), Sea-Island-Küste (Delaware-Halbinsel, New Jersey und Long Island, jedesmal Ozeanseite), offene Lagunenküste (ebendort), Boddenküste (Ostküste von Long Island), Longitudinale Abrasionsküste (Sundküste von Long Island), Trichterboddenküste (Sundküste von Island), Sundquerküste (Festlandsküste des Long Islands Sounds), Pondküste (Festlandsküste des Block Islands Sounds), Diskordante Schollenküste (Narragansett-Bai), Föhrdenküste (Buzzaro-Bai), Ausgleichsboddenküste (Nantucket Sound und Massachussetts Bay). Was nun den Kulturwert anlangt, so hebt Verfasser vor allem hervor, daß die Unmenge von Eingriffen des Meeres in das Land gar nicht erforderlich ist und zum größten Teil unbenutzt bleibt, wie wir es namentlich an den Fjorden kennen. Die horizontale Gliederung der amerikanischen Küste ist eine sehr günstige, große Buchten in Hülle und Fülle und noch dazu eine reiche kleine Gliederung bieten sich uns dar. Wie wenig wertvoll diese Gliederung aber zuweilen ist, zeigen besonders die Küstentypen der offenen Lagunen- und der Sea-Island-Küste, die größeren Seeschiffen keinen Zugang gewähren können. Die Küste ist aber mit einer genügenden Anzahl von guten Seehäfen versehen, die auch richtig längs der

Küste gruppiert sind. Also nicht die Morphologie der Küste im ganzen, sondern nur die Morphologie weniger räumlich beschränkter Punkte, eben der Häfen, und ihre gleichmäßige Verteilung ist für den Kulturwert der Küste ausschlaggebend. Neben einer großen Zahl Häfen zweiter Ordnung finden wir fünf erstklassige Seehäfen in dem Gebiet, von denen jeder die Herrschaft über ein bestimmtes See-, Küsten- und Kontinentalgebiet ausübt; ferner ist die Lage und Bevölkerungsart allem Güter- und Ideenaustausch förderlich, und die Haupteingangspforten in das Land sind auch morphologisch zu Verkehrs- und Handelshäfen prädestiniert. R.

— Ludwig von Loczy berichtet in dem Abrégé des 30. Bandes des Földtrajzi Közlemények der Ungar. Geogr. Gesellschaft (1904) über Seenforschungen im Retyezátgebirge (Südkarpathen). Loczy zählt dort 48 Seen in einer mittleren Höhe von 2132 m, welche sämtlich als Glazialseen anzusprechen sind. Sie bedecken zusammen 73,5 ha. Die beiden größten sind der Bukurn-See in 2041 m Meereshöhe mit 10,6 ha und der Zenóga-See in 2001 m Meereshöhe mit 8,1 ha. Die größten Tiefen dieser beiden Becken mit sehr unregelmäßiger Bodenkonfiguration sind nach den Lotungen von Loczys 14,2 bzw. 24 m. An den Seiten der beiden Seen liegen Rundhöcker und beim Abfluß ein niedriger Felsriegel. Hf.

— Gibt es im östlichen Großen Ozean noch unbekannte Inseln? Auf dem achten Internationalen Geographenkongreß hielt James D. Hague aus New York, wie wir dem „Nat. Geogr. Mag." für Oktober 1904 entnehmen, einen Vortrag über die Frage, ob es eine oder mehrere unbekannte Inseln im nördlichen Großen Ozean zwischen der Sandwichgruppe und dem amerikanischen Festlande gäbe. Er besprach diese Frage, die uns allerdings kaum noch eine „Frage" zu sein scheint, im Hinblick auf das Verschwinden der amerikanischen Korvette „Levant" im Jahre 1860, die am 18. September Hilo auf Hawaii mit Bestimmung nach Panama verließ. Hague nennt ihr Verschwinden „spurlos"; es sind zwar im Juni 1861 an der Südküste von Hawaii einige Wrackstücke angeschwemmt und auch ab und zu als zur „Levant" gehörig rekognosziert worden, doch will er an die Zuverlässigkeit dieser Rekognoszierung oder wenigstens daran, daß das Kriegsschiff damals mit Mann und Maus untergegangen sei, nicht recht glauben. Er neigt vielmehr zu der Annahme, daß die Besatzung oder ein Teil von ihr sich nach einer unbekannten Insel gerettet habe. Ältere Karten zeigen nun in der Tat halbwegs zwischen der Sandwichgruppe und der amerikanischen Küste eine Anzahl von Inseln oder Felsen, deren unsichere Lage durch ein Fragezeichen angedeutet wird; es hatten nämlich Walfischfänger zu Beginn des 19. Jahrhunderts berichtet, sie hätten dort Inseln gesehen, und einige waren sogar mit Namen versehen worden, wie „New Island" und „Roca Coral", 1000 bis 1200 Seemeilen ostsüdöstlich von Hawaii. Ja, 1837 waren sogar zwei britische Kriegsschiffe zu dem Zweck ausgesandt worden, die Inseln zu suchen und von ihnen für England Besitz zu ergreifen; sie fanden allerdings nichts, berichteten aber von einigen Anzeichen von Land. Auch in jüngster Zeit ist dort gesucht, aber nichts gefunden worden, so 1899 durch das auf einer Tiefseeexpedition begriffene amerikanische Schiff „Albatroß" (unter Agassiz) und im März 1902 durch den Dampfer „Australia", der von Tahiti nach San Francisco fuhr, und dessen Kapitän R. T. Lawless in jener Gegend seichtes Wasser passiert zu haben berichtet. Dieser Bericht erregte Interesse, und Hague bewog im folgenden Jahre den amerikanischen Marinesekretär zu dem Versprechen, die Frage, ob dort Inseln, Felsen oder Untiefen vorhanden seien, durch eine Expedition endgültig entscheiden zu lassen. So erhielt im Mai 1904 der neue Kreuzer „Tacoma", der seine Probefahrt von San Francisco nach Honolulu machte, den bezüglichen Auftrag. Nach dem darüber von dem Kommandanten R. F. Nicholson erstatteten Bericht suchte die „Tacoma" vier Tage, sah aber weder Land noch Untiefen, noch Anzeichen von Land; im Gegenteil, die Gegend zeichnete sich durch das gänzliche Fehlen von Seevögeln aus. Da es nun nichts Wunderbares und Unerhörtes ist, daß selbst ein Kriegsschiff spurlos verschwindet, vielleicht infolge eines Seebebens, ohne daß ein Sturm in Frage kommt, untergeht, wofür ja Beispiele existieren, und da Nicholson absolut nichts gefunden hat, so sollte man meinen, es gäbe in jenem Teil des Pazifischen Meeres keine Insel, auf die sich die Besatzung der „Levant" hätte retten können. Hague aber hält beides trotzdem noch nicht für unmöglich, ja er erachtet es nicht als außerhalb jeder Wahrscheinlichkeit liegend, daß einige von den Schiffbrüchigen auf einer Insel noch jetzt ihr Leben fristeten und nach einem Segel ausschauten! Hague erinnert daran, daß ja auch die Meuterer der „Bounty" 18 Jahre auf Pitcairn lebten, bevor sie entdeckt wurden. Wir müssen indessen gestehen, daß dazu ein recht starker Glaube gehört. Heute ist der Große Ozean nicht mehr so einsam wie zur Zeit der „Bounty". Auf unseren Karten sind denn auch alle jene hypothetischen Inseln gestrichen; dagegen finden sich noch mehrere solcher fabelhaften Eilande im Nordwesten des Großen Ozeans seitwärts von den großen Verkehrswegen eingezeichnet. Wieviele von ihnen wirklich existieren, steht dahin.

— Föhn und Vogelzug bringt V. Häcker (Verhdlg. d. deutsch. zool. Ges., 14. Jahresvers., 1904) miteinander in Verbindung. So viel auch Beobachtungen über den Vogelzug vorliegen, so verschieden erscheinen die Resultate. Immerhin glaubt Verfasser aus mehr als zwanzigjährigem Studium folgende drei Sätze aufstellen zu können: In unseren Gegenden erscheinen bestimmte Vogelarten stets gleichzeitig miteinander, z. B. Rotkehlchen und Weidenlaubvogel, Gartenrotschwanz und Fitislaubvogel. Die betreffenden Arten kommen in den einzelnen Jahren zu sehr verschiedenen Zeiten an; vom 14. März 1885 bis 14. April 1888 variierten sie innerhalb zweier Dezennien. Die Ankunft der genannten Vögel und wahrscheinlich auch anderer erfolgt stets bei föhniger Wetterlage, wenigstens trifft das für Baden stets zu. Als Hypothese will Häcker hinzufügen, daß für die genannten Vögel der Föhn den Reiz oder das Signal zum Aufbruch aus Oberitalien und das Vehikel zum Passieren der Alpenkämme bildet. Verfasser ist dann der Meinung, daß die Vögel, wenn sie den Föhn als Transportmittel benutzen, nicht dort anlanden, wo er mit voller Gewalt noch von den Bergen niederstürzt, sondern da, wo er als milder Südwind allmählich abflaut und seine treibende Kraft ein Ende nimmt. Wenn nun auch diese Mitteilungen keine abschließenden Resultate enthalten, sondern nur eine Anregung bedeuten, so muß doch dieser selbständige Vorstoß in das vielseitige Gebiet zur allgemeinen Kenntnis gelangen. R.

— v. Nobbe stellt als Ergebnis seiner langjährigen Beobachtungen über die Beeinflussung des Wetters durch Sonne und Mond (Verhandl. d. Ges. deutsch. Naturf. u. Ärzte. 75. Vers., 1903) folgende Sätze auf: Die als kritisch betonten Mondstellungen und Sonnenstörungen beeinflussen, verschieden nach Klima und Luftdruck, sowie überhaupt nach der jeweiligen Wetterlage, die Witterung. In unserer Zone, der nördlich gemäßigten, macht sich anscheinend der Einfluß der kritischen Faktoren leichter geltend als in der heißen, nördlichen und südlichen Polarzone; wahrscheinlich auch mehr als in der südlichen gemäßigten Zone. Die große Veränderlichkeit des Wetters in unseren Breiten, der daselbst fast regelmäßige Wechsel in Luftdruck und Temperatur mit häufigen Niederschlägen steht wahrscheinlich in nahem Zusammenhange mit dem häufigen Eintritt kritischer Faktoren. Beachtenswert sind vor allem die fast ausnahmslos im Anschluß an die Mond- und Sonnentermine beobachteten Wetterumschläge. Dies gilt im besonderen von den Voll- und Neumond- wie Zengerischen Sonnenterminen, nächstdem von den Stellungen des Mondes im Äquator, in Erdnähe und Erdferne. Je mehr kritische Faktoren zeitlich zusammenfallen, um so mehr treten in der Regel Umschläge und Störungen des Wetters ein. In Zeiten und Gebieten hohen, namentlich zugleich weit und gleichmäßig ausgebreiteten Luftdrucks macht sich die störende Einwirkung der kritischen Faktoren gewöhnlich schwächer bzw. langsamer geltend. Damit hängt auch wohl die Tatsache zusammen, daß in vielen Gegenden, z. B. der heißen Zone, doch auch bereits im südlichen Europa, die Witterung jährlich längere Perioden mehr oder weniger schönen Wetters aufweist. Sicher ist mit diesem in der Regel relativ hoher Luftdruck verbunden. Gewiß gibt es eine Reihe von Fällen, in denen man auch von einer etwas (höchstens um drei Tage) verfrühten Wirkung der kritischen Faktoren sprechen kann, namentlich wenn mehrere derselben ganz nahe zusammenfallen. Die Fälle einer verspäteten Wirkung um einen bis drei Tage, gleichviel, auf welche Gründe sie zurückzuführen ist, sind jedoch häufiger. Es ist aber nicht leicht, ganz sicher nachzuweisen, daß die Störungen und Umschläge des Wetters, damit überhaupt die Gestaltung desselben, mit auf eine Wirkung der kritischen Faktoren zurückgeführt wird.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 12. BRAUNSCHWEIG. 30. März 1905.

Die jüdischen Freistädte in ethnologischer Beleuchtung.

Von Dr. Albert Hellwig, Kammergerichtsreferendar.

Zu fast allen Erscheinungen geschichtlichen Werdens zeigt uns die Ethnologie Parallelen bei Völkern, die in keinerlei Berührung miteinander gekommen sind, wo Entlehnung also ausgeschlossen ist. Dadurch werden uns Institute, die wir früher als einzigartiges Produkt eines bestimmten Volkes aufzufassen gewohnt waren, als allgemeinen Völkergedanken angehörend gezeigt und aus ihren universalen Entstehungsursachen heraus erklärt.

Nicht zum wenigsten erscheinen uns heute, im Zeitalter der Ethnologie, die Geschicke des „Volkes Gottes“ nicht mehr in dem mystischen Zauber einer in mehr als einem Punkte eigenartigen und einzigartigen Geschichte.

Von den zahlreichen Beispielen, die für diese Behauptung angeführt werden könnten [1]), sei nur eins herausgegriffen, das Verbrecherasylrecht, welchem das mosaische Recht sechs Freistädten einräumte [2]).

Die Grundzüge dieses Institutes dürfen als allgemein bekannt vorausgesetzt werden: Sechs Asylstädte gab es; hatte nun jemand einen Menschen absichtlich oder unabsichtlich, fahrlässig oder zufällig getötet, so konnte er sich in eine dieser Freistädte retten; gelang es dem Bluträcher, den Totschläger niederzuschlagen, bevor er das schützende Asyl erreichte, so war die Tat gesühnt und der Bluträcher straffrei. Entging aber der Verbrecher glücklich den Nachstellungen des Bluträchers, so wurde über ihn Gericht abgehalten: Wurde er des vorsätzlichen Totschlages für schuldig befunden, so wurde er dem Bluträcher überantwortet; stellte sich dagegen heraus, daß er ohne seinen Willen den Tod des anderen herbeigeführt hatte, so geschah ihm kein Leides, er durfte aber die Freistadt erst nach dem Tode des betreffenden Hohenpriesters verlassen, ohne Gefahr zu laufen, sühnelos erschlagen zu werden [3]).

Dies Asylrecht, glaubte man, sei die Wurzel des griechischen und römischen gewesen [4]). Als sich der enge Gesichtskreis durch das nähere Bekanntwerden der Naturvölker allmählich erweiterte, entdeckte man auch bei dem einen oder anderen primitiven Volk in Asien, Afrika, Amerika oder Ozeanien die Rechtseinrichtung, daß an gewissen heiligen Stätten, so einem Häuptlingsgrab, Tempel, Altar usw., Verbrecher vor der Blutrache Schutz fanden. Der Gedanke, daß dieses Asylrecht originär entstanden sein könnte, kam den Reisenden vergangener Jahrhunderte nicht in den Sinn; vielmehr suchte man oft auf Grund der gewagtesten Spekulationen das Asylrecht, das man z. B. bei den Indianern fand, von dem jüdischen historisch abzuleiten, oder doch ohne nähere Begründung, allein auf Grund der Ähnlichkeit beider Institutionen, einen Zusammenhang beider zu vermuten. So nahm z. B. noch Ellis an, das interessante Asylrecht der Sandwichinseln, auf das wir noch des näheren eingehen werden, könne sich „traditionally“ von den jüdischen Freistädten ableiten [5]).

Daß dieser angebliche Zusammenhang nur infolge des beschränkten Gesichtskreises einer Zeit angenommen werden konnte, welcher die Lehre vom Völkergedanken noch nicht faßbar war, weil ihr die nötigen Unterlagen fehlten, liegt auf der Hand. Aber auch auf das griechische Asylrecht haben die Bestimmungen des mosaischen Gesetzes, soweit ersichtlich, keinen Einfluß geübt, was heute auch wohl von Theologen nicht mehr bestritten werden wird.

Es scheint, als ob wir der Ansicht sind, allüberall, wo wir Verbrecherasylrecht finden, habe es sich aus dem Rechtsleben des betreffenden Volkes heraus entwickelt, unbeeinflußt von fremdartigen Einwirkungen irgendwelcher Art, besonders ohne das jüdische Asylrecht zum Vorbild genommen zu haben.

Im allgemeinen sind wir allerdings dieser Ansicht. Bei einem Lande nehmen wir aber einen direkten Einfluß des mosaischen Gesetzes auf Entstehung und Ausbildung des Asylinstitutes an, und zwar bei einem Lande, bei dem dieser Zusammenhang unseres Wissens noch nie behauptet worden ist, nämlich bei Abessinien.

Daß dieses Land allerdings in gewissem lebendigen Zusammenhang mit dem mosaischen Recht stand, war längst bekannt [6]). Aber hieraus auch eine Beeinflussung des reich ausgebildeten abessinischen Verbrecherasylrechtes mit dem der Juden zu vermuten, diese Idee ist, soweit mir bekannt, vor meinem „Asylrecht“ noch nicht ausgesprochen worden [7]).

[1]) Weitere z. B. bei Garrick Mallery, „Israeliten und Indianer“. Aus dem Englischen von F. S. Krauss.

[2]) Num. XXXV; Deut. IV, 41—43; Deut. XIX, 1—13; Jos. XX; 1. Chron. VI, 42, 52.

[3]) Aus den zahlreichen Darstellungen hebe ich die meines Erachtens besten heraus: Bissell, „The Law of Asylum in Israel historically and critically examined“. Leipzig 1884. Fuld in Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft VII, S. 103 ff. Besonders für das talmudische Recht: S. Ohlenburg, „Die biblischen Asyle in talmudischem Gewande“ (München 1895) und Gronemann in Zeitschr. f. vergl. R.-W. XIII, S. 438 ff.

[4]) Bissell, a. a. O., p. 6.

[5]) Ellis, „Reise durch Hawaii“, S. 153.

[6]) Vgl. z. B. Timotheus, „Zwei Jahre in Abessinien“ II, S. 42.

[7]) A. Hellwig, „Das Asylrecht der Naturvölker“ in „Berliner juristische Beiträge“, Heft 1, S. 51. Berlin 1903.

Glänzend bestätigt wird dieser innige Zusammenhang durch das abessinische Corpus juris civilis et canonici, das mir mittlerweile bekannt geworden ist, aus dem sich ein tief eingreifender Einfluß der jüdischen Rechtsnorm auf die Abessiniens auf Schritt und Tritt ergibt [8] [9]).

Von dieser einen Ausnahme abgesehen, scheint mir allerdings das Verbrecherasylrecht, wo wir es auch finden — und es ist eine universale Erscheinung, wenigstens relativ [10]) [11]) — soweit bislang ersichtlich, überall sich originär entwickelt zu haben.

Als Ganzes betrachtet kann also das jüdische Asylrecht heutzutage zweifellos nicht mehr beanspruchen, als eine besondere Eigentümlichkeit des Volkes Israel angesehen zu werden.

Wohl aber hat das Recht der Freistädte, wie es sich im mosaischen Recht fixiert findet, gewisse Züge, die nicht nur Theologen und Historiker leicht geneigt sein werden, als national-jüdische Gebilde, die ohne Parallele sind, anzusprechen, sondern auch Ethnologen und Juristen, wenn sie sich nicht tiefer mit dem Gegenstande befaßt haben.

Als solche Charakteristika sehe ich an:

1. Die Form des Asylrechts, insofern als ganze Städte und nicht nur, wie uns sonst geläufig, Tempel oder Altäre usw. Asylstätten waren;

2. den Inhalt, insofern als nur fahrlässige und zufällige Totschläger, nicht aber auch Mörder vor dem Bluträcher endgültig gesichert wurden;

3. den Zweck, insofern als die Totschläger vor dem Tode des Hohenpriesters die Freistädte nicht verlassen durften, so daß die Internierung nicht nur Schutz vor dem Bluträcher bezweckte, sondern auch Strafcharakter trug.

Sehen wir nun zu, ob sich in der Tat hierzu keine Parallelen im Völkerleben finden, ob wir also wenigstens von einer relativen Eigenartigkeit des jüdischen Asylrechts im Verhältnis zu dem der übrigen Völker zu sprechen berechtigt sind — oder ob auch diese Annahme lediglich eine Schimäre ist!

Ganzen Asylstädten begegnen wir auch bei anderen Völkern, besonders in Afrika und Amerika.

So gibt es in Usambara vier Städte, in denen die Zauberer des Reiches leben, und in denen Verbrecher Schutz vor der Blutrache finden [12]). Ferner haben die Creeks in Nordamerika „weiße Städte" und „rote Städte", von denen die ersteren als Asyle dienten [13]). Ebenso kannten die Cherokees die Einrichtung von Freistädten [14]). Im Grunde ist dies auch der Fall auf den Sandwich-Inseln, wenn wir dort so gewaltigen Asylplätzen begegnen, wie der Puhonua von Honaunau, welche nicht weniger als 30000 qm bedeckte [15]).

Ganz besonders aber in Abessinien erstreckt sich das Asylrecht nicht nur auf die in unmittelbarer Nähe der Kirche gelegenen Häuser, sondern umfaßt vielfach ganze Stadtteile, eine ganze Reihe von Städten, ja sogar ein ganzer Kirchsprengel dient als Freistätte [16]). Der Fetha Nagast weiß davon freilich nichts, sondern redet nur von einem relativen Asylrecht der Kirchen, auf das weiter unten noch näher eingegangen wird [17]). Wir sind wohl zu der Vermutung berechtigt, daß die gewohnheitsrechtliche, räumliche Ausdehnung der Asylqualität auf ganze Städte usw. von der Geistlichkeit nach dem Vorbilde der jüdischen Freistädte ins Werk gesetzt und hiermit begründet wird, wenngleich der wirkliche Grund ganz wo anders zu suchen ist, nämlich in dem Antagonismus zwischen Klerus und Herrscher.

Aber selbst wenn wir aus diesen Gründen das abessinische Asylrecht hier außer Ansatz lassen, so zeigen uns doch die anderen Beispiele aus allen Teilen des Erdballes, daß wir höchstens noch in dem Inhalt oder dem Zweck der mosaischen Freistädte ihre spezifischen Besonderheiten entdecken können.

Der in den jüdischen Asylrechtsnormen enthaltene Gedanke, daß nur der Unschuldige (der zufällige Totschläger) oder der wenig Schuldige (der fahrlässige Totschläger) davor bewahrt werden soll, vom erhitzten Bluträcher wie ein vorsätzlicher Mörder behandelt zu werden, findet sich in fast noch schärferer Ausprägung, die abstrakt betrachtet noch feiner ethisch ausgebildet erscheint als die des mosaischen Rechtes, im abessinischen Gesetzesrecht wieder [18]).

Nach dem Fetha Nagast soll das Asylrecht der Kirchen relativ sein, insofern als der dorthin geflüchtete Verbrecher zwar nicht gewaltsam von dem Bluträcher bzw. der Staatsmacht ergriffen werden darf, aber dafür von der Geistlichkeit festgenommen und dem Gesetze gemäß verurteilt werden soll. Nach der Intention des Gesetzgebers soll also das Asylrecht einmal der Blutrache entgegentreten, die dem Staat verderblich ist, und dann auch die von der Staatsgewalt unschuldig Verfolgten schützen: davon, daß wirkliche Verbrecher der gerechten Sühne entzogen werden sollen, ist gar keine Rede. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir hier nicht nur einen Anklang an die alttestamentlichen Ideen annehmen, sondern eine direkte Beeinflussung dieser Normierung vermuten.

In der Praxis freilich ist von diesem relativen Charakter des Asylrechts nicht die Rede, wenigstens nicht auf seiten der Geistlichkeit. Es hängt dies damit zusammen, daß sie im Zusammenhalt mit dem Adel der Regierung gegenüber eine oppositionelle Stellung einnimmt und kraft ihrer Machtstellung auch vieles gegen den Willen der Regierung durchzusetzen vermag. Kräf-

Möglicherweise kann sich dieselbe Idee ausgesprochen finden bei der mir leider nicht zugänglichen Schrift von G. de Stefano, „Il diritto penale nel Hamasen (Eritrea) ed il Fethâ Neghest". Firenze 1897.

[8]) „Il «Fetha Nagast» o «legislazione dei re» tradotto e annotato da Ignazio Guidi (Pubblicazioni scientifiche del R. Instituto Orientale in Napoli. Tomo III.) 551 p. 4°. Roma 1899.

[9]) Über die Asylrechtsnormen nach dem Fetha Nagast und der abessinischen Praxis wird weiter unten gehandelt werden. Ausführlich sind jene Gesetzesnormen besprochen in meiner Skizze „Verbrecherasylrecht im Fetha Nagast", die als Teil meiner „Miscellen aus der ethnologischen Jurisprudenz" demnächst in der Zeitschr. f. vgl. R.-W. erscheinen wird.

[10]) Über die weite Verbreitung dieses Rechtsgebildes vgl. Andree im „Globus", Bd. 83, Nr. 39; Post, „Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz", § 64. Oldenburg und Leipzig 1895; Wilutzky, „Vorgeschichte des Rechts", Bd. III, S. 101 ff. Berlin 1903; ferner mein oben schon genanntes Buch, dem weitere umfangreiche Bände binnen kurzem folgen werden.

[11]) „Universell" insofern, als es sich nicht nur bei einem Volk oder einer Völkergruppe findet, sondern originär in den verschiedensten Völkergruppen entstanden ist; „relativ" insofern, als es nicht allen Völkern einer bestimmten Kulturstufe eigen ist. Über diese Begriffe werde ich mich demnächst in einer eigenen Abhandlung und in der Philosophie des Asylrechts des näheren auslassen.

[12]) Mein „Asylrecht der Naturvölker", S. 33. Berlin 1903.

[13]) Ebenda. S. 109 f.

[14]) Ebenda, S. 111 f.

[15]) Ebenda, S. 10 ff. und Marcuse, „Die hawaiischen Inseln", S. 100. Berlin 1894.

[16]) Vgl. mein „Asylrecht", S. 51 ff., besonders 53 u. 54 ff.; ferner Th. Bent, „The sacred City of the Ethiopians" (wozu der Bericht in „The Journal of the Anthrop. Inst." XXIV (1895), p. 208 ff. zu vergleichen ist) und Mansfield Parkyns, „Life in Abessinia" I, p. 212, 1853.

[17]) Vgl. die oben zitierte italienische Übersetzung, Teil II, Kap. L, § 8, S. 523.

[18]) Ebenda.

tige Herrscher, wie z. B. der König Theodor, haben daher auch den Kampf gegen die Mißbräuche des Asylrechts aufgenommen, während sie ein relatives Asylrecht durchaus anerkannten. Von dem Ausgang dieses interessanten Kampfes gegen die Schäden des Asylinstitutes, den wir auch bei den Wahabiten Arabiens, in Marokko und in Persien verfolgen können, und den wir in Europa vor einigen Jahrhunderten erst zu Ende gekämpft haben, wird zum guten Teil das weitere Schicksal Abessiniens abhängen [19] [20]).

In Abessinien ist also wenigstens die Praxis in der Mehrzahl der Fälle dem jüdischen Asylrecht unähnlich. Aber bei anderen Völkern finden wir auch in der faktischen Gestaltung eine Analogie zu der Beschränkung des Asylrechts auf Unschuldige und nur fahrlässige Totschläger.

Eine gewisse Parallele bietet das Recht der Kaffern. Hier gilt die Hütte des Inkosi als Zufluchtsstätte für alle Verbrecher, mit Ausnahme derjenigen, die sich gegen den Inkosi selber vergangen haben: Keinen Schutz finden also diejenigen Verbrecher, welche am schwersten sich gegen die soziale Ordnung vergangen haben [21]).

Eine ähnliche Unterscheidung können wir bei den Kabylen konstatieren, bei denen die anaya zwar jemandem erteilt wird, welcher, um seine verletzte Ehre wieder herzustellen, seinen Gegner erschlagen hat, aber nicht einem feigen Meuchelmörder, der von Habgier getrieben war. Hier haben wir es sogar zweifellos mit ethischen Motiven zu tun [22]).

Auch auf der Goldküste bietet die Fetischhütte nicht allen Verbrechern Asyl: Die Mörder werden ausgeliefert [23]). Allerdings haben hier offenbar andere Gründe zu dieser Beschränkung geführt, als bei den Juden, wenigstens wenn man der communis opinio gemäß lediglich den sakralen Charakter des mosaischen Strafrechts berücksichtigt; ich glaube allerdings, daß neben dem Gedanken, daß Mord eine Versündigung gegen Gott darstelle und nur durch Blut gesühnt werden könne, auch noch mitgewirkt hat, daß es unmöglich gewesen wäre, dem Volke, dessen Anschauungen noch tief im Blutrachegedanken befangen waren, ein solches Asylrecht aufzudringen [24]). Bei dieser Gelegenheit sei an die Streitfrage erinnert, ob die Bestimmungen des mosaischen Gesetzes über die Freistätten überhaupt jemals praktischen Rechtes gewesen seien [25]).

Das jüdische Asylrecht ist im Grunde nichts anderes als ein Resultat des Verbotes der Komposition. Dies kann hier nur angedeutet werden.

Wie in allen Rechten, richtete sich auch im jüdischen die Blutrache ebenso gegen den vorsätzlichen Mörder wie gegen den unvorsätzlichen Totschläger [26]). Allmählich wird die Blutrache ablösbar; wie bei vielen Völkern, so wird auch bei den Juden hier zuerst der Unterschied zwischen vorsätzlichem Mord und unvorsätzlicher Tötung zum Ausdruck gekommen sein, indem die Bluträcher im letzteren Falle leichter zur Annahme des Blutpreises bereit gewesen sein werden [27]); aber auch für vorsätzliche Tötung sogar wurde in der Regel Komposition angenommen [28]). Das mosaische Gesetz verbot die Annahme der Komposition, wie es stets der Fall ist, wenn die Staatsmacht erstarkt [29]); nun war zu befürchten, daß der Bluträcher auch denjenigen, der nur fahrlässig oder gar ohne jede Schuld den Tod eines Menschen verursacht hatte, gleich einem Mörder töten würde [30]); diese aus dem Verbote der Komposition resultierende Nichtbeachtung des Unterschiedes zwischen vorsätzlicher und unvorsätzliche Tat hätte einen Rückschritt bedeutet, den der Gesetzgeber vermeiden mußte; deshalb nahm er die Bestrafung des unvorsätzlichen Totschlägers in seine Hand, indem er ihm einerseits Schutz vor dem Tode bot, der ihm vom Bluträcher drohte, ihn anderseits aber durch den erzwungenen Aufenthalt auch strafte [31]).

[19]) Über diesen Punkt vergleiche mein „Asylrecht“, S. 51 bis 56. In einem der demnächst folgenden Bände wird dieses Phänomen weiter verfolgt werden.

[20]) Bei dieser Gelegenheit sei gestattet, darauf aufmerksam zu machen, daß der Fetha Nagast von großer Bedeutung für die ethnologische Jurisprudenz ist; so wird man durch intensive Vergleichung seiner Normen mit der aus Reiseberichten ermittelten Praxis wichtige Resultate gewinnen können für das so interessante und hochbedeutende Problem, wie sich Theorie und Praxis zueinander verhalten. Für das mohammedanische Recht haben diese Frage behandelt Snouck Hurgronje in „Indische Gids“, Janr. 1886, in „Rechtsgeleerd Magazijn“ 1886 und „Literaturblatt für orientalische Philologie“, S. 98 ff., 1887; Goldziher in Zeitschr. f. vgl. R.-W. VIII, S. 406—423. Gegen sie Kohler in „Rechtsgeleerd Magazijn“ V, p. 341 ff. und VI, p. 265 f. und in Zeitschr. f. vgl. R.-W. VIII, S. 424 bis 439 f. Für indisches Recht vgl. Mayne in „Law Quarterly Review“ III, p. 446 f. (1887); Jolly in „Zeitschr. d. morgenländ. Gesellsch.“ 44, S. 342 bis 362 (1889); Oldenberg, ebenda, 51, S. 267 ff.; Dahlmann, „Das altindische Volkstum und seine Bedeutung für die Gesellschaftskunde“, S. 36 f. und 45 ff. Köln 1899. Eine analoge Streitfrage betreffs des mosaischen Freistättenrechts wird unten behandelt. Betreffs des jüdischen Schuldrechts vgl. Castelli „Creditori e debitori nell' antica società ebreica“ (Rivista italiana di sociologia, 1899, p. 302—316). Für das römische Recht vgl. Costa „Il diritto nei poeti di Roma“, Bologna 1898. Für das babylonische Recht werde ich dies Problem demnächst erörtern in den Abhandlungen über „Die italienische Hammurabi-Literatur“ und „Codex Hammurabi in Theorie und Praxis“. Einige allgemeine Gesichtspunkte in meiner Abhandlung „Die poetische Literatur als Quelle der Rechtserkenntnis“ in Zeitschr. f. vgl. R.-W. XVII, S. 166 ff. (1904).

[21]) Mein „Asylrecht“, S. 29 ff.

[22]) Ebenda, S. 78.

[23]) Ebenda, S. 86.

[24]) Vgl. hierzu auch Bissell, a. a. O., p. 52. „Murder is not merely an offence against the family and society as with the Greeks, but also a crime against God (Gen. IX, 5, Ex. XXI, 28)“.

[25]) Bissell, a. a. O., p. 41, Anm. 4 und p. 68 ff. und Ohlenburg, a. a. O., S. 34, 42 und 46. Das Resultat ist, daß zwar verschiedene spezielle Vorschriften — besonders von der talmudischen Interpretation des Asylgesetzes — lediglich auf dem Papier stehen, daß aber die wesentlichen Bestimmungen über die Freistädte auch in die Praxis übergegangen sind.

[26]) Post, „Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz“ I, S. 237 ff., II, S. 333. Leipzig 1895; Wilutzky, „Vorgeschichte des Rechts“ III, S. 40 ff. Berlin 1903; Bissell, a. a. O., p. 53 ff.; Ohlenburg, a. a. O., S. 4; Förster, „Das mosaische Strafrecht in seiner geschichtlichen Entwickelung“, S. 9 ff. Leipzig 1900.

[27]) Post, a. a. O., II, S. 333, 334, 217; Wilutzky, a. a. O., III, S. 90; Förster, a. a. O., S. 31 ff., besonders S. 34 ff., S. 46 ff.

[28]) Richtig bemerkt Förster, a. a. O., S. 35, die einzige Erklärung dafür, daß der Deuteronomikus und der Priesterkodex so verschieden die tatsächliche Vollziehung der Rache betonen (4. Mos. 35, 31 u. 32), sei, daß die Komposition auch beim Mord trotz des Verbotes in 2. Mos. 21, 30 allgemein in Aufnahme gekommen sei.

[29]) Post, a. a. O., II, S. 262. Daneben mag im mosaischen Recht der sakrale Gedanke zur Unsühnbarkeit vorsätzlichen Mordes mit beigetragen haben. Auch in anderen Rechtskreisen finden sich unsühnbare Missetaten: Vgl. Post, a. a. O., II, S. 261 f.

[30]) 5. Mos. 19, 4 f. Vgl. Bissel, a. a. O., p. 58.

[31]) Daß das Asylrecht auch im mosaischen Recht schon Strafcharakter hatte, wird mit Unrecht geleugnet von Ohlenburg, a. a. O., S. 24 f. (Anscheinend ebenso Gronemann in Zeitschr. f. vergl. R.-W. XIII, S. 439, 1899.) Das ergibt sich daraus, daß bei der Annahme, das Asylrecht habe zur mosaischen Zeit lediglich Schutzzweck und erst in talmudischer Zeit Strafcharakter gehabt, sich nicht verstehen läßt, daß der unvorsätzliche Totschläger bis zum Tode des Hohenpriesters in der Freistadt bleiben mußte und nicht etwa nach kürzerer oder längerer Zeit, wenn sich der Bluträcher be-

Das jüdische Asylrecht bezweckte also nichts anderes, als dem unvorsätzlichen Totschläger nur die ihm gebührende Strafe (keine höhere) zukommen zu lassen, also der Gerechtigkeit Genüge zu tun [32]).

Dies bezweckt aber das Asylrecht auf der ganzen Erde mehr oder minder, wenigstens in seinem ersten Entwickelungsstadium. So dient auch bei den Galla das Asyl nur dazu, um einen friedlichen Ausgleich mit dem Bluträcher herbeizuführen [33]). Daß im abessinischen Recht dieser im Fetha Nagast ausgesprochene Gedanke nicht verwirklicht ist, daß hier also, wie oft, ja meistens in der weiteren Entwickelung des Asylinstitutes dieser Zweck zurücktritt und arger Mißbrauch mit den Freistätten getrieben wird, das geht in der Regel auf den Antagonismus von Priester und Häuptling, von König und Geistlichkeit zurück [34]). Daß das jüdische Asylrecht dem Mörder nicht zu statten kam, hängt mit der Verschmelzung von Priestertum und Königtum zusammen [35]); wo wir unter den Naturvölkern analoge Verhältnisse finden, so z. B. auf den Palauinseln, bei den Barea und Kunama und den Krunegern, dort hat auch das Verbrecherasylrecht keinen antisozialen Charakter [36]).

Vollkommen gleich, auch in der Form, ist aber das Asylrecht, das bei den Muskoghe oder Creeks noch Ende des 18. Jahrhunderts die Ruinen einer heiligen Stadt hatten: „In the upper or most western part of the Muskoghe, there was an old beloved town, now reducedto a small ruinous village, called Koosack, which is still a place of safety to those who kill undesignedly [37]).

Im Laufe der letzten Erörterungen haben wir schon wiederholt die Frage berührt, ob denn wenigstens der Strafcharakter, den der Aufenthalt in der Freistadt, wie dargelegt [38]), auch schon zur mosaischen Zeit hat, eine Besonderheit des jüdischen Asylinstitutes ist.

Aus demselben Grunde, aus dem wir bei vielen Völkern gerade in dem ersten Entwickelungsstadium des Asylinstitutes eine Beschränkung des Personenkreises, dem es zugute kommt, fanden, aus demselben Grunde hat das Asylrecht anfangs dort, wo es auch dem Mörder zustatten kommt, zugleich Strafcharakter.

So dient anscheinend auf den Sandwich-Inseln, deren Asylrecht ja mehr als eine Parallele zum mosaischen bietet, der — allerdings nur kurze —, Aufenthalt in der Puhonua auch Sühnezwecken. Ein ähnlicher Gedanke findet sich anscheinend auch bei den Barea und Kunama [39]).

Besonders markant aber erfüllt das Asyl einen Strafzweck in denjenigen Ländern, wo der Verbrecher zwar sein Leben rettet, seine Rechtspersönlichkeit aber verliert, indem er Sklave des Häuptlings wird. Dies ist der Fall auf den Marshall-Inseln [40]), bei den Wadschagga, in Loango, den Kimbunda-Ländern und bei den Cherokees [41]), sehr wahrscheinlich auch in Usambara und bei den Bambaras [42]).

So läßt sich wohl mit Recht behaupten, daß es keinen Zug im jüdischen Asylrecht gibt, der sich nicht in der einen oder anderen Form irgendwo auf dem Erdenrund wiederfände. Verlieren so die mosaischen Bestimmungen auch ihre Eigenartigkeit, die ihnen eine ganz besondere Stellung anzuweisen schien, so wird anderseits hierdurch das faktische Bestehen eines den Normen entsprechenden Asylrechtes noch wahrscheinlicher gemacht, als es so wie so schon ist: Nimmt somit zwar die Ethnologie dem mosaischen Recht der Freistädte seine Vorrechtsstellung, so rettet sie es anderseits vor der Gefahr völliger Negierung.

ruhigt und ihm verziehen hatte, in seine Heimat zurückkehren durfte. Also auch das zufällige Töten galt nach mosaischem Recht noch als eine der Sühne bedürftige Tat: die Scheidung von Fahrlässigkeit und Zufall hat sich eben erst später vollzogen als die von vorsätzlicher und unvorsätzlicher Tat. Vgl. Post, a. a. O., II, S. 218; Förster, a. a. O., S. 46. Erst nach talmudischem Recht geht der zufällige Totschläger straffrei aus, und nur der fahrlässige muß Strafaufenthalt nehmen in der Asylstadt (Ohlenberg, a. a. O., S. 13 f). Diejenigen Schriftsteller, welche den Strafcharakter des Aufenthalts in den Freistädten nach mosaischem Recht leugnen, dürften konsequenterweise auch nicht von Asylrecht, wenigstens nicht Verbrecherasylrecht sprechen.

[32]) Vgl. Bissell, a. a. O., p. 59, Anm. 1 („The cities of refuge were asyla not against the law, but against prejudice. They shielded only from violence not from justice".) und p. 58 f.

[33]) A. Lecchi, „Da Zeila alle frontiere del Caffa", Vol. II, p. 272 ff. Roma 1886.

[34]) Vgl. z. B. mein „Asylrecht", S. 51 bis 56.

[35]) Daneben ist auch noch wichtig, daß der Blutrachegedanke noch sehr stark entwickelt war und daß das Strafrecht sakralen Charakter trug (vgl. oben).

[36]) Mein „Asylrecht", S. 17 bis 23, 56 bis 64, 91 f.

[37]) Adair, „The Hist. of the American Indians", p. 159. London 1775. — Vgl. die Ausführungen, die ich im Anschluß daran auf S. 110 meines „Asylrechts" über die Analogie mit dem jüdischen Asylrecht und über den Zusammenhang von Asylrecht und Verschuldungsprinzip gemacht habe.

[38]) Vgl. oben. Auch Bissell, a. a. O., p. 67 f. ist unserer Ansicht, allerdings ohne Begründung.

[39]) Darüber mein „Asylrecht", S. 13 und 61 f.

[40]) Wenigstens auf Nauru, auf das sich Kohlers Nachrichten hauptsächlich beziehen. (Mein „Asylrecht", S. 23 f.) Über die übrigen Marshall-Inseln ausführlich in Bd. II.

[41]) Mein „Asylrecht", S. 43 f., 95 f., 103 f., 111.

[42]) Ebenda, S. 33, 81 f.

Die Victoriafälle des Iguazú.

Von Fr. Vogt. Posadas (Argentinien).

Am Morgen des 22. September 1903 bestiegen wir in Puerto Aguirre, an der Mündung des Iguazú in den Paraná, den Kahn, der uns in die Nähe der Victoriafälle bringen sollte. Der Iguazú hatte einen ziemlich niedrigen Wasserstand, und wir konnten uns auf um so größere Schwierigkeiten gefaßt machen, weil dann die fünf oder sechs starken Stromschnellen des Flusses schwer zu passieren sind. Bei hohem Wasserstande machen sie sich kaum bemerkbar, und größere Fahrzeuge können ungehindert in allernächste Nähe der Katarakte gelangen. Zunächst waren wir unserer fünf, außer mir noch Don Melchor de Moraiz, Don Jesús Val und zwei Peone; nach halbstündiger Arbeit ruderten wir dann ans brasilianische Ufer zu einem Yerbalhafen, wo unsere Karawane noch durch vier Ruderer verstärkt wurde. Wie nötig das war, bewies uns der weitere Verlauf der Fahrt. Das argentinische Ufer war im allgemeinen niedriger als das brasilianische, aber beide verliefen, von einigen Kniebogen und Ausbuchtungen abgesehen, im ganzen gleichmäßig und waren, je mehr flußaufwärts, desto mehr mit großen Basaltblöcken besät. Die den Paraná umsäumenden Bambushaine sind am Iguazú weniger dicht. Die gleichmäßigen Uferhänge haben unten einen fast gleich breiten und etwa 2 m hohen Grassaum, etwas höher hinauf folgt

ein schmaler Rand 8 bis 10 m hoher Tacuarabüschel (Bambusrohr), und von der Höhe der Barranca herab schauen hohe Baumriesen in das Flußtal herab. Von Zeit zu Zeit stürzen sich kleinere Gewässer polternd die Uferhöhe hinunter in den Fluß und bilden zuweilen hübsche Fälle. Wir hielten uns ziemlich nahe dem Ufer, wo die Strömung schwächer war, und mußten uns oft die Durchfahrt durch die hohen Basaltsteine am Felsblocksaum förmlich erzwingen und mit den an diesen Felsen schäumend sich brechenden schneeweißen Wellen ringen. Während zwei Peone ruderten, einer steuerte, ein anderer mit einer Ruderstange arbeitete, stiegen die übrigen ans Land, um mit dem Stricke nachzuhelfen und das Fahrzeug weiter voranzubringen. Allein trotz dieses Kraftaufwandes kamen wir doch nur langsam voran und wurden namentlich bei den Stromschnellen mehrere Male wieder zurückgeworfen. Eine Zeitlang marschierten wir zu Fuß am Ufer entlang, einesteils um etwas Abwechslung zu haben und die Felsblöcke näher zu besichtigen, anderenteils um den Kahn möglichst zu entlasten. Mehr wie einmal stießen wir recht heftig auf die unter der Oberfläche des Wassers verborgenen Felsen auf, ohne jedoch Schaden zu nehmen. Verschiedentlich durchquerten wir den Iguazú, um bald an einem, bald am anderen Ufer günstiges Fahrwasser zu suchen. Es regnete in kleinen Zwischenpausen, darauf brannte die Sonne wieder kräftig auf uns nieder, und die feuchtwarme Temperatur trieb den Schweiß aus allen Poren hervor. Am argentinischen Ufer war keine einzige Hütte sichtbar, und nur wenige kleinere Gewässer mündeten dort, während wir am brasilianischen Ufer zwei oder drei Ranchos sahen und die Flüsse Caremá, Tamanduá, Esperanza und San Juan passierten. Letzterer, an den wir um 3 Uhr nachmittags gelangten, läßt seine klaren Fluten mit weithin vernehmbarem Geräusch die Barranca herabfallen, und zwar in vier größeren stufenartig zum Iguazú herabstürzenden gelb-weißen Katarakten. Unmittelbar an diese Fälle stößt die Ansiedelung von Don Jesús Val (Abb. 1). Die Wohnung aus Fachwerk und Lehm liegt in mittlerer Höhe des steilen Ufers und ist von einem niedlichen Gärtchen umgeben, in welchem prächtiges Gemüse wuchs, das am oberen Paraná im allgemeinen eine Seltenheit und wegen der gefräßigen Ameisen sehr schwer zu ziehen ist.

Während der Nacht, die wir in dem gastfreien Hause Don Jesús zubrachten, regnete es fast beständig, am folgenden Morgen klärte sich das Wetter wieder auf und ließ die Sonne zuweilen zum Durchbruch kommen. Gegen 8 Uhr waren wir reisefertig für den zweistündigen Ritt zu den 8 km entfernten Victoriafällen. Die Pikade — der Pfad —, welche vor etwa zehn Jahren noch nicht offen war, und die im allgemeinen am Ufer des Iguazú entlang führt, ist gegen 3 m breit und war trotz des Regens während der Nacht ziemlich trocken; nur an einer Stelle passierten wir einen Morast, der etwas mehr Vorsicht erforderte. In der Nähe befand sich ein Bambuswäldchen und eine Gruppe hoher Farngewächse. Später sahen wir auch mehrere prächtige Königspalmen zerstreut unter den hohen Riesen des Urwaldes, der uns keinen Augenblick verließ. Wir waren ungefähr $1^1/_2$ Stunden auf gleicher Waldeshöhe geritten, als wir ein dumpfes Rauschen vernahmen, wie wenn der Wald mit seinen tausend Wipfeln sich bewegt; dann war es, als künde sich das Nahen des Sturmwindes an, dann hörte man etwas wie das Heranbrausen eines langen Eisenbahnzuges, und endlich, nach einer weiteren halben Stunde, ein dumpfes Getöse wie von tausend Eisenhämmern.



Noch immer sahen wir nichts als einen bald stärker, bald schwächer aufsteigenden Nebel, der rasch verflog und, von kurzen Niederschlägen begleitet, über uns hinwegzog. Da endlich öffnete sich uns zur Rechten eine schmale, lichte Stelle am Ufer des Flusses, der Blick fällt wie von selbst auf das gegenüberliegende, im Halbkreise sich ausdehnende argentinische Ufer, das im Hintergrunde höher, im Vordergrunde niedriger ist. Aber es scheint, als sei der Iguazú weggezaubert worden; denn vor uns sehen wir nur Wald, und vom herrlichen vor uns liegenden Ufergelände mit seiner üppigen Tropenvegetation stürzen sich mehr oder weniger große weißgelbe Wassermengen herab, die wie Milchströme auf eine niedrige Felsbank fallen und zwischen den Steinblöcken und dem Steingeröll, dem grünen Busch- und Strauchwerk unten in dem halbkreisförmigen Panorama schäu-

mend einen Ausweg suchen. Noch ist das Bild in seiner ganzen Größe nicht zu überschauen. Neugierig traten wir wieder in die Pikade zurück, um nach einigen Minuten weiter vorzudringen. Da öffnet sich nochmals eine lichte Stelle, und diesmal überschauen wir von einem höheren Punkte aus das tief unten liegende Strombett des Iguazú und den größten Teil seiner Gesamtfälle. Zu unseren Füßen tut sich ein etwa 60 bis 70 m tiefer Abgrund auf, in den sich ein Teil der Hauptmasse des Stromes hinabstürzt, zunächst auf eine 30 m hohe steinerne Vorstufe und dann auf die am Boden des Abgrundes liegenden Felsblöcke, von denen mehrere mit hohem, grünen Gras bewachsen sind, das in immerwährendem Regen steht. Etwas weiter vor uns, aber noch oberhalb der Fälle, ragt ein einsam stehender Baum aus dem Flußbette empor, der sogenannte Misanthropus, zu dessen Füßen der Strom einen tiefen Einschnitt bildet, in den die gewaltigste Strommasse gegen 70 m tief und ohne Vorstufe in einen unheimlichen, schmalen Schlund fast senkrecht hinunterstürzt. Unaufhörlich steigen dichte, weiße Wolken von Wasserdampf aus diesem Schlunde empor, der einem ungeheuren, mit siedender Milch gefüllten Felsenkessel gleicht, in den wir von unserem Standpunkte aus nicht hineinzuschauen vermögen. Wir sehen nur, wie gewaltige Wasserwogen aus dem schon ziemlich geneigten steinigen Flußbette des Stromes an Inselchen und Felsblöcken vorbei oder über sie hinweg gegeneinander treiben, sich mit anderen überwerfen, sich einigen, schäumend und in rasender Eile zum Absturz drängen und dann in gelblich-weißen, wolkigen Massen in den 70 m tiefen schauerlichen Felsenabgrund schießen. Diese Partie ist die bedeutendste, die eindrucksvollste, weil das Toben dieser Flutenkolosse alles übrige Rauschen und Plätschern übertönt, und weil das Hauptstrombett des Iguazú hier unter so überaus grotesken und großartigen Erscheinungen in eine andere Tiefenlage gebracht wird.

Das Panorama der übrigen sich im Halbkreis ausbreitenden einfachen und Doppelfälle mit den interessanten und malerischen Felsen- und Vegetationsgruppen, mit den teils kristallklaren, teils schmutzig-gelben oder milchweißen Kaskaden wird vom Reste des Iguazú gebildet, der in einer Ausdehnung von 1200 bis 1700 m einen Inselarchipel durchfließt und dann an der hufeisenförmigen, mehr oder weniger steilen Felswand einfache oder doppelte Abstürze bildet, um sich darauf wieder mit dem auf 40 m sich verengenden, dann zu einer größeren Ausbuchtung sich erweiternden und schließlich wieder auf 80 bis 100 m Breite zurückgehenden Iguazú zu vereinigen, dessen wild schäumende, hastig treibende Fluten wirbelnd sich talwärts schieben, drängen und stoßen. Man gewahrt deutlich, daß bei hohem Wasserstande das Schauspiel der Gesamtszenerie wilder und die Zahl der Katarakte eine größere sein muß; allein das Flußbett oberhalb der Fälle mit den mit Busch- und Strauchwerk bedeckten Inselchen hat etwas überaus Anmutiges und Gefälliges, was bei Hochwasser nicht in dem Maße der Fall ist. Mäßig hohe Vegetation mit einzelnen über sie emporragenden Palmenkronen bedeckt die Felsblöcke, die nach und nach infolge der Arbeit der Wasserkräfte von der Sierra, von der der Iguazú herniederstürzt, sich losgerissen haben. An verschiedenen Stellen steigen dichte, weiße Wolken von Wasserdämpfen in die Höhe, und als die Sonne zeitweise hinter eilig dahinjagenden Wolken hervortrat und ihre Strahlen in den Tropfen und Tröpflein reflektieren ließ, erschienen prächtige Regenbogen in den Fällen; Schwalben, wilde Tauben und buntfarbige Papageien durchflogen die Schluchten, um in dem immerwährenden Regen ihre täglichen Bäder zu nehmen. Unschlüssig, wo es haften bleiben möge, eilt das Auge von einer Partie zur anderen, und von einem Schauspiel zum anderen gedrängt, kann es dem Geiste nur in großen Umrissen die Größe des herrlichen Bildes zuführen, das die bildende Hand des Herrn der Schöpfung am Iguazú zur genußreichen Besichtigung ausgestellt hat.



Abb. 1. **Jesús Val. San Juan-Wasserfall.**



Soweit wir das Gesamtbild zu überschauen vermochten, befanden wir uns in der nächsten Nähe der wild bewegten Hauptgruppe der Fälle, dicht am brasilianischen Ufer (Abb. 2), wir hörten das dem Dröhnen eines Vulkanes ähnliche Getöse derselben und sahen auch die emporsteigenden Wolken von Wasserdampf, allein wir konnten in den Schlund des größten Falles nicht hineinschauen. Um letzteres zu können, hätten wir uns mit einem Fahrzeug mehr der Absturzstelle nähern müssen, was jedoch mit Schwierigkeiten verbunden und nur mit Hilfe mehrerer Personen, die eine besondere Geistesgegenwart besitzen, möglich ist. Die schnell dahinschießende Flut oberhalb der Fälle verursacht Schwindel, und nur mit größter Vorsicht ist ein Vordringen mit dem Kahn ratsam. Vom argentinischen Ufer aus ist dieses etwas leichter, weil die Strömung dort nicht so stark ist als am brasilianischen Ufer, das dem eigentlichen Flußbett näher liegt.

Die argentinische Fallreihe ist besonders reich an Abwechslung und ausgedehnter als die brasilianische. Man kann an der argentinischen Reihe im allgemeinen drei Hauptbögen unterscheiden, deren erster mit einem von SO. nach NW. gerichteten, 150 bis 180 m breiten Strahle beginnt, an den sich kleinere von 40, 2, 30 und 20 m Breite je nach der Wassermenge des Iguazú anschließen. Dann folgen der mittlere Halbbogen, der nur Fälle von mittelmäßiger Breite aufweist, und zuletzt die Abstürze in nächster Nähe des argentinischen Ufers, die ebenfalls von mittlerer Breite sind, aber aus beträchtlicher Höhe herabfallen und bei hohem Wasserstande von mehreren kleineren Nebenstrahlen begleitet sind.

Es kostet einige Mühe, sich im Angesicht des großartigen Naturschauspieles zu orientieren. Dem von Osten kommenden Iguazú stellt sich etwa 20 km vor seiner Mündung in den Paraná ein mäßig hoher Gebirgszug entgegen, weshalb er sich mehr nach Südwesten wendet und sich gleichzeitig zu 600 m und bald darauf zu 1200 m verbreitert. Bei dieser Ausdehnung findet er die seichteren Durchbrechungsstellen unmittelbar vor einer höheren Bergkette, und indem er wieder eine westliche Richtung annimmt, verbreitert er sich zum Maximum von 1700 m, beschreibt einen großen nach Nordwesten gerichteten Halbkreis und bildet längs des inneren Bogens dieses Halbkreises die Fälle. Schon Alvar Nuñez Cabeza de Vaca, der später Gouverneur von Paraguay wurde, kam im Jahre 1541 mit einem Häuflein spanischer Soldaten an den Katarakten des Iguazú vorbei und bewunderte deren Pracht, wie die Geschichtsschreiber damaliger Zeit erzählen. Jedenfalls wurde um jene Zeit auch den Fällen der Name Santa Maria de la Victoria beigelegt, weshalb die Bezeichnung „Victoriafälle" bis heute beibehalten wurde.



Abb. 2. **Die Victoriafälle des Iguazú. Brasilianische Seite.**

Nachdem wir die ersten und Haupteindrücke in uns aufgenommen hatten, waren wir gespannt, wie sich dasselbe Schauspiel von der argentinischen Seite ausnehmen würde. Gegen 1½ Uhr nachmittags traten wir also die Rückreise nach der Behausung des Don Jesús Val an, wo wir nach zweistündigem Ritt wieder ankamen. Am 25. September, morgens gegen 10½ Uhr, waren wir wieder reisefertig. Um die Kaskaden des Iguazú vom argentinischen Ufer aus zu beschauen, mußten wir zum Puerto Aguirre zurück. Nach zweistündiger Kahnfahrt flußabwärts kamen wir dort an. Die Rückfahrt auf dem Iguazú war ohne größere Schwierigkeit vonstatten gegangen. Don Sandalio Rodríguez, der Eigentümer der Anlagen von Puerto Aguirre, hatte bereits alles zum Besuche der Katarakte vorbereitet. Schon um 2¾ Uhr nachmittags fuhren wir in einer leichten, mit vier Maultieren bespannten Volante dahin ab. Don Sandalio und ein Peon begleiteten uns. Die 18 m breite Pikade führt ohne Unterbrechung durch Urwald und an 17 Stellen über hölzerne Brücken oder brückenähnliche Übergänge. Obschon unter manchen derselben kein Tropfen Wasser sichtbar war, sind sie doch notwendig, wenn es regnet oder geregnet hat. Im allgemeinen ist der Waldweg trocken und hält sich auf der Höhe des Bergrückens. Nur in allernächster Nähe der Fälle befindet sich ein größerer Sumpf, der bei starkem Regen schwer zu passieren ist; man hat ihn zum Teil trocken gelegt, wenigstens dort, wo er als Weg benutzt wird. Die Pikade wurde im Jahre 1901 angelegt, dank einer argentinischen Dame namens Victoria Aguirre aus Buenos Aires, die über 3000 Dollar schenkte, damit der bereits bestehende schmale Waldpfad zu einer regelrechten Pikade umgestaltet werden könnte. Dieser wegen ihrer Mildtätigkeit in ganz Argentinien bekannten Dame zu Ehren wurde der Hafen Puerto Aguirre genannt. Die zu den Fällen führende neue Pikade ist 17 bis 18 km lang, so daß wir bereits nach zweistündiger Fahrt an diesem anlangten.

Wir traten zunächst in ein etwa 15 m langes und 9 m breites, mit Wellblech gedecktes Bretterhaus ein, das ein Hotel darstellt. Das Haus war in drei Abtei-

lungen eingeteilt, die durch Bretterwände voneinander getrennt waren, und 30 sauber gehaltene Betten standen in diesen als Schlafräume dienenden Zimmern. Der Korridor wird einstweilen als Speisesaal benutzt, bis die beiden anderen Räume fertiggestellt sind. Neben dem Hause, das dicht an den Fällen liegt, arbeitet die Küche, die ihr Möglichstes in kulinarischer Kunst leistet. Da der Abend schon heranrückte, so beschränkten wir uns zunächst auf eine nur oberflächliche Besichtigung der Gesamtfälle (Abb. 3 und 4). Später warf die Nacht das milde Mondlicht über die Fälle, die aneinander gereihte, mit weißem Linnen bedeckte Altäre zu sein schienen, von denen immerwährende Rauchwolken bei Tag und bei Nacht zum Himmel emporsteigen. Je weiter die Nacht indes vorschritt, desto mehr Nebel lagerte sich über der herrlichen Naturszenerie, so daß man am nächsten Morgen fast nichts anderes als eine riesige Wolke vor sich liegen sah.

Sobald der Nebel sich am Morgen verzogen hatte und die Sonne den klaren, hellen Tag über die Natur ausgoß, begaben wir uns näher an die Fälle heran. Zunächst stiegen wir eine längere primitive Treppe hinunter bis an das Abflußbett der ersten argentinischen Fälle. Über den von diesen gebildeten und mit Felsblöcken besäten schäumenden Wildbach führte eine hölzerne Notbrücke, die den Zutritt zu einigen aus der Fallregion hervorragenden Felsenvorsprüngen ermöglichte. Von diesen aus konnten wir die argentinischen Kaskaden in ihren wundervollen Einzelheiten aus allernächster Nähe besichtigen. Da fielen zunächst mäßig breite Wassermassen senkrecht von der hohen, schwarzgrauen Felswand herab, die durch die dünne Flutdecke hindurchschien, daneben schmälere, aber dicke, milchweiße Stränge. An anderen Stellen durchzogen muntere, schäumende Bächlein in graziösen Windungen das über das Gestein ausgebreitete Buschwerk. Unmittelbar vor uns, in einer ausgedehnten Ausbuchtung, präsentierten sich zwei größere Abstürze in wundervollem Reiz. Die gelblich-weiße und dicke Wasserflut stürzt zunächst auf eine mäßig hohe Stufe und von dieser seitwärts über Steinblöcke hinweg in die Bucht, in der die schäumenden Massen, weiße Wolken von Wasserdampf emporsendend, gegeneinander fahren, übereinander stürzen und in verworrenem Drängen und Schieben dem Hauptarme des Iguazú zueilen. In nordöstlicher Richtung gewahrt man die letzten argentinischen Kaskaden, die durch Inseln in mehrere größere und kleinere zerteilt werden, und an diese anstoßend die großen brasilianischen, die besonders dichte Wolken von Wasserdampf emporsteigen lassen. Da unser Standpunkt nicht gerade hoch liegt und ziemlich weit von den Riesenschlünden entfernt ist, so sehen wir nur den oberen Teil der Absturzstellen der brasilianischen Fälle. Sie sind unstreitig die imposantesten, weil sie die wasserreichsten sind, und vom brasilianischen Ufer aus hat man ebenso unstreitig die bessere Aussicht auf das Gesamtpanorama.

Bisher war man sich noch nicht einig, welcher Teil der Fälle zu Argentinien und welcher zu Brasilien gehöre. Im Jahre 1903 wurden die Grenzpfähle zwischen dem argentinischen Misiones-Territorium und der brasilianischen Republik von einer besonderen, von Argentinien und Brasilien ernannten Grenzkommission gesteckt und bei der Gelegenheit Sondierungen des Iguazú vorgenommen, da dieser die Grenze nach Nordosten hin bildet. Diese sollte durch den sogenannten „Talweg“ gehen, d. h. durch den Kanal, der von den tiefsten Stellen des Flusses gebildet wird. So weist denn die jüngst definitiv regulierte Grenze einen Teil des größten Falles der brasilianischen, den anderen Teil der argentinischen Republik zu, und zwar so, daß letztere im Besitze der meisten Fälle ist. Diese können später eine außerordentliche Wichtigkeit erlangen, wenn nämlich ihre enorme Kraft für industrielle Zwecke Verwendung erhalten sollte. Über die Benennung der einzelnen Fälle ist man sich bisher nicht klar geworden, jedenfalls werden aber die gemeinschaftlichen Abmachungen zwischen den beiden interessierten Regierungen bald auch in dieser Hinsicht Klarheit schaffen. Übrigens beabsichtigt sowohl Argentinien als auch Brasilien, die Victoriafälle durch allerlei Parkanlagen zu verschönern, ja man hat sogar die Gründung von Ortschaften in allernächster Nähe der Fälle geplant, und eine Art Sanatorium für solche, die aus den kälteren südlichen Teilen der Republik Argentinien im Winter in ein milderes Klima zu gehen wünschen. Der Gedanke ist gewiß gut, wenn nur die Nerven der zukünftigen Bewohner stark genug sind, um das tosende Fallen der Wassermassen ertragen zu können. Überdies sollen die beiderseitigen Ufer durch



Abb. 3. **Die Victoriafälle des Iguazú. Argentinische Seite.**
Vom Gasthaus aus gesehen.

eine Hängebrücke verbunden werden, so daß dann die Besucher der Katarakte diese von beiden Seiten bewundern können.

In den letzten fünf Jahren hat der Besuch des Iguazú bedeutend zugenommen, während man ihn vordem kaum des Besuches würdigte und nur mit vieler Mühe und auf schlechten Wegen an ihn herankommen konnte. Reisende, die den Niagarafall gesehen haben und auch die Iguazúfälle kennen lernten, behaupten, ersterer sei in seinem Gesamteindruck großartiger, weil es nur eine einzige Fallmasse ist, letzterer dagegen freundlicher, vielseitiger und in seiner Zusammensetzung größer und ausgedehnter. Was aber den Iguazúfällen namentlich Anziehung verschafft, ist die einzig dastehende tropische Vegetation, die das Gesamtbild zu einem der großartigsten und reizendsten Naturwunder macht. Für die Anlage eines geräumigen Parkes will die argentinische Regierung einen größeren Landkomplex ankaufen, und zwar längs der 17 km langen und zwischen Puerto Aguirre und den Fällen liegenden Pikade, die mit dem Iguazú mehr oder weniger parallel verläuft. Daß die Lage eines solchen Ortes an einem so romantisch gelegenen Punkte, wo Argentinien, Brasilien und Paraguay zusammenstoßen, von der größten Wichtigkeit ist, leuchtet ein. Die Gegend erfüllt alle zur Anlage eines Ortes erforderlichen Bedingungen. Sie ist nicht sehr hoch gewellt, gesund und besiedelungsfähig. Die zum Häuserbau nötigen Materialien, wie Ziegelton, Steine und Hölzer, sind reichlich vorhanden. Die Quellen und Bäche bieten ausgezeichnetes, kristallklares Trinkwasser, das aber ziemlich eisenhaltig ist. Der Boden, eine gute Dammerde, eignet sich zum Anpflanzen von Mais, Mandioka, Zuckerrohr, Bananen, Melonen, Maní, Ananas, Yerba, Baumwolle, Kaffee, Bataten, Feigen, Tabak, Reis, Orangen- und Olivenbäumen, sowie allerlei Gemüsearten. Der Wald mit seinem Reichtum an Wild, Medizinal-, Textilpflanzen und Farbgewächsen, der Paraná und Iguazú mit seinen verschiedenartigen wohlschmeckenden Fischen bieten vortreffliche Bedingungen zur Ansiedelung. Würde dann die argentinische Regierung eine Bahnverbindung herstellen, die in Zusammenhang mit dem brasilianischen Bahnnetze gebracht würde, so könnten die Fälle von der Küste des Atlantischen Ozeans aus bequem und auf kurzem Wege, von Europäern insbesondere, erreicht werden.



Abb. 4. **Die Victoriafälle des Iguazú. Argentinische Seite.**

Nachdem wir das große Naturschauspiel am Iguazú längere Zeit betrachtet hatten, setzte ich mich nieder, um an Ort und Stelle eine ungefähre Skizze anzufertigen; denn ich fand, daß einige der existierenden Pläne nicht mit meinen eigenen Beobachtungen übereinstimmten. Es ist nicht leicht, sich in nur kurzer Zeit einigermaßen zu orientieren; die Mannigfaltigkeit des ausgedehnten Terrains verwirrt. Am 27. September vormittags fuhren wir nach Puerto Aguirre zurück, wo wir gegen 3 Uhr nachmittags ankamen.

Die Stadt Mangaseja und das Mangasejische Land.

Unter diesem Titel hat D. N. Anutschin in der von ihm redigierten Zeitschrift „Zemlevěděnije“ vor einiger Zeit einen Artikel veröffentlicht, der nicht nur die historischen Nachrichten über die Stadt zusammenstellt, sondern besonders auch dadurch von Interesse ist, daß er sich mit der Erklärung des Namens befaßt. Wir geben im folgenden den wesentlichen Inhalt wieder.

Gleich zu Anfang des 17. Jahrhunderts (nach den einen im Jahre 1600, nach den anderen 1601) wurde in Westsibirien am Flusse Tas, 200 Werst vor seiner Mündung, eine Stadt (Palissadenbefestigung, ostrog) gegründet, die den Namen Mangaseja erhielt. Zweck derselben war, von den hier wohnenden Samojeden den Jassak zu erheben und Handel mit ihnen zu treiben; man hielt die Gegend für sehr reich an Zobeln. Die Stadt wurde mit einer Kirche und 1603 mit einem Kaufhofe versehen. 1608 lieferten schon nicht nur die Samojeden, die am Tas wohnten, sondern auch viele Samojeden vom Jenissei und ein Teil der dortigen Tungusen ihren Jassak nach Mangaseja. Um 1610 wurde weiter östlich an der Mündung des Flusses Turuchan in den Jenissei eine Unterkunftsstelle (zimovje) errichtet, die später den Namen Neu-Mangaseja oder Turuchansk erhielt. Alt-Mangaseja brannte 1619 ab, wurde aber wieder aufgebaut. 1626 war es von einer Holzwand von 3 Sashen Höhe und 131 Sashen im Umkreise mit fünf Türmen umgeben. Aber ein zweiter Brand, 1642, trug zur Verödung der Stadt bei und veranlaßte die Mehrzahl der Bewohner, nach Neu-Mangaseja überzusiedeln, wo zu Anfang des Jahres ein Markt eingerichtet worden war und lebhafter Pelzhandel mit der einheimischen Bevölkerung stattfand. Ganz verlassen wurde aber Alt-Mangaseja erst 1672 auf Befehl des Zaren Alexej Michajlowitsch. 1677 bildete Neu-Mangaseja schon ein ziemlich großes Städtchen mit Holzwänden und drei mit Kanonen bewaffneten Türmen und besetzt von einer Abteilung von 100 Schützen.

Auf dem „Plan von Sibirien“ (Sibirskij čertež) von Remesow (1701) ist sowohl Alt- als Neu-Mangaseja verzeichnet, letzteres doppelt so groß als das erstere; beide sind von Wänden mit Türmen umgeben, haben je zwei Kirchen, das eine 7, das andere 29 (davon 24 außerhalb der Befestigung) Häuser. Die neue Stadt lag auf einer Insel des Jenissei, von diesem durch einen Wald getrennt, und vom Flusse Turuchan eine Werst entfernt. Sonach scheint Alt-Mangaseja noch Anfang des 18. Jahrhunderts bestanden zu haben, wenn auch in verwüstetem Zustande.

Nach den von Müller, dem bekannten Historiker Sibiriens, gesammelten Nachrichten gab es in Alt-Mangaseja sogar drei Kirchen, eine innerhalb der Befestigung und zwei in der Vorstadt. Tretjakow, der eine Beschreibung des Turuchanschen Landes in der fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts verfaßte, bemerkt über Alt-Mangaseja nach der Überlieferung, daß dort vier Straßen und gegen 200 Häuser gewesen seien, ferner drei Kirchen, ein Pulver- und ein Branntweinkeller, zwei Getreidemagazine, ein Kaufhof mit 20 Läden und zwei Schankhäuser. Zur Zeit Tretjakows war aber von Alt-Mangaseja schon nichts mehr übrig geblieben: „Der ganze Platz ist mit einem Birkenwald bewachsen, und nur das in manche Grube hineinragende faulige Ende eines Balkens und die gefundenen Menschen- und Pferdeknochen geben Zeugnis von der Vergangenheit.“

Turuchansk hielt sich länger als Mangaseja und besteht sogar heute noch; aber seine Bedeutung ist allmählich ganz gesunken. 1822 wurde ihm der Rang einer Bezirksstadt genommen, und die Zahl der Häuser und Einwohner ging stark zurück, der Handel hat fast ganz aufgehört. In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurden dort nur noch 47 Häuser und 181 Einwohner und Anfang der neunziger Jahre 119 Einwohner gezählt.

Bezüglich der Erklärung des Wortes Mangaseja gehen die Meinungen auseinander. Die einen leiten es von Mokasja oder Mokase, dem Namen eines samojedischen Geschlechts ab, das am Tas gewohnt habe, und von ihm habe die Stadt den Namen Mangaseja erhalten, der später noch mehr verderbt und in Mangaseja verwandelt worden sei. Andere erklären, die Stadt habe ihren Namen von dem westeuropäischen Wort „Magazin“, weil vor ihrer Begründung an der Stelle ein Getreidemagazin gestanden habe, um Getreide gegen Tierfelle von den dort nomadisierenden Ostjaken und Samojeden umzutauschen. Allein es ist nachgewiesen, daß jenes europäische Wort zu Anfang des 17. Jahrhunderts in der russischen Sprache noch gar nicht bekannt war, wenigstens nicht in dem Sinne von Getreidemagazin, das man žitnica (Getreidespeicher) nannte. Die historischen Nachrichten weisen auf eine andere Erklärung hin, und Herr Anutschin selbst hat sich darüber schon 1890 in seiner Schrift „Zur Geschichte der Bekanntschaft mit Sibirien vor Jermak“ (in „Drevnosti“ der Kaiserl. Archäologischen Gesellschaft in Moskau, Bd. 14) ausgesprochen.

Es steht nämlich außer Zweifel, daß schon vor der Begründung der Stadt Mangaseja (und zum Teil auch noch später bis ins 18. Jahrhundert) derselbe Name oder doch ein ganz ähnlicher der ganzen nordischen Landschaft zwischen dem Tas und dem Jenissei, wie auch dem Flusse Tas selbst beigelegt wurde. So heißt es in dem Buche „Allerneuster Staat von Casan, Astracan, Sibirien“ (herausgegeben 1720 bis 1723 und wahrscheinlich von schwedischen Gefangenen verfaßt) unter anderen, daß „man Mammutknochen an den Ufern des Jenissei, des Trugan (Turuchan), des Mangasej, der Lena finde“, wobei unter Mangasej der Tas zu verstehen ist. In einer Erzählung aus dem 17. Jahrhundert „Vom Sibirischen Reich“ (Chronograph der Kaiserl. Öffentlichen Bibliothek F, Nr. 165) wird gesagt, daß „es zwischen den großen Strömen Ob und Jenissei einen Fluß, Tas genannt, gibt; an diesem Flusse Tas liegt eine Stadt Tasowsk und dann Mangasjeja (mangazěja), das heißt das Land der Samojeden; an diesem Flusse und im ganzen Seegebiete ist die Sprache samojedisch“. Auf der Karte von Sibirien von Strahlenberg (Anfang des 18. Jahrhunderts) trägt die Tasbucht und der nächste Teil des Karischen Meeres den Namen Mare Mangazeysko. In Witsens Werk über die Tatarei (Ende des 16. Jahrhunderts) wird aus Anlaß der Stadt Mangaseja gesagt: „Der Ob mündet in den Ozean oder in das Sibirische Mangasejische Eismeer, woher die Stadt Mangaseja ihren Namen erhalten hat. Diese Stadt liegt am Flusse Mangasej, der ins Meer mündet“. Im Atlas Sansons (1683) ist auf der Karte „Moskowien“ und die Tatarei an der Küste des Eismeeres zwischen den Mündungen des Ob und des Jenissei ein Land Molgomzaia angegeben, das dem Lande der „unruhigen jurakischen Samojeden“ auf Remesows „Plan von Sibirien“ entspricht. Dasselbe Land Molgomzaia, jenseits des Flusses Ob finden wir auch schon auf der Karte des Nördlichen Eismeeres des bekannten Reisenden Barents, 1598. Aber auch Barents hatte seinen Vorgänger in dem Engländer Jenkinson, der Moskowien und Persien bereiste.

Auf seiner Karte von Rußland, Moskowien und der Tatarei (1562) ist hinter Jugorien, östlich vom Flusse Ob das Land Molgomzaia angegeben. Jenkinson war fünfmal in Rußland (Moskau): 1557, 1558, 1561 und 1571. In dem Berichte über seine zweite Reise, den er der Moskowischen Handelskompanie in London (to the Merchants of London of the Moscoui Companie) vorlegte, sind unter anderen „verschiedene Bemerkungen“ beigegeben, „die Richard Johnson (der Begleiter Jenkinsons) nach den Angaben der Russen und anderer Ausländer über die Wege aus Rußland nach China (Cathaya) und über verschiedene fremde Völker gesammelt hat“, darunter auch „über einige Länder der Samojeden, die am Flusse Ob und an den Meeresküsten hinter demselben wohnen, Wort für Wort aus der russischen Sprache übersetzt“. „Diese Länder“, heißt es hier weiter, „wurden von einem Russen, gebürtig aus Cholmogory, mit Namen Fedor Towtygin, besucht, der auch in einem der genannten Länder soll erschlagen worden sein“. Über das uns interessierende Land berichtet Johnson: „Im östlichen Lande, hinter dem Jugorschen Lande, bildet der Fluß Ob den westlichsten Teil desselben. An der Meeresküste wohnen Samojeden, und ihr Land heißt Molgomzey; sie nähren sich vom Fleisch der Rentiere und Fische, aber fressen manchmal auch einander selbst usw.“

Sonach hatten die Engländer die Nachricht von dem Lande Molgomzey im 16. Jahrhundert von den Russen erhalten. Etwas später, im Jahre 1580, heißt es in einer Instruktion, die von der englischen Handelsgesellschaft zwei Personen, Arthur Pet und Charles Jackman, behufs einer Seeexpedition zur Entdeckung Chinas erteilt wurde, unter anderen, daß, wenn die Reisenden an der Mündung des Ob oder in der Nähe desselben überwintern müßten und sie dort mit der einheimischen Bevölkerung, „den Samojeden, Jugren und Molgomsejern“ zusammenträfen, sie mit ihnen freundlich verkehren, zu erfahren suchen sollten, wer über sie herrsche, diesem eine der königlichen Urkunden zustellen, mit ihnen in Tauschhandel treten sollten usw.

Welches ist aber die russische Quelle, der die Engländer die angegebenen Nachrichten entnommen haben? Herr Anutschin hat schon in seiner oben angeführten Schrift nachgewiesen, daß als solche Quelle zweifellos die Erzählung „Von unbekannten Menschen im östlichen Lande“ gedient hat, die sich in mehreren Abschriften des 16. und 17. Jahrhunderts erhalten hat und der Sprache nach aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammt. Ihr Verfasser ist irgend ein Nowgoroder Kaufmann, der weit im Norden hinter dem „Stein“ (dem Ural) war und über das damals noch unbekannte „östliche Land“ (Sibirien) viele zum Teil verworrene und fabelhafte

Gerüchte und Legenden sammelte. Einiges in dieser Erzählung fällt fast wörtlich mit dem bei Johnson Angeführten zusammen, darunter auch das, was über das Land gesagt wird, das uns interessiert: „Im östlichen Lande, hinter dem Jugorschen Lande, wohnen Leute, Samojeden, die Molgonsjejer (molgonzěi) genannt werden. Und ihre Speise ist Rentierfleisch und Fisch, auch fressen sie einander selbst. Und wenn ein Gast von irgendwo zu ihnen kommt, so schlachten sie ihre Kinder für den Gast, um ihn damit zu speisen. Und wenn ein Gast bei ihnen stirbt, so fressen sie auch diesen und begraben ihn nicht in der Erde, und mit den Ihrigen machen sie es ebenso. Diese Leute sind nicht groß von Wuchs, mit platten Gesichtern, kleinen Nasen, aber sehr mutig und flinke und geschickte Schützen. Und sie fahren auf Rentieren und auf Hunden und tragen Kleider von Zobel und Rentieren und ihre Ware sind Zobel."

Von den vorhandenen Handschriften der Erzählung muß als die beste, vollständigste und älteste diejenige anerkannt werden, die in einem handschriftlichen Sammelbande der Solowezkischen Bibliothek (jetzt in der Bibliothek der Geistlichen Akademie in Kasan, Nr. 844) enthalten ist. Dann folgt die in einer Nowgoroder Handschrift des 15. bis 16. Jahrhunderts (die Sophienhandschrift, jetzt in der Bibliothek der Geistlichen Akademie in St. Petersburg). Die anderen Handschriften sind weniger vollständig und korrekt. Man sieht dies z. B. schon an der Entstellung des ursprünglichen Wortes molgonzěi selbst, das zu malgonzěi, molgonzěi, molgozii, mongazei wird; letzteres kommt schon dem sich später einbürgernden Wort Mangaseja sehr nahe.

Sonach unterliegt es keinem Zweifel, daß die russischen Gewerbetreibenden schon Ende des 15. Jahrhunderts jenseits des Urals, hinter dem Jugorschen Lande eine besondere Art der Samojeden, die Molgonsejer (molgonzěi), fanden und ein Land, das den Namen „Molgomseja", „Molgonseja", „Mangonseja", „Mungaseja" erhielt. Ein solcher Name — Molgamsej, Mungasej — wurde auch dem Flusse Tas beigelegt. Und wenn zu Ende des 16. Jahrhunderts die Bewohner von Pinega und Mesen (Mezeń) in einer Bittschrift den Zaren bitten, ihnen gnädigst zu gewähren, des Gewerbes und des Handels halber „nach Mungaseja, zu Meer und auf dem Obfluß, nach dem Tas, dem Pur und dem Jenissei" zu reisen, so verstanden sie darunter nicht irgend ein zweifelhaftes Getreidemagazin, wie einige wollen, sondern ein ganzes Land Mungaseja, das eben an den Flüssen Tas und Pur bis zum Jenissei lag. Und als dann später am Tas ein Städtchen entstand und man ihm den Namen Mangaseja gab, so geschah dies durchaus nicht deshalb, weil dort früher einmal irgend ein Magazin stand, sondern weil das ganze umliegende Land und der Fluß, an dem diese Stadt erbaut war, so hieß. Es ist das ganz ebenso, wie Jenisseisk seinen Namen vom Jenissei (Fluß und Land), Tomsk vom Tom (Tom), Obdorsk von Obdora (Mündung des Ob und Land) usw. erhielt.

Endlich bleibt noch zu erörtern übrig, was für ein Volk die „Molgonsejer" waren. Es wurde schon die Vermutung ausgesprochen, daß es die samojedischen Juraken waren, die sich von den westlichen Samojeden durch ihren Gesichtsausdruck, Sprache und kriegerischen Geist auszeichnen. Diese Vermutung wird durch die Analyse des Namens selbst bestätigt. Die Namen Kondorija, Obdorija erklären sich aus der syrjanischen Sprache und bedeuten die Mündung (sowie das Land an der Mündung) der Konda, die Mündung des Ob. Der Name „jugra" stammt ebenfalls von dem syrjanischen „jögrajaß" (jaß ist die Pluralendung), das die Syrjanen ihren Nachbarn, den Wogulen und Ostjaken, beilegen und das eigentlich „roh", „wild", „der Wilde" bedeutet. Aber die Namen „molgonzěi", „molgon" gibt es im Syrjanischen nicht, zum wenigsten kommen sie in dem Verzeichnis syrjanischer Worte von Sawwaitow und Castren nicht vor. Umgekehrt findet sich die Endung -zei oder -zěi in den Namen samojedischer Geschlechter; so gibt es unter den archangelskischen Waldgeschlechtern ein Geschlecht der Chantansei (chatanzei oder chatanzej). Das Wort „molgon" oder „malgon" entspricht aber dem Anschein nach dem Wort „mälhaua" — das Äußerste, am Ende Befindliche (von mäl = Ende), das Castren in seinem Verzeichnis jurakisch-samojedischer Worte anführt. „Molgonsejer" bedeutet also: „die am Rande, am äußersten Ende Befindlichen", die am Rande des Gebietes der Samojeden Wohnenden, was vollständig auf die Juraken paßt, deren Weideländer im Norden bis zum Meere reichen und die im Osten sich mit denen der Tungusen berühren. P.

Swasi-Land.

Swasi-Land, im Osten von Südafrika, ist trotz seiner geringen Größe (18140 qkm) und trotz seiner geringen Bevölkerung (85000 Eingeborene und 900 Weiße) ein recht beachtenswertes Stück Erde, wohl geeignet zu kultureller Ausnutzung. Es baut sich von den Lebombobergen, welche die östliche Grenze bilden, in drei hügeligen Terrassen nach Westen auf. Die Niederung (300 m ü. d. M.) hat wenig Bedeutung; dagegen bietet das Mittelfeld (750 m) vortreffliche Gelegenheit zum Anbau tropischer und subtropischer Gewächse (Bananen, Orangen, Zitronen, Kokospalmen, Datteln, Kaffee, Tee und Zuckerrohr); dabei ist das Klima gesund. Das Hochfeld zeichnet sich als Weideland, im Gegensatz zu Transvaal, durch auch während der Wintermonate (Juni bis Oktober) andauernde Feuchtigkeit aus. Im ganzen wirft der Ackerbau die reichlichsten Erträgnisse ab; die Viehzucht könnte es auch, hätte nicht 1897 die Rinderpest so entsetzlich gehaust. Der Boden birgt an Mineralien hauptsächlich Gold und Zinn und mächtige Steinkohlenlager (an der Ostgrenze); außerdem noch in geringerer Menge Kupfer, Scheelit, Magnesium, Antimon und Thorium. Bergmännisch gründlich wurde bis jetzt noch nicht verfahren. Nur durch zufällige und oberflächliche Schürfungen hat man im ganzen bis zum Ende 1904 Gold im Werte von 350000 Pfd. Sterl. gewonnen. Das wird begreiflich, wenn man hört, daß Seekapitäne, Photographen und Handlungsgehilfen als Bergwerksbeamte angestellt worden waren. Die politischen Verhältnisse waren seit einem Jahrzehnt mannigfachem Wechsel unterworfen. Durch den Vertrag mit England vom 8. November 1893 erhielt die Südafrikanische Republik das ausschließliche Protektorat (vgl. Globus, Bd. 64, S. 399); infolge der Konvention zwischen England und Transvaal vom 13. Februar 1895 ward ein Bur als Gouverneur und ihm zur Seite ein Engländer als Konsularbeamter eingesetzt (vgl. Globus, Bd. 67, S. 244). Unmittelbar nach dem Burenkrieg kümmerte sich die englische Regierung gar nicht um das scheinbar unbedeutende Ländchen; erst 1904 vollzog sie tatsächlich die Annexion und die Aufnahme in die südafrikanische Zollunion. Die innere Verwaltung überließ sie dem erbeingesessenen König der Swasi, welchem nach alter Sitte dessen Mutter (die verwitwete frühere Königin) als Regentin zwar nicht formell, jedoch effektiv übergeordnet ist, um etwaige jugendliche Mißgriffe ihres Sohnes zu verhindern oder auszugleichen. Durch die starke Einwanderung von Weißen sind nun in den letzten Jahren große und noch gegenwärtig ungelöste Schwierigkeiten entstanden, da die Weißen von den Landkonzessionen, welche sie von dem Könige rechtmäßig erworben, nicht ausgiebigen Gebrauch machen konnten und in Streitigkeiten mit Regierung und Volk gerieten. Die Einheimischen haben nämlich keine bleibenden Wohnsitze; sie ziehen, wenn sie ein Stück Land gehörig ausgenutzt, in eine andere, noch unberührte Gegend, was bei der im Verhältnis zur Größe des Landes dünnen Bevölkerung (nur vier Personen auf 1 qkm!) leicht möglich ist. Infolgedessen fanden die Weißen, daß der Grund und Boden, der ihnen zediert worden, entweder unbrauchbares Brachfeld oder, wenn fruchtbar, bereits von den Eingeborenen okkupiert war. Verdrängen durften sie sie nicht, da der Konzessionsvertrag die Klausel enthielt: „insofern die Rechte der Einheimischen dadurch nicht verkümmert oder verletzt werden". Um diese Schwierigkeiten, die mit der seit Beendigung des Burenkrieges zunehmenden Einwanderung sich häuften, zu beseitigen, wurde englischerseits der Vorschlag gemacht, es sollte jeder Swasifamilie (zu vier Köpfen gerechnet) ein Grundstück von 20 Acres zu dauerndem Wohnsitz angewiesen werden; dies würde vollauf zu ihrem Unterhalt genügen und wäre größer als gegenwärtig das durchschnittliche Besitztum. Es blieben dann von den 3840000 Acres über drei Millionen zur Verteilung an die Weißen. Dagegen ist der sehr beachtenswerte Einwand gemacht worden: Der Swasi würde sich eine lebenslängliche Beschränkung auf eine bestimmte Scholle Landes absolut nicht gefallen lassen. Daher hat der Korrespondent der Times (6. Januar 1905), dessen Artikel die vorliegende Darstellung entnommen ist, eine andere und — wie mir scheint — recht praktische und vernünftige Lösung des Problems versucht, die vielleicht auch bei der besonders in Basuto- und Zululand, wie überhaupt in allen afrikanischen Kolonien brennenden Eingeborenenfrage Verwertung finden könnte. Er schlägt nämlich vor: Dem ganzen Swasivolk wird in verschiedenen Teilen des Landes eine Anzahl von Reservationen eingeräumt, groß genug zum Hin- und Herziehen nach altgewohnter Sitte, in welchen es vollkommen ungestört schalten und walten kann. Der Rest wird den Weißen überlassen. Sind in diesem Teile des Landes Swasi bereits seßhaft und wollen sie nicht in die Reservationen wandern, so werde ihnen gestattet zu bleiben, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich hier in jeder Beziehung den Gesetzen und Anordnungen der Weißen fügen.

B. F.

Bücherschau.

Maria Alicia Owen, Folk-Lore of the Musquakie Indians of North America. IX u. 147 S. Mit 8 Tafeln. London, David Nutt, 1904. 10 s. 6 d.

Es ist dieses, abgesehen von der Zeitschrift „Folk-Lore", die 51. selbständige Veröffentlichung der sehr tätigen Folk-Lore Society in London, die seit dem Jahre 1878 besteht. Der Inhalt ist nicht nur volkskundlicher Art im gewöhnlichen Sinne, sondern auch von ethnographischem Belange, da nicht nur viele Sitten und Gebräuche der untergehenden Musquakie, sondern auch eine reiche Sammlung der bei ihren Zeremonien gebrauchten Gegenstände und ihre schönen Perlenstickereien, jetzt im Museum zu Cambridge, darin besprochen und abgebildet werden. Besser als unter dem von ihnen selbst gebrauchten Namen sind die kanadischen Rothäute als Sac und Fox bekannt, und die Verfasserin, welche unter den günstigsten Umständen tief in das innere Wesen des Stammes einzudringen vermochte, hat sich ein Verdienst dadurch erworben, daß sie noch vor dem gänzlichen Verschwinden der Musquakies deren Ursprungssagen, Legenden, Regierungsform (eine Art beschränkter Monarchie mit dem erblichen Häuptling des Adlerclans an der Spitze), religiöse Anschauungen und die höchst merkwürdigen Zeremonialtänze genau aufzeichnete. Sie gibt ferner eine eingehende Schilderung des Lebenslaufes dieser Indianer von der Geburt bis zum Begräbnis und teilt endlich die von ihr gesammelten, zum Teil sehr einfachen Sagen und Märchen mit, die den allgemeinen indianischen Charakter tragen und Parallelen bei anderen Stämmen finden. Wertvoll ist der angefügte Katalog der von Miß Owen gesammelten 109 ethnographischen Gegenstände mit genauer Erklärung; ganz unscheinbare Dinge erhalten durch diese Erklärung oft erst ihre Bedeutung. Da findet sich z. B. in der Sammlung eine Steinaxt, die wir gewöhnlich als ein Überbleibsel aus der vormetallischen Zeit ansehen würden. Die Erklärung zu dieser aber zeigt uns, wie sie, einem allgemeinen Gesetze folgend, daß nämlich bei Kulthandlungen alte Bräuche und Geräte fortdauern, nur als Überbleibsel aufzufassen ist: „Gewöhnlich benutzt das Musquakieweib die eiserne Axt des weißen Mannes, doch bei Zeremonialhandlungen muß die Steinaxt der Vorväter gebraucht werden. Wenn ein Hund geopfert wird, und man würde dabei die eiserne Axt verwenden, so wäre das Opfer erfolglos, oder seine Wirkung würde sich gegen den Opfernden wenden. Man benutzt daher die alte Steinaxt, tötet mit ihr den Hund durch einen Schlag auf den Hinterkopf und verbirgt alsdann das Steingerät sorgfältig."

Dr. Alfred Rathsburg, Geomorphologie des Flöhagebietes im Erzgebirge. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, XV. Band, Heft 5.) 196 Seiten. Mit 3 Karten. Stuttgart, J. Engelhorn, 1904.

Die Arbeit behandelt auf geologischer Grundlage die Oberflächengestaltung des Flußgebietes der Flöha und ihrer Nebenflüsse. Als Unterlage für die Untersuchung dienten die geologischen Spezialkarten der betreffenden Länder, die topographischen Karten in 1 : 25000 und eigene längere Begehungen des Flöhagebietes durch den Verfasser in den Jahren 1902 und 1903. Die etwas breit ausgeführte, umfangreiche und fleißige Arbeit gliedert sich in drei Hauptteile, von denen der erste eine Darstellung des geologischen Aufbaues der Gegend gibt, der zweite die Oberflächengestaltung des Flöhagebietes und ihre Ursachen erörtert und der dritte die wichtigsten Ergebnisse aufzählt. Letztere sind teils geologischer Natur, wie des Verfassers Funde von Rotliegendem und einer durch seine Aufarbeitung entstandenen Lokalfazies des Diluviums, sowie der westlichsten Ausläufer des Quadersandsteins, teils morphologischer Natur, wie seine Ausführungen über die Zusammenhänge zwischen der Ausbildung der Täler und Becken und der geologischen Unterlage, über die Ausbildung der verschiedenen Formen und den Zug der Wasserscheide. Gr.

Pfarrer Dr. Hans Haas, Geschichte des Christentums in Japan. 2. Band. Supplement der Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. XVII und 383 Seiten. Tokyo 1904.

Seit dem Erscheinen des ersten Bandes dieses breit angelegten, tiefgründigen Quellenwerkes sind zwei Jahre verflossen, und es werden noch etliche Jahre vergehen, bis das ganze Werk abgeschlossen ist, umfaßt doch der vorliegende Band nur zwei Jahrzehnte. Er reicht bis 1570 und bringt die Fortschritte des Christentums unter dem Superiorat des P. Cosmo da Torres, der als Nachfolger von Franz Xavier dessen Werk, wenn auch nicht ganz ohne Hindernisse, erfolgreich fortsetzte. Da japanische Quellen für diese Periode nur spärlich fließen, hatte der Verfasser sich an die Sendschreiben der Jesuitenmissionare zu halten, die denn auch in der eingehendsten Weise verarbeitet wurden. Er befleißigt sich einer durchaus unparteiischen und objektiven Behandlungsweise, die ihm allerdings, da er protestantischer Geistlicher ist, den Jesuiten und ihrer Praxis gegenüber nicht immer leicht geworden sein mag. In dem wichtigen Hauptstücke von der Art, wie die Jesuiten wirkten, läßt er deshalb die letzteren allein zu Worte kommen. Dieses Kapitel gibt uns die interessantesten Einblicke und zeigt uns die Bekehrer in ihrem Gegensatze zu den Bonzen, welchen natürlich daran liegen mußte, den wachsenden Einfluß der Missionare zu bekämpfen. Im begreiflichen Konkurrenzneid hetzten sie das Volk auf und gaben den Fürsten (schon damals) zu bedenken, daß die fremden Geistlichen die Portugiesen herbeiziehen würden, um Land und Leute zu nehmen. Aber auch außerdem hatten es die Missionare nicht leicht wegen der Entbehrungen im fremden Lande. Fett angelangte Jesuiten wurden durch den unausgesetzten Reisgenuß spindeldürr und krank. Sie scheinen selbst nicht das heilende Weihwasser für sich angewendet zu haben, mit dem sie so erfolgreich die kranken Japaner kurierten, und mit dessen Hilfe selbst entflogene Jagdfalken zurückbefördert wurden. Nach dieser Richtung enthält das Buch recht viele erbauliche Geschichten, welche nicht etwa der Verfasser erfunden hat, sondern die aus den Berichten der Jesuiten mitgeteilt werden. R. A.

Dav. Heinrich Müller, Die Mehri- und Soqotri-Sprache. I. Texte. (Südarabische Expedition der Kais. Akademie der Wissenschaften, Bd. IV.) 4°. 226 Seiten. Wien, Alfred Hölder, 1902.

Zwar verspätet, aber um so eindringlicher muß auf dieses Werk hier aufmerksam gemacht werden. Dem Titel nach scheint es nur für den Sprachforscher und Semitisten von Interesse zu sein, in Wirklichkeit ist es aber auch ein überaus schätzenswerter und für jeden Volksforscher wichtiger Beitrag zur Märchenkunde. Außer einigen biblischen Texten, Gedichten und Sprüchen enthält nämlich dieser Band auch zehn höchst interessante Märchen und Erzählungen, die der verdiente Wiener Arabist aus dem Munde von Eingeborenen aufgenommen, in Mehri, Vulgär, Arabisch und Soqotri mitgeteilt und mit einer deutschen Übersetzung versehen hat. Außerdem hat es sich Müller nicht verdrießen lassen, in einem Anhange »Zur Sagen- und Märchenbildung« die zehn Märchen durch die Literaturen des Ostens und Westens zu verfolgen und überaus lehrreiche Parallelen nachzuweisen. Am merkwürdigsten ist die letzte Erzählung, von Müller »Die Portia von Soqotra« betitelt. Daß die Geschichte der Märchenwanderungen selbst wie ein Märchen klingt, sieht man hier wieder. „Ich war nicht wenig überrascht", sagt Müller, „als mir im Monat Februar 1899 mein Soqotri-Mann eine Geschichte in der Soqotri-Sprache diktierte, die ich nach und nach als die Hauptfabel von Shakespeares »Kaufmann von Venedig« erkennen mußte. Wie hat sich diese Sage nach der einsamen Insel verirrt. Welche Wanderungen hat sie genommen, welches Schiff hat die reizende Portia auf dieses felsige Eiland gebracht?" Diese Frage wird sich wohl auch jeder staunend vorlegen, der die Geschichte vom Pfund Fleisch und von der klugen Frau als Richterin hier wiederfindet. Merkwürdig ist, daß in dem ersten von Müller mitgeteilten Märchen ebenfalls ein juristisches Problem im Mittelpunkte der Erzählung steht. Ein König ist nicht imstande, einen schwierigen Rechtsfall (es handelt sich hier um ein Depositum) zu schlichten. Ein Knabe entscheidet den Fall zuerst im Spiele, dann in Wirklichkeit. Eine hebräische Version und eine ältere Form dieses Märchens in 1001 Nacht weist Müller nach. Bei dem Alter der Rechtspflege im Orient (man denke an Hammurabis Gesetzbuch) ist es wahrscheinlich, daß auch das Märchen vom Pfund Fleisch und der Portia im Orient entstanden ist. Möge die schöne Arbeit von Müller auch unter den Volks- und Märchenforschern die Beachtung finden, die sie im höchsten Maße verdient!

M. Winternitz.

Paul Müller, Der Böhmerwald und seine Stellung in der Geschichte. Straßburger Dissertation, 1904.

Die Siedelungskunde ist in der letzten Zeit recht fein ausgebaut worden und hat auch zum Teil überraschende Ergebnisse gezeitigt; allein, daß man vielfach zu weit gegangen ist und der natürlichen Umgebung zu viel Rechnung

trug, ist eine mehr und mehr sich aufdrängende Überzeugung. Wenn man mit Mühe, Not und feinster Spintisierung Berlins Größe auf die natürliche Lage am Zusammenflusse von Havel und Spree zurückführte, so erscheint das doch verlorene Liebesmüh' gegenüber der weit natürlicheren Entwickelung der preußischen Hauptstadt durch die Hohenzollern. Und selbst bei München, das nur durch die Wittelsbacher wuchs und emporkam, hat man eine Anzahl natürlicher Momente hervorgeklaubt, die es gar nicht gibt. Mit Freuden begrüßt man solchen Mißgriffen gegenüber eine Schrift, die in zwingenden Gründen uns zeigt, wie der Verlauf der Geschichte auch von geographischen Faktoren abhängig ist, und das ist in der vorliegenden der Fall, welche mit dem sorgfältigsten Rüstzeug hervortritt und die sehr zersplitterte Literatur (mit Ausnahme der einschlägigen tschechischen aus naheliegendem Grunde) völlig beherrscht. Sie wird eröffnet mit einer eingehenden geographischen Schilderung des heute noch wenig zugängigen Böhmerwaldes, um dann dessen Bedeutung für die Geschichte hervorzuheben, die allerdings überraschend klar zutage tritt. Schon in vorgeschichtlicher Zeit zeigt sich dieses, da nur an den wenigen durch Eintalung zugängigen Stellen prähistorische Funde zutage gefördert wurden, sonst aber in dieser Beziehung Leere herrscht. Auch im ganzen Altertum, zur Römerzeit, bildete der Böhmerwald in der Geschichte eine hemmende Schranke, eine unbewohnte Wildnis; selbst die Markomannen-Bayern sind in der frühesten Zeit von Böhmen aus nicht über ihn in das heutige Bayern gelangt, sondern wohl donauaufwärts dahin vorgedrungen (Rieglers Geschichte Bayerns I, S. 47). Am wichtigsten zeigt sich aber die Rolle dieses Grenzgebirges für die Geschichte der deutsch-slawischen Beziehungen. Ein Blick auf das der Schrift beigegebene Kärtchen zeigt, wie nördlich vom Böhmerwalde und bei der Senke von Cham die Slawen von Böhmen aus weit in das heutige Bayern bis nach Bamberg und Nürnberg ihre Siedelungen vorschoben, während dieses im Süden durch den Böhmerwald verwehrt wurde. Anderseits aber (und hier zeigt sich eine der belangreichsten Stellen der Abhandlung) wurde auch die Germanisierung Böhmens im Mittelalter dadurch wesentlich behindert. Während breit und voll der Germanenstrom, alles Slawische verdrängend oder angliedernd, sich über die Elbe ergoß und auch im nördlichen Böhmen, im Egerland, wohin er leicht vordringen konnte, das Deutschtum begründete, hielt der Böhmerwald das Vordringen nach Osten erheblich auf. Was im Städtewesen des Tschechenlandes von Deutschen geleistet wurde, blieb inselartig und wurde von den Slawen wieder aufgeschlürft, wo aber der rodende deutsche Bauernsiedler nicht vordringen konnte, da konnte auch der deutsche Auswandererstrom nicht folgen. „So hat tatsächlich der Böhmerwald mit verhindert, daß Böhmen von den Deutschen wieder gewonnen wurde.“ R. A.

Professor Dr. Siegmund Günther, Geschichte der Erdkunde. Aus Maximilian Klars Sammlung „Die Erdkunde“. XI und 343 S. Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1904. 11,60 M.

Die Hoffnung, man würde von Sophus Ruge noch eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der Erdkunde erhalten, ist leider durch den Tod dieses für eine solche Arbeit am meisten kompetenten Gelehrten zunichte gemacht, und wer weiß, wann und ob sie je von einem anderen geschrieben werden wird. Siegmund Günther hat nun versucht, dem zweifellos vorhandenen Bedürfnis nach einer die Ergebnisse der Einzelforschung bis auf die jüngste Zeit berücksichtigenden Geschichte der Erdkunde durch die vorliegende kurzgefaßte Darstellung abzuhelfen, und dabei nach dem Vorbilde der Peschel-Rugeschen und der Vivien de St. Martinschen Werke eine Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde und der Erweiterung der geographischen Kenntnis angestrebt. Das Resultat ist ein sehr erfreuliches geworden; es ist bei aller Kürze doch eine große Vollständigkeit erreicht und ein vortreffliches Nachschlagewerk entstanden, dessen Wert durch eine Menge von Literaturhinweisen in den Anmerkungen noch wesentlich erhöht wird. Wenn hier und da Lücken wahrzunehmen sind, so darf Günthers Hinweis nicht unbeachtet bleiben, daß er die Arbeit im allgemeinen mit dem Jahre 1900 abgeschlossen hat. Anhangsweise, wobei schon aus Raumrücksicht auf Quellennachweise verzichtet werden mußte, wird in einem „Der Eintritt der Geographie in das reife Mannesalter“ überschriebenen Kapitel das 19. Jahrhundert ganz kurz behandelt, wobei die Bemerkung vorausgeschickt wird, daß die Schicksale der Erdkunde im 19. und 20. Jahrhundert sich noch nicht mit derjenigen Objektivität schildern lassen, wie man sie der Vergangenheit gegenüber beweisen kann. Soweit die Entdeckungsgeographie — Günther nennt sie erobernde Geographie — besprochen wird, ist dieses Kapitel nicht frei von Irrtümern, die wir jedoch alle, soweit sie uns aufgestoßen sind, hier nicht angeben können. Ein paar nur seien berichtigt. S. 253 wird von einem Absperrungssystem des modernen Abessinien gesprochen; davon kann aber nicht gut die Rede sein. S. 255 wird Moffat, Camerons Begleiter, als der beste Kenner der Bantusprachen bezeichnet; hier liegt eine Verwechslung mit dem Großvater dieses Moffat, dem Missionar, vor. Die S. 265 geäußerten Zweifel an einer Afrikadurchquerung Matteuccis sind nicht stichhaltig; die Reise fand aber nicht vor 1875, sondern nach 1880 statt. Übrigens gab es auch schon vor 1900 mehr solcher Durchquerungen als zehn. Eine Reihe glänzender Namen vermißt man in diesem Kapitel nur ungern, doch ist es immerhin schwer, auf knappem Raum eine Auswahl zu treffen. S. 255 ist 6010 statt 6100 (Kilimandscharo) zu lesen, S. 259 Mann statt Maon. H. Singer.

Friedr. S. Krauß, Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwickelungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. 1. Bd.: Südslawische Volksüberlieferungen. Leipzig, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, 1904. (Nicht im Buchhandel.)

Was uns not tut, ist eine umfassende, auf gründlichen Forschungen beruhende Kulturpsychologie, zu der erst die — wenn auch vielversprechenden — Anfänge vorliegen. Jeder, der nicht innerhalb seiner kleinen Fachwissenschaft den Blick auf das allgemeine Problem verliert, ist sich heute darüber klar, daß es gilt, die Geschichte des Menschen, und was dasselbe ist, die Entwickelung des menschlichen Bewußtseins zu begreifen; diesem letzten entscheidenden Ziele dienen alle Spezialforschungen, und ihnen gegenüber fallen alle üblichen Schranken zwischen den einzelnen Disziplinen in sich zusammen. Von diesem umfassenden Gesichtspunkte aus erklärt sich auch die ungemeine, immer noch nicht ausreichend gewürdigte Bedeutung der folkloristischen Untersuchungen und insbesondere derjenigen, die sich mit dem Geschlechtsleben der Völker befassen. Der namentlich um diesen Zweig hochverdiente Verfasser des vorliegenden großen Werkes bemerkt in der Vorrede mit Recht: Es ist unstreitig für die Forschung von weitreichendem Belang, endlich genau zu ermitteln, wie die Zähmung des ursprünglichsten und allerkräftigsten Triebes, der von der Menschwerdung der Primaten an bis auf die Gegenwart hinein auf die Geschicke der einzelnen und der Völker entscheidend gewirkt, vor sich geht. Der Kampf ums Dasein ist auf gewissen Entwickelungsstufen eigentlich ein Ringen um das Recht auf die Befriedigung des Geschlechtstriebes für sich und die Nachkommenschaft. Alle anderen Rechte sind schon mehr oder weniger bedingt. Die bedeutsamsten Mythen der Völker, Religionen und Kulte stehen mit ihren Ursprüngen in innigster Beziehung zur Zeugung. In ihr ist der Urquell aller großen Tragödien des Menschenlebens zu bemerken und ebenso der Komödien, denn sie ist auch der unversiegliche Born zwergfellerschütternden Humors auf allen Stufen der Zivilisation (Vorwort, S. VIII). Für jeden einigermaßen objektiven Forscher und Beurteiler der Dinge kann sodann der immer noch gelegentlich auftauchende Einwurf, daß hier unser Schamgefühl gröblich verletzt werde, nur ein bedauerndes Lächeln hervorrufen; es sollte keiner weiteren Begründung bedürfen, daß es sich nicht um sexuelle Lüsternheit handelt, sondern lediglich um genaue Konstatierung des einschlägigen Materials, um dasselbe dann psychologisch zu erklären. Zimperlich freilich darf der Forscher nicht sein, sonst würde er überhaupt besser tun, jede Berührung mit dem „Volk“ zu vermeiden, aber andererseits ist uns nur so ein tieferer Einblick in das eigentliche Wesen (Ursprung und Fortbildung) primitiver Moral möglich. Daß diese sich nicht mit unseren jeweiligen Anschauungen deckt, ist für jede entwickelungstheoretische Auffassung ohne weiteres selbstverständlich; aber wir würden eben unsere eigene Sittlichkeit nicht verstehen, falls wir nicht jene Keime sorgsam mit berücksichtigen. Der Verfasser ist nun wie wenige befähigt durch den Gang seiner Studien zu derartigen authentischen Ermittelungen, zumal er jahrelang unter den Südslawen an Ort und Stelle derartige Forschungsreisen veranstaltete. Für mich erwuchs (so erzählt er) daraus der unschätzbare Nutzen, daß ich für die Verlockungen des Romantizismus in der Volkskunde unempfänglich geworden und einen offenen Verstand für die Wirklichkeiten und Möglichkeiten des Volkslebens gewann. Dennoch habe ich, ehrlich gestanden, niemals die Leute nach solchen Geschichten befragt (eine sehr weise Zurückhaltung übrigens, weil nur zu leicht sonst Verfälschung des Materials eintritt, wie das Altmeister Bastian z. B. sehr nachdrücklich betont hat), sondern man erzählte sie bloß in meiner Gegenwart anderen, und hernach ließ ich mir regelmäßig die Erzählungen in die Feder wiederholen oder die Aufzeichnung unauffällig von jemandem für mich besorgen.

Mit anderen Worten, ich habe keine Geheimnisse auszuplaudern, sondern nur zu berichten, was man sich in aller Öffentlichkeit und meist auch in Gegenwart von Kindern, Mädchen und Frauen arglos zu erzählen pflegte. Bei den Südslawen gelten noch naturalia non turpia.

Wir können nur dringend wünschen, daß diese Berichte in möglichst weite Kreise dringen, jedenfalls aber von allen echten Kulturhistorikern nach Gebühr geschätzt werden.

Ths. Achelis.

G. A. Koeze, Crania ethnica Philippinica. Ein Beitrag zur Anthropologie der Philippinen. Beschreibung der Schädelsammlung von Dr. A. Schadenberg. Mit Einleitung von Prof. J. Kollmann zu Basel. Mit 25 Tafeln. Haarlem, H. Kleinmann u. Co., 1901 bis 1904.

Das ethnographische Reichsmuseum in Leiden ist die glückliche Besitzerin der größten Sammlung von Schädeln der Eingeborenen der Philippinen. Dem tätigen Direktor, Dr. Schmeltz, gelang es, die 270 Exemplare zählende Schädelsammlung des verstorbenen Reisenden Dr. Schadenberg für sein Museum zu erwerben, welche besonders dadurch wichtig ist, daß die verschiedenen Stämme der Philippinen darin mehr oder minder reich vertreten sind: Tagalen, Igorroten, Ilocanen, Tingianen, Ginaanen, Quiaganen, Manglanen, Belugas, Tagbanuas, Visayas. Besonders wichtig sind aber 60 Negritoschädel und eine Anzahl künstlich verunstalteter Schädel aus Höhlen. In dem ehemaligen Prosektor der Leidener Anatomie, Dr. G. A. Koeze, wurde ein vortrefflicher, mit dem ganzen wissenschaftlichen Rüstzeug der Neuzeit versehener Bearbeiter der Schädel gefunden, dessen mit Unterstützung verschiedener Behörden und Vereine (auch der R. Virchowstiftung und der Deutschen anthropologischen Gesellschaft) veröffentlichtes 245 Seiten umfassendes großes Werk vorliegt.

Am Schlusse der langen und mühevollen Arbeit, der Tausende von Zahlen, die uns vorgeführt wurden, ist die Frage berechtigt, welcher Gewinn daraus gezogen werden kann. Der Verfasser kennt genau die Zweifel, die von seiten vieler Ethnographen gegenüber den unendlichen Schädelmessungen erhoben worden sind, und sagt mit Bezug darauf: „Schon oft ist den Kraniologen der Vorwurf gemacht, daß die Schlüsse ihrer Untersuchungen so wenig sicher sind, und jeder Kraniolog wird selbst von der Wahrheit dieses Ausspruches mehr überzeugt sein als die betreffenden Ethnologen. Aber die Wahrheit dieses Vorwurfs ist auch wieder relativ. Wie jede Tierart und Tiervarietät einen eigenen Körperbau besitzt und auch Variationen im Schädelbau zeigt, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß auch jede Menschenart einen eigenen Schädelbau besitzt, und für die weißen Stämme ist diese Hypothese von mehreren Untersuchern aufs deutlichste bewiesen." Ohne uns näher mit dieser Stellung Dr. Koezes zu den „Menschenarten" und „Stämmen" zu beschäftigen, wollen wir hier nur die Ergebnisse aufführen, welche aus seinen Schädelmessungen bezüglich der Eingeborenen der großen ostasiatischen Inselwelt und der Südseeeilande von ihm abgeleitet werden. Danach unterscheidet er sechs folgendermaßen anthropologisch gekennzeichnete Stämme oder Rassen: 1. Malaien, hypsi-brachykephal, mesorrhin, hypsikonch, wenig behaart, die Haare glatt, die Hautfarbe ziemlich hell, die Körperlänge klein. — 2. Indonesier, hypsi-mesokephal, mesorrhin, mesokonch, wenig behaart, Haare glatt, die Hautfarbe dunkler als die der Malaien, die Körperlänge etwas größer. — 3. Polynesier, hypsi-mesokephal, mesorrhin, hypsikonch, stärker behaart, Haare glatt oder etwas wellig, die Hautfarbe gelbweiß bis dunkelbraun, die Körperlänge groß. — 4. Melanesier, hypsi-dolichokephal, platyrrhin, mesokonch, krauses Haar, Körperlänge ziemlich klein. — 5. Mikronesier, hypsi-dolichokephal oder hypsi-mesokephal, da sie Mischlinge von Melanesiern und Polynesiern sind mit Rückschlägen auf beide Typen. — 6. Negritos, hypsi-brachykephal, leptoprosop, mesorrhin, auch wohl platyrrhin, mesokonch, Haare gekräuselt, klein, die Hautfarbe sehr dunkel.

Die Stellung der letztgenannten Rasse, die früher häufig zu den Papuas gerechnet wurde, hat Dr. Koeze besonders beschäftigt, und die Untersuchung der Schädel, welche ausgezeichnet kurzköpfig sind, ergab durchaus abweichende Resultate von jenen der sehr langschädeligen Melanesier. Die Negritos lassen sich mit den hier angeführten übrigen Rassen in keiner Weise vereinigen, obwohl ihre Sprache malaio-polynesisch ist. „Die Negritos bilden einen eigenen einheitlichen Stamm, der in Ozeanien lange vor der Ankunft der Malaio-Polynesier gelebt hat; durch die intelligenteren Malaien sind sie, bis auf einige wenige Stellen, fast ganz verdrängt." R. A.

Kleine Nachrichten.

— Der französische Linguist und Anthropolog Girard de Rialle ist im Alter von 64 Jahren zu Santiago de Chile, wo er bevollmächtigter Minister der französischen Republik war, gegen Ende des Jahres 1904 gestorben. Er war eine Zeitlang Herausgeber der Revue de Linguistique in Paris, veröffentlichte 1867 Studien Sur les langues du Mexique und 1872 über die mexikanische Troanohandschrift. Wertvoll sind verschiedene prähistorische Schriften von ihm über die Monuments mégalithiques de Tunisie (1884) und die Allée couverte d'Ellez (1884). Selbst über syrische, merowingische und moskowitische Schädel hat er gehandelt, die er auf ausgedehnten Reisen sammelte. Auf den Boden Asiens führen uns mehrere Arbeiten über das Sanskrit und die Veden, seine Abhandlung über l'Acclimatement de la race blanche dans l'Inde (1865) und die im Auftrage der Pariser Anthropologischen Gesellschaft verfaßten Instructions pour l'Asie centrale (1874). Deuten auch schon diese Titel die Vielseitigkeit des Verstorbenen an, so ist damit keineswegs die Zahl seiner Schriften erschöpft, die trotz seiner Tätigkeit als Verwaltungsbeamter der Republik Schlag auf Schlag einander folgten, und unter denen sich auch ethnographisch-populäre befinden.

— Die typischen Formen der Meeresküsten zählt H. Retzlaff im Progr. d. Domgymnas. zu Kolberg für 1904 auf, und zwar unterscheidet er als Typen an Längsküsten den norwegischen oder Fjordtypus und den dalmatinischen. Unter ersterem verstehen wir lange, enge, von überaus steilen Wänden eingefaßte, nach dem Innern des Landes zu sich verzweigende Meeresbuchten. Beim Dalmatiner Typus bilden mit geringen Ausnahmen Längstäler die tief einschneidenden Buchten, zu denen oft nur enge, gefährliche Eingänge führen. Die Typen an Querküsten kann man in den Rias- und den algerischen Typus einteilen. Der erstere ist gewissermaßen der dalmatinische Typ an Querküsten. Beim algerischen Typus sind der kräftig wirkenden Brandungswelle die weicheren Gesteine unterlegen, während die festeren als weit vorspringende Halbinseln stehen bleiben; positive Strandverschiebung verstärkt die Wirkung der Brandungswelle; so finden wir den Typus der beinahe halbkreisförmig von hohen steilen Vorgebirgen begrenzten Buchten. Als Typen an Schollenküsten stellt Retzlaff auf den Limantypus, den großbritannischen, den normannischen, den schwedisch-finnischen und kimbrischen. Beim ersten werden bei unverändertem Meeresstrand die Golfe allmählich von dem Flußalluvium ausgefüllt; beim britannischen Typus — namentlich an der Südküste Englands — tritt uns das Beispiel einer durch Flußmündungen wohl aufgeschlossenen neutralen Hochküste entgegen; das Gegenteil bringt der normannische mit seiner unnahbaren Küste. Der schwedisch-finnische Typus zeichnet sich durch dichte Schwärme kleiner Küsteninseln, durch geringe Erhebung der Küste und geringe Tiefe der Meereseinschnitte aus. Im kimbrischen Typus stoßen wir auf vielverzweigte Meeresarme von mäßiger Tiefe, durch die das flachbodige Land in regellos gestaltete große und kleine Inseln aufgelöst wird; namentlich die Nordküste Nordamerikas und der vorgelagerte arktische Archipel bieten schöne Beispiele. An den Schwemmküsten haben wir es mit dem hinterindischen, Lagunen-, gaskognischen, friesischen, guayana- und patagonischen Typus zu tun, bei denen sich teilweise noch Unterabteilungen schaffen lassen. Freilich dürfte es nicht allzu schwer sein, noch eine große Reihe von Typen aufzustellen, namentlich wenn man nicht allzu bemüht ist, eine Reihe gleicher Erscheinungen zusammenzufassen. Auch auf die Ursachen für die Gestaltung der Küstenlinien kann man bei der Gruppierung mehr oder minder eingehen. R.

— Pater Morices Forschungen im mittleren Britisch-Kolumbien. Bd. XV (1904) des „Bulletin de la Société Neuchateloise de Géographie" enthält einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntnis des mittleren Britisch-Kolumbien zwischen dem Gardnerfjord und dem Lake Stuart aus der Feder des schweizerischen Missionars A. G. Morice, dessen Station bei Fort St. James an dem genannten See liegt. Morice hat das von zahllosen Seen durchsetzte Gebiet seit Jahren auf seinen Reisen durchstreift und ist mit dem Lande nicht weniger wie mit seinen Bewohnern vertraut geworden. Das

rein geographische Ergebnis ist auf einer schönen Karte in 1:600000 niedergelegt, die der Arbeit beigegeben ist. Sie enthält eine Menge Berichtigungen und Ergänzungen der älteren Karten, von denen noch die letzte amtliche auf Poudrier und Gauvreau beruhende Karte nach Morice von Fehlern wimmelt; unter anderen macht er darauf aufmerksam, daß dort (und demnach auch auf unseren Atlanten) das Fort Frazer am gleichnamigen See auf dem südlichen Ufer verzeichnet wird, während es seit mehr als 20 Jahren auf dem nördlichen liegt. Viele der Seen hat Morice befahren und dabei ausgelotet. Die Tiefen sind eingeschrieben und betragen im Lake Morice, östlich vom Gardnerfjord, bis zu 237 m (an einer 4 km breiten Stelle); in den übrigen Seen sind sie meist viel geringer. Auch zahlreiche Höhenmessungen sind auf der Karte eingeschrieben, die außerdem die Verbreitungsgrenzen der wichtigsten Baumarten, Indianerpfade, Niederlassungen und anderes andeutet. Der Text besteht in einer allgemeinen Beschreibung des Landes und im Tagebuch einer Reise, die der Verfasser 1899 von seiner Station nach dem Gardnerfjord ausgeführt hat. Die erstere bringt viele nützliche Angaben auch zoologischer und botanischer Art. Flora und Fauna sind nicht sehr artenreich. Der Biber ist, obwohl stark zurückgegangen, noch immer in erster Linie unter den Säugetieren zu nennen. Es kommen der schwarze und der graue Bär vor. Die winterliche Schneedecke wird auf den Ebenen auf 1 m Dicke geschätzt, in den Gebirgen ist sie natürlich viel stärker. Auf der Missionsstation gefror öfter das Quecksilber des Thermometers, an dem einmal —47° C beobachtet wurden; doch meint Morice, daß die Winter in den letzten Jahren milder zu sein schienen.

— In seiner Schrift „Kants Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung, ein Nachtrag zur Kant-Gedächtnisfeier" (Leipzig, W. Engelmann, 1904) hat der Verfasser, Th. Elsenhans, sich die Mühe gegeben, des Königsberger Philosophen Vorstellungen über Rassenbildung und Einteilung, „tastende Versuche", die für den „Fachmann", den naturwissenschaftlich geschulten Anthropologen, selbstverständlich nur noch geschichtlichen Wert haben, aus seinen verschiedenen Werken auszuziehen und zusammenzustellen. In dem Jahrhundert, das seit Kants Tode verflossen ist, hat die Wissenschaft, insbesondere die Naturforschung, in „beispielloser Entwickelung" ungeheure Fortschritte gemacht. Die damaligen Versuche, die Begriffe „Gattung, Art, Abart, Spielart" philosophisch zu erfassen und zu umschreiben, muten uns, die wir erkannt haben, daß in der Natur „alles fließt", daß Höheres aus Niederem, Ungleiches aus Gleichem sich entwickelt hat, etwas eigentümlich an; in Wirklichkeit gibt es ja nur mehr oder weniger ähnliche Einzelwesen, und ihre Zusammenfassung ist ein Werk des menschlichen Verstandes, wenn man will, der Einbildung. Obwohl daher Kant „der erste Gelehrte in Deutschland" war, der die „Anthropologie" zum selbständigen akademischen Lehrfach erhoben hat, so war doch, „was er darunter verstand", etwas ganz anderes, als was jetzt mit diesem Ausdruck „bezeichnet wird". Seine lang geplante, aber erst 1798 veröffentlichte „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" war „in der Hauptsache" eine Zusammenfassung von „Kants Forschungen zur empirischen Psychologie, die zum Teil bereits in seinen Hauptwerken eine ausführlichere und bessere Darstellung gefunden hatten". Immerhin übersieht er auch die leibliche Seite nicht und unterscheidet, offenbar von Linné beeinflußt, folgende vier Rassen: die weiße, die schwarze, die hunnische und die indische. Daß letztere als Grundrasse nicht gelten kann, liegt auf der Hand, es bleiben also die seit Cuvier von vielen Forschern, so auch von mir, anerkannten: Homo europaeus, Homo niger s. africanus, Homo brachycephalus s. asiaticus. Äußere Dinge, wie Luft, Sonne, Nahrung können wohl umgestaltend wirken, haben aber keine „zeugende Kraft" von dauernder Wirkung. Das Klima, dessen Unterschiede Kant ziemlich einseitig als „trockene und feuchte Hitze, trockene und feuchte Kälte" auffaßt, bringt zwar die Rassen hervor, aber nur, indem es die angelegten und vorgebildeten „Keime" entwickelt. Eine einzige Stammrasse, nach Kant der dunkelhaarige Zweig der weißen, war von vornherein „in zweckmäßiger Weise so angelegt", daß ihre Abkömmlinge „sich allen Klimaten anpassen" und über die ganze „Erdoberfläche" verbreiten konnten. Bei der Betrachtung der Natur kann der Philosoph den Begriff des „Zwecks" oder „teleologische Prinzipien" nicht entbehren. Damit scheidet sich unsere Weltanschauung grundsätzlich von der seinen. Daß aus einem schwarzhaarigen Europäer, Homo mediterraneus nach heutiger Bezeichnung, entwickelungsgeschichtlich weder ein Neger noch ein Malaie werden kann, daß er zum lichthaarigen Homo europaeus L. nicht wie ein Stammvater, sondern wie ein Bruder oder Geschwisterkind sich verhält, bedarf heute keiner Erörterung mehr. Kant stellt zwar die wohl berechtigte Forderung auf, alle Naturerscheinungen, auch die zweckmäßigsten, so weit mechanisch zu erklären, „als es immer in unserem Vermögen steht", aber damit wird die „teleologische" Erklärung nicht beseitigt, sondern „nur weiter zurückgeschoben". Im „Zeitalter der Rassenfragen und Rassenkämpfe" kann, wie zahlreiche Beispiele zeigen, nur eine völlig voraussetzungslose, auf streng naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Rassenlehre Klarheit und Ordnung schaffen. Das von Kant gelehrte „Reich der Zwecke" ist aber eine unwissenschaftliche Voraussetzung. Laut erschallt aus den Kreisen der Philosophen der Ruf „Zurück zu Kant". Es ist aber nicht einzusehen, wie seine Fassung der Aufgabe den Weg zur „Schlichtung des Streites zwischen Kausalerklärung und Zweckbetrachtung" bahnen soll, und Häckel hat nicht so unrecht, wenn er dies „zurück" einen wirklichen Rückschritt, einen „Krebsgang" nennt. Wahrlich, gern wollen wir anerkennen, was der forschende Geist in früheren Jahrhunderten zur Erkenntnis der Wahrheit beigetragen, vom „Ballast metaphysischer Sätze und inhaltsleerer Logik" müssen wir aber die Wissenschaft der Neuzeit gründlich befreien, wenn sie ihre hohen Ziele erreichen soll.

Ludwig Wilser.

— Zur neolithischen Keramik. Im Aufsatze über Wallböhl (Globus, Bd. 87, Nr. 2, S. 312), sind unter Mähren die hierher gehörigen Arbeiten von Červinka und Hörnes erwähnt worden. Beachtung von seiten der Spezialforschung verdienen die Studien des Lehrers Alojs Procházka zu Blažovitz in Mähren. Dieser veröffentlichte (Brünn 1905) unter dem Titel „Archaeologická kořist za rok" 1904 auch mehrere Mitteilungen über Spiralbandkeramikfunde in seiner Gegend. Zwei derselben, einer von Sivice, einer von Tražožná, sind illustriert.

Ein Krüglein an letzterer Stelle zeigt steilen Hals mit schieflaufenden Parallelstrichen verziert auf, den zwei Horizontalriefen begrenzen. Der Bauch ist von vier Schnurösen umzogen und außerdem von mäanderartigen Spiralen bedeckt. Dies Gefäß erscheint genau so wieder im Flomborner Hockergräberfeld (vgl. Köhl: Wormser Festschrift, Taf. VII, Fig. 14, Text S. 30, und Procházka a. a. O., S. 4, Fig. 2).

Die von Sivice herrührende Scherbe zeigt uns eine Art von Spiralmäander, wobei die übergreifenden Enden mit Tupfen geschlossen sind, die an Kugeln erinnern. Diese sind auch in der Mitte der Spiralbögen angebracht. Solche Tupfen erscheinen bekanntlich häufig auf der Spiralbandkeramik. In Rheinhessen (Mölsheim, Flomborn), in der Rheinpfalz (Groß-Niedesheim, Wallböhl), in der Neckarlandschaft (Heilbronn). Aber hier — z. B. auf einer Mölsheimer Scherbe; vgl. Köhl a. a. O., Taf. VIII, Fig. 11 — erscheinen diese Tupfen meist flüchtig hingeworfen, ohne Beziehung zum Linienschmuck und zwecklos. Hier in Mähren beginnen und charakterisieren sie jedoch in organischer Weise die Mäanderspirale, so daß man aus kunsthistorischen Gründen hier oder in der Nähe den Ursprung und die Höhenentwickelung der Spiralbandkeramik, dort ihre Übertragung und ihre Dekadenz annehmen kann. Dr. C. Mehlis.

— In einer Beschreibung der Dresdener Heide entwirft C. Gebauer (Leipzig, Inaug.-Diss. 1904) ein geographisches Landschaftsbild. Das Gebiet umfaßt etwa 100 qkm, das auf alten Karten viel deutlicher hervortritt, als in der letzten Zeit, wo Abholzungen usw. die Begrenzungen vielfach verschoben haben. Verfasser legt dar, wie sich das Gebiet im Laufe der geologischen Perioden mehr und mehr herausgebildet hat, wie Meer, plutonische Kräfte und Flußbildung im Wechselspiel allmählich das erzeugt haben, was man heute unter dem Namen Dresdener Heide zusammenfaßt. Es zeigt sich, daß wir einen einheitlichen Charakter unseres Gebietes erst seit, geologisch gesprochen, neuerer Zeit erkennen können. Der Entstehung der Lausitzer Hauptverwerfung und der Anschwemmung des Heidesandes verdankt das Gebiet seine geologische Einheit. Von Gesteinen seien der Granit mit seinen charakteristischen Zermalmungsprodukten, der Syenit und namentlich der Heidesand genannt, der sich als ein gleichmäßig feinkörniger Quarzsand mit reichlicher Feldspatführung und Glimmerblättchen darstellt. Dann spielen Humusbildungen eine größere Rolle unter den oberflächlichen Gebilden der Dresdener Heide. Der Wind ist für die morphologische Beschaffenheit dieses Landstriches von größter Bedeutung, insofern er sein Spiel mit dem Heidesand treibt und dadurch Dünenlandschaften geschaffen hat, wie sie besonders im westlichen Teil schön ausgebildet sind, aber auch im Osten vielfach die Stimmung beherrschen. Die Dünen erreichen Höhen bis zu 20 m und einzelne noch

größere. Durch das Eingreifen des Wassers erhalten viele Gegenden der Dresdener Heide einen eigenen Charakter. Die Depressionen mit ihrer örtlichen Verdichtung des Lebens gewähren einen ganz anderen Anblick als die dürre Dünenlandschaft. Zwei Pflanzengebiete greifen hier ineinander, durch deren Vermischung etwas dem Gebiet Eigentümliches entsteht. Es mischen sich hier die Gruppen des herzynischen Florenbezirkes nach Drude, das Hügelland der mittleren Elbe und das Lausitzer Hügelland; echte Erzgebirgspflanzen stehen neben örtlichen Pflanzengenossenschaften. Ist die Dresdener Heide den Kiefern- und gemischten Nadelholzwaldungen zuzurechnen, so kann sie doch nur als ein südlicher Ausläufer der letzteren bezeichnet werden, für welchen das Fehlen der auszeichnenden norddeutschen Moorpflanzen besonders charakteristisch ist; sie bildet ein pflanzengeographisches Übergangsgebiet, das sich auch in anthropogeographischer Beleuchtung so darstellt.

— Die Gletscher- und Seenverhältnisse der argentinisch-chilenischen Kordillere beginnen besonders seit dem nun erledigten Grenzstreit Gegenstände intensiver Forschungstätigkeit zu werden, an der von argentinischer Seite Hauthal, Burckhardt, Roth und Wehrli, von chilenischer Krüger, Steffen und Stange beteiligt sind. Vermehrte Förderung darf in nächster Zukunft von der Einrichtung einer Geologischen Landesanstalt für Argentinien und von einer Glazialexpedition erwartet werden, die von Professor Hans Meyer und dem Verein für Erdkunde in Leipzig ausgerüstet ist. Ihr Führer ist Hauthal. Einige neuere Ergebnisse seiner Forschungen während der Südsommer 1899 und 1900 liegen in einem mit sehr schönen Gletscher- und Seenbildern ausgestatteten Beitrag zum 35. Bande der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins vor, auf die schon in Nr. 10 des laufenden Globusbandes Bezug genommen wurde. Das Wichtigste ist die Ausdehnung eines Inlandeisfeldes, das auf dem patagonischen Kordillerengebiet von 51° 30′ südl. Br. jedenfalls bis 49°, vielleicht aber bis 46° 30′ reicht. Von ihm stoßen besonders nach der argentinischen Seite mächtige Gletscher vor, die auf den Seen zur Entstehung von Miniatureisbergen Veranlassung bieten. Außer dem von 1899 bis 1900, also innerhalb eines Jahres, um 24 m weiter in den Lago Argentino vorgerückten Bismarckgletscher scheinen sie alle im Rückgang begriffen zu sein. Der Rückgang ist so stark, daß ein nicht weniger als 3 km langes, allerdings „totes" Gletscherende am Nordhange des Lanin vom Mai 1896 bis ebenda 1897 vollständig verschwunden war, ein Beweis des Rückgangs, der unwiderleglich durch zwei Photographien erbracht ist. Zwar nicht mit der gleichen Deutlichkeit sind an Moränenwällen drei Vereisungsperioden erwiesen, deren erste und stärkste die Gletscherenden des Kordillereneises bis zur atlantischen Ostküste vordringen und, wie es scheint, mit dem von Süden bis über den Rio Gallegos vorstoßenden antarktischen Inlandeise zusammenmünden ließ. Eine solche Zusammenmündung findet noch gegenwärtig nordöstlich des Mt. Stokes zwischen einem Arme des Stokesgletschers und dem Richtergletscher statt. — Dort traten infolge der Stauung der Eismassen eigenartige Schwellungen auf und, wie es scheint, ein seitliches Überschieben der Grundmoräne vom Stokesgletscher auf den Richtergletscher. Solches seitliche Herauspressen von Partien der Grundmoräne glaubt Hauthal öfters an patagonischen Gletschern direkt oder indirekt, an Gletscherschrammen senkrecht zur Richtung des Eisstromes, nachgewiesen zu haben. An der Südflanke des Bismarckgletschers fand er im Jahre 1900 sogar riesige, hausgroße Felsblöcke auf einem 15 m hohen Moränenhügel, die dorthin nur aus der Grundmoräne durch das aufwärts strömende Eis gebracht sein konnten. Er berichtet sogar, daß dies innerhalb eines einzigen Jahres geschah, da er die Felsmassen im Jahre 1899 nicht vorgefunden hatte. Wilhelm Krebs.

— Rückkehr der französischen Südpolarexpedition. Die Befürchtungen um das Schicksal der französischen Südpolarexpedition unter Charcot, die durch das negative Ergebnis der Nachforschungen der „Uruguay" auf der Deception- und Wienckeinsel hervorgerufen sind (vgl. S. 163 des laufenden Bandes), sind erfreulicherweise grundlos gewesen: die Expedition ist in den ersten Tagen des März wohlbehalten in Puerto Madrin angekommen. Warum Charcot nicht, wie verabredet war, auf jenen beiden Inseln Nachrichten hinterlassen hat, ist aus den vorläufigen Nachrichten nicht zu ersehen, und ebensowenig wissen wir, ob er die Belgicastraße überhaupt passiert hat. Die Stelle in der Meldung des Wolffschen Telegraphenbureaus, Charcot habe die „äußeren Umrisse" des Palmerarchipels festgestellt, könnte vermuten lassen, daß er, wie er es auch von vornherein für möglich erklärt hatte, gar nicht die Süd-Shetlands und die Belgicastraße auf der Ausreise passiert, sondern den Palmerarchipel auf der äußeren Seite, d. h. im Norden, umfahren hat. (Eine weitere Meldung bestätigt diese Vermutung in der Tat.) Überwintert hat man vor und auf der Wandelinsel, einem kleinen Eiland am Westausgang der Belgicastraße unter 64° westl. L. Was es in der Nachricht mit der Aufhellung der Frage nach der Bismarckstraße auf sich hat, ist noch nicht klar. Daß Charcot den Namen „Bismarckstraße" überhaupt erwähnt, könnte allerdings zu der Vermutung führen, daß sie existiert, d. h., daß sie mit der Belgicastraße identisch ist oder wenigstens einen Teil oder Arm von ihr bildet. Nach Südwesten scheint Charcot die Antarktis über die Resultate der belgischen Expedition hinaus nicht entschleiert zu haben; er bestätigt die Existenz von Alexander I.-Land, hat es aber infolge des Eises unzugänglich gefunden. Weitere Forschungen haben der Festlegung der bisher nur ganz unsicher kartierten Nordwestküste des Grahamlandes gegolten. — Nach Heimkehr der Charcotschen Unternehmung ist keine Südpolarexpedition mehr draußen.

— Noch ein Neandertaler. Im Jahre 1888 ward von dem polnischen Archäologen Joseph Choynowski in der Nähe von Gadomki (Gouvernement Kijew) unter einem der dortigen Kurgane in sieben Fuß Tiefe ein Schädel ausgegraben, über den außer einer kurzen Zeitungsnachricht nichts bekannt geworden ist, der aber, wie die jetzt erfolgte nähere Beschreibung durch Dr. Stolyhwo in der Zeitschrift „Wszechświata" bezeugt, einer Beachtung seitens der Urgeschichtsforscher nicht unwert ist. Wie aus der Schilderung des Verfassers hervorgeht, handelt es sich hier anscheinend um einen ausgesprochenen Vertreter des Spy-Neandertaltypus. Durch die beigefügte Abbildung, die nur das Gewölbe und den Antlitzschädel darstellt (das übrige war offenbar zertrümmert worden), wird man in der Tat lebhaft an die Form des Neandertalers erinnert: dies spricht sich hier vor allem in der Gestaltung der niedrigen, fliehenden Stirn und in dem gewaltigen Vorspringen der Augenbrauenbogen aus, die wie ein mächtiger Wulst über der tiefliegenden Nasenwurzel sich darstellen. Der Unterkiefer scheint nicht gerettet worden zu sein. Seinem Typus nach gehört dieser Schädel, wie alle ihm ähnlichen, zu den ausgesprochen Dolichokephalen mit einer Länge von 190 mm, einer Breite von 136 mm und einem Längenbreitenindex von 71,5. Seine Fundstätte lag, nach einer Angabe von J. Choynowski, auf „paläolithischem" Gebiet. Der Verfasser schließt aus allem, daß die Spy-Neandertalrasse auch in dem Ukrainegebiete verbreitet gewesen sein muß. Bei uns in Estland kenne ich eine ganze Reihe von Schädelfunden dieses Typus, die nachweislich von recenter Herkunft waren.

R. W.

— Auswanderung aus Italien. Im Jahre 1903 wanderten 507976 Personen aus Italien aus, nämlich 230841 dauernd und 277135 vorübergehend. Die Abnahme betrug gegen das Vorjahr im ganzen 23533 Personen. Von den einzelnen Landesteilen wanderten im ganzen am meisten aus Venetien aus, nämlich 100278 Personen, darunter aber nur 4679 dauernd. Dauernde Auswanderer zählte am meisten das fruchtbare Kampanien, nämlich 47294 Personen, aus der Insel Sardinien dagegen wanderten trotz der überaus ungünstigen ökonomischen Verhältnisse nur 8 aus. Von den dauernd Auswandernden entfielen ³/₅ auf die Ackerbau treibende Bevölkerung, während bei denjenigen, die nur vorübergehend ihren Aufenthalt im Auslande nahmen, die Erd- und Handarbeiter in der Mehrzahl waren. Die meisten dauernd Auswandernden hatten als Ziel die Vereinigten Staaten (142909), es folgten Argentinien mit 38649 und Brasilien mit 22760 Personen, aber auch von solchen, die nur vorübergehend abwesend waren, wurde die Union am meisten (54946) aufgesucht. Beinahe ebensoviel wandten sich allerdings nach Deutschland (52851), nach Österreich-Ungarn (49618), Frankreich (43907) und der Schweiz (43732). H.

— An der Gesamtproduktion von Roheisen im Jahre 1903 im Betrage von 45970000 Tonnen sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 18, Deutschland mit 10,1, Großbritannien mit 8,8, Frankreich mit 2,8, Rußland mit 2,4, Belgien mit 1,7, Österreich-Ungarn mit 1,3, die Schweiz mit 0,5 Millionen beteiligt. Auf die Union kommen also allein beinahe 40 Proz.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 13. BRAUNSCHWEIG. 6. April 1905.

Die Mambukuschu.

Von S. Passarge. Steglitz-Berlin.

Mit 26 Abbildungen[1]).

Am 8. Juni des Jahres 1898 lag der Okawango vor uns. Schäumend raste der stattliche Strom zwischen Felsenriffen und -dämmen dahin. Breitästige Bäume neigten sich über die Flut, freundliche Gehöfte winkten von den Inseln herüber. Endlich war das Ziel erreicht. Seit Anfang Oktober des vorhergehenden Jahres hatten wir das zwar geologisch interessante, landschaftlich aber unendlich unschöne und öde Sandfeld der Kalahari durchstreift. Zwar hatte in den ersten drei Tagen des Juni unser Weg an dem Rande des Tauchesumpflandes vorbeigeführt, dann aber tauchten wir wieder hinein in das unendliche Buschmeer der Kalaharisteppe. Nun sollten wir definitiv unser Ziel, Andara, erreichen, wo mehrere Wagen mit neuen Vorräten auf uns warteten. In vergnügter Stimmung ritten wir an dem herrlichen Strom entlang, uns an dem so lange entbehrten ästhetischen Genusse erfreuend, den die Landschaft in der prachtvollen Beleuchtung der Abendsonne bot. Bald tauchten auch die weißen Zeltdächer der Wagen auf, die gegenüber der Insel, auf der das Dorf des Häuptlings Libebe lag, ausgespannt hatten. Ihr Führer, einer meiner Prospektoren, hatte bereits mit dem Häuptling freundschaftliche Beziehungen angeknüpft; seine Boten erschienen denn auch bald bei mir im Lager, und für den nächsten Morgen wurde ein Besuch bei Libebe vereinbart.

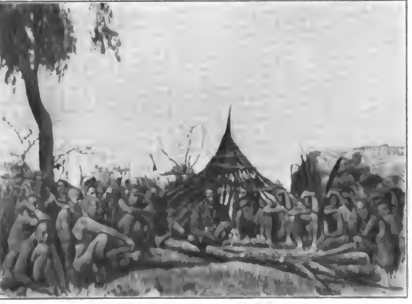


Abb. 1. **Libebe mit seinem Gefolge.**

Andaras oder Libebes Dorf ist ein in Südafrika berühmter Platz. Als Livingstone den Ngami entdeckte, hörte er bereits von dem gefürchteten Häuptling Libebe. Man hielt ihn für einen mächtigen Zauberer, dem man freiwillig Geschenke brachte, damit er nicht das Wasser im Okawango versiegen ließe. Solche Vorstellungen weisen wahrscheinlich auf stark wechselnde Höhe der jährlichen Hochflut hin. Libebe wurde von Green besucht, jedoch wissen wir von dieser Reise wenig. Andara war sein Nachfolger. Während seiner Regierung kamen die Trekburen ins Land. Aurel Schulz und Hammar gelangten 1886 vom Kwando aus nach Andaras Dorf und wurden sehr schlecht behandelt und ihrer Waren beraubt, bis einige Batauana sie aus ihrer Lage befreiten. Zum Abschied versetzte Schulz dem habsüchtigen Neffen Andaras eine so kräftige Ohrfeige, daß er lang hinschlug. Dieser geohrfeigte Prinz war der jetzige Häuptling Libebe.

Ähnliche Erfahrungen wie A. Schulz machte der deutsche Händler Franz Müller, der im Jahre 1889 vom Ngamisee her über Andara nach der Barutsehauptstadt Lialui reiste. Auf der Heimreise wurde er von dem habgierigen Andara bestohlen, und nur mit dem Revolver in der Hand gelang es ihm, die Rückgabe eines Teiles der gestohlenen Sachen zu erzwingen.

[1]) Die Abbildungen 1 bis 4 und 6 sind nach Photographien hergestellt, die übrigen nach Strichzeichnungen, die nach meinen Skizzen von meiner Frau ausgeführt worden sind.

Inzwischen war nun aber eine wesentliche Veränderung in den politischen Verhältnissen eingetreten. Die Batauana hatten die Okawangostämme bis zu dem Ma^{2}gwikwehäuptling [2]) Niangana hin unterworfen und sich tributpflichtig gemacht. Die Ermordung eines Buren Wiese durch Niangana war die Veranlassung zu diesem Kriegszug. So ist es denn wohl zu erklären, daß wir wesentlich andere Verhältnisse als die früheren Reisenden vorfanden. Schon v. François, der allerdings über eine Anzahl Soldaten verfügte, war mit Andara freundschaftlich ausgekommen. Libebe aber, Andaras Nachfolger, war ein recht zahmer Häuptling geworden und ein sehr liebenswürdiger Herr obendrein.

Am Morgen des 9. Juni bereiteten wir uns für die Audienz vor. Einige Baumwollwaren, Hemden und Decken wurden als Geschenke ausgesucht, und wir selbst prangten bald in den besten Sonntagskleidern. Ein Kanu mit zwei Ruderern kam uns abholen. Der erste Versuch, in solch einem schwankenden Fahrzeug zu sitzen, ist immer mißlich, wenn es aber zwischen Klippen und durch Wirbel hindurchgeht, doppelt mißlich. Dank der großen Geschicklichkeit der Ruderer lief aber alles glücklich ab, und ungefährdet landeten wir auf der Insel, auf der Libebes Dorf lag. Dem Landungsplatz gegenüber saß vor einem im Bau begriffenen Hause mit zugespitztem Kegeldach der Häuptling, umgeben von seinen Verwandten und höheren Würdenträgern (Abb. 1). Wir wurden mit lautem Händeklatschen empfangen und wir nahmen Libebe gegenüber auf einem niedrigen Stuhl Platz. Ein Austausch höflicher Phrasen mit Erkundigung nach dem Verlauf und Zweck der Reise sowie der Weiterreise folgte. Das Ssetschuana bildete die Verkehrssprache. Während dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, den Häuptling näher zu betrachten. Er war ein hübscher, etwa 40 jähriger Mann mit länglichem, tief dunkelbraunem Gesicht, das ein Spitzbart abschloß. Neben dem allgemein üblichen Schamtuch trug er eine Lederjacke, wie sie von den Betschuanen nach europäischem Muster geschneidert werden. Am Halse hing an einer Perlenkette eine handtellergroße Elfenbeinscheibe als Abzeichen seiner Häuptlingswürde. Hinter ihm erhob sich das Gerüst des Hauses, dessen Hinterwand mit Matten ausgekleidet war, und vor dieser standen sechs Säulen aus 31 Flußpferdschädeln, die Libebe eigenhändig mit seinem Henry Martini geschossen hatte. Hinter dem Empfangshause sah man die Mattenwände, die das Gehöft des Häuptlings umgaben.

Abb. 3. **Mambukuschu aus Libebes Dorf.**

Der erste Besuch war kurz und zeremoniell. In den nächsten Tagen bin ich noch wiederholt bei Libebe gewesen, der nun weniger zugeknöpft war. Ich besichtigte sein Gehöft, ein von hohem Mattenzaun umgebenes Oval von 30 : 50 m Durchmesser. Mehrere Hütten mit spitzem Kegeldach, sowie zahlreiche Mattenbuden standen darin. Unter einem Schattendach, auf dem Kornkörbe standen, saß die Frau Gemahlin, ein hübsches junges Weib mit einem niedlichen Baby im Arm. Hinter und um das Häuptlingsgehöft herum lagen noch sechs andere Gehöfte von Verwandten, die kleiner, aber sonst von gleicher Beschaffenheit waren (Abb. 2).

Unser Verhältnis zu Libebe war andauernd ein gutes. Unsere Prospektoren unternahmen mit ihm eine Flußpferdjagd, auf der sie zwar keine Flußpferde sahen, aber doch mehrere Riedböcke, Rooiböcke und Warzenschweine schossen. Ich selbst zog über die Popafälle hinaus und lernte so das Mambukuschuland in großen Zügen kennen. Mit der Bevölkerung bin ich freilich nur oberflächlich bekannt geworden, von Sitten und Gebräuchen habe ich wenig, von religiösen Vorstellungen nichts erfahren. Einmal war die Verständigung umständlich, sodann war die Zeit meines Aufenthalts — wir verließen Libebes Dorf am 16. Juni — zu kurz, um warm zu werden und Zuverlässiges aus dem inneren Leben des Volkes zu erfahren. Was ich selbst beobachtete, sei in den folgenden Abschnitten beschrieben.



Abb. 2. **Das Innere eines Mambukuschu-Gehöftes in Libebes Dorf.**

Die Mambukuschu sind einer der zahlreichen Bantustämme, die die nördliche Kalahari bewohnen, und zwar einer der kleineren [3]). Jedenfalls kann sich ihr Gebiet

[2]) Das Zeichen ^{2} bedeutet den palatalen Schnalzlaut; ^{1} den dentalen; š ein gelispeltes s.

[3]) Über die allgemeinen ethnographischen Verhältnisse siehe meinen Aufsatz: Die Grundlinien im ethnographischen

an Größe und Bevölkerung wohl kaum mit dem der Barutse, Amboella oder Kowale messen. Ihr Hauptgebiet ist das Okawangotal oberhalb der Popafälle und in dem Ärmel des Sumpflandes. Andaras oder Libebes Dorf liegt im Mittelpunkt oder vielleicht bereits etwas exzentrisch, indem das Gebiet der Mambukuschu nicht so weit stromaufwärts reicht wie stromabwärts. Das Flußtal bildet die Hauptsiedelungszone. Das Sandfeld zu beiden Seiten des Stromes beherrschen sie zwar, allein dauernde Siedelungen dürften dort nur spärlich sein.



Abb. 6. **Haartracht der Mambukuschu-Frauen.**

Das Flußtal selbst zerfällt in zwei Regionen, physisch- und wirtschaftsgeographisch. Oberhalb der Popafälle bricht sich der Fluß durch lange Grauwackenwälle, die quer über sein Bett streichen, Bahn[4]). Das Bett ist also eng und felsig. Aber zu beiden Seiten dehnt sich eine bis einige Kilometer breite ebene Talsohle aus, die von den 10 bis 20 m hohen Ufern des Kalaharisandplateaus eingefaßt wird. In diese Talsohle sind alte Flußarme aus früherer, regenreicherer Zeit eingeschnitten, und hier liegen die Felder, während die Bewohner meist auf den Inseln im Strom ihre Dörfer haben und aller Verkehr mit dem Lande im Kanu ausgeführt wird. Die Schiffahrt zwischen den Klippen und durch die Schnellen ist gefährlich, aber meisterhaft verstehen es die Ruderer, pfeilschnell und sehr sicher das zerbrechliche Fahrzeug durch dieselben hindurch zu steuern.



Abb. 4. **Mambukuschu.**

Diese Zone der Stromschnellen — die **Kataraktenzone von Andara** — ist das Kerngebiet des Landes der Mambukuschu. In das stromaufwärts gelegene Sumpfland scheinen sie nicht mehr hineinzugehen, wohl aber bewohnen sie den Beginn des stromabwärts gelegenen Ärmels. Hat der Fluß in 6 bis 8 m hohem Sprung an den Popafällen die Kataraktenzone verlassen, so tritt er nämlich in eine weite Ebene ein[5]). Die Gehänge des Sandplateaus weichen immer weiter auseinander, der Strom teilt sich in Arme, umfaßt breite Sandinseln und geht schließlich über in ein Gewirr von Schilfsümpfen und Flußarmen. Am Rande des Gebietes mit dauerndem Wasser liegt eine amphibische Zone mit bald trockenen, bald überschwemmten alten Flußarmen und Niederungen. Alte Sandwälle, die die Flüsse einst aufgeworfen haben, bilden dazwischen bewaldete Inseln und Rücken. Dieses Gebiet ist in mancher Hinsicht wirtschaftlich von Wert. Zum Feldbau sind die feuchten Niederungen und Flußbetten sehr wohl geeignet. Zahlreiches Wild hält sich dort dauernd auf, so der Riedbock, Rooibock, Wasserbock und Litechi. In früherer Zeit lebten hier auch Scharen von Büffeln und mit ihnen die Tsetse, allein die Rinderpest hat im Jahre 1897 die letzten, die sich an den Popafällen aufhielten, vernichtet, und mit ihnen ist die Tsetse verschwunden. Für Viehzucht ist dieses grasreiche Land natürlich sehr geeignet, wenn die sauren Gräser der feuchten Niederungen auch nicht mit dem süßen Gras der trockenen Steppen konkurrieren können. Im Fluß selbst ist der Fischfang lohnend und auch die Jagd auf die Flußpferde. Die Ansiedelungen befinden sich auch hier auf den Inseln, die von Schilf umsäumte Sandbänke sind und nicht nur einen Schutz gegen Feinde gewähren, sondern auch zum Teil für Feldbau geeignet sind.

Das Sandfeld ist das wirtschaftlich am wenigsten wertvolle Gebiet. Die Grasverhältnisse des ²Kungfeldes sind nicht die besten. Saure Gräser überwiegen bereits. So sind denn Siedelungen wohl vorhanden, allein spärlich und weniger Viehzucht und Feldbau als Jagd, das Einsammeln von Salz in dem Bett des ²Kaudum, sowie der Handel mit den ²Kung-Buschmännern ist die Hauptsache. Im Mabulafeld dürfte es aber auch nicht anders sein.

So ist das Land der Mambukuschu beschaffen, solches die wirtschafts- und siedelungsgeographischen Bedingungen. Gehen wir nun zu der Betrachtung der Bewohner über.

Anthropologisches. Die Mambukuschu sind ihrer Körperbeschaffenheit nach typische Bantuneger. Mittelgroß, muskulös, mit reichlichem Fettpolster versehen, unterscheiden sie sich sehr von den Buschmännern und

Bilde der Kalahariregion, Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde, Berlin 1905.

[4]) Vgl. Abb. 25 in Passarge: Die Kalahari, Berlin 1904.

[5]) Vgl. Abb. 26 in Passarge: Die Kalahari.

noch mehr von den Hottentotten. Das Gesicht ist rund, seltener lang, die Nase flach und breit, die Lippen dick und wulstig, die Hautfarbe tief dunkelbraun mit einem Stich ins Rötliche. Das Haar ist das bekannte Wollhaar, und wie oft bei den Negern ist das Cranium dem Gesichtsschädel gegenüber nur klein, die Stirn niedrig (Abb. 3). Abschreckend ist häufig die Häßlichkeit, namentlich auch bei den Frauen [6]), wegen der Unregelmäßigkeit und Plumpheit der Weichteile des Gesichts.

Abb. 5. **Das männliche Kleidungsstück móïa.**

Im Gegensatz zu den Betschuanen besitzen die Mambukuschu einen ziemlich einheitlichen Typus, dürften also keine erheblichen jüngeren Beimischungen fremder Rassen, d. h. von Buschmännern oder Hottentotten, erlitten haben.

Linguistisches. Die Mambukuschu gehören, wie das kleine Wörterverzeichnis aufs deutlichste zeigt, zu den Bantu, und zwar sind sie Verwandte der Barutse, mit denen sie durch Handelsbeziehungen verbunden sind. Sie selbst erklären, von den Barutse abzustammen.

Kulturbesitz. Wie sprachlich, so schließen sich die Mambukuschu auch kulturell durchaus an die anderen Stämme der Nordkalahari an und ähneln in vieler Hinsicht den Barutse im Osten und den Owambo im Westen, deren Kultur in großen Zügen bereits bekannt ist.

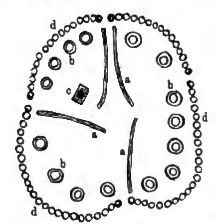


Abb. 7. **Grundriß eines Mambukuschu-Gehöftes in der Gemarkung Kapinga.**

Kleidung und Schmuck. Die Männer (Abb. 4) tragen einen finger- bis handbreiten Ledergürtel — móïa — um die Hüften, an dem vorn und hinten je ein breit herabfallendes Ledertuch befestigt ist, wie obenstehende Zeichnung (Abb. 5) erkennen läßt. Das vordere Tuch heißt dikéhe. Das hintere Tuch — mupúnda — ist stets oben ausgebuchtet, so daß der Beginn der Glutaeen entblößt ist; sie sind, möchte man sagen, kokett dekolletiert. Unter dem Ausschnitt hängt häufig ein mit Perlen oder Kaurimuscheln besetzter Zipfel herab. Ein langer Ledermantel wird auf dem Rücken getragen und ist über der rechten Schulter befestigt. Sandalen — makóha — vervollständigen die Ausrüstung.

Die Haartracht ist sehr verschiedenartig, dem individuellen Geschmack entsprechend, aber nirgends auffallend. Wohl stets ist ein Streif über der Stirn abrasiert, und der Rest bildet meist eine mit Fett und Ocker eingeriebene wirre Masse [7]); oder die Haare sind zu zahllosen Zöpfchen zusammengeflochten und mit blauen, roten und bunten Glasperlenketten geziert (Abb. 3). Einmal sah ich einen Stutzer mit fingerdicken, sagittal über den Kopf verlaufenden Wülsten. Straußenfedern werden zuweilen als Schmuck in das Haar gesteckt.

Mit Schmuck sind sie nicht gerade überladen. Armbänder und Beinringe aus Leder oder Messingdraht sind häufig. Wohlhabende tragen Halsketten von Straußeneierscheiben — mobánka — die einen hohen Wert haben und zum Teil von ihnen selbst, zum Teil von Buschmännern angefertigt werden. Daneben werden Amulette an einem Halsband getragen in Form von getrockneten Früchten, kleine mit Fett gefüllte Ziegenhörner, konische und zylindrische Holzpflöcke und andere Gegenstände [8]). Strohhüte, die sie sich selbst aus Grasstreifen und Palmbast flechten, werden nicht selten getragen. Die oberen ersten Schneidezähne sind an den Innenecken behauen [9]). Diese Operation fällt, wie bei den Herero, in die Pubertätszeit, gleichzeitig mit der Beschneidung, und wird mit einer Axt — kámo — ausgeführt. Der Zahnausschnitt heißt mbánn.



Abb. 8. **Kegelhütte der Mambukuschu.**
Von hinten gesehen.

Origineller als die Männertracht ist die der Frauen, teilweise wenigstens. Die Kleidung besteht, wie bei den Männern, aus einem Ledergürtel — móïa —, von dem vorn und hinten je ein Ledertuch herabhängt, und zwar ist das letztere am größten und zuweilen mit einem horizontalen Fransenstreifen geschmückt. Das vordere heißt, wie bei den Männern, dikéhe, das hintere aber ngúo. Eigentümlich ist die Haartracht. Über der Stirn bilden die Haare ein Gewirr von Zotteln und Knötchen, die mit Fett und Ocker eingerieben sind [10]), hinten aber hängen bis zum Gürtel zahlreiche bindfadenförmige Zöpfe — ehého — herab, die teils aus den eigenen Haaren, teils aus Bastfasern und Tierhaaren bestehen. Auf der Mitte des Hinterkopfs ragt ein Wulst aus Bastfasern zwischen den Zöpfen hervor — dimburúndu (Abb. 6). Die Bastfasern stammen von Wachenbitjen (Zizyphus mucronata) und werden fein gezupft, gedörrt und geklopft. Arm-, Bein-

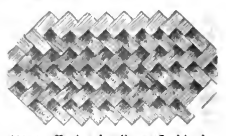


Abb. 9. **Muster der Grasgeflechte der Mambukuschu.**

[6]) Siehe Abb. 16 in der Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde 1905.
[7]) Siehe Abb. 18 in der Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde 1905.
[8]) Siehe Abb. 18 in der Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. 1905.
[9]) Siehe Abb. 18 in der Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. 1905.
[10]) Siehe Abb. 16 in der Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. 1905.

und Halsringe aus Perlen sind allgemein üblich; auch blanke Metall- und Porzellanknöpfe finden hier wie überall in Afrika als Schmuck in verschiedenster Form Verwendung.

Auffallend sind die Mäntel aus dem rötlichen Fell des Litschi mit dem Kragenumschlag der Betschuanen-

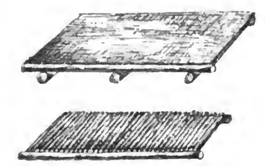


Abb. 10. **Betten der Mambukuschu.**

mäntel. Sie werden im Handel von den Makuha erworben. Denn der Litschi ist anscheinend im Bereich des Sumpfärmels bereits ausgerottet.

Schmuck und Kleidung der Mambukuschu sind also sehr einfach und haben eine große Ähnlichkeit teils mit denen der Owamhostämme, teils mit denen der Barutse.

Wohnungen, Gerätschaften und Waffen. Die Mambukuschu wohnen, wie die Betschuanen, im allgemeinen in Familien zusammen, in Sippen, und zwar in abgeschlossenen Gehöften. Diese bestehen stets aus einer Umzäunung von rundlicher oder ovaler Form, in der die Häuser liegen, allein die Konstruktion ist doch verschiedenartig. Zwei Typen lassen sich unterscheiden, über deren Ursprung und Verhältnis zueinander ich nichts aussagen kann. Sie kommen nebeneinander vor.

Der erste Typus hat Ähnlichkeit mit dem der Owambowerften. Ich fand sie in dem Ort Kapinga und bei den im Makuhagebiet bei Makaus Dorf angesiedelten Mambukuschu. (Abb. 7). Charakteristisch für diesen Typus ist eine starke, hohe Umzäunung aus Baumstämmen (*d*). Bei Makaus Dorf waren die Lücken zwischen diesen mit Matten verschlossen, in Kapinga dagegen nicht. Letzteres Gehöft besaß fünf Eingänge, die lediglich breitere Lücken zwischen den Baumstämmen waren. Von den drei größten Pforten gingen Mattenzäune (*a*) aus, die aber zwischen sich und der Umzäunung eine Lücke ließen, so daß man von der Pforte sofort nach rechts oder links in die abgeteilten Kammern eindringen konnte. Die Mattenzäune waren zwar nach der Mitte des Gehöfts hin gerichtet, stießen aber nicht zusammen, sondern ließen Lücken offen, die als Türen zwischen den Kammern dienten. In den drei so abgetrennten Kammern standen die Hütten (*b*) und ein großer Getreidekorb (*c*).



Abb. 11. **Holzmörser.**

Der andere Typus entspricht der Bauart der Betschuanen. Ich beobachtete ihn neben der soeben beschriebenen Werft in Kapinga. Mit Mattenzäunen umgebene Hütten standen im Kreise und umschlossen einen Hofraum, in den man durch Lücken zwischen den Zäunen gelangte. Diesem Typus schlossen sich auch die Gehöfte auf den Inseln an, z. B. Libebes Werft. Allein die engen Raumverhältnisse wohl bedingten es dort, daß kein Ring zustande kam, sondern lediglich ein Gewirr von Mattenzäunen, Gängen und Höfen. Das Gehöft des Häuptlings war, wie bereits erwähnt, lediglich ein größeres Oval, von einem Mattenzaun umgeben, und enthielt mehrere Hütten.

Die Wohnungen in diesen Gehöften sind Kegelhütten und Mattenhütten. Letztere bestehen aus einer oder zwei Matten, die in der Form, wie es Abbildung 2 zeigt, gefaltet werden. Den Boden bildet eine zweite, bzw. dritte Matte. Solche Mattenhütten — uhága — sind in großer Zahl in jeder Werft zu finden und sind Schlafplätze für die Sklaven. Die Herren wohnen dagegen in Rundhütten — ndugo — mit Kegeldach — udídi. Die Konstruktion ist folgende (Abb. 8): Das Dach wird ziemlich liederlich auf Stangen auf der Erde gebaut und mit Holzreifen gestützt. Die an der Spitze des Kegels zusammenlaufenden Stangen gehen in eine lange Spitze aus (Abb. 1). Dieses Gerüst wird auf einen Unterbau aus eingegrabenen Pfosten gestellt, die lediglich als Dachstützen dienen, während die Wand aus Matten hergestellt wird. Das Dachgerüst wird mit Gras bedeckt, und die höchsten Graslagen werden an der Gerüstspitze so hoch hinaufgezogen, daß die auffallend spitze Form des Gerüstes verloren geht und ein mäßig spitzer Graskegel entsteht. Ein mit Bast umwickelter Knopf schließt die Spitze ab. Die Häuser haben eine Höhe von etwa 4 m.



Abb. 12. **Hápo. Schildkrötenschale mit Fell.**

Die Matten — muhónyi — werden aus grünem Schilf — mukúra — geflochten. Dieses wird vor dem Gebrauch gestampft und dann in dünne Streifen geschnitten. Vier bis fünf Streifen bilden je eine Lage. Die einzelnen Lagen werden senkrecht durcheinander geflochten (Abb. 9). Diese Flechtart unterscheidet sich sehr von der der Makuha und Batauana, bei denen lediglich parallele Rohrstäbe mit Bast zusammengebunden werden.

Die Kornkörbe — ssichéte — stehen in den Gehöften auf einem Pfahlgerüst von Manneshöhe und sind etwa $^3/_4$ bis 1 m hohe Zylinder aus Grasgeflecht (Abb. 2). Sind die Körbe also auch von etwas anderer Form als die der Owambo, so ist das Prinzip der Aufbewahrung doch dasselbe.

Die Gerätschaften einer Mambukuschufamilie sind sehr dürftig. In den Häusern der Wohlhabenderen findet man Betten — kurára — in zwei Formen (Abb. 10). Die erste Form hat ein Gerüst aus runden Stämmen, und eine starke Matte bildet die Bettfläche. Die zweite Form ist einfacher gebaut: glatte Holzstäbe die als Bettfläche dienen, sind durch zwei runde Stämme verbunden. Letztere

Art ist sicherlich primitiver als erstere. Von sonstigem Hausgerät sind zu erwähnen der Mörser — kakúndu — zum Stampfen des Getreides und der Stößel — múto. Ersterer ist ein 1½ Fuß hoher ausgehöhlter Baumklotz (Abb. 11), letzterer ein mannshoher, armdicker Stock.

Im Flechten von Schalen — karónga — und Körben aus Gras sind die Mambukuschu sehr geschickt. Jene werden wie die Matten aus grünem Schilf geflochten und sind so dicht, daß sie in frischem Zustande Wasser halten. Deshalb benutzt man auch Grastöpfe — umá — zum Wasserholen, neben Tontöpfen — kanyúngo —, die mit der Hand geformt werden.

Zum Binden benutzt man die Bastfasern vieler Bäume, namentlich von Akazien, Zizyphus u. a. Den besten Bast gibt aber eine Sanseveria-Art — ngósi —, wohl S. bracteata. Die 25 bis 30 cm lange säbelförmige Pflanze wird mit der linken Hand am unteren Ende gefaßt und auf einen Stein oder ein glattes Stück Holz gelegt. Dann drückt man ein glattes Holzmesser — kararissó — mit der Schneide auf die Pflanze neben den Fingern der linken Hand und zieht jene unter dem Messer durch. Dann werden die weichen Bestandteile der Pflanze ausgerissen. Indem man diese Prozedur wiederholt, erhält man ziemlich reine, sehr starke Bastfäden — ngué. Aus diesen dreht und flicht man dann lange Schnüre, indem man sie mit Speichel angefeuchtet auf den Knien reibt. Dieselbe Methode haben die Buschmänner, wie auch Leutnant Geutz in Gobabis beobachtete.

In Holzschnitzereien ist man bewandert. Geschnitzte Holzlöffel — katúo — sind überall im Gebrauch und ebenso Holzschüsseln. A. Schulz bildet solche mit Mustern gezierte Trinkschalen ab[11]).

An der Haustür sieht man häufig eine mit Fell überzogene Schildkrötenschale hängen. Sie heißt hápo und enthält ein Fett, mit dem man sich Stirn und Schläfen einreibt, um einer Verzauberung vorzubeugen, um auf der Jagd Glück zu haben usw. (Abb. 12). (Schluß folgt.)

[11]) Schulz, The New Africa. London 1897, S. 206.

Völkerbilder aus Kamerun.

Von Hauptmann a. D. Hutter. Zurzeit Kamerun.

In Band 86, Nr. 1 (vom 1. Juli 1904) des Globus habe ich den Versuch gemacht, die heutige Völkergruppierung in Kamerun textlich und graphisch zu fixieren — der vorliegende Aufsatz möchte der dort entworfenen Zeichnung Farben geben, um das dort aufgebaute ethnographische Skelett Fleisch und Blut entstehen lassen. In ihren kulturellen Eigenarten sollen die Haupttypen der dort verzeichneten Volksbestandteile unseres äquatorial-westafrikanischen Besitzes am Auge des Lesers vorüberziehen. Das kann in dem engbegrenzten Rahmen eines Aufsatzes natürlich nur in den größten Zügen, unter Zusammenfassung der charakteristischen Momente unter einige wenige Gesichtspunkte, geschehen.

Als Hauptquellen, aus denen ich schöpfte, sind außer den eigenen bescheidenen Beobachtungen in allererster Linie wieder unsere unerreichten Bahnbrecher zu nennen: Barth und Nachtigal; Morgen, Passarge[1]) u. a. ergänzen und vervollständigen in dankenswerter Weise. Es möchte fast altmodisch und rückständig erscheinen, in unserer raschlebigen Zeit sich noch auf Ergebnisse dieser „alten" Forscher zu stützen. Gottlob aber ist die Wissenschaft nicht wechselnd wie die Mode, und was ein genialer Forscher geschaut und berichtet, gilt insbesondere bei kulturellen Angaben für Jahrzehnte, ja Jahrhunderte. Ich weiß sehr wohl, daß, seit Barth und Nachtigal das Gebiet zwischen Tsad und Benuë durchzogen, sich tiefgehende volkliche Umwälzungen vollzogen, daß die politischen Verhältnisse in Adamaua und Bornu sich gänzlich umgestaltet und verschoben haben — aber die kulturellen Verhältnisse der einzelnen Völker sind nahezu unverändert geblieben. Ich habe die neuesten Forscherzüge der Franzosen (Foureau, Chevalier, Destenave, Huart, Lenfant u. a.), die fleißigen Erkundungen eines Dominik, Bauer usw. sehr genau verfolgt — viel neues auf kulturell-ethnographischem Gebiete bringen sie nicht. Sie bestätigen nur die Richtigkeit, was die „Alten" gesehen haben; abgesehen davon, daß die Mehrzahl der neuen Züge ihr Hauptaugenmerk geographischen Verhältnissen zugewendet hat. Dominik bekennt mit rühmenswerter Offenheit, „daß es in dem nördlichen Teile Adamauas (wo Barth 1850/52 gereist) eigentlich nichts neues mehr zu erforschen gibt" (s. seinen wertvollen Bericht Kolonialblatt 1903); v. Puttkamer bestätigt in seinem jüngsten Inspektionsberichte (Kolonialbl. 1904) die Sorgfalt der bis zur Stunde giltigen Passargeschen wissenschaftlichen Forschungen.

Zur Aufstellung der kulturellen Einzelbilder übergehend beginne ich mit einem derselben in gedrängter Überschau, mit den

sprachlichen Verhältnissen.

Wohl schließe ich mich ganz der Passargeschen Anschauung an, daß die linguistische Forschung bezüglich ihrer Bedeutung für die Beurteilung volklicher Verwandtschaft oft überschätzt worden ist. Immerhin jedoch gibt die Linguistik ein wertvolles Kriterium zur Konstruierung von verwandten Völkergruppen insofern, als z. B. bei absoluter Verschiedenheit jeglicher Sprachwurzel auch auf ethnische Verschiedenheit geschlossen werden darf, bei dialektischen Unterscheidungen wenigstens begründete Vermutung auf nähere Beziehungen gegeben ist; als Hilfswissenschaft leistet die Linguistik die wertvollsten Dienste.

Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet stehen sich in Kamerun grundverschieden gegenüber die Sprachen der Bantu in ihrem großen Zweigstamme der Fan oder Mpangwe einerseits, der der Einwanderer von Nicht-Negerrassen bzw. -Stämmen andererseits; also Bantu- und hamitische Sprachen. Mit den Sprachen der Sudanneger dürfte es sich verhalten wie mit ihren „Sprechern" selbst; gleichwie der Sudan ein volkliches Übergangsgebiet, ein volkliches Mischgebiet zwischen Neger und Nichtneger ist, so erweist es sich auch als sprachliches: die Sudansprachen dürften wohl zweifelsohne aus einer Vermischung von hamitischen und Bantuelementen hervorgegangen sein. Bei einzelnen derselben ist dieser Nachweis bereits geliefert, für die Mehrzahl besitzt die vergleichende Sprachforschung noch nicht genügend Material und muß sich noch auf Gruppenzusammenfassung beschränken[2]).

[1]) Die zahlreichen und vortrefflichen Abbildungen in seinem Werke „Adamaua" (insbesondere Typen) bilden die unentbehrliche beste graphische Erläuterung zu gegenwärtigem Aufsatze.

[2]) Barth (Bd. 2, S. 574): „Die Battasprache z. B. ist mit dem Marghiidiom genau verwandt, oder vielmehr letzteres bloß Dialekt der ersteren. Das Batta hat auch viele Berüh-

In der Banturasse (also der eigentlichen Negerrasse und damit weit über Kamerun hinausreichend) ist die Sprachenzusammengehörigkeit heute erwiesen: in demselben Grade etwa wie die einzelnen Glieder der arischen Sprachgemische zusammengehören. Nebenbei bemerkt ergeben sich daraus höchst folgenreiche Schlüsse auf die Herkunft, Urheimat usw. der Banturasse[2]).

Da, wo Bantu und Sudanneger aneinandergrenzen, haben sich meist Mischsprachen entwickelt, z. B. die Balisprache; im Süden sind entsprechend der schroffen Gegenüberstellung der beiden volklichen Elemente die Grenzdialekte von einer Fusion noch frei, so z. B. in den Gebieten der Bati und Wute.

Im Sudan endlich lassen sich die unzähligen Negersprachen in drei große Gruppen zusammenfassen: die Mbumgruppe, zu der im allgemeinen die die Sultanate Ngaumdere, Tibati und die Westgebiete Adamauas bewohnenden Heidenstämme zu rechnen sind, die Logongruppe, zu der das Sultanat Jola und das ganze Heidengebiet zwischen Benuë und Tsad gehört, und endlich als ziemlich alleinstehend die Sprache der Falli mit dem Hauptdialekt der Mundang und Lere.

Die gänzlich verschiedenen und ja bereits ziemlich genau erforschten und bekannten hamitischen Sprachen lassen sich mit Ausnahme der Kanurisprache nicht so streng lokalisieren; entsprechend dem zerstreuten Vorkommen ihrer Träger (s. meine Völkerkarte). Noch weniger ist dies der Fall mit der Haussasprache, die ursprünglich der Logongruppe verwandt ist (zu letzterer muß auch die Sprache der untergegangenen Urbevölkerung, der Ssô, nach den noch spärlich in den Dialekten der Makari, Budduma, Kuri und Kali vorkommenden Sprachresten gerechnet werden). Erinnern wir uns der Allgegenwart der Hausea, so ist das eigentlich selbstverständlich: die Haussasprache ist die Verkehrssprache in ganz Adamaua geworden, greift immer weiter um sich wie ihre Träger, und wird die Zukunftssprache von der Urwaldgrenze bis zum Tsadsee werden.

Diese kurzen linguistischen Notizen werden übersichtlicher, wenn wir sie mit der Völkerkarte in Verbindung bringen; es ergibt sich, an die dort gegebenen Erläuterungen anschließend, folgende „Sprachenkarte von Kamerun“:

Kanuri, Araber, Fulbe } hamitische Sprachen
Makari, Mußgu, Marghi, Batta } Logongruppe
Falli: alleinstehend
Mbum, Baia, Tikar } Mbumgruppe
Fan: Bantugruppe
Haussa: mit Logongruppe ursprünglich verwandt; nun hochentwickelte selbständige Sprache.

Die sogenannten Zwergvölker.

Dieses ethnographische afrikanische Rätsel wird, wenn überhaupt, allem Anschein nach eher in Asien und Europa gelöst werden als in Afrika. In Asien findet sich (gleichwie in Afrika) auf den Adamanen eine zwerghafte Bevölkerung; die Weddas auf Ceylon, die Dravidas in Vorderasien sind bekannt. In der Schweiz und in Frankreich sind zahlreiche Gräberfunde gemacht worden, die das einstige Vorhandensein einer Pygmäenrasse auch in Europa beweisen. Die Existenz von „Rassenzwergen“ (Zwerge auf rassenanatomischer Grundlage) ist also gegeben. Etwas anderes ist es nun aber, ob man in diesen Rassenzwergen die Überbleibsel der Urmenschrasse sehen darf, oder aber, ob einfach neben großen, d. h. normalen Maßmenschen kleine Rassen von jeher bestanden haben bzw. noch bestehen?

Die afrikanischen Pygmäen stehen jedenfalls auf dem volklichen Aussterbeetat, sie spielen keine ethnographische oder gar kulturelle Rolle mehr — höchstens daß die im Südkameruner Urwald hausenden eifrige Elfenbeinlieferanten sind.

„In dem Urwaldgürtel östlich von Kribi verkünden hin und wieder Pfiffe und einige für den Europäer unartikulierte Zurufe das Vorhandensein jener kleinen Menschen, die hier, ohne jeden festen Wohnsitz, lediglich der Jagd obliegen. Zum Schutz gegen Regen und Kälte bauen sie sich auf ihren Lagerplätzen kleine Hütten, befinden sich jedoch am Tage mit ihren Familien stets auf der Wanderung, um dem Wild nachzustellen.“ So Morgen über sie; und seine Schilderung deckt sich ganz mit den Beobachtungen v. Steins und der beiden Plehn, und wird neuerdings bestätigt und ergänzt durch Paschen (1903). v. Stein verdanken wir die verschiedenen Namen, unter denen sie bei den Fanstämmen, in deren Gebieten sie sich herumtreiben, bekannt sind. Dr. Plehn gibt uns einige anthropologische Angaben über sie: „Stirn niedrig, unterer Gesichtsteil von der Nasenwurzel ab vorgeschoben, Nase kolossal breit, plattgedrückt, mit gewaltigen fleischigen Flügeln; Gesicht besonders um den Mund herum faltig, Lippen dünn; stark behaarter Oberkörper; Farbe heller wie bei den übrigen Negern; kupfrig und mit erdigem Ton.“ Die Bezeichnung „Zwergvolk“ übrigens verdienen sie streng genommen nicht, sie sind nur durchweg unter Mittelgröße: 151 bis 155 cm. Ihre Sprache ist gänzlich unverständlich, auch den Negerstämmen. Ihre Kleidung besteht aus einer aus Bast geflochtenen Schambinde und aus gleicher Art hergestellten Ringen an Hals und Füßen. Unzertrennlich von ihnen ist ihre Waffe, eine Lanze mit breiter, stets scharf geschliffener Klinge, die an einem rohen, starken Holzschaft mit einem aus Lianenfasern gedrehten Strick festgeschnürt und deren Spitze vergiftet ist. Damit töten sie Elefanten und wohl auch (im östlichen Urwald) Büffel, dicht heranschleichend, durch einen Stoß. Fünf Sechstel des zum Ssanga gebrachten Elfenbeins soll von den durch sie getöteten Tieren kommen.

Paschen fand auch Schlingen und Fallen zu Jagdzwecken bei ihnen, konstatiert das gänzliche Fehlen jeglichen Acker- oder Gartenbaus und hebt ausdrücklich ihren wohl kleinen, aber proportionierten Wuchs (also keine Mißbildung!) hervor. Dieses letztere Moment wird auch jüngst von einem am oberen Ituri im Kongogebiet näher beobachteten weiteren Pygmäenvolke, den Wambutti, betont; der Beobachter, der Geologe David, findet die Männer sogar „hübsch“. Als Körpermaße gibt er für das männliche Geschlecht 140,5 bis 142 cm, für das weibliche 130,5 bis 139 cm an (Globus 1904, Bd. 85, Nr. 8).

Fan (Bantu).

Der zentral- und südafrikanischen Völkerfamilie der Bantu, also der echten, reinen Negerrasse angehörend, trägt dieser volkreiche Zweig im Kameruner Urwald überwiegend diesen zusammenfassenden Namen. Im

rungspunkte mit der Mußgusprache, die selbst wieder mit den verschiedenen Dialekten von Kotoko verwandt ist. Zwischen all den Sudansprachen finden sich die verschiedensten Beziehungen, ein Durcheinandergehen der Verwandtschaftsgrade, das eine vielfache Vermischung und Berührung dieser Stämme andeutet, während sich andererseits eine Anlehnung an die südafrikanischen Sprachen zeigt.“

[2]) Ich habe das schon in meinem eingangs erwähnten Aufsatze (Globus Bd. 86, Nr. 1) angedeutet und verweise unter anderen auf die Abhandlung über „Herkunft der Banturasse“ von Prof. Bencke in der „Deutschen Rundschau f. Geogr.“ 1904.

Hinterlande von Gabun wird als Kollektivbezeichnung von den Forschern „Mpangwe“ berichtet, an den Ufern des Kampo hörte Stabsarzt Hösemann auch das Wort „Mwaï“. In dem an der Küste sich bis über den 5. nördlichen Breitengrad hinaufziehenden breiten Urwaldgürtel scheint eine zusammenfassende Volksbezeichnung den einzelnen Stämmen überhaupt nicht mehr bekannt zu sein. Daß aber auch sie zu den Fan gehören, ist zweifellos: dafür sprechen die Traditionen ihrer einstigen Anzugsrichtung, der gleiche heute noch bestehende Zug (von Süd und Südsüdost nach Nord und Nordnordwest), endlich anthropologische, linguistische und namentlich kulturelle Momente.

All die außerordentlich zahlreichen, ja fast zahllosen Stämme der Fan weisen untereinander keine fundamentalen ethischen und ethnischen Verschiedenheiten, sondern nur Gradunterschiede auf. Nicht wenige, und dazu noch räumlich sehr weit voneinander getrennte, zeigen bald in der einen, bald in der anderen Richtung (und gerade oft in der kulturellen) auffallende Gleichheit: so ist z. B. Hausbauweise und Dorfanlage bei den Ntom am Kampo ganz genau die gleiche und gleich peinlich sorgfältige, wie ich sie bei den Banyang im nördlichen Waldgebiete gefunden habe; so ist Form und Verzierung der Lehmtöpfe bei den Waldstämmen östlich Yabassi ganz die gleiche wie im Nordurwald u. a. m.

Der sprachlichen Zusammengehörigkeit aller Bantu (also auch der Fanstämme) wurde bereits Erwähnung getan. In anthropologischer Hinsicht entspricht der Fan im großen und ganzen den Vorstellungen, welche man sich in Europa von Negern in dieser Beziehung zu machen pflegt; der Bantu ist eben der Typ der reinen unvermischten Negerrasse als solcher (während der Sudanneger Mischvolk ist).

Der Schädel ist rund und plump, das Haar wollig, die Stirn im allgemeinen mittelhoch und meist zurücktretend. Das Gesicht ist rund und breit, die Nasenwurzel gleichfalls breit und flach, die Nasenflügel stark aufgebläht, die Nasenspitze stumpf und oft aufgestülpt. Die Lippen sind dick, wulstig und geschwungen; kurz, alle Fleischteile massig entwickelt. Der Körper ist plump und knochig und hat ein reichlich entwickeltes Fettpolster. Die Hautfarbe wechselt; hellbraune bis rotbraune Leute, ja ganze Stämme sind gar nicht selten; daneben und dazwischen wieder herrscht dunkles Schokoladenbraun.

Im unmittelbaren Anschluß an diese allgemein gültige Schilderung der Fan hören wir, wie Dr. Preuß die Bakwiri, auch einen Fanstamm, auch im Waldgebiete, beschreibt: „Die Bakwirileute sind von ausnehmend großem, starkem und muskulösem Korperbau. Besonders zeichnen sich die Männer durch starke Schultern und umfangreichen Brustkasten aus. Noch nie habe ich unter ihnen beleibte Figuren gesehen, wie sie unter den Duala so häufig sind. Alles an ihnen ist sehnig und muskulös. Auch die Frauen sind meist kräftig und gut gebaut.“ Die Bakwiri wohnen an den Hängen des großen Kamerunberges in einer Meereshöhe von 900 m, die übrigen Waldlandstämme in der treibhauswarmen Niederung: Beweis für den anthropologisch tiefgehenden, ja umgestaltenden Einfluß des Klimas.

Dieselben Faktoren, welche auf den körperlichen Organismus eines Volkes einwirken und ihn bedingen, sind auch bei der Ausbildung seiner geistigen Eigenschaften von entscheidender Bedeutung: das Klima, die dadurch geschaffenen äußeren Lebensbedingungen und der damit verbundene mehr oder minder harte Kampf ums Dasein.

Stets vergnügt, gesprächig, leicht erregbar, aber auch oberflächlich, streitsüchtig, selten ernst und nachdenkend, meist kriegs- und fehdelustig — dabei aber ohne allzuviel persönlichen Mut! — tritt uns der Bantu der Kameruner Bevolkerung entgegen. Dabei verfügt der Bantu, der Neger überhaupt, über eine außerordentliche Pfiffigkeit und natürliche Begabung. „Er ist ungemein rezeptiv, aber mit der eigenen Erfindungsgabe hapert es. Dafür entschädigt ihn Schnelligkeit des Denkens, Beweglichkeit des Geistes und eine oft geradezu überraschende Logik.“

Weniger gut als bei der intellektuellen Qualifikation kommt er weg bei der moralischen. „Der kategorische Imperativ ist für ihn etwas gänzlich Fremdes. Jeglichen äußeren Einflüssen unterworfen, wechselt ihre Stimmung proteusartig. Man hat sie große Kinder genannt; aber nur zum Teil ist das richtig. Sie sind Kinder, aber nur in bezug auf das Fehlen eines eigentlichen Charakters, nicht bezüglich der Intelligenz“ (Passarge). Dieser moralische Defekt ist zum großen Teile in den günstigen Lebensbedingungen, die ihnen Klima und Boden zu teil werden läßt, dem mühelosen Kampf ums Dasein begründet. Wo dieses „trabajo del vivir“ hart und schwer, da entsteht und festet sich der Charakter. In negativer Richtung das gleiche Resultat; daher die mangelnde Charakterfestigkeit des Bantu, des Negers überhaupt. Diese Tatsache, verbunden mit hoher Intelligenz, hat nun tatsächlich zur Folge, daß der Neger — vom idealen Moralstandpunkte aus (den, nebenbei bemerkt, auch wir uns im allgemeinen durchaus nicht einbilden dürfen zu besitzen!) — tief steht. „Er ist ein krasser Egoist und unerträglicher Realist“, wie ihn Pechuël ganz richtig nennt.

Eng mit den eben angedeuteten ethischen Eigenschaften zusammenhängend, die fast notwendige Folge davon, ist die für die Fanstämme geradezu charakteristische politische Zersplitterung; sogar innerhalb ein und desselben Zweigstammes ist selten eine politische Einheit zu verspüren. Es fehlt ihnen jeglicher weitere Blick; es fehlt ihnen die Fähigkeit, kleine persönliche oder lokale Kirchturminteressen dem Wohle des Ganzen unterzuordnen: darum unterliegen sie auch überall, wo sie mit den in dieser wie in jeder Beziehung höher stehenden Sudannegern zusammentreffen. Bis zu einem gewissen Grade allerdings trägt die Schuld daran, sowie an der niedrigeren Kulturstufe, die sie einnehmen, ihr Land: der Urwald, durch den nur mühsam gebahnte Pfade führen, ist einer Völkergeselligkeit, dem lebhaften Austausch und Wetteifer kultureller Zustände und Errungenschaften feind.

Unter den für die typische Eigenart eines Volkes so außerordentlich bedeutsamen kulturellen Momenten nehmen zweifelsohne die erste und konservativste Stelle die Behausung und die zu täglichem Gebrauche benötigten Haus- und Küchengeräte ein. Daran wird am längsten und am zähesten festgehalten. Es tritt als typisch noch hinzu die Bauweise, die Anlage der ganzen Ansiedelung. Ein Bantudorf ist gänzlich anders angelegt als das eines Sudanstammes; ob im Nord- oder Südurwald Kameruns gelegen: sofort ist die Zugehörigkeit zum gleichen Hauptstamme erkenntlich, mögen auch kleinere Verschiedenheiten in Gruppierung, im Baumaterial (meist durch lokale Verhältnisse bedingt) u. a. obwalten.

Die charakteristische Form des Bantuhauses ist die viereckige mit Giebeldach, oder noch schärfer präzisiert, die rechteckige (einzelne Sudanstämme bauen ihre Hütte gleichfalls viereckig; aber dann stets quadratisch und mit Spitzdach!). Innerhalb dieses Typus finden sich, je nachdem die Stämme eine verschieden hohe kulturelle Entwickelung haben (und auch je nach dem zur Verfügung stehenden Material), zwei Arten, die sich aber im Grunde genommen eigentlich nur durch die größere oder geringere Sorgfalt der Herstellung und durch das Baumaterial unterscheiden.

Der flüchtigeren Bauweise — dünne Baumstämme und Palmblätterdach — huldigen die Duala, Bakundu, Yaunde, Mwelle, Ndsimu u. a. Ungleich standfester und mit einem gewissen größeren Komfort gebaut sind die Wohnstätten einer Reihe anderer Stämme, der Banyang, einzelner Bakoko, Bane- und Bulevölkerschaften: schön geglättete Lehmmauern und sorgfältig gelegte Palmdächer. Der typischste Vertreter und wohl die besten Baumeister sind die Banyang im Nordurwald Kameruns.

Ganz besondere Sorgfalt wird von diesen letztgenannten Stämmen der inneren Einrichtung und Ausstattung gewidmet. Was den Behausungen ein so wohnliches, behagliches Gepräge gibt, sind in erster Linie die Wandmalereien. Sowohl über dem Ofensitz als über den Lehmbänken an den Längsseiten sind die mannigfachsten Muster in Rot, Weiß und Schwarz angebracht. Zum wohnlichen Eindruck tragen ferner die Einrichtungsgegenstände bei, die hauptsächlich aus Eßgeschirren bestehen. Zum Teil sind es die verschiedensten Formen von Kalebassen, Wasserschöpflöffeln; dazu tritt ein Lehmtopf in den verschiedensten Größen. Dann verschiedene Kochlöffel, ganz hübsch aus Holz geschnitzt, sowie aus Lehm gebrannte oder gleichfalls aus Holz geschnitzte Henkelgefäße, mit geschmackvollen Mustern verziert, welch letztere zur Erzielung lebhafterer Farbenwirkung in den Vertiefungen leicht mit Rotholz bestrichen werden. Diese Gefäße dienen hauptsächlich zur Aufbewahrung trockener Speisen, bzw. zu verkochender Früchte, wie Erdnüsse, Mais, Bohnen usw. Endlich Besen aus Palm- und Bananenblättern und dergleichen.

Im Banyangland findet man auch ganz hübsch und eigenartig geschnitzte Stühle oder genauer Hocker. Sie sind aus einem Stück gearbeitet, meist wird eine harte Holzart (Mahagoni oder Eisenholz) hierzu verwendet. Die Zeichnungen dieser Hocker, sowie die Sitzflächen sind dick mit Rotholz belegt.

Diese Behausungen haben entweder nur einen Innenraum und dann sind als Vorratsräume, Stallung usw. kleinere Hüttchen in der Nähe des Wohnhauses errichtet, oder sie sind durch Zwischenwände gleich den Außenwänden in zwei bis drei Räume geteilt.

Eine eigenartige Übergangsform zum Sudanhause findet sich bei den Bergvölkern im Nordgebiet: die Kabo, Bangwa usw. setzen auf das quadratische Lehmhaus ein rundes Mattendach.

Entsprechend seiner politischen Zerfahrenheit bringt es der Bantu zu keiner Ortschaft von bedeutender Größe; 300 bis 400 Hütten: das ist schon selten. Die Yaundeansiedelungen z. B. sind nichts als kleine Weiler, bewohnt von einer Familie nebst Sippe und Sklaven.

Auch hinsichtlich der Anlage der Ansiedelungen lassen sich zwei Typen unterscheiden: offene, lange, breite Dorfstraße, rechts und links die Hüttenzeile mit entweder aneinandergereihten oder mit Abständen stehenden Einzelbehausungen; oder das Dorf bildet ein aus mehreren, aber zusammenhängenden Häusern bestehendes, meist vollständig geschlossenes, langgezogenes Rechteck, in das nur zwei sehr enge Ein- und Ausgänge führen, gewöhnlich in der Mitte der langen Seiten. Diese Durchgänge sind unter das Dach der Hütten mithereingenommen. Die Häuptlingswohnungen bilden ganze Viertel, ausgedehnte Anlagen mit vier, ja sechs hausumrahmten Höfen, also mit 30, 40 und noch mehr Einzelgebäuden. Erstere Anlage findet sich fast ausnahmslos bei den die Einzelwohnungen flüchtiger bauenden Stämmen, die zweite bei den oben genannten Kunstbaumeistern.

Fast der gleiche Konservatismus wie beim Bau der Behausung usw. herrscht bei der Nahrung — auch hier dürfen wir nur heimische Verhältnisse vergleichen. Dadurch gewinnt auch dieses Moment volkstypische, charakteristische Bedeutung. Und da der Neger im allgemeinen Vegetarianer ist, so handelt es sich in erster Linie um die aus dem Pflanzenreiche gewonnenen Produkte. Da findet sich denn auch tatsächlich in den Hauptnahrungsmitteln eine geradzu typische Gleichheit der Bantustämme, ein geradezu typischer Unterschied gegenüber dem Sudanneger, der zweifellos ethnographische und nicht klimatische Ursache hat. Die Bantu Kameruns leben in erster Linie vom Yam (überhaupt Knollenfrüchten) und Bananen, der Saft der Ölpalme bildet ihr Getränk. Auch hinsichtlich der Viehzucht ist ein Unterschied gegenüber den Sudannegern zu konstatieren: Rinder sind im Bantugebiete verhältnismäßig selten, obwohl sie ganz gut im Urwalde gedeihen, und Milch und Butter sind gänzlich unbekannt.

Damit dürften die typischen Merkmale des im Kameruner Waldgebiete hausenden Bantustammes der Fan genannt sein. Die übrigen kulturellen Momente, wie Bekleidung, Bewaffnung, Industriezweige u. a. weisen wenig speziell charakteristisches auf, zum Teil sind sie in vervollkommneterem Grade auch den Sudanstämmen zu eigen, zum Teil, wie namentlich hinsichtlich der Bekleidung, ist das trennende Moment nicht so sehr ethnisch als religiös: Heide bzw. Muhammedaner.

In dieser Hinsicht ist nur zu bemerken, daß die Bantu Kameruns ausnahmslos Heiden sind, und zwar stecken sie noch zu tiefst im Fetischismus (um bei dieser nun einmal eingebürgerten Bezeichnung zu bleiben). Die Frage nach dem damit speziell sich dokumentierenden geistigen Leben eines Volkes, nach seinen religiösen Vorstellungen, wäre zweifelsohne eines der anziehendsten Kapitel in der Ethnographie und würde bei der Beurteilung seiner Kulturverhältnisse nicht minder wie bei ethnographischen Gegenüberstellungen von ausschlaggebender Bedeutung sein; aber es ist außerordentlich schwer, hierüber bestimmte, zusammenhängende Angaben zu sammeln. Zum Teil liegt das an der mangelhaften Beherrschung der Sprache und namentlich des Gedankenganges eines Negerschädels seitens des forschenden Weißen, zum Teil darin, daß die Eingeborenen sichtlich ausweichende, verlegene Antworten geben, zum guten Teil aber auch darin, daß ihnen selbst klare Vorstellungen ganz und gar fehlen.

Ich möchte hier nur zweier mit den einzelnen Stämmen der Sudanneger gemeinsamen Momente Erwähnung tun — beide stehen zweifellos, wenn auch dunkel und den Leuten selbst unbewußt, im letzten Grunde mit religiösen Vorstellungen in Zusammenhang.

Bei den Bantu zeigen sich Rudimente des Phalluskultes, einerseits darin bestehend, daß in plastischen Abbildungen diesem Körperteil eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, andererseits darin, daß er am lebenden Körper mit Futteralen bedeckt wird. Dieses und jenes wird aber nur vereinzelt berichtet: erstere Beobachtung habe ich nur bei zwei Stämmen im Nordgebiete gemacht, letzteres wird erst jüngst vom Stabsarzt Hösemann von einigen im mittleren Waldgebiete Kameruns (nordöstlich von Duala) wohnenden Bantustämmen berichtet. Wir werden die gleiche Sitte bei ein paar Sudanstämmen wiederfinden. Das andere Moment besteht in dem bei sogar nicht wenigen Bantustämmen (den Balinga, Batschenga, Nyem, Byrre, Gokum, Mwelle, Esum im südlichen, den Batom und Kabo im nördlichen Waldland) konstatierten Anthropophagismus.

Das wenige Abstrakte, das sich aus dem fetischistischen Wirrwarr mit Sicherheit ziehen läßt — und das gilt auch für die Heidenstämme im Sudan! — ist (vgl. Hutter, „Wanderungen in Nordkamerun") etwa folgen-

des: Ein höheres, übernatürliches Wesen existiert: seine Vorstellung aber ist ganz und gar unklar; bald ist es „der gute, bald der böse Geist", bald „die Verstorbenen". Daraus geht hervor, daß auch der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode im Grunde genommen vorhanden ist. Aus den verschiedenen Abwehrgebräuchen geht weiter hervor, daß dieses übernatürliche Etwas meist als böse, als feindlich gedacht wird. Andererseits gibt es Zeremonien, durch welche von diesem Numen auch Segen erfleht wird. Also „der dualistische Riß, welcher durch die ganze physische und moralische Erscheinungswelt hindurchgeht — Licht und Dunkel, Tag und Nacht, Entstehen und Vergehen, Liebe und Haß, Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht" — geht auch durch das religiöse Bewußtsein dieser Völker. Beim höher stehenden Menschen hat er sich zu den Begriffen Gott und Teufel mit ihren verschiedenen Eigenschaften und Attributen, Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammnis entwickelt; bei dem auf Kindesstufe heißt er lediglich: guter Geist und böser Geist.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf den Admiralitätsinseln.

Von R. Parkinson. Ralum.

(Briefliche Mitteilung.)

Im Dezember 1904 habe ich Gelegenheit gehabt, die Admiralitätsinseln zu besuchen. Obgleich die Reise nicht viele Teile der Hauptinsel berührte, so konnte ich dennoch eine Reihe nicht uninteressanter Beobachtungen machen, deren wesentlichste wohl die ist, daß die Einteilung in zwei Stämme, Moanus (nicht Manus) und Usiai, nicht ganz zutreffend ist, indem sich diesen noch ein dritter Stamm, Matankor, anschließt. Dieser letzte Stamm bildet gewissermaßen ein Zwischenglied zwischen Moanus und Usiai und wurde bisher von den Besuchern als Usiai bezeichnet, welche sich von den Handelsmonopolen der Moanus freigemacht und nun wie diese Schiffahrt und Handel trieben. Dies ist jedoch nicht richtig. Man kann die drei Stämme kurz folgendermaßen charakterisieren:

1. Moanus. Eingeborene, welche stets Pfahldörfer errichten, experte Seefahrer und Fischer sind, fast immer auf Krieg und Raub ausgehen, niemals Ackerbauer sind.

2. Matankor (oder nach eigener Aussprache Marankol). Sie bauen Häuser auf ebener Erde, in der Regel auf Hügelrücken (Dr. Thilenius bildet ein Matankor-Dorf ab), sind Ackerbauer und auch Seefahrer und Fischer. Sie sind ebenfalls Kanubauer und Verfertiger der Holzschalen und Holzschnitzereien, auch der Obsidianklingen.

3. Usiai. Diese bewohnen hauptsächlich das Innere der großen Insel, sie sind Ackerbauer und keine Seefahrer. Ihre Dorfschaften sind nicht permanent; sie siedeln sich dort an, wo sie ihre Pflanzungen anlegen, und sind gewissermaßen den Moanus wie den Matankor tributpflichtig.

Die Hauptinsel hat keinen allgemeinen Namen. Was man früher als solchen angesehen hat, beruht auf Irrtum oder Mißverständnis.

Es gelang mir ferner, die Anfertigung der Obsidianklingen zu beobachten. Die Insel Lou ist die Hauptfundstelle des Materials, das hier, wie teilweise auch auf Poam, gegraben, d. h. in Schächten aus der Erde geholt wird. Die Herstellung der Klingen ist anscheinend nur wenigen Eingeborenen bekannt, und diese machen daraus ein Geschäft. So leicht auch die Herstellung zu sein scheint, so sehr erfordert sie eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Beurteilung der Richtung, in der die Splitter sich von dem Block abspalten; das einzige Handwerksgerät ist ein Stein, womit kurze, leichte Schläge gegen den Block gemacht werden, die Splitter springen dann an der gegenüber liegenden Seite, die mit der Hand fest umfaßt wird, ab.

Ich hatte sowohl in den Matankor- wie in den Moanus-Dorfschaften Gelegenheit, eine Anzahl von interessanten photographischen Aufnahmen zu machen, die ich in meinem demnächst fertiggestellten Werk über Land und Leute im Bismarck-Archipel veröffentlichen werde.

Auch der Nomenklatur konnte ich meine Aufmerksamkeit schenken und manches Unrichtige beseitigen. Hier bleibt jedoch immer die Schwierigkeit, daß die drei Stämme fast überall für die verschiedenen Plätze verschiedene Namen haben. Ich habe in erster Linie die Moanus-Bezeichnungen berücksichtigt, daneben auch die Bezeichnungen der Matankor notiert.

Mit den Usiai bin ich nur einmal in Berührung gekommen. Sie schienen mir nicht von den Moanus typisch verschieden, obgleich man ihnen ansah, daß sie Bergbewohner waren. Die Matankor, welche die südlich vorgelagerten Inseln bewohnen, sind typisch von den Moanus und Usiai verschieden; sie sind kleiner und schmächtiger, ich möchte sagen, eleganter gebaut, von hellerer Hautfarbe und haben vielfach eine semitische Nase, wodurch sie an die Bewohner von Neuguinea erinnern.

Die Moanus sind durchgehends Prachtkerle; von mittlerer Größe, schlank, muskulös und wohlgebaut, mit markanten Zügen und funkelnden Augen, wie es solchen Kriegern gebührt. Es sind großartige Gestalten mit buschigen Haaren, die teilweise zu wunderlichen Frisuren geformt und mit Schmuck überladen werden. Die Weiber sind heller, kleiner und etwas plumper. Es war schwierig, die letzteren zu Gesicht zu bekommen, jedoch freundeten wir uns nach einiger Zeit so weit an, daß die Damen, die man vorher in den Wald gejagt oder sonstwo versteckt hatte, vorgeführt wurden. Die Weibergruppen sind wahrscheinlich die ersten, die auf den Admiralitätsinseln photographiert worden sind.

Togo im Jahre 1904.

Von H. Seidel. Berlin.

Das vergangene Jahr hat Togo endlich die langberegte Grenzregulierung gegen die im Westen anstoßende britische Goldküstenkolonie gebracht. Daß die Aufteilung der ehedem zur „Neutralen Zone" gehörenden Gebiete auch nur annähernd den berechtigten Wünschen deutscher Kenner und Freunde des Landes entspricht, ist wohl von keiner Seite behauptet worden. Nicht einmal das ganze Dagomba- oder Jendireich vermochten

wir zu retten, mußten vielmehr zu den großen Opfern des Samoavertrages noch ein weiteres hinzufügen, ohne daß uns dafür das so dringend notwendige Voltadreieck mit der Ketalagune zugestanden wäre. Ich habe schon im vorigen Bericht auf die Mißstände verwiesen, die unserem Handel aus diesem unglücklichen Grenzverlauf erwachsen. Leider hat sich das Übel bisher keineswegs behoben; ja die Klagen darüber dürften in Zukunft nur noch lauter erschallen, da unsere Regierung zum 30. April vorigen Jahres das so lange gültige Zollabkommen mit England gekündigt hat. Auf Grund einer Stipulation vom 24. Februar 1904 war nämlich das englische Voltadreieck mit Togo zu einem einheitlichen Zollgebiet verbunden worden. Den Nutzen davon hatten aber, wie selbst die letzte „Denkschrift über die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete" offen zugibt, lediglich die britischen Plätze Denu und Keta, die bei ihrer günstigen Lage einen erheblichen Teil der Exportgüter Togos zollfrei an sich zogen.

Mittlerweile war nun das Projekt der Eisenbahn von Lome nach Palime spruchreif geworden, und man mußte daran denken, die Mittel zur Verzinsung und Amortisation des Baukapitals bereit zu stellen. Nach Äußerung der „Denkschrift" haben deshalb die in Togo ansässigen Firmen selber eine Erhöhung der Zollsätze vorgeschlagen, die fortan das Doppelte oder 10 Proz. ad valorem betragen sollen. Um diesen Plan durchzuführen, mußte natürlich das erwähnte Zollabkommen fallen. Das bedingt zunächst gewisse Nachteile für England; trotzdem hat sich letzteres zu einer „Erneuerung der Zollunion auf einer den Bedürfnissen Togos in finanzieller und wirtschaftlicher Beziehung besser entsprechenden Basis" noch nicht bereit finden lassen. Es kennt unsere Achillesferse zu genau und weiß, daß uns aus der Bewachung der „sehr komplizierten Grenze" gar vielerlei Unannehmlichkeiten und Kosten erwachsen werden. Das zeigt sich bereits im „Etat" für 1905, der bei den „Ausgaben" unter Titel 5b für „Zollaufseher und Grenzwächter" ein Plus von 32000 M. vorsieht. Dafür sollen nach den „Erläuterungen" ein farbiger Zollassistent, zwei farbige Zollaufseher und 45 farbige Grenzwächter angestellt werden. Da die letzteren außerdem zu bekleiden und auszurüsten sind, und da ferner „durch das unbedingt erforderliche häufige Patrouillieren" des farbigen Personals „noch besondere Unkosten durch Gewährung von Zuschüssen und Tagegeldern erwachsen werden, so erscheint die Mehrforderung knapp ausreichend".

Die vorstehenden Sätze dürften den „Wert" der englischen Nachbarschaft wieder einmal in richtiger Beleuchtung zeigen. Es ist darum sehr zu billigen, daß unsere Regierung die Zollunion nur dann aufleben lassen will, wenn sich für uns gleichzeitig eine Vereinbarung „über die Freiheit des Verkehrs auf dem Voltaflusse, sowie von dem einen nach dem anderen Voltaufer erzielen läßt". Auch hierin waren uns bisher die Hände gebunden; denn die Grenze, so weit sie wirklich dem Volta entlang läuft, folgt nicht etwa dem mittleren Stromstrich, sondern fällt mit der deutschen Uferseite zusammen und sperrt uns damit vom Wasser völlig ab. Die englischen Händler und Schmuggler haben aus dieser Sachlage allerlei Nutzen zu ziehen gewußt, ohne daß unsere Stationen in Kete-Kratschi und Kpando den Übergriffen ernstlich zu steuern vermochten, selbst wenn die Leiter gelegentlich eine recht deutliche Sprache redeten. Ich kenne z. B. einen Anschlag, der geraume Zeit auf einer Station zu lesen war, und der über die Absichten des damaligen Befehlshabers jeden Zweifel ausschloß.

An der Westgrenze, nördlich vom Schnittpunkt des Lakä-Daka mit dem neunten Parallel, sollen jetzt allmählich die Grenzpfeiler gesetzt werden, sofern nicht eine natürliche Scheide vorhanden ist. Auch der südliche Teil der Westgrenze von der Küste bis zur Mündung des Dayi in den Volta wird Zeichen erhalten. Für die kleine Strecke, die hier noch streitig ist, beabsichtigen die beiderseitigen Regierungen eine genaue Vermessung vorzunehmen. Togo ist dann ein allseitig fest umrandetes Gebiet, das nicht nur bis Misaböh oder Atakpame, sondern bis weit in den Sudan hinaufreicht, wo deutsche Stationen mit Offizieren, Assistenten und Soldatentrupps für Ruhe und Ordnung, Forschungsarbeiten, Terrainaufnahmen und kulturelle Werke zu sorgen haben. Über das alles wird leider seit Jahren weder in den „Denkschriften", noch im „Kolonialblatt" kaum eine Zeile gesagt. Kein Abgeordneter vermag sich zu informieren, wie es da oben zugeht, was man dort leistet, und was die Stationem im einzelnen kosten. Nur der „Etat" gibt uns etliche Winke, die man sich allerdings aus den verschiedensten „Positionen" heraussuchen muß. Etwas findet man sogar noch immer in der „Denkschrift über die Verwendung des Afrikafonds", wo für die „Forschungsstationen" Sansanne-Mangu und Sokodé statt der in meinem vorigen Berichte erwähnten 76000 Mark nunmehr 88540 M. als „Restausgaben" eingestellt sind. Für 1904 ist zwar ein solcher Posten nicht mehr vorgesehen; der Anschlag ist indes nur ein provisorischer, soweit sich die Kosten bis jetzt übersehen lassen. Es kann also geschehen, daß in der nächsten „Denkschrift" die „Forschungsstationen" nochmals auftauchen. Das wäre indes ungemein verwunderlich, weil der neue „Etat" den Titel „Stationen" bereits in einen anderen umgewandelt hat, nämlich in „Inlandbezirke", und erklärend hinzufügt, daß dies der Entwickelung der Verhältnisse besser entspreche, zumal die Verwaltung mehrerer Stationen gegenwärtig beinahe ebensoweit ausgestaltet sei wie diejenige der Küstenbezirke. Unter solchen Umständen ist die Schweigsamkeit der amtlichen Organe doppelt zu beklagen; denn sie beraubt nicht nur den Kolonialfreund, sondern auch den maßgebenden Reichsboten, der das Geld bewilligen soll, des Genusses, die angedeuteten Fortschritte entsprechend zu verfolgen und sein Urteil danach zu bilden.

Die Produktion Togos hat im letzten und vorletzten Jahre ziemlich gelitten, da das Schutzgebiet durch eine erfahrungsgemäß in gewissen Intervallen wiederkehrende Trockenheit heimgesucht wurde. Am empfindlichsten machte sich dies für 1903 geltend, so daß der Fruchtansatz und damit der Ertrag der Ölpalmen bedeutend hinter dem Durchschnitt zurückblieb. Erst im Oktober und November traten reichliche Niederschläge ein, denen von März 1904 ab eine ergiebige Regenzeit folgte, welche die Schäden einigermaßen ausglich. Der Regenfall an der Küste betrug für 1903 nicht mehr als 557 mm gegen 870 mm im Jahre 1901. Ähnliche Differenzen wurden auch im Innern verspürt, z. B. in Sokodé, das nur 1170 mm Regen hatte statt der 1433 und 1565 mm in den beiden Vorjahren. Dementsprechend ging natürlich der Export, besonders in den Haupterzeugnissen Palmöl und Palmkernen, erheblich zurück, wie dies aus folgender Tabelle sichtbar wird.

Ausfuhr	Palmkerne		Palmöl	
	Menge in Kilogramm	Wert in Mark	Menge in Kilogramm	Wert in Mark
1901	7755841	1798370	2997628	1484738
1902	9443372	1721441	2973231	1031152
1903	4830986	818051	1025340	405145

Der Ausfall in den Palmartikeln belief sich demnach im Vergleich zu 1902 auf mehr als 1,5 Millionen Mark. Gleichzeitig sank auch der Exportbetrag für Kassada um 276000 M., und nur durch die Steigerung bei Mais, der um 63000 M. hinaufging, und bei Kautschuk, das ein Plus von 273000 M. brachte, konnte ein exzessives Sinken des Ausfuhrwertes verhütet werden. Dazu war auch, was nicht zu vergessen ist, die Ausfuhr an gewerblichen Erzeugnissen von 87000 M. auf 216000 M. gewachsen. Recht bedeutend ließ sich ferner der Export der angesammelten englischen Silbermünzen an, die das Gouvernement seit der Einführung unseres Geldes in immer steigenden Mengen nach Hause abstoßen muß. Der Metallwert dieses Geldes ist bei den heutigen Preisen gegen den Nennbetrag recht unerheblich, und es dürfte hohe Zeit sein, auf Mittel zu sinnen, die uns dieser Last entheben.

Die durch die Dürre bewirkte Verminderung in der Kaufkraft der Eingeborenen machte sich namentlich beim Import von Salz, Tabak, Spirituosen, Fleisch und Fleischkonserven, Holz-, Flecht- und Schnitzwaren geltend. Eine Zunahme war indes bei anderen Nahrungsmitteln, bei Kolanüssen und Fischen zu erkennen, etwas auch bei den Textilwaren und Bekleidungsgegenständen, sowie bei Maschinen, Fahrzeugen und Instrumenten. Letztere Posten gehören indes nicht auf das Konto der Eingeborenen, sondern der Weißen. Im ganzen hielt sich der Import annähernd auf der Höhe von 1902, indem er von 6,2 Millionen Mark bei 6,1 Millionen Mark stehen blieb. Läßt man die englischen Münzen außer Ansatz, so ergab das Jahr 1902 eine Ausfuhr von 3,6 Millionen Mark und das Jahr 1903 eine solche von 2,4 Millionen Mark. Der Gesamthandel belief sich also in beiden Jahren auf 9,8 Millionen Mark, bzw. 8,5 Millionen Mark.

Erst mit dem Ausbau der Eisenbahn nach Palime dürften derartige Rückschläge nicht mehr zu erwarten sein. Denn der Schienenweg wird die regelmäßig und ausreichend befeuchteten Teile des Misahöhbezirks für den Export öffnen und besonders deren Vorräte an Palmprodukten schnell zur Küste befördern. Am 14. Juni 1904 nahm der Reichstag die Bahnvorlage an, obgleich in zwölfter Stunde gegen die an der Trasse reich begüterte „Togogesellschaft" schwerwiegende Bedenken laut geworden waren, die leicht zu einer Ablehnung des Projekts hätten führen können. Da diese Frage schon einmal im „Globus" behandelt ist, nämlich im Umblatt zu Nr. 1 des 86. Bandes, so will ich mir ein weiteres Eingehen ersparen und die Leser zu näherer Information nur auf den vorigen Jahrgang der Förster-Müllerschen Zeitschrift „Die deutschen Kolonien" verweisen, wo in Heft 5 und 7 an der Togogesellschaft ernste Kritik geübt wird. Einem dort abgedruckten „Kaufvertrage" muß man entnehmen, daß der Gesellschaftsdirektor Hupfeld seinerzeit den Häuptlingen am Agu einen größeren Komplex des besten Landes, das wir in Togo überhaupt kennen, für 440 M. abgekauft hat. Nach einer im Reichstage aufgemachten Berechnung soll er für das ganze Aguterritorium, das an 45000 ha mißt, nicht mehr als 2795 M. oder $6^1/_5$ Pfg. pro Hektar gezahlt haben. Allerdings sind, wie die Togogesellschaft betont, außer dieser Summe noch „Geschenke" gegeben worden. Ungeachtet solches „Milderungsgrundes" wurden im Reichstage verschiedene Stimmen laut, die eine Annullierung dieses Geschäftes und die Zurückführung des Gebietes „in den Stammesbesitz der Eingeborenen" dringend verlangten. Das ist zwar nicht geschehen, aber die Reichstagsberatung ergab immerhin das Gute, daß man keine Neigung verriet, dem Grundsatz zu folgen, bei der Erwerbung von Negerland durch Weiße habe sich die Regierung „in die Frage der Höhe des Kaufpreises nicht einzumischen". Die Regierung wurde vielmehr laut § 4 des Bahngesetzes verpflichtet, die am Bahnbau besonders interessierte Togogesellschaft „zu einer entsprechenden Leistung heranzuziehen". Erfreulicherweise hat auch die „Landkommission der Deutschen Kolonialgesellschaft" über die Bodenpolitik in Togo eine Beschlußreihe veröffentlicht (Kolonialztg. Nr. 51 vom 22. Dezember 1904), die im ganzen allen billigen Forderungen entspricht, wenngleich im einzelnen manche Punkte noch schärfer zu fassen wären. So fehlt z. B. ein Satz in betreff der Enteignung, ferner ein zweiter, der den Einspruch der Regierung bei zu niedrigen Kaufpreisen sanktioniert. Der „Betriebszwang" muß auferlegt werden, und zwar im bestimmten Verhältnis zur Arealgröße. Überraschend wirkt es, daß die „Beschlüsse" nirgend die Wasserfrage berühren, und das ist um so notwendiger, als die Togogesellschaft durch ihren Gründer in Besitz der Bäche und ihrer Fallkräfte gelangt ist, woran schon der verstorbene Gouverneur Köhler seinerzeit Anstoß genommen hatte.

Am 27. Januar 1904 konnte endlich nach fast zweijähriger Bauzeit die Landungsbrücke bei Lome dem Verkehr übergeben werden. Gleich darauf ging man an die Legung der Küstenbahn von der Hauptstadt nach Klein-Popo oder Anecho, wie der Ort jetzt amtlich genannt wird, um die manchen Leuten unästhetisch klingende frühere Bezeichnung zu vermeiden. Die Erdarbeiten sind beendet und nach dem Reichstagsbeschlusse vom vorigen Juni so angelegt, daß die Spurweite des Geleises mindestens 100 cm zu betragen hat, statt der ursprünglich geplanten 75 cm. Die gleiche Spur ist auch für die Strecke nach Palime vorgeschrieben, deren Ausführung ebenfalls von der Firma Lenz u. Co. besorgt wird.

Über die Trassierung der Bahn, die Anlage und Zahl der Stationen, Brücken, Durchstiche und Dämme hat im Vorjahre das „Kolonialwirtschaftliche Komitee" einen mit Karten und Abbildungen versehenen Spezialbericht erscheinen lassen. Die Gesamtkosten sind auf 7,8 Millionen Mark veranschlagt worden mit dem Bedingnis, daß die Linie nach 24 Monaten, also im Oktober 1906, eröffnet werden kann. Das Reich übernimmt außer den oben erwähnten Garantien noch die Pflicht, durch die Kolonialabteilung „für den stärkeren Anbau von Nahrungsmitteln an der Strecke zu wirken und die Maßnahmen zur Beschaffung von Wasser sofort einzuleiten". Das Gouvernement ist angewiesen, die Baugesellschaft bei der Anwerbung der Arbeiter aus dem Hinterlande nach Kräften zu unterstützen.

Bei derartig günstigen Bedingungen wird man an der rechtzeitigen Vollendung des Werkes kaum zweifeln dürfen. Togo erhält damit ein Benefizium ersten Ranges, das seinen Aufschwung in jeder Weise fördern muß, namentlich in bezug auf die Ausfuhrprodukte. Unter diesen tritt neuerdings die Baumwolle mehr und mehr hervor. Ihre Zucht wird bereits in zahlreichen Dörfern von den schwarzen Bauern betrieben, so daß es dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee möglich war, im vorigen Jahre nicht weniger als 2000 Zentner marktfähiger Baumwolle zur Verschiffung zu bringen.

In den feuchtschattigen Gebirgstälern des Misahöhbezirks entwickelt sich, wenn auch nur langsam, der Kakaobau. Dort und in Kete-Kratschi gedeiht ferner die schwierig zu behandelnde Kolanuß, wohingegen der einige Zeit gepflegte Kaffee allmählich aus dem Bilde verschwindet. Die Versuchsgärten in Lome, sowie auf den Stationen und Nebenstationen sind angemessen vergrößert worden und haben, je nach der klimatischen Lage, auch

Kautschuk, Dattelpalmen, Strophanthus und einige gerbstoffhaltige Pflanzen in Kultur genommen.

Die von Regierungsarzt Dr. Schilling versuchten Impfungen des Rindviehs gegen die Surrakrankheit wurden fortgesetzt und führten zu anerkennenswerten Resultaten. Man hofft daher, die Impfungen auch auf Pferde und Esel ausdehnen zu können. Unter den Eingeborenen traten leider die Pocken in verschiedenen Gegenden epidemisch auf und forderten manches Opfer. Durch schleunige Vaccinationen suchte man indes dem Übel Einhalt zu tun, besonders seit es gelungen war, im Krankenhause zu Anecho selber eine wirksame Lymphe herzustellen. Im Innern wurde ferner die gefürchtete Schlafkrankheit öfter beobachtet, sowie gleichzeitig eine starke Verseuchung mit Lepra, die fast in jedem Dorfe ein- oder mehrmals vertreten ist. Mit dem Gesundheitszustande der Weißen konnte man im allgemeinen zufrieden sein. Infolge der Chininprophylaxe sowohl, wie der hauptsächlich in Lome erfolgreich ins Werk gesetzten Bekämpfung der Moskitos geht die Malaria von Jahr zu Jahr erfreulich zurück. Dagegen macht sich in der Hauptstadt neuerdings eine Zunahme von Dysenteriefällen fühlbar, woran die immer noch ungünstigen Trinkwasser- und Latrinenverhältnisse großenteils Schuld tragen.

Die in meinem Berichte für 1903 so scharf gerügte Einführung des englischen Unterrichts in gewissen Missionsschulen ist Gegenstand einer gemeinsamen Konferenz der drei in Togo arbeitenden Gesellschaften gewesen, die das Resultat gezeitigt hat, daß vom 1. Januar 1906 ab das Englische in allen Schulen fortfällt und nur in der Landessprache und im Deutschen unterrichtet werden darf. Ebenso freudig wie dieser Erfolg ist die neben den Eisenbahnbauten betriebene Ausgestaltung des Wege- und Straßennetzes zu begrüßen, wodurch der Gebrauch von Wagen und Handkarren stetig zunimmt. Der Friede scheint nirgend gestört zu sein. Handel und Wandel blühen nach der letzten Dürre kräftig auf, und die Selbsteinnahmen, die vorübergehend gelitten hatten, werden sich infolge der Zollerhöhung noch recht erheblich steigern. Nach dem neuen „Etat" sind sie zu 1665640 M. veranschlagt; ein Reichszuschuß außer den 3,6 Millionen Mark als zweite Rate für die Inlandbahn ist also nicht vonnöten. Togo kann vielmehr schon 228875 M. für den Dienst seiner Anleihe bereit stellen, ehe noch das gesamte Kapital erhoben oder auch nur eine Teilstrecke der Bahn dem Betriebe übergeben ist. Die Kolonie geht demnach mit den besten Aussichten der Zukunft entgegen.

Deutsch-Ostafrika 1903/1904[1]).

Die kulturellen Fortschritte Deutsch-Ostafrikas beginnen jetzt unbestreitbar zu werden. Man betrachte nur die Zunahme des Handelsverkehrs, wie er auf Tabelle II dargestellt ist. Die Einfuhr hat sich 1903 gegen das Vorjahr um mehr als 2 Millionen Mark, die Ausfuhr um mehr als $1\frac{1}{3}$ Millionen Mark gehoben, und Deutschland beteiligt sich immer mehr an beiden. Britisch-Ostafrika (Tabelle III) dagegen nimmt trotz der Ugandabahn nicht in demselben Maße zu. Von den Einfuhrartikeln haben die Baumwollwaren (Tabelle V) am meisten zivilisatorische Bedeutung. Sie werden stetig mehr von den Eingeborenen begehrt. Es muß auffallen, daß Britisch-Ostafrika, obwohl es im Hinterlande das vielgerühmte Volk von Uganda als Abnehmer besitzt und die Transportkosten viel niedriger veranschlagen kann, Baumwollwaren in geringerer Menge einführt. Es läßt sich das zum Teil dadurch erklären, daß die Küstenbevölkerung Deutsch-Ostafrikas viel zahlreicher ist und das Binnenland weniger vollkommen unbewohnte Gebiete aufweist, wie Britisch-Ostafrika.

Unter den Ausfuhrprodukten schwindet das Elfenbein allenthalben aus oft erwähnten und bekannten Gründen. Nutzbarmachung des Bodens ist jetzt das gesunde Streben sowohl der Kolonisten als auch der Neger in Deutsch-Ostafrika: Kultur von Kokospalmen, Öl- und Faserpflanzen, Anbau von Getreide, Reis- und Zuckerrohr. Nur die Kaffeeplantagen wollen sich nicht heben; Insektenfraß und lange andauernde Dürre vereiteln nur zu oft alle Sorgfalt und Arbeit. Was eine energische und intelligente Verwaltung vermag, beweist die Zunahme in der Ausfuhr von Kautschuk. Sie trat allmählich, doch im letzten Jahre in sehr verstärktem Maße ein, obwohl man dem Raubbau, welcher früher große Massen auf den Markt gebracht, gründlich Einhalt geboten hat.

Als Zukunftsprodukte sind in neuester Zeit verheißungsvoll Baumwolle und Gold aufgetaucht. Gouverneur Graf Götzen hat in seiner bekannten Rede vom 13. Dezember 1904 in München die erfolgreiche Kultur der Baumwolle in der Nähe der Küste als möglich erklärt, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß die Arbeiterfrage befriedigend sich lösen läßt. Die Arbeiter müssen „aus dem stärker bevölkerten Innern nach der Küste verpflanzt werden: es ist das ein langsamer und schwieriger Prozeß". Wie schwierig er sein wird, deutet eine Stelle in dem vortrefflichen Werke Rich. Kandts, „Caput Nili" (S. 173) an: „Die Eingeborenen mancher Gebirgsstämme im Westen erkranken fast ausnahmslos und gehen daran zugrunde, wenn sie ihre Heimat verlassen. — Die Hoffnung, aus den Millionen, die sich im Westen zusammendrängen, Plantagenarbeiter für die Küste heranzuziehen, ist . . aussichtslos. Sie würden dahinschwinden wie Wespen in den Schauern des Herbstes."

Goldspuren sind tatsächlich in Usongo, südlich vom Victoria Nyansa, entdeckt worden; schon hat sich eine Gesellschaft zur Ausbeutung der unterirdischen Schätze gebildet. Wenn die Abbauwürdigkeit fraglos, und zwar für eine langjährige Dauer sich herausstellen sollte, dann wird die bereite bewilligte und in Angriff genommene Mrogorobahn doch das Anfangsstück der oft stürmisch verlangten Zentralbahn werden; dann ist letztere gesichert, weil eine Notwendigkeit. Sie würde gewiß rentabler werden wie die mehr strategische als durch den Warenverkehr bedingte Ugandabahn, welche — was wohl zu beachten ist — im Jahre 1903/04 nicht einmal die Betriebskosten einbrachte, sondern diese sogar mit einem Defizit von $1\frac{1}{4}$ Millionen Mark belastete.

Was die Finanzen betrifft, so zeigen sie ebenfalls eine aufsteigende Tendenz, wie aus Tabelle IV zu ersehen ist. Da seit 1902 Ersparnisse in den Ausgaben und zugleich Steigerung in den Einnahmen erzielt wurden, so ist wohl die Annahme berechtigt, daß in absehbarer

[1]) Als Grundlage dienten: Die Denkschrift über die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete in Afrika, nebst Anlagen, Berichtsjahr 1903/04. Auswärtiges Amt Nr. 540; und Report of the East Africa Protectorate for the Year 1903/04 (Africa, No. 15, 1904). Vgl. auch „Globus", Bd. 85, S. 93, 1904.

Zeit Deutsch-Ostafrika seine sämtlichen Ausgaben aus eigenen Mitteln bestreiten wird. Und dann wird wohl der bitterste Kolonialfeind sich zufrieden geben und gnädigst erlauben, daß dort Offiziere militärische Tüchtigkeit und Geistesgegenwart in ungewohnter Weise ausbilden und betätigen, daß Forscher unsere geographischen und ethnographischen Kenntnisse vermehren, Kaufleute Geld verdienen und daß die Schwarzen allmählich zu einem menschenwürdigen und nützlichen Dasein erzogen werden.

Produktenausfuhr in 1000 M. **Tabelle I.**

Kalenderjahr	Elfenbein	Kautschuk	Kopal	Kokosnüsse	Kopra	Pflanzen, Öle und Wachs	Getreide (Mais, Mtama, Hülsenfrüchte)	Reis	Sesam	Zucker	Kaffee	Fasern und Bastwaren	Felle
1900 . . .	996	1,058	158	20	189	93	373	3	179	126	274	68	103
1901 . . .	881	1,048	193	9,6	557	94	78	5,4	279	97	257	141	130
1902 . . .	626	1,210	261	3,7	766	93	212	2,7	246	115	483	222	239
1903 . . .	406	1,993	181	12	804	146	316	4,9	127	119	337	465	394

Handelsverkehr in 1000 M. **Tabelle II.**

Kalenderjahr	Einfuhr				Ausfuhr				Warenumsatz			
	Summa	aus			Summa	nach			Summa	mit		
		Indien	Sansibar	Deutschland		Indien	Sansibar	Deutschland		Indien	Sansibar	Deutschland
1900 . .	12,630	1,135	5,873	4,114	4,233	18	2,987	998	16,324	1,153	8,661	5,113
1901 . .	9,510	1,025	5,951	2,195	4,623	25	3,169	1,130	14,133	2,178	9,120	3,325
1902 . .	8,858	1,275	5,060	2,065	5,283	24	3,548	1,520	14,141	1,281	8,608	3,585
1903 . .	11,188	1,399	5,531	2,968	7,054	13	3,387	2,673	18,242	1,413	8,919	5,642

Britisch-Ostafrika mit Uganda[2]). **Tabelle III.**

Rechnungsjahr	Handelsverkehr in 1000 M.			Produktenausfuhr in 1000 M.					
	Einfuhr	Ausfuhr	Warenumsatz	Elfenbein aus		Kautschuk	Kopal	Getreide	Felle
				Britisch-Ostafrika	Uganda				
1900/01 . . .	9,000	1,780	10,780	338	500	200	8	366	134
1901/02 . . .	8,520	2,260	10,780	234	980	134	28	447	100
1902/03 . . .	8,860	2,960	11,820	640	694	210	26	390	232
1903/04 . . .	8,720	3,180	11,900	480	516	272	25	440	896

Tab. IV.

Einnahmen Deutsch-Ostafrikas in 1000 M.

Rechnungsjahr	Summa	Hüttensteuer	Gewerbesteuer	Zölle
1900/01	2,464	860	155	1,449
1901/02	2,618	1036	151	1,431
1902/03	2,768	1228	161	1,379
1903/04	3,142	1397	163	1,682

Tab. V.

Einfuhr von Baumwollwaren.

Rechnungsjahr	In 1000 M. nach	
	Deutsch-Ostafrika	Britisch-Ostafrika
1900/01	4,249	1,829
1901/02	4,091	2,276
1902/03	4,410	2,868
1903/04	4,509	3,000

[2]) Die Tabelle ist nach dem neuesten, offenbar revidierten englischen Report hergestellt, daher einige Ungleichheiten in den Zahlen gegen das Vorjahr.

Brix Förster.

Bücherschau.

Lenfant, La grande route du Tchad. Mission de la Société de Géographie. XV und 288 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen und 1 Karte. Paris, Hachette et Cie., 1905. 12 Fr.

In Nr. 9 und 10 des laufenden Bandes ist in zwei illustrierten Artikeln derjenige Teil der Unternehmung Lenfants besprochen worden, der die Feststellung der zeitweisen Wasserverbindung zwischen dem Benue und Logone in sich schloß. Es wurde dort auch schon erwähnt, daß Lenfants im „Tour du Monde" abgedruckter populärer Reisebericht inzwischen in Buchform erschienen sei. Dieses mit einer großen Zahl schöner Abbildungen ausgestattete Reisewerk liegt uns hier

vor, und wir glauben, darauf auch deutsche Leser und Kolonialfreunde besonders aufmerksam machen zu sollen, da die Mission Lenfant sich vorzugsweise innerhalb des Nordens von Kamerun bewegt hat, und über diesen Teil des Schutzgebietes von deutscher Seite nicht gerade viel mitgeteilt wird.

Die Mission Lenfant verließ am 27. August 1903 die deutsche Station Garua und traf dort am 1. Februar des folgenden Jahres wieder ein. In der Zwischenzeit verfolgte Lenfant nicht nur den Mao-Kebi, Tuburi und Logone hinunter bis Fort Lamy, sondern er durchzog auch Deutsch- und Englisch-Bornu auf verschiedenen Wegen vom Schari bis nach Kuka und ging dann in nordsüdlicher Richtung von Kusseri über Marua zum Mao-Kebi zurück. Außerdem führte sein Begleiter Delevoye eine Fahrt über die Westhälfte des Tsadsees aus. Ein großer Teil der Routen Lenfants ist neu; wenigstens sind ältere deutsche Aufnahmen, die hier und da vorliegen mögen, bisher nicht veröffentlicht worden. Wohl ist vor Lenfant auch das Land zwischen Bifara am Mao-Kebi und dem Logone von Franzosen durchwandert und auch (von dem französischen Leutnant Kieffer) der Logone befahren worden, allein wir besitzen darüber nur ganz dürftige Skizzen. Unter diesen Umständen muß die dem Buche angefügte Karte mit den Aufnahmen Lenfants in 1 : 1000000, wobei der Mao-Kebi auf einem Karton in doppeltem Maßstab dargestellt ist, als ein interessanter und wichtiger Beitrag für die Kartographie der Tsadseeländer bezeichnet werden, wenn die Route auch meist wenig detailliert eingetragen ist. Eine Reihe von Positionen, Längen und Breiten, sind der Karte eingeschrieben; freilich erfährt man nichts darüber, wie die Längen gewonnen wurden und über den Grad ihrer Zuverlässigkeit. Abweichungen gegen bisher geltende Positionen ergeben sich mehrfach. Der veränderten Gestalt des Tsadsees nach den Forschungen der Mission, seines Rückganges und der Ursachen, die Lenfant dafür verantwortlich macht, ist schon früher im Globus gedacht worden; in dem Buche sind diesem Thema längere Ausführungen gewidmet. Von Interesse sind dann besonders auch die Höhenangaben, die im Anhang zusammen mit dem meteorologischen Tagebuch mitgeteilt werden. Danach ergibt sich unter anderem für den Tuburisee 355 m als Mittel aus 10 Beobachtungen und für den Tsadsee die überraschend große Meereshöhe von 330 m gegen bisher etwa 250! Zu jenen Werten wollen aber die am Logone gemessenen gar nicht stimmen, weil sie zu niedrig sind; man kann sie also vorläufig nicht akzeptieren. Es sind sämtlich „korrigierte" Aneroidablesungen.

Der Eindruck, den Lenfant von Deutsch-Bornu gehabt hat, ist ein durchweg ungünstiger. Das Land soll trostlos aussehen und unproduktiv sein; es könne nur gerade soviel Menschen ernähren, als jetzt dort wohnten. Verödet seien auch unter der deutschen Herrschaft die großen Städte; das ehemals so berühmte Dikoa mit seiner riesigen Einwohnerzahl läge ganz darnieder und bereite dem Besucher eine gewaltige Enttäuschung, Kusseri (jetzt deutscher Posten) mit früher 3000 bis 4000 Einwohnern sei ein schmutziges Dorf mit zerfallenen Häusern und kaum 500 Einwohnern, Gulfei, früher die volkreichste Stadt am Schari, gehe jetzt, nachdem dort ein deutscher Posten eingerichtet sei, ebenfalls zurück. Überall mache sich ein Fortschreiten der Entvölkerung bemerkbar. Die Verödung der Städte erkläre sich aus dem starken Rückgang des Handels infolge Aufhörens der Sklaventransporte zwar, aber auch infolge der hohen Abgaben, die die Deutschen von den Karawanen beim Passieren des Schari erhöben. Mit dieser Schilderung wollen die neueren deutschen Berichte durchaus nicht übereinstimmen, und wenn die letzteren auch vielleicht teilweise etwas zu rosig sind, so braucht man Lenfant noch keineswegs zu folgen. Dieser bereiste Deutsch-Bornu zur Trockenzeit, wo dort freilich alles trostlos aussieht, und er war überhaupt viel zu kurze Zeit im Lande, um ein richtiges Urteil zu gewinnen. Auch scheint Lenfant uns Deutschen gegenüber voreingenommen zu sein. Der Handel durch die Wüste mit der afrikanischen Nordküste dürfte allerdings auf dem Aussterbeetat stehen, weil der wertvollste Exportartikel, Sklaven, nicht mehr heraus kann, während der mittlere Sudan mit Einfuhrartikeln jetzt von der Westküste her versorgt wird. — Lenfants Ausführungen über Wadai wenden sich an den französischen Kolonialpolitiker; es wird zu Vorsicht und Abwarten geraten, zumal in Wadai wohl nicht viel zu holen ist. Aber der Kolonialminister Doumergue, der für kriegerische Abenteuer in Innerafrika nicht zu haben war, und dem Lenfant noch sein Buch gewidmet hat, ist nicht mehr am Ruder, und man weiß nicht, was sein Nachfolger über die Wadaifrage denkt. Sg.

Kleine Nachrichten.

— Hauptmann Stiebers Zug in das Musgugebiet (Kamerun). Im „Kolonialblatt" vom 1. und 15. Februar berichtet Hauptmann Stieber, der Resident von Kusseri, über einen in mehrfacher Beziehung interessanten Zug, den er im Februar und März 1904 in das Musgugebiet unternommen hatte. Zweck der Reise war die Einverleibung dieses zu beiden Seiten des Logone bis zur französischen Grenze sich erstreckenden Landes, über das wir seit Barth nichts mehr von Belang erfahren haben. Der Reiseweg der Expedition, den M. Moisel in der „Deutschen Kolonialzeitung" vom 23. Februar in einer orientierenden Übersichtskarte eingetragen hat, führte teils am östlichen, teils am westlichen Ufer des Logone aufwärts bis zu dem in der Nähe des 10. Breitengrades gelegenen Ort Tsige; auf dem Rückmarsch verließ Stieber in der Gegend von Tsebe (Lenfants Sebe) den Logone, wandte sich nach Osten zum Ba-Ili (Koria) und folgte diesem bis zur Einmündung in den Logone, die südlich von Karnak-Logone erfolgt. Die erste Niederlassung der Musgu, die auf der Ausreise angetroffen wurde, ist Tekele, etwas östlich vom Logone, ein wenig südlicher liegen die großen Musgustädte Musgum und Mala, von denen das erstere 800 bis 1000 Hütten zählt, das letztere noch umfangreicher sein dürfte. Die Bildung solcher enggebauten und umwallten Städte ist offenbar ganz neu im Musguland, weil sie den Lebensgewohnheiten der Bevölkerung durchaus widerspricht, und nur durch das Schutzbedürfnis hervorgerufen. Die genannten beiden Städte sind freilich die einzigen und wohl als Grenzfesten gegen das feindliche Logone entstanden; im übrigen leben die Musgu genau so wie zu Barths Zeit in Dörfern und in viele Stämme zersplittert, die alle ihre besondere Sprache (oder Dialekt?) haben, sich befehden und durch wüste, wenn auch schmale Grenzzonen sich gegeneinander abschließen. In diesem Mangel an Zusammenschluß lag, wie Barth mitgeteilt hat, die Schwäche der Musgu gegenüber den sklavenraubenden Bornuheeren. Das ganze Musgugebiet und seine Nachbarschaft bis zum 10. Breitengrad und bis zum Ba-Ili ist äußerst fruchtbar und gut bevölkert, und Stieber schätzt die Volksmenge, die er unter den Schutz seiner Residentur genommen hat, auf 200000 bis 300000 Seelen. Die Musgu waren übrigens, wie auch schon Lenfant erfahren hatte, teilweise recht scheu und zurückhaltend, was sich aber wohl ändern wird, nachdem Stieber in Mani-Ilin (etwa in der Breite von Mandjafa) und Budugur (10° 35' nördl. Br.) am Ba-Ili und in Bongor am Logone (in der Breite des erwähnten Tsebe) Militärposten angelegt hat. Die Anlage dieser Posten war auch insofern eine Notwendigkeit, als die Franzosen den Logone zwar ganz ungeniert als ihnen offenstehende Verkehrsstraße betrachten, aber nicht imstande oder nicht bereit sind, das deutsche Gebiet links vom Schari vor der Verwüstung durch ihren Schützling, Sultan Gaurang von Bagirmi, zu bewahren. Das deutsche Schariufer ist, wie etwa gleichzeitig Leutnant Sandrock auf seinem Zuge nach Miltu in der äußersten Südostecke des „Entenschnabels" von Kamerun feststellte, verödet, weil den Raubzügen der Bagirmier ausgesetzt, und Stieber selbst fand, daß die nördlich von Mandjafa auf der deutschen Schariseite gelegenen Städte Bugoman und Miskin von den Bewohnern vollständig geräumt waren, da Gaurang ihnen befohlen hatte, sich auf dem rechten, französischen Ufer niederzulassen. Diesen Zuständen ist nun ein Ende gemacht, zumal auch in Miltu selbst ein deutscher Posten angelegt worden ist. In Miltu, Bongor, Mani-Ilin und Budugur liegt heute die erste Kompanie der Schutztruppe. — Barths Nachrichten über Land und Volk der Musgu hat Stieber nur in wenigen Punkten ergänzen können. Zu erwähnen ist, daß der Ba-Ili dem Schari zwischen Mandjafa und Miskin so nahe kommt (auf eine halbe Stunde), daß in der Regenzeit eine benutzbare Verbindung zwischen beiden Flüssen entsteht. Was die Wasserverbindung Tuburi—Logone angeht, so erwähnt Stieber, es sei ihm in Tsebe berichtet worden, daß Lenfants Schaluppe und Lasten dort fünf Tage über Land getragen seien, bevor er damit in den Logone habe einfahren können! Lenfant erwähnt hiervon nichts, berichtet vielmehr, daß er ungehindert, wenn auch erst nach einigem Suchen, zu Wasser vom Tuburi nach dem Logone

gelangt sei. — Man muß wohl bis auf weiteres annehmen, daß Stieber seinen Gewährsmann mißverstanden hat. — Eine deutsche Übersichtskarte des Nordens von Kamerun, in der alle die zahlreichen neuen Aufnahmen verarbeitet sind, haben wir wohl in Bälde zu erwarten.

— Die Erforschung der Vulkane des Nordostens von Deutsch-Ostafrika, die in dem Artikel „Die Verwendung des Afrikafonds", S. 175 des laufenden Bandes, als eine dankbare Aufgabe bezeichnet wurde, ist inzwischen durch Prof. Dr. C. Uhlig in erheblichem Maße gefördert worden. Wie er in einem in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1905, S. 120 bis 123 abgedruckten Schreiben mitteilt, hat er in den Monaten August bis Dezember 1904 mit den Herren Dr. Jaeger und Gunzert eine Reise in die wenig bekannten Gebiete im Nordwesten von Meru und Kilimandscharo ausgeführt. Im September erstieg Dr. Jaeger — Uhlig und Gunzert konnten den Gipfel nicht ganz bezwingen — den 2800 m hohen Vulkan Oldonjo l'Engai (südlich vom Natronsee, bisher als Donjo Ngai bekannt), der als tätig galt, wenigstens zuletzt von Dr. Schoeller und Hauptmann Frhr. v. Schleinitz (Globus, Bd. 86, S. 287) als tätig bezeichnet wurde. Jaeger beobachtete den Krater und dessen Wasserdampf- und Schwefelwasserstoffexhalationen, die noch 500 m unterhalb des Gipfels zu riechen waren. Der Oldonjo l'Engai ist ein Tuffkegel von 2000 m (nach v. Schleinitz 650 m!) relativer Höhe, der aus Laven aufgebaute vulkanische Gebilde überdeckt. Auf der sehr steilen Spitze ist einem älteren, südlichen Krater, der seine Tätigkeit eingestellt hat, ein nördlicher ungesetzt, der Schlammströme und Gase austreten läßt. Die Schlammströme sind mit Ausblühungen eines weißen Natronsalzes überzogen. Am Natronsee (Uhlig nennt ihn Magad) vorbei stieg man aus dem Graben empor und ging nach Westen bis in die Landschaft Ssonjo, wo der Oldonjo Sambu, eine 2400 m hohe Vulkanruine, 1700 m über dem Meere sich erhebend, bestiegen wurde. Eine große Verwerfung zerschneidet den Vulkan, dessen größerer Teil unter dem Natronsee begraben liegt. Weitere Forschungen ergaben, daß der Westrand des Ostafrikanischen Grabens äußerst kompliziert gebildet ist; meist kann man zwei bis drei, einander gewöhnlich nicht parallele Steilränder unterscheiden. Der etwa 80 km lange Hauptsteilrand zwischen dem Natronsee und dem Manjara (Laua ja Mueri) ist dadurch entstanden, daß eine Verwerfung gewaltige Vulkanberge beschnitt, so daß ihre Lavamassen nun 1000 m hoch und sehr steil abbrachen. Uhlig nennt hier drei Vulkane oder Vulkanruinen: den Elanairobi mit einem Krater von 5 km Durchmesser, den Olmoti und den Lo Málassin. Letzterer, mit 3700 m wohl der höchste auf dem westlichen Grabenrande, wurde erstiegen. Einige Berggruppen in der Nähe des Grabens erwiesen sich als jungvulkanischer Natur.

Interessant ist dann noch, daß Uhlig seine Vermutung, der Meru sei tätig (vgl. Globus, Bd. 87, S. 179), durch eine neue Besteigung bestätigt fand. Er drang von Osten her in den Krater des Meru vor und stellte fest, daß an der Peripherie des innersten Aschenkegels, etwa 100 m unter dessen Gipfel, andauernd Wolken von Wasserdampf den Gesteinsspalten entweichen. Da ferner die jüngsten Lavanachschübe in der Umgebung des Aschenkegels nicht älter als 25 Jahre sein dürften, so ist der Meru „zweifellos zu den tätigen Vulkanen zu rechnen".

— Oberleutnant Försters Reise nach dem Kameruner Grenzgebiet am Campo. Oberleutnant Förster, der Astronom der Südkamerun-Grenzexpedition unter Hauptmann Engelhardt, hat auf eigene Kosten eine neue Reise nach dem südlichen Grenzgebiet von Kamerun angetreten, und zwar zwecks topographischer Arbeiten zwischen der Küste und dem Sangha. Die Grenzkommission hatte hier nur das Dreiecksnetz vermessen.

— Ethnographisches von den Bewohnern der Oleaï-Inseln (Westkarolinen). Der Regierungsarzt von Jap, Dr. Born, hat sich einige Zeit auf den zum Bezirk der Westkarolinen gehörigen, 380 Seemeilen von Jap entfernten Oleaï-Inseln aufgehalten und dadurch Gelegenheit zu dankenswerten Beobachtungen erhalten. Er berichtet darüber in Heft 4, Jahrg. 1904 von „Danckelmans Mitteilungen", und wir wollen hier auf einige Einzelheiten aufmerksam machen. Der Oberhäuptling von Oleaï residiert auf Jap, wohin seine Untertanen früher regelmäßige Fahrten unternahmen, um ihm den Tribut zu überbringen. Heute hat das aufgehört, da der Häuptling den Tribut an Ort und Stelle durch ein amerikanisches Handelsschiff einziehen läßt; doch unternehmen die Oleaïleute noch heute ihre kühnen Handelsfahrten bis nach Ruk, von wo sie das Gelbwurzpulver holen. Die Hautfarbe ist heller als die der Japleute. Unter den Baulichkeiten erwähnt Born die großen Häuser (fal), in denen sich die Männer den größten Teil des Tages und der Nacht aufhalten, zu denen aber, im Gegensatz zu Jap, auch Frauen und Mädchen Zutritt haben. Das eigentliche Wohnhaus ist dagegen viel primitiver gebaut als auf Jap; Fundament, Fußboden, gesonderte Innenräume fehlen, Wände und Dach bestehen aus Kokosnußblättern. Im Bau von Segelkanus wird ganz Hervorragendes geleistet. Eigentümlich ist folgende Sitte beim Fischfang: Kommt ein Kanu zurück, so laufen alle am Strande befindlichen Personen schnell davon und verstecken sich im Busch. Haben die Fischer das Kanu ans Land gezogen, so begeben sie sich zu dem in der Kanuhalle brennenden Feuer, halten den Zeigefinger in die Flamme und berühren alsdann die Zunge. Sobald die im Busch versteckten Leute das bemerken, kommen sie zum Vorschein, und der Fang wird geteilt. Eine merkwürdige Sitte ist auch, daß Wöchnerinnen nicht von solchen Männern besucht werden dürfen, die die Navigation verstehen und die Führung der Hochseekanus auf den weiten Fahrten haben. In der Mattenweberei, die Sache der Frauen ist, wird Vorzügliches geleistet. Der Weberahmen (paap) wird in einen breiten Gürtel an der Weberin festgehakt. Das häufigste Webemuster der Matten ist schwarzweiße Längsstreifung mit sieben schwarzen und sechs weißen Streifen. Schöner sehen die Matten mit Quermustern am Ende und drei schmalen, schwarzen Längsstreifen aus. Die Mannigfaltigkeit der Quermuster ist sehr groß. Neuerdings wird, wenn auch vereinzelt, zum Färben der Fäden rote Anilinfarbe benutzt. Die Tätowierung des ganzen Körpers findet man nur noch bei der älteren Generation, während die jungen Leute sich mit der Tätowierung der Arme und Beine begnügen. Beliebt sind dabei Kreuze, Fische und — Namenszüge aus lateinischen Buchstaben. Die Leichen werden in eine Art Sarg aus zerschnittenen Kanuteilen gelegt und entweder nicht sehr tief inmitten der Wohnplätze beerdigt oder, mit Steinen beschwert, auf die hohe See gebracht und versenkt.

— Von den Palauinseln. Über eine Dienstreise nach den Palauinseln, die er im Juli und August v. J. an Bord eines amerikanischen Schuners unternommen hat, berichtet Bezirksamtmann Senfft im „Kolonialbl." vom 15. Januar 1905. Vornehmlich beschäftigt er sich mit der großen Insel Babelsoap (Schreibweise im Kolonialatlas: Baobeltaob), von der auch eine neue Kartenskizze mitgeteilt wird. Nach dieser läuft die Insel im Norden nicht so stumpf zu, wie es die bisherigen Karten zeigen, sie bildet dort vielmehr eine Abschnürung, die Landschaft Arekolong, die durch eine nur 300 m breite Landenge mit der Hauptmasse der Insel zusammenhängt. Senfft, der die Stelle untersucht hat, meint, daß durch die Landenge vielleicht ein Kanal für den Kanuverkehr angelegt werden könne, und beauftragte mit der Arbeit die im Norden gelegenen Dörfer. Vor der Nordspitze liegen die kleinen Eilande Arekor und Ngarakakelau. Über das Verhalten der Palauinsulaner der deutschen Regierung gegenüber äußert sich Senfft günstig. Allerdings hat die Verwaltung, die bekanntlich auf Jap sich befindet und nur selten Fühlung mit den Palauanern nehmen kann, immer noch mit dem erheblichen Einfluß der Kalis (Zauberer) zu rechnen, die zum Teil gegen die erstere agitieren; immerhin aber konnte Senfft feststellen, daß die früher große Zurückhaltung und eine gewisse trotzige Überhebung einem offenen Vertrauen und freundlichem Benehmen gewichen war. In diesem Sinne bietet besonders Orekoko, der künftige Oberhäuptling von Koror, seinen Einfluß auf.

— In der Besprechung von Deckerts „Nordamerika", 2. Aufl., in Nr. 8 des laufenden Globusbandes, war bemerkt worden, daß die beigegebene Fluß- und Gebirgskarte veraltet sei. Der Verlag des Werkes, das Bibliographische Institut in Leipzig, teilte darauf dem Referenten mit, daß die Karte für die neue Auflage gründlich revidiert worden sei, so daß dem Rezensionsexemplar des Globus zufällig ein veralteter Druck eingeheftet zu sein scheine, und sandte einen neuen Druck. Dieser Neudruck ist allerdings vollkommen einwandsfrei, was der Referent dem genannten Verlage hiermit gern bestätigt. Sg.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 14. BRAUNSCHWEIG. 13. April 1905.

Zur Geschichte der chinesischen Juden.

Von Dr. Berthold Laufer.

Die Geschicke der chinesischen Juden haben seit den ersten Tagen ihrer Entdeckung durch die Jesuiten im Anfang des 17. Jahrhunderts die Teilnahme der gesamten gebildeten Welt wachgerufen. Das Problem, das ihre vielhundertjährige Anwesenheit in der Hauptstadt der Provinz Honan aufgab, ist wiederholt von berufener und unberufener Seite in Angriff genommen und im allgemeinen mit der Theorie beantwortet worden, daß die Juden zur Zeit der Han-Dynastie im ersten nachchristlichen Jahrhundert über Persien und Zentralasien nach China eingewandert seien. Diese Anschauung haben namhafte Sinologen vertreten, wie T. de Lacouperie, Cordier und noch jüngst Tobar, dem wir die beste Herausgabe und Übersetzung der drei großen Inschriften von K'ai fong fu verdanken [1]. An dieser Meinung ist die asiatische Landroute reine Hypothese, die auch nicht durch den Schein eines Arguments gedeckt wird, während die zeitliche Voraussetzung sich im wesentlichen auf die mündliche Tradition der Juden selbst stützt, die zum ersten Male in dem Briefe des Pater Gozani vom Jahre 1704 gemeldet wird und des weiteren durch eine Bemerkung in der zweiten, 1512 datierten Inschrift bestätigt werden könnte, daß sich die jüdische Lehre vom Anfang der Han-Zeit ab in China verbreitete, eine Angabe, die sich in der ältesten Inschrift nicht findet. Diese zweite Inschrift trägt aber einen durchaus dogmatischen Charakter, indem sie die in der ersten Inschrift dargelegten religiösen Grundsätze nach speziellen Gesichtspunkten erweitert, und wiederholt im übrigen nur die geschichtlichen Daten der ersten Inschrift vom Jahre 1489. Die dritte und jüngste Inschrift, vollends vom Jahre 1663, verlegt die Anfänge des Judentums in China in die grauen Tage der Chou-Dynastie, das ist 1122 bis 249 v. Chr. Je mehr sich also die Dokumente verjüngen, in desto entlegenere Zeiten versteigt sich die übereifrige Tradition. Diesen vagen Angaben einer der Chronologie sich nur schwach bewußten Überlieferung ist nicht der geringste historische Wert beizumessen, ebensowenig als wenn sich die erste Inschrift die chronologischen Ungeheuerlichkeiten leistet, daß Abraham im 146. Jahre der Dynastie Chou, das ist etwa 977 v. Chr, und Moses im 613. Jahre derselben Herrscherfamilie, also 510 v. Chr., gelebt hätte. Es mag sich bei diesen allgemeinen Zeitbestimmungen „Han" und „Chou" um gern gehegte Anschauungen im Schoße der Volksüberlieferung handeln, die daran interessiert ist, mit ihrer Phantasie das höchste Altertum zu erreichen, aber es muß denselben jedwede historische Wirklichkeit abgesprochen werden.

Die Frage ist nun, was können wir aus einer kritischen Untersuchung der geschichtlichen Angaben unserer Inschriften für die Frage der Einwanderung der Juden nach China lernen? Mit voller Deutlichkeit ist in den Inschriften nur die eine Tatsache ausgesprochen, worauf bisher niemand hingewiesen, daß Indien als das Ausgangsland für diese Einwanderung zu betrachten ist. Dafür sprechen die folgenden vier Stellen:

1. Der historische Teil der ersten Inschrift von 1489 (Tobar p. 43) wird mit den Worten eröffnet: „Die ununterbrochene Tradition unserer Religion geschah von selbst: aus dem Lande T'ien chu, das ist Indien, ist sie gekommen (oder sind wir gekommen). Wir empfingen die Bestimmung und kamen hierher (nach China), 70 Familien stark. Wir brachten Baumwollzeuge der Westländer als Tribut dar an den Hof der Sung. Der Kaiser sprach: „Ihr kommt nach China, ehret die Vorfahren und bewahret ihre Bräuche!" So ließen wir uns in Pien liang, das ist K'ai fong fu, nieder." Diese Einwanderung einer kleinen jüdischen Kolonie aus Indien in die damalige Residenz der Sung-Dynastie (960 bis 1278 n. Chr.) ist das erste entgegentretende historische Faktum, das mit großer Wahrscheinlichkeit in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts anzusetzen sein dürfte, da mit dem Bau der Synagoge in K'ai fong fu im Jahre 1163 begonnen wurde (Tobar p. 44, 58, 72). Ferner weist das Geschenk der Baumwollzeuge mit Bestimmtheit auf Indien hin, denn es kann sich bei der Baumwolle der Westländer nur um die in China in hoher Wertschätzung stehende indische Ware handeln, und da die tributbringenden Völkerschaften der chinesischen Annalen stets die Handelserzeugnisse ihrer Länder an den Kaiserhof bringen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß es der Baumwollhandel war, in dessen Interesse die Juden nach China kamen.

2. Im Anfang des historischen Teiles der dritten Inschrift vom Jahre 1663 (Tobar p. 72) heißt es wiederum: „Die Religion der Juden nahm ihren Anfang in Indien (T'ien chu)."

3. Im dogmatischen Abschnitt der zweiten Inschrift vom Jahre 1512 wird der Ursprung des ersten Vorfahren, Adam, auf Indien (T'ien chu hsi yü) zurückgeführt. Tobar, p. 57, übersetzt diesen Passus: Adam leitete seinen Ursprung aus dem Lande Hsi yü in T'ien

[1] Inscriptions juives de K'ai fong fu par le P. Jérôme Tobar, S. I, Variétés sinologiques No. 17, Schanghai 1900.

chu ab, eine ganz unhaltbare Übersetzung. Ebensowenig richtig ist seine Anmerkung, daß der Ausdruck auch „die westlich von Indien gelegenen Länder" bedeuten könne. Er bedeutet in der Tat nichts mehr als einfach „Indien", da Hsi yü nur ein Synonym für T'ien chu ist, und kommt in dieser Zusammensetzung schon in der historischen Literatur der Han-Zeit vor (z. B. Hou Han shu, Kap. 72)[2].

4. In der vierten der in der Synagoge angebrachten Vertikalinschriften (Tobar p. 23) werden viele Philosophen erwähnt, welche das Prinzip der Existenz des Himmels, der Erde und des Menschen zu erkennen suchten, und die Heimat dieser Philosophen wird in Indien (Hsi chu) lokalisiert.

Zu diesen vier inschriftlich bezeugten Daten treten noch zwei andere Beweisstücke hinzu. Pater Ganbil[3]) berichtet, daß die Juden von K'ai fong fu nach dem Brande ihrer Synagoge in der Periode Wan li (1573 bis 1619) zum Ersatz für die verbrannten Bücher ein Exemplar der heiligen Schrift von den Juden aus Indien erhalten hätten, und damit mag der Umstand zusammenhängen, daß auffallende Ähnlichkeiten zwischen den Pergamenten des Pentateuchs von K'ai fong fu und dem von Buchanan gefundenen Codex malabaricus der schwarzen Juden von Indien bestehen (s. Tobar p. 94). Sehr wesentlich fällt nun die Tradition der Juden selbst ins Gewicht, der zufolge sie sich selbst als „die Religion von Indien" bezeichnen. Dieser merkwürdige Umstand wird bereits von den beiden vom Bischof Smith nach K'ai fong fu gesandten christlichen Chinesen ausführlich erwähnt. Ihr Bericht lautet wörtlich wie folgt: „Als am Abend unser Freund erschien, um uns zu besuchen, fragten wir ihn: „Wie nennt ihr eure Religion?" Er sagte: „Früher trugen wir den Namen T'ien chu chiao oder indische Religion (oder indische Sekte); doch jetzt haben denselben die Priester in T'iao chin chiao verändert, d. h. die Religion derer, welche die Sehne ausreißen, weil allem, was wir essen, ob Hammel, Rind oder Geflügel, die Sehne herausgenommen werden muß." Da ehedem die Juden in K'ai fong fu in einen Tumult mit den Chinesen gerieten, hat der Priester eben deshalb den Namen der Religion in den erwähnten verändert." „Einige Personen", so fährt der Bericht der Delegierten fort, „mögen die Laute T'ien chu chiao (Lehre von Indien) mit T'ien chu chiao (das ist Lehre des Himmelsherrn, Katholizismus) verwechseln. Als wir daher die Laute hörten, baten wir ihn, die Charaktere niederzuschreiben, worauf er schrieb T'ien chu (Indien) chiao; da verstanden wir, daß er die Religion von Indien und nicht die römisch-katholische Lehre meinte[4])." Von gegenwärtig in Schanghai lebenden chinesischen Juden konnte ich feststellen, daß die Bezeichnung „indische Religion" auch jetzt noch als die einzig offizielle fortlebt. Der Name T'iao chin chiao, der offenbar ein von den Chinesen beigelegter Spitzname ist, findet sich in der Literatur zum ersten Male in Gozanis Brief von 1704, so daß der von den Delegierten erwähnte Namenswechsel sicher schon im 17. Jahrhundert stattgefunden haben muß.

Angesichts dieser sechs Fakten, von welchen vier auf die Inschriften selbst zurückgehen, ist kein Grund zu einem Zweifel an der Herkunft der chinesischen Juden aus Indien vorhanden. Nur das von der alten Hypothese der zentralasiatischen Einwanderung verschuldete Vorurteil ließ diese richtige Tatsache übersehen und interpretierte in die chinesischen Bezeichnungen für Indien Begriffe hinein, die niemals darin lagen und nie darin hätten gesucht werden sollen. Selbst Wylie war der Ansicht, daß in diesem Falle unter T'ien chu Syrien zu verstehen sei[5]). Syrien aber heißt stets Ta ts'in, und T'ien chu bedeutet stets Indien[6]). Dem P. Tobar sind diese indischen Anspielungen gänzlich entgangen; im achten Abschnitt seines Buches „De l'entrée des Juifs en Chine" erwähnt er derselben mit keiner Silbe. Am nächsten meiner Ansicht kam bisher Prof. Pelliot[7]) in Hanoi, der es wahrscheinlicher fand, daß die Juden wie die Buddhisten und Mohammedaner den Landweg sowohl als den Seeweg benutzt hätten, ohne indessen die auf Indien bezüglichen Stellen zur Erklärung heranzuziehen.

Die indische Herkunft der chinesischen Juden steht nun ferner im besten Einklang mit dem gesamten Gange der Geschichte der Juden in Asien und in China insbesondere. Die indischen Juden sind aus Persien eingewandert, und persischer Einfluß ist, wie erwiesen, in der Sprache wie in den heiligen Schriften der Juden von K'ai fong fu vorhanden[8]). Leider liegt die Chronologie der Geschichte der jüdischen Kolonien in Indien sehr im argen, und bis jetzt sind nur wenige Daten erschlossen. Das älteste vorliegende Dokument ist der auf drei Kupfertafeln eingeschriebene Erlaß des letzten Vizekönigs von Malabar, der dem Joseph Rabbān Land, Gerechtsame und Königswürde verleiht. Nach der neuesten Untersuchung von Prof. Gustav Oppert wäre das wahrscheinlichste Datum dieser Urkunde das Jahr 379 n. Chr.[9]). Von anderen uns interessierenden Daten ist das Jahr 1511 zu erwähnen, in welchem sich die ersten spanischen Juden in der jüdisch-indischen Kolonie Kotschin niederließen[10]), das Jahr 1523, in welchem Cranganore von den Portugiesen genommen und befestigt wurde, und 1524, in welchem die Mohammedaner die Juden bei Cranganore angriffen, ihre Häuser und Synagogen zerstörten und eine große Anzahl töteten und vertrieben. Solche Ereignisse mögen auch den Anstoß zu Auswanderungen in östlicher Richtung gegeben haben, aber im großen und ganzen müssen wir uns die Tatsache vor Augen halten, daß es die ausgedehnten und großartigen Handelsfahrten der Araber nach Ost-

[2]) Siehe auch Hirth, Die Länder des Islam nach chinesischen Quellen. Leiden 1894, S. 45, Note 2.

[3]) Lettres édifiantes, vol. XXXI, p. 358.

[4]) The Jews at K'ae-fung-foo: being a Narrative of a Mission of Inquiry to the Jewish Synagogue at K'ae-fung-foo, on behalf of the London Society for promoting Christianity among the Jews. With an Introduction by the Right Revd. George Smith. Shanghai 1851, p. 28/29. Derselbe Passus abgedruckt in: Chinese Repository, vol. XX, p. 449.

[5]) „Syria appears to have been included by the Chinese formerly under the designation T'ien chu, and is no doubt so intended here, although the term is generally translated „India". A. Wylie, Israelites, p. 6 in Chinese Researches.

[6]) Vgl. besonders G. Hirth, China and the Roman Orient, p. 46, wo sich die Verbindung Ta Ts'in T'ien chu „Syrien und Indien" im Sung shu findet.

[7]) Bulletin de l'Ecole française d'Extrême-Orient, vol. I, No. 3, p. 264, 1901.

[8]) Die wesentlichsten Punkte der Übereinstimmung sind die 53 Abteilungen des Pentateuchs und die Zählungen von 27 Buchstaben des Alphabets bei chinesischen und persischen Juden (s. Tobar, p. 28, Note 5 und p. 29, Note 1). Ferner sind in K'ai fong fu gefundene hebräische Handschriften von Noten begleitet, in denen manche persische Wörter mit hebräischen Buchstaben geschrieben sind. Die erste Inschrift von 1489 bezeichnet den Rabbi mit dem persischen Worte ustād, in chinesischer Transkription wu-se-ta (s. Tobar, p. 44, Note 1). Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß die Geschichte Christi und der Talmud den chinesischen Juden unbekannt waren.

[9]) G. Oppert, Über die jüdischen Kolonien in Indien. In Semitic Studies in Memory of Rev. Dr. Alexander Kohut, Berlin 1897, p. 396—419.

[10]) Es wäre also nicht ausgeschlossen, daß auch spanische Juden, etwa im Verein mit den Portugiesen, nach Makao und Kanton oder anderen Häfen Südchinas gekommen wären,

asien waren, welche die persisch-indischen Juden nach dem Osten mit fortrissen, ebenso wie das Vordringen des Islams im westlichen Asien, in Afrika, Spanien und Sizilien für die Juden mit einer neuen Epoche freieren Schaffens und geistigen Fortschritts verbunden war. Denn bereits im Jahre 878 finden wir die Anwesenheit von Juden zusammen mit Mohammedanern in Südchina durch den Bericht eines arabischen Autors bezeugt [11]). Marco Polo, der von 1271 bis 1295 in China reiste, tut im fünften Kapitel des zweiten Buches seiner Reisebeschreibung der Juden daselbst Erwähnung. S. Yule's Marco Polo, 3. ed. by Cordier, vol. I, p. 346, 348; in vol. II, p. 375 werden auch die Juden in Coilum an der Malabarküste erwähnt. In die Zeit seines Aufenthaltes in China, und zwar in das Jahr 1279, fällt das in der ersten und zweiten Inschrift berichtete Ereignis, die Fortsetzung des 1163 begonnenen Baues der Synagoge von K'ai fong fu (s. Tobar, p. 45, 58). Aus dem 14. Jahrhundert liegen uns die folgenden Daten vor:

1326. Andreas von Perugia, Bischof von Zaitun (chinesisch Ch'üan chou fu, Küstenstadt nördlich von Amoy), klagt darüber, daß unter den Mohammedanern und Juden keine Bekehrungen erzielt würden.

1329. In den chinesischen Annalen der mongolischen Dynastie der Yüan (Kap. 33) werden die Juden bei Gelegenheit der Wiedereinführung des Gesetzes betreffend Einziehung der Abgaben von Andersgläubigen erwähnt [erste Erwähnung der Juden in der chinesischen Literatur unter dem Namen Dju-hu(t)] [12]).

1340. Unter diesem Jahre wird in den Annalen der Yüan-Dynastie (Yüan shih) Mohammedanern und Juden die Leviratsehe untersagt [13]).

1342. Der Franziskanermönch Jean de Marignoli disputiert gegen die Juden in Khanbâliq (Peking).

1346. Der arabische Reisende und Schriftsteller Ibn Baṭûṭa weist auf die Existenz von Juden in China, besonders in Hangchow (Khansa) hin und betont den großen Reichtum ihrer hervorragenden Männer.

1354. Zufolge dem 43. Kapitel der Annalen der Yüan-Dynastie werden wegen mehrerer Aufstände in China reiche Mohammedaner und Juden nach der Hauptstadt Peking berufen und aufgefordert, sich dem Heeresdienst anzuschließen [12]).

Für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts ist uns aus der ersten und wichtigsten Inschrift von 1489 das Vorhandensein einer jüdischen Kolonie in Ningpo bezeugt, die sich im Besitz der heiligen Schriften befindet und Verkehr mit der Gemeinde in der Provinz Honan unterhält [14]). Mit Recht bemerkt Pelliot [15]) im Zusammenhang mit dieser Stelle, daß Ningpo, wo es noch eine Straße der Perser gibt, zu allen Zeiten und besonders unter den T'ang und den Sung (7. bis 13. Jahrhundert) einer der großen Seehäfen des Ostens war, wo, wie in dem ganzen Gebiet der Yangtsemündung, Abenteurer und Händler den großen persischen Dschunken entstiegen, Leute aller Rassen und aller Kulte, Manichäer und Mazdäer, Mohammedaner und Nestorianer, und daß es seltsam genug sein müßte, wenn die Juden allein sich außerhalb dieses mächtigen Stromes gehalten hätten. Aus den wenigen abgerissenen Tatsachen aber, welche uns die Geschichte aufbewahrt hat, erkennen wir deutlich zwei wesentliche Umstände: 1. daß die persisch-indischen Juden in der Gefolgschaft der seefahrenden Araber und Perser ihren Weg nach China fanden, und 2. daß sie langsam und allmählich, gleichsam etappenweise, ihre Route aus dem südlichen in das nördliche China verfolgten. Wir finden sie in Khanfu, Zaiton, Hangchow, Ningpo, vielleicht auch Nanking [16]) und sehen sie dann in nördlicher Richtung nach K'ai fong fu und Peking vorrücken, um in die Metropolen des Reiches zu gelangen, wo sie die besten materiellen Bedingungen für ihre Existenz zu erringen hofften. Hier zeigt sich in der Tat ein natürlicher und gesetzmäßiger Weg ihrer geographischen Verbreitung während des Mittelalters in China, in historischer Folgerichtigkeit, die sich bei der Annahme eines asiatischen Überlandweges weder erkennen noch erschließen läßt. Da der historische Zusammenhang zwischen den Etappen Ningpo und K'ai fong fu dank unserer ältesten Inschrift mit vollkommener Sicherheit feststeht, und da zudem die jüdische Kolonie daselbst inschriftlich als aus Indien stammend bezeugt ist, so weist K'ai fong fu eben auf den Süden Chinas zurück, nicht aber auf den Westen des Landes oder Innerasien. Während die indische Herkunft der chinesischen Juden alle mit ihrer Geschichte verknüpften Tatsachen in befriedigender Weise erklärt, bleibt bei der Theorie der asiatischen Landwanderung der Umstand rätselhaft, daß sich die Juden gerade in der Stadt K'ai fong fu niederließen, die erst seit 960 unter dem Namen Pien liang Residenz der Sung-Dynastie wurde. Wären die Juden bereits unter der Han-Dynastie nach China gedrungen, so sollte man mit Bestimmtheit erwarten, Spuren ihrer damaligen Existenz in den Hauptstädten jener Zeit, Ch'ang an und Lo yang, zu finden, was aber ebensowenig der Fall ist wie im übrigen zentralen und westlichen China.

Der islamische Einfluß auf das chinesische Judentum war außerordentlich groß. Die jetzt nicht mehr vorhandene Synagoge von K'ai fong fu war in ihrer Architektur und inneren Einrichtung eine Moschee, ihre Kultusgeräte eine Nachahmung der entsprechenden des Islams. Die gesamte chinesische Terminologie, wie sie uns in den jüdischen Inschriften entgegentritt, ist von der mohammedanischen abhängig und mit dieser so gut wie identisch. Das Judentum ist nicht älter, wie man früher annahm, sondern jünger als der Islam in China.

Interessant ist auch die Tatsache, daß es in der Gegenwart in Hongkong und Schanghai eine ansehnliche Kolonie sogenannter orientalischer Juden gibt, welche das Arabische als ihre Muttersprache sprechen und sämtlich entweder auf dem Wege über Indien oder aus Indien selbst nach China eingewandert sind. Wir sehen also bis in die Jetztzeit dieselben historischen Faktoren wirksam, die seit dem 9. Jahrhundert eingesetzt haben.

[11]) Siehe Chinese Repository, vol. I, p. 8. Schefer, Relations des Musulmans avec les Chinois in Centenaire de l'école des langues orientales vivantes, p. 5, Paris 1895. Chavannes in Journal Asiatique 1897, p. 79.

[12]) Siehe Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society, Shanghai, New Series, vol. X, p. 38, 1876.

[13]) Siehe China Review, vol. XXV, p. 92.

[14]) Siehe Tobar, l. c. p. 49 und Havret, La stèle chrétienne de Hsi an fu, vol. II, p. 289. Meine Auffassung dieser Stelle wie mancher anderen weicht von der Übersetzung des P. Tobar ab. Da indes hier nicht der Ort zu philologischen Auseinandersetzungen ist, so erspare ich diese Erörterung auf eine andere Untersuchung dieses Themas an anderem Ort.

[15]) L. c. p. 263.

[16]) Nach dem Bericht von Semedo, s. Chinese Repository, vol. XIX, p. 309.

Yerba- und Holzgewinnung im Misiones-Territorium.

Von P. Fr. Vogt. Posadas (Argentinien).

Eine Zierde des Urwaldes am oberen Paraná, zugleich aber auch eins der nützlichsten Laubhölzer ist der Yerbabaum, Ilex Paraguayensis (Abb. 1). Sein immergrünes Gewand gibt dem nur 6 bis 10 m hohen und mäßig umfangreichen Baume ein anmutiges Aussehen, und die adrigen, 3 bis 7 cm langen und halb so breiten oval geformten Blätter verschaffen einer ungezählten Menge von Menschen im Herzen des südamerikanischen Kontinents das tägliche Brot. Der Yerbabaum wächst an den Ufern der Bäche und Flüsse und an nicht allzu hoch gelegenen feuchten und schattigen Stellen des Waldes, im subtropischen Klima, teils vereinzelt, teils in dicht stehenden größeren Gruppen. Die im Oktober und November zur Blüte kommenden Exemplare bringen Ende Januar oder Anfang Februar Früchte hervor, die je vier kleine pfefferkornartige Samenkörner enthalten. Die Hülle dieser Samenkörner ist ziemlich hart und erschwert das Keimen derart, daß man bis jetzt noch kein geeignetes, zufriedenstellendes Mittel gefunden hat, die Yerbapflanzungen mittels Samenkörner zu vermehren. Die europäischen Eroberer fanden bereits die amerikanischen Eingeborenen mit der Ausbeutung des Yerbatees beschäftigt, die zivilisierten Indianer legten unter Anleitung der Missionare Teewälder in nächster Nähe der neugegründeten Dörfer an, aber weder die Praxis noch die Wissenschaft haben bis jetzt das Geheimnis — um mit dem Volksmunde zu reden — wieder entdecken können, das die Vervielfältigung des paraguayschen Teebaumes durch Samen ermöglichte. Man hat die Vermehrung durch Stecklinge versucht, durch Veredeln mit einer Abart des Ilex, durch Verpflanzen junger Bäumchen, durch Absenker usw., allein diese Verfahren erfordern viel Zeit und Mühe und lohnen sich wenig. Es fehlt das Mittel, die Hülle des Samenkörnchens zu zerstören. Der Erdboden ist im allgemeinen ungenügend, um die Hülle zu zersetzen, und wenn dies trotzdem nach längerer Zeit erreicht würde, wäre der Keim bereits unbrauchbar geworden. Mancherorts, besonders in Brasilien, erreicht man die Zerstörung der Hülle durch Feuer. Man wirft zunächst den Samen auf eine ausgerodete Stelle des Waldes und verbrennt dann an demselben Orte trockenes Gras oder Reisig. Auch durch Aufbewahren des Samens in feuchten Erdschichten bis zur Zeit der Aussaat hat man die Hülle locker zu machen gesucht, aber keinen befriedigenden Erfolg erzielt, ebensowenig wie mit der durch frischen Dünger erzeugten Hitze. Schließlich nahm man auch zur Chemie seine Zuflucht und legte die Samenkörner in starke Säuren. Hiermit wurde allerdings ein schnelles Verfahren gewonnen, allein die Methode ist zu gefährlich, weil sie leicht die Keimkraft zerstört und im allgemeinen nur wenigen Personen zu empfehlen ist. Verbreitet ist auch die Meinung, das Samenkorn müsse erst den Magen gewisser Vögel passieren, ehe es aufginge. Andere behaupten indes, es ruhe eine Art Fluch auf diesem Gewächs, seitdem die Jesuitenmissionare, welche den Yerbatee so fleißig kultivierten, aus den paraguayschen Missionen vertrieben worden seien, und es dürften Yerbabäume überhaupt nicht mehr gepflanzt werden. So findet man denn auch nirgends künstlich angelegte Yerbawälder, weder in Argentinien, noch in Brasilien, noch in Paraguay. Selbst die von den Missionaren mit Hilfe der Guarani-Indianer in der Nähe ihrer Reduktionen angepflanzten Teewäldchen sind heute spurlos verschwunden, und eins der verbreitetsten Konsummittel in den meisten südamerikanischen Staaten wird infolge der enormen Kosten des Transportes auf meilenweiten beschwerlichen Wegen zu einem verhältnismäßig sehr teuren Artikel. Von den 32 Millionen Kilogramm Yerba, die Argentinien gegenwärtig benötigt, kommen kaum zwei Millionen aus Misiones, dem einzigen argentinischen Landstrich, in welchem die Yerba gewonnen wird. Paraguay und Brasilien liefern die größten Mengen. Gegenwärtig ist die Ausbeute des Yerbatees die Hauptproduktion, und man kann wohl sagen, neben der Holzausfuhr der einzige exportfähige Handelsartikel. Argentinien hat sich insbesondere seit dem Paraguaykriege zu Anfang der 70er Jahre an dieser Produktion beteiligt. Infolge dieses Krieges wurden die Gegenden des oberen Paraná immer mehr dem Handel erschlossen, und nicht wenige der an das Kriegs- und Wanderleben gewöhnten Abenteurer aus den „Armeen" der verbündeten „Mächte" blieben in jenen Regionen, um das vielbewegte Abenteurerleben in den Urgehölzen des südamerikanischen Zentrums nach allen Seiten hin und in allen Geschmacksrichtungen zu genießen.

Der Yerbatero weiß ungefähr, wo der Yerbabaum zu finden ist: nicht an den höheren Gebirgserhebungen, sondern an den Ufern der Flüsse und Bäche, an feucht gehaltenen Stellen. Ausgerüstet mit dem nötigen Quantum Bohnen, Yerba, Mandiokamehl, Mais, Dörrfleisch, Salz usw. für sich und seine wenigen Begleiter, zu denen auch seine ausgewählten Hunde zählen, auf dem Rücken das Gewehr, in der Hand das lange Waldmesser und in der Tasche den Kompaß und Schrittzähler, dringt er an der Spitze seiner comitiva (Begleiter) in das Dickicht des Urgehölzes, bahnt sich den Weg über Sümpfe und Moräste, bleibt zuweilen tage- und wochenlang ohne jegliches Resultat, kämpft mit Hunger und Durst, lästigen Insekten und gefährlichen Vipern, und, nicht selten verlassen von seiner treulosen Gefolgschaft, wird ihm endlich ein Schimmer von Trost und Hoffnung zuteil beim Anblick des ersten Yerbabaumes. Er hat nun die Spur, und nach Kreuz- und Querzügen gelangt er ins gesuchte Revier, das eine lohnende Ausbeute verspricht. Solche Expeditionen kosten oft monatelange Strapazen, nicht selten Gesundheit und Leben ihrer Unternehmer. Sind diese selbst Kapitalisten, so kann eine ergiebige Ernte die Mühsale mit unerwarteten Resultaten belohnen; stehen sie aber im Dienste von Industriellen, so ist ihr Anteil an dem Geschäft oft nur ein geringer Ersatz für die aufgewandte Kraft und die überstandenen Mühen.

Ist eine Yerbazone entdeckt, so folgt die Organisation der Arbeit für die Ausbeute. Es werden zunächst Pikaden (Pfade) ausgehauen, um die Yerbales mit einer Hafenstelle bzw. Eisenbahnstation in Verbindung zu setzen. Dann müssen in nächster Nähe der Zone oder innerhalb derselben die notwendigsten Bauten ausgeführt werden, und zwar Wohnungen für die Arbeiter, Lagerräume für die Yerba und nicht zuletzt das Dörrgestell, das sogenannte barbacuá (Abb. 2). Diese Bauten sind freilich nur für kurze Zeit berechnet und bestehen nur aus einigen in die Erde gerammten Pfählen, über denen aus demselben Material ein Dach konstruiert wird, das mit Lianen befestigt und mit Palm- oder Bambusblättern (tacuapi) gedeckt wird. Die Wände werden je nach Geschmack und Bedürfnis der Bewohner aus Bambusrohr oder Palmblättern gebildet, wenn man nicht in nahe aneinander gesetzten Pfählen eine sicherere Bauart sucht.

Der als Depositum für die fertige Yerba dienende größere Raum ist zum Schutze gegen Feuchtigkeit, Tau und schlechte Witterung mit mehr Sorgfalt hergestellt und zuweilen mit Bretterboden und Bretterwänden versehen. Die Hauptanlage aber ist das erwähnte barbacuá. Es dient zum Trocknen der Yerbablätter. Man macht zunächst zwei größere Vertiefungen in den Boden und setzt diese durch einen unterirdischen Kanal, den Kondukt, in Verbindung. Dieser dient als Feuerraum. Über der einen der Vertiefungen wird ein auf sechs Pfählen ruhendes Dach aufgerichtet und unter dem Dache mit Bambusrohr eine Art Gewölbe hergestellt. — Über diesem siebartigen Gewölbe werden die Yerbazweige und Blätter ausgebreitet, die von der aus dem Feuerraume entströmenden und aus der Grube in die Höhe geführten Hitze gedörrt werden.

Dieser gründlicheren und längeren Dörrung geht aber eine kürzere voraus. Sobald nämlich der Yerbasucher (tarifero) mit seinem Waldmesser die Zweige des Yerba- baumes abgehauen hat, rafft er sie zusammen, holt sich einige dürre Reiser, macht ein Feuer und läßt die Yerbablätter die Flammen passieren, um ihnen einen Teil des Saftes zu entziehen. Das Trocknen verursacht ein Geknatter, wie wenn man Salz ins Feuer wirft. Die Blätter bleiben infolge dieser leichten Dörrung geschmeidiger und werden später bei der zweiten längeren weder leicht verbrannt noch von der Hitze zu sehr geschwärzt. Der tarifero bindet alsdann die so vorbereiteten Zweige in ein Bündel von etwa sechs Arroben (1 Arrobe = 11,48 kg) zusammen und trägt es oft $^1/_2$ legua weit auf dem Rücken zum campamento (Lager). Ein tarifero kann täglich bis 15 Arroben erzielen, und es werden ihm für jede Arrobe 15 Centavos gezahlt samt der Kost. Unterhält sich derselbe aber selbst, so zahlt ihm der Patron 25 Centavos.

Im campamento wird das Bündel gewogen, und über dem Feuer des barbacuá schwitzen die Blätter dann den Rest des Saftes aus. Sie werden nach 14 bis 16 stündiger Dörrung auf einen freien Platz gebracht, auf einem Stück Sackleinen mit hölzernen Pfählen gestampft und dann ins Depositum geschafft. Die Qualität dieses Tees hängt von der Sorgfalt ab, mit welcher die Blätter gedörrt werden. Aber auch die Beschaffenheit des Holzes, das bei der Dörrung, besonders im barbacuá, benutzt wird, trägt viel zur Güte, namentlich zum Aroma des Krautes bei. Ausgezeichnetes Holz liefern z. B. der Incienso (Weihrauchbaum), Araticú und Guavirá; dann auch, aber schon in zweiter Linie, Maria Preta und Canela; an dritter Stelle endlich stehen rabo, alecrin, laurel (Lorbeer), anchico, cambuatá, ganna, espina de corona usw.

Eine der schwierigsten und kostspieligsten Arbeiten ist der Transport des Tees zum Hafen oder zur Bahnstation. Oft sind wochenlange Reisen erforderlich, um die Yerba aus dem Walde zum Schiff oder zur Eisenbahn zu befördern. Wo die Wege gut sind, transportiert man das geschätzte Kraut auf zweirädrigen hölzernen Karren, den sogenannten carretas, die vollständig, samt der Achse, aus Holz hergestellt sind. Das Vehikel wird von mehreren, oft von acht Ochsen gezogen und ist weithin durch das Knarren der Räder vernehmbar. Sind die Wege aber schlecht, so geschieht der Transport auf dem Rücken der Maultiere. An der Spitze der tropa, die gewöhnlich aus 20, 25 und mehr Maultieren besteht, marschiert die sogenannte madrina, eine Maultierstute, die eine Schelle am Halse trägt und von einem Knaben gelenkt wird. Ohne diese madrina würde es schwer sein, die tropa in Bewegung zu bringen. Jedes Maultier ist mit einem hölzernen Sattel versehen, der mit Gras oder Schilfwerk unterpolstert ist. An diesen Sätteln hängen zu beiden Seiten des Tieres die sogenannten bruacas oder Ledersäcke, die aus Ochsenhaut ausgeschnitten und zusammengenäht werden. Jeder dieser Säcke faßt etwa 6 bis $6^1/_2$ Arroben. Sobald die tropa, die außer dem madrinero-Knaben gewöhnlich noch von zwei bis drei Knechten begleitet ist, ins campamento kommt, werden die bruacas gefüllt, gut verschlossen und an den Tragsätteln oder cangallas aufgehängt. Dann geht es wieder in die Pikade. Dort führt der tropero sein Leben im Kampfe mit lästigen Insekten, seinen Maultieren und den Elementen.



Abb. 1. **Yerbabaum aus Misiones.**

In der heißen Jahreszeit kann er täglich nur Morgens früh und am späten Nachmittag marschieren, an Regentagen gar nicht. Dann bleibt er unter seinem Zelte, das er nicht so sehr zu seinem Schutze, sondern zu dem der Yerba ausspannt. In den sogenannten campamentos oder posos, an mehr gelichteten Stellen der Pikade, am Rande eines klaren Gewässers verbringt er die Nacht und die übrige Zeit, während welcher er im campamento bleiben muß. Dort macht er sein Feuer und kocht im mitgeführten Topfe seine Bohnen und sein Dörrfleisch, das er gewöhnlich mit Mandiokamehl anrührt. Die Maultiere suchen ihre Nahrung in der Pikade, indem sie Gräser und Kräuter, namentlich aber die Blätter des Bambusrohres, besonders der Tacuapi und Tacuarembó-Arten fressen. Zuweilen geht der tropero weiter in den Wald hinein und haut einige der schmucken Pindopalmen

um, deren Blätter ein ausgezeichnetes Futter für Pferde und Maultiere sind. Viele dieser schlanken, kerzengeraden Palmen müssen täglich fallen, um Tausenden von Maultieren die nötige Nahrung zu geben! Während der Nacht holt der tropero seine Tiere zusammen und bindet sie im campamento an die Pfähle, während er sich selbst bei den Yerbasäcken und dem Feuer sein Nachtlager bereitet. Solche Märsche dauern oft 14 Tage lang ohne die Rückreise.

Da gibt es oft kritische Augenblicke für den biederen tropero. Zuweilen schlägt sich eins von den Maultieren seitwärts in die Büsche, oder mehrere tun es zu gleicher Zeit. Da muß er mit seinem Reittiere hinterdrein durch dick und dünn, um das verirrte Lasttier wieder auf den rechten Steg zu bringen. Zuweilen bleibt ein Tier samt seiner Last im Sumpfe oder Moraste stecken, aus dem es nur mit vieler Mühe wieder auf trockenen Grund gebracht werden kann. Oder es müssen größere reißende Wildbäche nach einem Tropenregen überschritten werden. Schon oft hat dann die reißende Flut ein Maultier samt seiner Last flußabwärts getrieben. Eine andere Gefahr sind die giftigen Schlangen, die manchem Maultiere ein frühes Ende bereitet und den Besitzern dieser ausgezeichneten Lastträger bedeutenden Schaden zugefügt haben. Kostet doch ein Maultier am oberen Paraná etwa 100 Pesos (Papier). Sind die Tiere nach tage- oder wochenlangen Märschen endlich in den Hafen oder an die Bahnstation gelangt, so werden sie an einem eingefriedigten Orte zusammengetrieben und der schweren Last entledigt. Eine gute Fütterung ist dann gewöhnlich die Belohnung. Die bruacas aber werden in einem Depositum ihres Inhaltes entleert, und die Yerba wird in gewöhnliche Säcke von je etwa sechs Arroben verpackt und zunächst in die Mühle geschickt, wo die Blätter und Stengel fein gemahlen werden. Von der Mühle aus geschieht der Versand an die großen Verkaufshäuser.



Abb. 2. **Ein Barbacuá.**
(Gestell zum Dörren der Yerbablätter.)



Abb. 3. **Holzschlägerei am oberen Paraná.**
(Puerto Yaguarazapá, Paraguay.)

In den ersten Zeiten der spanischen Herrschaft am Rio de la Plata scheint die Sitte, den Yerbatee zu trinken, nicht so allgemein und mehr auf das heutige Paraguay beschränkt gewesen zu sein, also auf die eigentliche Yerbazone. Die Missionare suchten das Kraut auch bei anderen Indianerstämmen bekannt zu machen, so z. B. im Chaco, wo die Eingeborenen ein besonders berauschendes Getränk zu bereiten pflegten. Um diesen Mißbrauch geistiger Getränke abzuschaffen, führten sie den Gebrauch der Yerba ein, die sich dann immer weiter nach Süden hin einbürgerte und schon früh zu einem guten Handelsartikel wurde. Die Spanier wußten indes den Handel mit dem Paraguaytee ganz in ihre Hände zu bekommen und erwirkten von ihrer Regierung, daß die unter der Leitung der Missionare stehenden Guaranis nur eine bestimmte Quantität Yerba, nach Abzug des eigenen Konsums, jährlich verkaufen durften. Mit dem Erlös dieses Tees bezahlten die Indianer der Reduktionen ihre Steuern an den König von Spanien. Das von den Guaranis bereitete Kraut war die beste Marke, ihre Spezialität war die sogenannte Caamini (caá = yerba; miní = klein), deren Zubereitung den spanischen Yerbateros unbekannt war, und die den doppelten Preis der gewöhnlichen erzielte. Die Yerba mußte oft 60 bis 100 leguas weit hergeholt werden. 50 bis 60 Indianer brachten dann nach dreimonatiger Arbeit im Walde etwa 3000 Arroben nach Hause. — Außer den Yerbabeständen des Urwaldes hatten die Reduktionen eigene Yerbapflanzungen in nächster Nähe ihrer Wohnungen angelegt, die ein ziemliches Kapital repräsentierten. Ihr Anblick war, nach der Meinung eines Augenzeugen, gleich dem eines Orangen- oder Olivenwäldchens. Dr. Antonio Gonzalez versicherte im Jahre 1752, daß die in der heutigen brasilianischen Republik, am linken Ufer des Uruguay gelegenen sieben Indianerdörfer etwa 200000 Yerbabäume angepflanzt

hatten. Er rechnete jedem Baume einen Wert von fünf Dollar zu und schätzte den Gesamtwert der Yerbapflanzung auf etwa eine Million Pesos. Ein Quintal (100 Pfund) Yerba kostete in Paraguay im Jahre 1639 gegen 25 Pesos huecos; in Santa Fé 16 und 20 Silberreale; in Tucuman 35 und 40 Pesos; je weiter der Transport, desto teurer wurde das Kraut. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts bezahlte man in den am Uruguay gelegenen Dörfern eine Kuh mit einer Arrobe Yerba; in den am Paraná gelegenen Orten kostete sie $1^1/_2$ Arroben. In Paraguay kostete die Yerba gewöhnlich 4 Reale, für eine Kuh gab man 3 Arroben. Für ein Pferd aus Santa Fé zahlte man in Paraguay damals 6 Arroben Yerba, für ein Maultier 8 Arroben. Seitdem man in Paraguay anfing, sich mehr der Tabakskultur hinzugeben, stieg der Preis der Yerba. Heute wird das Kilo dieses Krautes im argentinischen Misiones-Territorium, also in der Produktionsregion selbst zu 40 bis 60 Centavos je nach Qualität im Kleinverkauf, abgegeben.

Die Bereitung des Yerbatees geschieht auf verschiedene Arten. Man kann ihn behandeln wie jeden anderen Tee, ihn im Wasser abkochen und aus Tassen trinken. Seit den frühesten Zeiten aber bediente man sich einer birnenförmigen kleinen Kürbisschale als Trinkgefäß. Man steckt eine Metallröhre in die Schale, wirft eine Handvoll Yerba hinein und gießt warmes Wasser darüber. Dann schlürft man das Getränk durch die Röhre, die gewöhnlich versilbert oder vernickelt ist. In Ermangelung einer Kürbisschale dient jedwede Tasse oder irgend ein anderes Gefäß als Schale. Im Walde bedienen sich die Yerbateros oft eines Stückes ausgehöhlten Bambusrohres (tacuára), das unter einem der Knoten abgehauen wird und selbst als Teekessel dient, um das Wasser zu wärmen. In diese Tasse stecken sie dann ein dünneres ausgehöltes Röhrchen aus Tacuarembó, einer feineren Bambusart. Auch Ochsenhörner dienen als Tasse. Vornehmere Leute haben ihre auf silbernem Gestell ruhenden und mit Silber ringsum beschlagenen Schalen (mate), aus der sie mittels eines 20 bis 25 cm langen silbernen Röhrchens, das am unteren Ende in eine mit kleinen Löchern versehene Verbreiterung ausläuft, den Tee nehmen. Ist die Schale von der Flüssigkeit entleert, so wird mehreremal warmes Wasser nachgegossen, und nachdem dies vier- oder fünfmal wiederholt ist, kommt neues Kraut in das Gefäß. Viele trinken den Tee mit Zucker, andere ohne solchen. Auch wird ihm wohl Kaffee, Orangenschale, Zimt oder Vanille beigemischt. Sind mehrere Personen vereinigt, so macht die sogenannte Mate-bombilla die Runde, und man kann wohl sagen, daß bei der Mehrzahl der Eingeborenen am La Plata der Yerbatee den Kaffee vertritt und das eigentliche Nationalgetränk ist.

Man erzählt sich, daß während der Regierung des Gouverneurs Hernando Arias de Saavedra, gewöhnlich Hernandarias genannt, einige Indianer mit einem Boote nach Buenos Aires kamen und eine Quantität Yerba mit sich führten. Hernandarias hörte davon und befahl, die Yerba auf öffentlichem Platze verbrennen zu lassen, „denn“, so soll er zu den Indianern gesagt haben, „mit diesem Vorgehen will ich euch meine Zuneigung kundtun, weil ich ahne, daß diese Yerba der Ruin eurer Nation sein wird“. Man kann über den Nutzen und die Nachteile des gesuchten Krautes verschiedener Ansicht sein, jedenfalls ist der häufige Genuß von Schaden. Mäßig getrunken, besonders nach dem Essen, fördert der Tee die Verdauung, in der Mußezeit und im Kreise von Freunden und Bekannten ist er ein Zeitvertreib, zugleich aber auch ein Mittel, um die Sinnestätigkeit rege zu erhalten, besonders bei Schlafsucht. Auf das Nerven- und Muskelsystem übt er eine erregende und stärkende Wirkung aus, so daß schwer arbeitende ermüdete Peone nach einer Anzahl „mates“ einen großen Teil ihrer Kräfte zurückerhalten und die Arbeit fortsetzen können.



Abb. 4. **Ein Holzfloß auf dem Iguazú.**

Die Konzession zur Ausbeute der Yerbales wird demjenigen zuerkannt, der Yerbabestände entdeckt hat. Er zeigt das der Regierung an, von der er dann einen bestimmt begrenzten Distrikt zugewiesen erhält. Es ist schon viel in Wort und Schrift geklagt worden über die unverständige Ausnutzung der Yerbawälder. Obschon in Argentinien eingehende strenge Vorschriften darüber und in der Yerbaregion selbst Inspektionen existieren, so können doch arge Mißbräuche nicht immer vermieden werden. Freilich ist das nicht immer Schuld der Inspektoren noch auch der Industriellen, sondern einzig und allein der Peone, die, ohne in die Zukunft zu sehen, blindlings ihre Waldmesser schwingen und den Yerbabaum bis auf das letzte Blatt und den letzten Zweig berauben. Nicht einmal die Spitze (banderola) läßt man ihm in vielen Fällen, geschweige denn Äste oder Zweige. So kommt es, daß der Baum erst nach vielen Jahren sich von seiner Verstümmelung erholen kann, während er bei rationeller Behandlung wenigstens alle drei bis vier Jahre ein gutes Quantum Yerba liefern würde. Auch ist in den argentinischen Fiskalyerbales vorgeschrieben, daß die Ernte von Anfang des Jahres bis September dauere, was sowohl mit Rücksicht auf die Yerbabäume als auch auf die Arbeiter von Nutzen ist; für erstere, weil sie in den Sommermonaten blühen und im Januar und Februar die Frucht zur Reife bringen, für letztere, weil die heiße Jahreszeit wegen der vielen lästigen Insekten im Walde, besonders der Moskitos, unerträglich ist. Während des Monats September kehrt darum der Yerbatero, der in Fiskalyerbales arbeitet, in seine Heimat zurück, wenn er nämlich seinem Patron (Arbeitgeber) nichts mehr schuldig geblieben ist. Hat er aber seine Schulden während der Dauer der Ernte nicht tilgen

können, so muß er so lange bei ihm arbeiten, bis die Rechnung geregelt ist. Für den arbeitsamen Peon sind die letzten Monate des Jahres nach so vielen trübseligen Tagen im Urwalde dann eine Reihe von Festtagen. Gilt es doch, die gewonnenen Gelder auf die denkbar lustigste Weise wieder in Umlauf zu bringen. Was in früheren Tagen seine Existenz versüßte, und was er fern von der Heimat in den Tiefen des Urwaldes so oft vermißte, das ist zunächst sein Begehr, nachdem er im Kreise seiner Familie wiedererkannt wurde. Bei Musik und Tanz wird des Zuckerrohrbranntweins (caña) fleißig gedacht, rapadura-Zuckerbrote (aus ungereinigtem Zucker gemacht) fehlen auch nicht, man schmort das solenne churasco (asado = am Spieß gebratenes Fleisch), es wird das aus Mais- oder Mandiokamehl, Käse und Eiern bereitete Chipá-Brot serviert und auch des gut gezuckerten Yerbatees nicht geschont. Sind Kutschwagen im Orte, so läßt er sich wohl auch wie große Herren spazieren fahren. Wie oft hat er sich nicht in stillen Stunden des Tages oder der Nacht lange vor diesen Tagen des Wohlseins in Gedanken mit diesen festlichen Momenten beschäftigt! Nun sind sie da, und im Kreise seiner Angehörigen und Freunde kennt er keine Zurückhaltung; solange er Geld hat, ist er nicht geizig. Diese Seite ist eine der besten am Eingeborenen des oberen Paraná, leider aber auch zuweilen von absolut keinem praktischen Nutzen. Sie wäre eine Tugend, wenn sie nicht auf zuviel Sorglosigkeit beruhte und auch nur etwas fleißige Lebensfürsorge dabei zu entdecken wäre. Allein oft reicht der verdiente Lohn nicht einmal bis zu Beginn der neuen Ernte, und lange vor dieser hat er sich neuerdings kontraktlich verdingt und von seinem zu erwartenden Lohne Vorschuß erbeten, der aber ebenfalls der Jubelzeit gewidmet wird. Kommt dann die Stunde der Abfahrt in den Yerbawald, so schnürt er sein Bündelchen oder packt sein Kistchen, schwingt es unter den Arm und nimmt mit schwerem Herzen Abschied von seinen Lieben daheim. Im Hafen seines Yerbals schifft er sich aus, und wenn er dort keine Arbeit zugewiesen erhalten hat, nimmt er die nötigsten Kleider, vor allem aber das unentbehrliche Waldmesser und marschiert meilenweit zu Fuß über Berg und Tal, watet durch Bäche und Sümpfe und ertrotzt sich den Übergang über reißende und gefährliche Flüsse, und das alles bei schmaler Kost, beim sogenannten revirado, einem Gemisch aus Bohnen, Weizen oder Mandiokamehl und klein gehacktem Dörrfleisch. Ist er endlich im campamento angekommen, so wird er einer comitiva von 20 bis 25 Mann zugesellt, um, von Baum zu Baum kletternd, den Stamm von Blättern und Zweigen zu befreien und die abgehauene, leicht gedörrte Beute dem Lagerplatze zuzuführen. Mit einer über den Fußknöcheln zugebundenen weiten Hose, die von einem bunten baumwollenen Leibgurt über den Hüften festgehalten wird, und einem bunten Baumwollhemde bekleidet, die bloßen Füße zur Notwehr mit Schuhen bewaffnet, um den Hals das bunte seidene oder halbseidene Tüchlein, genügt er den Bekleidungsbedürfnissen des sozialen Lebens im Urwalde. Nach den Stunden der Arbeit versammelt er sich mit seinen Genossen beim Bohnentopfe, aus dem jeder seinen Teil nimmt und ihn stehend, sitzend oder liegend genießt, je nach dem „Meublement“ und den Verhältnissen des Ortes, an dem er sich gerade befindet. Wird dann nach dem Mittags- und Abendmahle die unvermeidliche Mate-bombilla kredenzt, dann wird es belebter in den Regionen der Phantasie, und dann werden mehr oder weniger geistreiche Witze gemacht oder mit ernster mystischer Salbung die durch Generationen ehrwürdig gewordenen Traditionen nen aufgelegt zum Vortrage gebracht, oder aber die Geheimnisse des Waldes, der Natur und des Lebens, eigene



Abb. 5. **Farngewächse im Urwald von Misiones.**

und fremde Erlebnisse, Schilderungen von Abenteuern auf Jagd und Fischfang zur allgemeinen Belehrung und Erheiterung den andächtig lauschenden Zuhörern und nicht selten recht fesselnd erzählt. Bricht aber der Sonntag an und schaut das blaue Firmament durch die Wipfel der Urwaldriesen, dann zieht es den Yerbatero hinaus, und es ist ihm eine Freude, wenn seine Hand in einen ausgehöhlten Baumstamm oder sonstiges Versteck greifen und dort wilden Honig herausholen kann, oder wenn er dem Wilde zu folgen, ein Waldhuhn, Tatú, Reh, Tapir oder Wildschwein zu erlegen und sich dann mit seinen Freunden einen prächtigen Schmaus zu versprechen vermag. Das ist dann für den Yerbatero eine Oase in der Wildnis des Urwaldes. — — —

Neben dem sogenannten paraguayschen Tee ist vor allem das Holz einer der bedeutendsten Ausfuhrartikel des oberen Paraná (Abb. 3 u. 4). Nach europäischen Begriffen ist dieser Reichtum an Holzbestand geradezu fabelhaft, obschon die Ausbeutung gegenwärtig in den allerersten Anfängen steckt. Der Botaniker Gustav Niederlein legte Ende der 80er Jahre ein Herbarium an und sammelte nur die im argentinischen Nationalterritorium Misiones vorgefundenen Vertreter der Pflanzenwelt. Seine Kollektion zählte etwa 1570 verschiedene Exemplare, und zwar 157 Arten Bäume, 162 Arten Sträucher, 38 verschiedene Sorten Schlinggewächse, 91 Efeuarten, 5 verschiedene Exemplare von Palmen, 112 Arten Farnkräuter (Abb. 5), 189 sonstige Kräuter und 814 grasartige Pflanzen. Eine fernere eingehende Berechnung verdanken wir dem argentinischen Feldmesser Juan Queirel, der an mehreren Punkten des Misiones-Territoriums Landvermessungen vornahm. Er fand auf einem Hektar Land 210 Bäume von 20 cm Durchmesser und darüber, und zwar 60 von 20 bis 30 cm Durchmesser und 150 von 40 cm und darüber. Demnach dürften sich auf jeder kilometrischen legua etwa 522500 Bäume befinden, die 20 cm Durchmesser und darüber haben. Bäume von weniger als 20 cm Durchmesser wachsen etwa 2850 auf jedem Hektar.

Die hervorragendste Stelle unter allen Nutzhölzern des oberen Paraná nimmt gegenwärtig die amerikanische Zeder ein. Man holt dieses für Möbelarbeiten so geschätzte Holz 3 bis 5 leguas weit aus dem Innern des Waldes ans Paranáufer, weil die Zedernbestände an beiden Ufern des Paraná bereits sehr dünn sind. An weit entlegenen Orten haben die gewaltigen Zedernstämme dasselbe Schicksal wie die übrigen Riesen und Zwerge des Urgehölzes: sie werden zu Staub und Moder. Der Anchico colorado (rot) und amarillo (gelb) liefert gutes Holz für Möbel, Wagen, Schiffe usw. Die Rinde des letzteren dient außerdem als Gerbstoff. Der Araticú hat ebenfalls ein nutzbringendes Holz, seine Früchte sind eßbar wie auch die des aguaí dulce. Zur Bereitung von Holzkohlen dient der blanquiello, Holz für Bauten und Möbel liefern ferner der cambuí hatá, espina de corona, grapiapuña, guatambú, guayaibí, ingá amargo, ivirá-pitá, iviraró, ivá poroití, lapacho blanco und lapacho crespo. Von den lapacho-Arten ist der lapacho negro die bekannteste. Wegen seiner Dauerhaftigkeit wird er hauptsächlich zu Bauten, zu Fenster- und Türrahmen gebraucht. Man findet in den Fenstern und Türen der Reduktionen häufig noch sehr gut erhaltene lapacho-Balken, die nicht die geringste Spur von Fäulnis zeigen. Ein ähnliches Holz hat der urunday, von den Brasilianern deswegen pao de ferro (Eisenholz) genannt. Es widersteht namentlich der Feuchtigkeit. Manche Kolonisten graben in den Ruinen die Urunday-Pfosten, die früher zum Bau der Häuser und Pfeiler gedient haben und noch keine Spur von Fäulnis zeigen, aus der Erde und gebrauchen sie zum Bau ihrer Häuser. Andere Nutzhölzer sind loro, palo de rosa, sota caballo, taruma, tatá jivá. Von letzterem sandte der paraguaysche Diktator Lopez nach Europa, um daraus die Möbel für seinen Palast in Asunción anfertigen zu lassen. Auch sind noch zu nennen der timbó, curupaí, mora (Maulbeerbaum) und naranjo (Orangenbaum).

Von vielen der genannten Bäume dient die Rinde zu Gerbstoffen und sind die Früchte genießbar, andere liefern Farbstoffe oder dienen der Medizin. Daneben gibt es noch eine Menge Hölzer, die vorderhand am oberen Paraná zwar keinen Wert besitzen, aber anfangen, nutzbringend zu werden, sobald die Industrie sich mehr auszubreiten beginnt. So bietet der Urwald prächtiges Material für Zellulosefabrikation. Beide Ufer des oberen Paraná sind vollständig von großen Tacuárabeständen (dickeres Bambusrohr) umsäumt, deren Nutzbarmachung nur geringe Transportkosten verursachen würde, da sich die Tacuárastämme zur Anfertigung von Flößen prächtig eignen. Überhaupt ist das Bambusrohr, besonders das dickere (tacuára), eine der brauchbarsten Pflanzen des Urwaldes, wie denn auch die feineren Arten des Tacuapí und Tacuarembó zu den mannigfachsten Zwecken verwandt werden.

Zur Fabrikation von Zellulose dient das Bambusrohr wegen seines weichen, faserigen Holzes. Man braucht das aus einem Tacuárarohr ausgehauene und mit einem Knoten versehene hohle Stück im Walde in Ermangelung eines anderen als Wasserschöpfer, als Wasserbehälter und sogar als Kaffee- bzw. Teekessel. Wenigstens drei- bis viermal kann man das mit einer dünnen Lehmschicht vorher umhüllte Holz ans Feuer bringen und das Wasser, womit man den zwischen zwei Knoten liegenden Hohlraum anfüllt, heiß machen. Die alten Guaranis der Reduktionsperiode umschnürten das Bambusrohr mit dicken Häuten und bedienten sich desselben als Kanonenrohr im Kriege und bei Festlichkeiten. Jedes Rohr hielt einige Schüsse aus. Geht der Yerbatero auf die Suche nach wildem Honig und hat er kein Gefäß bei sich, um den süßen Bissen, den er seinen Freunden und Arbeitsgenossen mitbringen will, zu bergen, so schlägt er mit dem Waldmesser ein Stück Tacuárarohr ab und bedient sich seiner als Flasche. Der Reisende im Urwalde kann im hohlen Bambusschafte auch andere mehr oder weniger flüssige Nahrungsmittel in frischem Zustande mit sich führen. In einem 2 bis 3 m langen Stücke Tacuára lassen sich mindestens 20 Liter Wasser unterbringen. Von Tacuárarohr macht der Eingeborene sich seine Bettstelle, die neben der Billigkeit auch der Gesundheit sehr zuträglich ist. Man schneidet 10 bis 15 gleichmäßige Stämme von der Länge eines Bettes, legt sie horizontal über zwei transversale Hölzer, und das Bett ist fertig. Bei festlichen Anlässen dient der lange Tacuáraschaft als Fahnenstange, man gebraucht ihn zur Anfertigung eines Fasses, gespalten vertritt er das Brett und dient auch als Zaunmaterial. Fein gespaltene Rohre benutzt der Yerbatero zur Fabrikation von Körben, in denen auf Eselsrücken die Yerba transportiert wird.

Mit den Blättern der Tacuapí deckt man im Urwalde die Dächer der Hütten, und aus dem dünnen Rohr macht der Indianer sich seine primitiven Musikinstrumente. Dasselbe Material dient zur Anfertigung von Wänden in den ranchos, zu allerhand Körben, besonders auch Fischkörben, Stricken und anderen Bindemitteln, zur Fabrikation von Sieben und Haustüren. Wird man im Urwalde von der Nacht überrascht, so steckt man ein trockenes Tacuárarohr an und erhält so eine gute Fackel; Tacuapirohr explodiert beim Verbrennen im Feuer mit raketenartigem Geknatter, und wenn in der

Hütte der Urwaldbewohner das Kerzenlicht oder die Lampe fehlt, so dient ein angezündeter Splitter trockener Tacuára als Leuchter und Licht. Tacuapi und Tacuárembó werden gespalten als Schneidewerkzeuge von den Indianern benutzt, in Ermangelung eines Besseren dienen Tacuárembóröhrchen zur Pfeifenfabrikation, namentlich zur Herstellung der Medizinpfeifen der Indianer und zu bombillas, womit der Yerbatee geschlürft wird. Klein geschnittene Stückchen dieser Röhrchen bilden, an einen Faden gereiht, das Hals-, Brust- oder Armband des Indianers, und seine unentbehrlichsten Waffen, die Schäfte der Pfeile, sind außer der Spitze aus Bambusrohr. Man begreift somit, daß dieses bei den Eingeborenen in besonderem Ansehen steht, da es im täglichen Leben eine so bedeutende Rolle spielt. Es ist daher auch der Aberglaube vorhanden, daß man dieses Holz, insbesondere die Tacuára, nicht so ohne weiteres verbrennen dürfe. Sollte einer sich unterstehen, es dennoch zu tun, so würde er auf irgend eine Weise bestraft werden; ein Viehbesitzer aber würde vor allem die bösen Konsequenzen der verruchten Tat zu tragen haben und an seinem Viehbestande Schaden leiden. Ich habe mehrfach beobachten können, daß man Tacuárascheite wieder aus dem Feuer zog und augsterfüllt beiseite warf, zweifelsohne weniger aus Ehrfurcht vor dem brauchbaren Holz, als vielmehr aus Schrecken vor der bösen Asche.

Wilsers „Germanen“.

Der bekannte Verfasser, der Begründer der Theorie von der Abstammung der Indogermanen aus Skandinavien, hat seine über diesen Gegenstand seit einem Vierteljahrhundert geschriebenen und weit verstreuten Aufsätze und Essays in einem gut gedruckten, uns vorliegenden Sammelbande vereinigt[1]) und sich schon damit allein ein Verdienst erworben. Manch modernen Forschers Gedanken und Arbeiten, so die von Karl Christ, A. Schliz, Karl Köhl u. a., sind überall und nirgends zu suchen und zu finden. Hier aber haben die „Antigermanen“ — vgl. Ehrenreichs Besprechung des Wilserschen Buches in der Zeitschr. f. Ethnologie 1904, S. 706 — alles beisammen, und ebenso natürlich diejenigen, die auf einem anderen Standpunkt stehen.

Das Buch gliedert sich in vier Abschnitte, von denen jeder aus mehreren Kapiteln besteht.

Erster, naturwissenschaftlicher Teil. Ab ovo beginnt der allzu gründliche Verfasser, der hier zugleich sein ganzes naturphilosophisches Gewissen entlasten will, wobei es selbstverständlich auch an „grauen Theorien“ oder, wie Ehrenreich sich ausdrückt (a. a. O., S. 708), an „Irrpfaden“ nicht fehlt. Auch den Homo primigenius will er in Mitteleuropa, und zwar im Neandertalmenschen, festgestellt haben, ebenso den Urstamm des späteren Homo mediterraneus (Engis-Schädel, S. 37) in Südeuropa. Von letzterem stammt die Cro Magnon-Rasse, Homo priscus, ab, der vor der letzten Eiszeit Westeuropa zum Teil kolonisiert hat. Von Osten her schoben sich schon damals (??) die Rundköpfe ein, die später definitiv die beiden langköpfigen Rassen, den Homo europaeus und den Homo mediterraneus, voneinander getrennt haben. Wo hier die von Ehrenreich urgierten phantastischen Konstruktionen und Irrpfade zu suchen sind, ist demjenigen unerfindlich, der z. B. die Untersuchungen von Dr. med. Bartels jr. verfolgt hat, welche den neolithischen Schädel von Worms zur Grundlage haben (vgl. Korrespondenzblatt d. Dtsch. Gesellsch. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1904, S. 88, zweite Spalte). Auch hier in Rheinhessen, in der Pfalz und wahrscheinlich anderswo am Rhein haben wir die zwei obigen Langschädelrassen leibhaft vor uns, und es sieht nicht unwahrscheinlich aus, daß diese schon vor der letzten Eiszeit von Europa existiert haben, und zwar die eine, Homo europaeus Linné, im Norden, die andere, Homo mediterraneus, die der Verfasser mit den historischen Ligurern identifiziert hat, im Süden unseres Erdteiles. — Wilser geht im nächsten Kapitel speziell zur nordeuropäischen Rasse über, die er sich aus der vorglazialen Cro Magnon-Rasse entstanden denkt, nachdem sie im nordischen Eisklima gestählt und ausgelesen worden war. Aus ihr sind die Stämme arischen Blutes hervorgegangen, die ihre Adern bis zum Atlas und zum Olymp, bis über den Kaukasus und den Paropamisus nach und nach vorgeschoben haben. Spricht der Verfasser sich über die Entstehung der Inder (S. 149) nur einmal ganz beiläufig aus, so ist ihm das durchaus nicht zum Vorwurf zu machen: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“ gilt doch auch hier gegenüber einer res incerta.

Der zweite Teil beschäftigt sich mit der Vorgeschichte der Germanen in drei Kapiteln. Der Begriff „Rassen und Völker“ ist theoretischer Natur, und Wilser polemisiert besonders gegen Schraders „Reallexikon des indogermanischen Altertums“ und die in der Beilage zur „Allgem. Zeitung“ (1903) erschienene Paraphrase von Winternitz. „Völker vergehen, Rassen bestehen“, redet dieses Kapitel im Sinne des Baseler Anatomen Kollmann. — Mit dem indogermanischen Sprachstamm und dessen Entstehung im Norden Europas, für dessen sämtliche Äste jedoch der Beweis hierfür noch nicht völlig geliefert erscheint, beschäftigt sich der nächste Abschnitt. Schleichers und Pictets Sätze (S. 82) werden hier angenommen, die Wellentheorie von J. Schmidt wird abgelehnt. Auch diese schon 1898 erschienene Abhandlung ist bis zum Druck des Werkes mit Bezug auf Literatur evident gehalten, und die Polemik wird, wie überall von Wilsers Seite, in den Grenzen des Anstandes geführt, was man von seinen Gegnern nicht überall behaupten kann. — Die Stammesgliederung der Germanen (erschienen im Jahre 1895) hat das nächste Kapitel zum Vorwurf. Von hier an steht der Verfasser auf historischem Boden, und auch Ehrenreich spendet in seiner Besprechung (S. 706 und 708) diesen Abteilungen Anerkennung. Mehrfach setzt sich der Verfasser hier mit Müllenhoff, dem Prototyp des unfehlbaren Philologen, und mit dem Archäologen Montelius auseinander. Bekanntlich unterscheidet Wilser folgende vier Hauptstämme: 1. den kimbrisch-friesischen (= Ingävonen), 2. den marsisch-fränkischen (= Istävonen), 3. den schwäbischen (= Herminonen), 4. den vandalisch-gotischen. — „Nachbarn und Vorgänger“ der Germanen; es behandelt der nächste Abschnitt die Kelten, deren Name ebenso unsicher ist wie ihre Rasse und Sprache, die Slawen, deren ältester Rassentypus nach Niederle derselbe ist wie der der Germanen des Tacitus, die Tyrsener und Räter, die Wilser als Sprossen des ausgedehnten thrakischen Volksstammes mit Erfolg nachweist, ferner die Skythen und Perser, die in Aussehen und Sitten ursprünglich den Nordländern glichen, und endlich die Iberer und Semiten. Wenn Wilser hier (S. 171) die Ligurerfrage des Referenten streift und der Ligurer Ausbreitung nach Norden zu leugnet, so hätte er in meiner Abhandlung „Die Resultate der Archäologie und des geographischen Milieus“ besser würdigen sollen. Die dunkle Bevölkerung, die sich nach Virchows Nachweis nicht nur am Rhein (vgl. S. 172 und 173), sondern ebenso an den Ufern der Elbe, Oder, Weichsel und an der Donau vorfindet, ist nur durch vorgeschichtliche Einwanderung von Stämmen zu erklären, die zur Mittelmeerrasse, d. h. primo loco der Ligurer gehören. Kossinna hat mit Recht betont (vgl. Zeitschrift für Ethnologie 1902, S. 167), daß „die Völker der bandkeramischen Stufe ihr Antlitz nur südwärts gekehrt haben, woher sie gekommen sein müssen, und daß nicht der kleinste nordische Zug bei ihnen erkennbar ist“. Mit anderen Worten: Kossinna schließt sich der von mir in der „Ligurerfrage“ eingenommenen Stellung zur Präethnologie Mitteleuropas völlig an; jede neue bandkeramische Station im Rhein- und Donaugebiet bestätigt meine Resultate. — Dieser Abschnitt, der auch die Judenrassen — mindestens drei setzen die heutigen Juden zusammen — kurz behandelt (S. 175), befriedigt am wenigsten; auch der europäische Charakter der Sumeriersprache ist höchst problematisch, ebenso die Abstammung der ägyptischen Kult[illegible] dem semitischen Vorderasien (S. 178). Wilser verwech[illegible] hier Bodenständigkeit und Entlehnung von einzelnen Kulturerscheinungen.

Der dritte, geschichtliche Teil ist ebenfalls aus früheren Abhandlungen des Verfassers schon zum größten Teile bekannt. Es kommen an die Reihe: 1. Kimbern und Teutonen. Ihre Nachkommen sieht Wilser in den Friesen. 2. Der Frankenstamm. In den alten Marsen erblickt Wilser ihre Nachkommen (S. 203). 3. Wanderungen der Schwaben. Hier setzt sich Wilser besonders mit Baumann auseinander, der die Abstammung der Ala(h)mannen von den Germanen des Tacitus bewiesen hat. Bei den „Baiovaren“, S. 253, fehlt die Stellungnahme zu meiner in den „Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns“ erschienenen

[1]) Dr. Ludwig Wilser, Die Germanen. Beiträge zur Völkerkunde, 448 S. Eisenach und Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt, 1904.

Abhandlung über die Einwanderung der Baiuvaren. — Die bisher rätselhaften Ortsnamen auf -leben werden von S. 257 bis 261 ausführlich behandelt, ebenso die Ortsnamen auf -weil, -weiler, -beuren. — 4. Die Goten. Die nordische Herkunft dieses Edelstammes ist anerkannt. Ein Stammbaum der Amaler und Balten (S. 279 bis 280) schließt das Kapitel. — 5. Worms und die Burgunden (erschienen 1902 in der Wormser Zeitschrift „Vom Rhein"). Meine Schrift „Im Nibelungenlande, mythologische Wanderungen" ist hier außer acht gelassen. — S. 291 ist ein Stammbaum des burgundischen Königshauses eingeschoben. Der Inhalt des Abschnittes deckt sich im ganzen mit Bindings bekannter Darstellung. — 6. Wanderwege der Vandalen (erschienen 1903 in „Deutsche Erde"). Auch bei der Darstellung dieses Touristenvolkes finden wir im ganzen bereits bekannte Tatsachen. — 7. Die Sachsen. Sie stellen nach der Auswanderung der alten Marsi, Semnones, Suebi, Lygii die Verbindung mit dem Norden her, quod erat demonstrandum.

Der vierte und letzte, der kulturgeschichtliche Teil gibt nichts Ganzes, wie der dritte historische, der mit dem zweiten ethnologischen die Quintessenz des Werkes enthält, sondern nur drei Essays aus diesem reichen Gebiete.

1. Kupfer und Erz. Wenn Wilser hier dem Norden Europas auch die erste Herstellung der Bronze vindizieren will (S. 339), so steht er mit dem Nordländer Montelius in Widerspruch, der die Entstehung der Bronze in die östlichen Mittelmeerländer verlegt (vgl. „Die Chronologie der ältesten Bronzezeit", S. 197 bis 216). Ebenso zweifelhaft ist 2. Die Lösung des Runenrätsels, wo er gleichfalls — vgl. Publikationen des Verfassers vom Jahre 1895 und 1899, S. 345, Anmerkung 45 — im Gegensatz zu Evans, Wimmer, Henning u. a. im Norden Europas die Entstehung der urarischen Schrift-Runen zu finden glaubt. Es ist dies zwar die Konsequenz seiner sonstigen Nordtheorie, aber in der Kulturentwickelung sind nach Kossinnas richtiger Anschauung andere Runungen herrschend, als in den Völkerwanderungen (vgl. Zeitschrift für Ethnologie 1902, S. 161 bis 222). — Erklärungen von Runeninschriften schließen sich diesem Kapitel an. — Weniger zweifelhaft ist der Inhalt des dritten Kapitels: Germanischer Stil und deutsche Kunst (nach einer besonderen Schrift, erschienen 1899). Sicherlich waren die Goten und andere Nordländer reicher in stilvollen Verzierungsweisen, als manche Forscher zugestehen. Geht ja doch die Flächendekoration des romanischen Stiles mit Sicherheit auf die „barbarischen" Muster der Völkerwanderungsperiode zurück, wie Beispiele beweisen (vgl. verzierte Gewände im Kloster zu Höningen, die der Referent festgestellt hat). Aus der Holzornamentik, die man im Norden und in den Alpen (Vorarlberg) jetzt noch ausübt, ist die Steinornamentik entstanden, wie Wilser S. 403 bis 408 richtig und zweifellos überzeugend ausführt. Mit Löher würde man berechtigt sein, für „romanischer" fränkischer oder besser romano-germanischer Stil zu sagen. Dieser Abschnitt gehört mit zu den besten, ja glänzenden Ausführungen des kunsteifrigen Autors.

Zum „Schluß" greift der Verfasser besonders auf den ersten, den naturwissenschaftlichen Teil zurück und verallgemeinert die dort für ihn gewonnenen Resultate zu einer philosophischen Weltanschauung über Leben, Entwickelung, Kultur. — Daß der Verfasser der aus einem Gusse seiner einheitlichen Theorie geflossenen Darstellung nicht, wie er beabsichtigte (S. 422 bis 423), einen fünften Hauptteil politischer Natur angegliedert hat, muß der Referent bedauern, da die richtige Politik nur aus einer tieferen Erkenntnis der nationalen Entwickelung hervorgehen kann. — Aus den „Nachträgen" führen wir S. 424 bis 427 die Polemik gegen die Klaatschsche Theorie vom menschlichen Kletterfuße an; auch der Anatom Schwalbe steht hier auf Wilsers Seite.

Im ganzen haben wir in Wilsers Schrift „Die Germanen" ein reichhaltiges, von ein Vierteljahrhundert fortgesetzten ehrlichen und redlichen Bemühungen zeugendes Werk vor uns, das hoffentlich dazu beitragen wird, manches Vorurteil deutscher Gelehrter über Wilsers Arbeiten abzuschwächen.

Dr. C. Mehlis.

Die Victoriafälle des Sambesi.

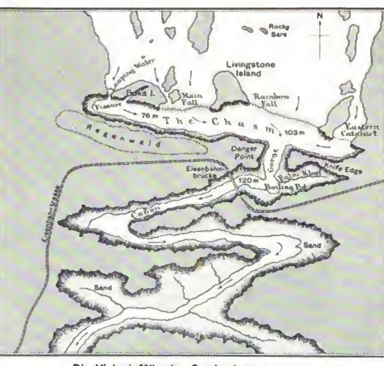
A. J. C. Molyneux hat im „Geographical Journal" vom Januar 1905 (Bd. XXV, S. 40 ff.) auf Grund aller bisher bekannter und erst in jüngster Zeit erforschter Tatsachen eine neue Theorie über die Entstehungsgeschichte der Victoriafälle aufgestellt. Seine Darstellung ist um so beachtenswerter, da er als Geologe von Fach den neuesten Entdeckungen, die, wie es scheint, durch den Bau der Eisenbahnbrücke über den Sambesi zutage gefördert sind, die erste wissenschaftliche Deutung gegeben hat, und sie gewinnt ungemein an Verständlichkeit, da er ihr eine detaillierte Kartenskizze von den Fällen und deren nächster Umgebung und zehn außerordentlich gelungene photographische Aufnahmen beigefügt hat.

Livingstone entdeckte die Fälle im Jahre 1855 und besuchte sie nochmals 1860; ihm folgten Baines und Chapman 1862, Mohr 1870, Holub 1875 und 1885, Serpa Pinto 1878 und Selous gegen Ende der achtziger Jahre. Ihre Beschreibungen der Fälle stimmen in bezug auf die äußere Gestaltung und auf die Messungen der Breite und Tiefe mit Molyneux im großen und ganzen ziemlich überein; doch übergehen sie viele wichtige Einzelheiten. Nur Holub verzeichnete sie sorgfältig auf seiner zweiten, drei Wochen umfassenden Erforschung der Fälle, deren Ergebnis er in seinem Werke „Von der Kapstadt ins Land der Maschukulumbe" (Wien 1890) niedergelegt hat. Molyneux kennt dieses Buch offenbar nicht, nur Holubs früheres und flüchtiger geschriebenes Werk „Sieben Jahre in Südafrika" (Wien 1881), das eine doch nur in großen Zügen richtige Spezialkarte der Fälle enthält. Livingstones Anschauung, die Abgründe und Schluchten der Fälle seien durch gewaltige vulkanische Eruptionen entstanden, wurde von allen seinen Nachfolgern festgehalten; Mohr wiederholt sie zwar nicht ausdrücklich, wenigstens nicht in bezug auf die Fälle selbst, sondern nur auf die weitere Umgebung im Süden; doch spricht er sich auch nicht dagegen aus. Nur Holub modifizierte sie wesentlich in seinem Werke von 1890; er ist auch der einzige, der vor Molyneux die geologischen Verhältnisse eingehend in Betracht gezogen hat.

Ich gebe nun die Beschreibung der Fälle nach Molyneux' Angaben und verweise dabei auf die Kartenskizze. Ich behalte absichtlich die englischen Benennungen bei, um dem Leser die Orientierung auf der Karte durch eine deutsche Übersetzung nicht zu erschweren. Übrigens stimmt die Karte in betreff der Breite der Inseln und der einzelnen Teile des Falles und der Gorge mit den Angaben im Text vollkommen überein.

Die Flußufer oberhalb der Fälle stehen im gleichen Niveau mit der Höhe des Regenwaldes, der Knife Edge und des Cañon unterhalb der Fälle. Die ganze Breite der Fälle, vom rechten zum linken Ufer gemessen, beträgt 1674 m (5580'). Durch die vor und auf der Kante des Kataraktes liegenden Inseln wird die hinabstürzende Wassermasse in fünf Fälle zerteilt, von denen, als die mächtigsten, der Main Fall eine Breite von 515 m (1719') und der Rainbow Fall eine Breite von 540 m (1800') hat. Bei Niedrigwasser stürzt die Masse des Flusses nicht in einem geschlossenen Schwall, sondern in einer Anzahl von nahe aneinander liegenden schmäleren oder breiteren Rinnen hinab. Die Abbildungen bei Livingstone, Holub und Molyneux zeigen die Fälle in dieser Gestalt; nur Mohr hatte das Glück, sie unmittelbar nach einer Regenflut in voller Pracht zu sehen. Der horizontale Kamm der Fälle ist im Westen bei Leaping Water und im Osten bei Eastern Cataract tief eingeschnitten, so daß an diesen Stellen die Strömung stets am gewaltigsten ist. Die Wasser stürzen auf der linken Seite in eine Tiefe von 76 m

(256′) und auf der rechten in eine Tiefe von 103 m (343′) über eine senkrechte, säulenartig zerklüftete Felswand (Holub nennt sie die „Fallwand“) hinunter. In dem engen, an beiden Enden nur 25 bis 30 m breiten Chasm oder „Felsentrog“ (Holub) stoßen die tosenden Wasser in einem Wirbel zusammen, so daß am Danger Point der Chasm die größte Breite, 73 m (240′), erreicht. Durch das Felsentor, die Gorge (30 m breit), zwängt sich der Strom in die Zickzackschlucht des Cañon. Bei der ersten Wendung nach Westen öffnet sich im Osten eine ziemlich geräumige Mulde, der Palm Kloof, am Fuße der Knife Edge; an letzterer ist besonders bemerkenswert, daß ihr die Gorge begrenzender, höher aufragender Teil sich gegen das östliche Ufer einschnürt und wesentlich abdacht. Der Cañon, eingeschlossen von 122 m (400′) hohen Felsenwänden und rechts und links ausgebuchtet in dem dreimal wiederholten Zickzacklauf, setzt sich nach Osten bis in eine Entfernung von 64 km fort.



Die Victoriafälle des Sambesi. (Nach Molyneux.)

Maßstab 1 : 25000

0 100 200 400 600 800 1000 m

Betrachten wir nun nach Molyneux die geologischen Verhältnisse des Flußbettes. Viele Meilen oberhalb der Fälle, auf dem Batokaplateau, liegt unter einer tiefen Decke von Sandstein, Konglomeraten und Alluvium eine mächtige vulkanische Schicht; sie tritt bei den Fällen und im Cañon offen zutage und erstreckt sich mit einer Senkung von etwa 300 m, allmählich geringer werdend, bis zu der Felsenenge von Kariba.

Nach Molyneux gehört das Eruptivgestein als Basalt dem Tertiär an; nach Holub als Melaphyr und Diabas der Vortertiärperiode. Da aber nach einer Bemerkung Mohrs „ganze Felder von kristallinischem Quarz wie Schneefelder“ das südlich gelegene Gelände von Wankie bis zu den Fällen bedecken, und da die Schichtung an der Fallwand und im Cañon eine vertikal säulenartige ist, so wird man wohl mehr der Ansicht Molyneux' beipflichten, daß das Gestein in der Umgebung der Fälle und weit stromabwärts aus Basalt besteht.

Der Uranfang der Fälle muß nach allen Forschern in eine frühere Erdperiode verlegt werden, in der zuerst infolge der von Norden, Westen und Süden herabfließenden Gewässer ein weit ausgedehnter See sich angestaut hatte, und in welcher später dieser See den im Südosten vorliegenden Sandsteinquerriegel des Batokaplateaus allmählich durchnagte und dann als Strom in der Richtung des Mittel- und Unterlaufes des heutigen Sambesi abfloß. Während die Strömung in der porösen Alluvialdecke mit Leichtigkeit sich ein tiefes Rinnsal grub, vermochte es die unterliegende harte Basaltschicht nicht sobald auszuhöhlen, sondern glitt ungezählte Jahrhunderte hindurch über sie bis zur Enge von Kariba hinweg.

Die Entstehungsgeschichte der Fälle dreht sich also um die Frage: Wie entstanden die Spalten, durch die allein der Abfluß des Seebeckens in die ungeheuren Tiefen der Basaltmasse gelangen konnte? Durch Eruption oder durch Erosion? Im Gegensatz zu Livingstone, Baines, Chapman, Selous und wohl auch Mohr behauptet und beweist Molyneux die Entstehung der Klüfte durch die stetig aushöhlende Wirkung des Wassers. Er beansprucht die Priorität dieser Hypothese. Man kann sie ihm jedoch nicht vollkommen zugestehen, da Holub bereits in seinem Werke von 1890, von dem freilich Molyneux nicht Kenntnis genommen, ebenfalls die Erosion als Hauptfaktor hinstellte und nur die ersten und nicht tiefgehenden Risse in dem Basaltlager vulkanischen Kräften zuschrieb. „Ich nehme an“ — so lautet sein Ausspruch in Kürze (S. 394 ff.) — „daß die letzten Erdumwälzungen eine seichte Zickzacksohle verursacht hatten. Diese nahm das Wasser auf, welches der See des Hochplateaus abgab, und dieses genügte, um die Lateritsohle des Tales bis auf die Melaphyrunterlage zu vertiefen und ein flaches, schmales Felsenbett zu schaffen. Mit der Zeit wurde die oberste Melaphyrlage ganz zerbröckelt und die Flußrinne durch Erosion vertieft. Die Bildung der anfänglichen Zickzacksohle ging der Kataraktbildung voran. — Es fand ein allmähliches Rückschreiten der Fälle statt.“

Die Erklärung der notwendig zuerst entstandenen Risse in der Oberfläche der Basaltschicht findet Molyneux im Gegensatz zu Holub in einem weniger gewaltsamen Vorgang. Er nimmt an, daß die ersten Sprünge durch atmosphärische Einflüsse und durch Abkühlung entstanden sind. In diese stürzte sich das Wasser und wetzte sie aus; es vertiefte sie beim Beginn dort am meisten, wo die Basaltschicht am schwächsten war, nämlich in weiter Entfernung von dem jetzigen Cañon. Die unausgesetzt zunehmende Aushöhlung des überdies tiefer liegenden Flußbettes im Osten steigerte die Heftigkeit der Abwärtsströmung im Oberlauf und dadurch die Häufigkeit der Kataraktbildung. Wie der Niagara, so schnitt sich auch der Sambesi nach rückwärts, d. h. stromaufwärts, immer tiefer in die Erdrinde ein, bis er zur gegenwärtigen Fallwand der Victoriafälle gelangte. Wenn nach Lyell der Niagara zum Durchbruch der 11 km langen Enge gegen 35000 Jahre gebraucht hat, so muß man für die Ausspülung der 64 km langen Strecke des

Sambesicañons (nach unbeweisbarer Schätzung) mindestens 250000 Jahre rechnen.

Für die Bildung der Zickzackschlucht gibt Molyneux folgende Erklärung. Ursprünglich war der Chasm nicht da; der Sambesi floß über diese Stelle hinweg und stürzte sich über die zuerst entstandene, erweiterte und vertiefte Kluft, über die Felsenwand des obersten Cañon hinab. Da er aber durch eine Inselreihe in der Mitte gehemmt wurde, schoß er in die Einsenkungen am Uferrande, sowohl in die jetzt noch deutlich bemerkbare östliche Mulde in der Knife Edge, als sicher auch in die Bucht auf der entgegengesetzten Seite (bei der Umbiegung zur zweiten Zickzackschlucht). Letztere mit tief eingekerbten Schluchten erkennt man besser aus Holubs Karte im Werke von 1881 als aus der vorliegenden von Molyneux. Da nun diese Einschnitte an beiden Seitenenden immer mehr sich vertieften und erweiterten, und zwar in diagonaler Richtung zur allgemeinen Stromrichtung, so absorbierten sie mehr und mehr das Wasser von dem Hauptfall, bis schließlich der Kamm desselben kataraktlos und trocken wurde. Der gleiche Vorgang wiederholt sich (mit Ausnahme des Endresultates) gegenwärtig oberhalb des Chasm: Leaping Water und East Cataract sind tiefer eingefurcht in der Fallwand als die übrigen Fälle; daher ihre größere Wassermenge und die größere Kraft ihres Sturzes.

Die in der Bukainsel eingezeichnete „Fissure" deutet den Beginn eines ähnlichen Klüftungsprozesses in einer von der allgemeinen Strömung diagonal abweichenden Stromrichtung an. Die Entstehung des Chasm selbst erläutert Molyneux in folgender Weise. Nach der Bildung der ersten Zickzackschlucht erhielt (vielleicht bei außerordentlichem Niedrigwasser) das trocken gelegte Basaltmassiv oberhalb derselben vereinzelte Sprünge in der Oberfläche, die sich bei fortgesetzter Berstung nach und nach zu einem fortlaufenden, und zwar senkrechten Spalt vereinigten. In diesen stürzten sich die Wasser in immer zunehmender Fülle und spülten ihn aus zu säulenartigen Rippen. Mit vermehrtem Schwall (namentlich zur Zeit der tropischen Regengüsse) zerrieb der in die Tiefe tosende Strom die Rippen auf beiden Seiten, bis diese als dünne Schafte in den Abgrund sanken. Hier waren sie dem Anprall von rechts und links, vom Eastern Cataract und Leaping Water, preisgegeben, und ihre Trümmer wurden im heftigsten Wirbel herumgeworfen und zerstoßen, wodurch der Grund des Chasm erweitert und immer tiefer ausgewetzt wurde. Darum befindet sich auch die tiefste und breiteste Stelle des Chasm nahe in der Mitte desselben, nämlich in der Umgebung des Danger Point. Da die schwächeren Bestandteile der Basaltschicht, die dem Angriff des Wassers nicht widerstehen können, senkrecht von oben nach unten verlaufen, so geschah die allmähliche, stromaufwärts sich vollziehende Zertrümmerung der Fallwand in dem Zusammenbruch von ganzen Saulenschaften, so daß sie gegenwärtig eine riesige, senkrechte Felsmauer darstellt. Auch in diesem Punkte unterscheidet sich Molyneux wesentlich von Holub, der von der Ansicht ausgeht, daß die Fallwand aus Diabasschichten besteht und „daß deshalb die Abbröckelung und Zertrümmerung der Fallwand stets in horizontal gewellten Lagen vor sich ging".

Ob Molyneux das Problem der Victoriafälle in allen Teilen richtig gelöst hat, und ob in meiner Darstellung infolge seiner etwas komplizierten Schilderung nicht einige Mißverständnisse untergelaufen sind, muß ich dem Urteil der Fachmänner überlassen. Brix Förster.

Einige Mitteilungen über die Verhältnisse in der Orange River-Kolonie.

Im früheren Freistaat richteten in diesem Jahre Heuschreckenschwärme großen Schaden an, aber mit ihnen kamen in großer Zahl Heuschreckenvögel zweierlei Art und taten ihr Bestes, um unter den Insekten aufzuräumen. Das Verbot, diese Vögel zu schießen, hat anscheinend Erfolg gehabt, genügt aber noch nicht, der Plage Einhalt zu tun. Es wurde mir gesagt, daß diese Vögel im Freistaat nicht brüten. Man sollte sie genau studieren und ihnen auch im deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebiet, wenn irgend möglich, ein Heim bereiten, indem man ihnen zusagende Lebensbedingungen schafft. Große Teile des Freistaates sind überhaupt bei vorherrschendem Grasfeld arm an Vögeln. Man vermißt das muntere Gezwitscher, das in den Flußläufen des Namalandes den Deutschen so anheimelt.

Nicht wenige Buren sind nach Argentinien ausgewandert und schreiben befriedigt von dort. Nur gefallen ihnen die Arbeiterverhältnisse nicht; sie sind durch die willigen Kaffern hierin etwas verwöhnt. Man beabsichtigt deshalb, arme Buren, „Bijwooners", nach Argentinien hinüberzubringen, die dort ihren besser bemittelten Landsleuten helfen sollen. Aus Mexiko lauten die Berichte der Buren weniger günstig. Ich sprach einem Farmer mein Bedauern aus, daß sich die Buren so über alle Welt zerstreuten. Er war aber guter Hoffnung und meinte: „Die Buren heilen schnell an." Anheilen für vermehren ist ein der Viehzucht entlehnter Terminus, indem man auf halben Anteil Herden ausgibt, und zeigt so recht, wie wenig genau es der Bur mit seiner Sprache nimmt. In stark anglisierten Distrikten kann man häufig hören, daß die Buren auch im Gespräch miteinander zwei- oder dreimal im gleichen Satz aus der eigenen in die englische Sprache fallen. Das Englische gilt für eleganter, wird vielfach bevorzugt und infolge der Ähnlichkeit vieler Wörter leicht erlernt. Der Kapkolonist gebraucht mehr die englischen Wörter germanischen Ursprungs. Viele gebürtige Kapkolonisten sind des Holländischen nicht mächtig und werden als Kaufleute in ländlichen Distrikten von den Juden aus dem Felde geschlagen.

Die Juden sind hier in großer Zahl vorhanden und sprechen durchweg Deutsch, auch die polnischen, russischen, ungarischen. Es ist zwar ein Deutsch eigener Art, wie ich es schlimmer nicht von den rumänischen Juden in Kairo hörte; aber der Jude hängt hier vielfach zäher an der deutschen Sprache, als der arische Deutsche, der mit seinen Kindern bereits lieber eine der beiden Landessprachen spricht.

Sehr gerühmt wird die Arbeitsamkeit der deutschen Frau in der Gegend von East London und King William Town, wo die deutschen Krimkriegslegionäre angesiedelt wurden. Aber ein Pfarrer klagte mir, daß bei den Kindeskindern mit der Annahme englischer Sprache und Sitte auch dieser Fleiß nachlasse.

Im allgemeinen überarbeitet man sich hier nicht, der Engländer so wenig wie der Bur, und findet doch sein bescheidenes Auskommen. So klagte mir ein englischer Farmer aus dem Distrikt von Uitenhagen, also aus einer sehr regenreichen Gegend, er müsse das Wasser zu hohem Preise von seinem Nachbar kaufen, da in der Trockenzeit sein Brunnenwasser salzig geworden sei. Ich fragte ihn, warum er das Regenwasser nicht durch einen Damm aufstaue. Nachdem er mehrere leicht zu widerlegende Gründe dafür angeführt hatte, meinte er schließlich, ja, er liebe schwere Arbeit nicht. Er hatte es immerhin in 20jähriger Arbeit von nichts zu 2000 Pfd. Sterl. Besitz gebracht. Das sieht man hier allerwärts, auch in den Städten, daß man schwere Arbeit nicht liebt. Die Geschäftsstunden sind nur kurz. Die englische Jugend zeigt gern auf den ausgedehnten schattenlosen Spielplätzen, zu welchen körperlichen Anstrengungen auch hier der Europäer fähig ist, und findet im Bur einen freudigen Nachahmer. Wollte der deutsche Landwirt hier so emsig arbeiten wie in der Heimat, er würde seine Mühe ganz anders gelohnt sehen. Wenn der deutsche Siedler im Schutzgebiet nicht durch schlechtes, fremdes Beispiel seine guten Sitten verderben läßt, so kann es nicht fehlen, daß das übrige Südafrika sein gegebenes wirtschaftliches Ausbreitungsfeld wird; denn mit allen afrikanischen Plagen wird er in der eigenen Kolonie vollauf vertraut, und in den englischen Landesteilen findet er vielfach günstigere Verhältnisse.

Kein Land der Erde bietet für landwirtschaftliche Produkte einen so günstigen Markt wie Südafrika; führte es doch im letzten Jahre, von den portugiesischen Besitzungen abgesehen, landwirtschaftliche Erzeugnisse im Werte von 200 Millionen Mark ein. Nach William Willcocks Berechnung

kann aber allein durch künstliche Bewässerung im englischen Teile Südafrikas das Zehnfache dieses Betrages jährlich geschaffen werden.

Wenn nun auch der Bur in seiner Heimat nicht allzu tätig ist, so muß doch die Frage, ob seine Einwanderung ins deutsch-südwestafrikanische Schutzgebiet zu fördern ist, entschieden bejaht werden. Es geht mit ihm wie mit dem Italiener, der in seinem schönen Lande wegen des „dolce far niente" berüchtigt ist, in der Fremde aber tüchtig zu arbeiten versteht, mag er nun in Nordeuropa als Erdarbeiter im Akkord tätig sein, oder in Argentinien als Kornbauer zur reinen Arbeitsmaschine werden und den Weizen so billig produzieren wie sonst nirgends. So wird auch der Bur ein anderer, wenn er, von der Verwandtschaft losgelöst, andere Ziele hat, als bei der Tasse Kaffee mit den Seinen den endlos langen Stammbaum zu bereden. Er wird selbst strebsam, sobald er in ein Land kommt, in dem das „Dollar making" die verfeinerte Form des „Werteschaffens" angenommen hat.

Zu Verbesserungen auf seiner Farm ist der Bur nach den furchtbaren Verwüstungen des letzten Krieges wenig geneigt. Wer es nicht selbst gesehen hat, hält es kaum für möglich, in wie sinnloser Weise vernichtet wurde, nachdem der lange währende Kampf auf beiden Seiten seinen verrohenden Einfluß ausgeübt hatte. Schlicht war der Bur stets, aber es ist jammervoll anzusehen, wie einst reiche Farmer nun zerlumpt in notdürftig wiederhergestellten Kammern zwischen den Ruinen ihrer Gehöfte leben, besonders auch auf den an sich so guten Plätzen des Freistaates. Es kommt hinzu, daß seit dem Kriege eine furchtbare Dürre herrschte und die Heuschrecken das Land verheerten, sowie allerlei Schädlinge die Mais- und Kafferkornfelder.

Darum ist es verständlich, daß, so günstig auch die Marktverhältnisse für den Landwirt liegen, das Hauptinteresse dem Minenbetrieb zugewendet wird, und daß manche Buren von der Regierung Bohrmaschinen zum Wassersuchen entleihen in der stillen Hoffnung, auf Mineralschätze zu stoßen. Nur so läßt sich die Wahl der seltsamen Stellen erklären, an denen sie vielfach bohren lassen, obwohl ihnen ihre Landeserfahrung sagt, daß sie an anderen Stellen weit eher und leichter zu pumpendes Wasser finden würden. Da die Regierung die Hoffnung auf Mineralfunde teilt, so lassen die Bewässerungsinspektoren den Farmern in der Wahl der Bohrstelle freie Hand.

Allerwärts ist der Boden aufgerissen zur Anlage von Forts und Schützengräben, umgeben von zerschnittenem Stacheldraht. Auf den Höhen stehen Türme mit alten Sandsackzinnen. Viele Gehöfte stehen noch verlassen und verwüstet, das offene Land ist auffallend menschenleer, die große Zahl von nun leeren Eingeborenenhütten bei jedem Hof bezeugt, wie bevölkert einst die Gegend war. Nur die Ortschaften sind schnell wieder aufgebaut und vielfach gewachsen. Der Bur hat sich häufig aus Kapitalmangel städtischen Berufen zugewendet, und seine Töcher begnügen sich nun als Ladenmädchen mit einem Monatsgehalt von 20 bis 30 Mark in den kleineren Städten, während sie bis vor dem Kriege gewohnt waren, für die kleinste Handreichung ihre Kaffern-dienerin zu rufen.

Die neuen englischen Siedler, die sich vorwiegend mit Feldbau befassen, hatten auch schwer unter der Dürre zu leiden. Jegliches landwirtschaftliches Erzeugnis wird noch in großen Mengen eingeführt. Fleisch aus Australien und Argentinien, Eier aus Rußland und Irland, Molkereiprodukte aus Dänemark und Neuseeland, Holz aus Schweden und Kanada. Gefrorenes Fleisch erhält man nicht nur an den Eisenbahnlinien, es wird von den Stationen mit der Post viele Meilen weit versandt. Die Brotfrucht ist zum großen Teil ebenfalls Import.

Auch die Landwirte sind mit dieser billigen Lebensmittelzufuhr einverstanden, da sie bei den hohen Preisen für Arbeitstiere und dem Mangel an Zuchtvieh so wohlfeil zurzeit nicht produzieren können. Nach all den Verlusten durch Viehseuchen lobt man das Verfahren der Franzosen auf Madagaskar, die die Einfuhr von Zuchttieren verbieten. Die in Südafrika nun häufig so verheerend auftretende Lungenseuche wurde erst bekannt, als vor mehreren Jahrzehnten eine größere Zahl von Zuchtrindern eingeführt wurde. Ein ähnliches Einfuhrverbot hat die Kapkolonie für Reben und auch unser Schutzgebiet wegen der Phyloxeragefahr erlassen, ebenso jene ein Verbot für Steinobstsämlinge, um die Einfuhr von Larven von Schädlingen zu vermeiden.

Da sich die neuen Heilverfahren bei Viehseuchen trotz des Interessanten, das sie theoretisch zeigen, in der Praxis als schädlich erwiesen haben, so ist zu hoffen, daß in Südafrika ein allgemeines Verbot des Imports von Vieh zu Zuchtzwecken erlassen, und daß durch Auswahl der besten Zuchttiere im Lande selbst eine allmähliche Rasseverbesserung erstrebt wird. Eine sanitäre Untersuchung einzuführender Tiere genügt keineswegs, da die Veterinärwissenschaft lange nicht weit genug vorgeschritten ist, um alle latenten Krankheitskeime zu entdecken.

Senekal (Orange River Colony), 23. Januar 1905.

Ferdinand Gessert.

Kleine Nachrichten.

— Japanische Universitäten. In dem an dieser Stelle schon zitierten Werke der japanischen Staatsmänner über Japan mußte es dem deutschen Leser ganz unverständlich sein, daß es unter den 1700 höheren Justizbeamten nur 300, unter 3200 höheren Verwaltungsbeamten nur 400, unter 40000 Ärzten und Chirurgen nur 600 gab, die Universitätsbildung besaßen, und daß auch in den anderen Gelehrtenberufen die Zahl der an kaiserlichen Universitäten Gebildeten unter den überhaupt Vorhandenen recht gering war. Mit Hilfe des Peterssehen Buches über England und die Engländer, das von Kirchhoff im Globus (Bd. 87, Nr. 4) angezeigt ist, wird uns die Sache dadurch klar, daß Japan hierin dem Beispiele Englands gefolgt ist. Auch in England kann man Arzt, Jurist, Lehrer werden, ohne die Universität besucht zu haben. Die jungen Leute besuchen ein Hospital, arbeiten im Bureau eines Rechtsanwalts, während sie, um Lehrer zu werden, überhaupt nicht zu studieren brauchen. Sie alle haben ohne Universitätsbildung allerdings keinen akademischen Grad (bachelor of arts oder magister), aber ihre Tätigkeit ist in keiner Weise von der der akademisch Graduierten verschieden. So ist es auch in Japan. Der junge Japaner kann ebenso wie der junge Engländer Arzt, Rechtsanwalt, Lehrer werden, ohne eine der beiden kaiserlichen Universitäten besucht zu haben. Für die Ausbildung sorgen in diesem Falle die Spezialschulen, von denen der Staat fünf für Medizin, eine für fremde Sprachen, eine für Kunst und eine für Musik errichtet hat, während die Mehrzahl von Ortsbehörden oder Privatpersonen gegründet und unterhalten wird. Ein solcher Dualismus ist sicher nicht wünschenswert, denn er schafft zwei Klassen von Gelehrten, aber für Japan ist er eine Notwendigkeit, da die beiden Universitäten in Kyoto und Tokyo nicht imstande sind, den Bedarf der Bevölkerung an akademisch Gebildeten zu decken. Sie sind auch nicht entfernt in der Lage, alle Bewerber aufzunehmen. Man hat daher ihre Aufnahme von einem sehr strengen Examen abhängig gemacht, das nicht mehr als ein Drittel der Kandidaten besteht, während alle übrigen bis zur nächsten Prüfung warten oder einen anderen Beruf wählen müssen. Dieser Andrang bezeugt einerseits das Bildungsbedürfnis des japanischen Volkes, anderseits die hohe, man kann sagen übertriebene Achtung vor dem akademischen Grade, zumal die Aufnahme in die Universität noch weiter durch einen dreijährigen Kursus auf einer höheren Schule erschwert ist. Der junge Japaner kann von einer Mittel- oder Bürgerschule direkt auf eine Spezialschule gehen, um Medizin, Jurisprudenz oder Literatur zu studieren; will er dagegen die Universität besuchen, so muß er nach Absolvierung der Bürgerschule zuvor noch drei Jahre lang den Unterricht einer höheren Schule genießen, auf der er neben fachlichen Vorkenntnissen eine fremde Sprache (Deutsch, Französisch oder Englisch) lernt. Gn.

— A. Magnin, der bekannte Vertreter der Botanik an der Fakultät in Besançon, gibt in einem umfangreichen Werke „La végétation des lacs du Jura", das mit zahlreichen Photographien und Textfiguren geschmückt ist, die Resultate seiner über ein Dezennium fortgesetzten intensiven Studien über die Vegetation der überaus zahlreichen Seen des französischen Jura. Magnin unterscheidet eigentliche Seen, die mindestens 15 m Tiefe erreichen, 24 an Zahl, von solchen Seen (lacs-étangs), deren Tiefe zwischen 15 und 5 m schwankt; letzteren fehlen die Tiefen- und die pelagische Region, sie besitzen nur die litorale und sind im allgemeinen verhältnismäßig reicher an Pflanzenarten als die ersteren. Auf den Reichtum oder die Armut der Vegetation sind ferner von Einfluß die Gestalt und die Beckenform der Seen. In

langgestreckten Seen ist die Vegetation auf dem einen Ufer häufig von der auf dem anderen Ufer verschieden, so findet sich z. B. Nuphar juranum ausschließlich auf dem Ostufer der Seen von Viremont, Grand-Maclus, Rotay, dem nördlichen des Sees de l'Abbaye, dem nördlichen und dem südlichen des Sees von Fioget usw. Die Meereshöhe der Seen des Jura übt im allgemeinen einen geringen Einfluß auf ihre Vegetation; tiefer gelegene sind zwar im ganzen etwas reicher an Zahl und Arten der Pflanzenindividuen, doch kamen auch einige bemerkenswerte Ausnahmen vor, so z. B. bei den Charas- und Potamogenetonarten, von denen manche in den tiefer gelegenen Seen überhaupt fehlen. Natürlich hängt dieser Umstand mit der durch die verschiedene Höhenlage bedingten verschiedenen Durchwärmung der Seen zusammen. Die Einwirkung der chemischen Zusammensetzung des Wassers auf die Flora des Sees durch den verschiedenen Gehalt an Kalksalzen, organischen Substanzen usw. ist bekannt genug, aber auch die petrographische und chemische Zusammensetzung des Bodens übt einen wesentlichen Einfluß auf die Pflanzenwelt aus. So fand Magnin in Seen mit überwiegend steinigem oder kieselartigem Untergrund besonders zahlreich Cladophora und in dem Schlamm zwischen den Steinen Potamogeneton, Myriophyllum, Characeen. Dieselben Arten kehren auch in Torfseen wieder, während der mit Seekreide bedeckte Boden kaum Wurzelstöcke von Phragmites und Scirpus, häufig aber auch überhaupt nichts hervorbrachte.

Halbfaß.

— Filchners Reise nach dem Oberlauf des Hoangho. Leutnant Filchner, der sich vor einigen Jahren durch einen Ausflug in die Pamir und ein Buch darüber bekannt gemacht hat, war im vorigen Jahre von neuem nach Innerasien aufgebrochen, diesmal nach dem Oberlauf des Hoangho und mit mehr wissenschaftlichen Zielen. Begleitet hat ihn ein Arzt Dr. Tafel, der zugleich geologisch gearbeitet hat; ferner bis Sining seine Gattin. Nach einem vorläufigen Bericht des „Ostasiatischen Lloyd“ hat Filchner nicht unbeträchtliche Strecken gar nicht oder nur wenig bekannten Gebiets durchwandern können, und wenn er, wie es in jenem Bericht heißt, auch Aufnahmen und astronomische Ortsbestimmungen ausgeführt hat, so dürfte seine Reise sich recht fruchtbringend gestaltet haben. Die Reisegesellschaft verließ im Dezember 1903 Schanghai und begab sich auf bekannten Wegen — nur das Tsinlinggebirge wurde auf einer neuen Route überschritten — über Hankou, den Hankiang hinauf, und über Lantschou nach Sining, der in der Erforschungsgeschichte Zentralasiens viel genannten Stadt östlich vom Kukunor. Im Juni 1904 marschierte die Expedition in Tibet ein, und zwar zog sie in südwestlicher Richtung bis zum Oringnor, einem der großen Seen, die der Hoangho in seinem Oberlauf durchfließt. Sie dürfte hier etwa dieselben Wege verfolgt haben wie Dutreuil de Rhins und Grénard und am Oringnor auf die Routen Prschewalskis und Koslows gestoßen sein. Vollkommen neues Gebiet aber erschloß der Weitermarsch: er ging ostwärts dem auf dem Patschongla entspringenden, auf unseren Karten nicht benannten Fluß entlang zum Hoangho und dann an diesem hinunter bis zu dem scharfen, von Holderer und Futterer von Norden her erreichten Knick unter 101° 30' östl. L. Hierauf machte die Expedition einen Abstecher nach Südosten bis nach Sungpan in Nord-Szetschwan, wo der Anschluß an ältere Aufnahmen hergestellt wurde. Von da ging es über Lantschou nach Sining zurück. Im Januar war die Expedition wieder in Schanghai. Die Reise war infolge der feindseligen Stimmung der räuberischen tibetanischen Stämme am oberen Hoangho, unter der ja auch die Holderer-Futterersche Expedition sehr zu leiden gehabt hatte, nicht ungefährlich, und einmal entrannen Filchner und Tafel einer Katastrophe nur dadurch, daß sie ihr Europäertum verleugneten und sich mit Erfolg für Mohammedaner aus Kaschgar ausgaben.

— Zum Bau des Simplontunnels. Im Hinblick auf die Schwierigkeiten, denen der Bau des Simplontunnels noch in letzter Stunde begegnete, dürften Eduard Sulzer-Zieglers Bemerkungen in den „Mitteil. der naturw. Ges. in Winterthur“, Heft 5 für 1903/04 von Interesse sein. Was diese Schwierigkeiten und ungeahnten Überraschungen betrifft, so ist zu bemerken, daß sich in erster Linie die geologischen Verhältnisse wesentlich anders erwiesen, als wie sie vorausgesagt wurden, und zwar nur zuungunsten der Untersuchung. Es bezieht sich dies namentlich auf die Südseite, und da wiederum auf die Art der Schichtung. Anstatt möglichst steil einfallenden Gebirges verfolgten horizontale Schichtungen das Werk, die nicht nur die mechanische Bohrung und damit den Stollenfortschritt erschwerten, sondern namentlich beim Ausbau erhebliche Kosten verursachten. Jedenfalls möchte der Verfasser raten, daß in Zukunft die Geologen mit etwas weniger Sicherheit auftreten und mit weniger positiven Behauptungen, welche den Anschein erwecken, als ob sie über das Innere eines Berges auf das Genaueste informiert wären. Eine zweite heikle Überraschung bildeten die Wassereinbrüche; einige dieser Quellen führten bis zu 150 Liter pro Sekunde im Sommer. Die „Fachleute“ waren der Ansicht, es werde sich bald auslaufen; in Wahrheit fließen die Wasser seit Oktober 1901 ungeschwächt weiter, nur im Winter etwas nachlassend. Eine dritte verhängnisvolle Überraschung war die Druckstelle auf der Südseite. Was sie bedeutet, ergibt sich daraus, daß infolgedessen der tägliche Fortschritt sich auf 25 cm stellte, während er 5,5 m betragen sollte; diese 44 m-Druckstelle erforderte sechs Monate Zeit bei kolossalen Geldopfern. Aber auch im Norden gab es Hindernisse. Hier stellte sich im Frühjahr 1902 die Temperatur statt auf 42° im Maximum, wie sie vorher berechnet worden war, auf 55°. Nur durch die vorzügliche Kühleinrichtung gelang es der Bauleitung, die Temperatur im Arbeiterstollen niemals, oder doch nur vorübergehend, auf 27° heraufkommen zu lassen. Weshalb die Temperatur bei dem weiteren Vordringen dann wieder sank, obgleich die Gebirgsüberlagerung sich steigerte, das wird, abgesehen von den geologischen Fragen, eines der zu lösenden Probleme bleiben. Eine fünfte, und zwar die schlimmste Überraschung bildete aber das heiße Wasser. Es sind nicht weniger als 70 Sekundenliter 40 prozentiges Wasser angeschlagen worden! Hätte diese heiße Quelle im Sommer anstatt im Winter störend in den Betrieb eingegriffen, so ist die Frage, ob die Kühlvorrichtung genügt hätte. Wenn solche Hindernisse sich ergeben, ist ein regelrechter Betrieb nicht aufrecht zu erhalten.

R.

— Geographische Ergebnisse der englischen Tibetexpedition. In ungefähren Zügen war man aus den Aufnahmen der indischen Pundits über das südliche Tibet zwischen dem Himalaja und dem Sangpo bzw. Indus unterrichtet, und die auf Grund der Arbeiten jener eingeborenen Topographen zusammengestellten Karten dürften der Expedition auf ihrem Vormarsch auf Lhassa gute Dienste geleistet haben. Durch die Arbeiten der die Expedition begleitenden Offiziere des englisch-indischen Ingenieurkorps ist indessen unsere Kenntnis von der Topographie des südlichen Tibet recht erheblich vermehrt worden. Im Märzheft des „Geogr. Journ.“ findet sich darüber ein vorläufiger Bericht, dem folgendes entnommen sei. Die geplante Expedition, die den Sangpo abwärts verfolgen und das noch unbekannte Stromstück bis zum nördlichsten bekannten Punkte seines Unterlaufes Brahmaputra festlegen sollte, ist aus irgend welchen Gründen leider aufgegeben worden, dagegen hat Sir Frank Younghusband eine Expedition nach dem fernen Westen gesandt, die in Gartok die von den Tibetanern zugestandene indische Handelsniederlassung vorbereiten und auch topographisch arbeiten sollte. Sie stand unter dem Befehl des Kapitäns Rawling, zählte zu Mitgliedern die Ingenieuroffiziere Kapitän Ryder und Kapitän Wood und den Leutnant Bailey und war zwei Monate unterwegs. Es wurde der Sangpo in seiner ganzen Ausdehnung von Schigatse bis zur Quelle aufgenommen, dann der Sutlej von seiner Quelle bis zum Übertritt auf britisches Gebiet, sowie der Gartokarm des Indus. Vollständig kartiert wurden ferner die Seen Manasarowar und Rakastal, wobei sich ergab, daß während vier Monate im Jahr, zur Zeit der Regen und Schneeschmelze, von dem ersteren zum letzteren ein Ausfluß besteht. Damit ist eine alte Streitfrage, die nach Landors Reise wieder aufgetaucht war, entschieden, und zwar in dem Sinne, wie wir es vor einigen Jahren einmal vermutet hatten (periodischer Abfluß; vgl. Peterm. Mitt. 1900, S. 166). Eine zweite Streitfrage, die auf das Verhältnis von Sutlej und Rakastal Bezug hat, ist dagegen noch nicht befriedigend aufgehellt worden. Die meisten Karten lassen den Sutlej im Rakastal seinen Ursprung nehmen, doch ist dieses Verhältnis auch bestritten worden, zuletzt von dem japanischen Reisenden Ekai Kawagutschi, der keine Verbindung des Sees mit dem Sutlej vorfand (vgl. Globus, Bd. 85, S. 163). Die englischen Offiziere erklärten dasselbe, doch behaupteten die Tibetaner, daß die Verbindung vorhanden sei. Man muß wohl auch hier eine periodische Verbindung des Sees mit den übrigen Quellen des Flusses annehmen. Eine Reihe hoher Schneegipfel wurden gemessen; die Berechnung ist noch nicht zu Ende geführt, doch ergibt sich schon soviel, daß es — wie wohl hin und wieder vermutet worden ist — höhere Berggipfel als den Mont Everest im Himalaja nicht gibt. — Vorher hatte Ryder das Gebiet in der Umgebung des englischen Lagers bei Khambadschong vermessen. Man hatte dort die Schneeketten vom Tschumolarhi über den Kantschendschanga bis

zum Mont Everest vor sich. Eine Kette lief anscheinend vom Mont Everest aus nach Norden und schien einige sehr hohe Spitzen zu haben, doch ergaben die trigonometrischen Messungen als Maximum nur etwa 6600 m, während die beiden ansehnlichen Piks im Nordwesten nur gegen 6300 m hoch sind. Ein eingeborener Topograph wurde während des Vormarsches durch das Tschumbital in den angrenzenden unbekannten Teil von Bhutan geschickt. Auch die Verbindung des Yamdoktso, des vielgegliederten Sees im Südwesten von Lhassa, mit dem nahe vorbeifließenden Sangpo war streitig. Auf dem Blatt „Innerasien" des neuen Stieler ist der See abflußlos gezeichnet, auf der C. Schmidtschen Karte des mittleren Teiles von Südtibet in „Peterm. Mitt." 1904, Taf. 7, entwässert er mittels des Rongtschu zum Sangpo. Die Expedition besuchte die Stelle, wo der Ausfluß existieren sollte, und fand statt eines solchen einen kleinen einströmenden Fluß vor! Auch dies deckt sich mit der Angabe Kawagutschis. Zu erwähnen ist endlich noch, daß von Lhassa und seinen Vorstädten ein genauer Plan aufgenommen und das Tal von Lhassa 45 km aufwärts kartiert wurde. Sg.

— Zur Runenfrage. Wie andere deutsche Zeitschriften und Zeitungen hat auch der Globus (Bd. 87, S. 99) eine kurze Mitteilung über den neuesten Erklärungsversuch Dr. von Friesens, eines Dozenten von Upsala, gebracht. Als Sachverständiger, der seit 20 Jahren der Runenforschung unausgesetzte Arbeit und Aufmerksamkeit gewidmet hat, kann ich mich der Meinung einiger nordischer und deutscher Gelehrten, daß nun „die Untersuchungen über den Ursprung der Runen einen festen Boden gewonnen haben", durchaus nicht anschließen. Sogleich, als ich von der neuen Theorie hörte, habe ich sie für ein „totgeborenes Kind" erklärt, ein Urteil, das ich nach eingehender und gewissenhafter Prüfung der schwedischen Abhandlung „Om runeskriftens härkomst" (Aus Språkvetenskapliga Sällskapets i Upsala Förhandlingar, 1904) vollkommen aufrecht erhalte. Die gezwungenen und gekünstelten Deutungen des jungen schwedischen Gelehrten bedeuten keinerlei Fortschritt für das Verständnis der Runen und werden, das sage ich ohne Bedenken jetzt schon voraus, kein anderes Schicksal haben als die aller seiner Vorgänger seit Wimmer. Wer annimmt, die Kenntnis der Schrift sei bei den südlichen Völkern älter als bei den Nordländern, befindet sich bezüglich der Erklärung der augenfälligen und unbestreitbaren Ähnlichkeit der Runen mit den ältesten Schriftformen in einer „Sackgasse", aus der es keinen Ausweg gibt, denn auf diese Weise — das haben all die gescheiterten Versuche von Wimmer, Losch, Meyer, Hempl, Kaufmann, Luft, Gundermann, von Grienberger gezeigt — ist des Rätsels Lösung überhaupt nicht zu erreichen. Schon vor 20 Jahren habe ich vorausgesagt, daß alle derartigen Versuche vergeblich sein würden, und die Zeit hat mir recht gegeben, denn auch der Friesensche macht keine Ausnahme. Ich habe mich aber keineswegs auf Widerspruch beschränkt, sondern zugleich den umgekehrten Weg gezeigt, der allein zum erstrebten Ziele führt, da auf dieser Grundlage nicht nur die Runen, sondern alle südeuropäischen und kleinasiatischen Schriftarten sich entwickelungsgeschichtlich erklären lassen. Ludwig Wilser.

— Über Schallgefäße in dänischen Kirchen hielt Dr. phil. Mackeprang in der archäologischen Gesellschaft in Kopenhagen vor kurzem einen Vortrag. In der Strandby-Kirche bei Løgstør in Jütland fand man vorigen Sommer während der am Dache vorgenommenen Arbeiten eine Reihe großer, in der Mauer angebrachter irdener Töpfe. Die Sitte, in den Kirchen solche Schallgefäße anzubringen, war ja außerhalb Dänemarks allgemein verbreitet. In Dänemark hat Dr. Mackeprang, der über diesen Gegenstand sorgfältige Untersuchungen angestellt hat, nur in neun alten Kirchen solche Gefäße gefunden. Dieselben sind zwar auf verschiedene Weise, jedoch immer im Chore, entweder in der Mauer oder der Wölbung desselben angebracht und wenden immer die Mündung gegen die Kirche. Gewöhnlich sind sie offen, nur einzelne Stellen mit einem hölzernen Deckel, mit oder ohne Löcher, versehen. In der Regel sind sie leer, nur in einem der in der Strandby-Kirche gefundenen Gefäße entdeckte man ein Stück eines Schafschädels, der wahrscheinlich von einem Vogel dort hingeschleppt worden war. In mehreren der Gefäße in der Frauenkirche in Svendborg auf Fünen wurde Asche gefunden. Am besten sind die Töpfe in der Odumkirche zwischen Aarhus und Randers in Jütland bewahrt. Sie sind dort, wie überall, nur im Chore angebracht und gleichzeitig mit der Aufführung der Mauer eingesetzt. Dieser Punkt ist von Wichtigkeit. Die neun Kirchen, in welchen man die Schallgefäße findet, rühren nämlich alle von der romanischen Zeit her, woraus hervorgeht, daß die Sitte schon sehr früh in den südlichen Ländern, aus welchen man in Dänemark die Kirchenbaukunst erhielt, verbreitet war. Bisher hat man in Deutschland nur wenige solche Fälle gekannt (Burgfelden in Württemberg und eine kleine Kirche in Bayern), und man hat daher gemeint, daß die Sitte erst anläßlich der durch die Gotik hervorgerufenen Bauveränderungen eingeführt worden sei. Übrigens findet man Schallgefäße auch in vielen anderen Ländern Europas, doch sind sie auf andere Weise als in Dänemark angebracht. Mit den ältesten Kirchen (besonders derjenigen von Burgfelden) ist die Ähnlichkeit am größten.

Betreffend den Zweck dieser Gefäße hat man verschiedene Erklärungen gegeben. Der Umstand, daß sie nur im Chore angebracht sind, scheint die Möglichkeit, daß sie der Ornamentik der Kirchen gedient haben oder, wie viele annehmen, die Feuchtigkeit von den Gemälden ableiten sollten, völlig auszuschließen. Um Reliquien darin zu verwahren, sind sie auch nicht geeignet, und die wahrscheinlichste Erklärung dürfte daher sein, daß diese Gefäße dazu bestimmt waren, den Gesang zu verbessern und den Laut zu verstärken. Natürlich ist eine solche Annahme ganz irrtümlich, indem nur einzelne Töne dadurch gestärkt werden, wodurch der Gesang im Gegenteil nur verschlechtert wird. Daß man jedoch mit den Schallgefäßen eine solche Meinung verbunden hat, ist eine historische Tatsache und geht aus einem vom Direktor eines Klosters in Metz im Jahre 1432 ausgestellten Befehl hervor, in welchem ausdrücklich angeordnet wird, irdene Töpfe für den genannten Zweck in die Mauer einzulassen. Die Klosterchronik fügte jedoch später hinzu, diese Veranstaltung habe ihren Zweck nicht erfüllt und nur Gelächter hervorgerufen. B.

— Zur Mythologie der Korjäken. Es fehlt nicht an vollgültigen Zeugnissen, daß ein ethnographischer Zusammenhang zwischen den Völkern im Osten und im Westen der Beringstraße vorhanden ist, und wissenschaftliche Expeditionen, welche in jüngster Zeit sowohl von russischer als nordamerikanischer Seite ausgingen, haben dafür eine Bestätigung beigebracht. Auf Kosten des bekannten sibirischen Mäcens Sibiriakow wurde in den Jahren 1894 bis 1897 die sogenannte „Jakutische Expedition" nach dem äußersten Osten Sibiriens entsendet, welcher auch die Aufgabe zufiel, die kleinen dort hausenden Völker der Giljaken, Kamtschadalen, Korjäken, Jukagiren und Tschuktschen zu studieren, die man alle nicht recht im ethnographischen System unterzubringen vermochte und die daher von Peschel in seiner Völkerkunde 1876 als „Beringsvölker" bezeichnet wurden. Gleichzeitig mit der russischen Expedition hatte auch das Amerikanische naturgeschichtliche Museum in New York die „Jesupexpedition" organisiert, welcher die Aufgabe zufiel, den Zusammenhang zwischen den ostasiatischen und nordwestamerikanischen Völkern zu studieren, eine Aufgabe, die, wenn auch noch nicht ganz gelöst, doch eine große Anzahl tüchtiger wissenschaftlicher Arbeiten zutage gefördert hat.

Unter den russischen Arbeiten, welche auf die in Rede stehende Frage Bezug haben, wollen wir hier auf die Abhandlung von Waldemar Jochelson aufmerksam machen, welche die Mythologie der Korjäken behandelt (American Anthropologist, Vol. VI, 1904, p. 413). Das Ergebnis der Untersuchung zeigt mit größter Bestimmtheit, daß eine enge Kulturverwandtschaft zwischen den oben bezeichneten ostasiatischen Stämmen, namentlich den Korjäken, und den Nordwestamerikanern besteht. Das ergibt sich zunächst aus dem Vergleiche der beiderseitigen Mythen und religiösen Meinungen. Jochelson konnte darin indianische, Eskimo- und mongol-türkische Elemente nachweisen, aber die amerikanisch-indianischen überwogen bei weitem. Die Kosmogonie der Korjäken ist nicht entwickelt, und in ihren Heroenerzählungen und Göttergeschichten wird angenommen, daß die Welt schon vor ihnen existierte. Wir finden da die bekannte Geschichte, wie der Rabe die Sonne stiehlt; sie erzählen, daß das Universum aus fünf Welten besteht, deren mittelste unsere Erde ist — alles genau so wie auch die Bellakula Nordwestamerikas berichten. Der Rabe als Erschaffer des Universums wie bei den Tlinkit, Haida und Tsimschian Amerikas kehrt in der gleichen Rolle bei den asiatischen Korjäken wieder, und unter 140 bei diesen gesammelten Mythen waren nur neun, die nicht vom Raben und seinen Kindern handelten. In der angeführten Arbeit von Jochelson wird dieses dann im einzelnen näher ausgeführt und auch auf viele andere Übereinstimmungen zwischen Indianern und Korjäken (zum Teil Opfergebräuche) hingewiesen.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

// GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 15. BRAUNSCHWEIG. 20. April 1905.

Läßt sich der „Büßerschnee“ als vereiste Schneewehen auffassen?

Von W. Deecke. Greifswald.

Zu den Gegenständen, welche in der letzten Zeit von Geologen und Geographen wiederholt besprochen wurden, weil sie trotz verschiedenartiger Erklärungsversuche immer noch ein Problem darstellen, gehört auch der Büßerschnee der amerikanischen, speziell der südamerikanischen Gletscherwelt. In trefflicher Weise hat jüngst Hauthal diese sonderbare Auflösung der andinischen Schnee- bzw. Eisfelder geschildert und das gesamte Beobachtungsmaterial zusammengefaßt [1]). Er definiert den Büßerschnee folgendermaßen: „Es sind 1,5 bis 2,5 m hohe Eisfiguren, zu den abenteuerlichsten Formen ausgestaltet, in parallelen Reihen angeordnet, die wie ein Regiment Soldaten dastehen; es sind nicht lange, parallele Eiskämme, sondern isolierte Figuren (Pyramiden oder Nadeln), die höchstens an ihrer Basis durch niedere Eiswülste verbunden sind.“ In einem folgenden Absatze wird gesagt: „Diese Formen sind Pyramiden, deren Grundriß oft stark in die Länge gezogen erscheint, und zwar stets in der Richtung der parallelen Reihen, in welchen sie angeordnet sind. Betont wird ferner, daß es sich um Schneeeis, nicht um Gletschereis handele, da die körnige Struktur fehle. Es nähere sich dem Hocheis und bestehe aus dünneren Lagen eines blasenfreien, hellen, durchsichtigen Eises, das beim Anschlagen in scharfkantige Splitter zerfällt, und aus etwas dickeren Lagen eines weißlich trüben, blasenreichen Eises, die regelmäßig abwechseln.“

Die verschiedensten Erklärungsversuche wurden gemacht, über welche Hauthal kritisch referiert und die er alle verwirft. Weder Winderosion, noch Ausfurchung durch Schmelzwasser, noch Zerklüftung infolge von Gleiten oder Rutschen am Gehänge soll als Ursache dieser Figuren in Frage kommen. Allein die Sonnenwirkung und Bodenstrahlung werden zugelassen und auf diese beiden Faktoren erst die Zerfurchung in Kämme, dann deren Auflösung in Pyramiden zurückgeführt.

Kurz darauf beschäftigte sich S. Günther mit dem Büßerschnee und stellte denselben in Vergleich mit den Erdpyramiden [2]). Er gelangt zu dem Schlusse, „daß in beiden Fällen Massen von lockerer Struktur durch den Regen — und hier und da wohl auch durch den Wind und Angriffe von unten her — in spornartig vorspringende Grate gespalten werden, und diese erneuter Zerstörungsarbeit durch Regen und Sonnenstrahlung unterliegen. Als Resultat tritt übereinstimmend die lineare Scharung der Erosionsgebilde zutage.“

Hauthal also ebenso wie Günther betrachten die lineare Anordnung als etwas Sekundäres. Das ist um so merkwürdiger, als man beim Lesen der Hauthalschen Ausführungen eigentlich auf die Vermutung hingedrängt wird, daß hier vielleicht schon eine primäre Verschiedenheit des Materials oder seiner Anhäufung vorliegt. Denn am Schlusse des Aufsatzes wird betont, daß gleich bei der ersten Anlage eines Büßerschneefeldes die eigentümlich parallele Stellung von Graten und Kämmen sich herausbildet. Auf diese möglicherweise ursprüngliche Verschiedenheit in der Anhäufung des Schnees möchte ich mit dieser Notiz die Aufmerksamkeit lenken. Ich bin zu ihrer Niederschrift veranlaßt durch den heftigen Schneesturm des Silvestertages, der eintrat, nachdem ich soeben die interessanten Darlegungen Hauthals gelesen hatte.

Am 31. Dezember 1904 tobte an der ganzen deutschen Ostseeküste ein gewaltiger Nordoststurm, der eine Hochflut, ähnlich der vom November 1872, erzeugte. Dieser heftige kalte Wind brachte eine Unmenge von Schnee in Pulverform mit sich und trieb denselben in dichten Wolken und Wirbeln immer aufs neue vor sich her. Binnen wenigen Stunden waren an windgeschützten Stellen mächtige Schneewehen entstanden, die manchmal über 1 m Höhe hatten. Als der Sturm sich legte, trat scharfer Frost ein, und die Wehen gefroren in ihren oberen Teilen, die Kämme und Grate vereisten derart, daß nach einem Monat längs der Bahn und in geschützten Gruben noch bedeutende Reste vorhanden waren. Als in der ersten Woche des neuen Jahres Tauwetter mit Regen eintrat, konnte man deutlich sehen, wie sich aus der mehr eben gewordenen Schneemasse die alten Kämme infolge ihrer festeren Struktur wieder heraushoben und die Flächen in parallele Grate zerfielen. Das ist ja nichts irgendwie Ungewöhnliches; aber die großen Wehen an den Eisenbahneinschnitten bei Ducherow waren an ihren äußersten westlichen Enden in eine ganze Reihe von niedrigen isolierten, frei auf dem Boden stehenden, geschichteten und daher gebänderten Schneeeispfeilern oder Pyramiden aufgelöst. Wie Vorposten standen diese etwa $^1/_2$ m hohen Kegelchen vor dem noch erhaltenen Reste der Schneewehe und ließen erkennen, daß sie in deren Richtung angeordnet und aus derselben hervorgegangen waren. Sie besaßen einen in der Richtung der Wehenkämme ausgezogenen Querschnitt und erinnerten mich an einige der Hauthalschen Abbildungen, wenngleich sie wesent-

[1]) Büßerschnee (Nieve penitente). Zeitschr. d. deutsch. u. österr. Alpenvereins 34, 114 bis 132 (1903).

[2]) Erdpyramiden und Büßerschnee als gleichartige Erosionsgebilde. Sitzungsber. d. Königl. bayer. Akad. d. Wissensch., mathem.-phys. Kl., 34 (3), 397 bis 420 (1904).

lich kleinere Dimensionen besaßen. Daß solche zusammengeblasenen Schneewälle immer einseitig gestreckte, unter sich parallele Schneeflecke beim Schmelzen hinterlassen, dürfte allgemein bekannt sein; ich habe jedoch selten diese pfeilerförmige Auflösung beobachtet und führe diesen eigenartigen Fall darauf zurück, daß die Kämme stellenweise kräftig vereist waren und auf ihre Unterlage schützend wirkten. Die dicksten Stellen der Eiskruste, welche dem Regen am längsten widerstanden, verhielten sich also ganz wie die Steine auf den Spitzen der Erdpyramiden.

Diese kleine Beobachtung legte mir die Anwendung auf den Büßerschnee nahe. Selbstverständlich vermesse ich, der ich diese Eisformen nie gesehen habe, mich durchaus nicht, hier eine erschöpfende Erklärung des Phänomens geben zu wollen. Es kann diese Notiz nur ein Fingerzeig sein. Ob der im folgenden angedeutete Versuch in natura Stich hält, werden die südamerikanischen Kollegen prüfen müssen.

Hauthal betont wiederholt, daß sich dieser Büßerschnee vorzugsweise an windgeschützten Stellen findet. Dünne Schneelagen sollen diese Bildung nicht zeigen; auch nimmt keineswegs alles Hocheis diese Formen an. Man könnte sich daher denken, daß Büßerschnee sich nur dort entwickelt, wo zwei Ursachen zusammenwirken, nämlich lineare Anhäufung durch Wind in Form von Schneewehen und Herausmodellierung dieser Wehen und ihrer Kämme durch Sonnenstrahlung.

Hinter Vorsprüngen und Ecken, an Stellen, wo der Wind den treibenden Schnee nicht wieder fortführt, entstehen Schneefelder, in denen sich entsprechend der abgelenkten Richtung des Luftstromes Wehen mit Dämmen und Tälern ausprägen. Diese Grate vereisen, ein Schneefall bei ruhigerer Luft deckt das Ganze zu und ebnet die Fläche ein. Ein neuer Schneesturm erzeugt, weil die Bedingungen gleich sind, ähnliche, vor allem gleich oder ähnlich gerichtete Wehen. So nimmt der in Hocheis sich umwandelnde Schnee einerseits eine bestimmte innere Struktur, andererseits Schichtung an. Wenn nun ein Tauen des Schneefeldes eintritt, so werden die festeren vereisten Kämme aus den lockeren zwischenliegenden Streifen herausgeschmolzen. Ist der Schnee in den Furchen kompakter, so schwinden die Kämme und machen Rinnen Platz. Liegt vor allem die Richtung der neu entstehenden Grate derart, daß die Sonnenstrahlung besonders kräftig einwirkt, so werden die Rinnen immer tiefer werden, und ein Schneefeld nimmt die Gestalt an, wie sie Hanthal in seinem Aufsatze auf dem letzten Bilde darstellt. Diese neuen Grate besitzen aber, weil sie aus sehr verschiedenen Wehen hervorgingen, deren Eigentümlichkeiten sich keineswegs decken, ungleichmäßigen Bau und neigen daher zum Zerfall in Pfeiler. Im allgemeinen wird dabei die so charakteristische parallele innere Anordnung und der damit zusammenhängende Querschnitt erhalten bleiben.

Büßerschnee ist selbst in seinem eigentlichen Heimatgebiete eine, wie es scheint, keineswegs sehr häufige Erscheinung. Daß die Sonnenstrahlung bei seiner Erzeugung ein Hauptelement ist, dürfte durch Hauthal bewiesen sein, weil alle diese Reihen von der wirksamsten Richtung der Sonnenstrahlen abhängig scheinen. Nach meinen Erörterungen gehört zu seiner Entstehung außerdem die innere Anordnung und wechselnde Vereisung. Wo beide Faktoren nicht zusammentreffen, entwickelt sich auch kein Büßerschnee; also erstens nicht auf den eigentlichen Gletschern, denn dort hat mit der Umwandlung in körniges Gletschereis die ursprüngliche Struktur einem neuen Gefüge Platz gemacht, ferner nicht dort, wo innerer Bau der Schneefelder und die Richtung der Insolation quer zueinander laufen, schließlich nicht dort, wo eine der beiden Ursachen überhaupt fehlt. Daher mag es kommen, daß nicht alles Hocheis der Anden diese Verwitterung zeigt, ferner, daß dieser Typus bei uns in Europa fehlt. Denn die Richtung unserer Hochgebirge, gerade senkrecht zu den Anden, gestattet vielleicht diese Sonnenwirkung nicht, obwohl Ansätze gelegentlich vorzukommen scheinen. So führt Hauthal die Herausbildung von Spitzen und Zinnen auf einem Lawinenkegel in einer Anmerkung an. Solche abgestürzten Schneemassen haben in der letzten Phase ihrer Bewegung durch Reibung und Stauchung eine Zusammendrückung in bestimmten Zonen erfahren. Dort ist das Eis fester und daher auch bei seinem Schmelzen die Entstehung ähnlicher Gebilde wie im Büßerschnee denkbar.

Meiner Meinung nach liegt also die Möglichkeit vor, auf dem hier angedeuteten Wege dem Problem des Büßerschnees abermals einen Schritt näher zu kommen. Derartige Erscheinungen sind selten so einfach, daß sie sich durch eine einzige Ursache völlig aufklären lassen, und deswegen wollte ich hier auf die Bedeutung des inneren Gefüges hingewiesen haben, sei es, daß dieses durch den Wind, sei es, daß es durch den Druck oder aus einer anderen Ursache entstand.

Die Fest- und Fasttage der südrussischen Juden in ethnographischer Beziehung.

Von Dr. S. Weißenberg. Elisabethgrad.

Mit 9 Abbildungen.

Einleitung. Allgemeines.

Charakteristisch für das Judentum ist die im allgemeinen geringe Zahl der vorgeschriebenen Feiertage. Das biblische Zeitalter kannte nur die sogenannten drei „Regalim“ (Exodus XXIII, 14: Dreimal im Jahre feiere mir ein Fest [1]), von denen das Wochenfest eintägig und das Befreiungs- und Laubhüttenfest achttägig waren, aber nur je der erste und letzte Tag derselben gefeiert wurde. Auf gleicher Stufe mit diesen standen vielleicht das Neujahrs- und Versöhnungsfest (Leviticus XXIII, 24 und 27). Mit der Zeit kamen zu diesen Festen noch einige rein historische hinzu, wie das Los- und das Makkabäerfest, auch wurde zu den biblischen Festen für diejenigen Juden, die außerhalb Palästinas wohnten, je ein zweiter Tag aus kalenderischen Rücksichten hinzugefügt, damit nämlich die Feste in der Diaspora am richtigen Tage gefeiert würden, falls die Ankündigung derselben aus irgend einer Ursache sich verspätete. Diese „zweiten Tage“ sind bis auf heute verblieben, obgleich die religiöse Berechtigung für sie mit Feststellung des Kalenders längst verschwunden ist. Eigentlich strenge Feiertage sind jetzt nur die ersten und letzten zwei Tage des Befreiungs- und Laubhüttenfestes, dann das Wochen-

[1]) Sämtliche Bibelzitate nach der neuesten Übersetzung von Dr. S. Bernfeld.

fest (zwei Tage), Neujahr (zwei Tage) und Versöhnungsfest (ein Tag); die übrigen sind nur Halbfeiertage, an denen jegliche Arbeit gestattet ist.

Die wenigen ihnen gegönnten Feste suchen aber die Juden — es ist hier allein von den südrussischen Juden die Rede — so feierlich als nur möglich zu begehen,



Abb. 1 a bis c. **Kidduschbecher.**
a für Feiertage, b für Sabbat, c Deckel zu b, zugleich Gewürzbüchse.

und zwar ist der jüdische Feiertag eine Zeit der vollkommenen Ruhe und des Insichvertieftseins, eine Zeit der philosophischen Beschaulichkeit.

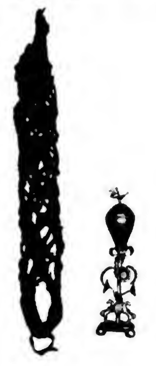
Die Feiertage, wie auch die Werktage beginnen bei den Juden mit dem Vorabende des betreffenden Tages. Zu jedem Feiertage wird von der Hausfrau frisches Brot aus einer etwas feineren Mehlsorte als gewöhnlich gebacken, Challah genannt. Abends kommt vor Sonnenuntergang auf den Speisetisch ein frisches Tischtuch, die Challah wird darauf gelegt, daneben werden gewöhnlich zwei Lichter in blanken Leuchtern gestellt, die die Hausfrau unter Segensspruch anzündet, was Lichtbenschen heißt, Kinder und Frau machen Toilette und erwarten mit Ungeduld das Erscheinen des Hausherrn, der in der Schul (Synagoge) mit den erwachsenen Söhnen die Gebete verrichtet. Kurze Zeit nach der Rückkehr von der Synagoge wird Kiddusch gemacht und zur Festmahlzeit geschritten. Kiddusch ist ein Segensspruch, gewöhnlich über Wein, auf den kommenden Feiertag zur Einweihung desselben und wird nur von über 13 Jahre alten männlichen Personen gesprochen. Fast in jeder bemittelten Familie ist für den Kidduschsegen ein spezieller Kidduschbecher aus Silber zu finden, der häufig mit Inschriften oder verschiedenen Emblemen verziert ist. Abb. 1 a [2]) zeigt einen solchen Kidduschbecher mit eingraviertem Löwen und Schaf (auf der Rückseite) unter Bäumen, vielleicht als Sinnbild für Israel unter den Völkern oder als Illustration zum Zukunftsbild des Propheten Jesaja.

Man legt sich gewöhnlich früh zu Bett, um früh aufzustehen und in die Synagoge zu gehen. Vor dem Abschluß der Morgengebete darf nichts gegessen werden, und deshalb wird, nachdem man wieder nach Hause zurückgekehrt ist, mit desto größerem Appetit die festliche Hauptmahlzeit, nach abermaligem Kiddusch, eingenommen. Nach dem Essen wird gewöhnlich geruht, dann werden erbauliche Abschnitte aus der Bibel oder dem Talmud, die meistens in irgend einer Beziehung zum betreffenden Feiertage stehen, gelesen und abends wird wieder in die Schul gegangen. Dort ist gewöhnlich schon die ganze Gemeinde versammelt, und die Schul wird zum Klub. Es wird große und kleine Politik getrieben, Gemeindeangelegenheiten werden besprochen, ein wenig geklatscht und so die Zeit bis zum Abendgebet verbracht. Mit diesem schließt der Feiertag. Nach dem Mittagessen oder abends werden Freunde und Verwandte gewöhnlich mit Frau und Kind aufgesucht, wo man mit Schnaps, Wein und verschiedenen speziell für den Feiertag zubereiteten Süßigkeiten bewirtet wird. Häufig begibt man sich morgens direkt von der Synagoge zu einem Freund „af Kiddusch machen", man plaudert ein bißchen und geht nach Hause, denn gespeist wird immer zu Hause im Familienkreise.

Als großes Verdienst vor Gott gilt es, „an Oirech (Gast) of Jontew (Feiertag) zi nehmen". Arme durchreisende Juden, Soldaten u. dgl. melden sich gewöhnlich beim Schammes (Synagogendiener), der sie an die Baalebatim (Hausherren) nach Gebetschluß verteilt. Diese Gäste bekommen gewöhnlich nicht nur Speise und Trank am Festtische, sondern auch Nachtlager. Häufig ist die Nachfrage nach Gästen größer als das Angebot, und da mancher Hausherr ohne einen Oirech „a varstörten Jontew" zu haben glaubt, so sichern sich viele einen Gast im voraus.

1. Der Sabbat.

Der größte Feiertag nach dem Versöhnungstage ist der Sabbat. Die von der Bibel vorgeschriebene strenge Sabbatruhe wird noch jetzt auf dem Lande und in kleineren Städten gehalten. Aber im Kampfe ums Dasein und fast krankhaften Haschen nach neuen Formen muß und wird leider von mancher alten guten Sitte gelassen und diese für eine hohle moderne eingetauscht. Die Konkurrenz in den größeren Städten einerseits und die für alle Staatsbürger obligatorische Sonntagsruhe andererseits zwingen die Juden, ihre Läden und sonstigen Geschäfte auch am Sabbat offen zu halten. Jedoch wird auch dort jede physische Arbeit nach Möglichkeit vermieden. Wonach der moderne Staat so krampfhaft ringt, das haben die Juden schon längst erreicht, ja übererreicht, denn die moderne, nur mit großer Mühe errungene Sonntagsruhe, wo nur ein Teil der Bevölkerung ruht, wogegen der andere um so intensiver arbeitet, um dem ersteren alles mögliche Vergnügen darzubieten, ist doch eigentlich keine Ruhe in strikter Bedeutung des Wortes. Wie weit ist diese Ruhe entfernt von der biblischen, die für den heutigen Menschen noch als unerreichbares Ideal dasteht, für den Juden aber Wirklichkeit ist.



a b
Abb. 3a. **Hawdolekerze.**
Abb. 3b. **Gewürzbüchse.**

„Gedenke des Sabbattages, ihn zu heiligen:

Sechs Tage kannst du arbeiten und all deine Werke verrichten.

Aber der siebente Tag ist Feiertag dem Herrn, deinem Gott; da sollst du keinerlei Werk verrichten, du und dein Sohn und deine Tochter, dein Knecht und deine

[2]) Sämtliche hier abgebildeten Gegenstände befinden sich im Jüdischen Museum in Wien I, Krugerstr. 8.

Magd und dein Vieh, und der Fremde, der in deinen Toren weilt" (Exodus XX, 8 bis 10).

Diese an und für sich strengen Vorschriften der Bibel wurden vom Talmud noch weiter ausgesponnen, so daß dem Juden für den Sabbat sogar eine bestimmte Schrittzahl (2000) vorgeschrieben ist. Der Talmud hat aber auch gewisse Erleichterungen geschaffen. Dank den Gesetzen des Eiruw (Vermischung) können die Bewohner eines Häuserkomplexes, mehrerer Straßen, ja der ganzen Stadt in eine Familiengemeinschaft verwandelt werden, wodurch gewisse Verrichtungen sämtlichen Bewohnern gestattet werden. Gehört z. B. ein Häuserkomplex eines geschlossenen Hofes einem Juden und werden sämtliche Wohnungen desselben von Juden bewohnt, so bringt jede Familie zum Hausbesitzer etwas Mehl. Dieses Mehl wird im Beisein sämtlicher Hausbewohner vermengt und aus ihm eine sogenannte Eiruwmazzah gebacken, eine Handlung, durch die die Familiengemeinschaft sämtlicher Einwohner symbolisiert wird. Die Eiruwmazzah hängt an sichtbarem Orte beim Hausbesitzer und wird gewöhnlich aus ungesäuertem Teige zubereitet, damit man sie auch am Pessach aus dem Zimmer nicht zu entfernen braucht. In einigen polnischen Städtchen ist noch jetzt ein Eiruw, ein Draht an Stangen befestigt, um das ganze Städtchen herum zu sehen, wodurch die ganze Gemeinde symbolisch zu einer einheitlichen Familie wird. Der Eiruw gestattet, am Sabbat alle solche Handlungen zu verrichten, die zum Leben unbedingt notwendig sind, so z. B. das Tragen von Speisen, die häufig aus verschiedenen Rücksichten für mehrere Familien in einer Küche zubereitet werden, das Tragen von nötigen Kleidungsstücken usw. Ist kein Eiruw da, so hilft man sich auch ohne ihn. Abbildung 2 zeigt ein älteres Paar auf dem Wege zu oder von der Synagoge. Da das Tragen am Sabbat verboten ist, so hat der schlaue Alte seinen Gebetmantel als Kleidungsstück über die Schultern geworfen und ihn mit dem Schnupftuch, als Gurt verwendet, an den Leib festgebunden. Die Alte steckte ihr Taschentuch anstatt in die Tasche mit einem Zipfel hinter die Röcke und gibt ihm so den Schein eines Kleidanhängsels.

Wie gesagt, beginnt der Sabbat Freitag abends. Am Freitag wird gewöhnlich früher als sonst, etwa um 11 Uhr, und mäßiger als sonst zu Mittag gespeist, damit man abends von den verschiedenen Leckerbissen, hauptsächlich den Fischsorten, desto mehr verzehren kann. Nach dem Mittagessen geht man ins Merchoz (Bad), dann wird Tee getrunken, und abends begibt man sich in die Synagoge. Zu Hause zünden die Frauen ihre Lichter an, und zwar mehr als an sonstigen Feiertagen. Die gewöhnliche Zahl zwei wird von der Hochzeit bis zur Geburt eines Kindes behalten, dann wird mit jedem Kind ein neues Licht hinzugefügt. Die Dreizahl aber ist verpönt, da um den Toten herum gewöhnlich drei Kerzen gestellt werden, und so zündet man mit der Geburt des ersten Kindes gleich vier Lichter am Sabbat an. Aus der Synagoge zurückgekehrt, segnet der Vater die Kinder und besingt in erhabenen Worten die Vorzüge einer braven Frau.

Den Sabbat stellt man sich als etwas Persönliches vor, und beim Vortrage des berühmten Sabbatliedes von Salomo Alkabez: „Lecho doidi = komm, Geliebter, der Braut entgegen", wendet man sich nach der Tür, als ob man wirklich jemandem entgegenkommen will.

Nach dem Volksglauben bekommt der Jude für den Sabbat eine Zusatzseele (Neschomo jessero), daher die vielen Speisen und Mahlzeiten an demselben. Für den Sabbat sind drei Hauptmahlzeiten, Scholoisch sseudois, vorgeschrieben; eine am Freitagabend, die andere am Sabbatmittag und die dritte am Sabbatabend, aber vor Sonnenuntergang. Für diese drei Mahlzeiten wird je eine Challah zubereitet. Freitagabend kommen alle drei auf den Tisch und nur eine aufgeschnitten, Samstag mittag zu Kiddusch werden die übrigen zwei aufgetafelt und wieder nur eine angeschnitten, und endlich zur dritten Mahlzeit, die eigentlich Schaleschides genannt wird, wird die letzte Challah aufgetragen. Zu und nach jeder Mahlzeit werden verschiedene erbauliche Lieder, Smirois genannt, gesungen.

In bemittelten Familien sind nicht selten spezielle Kidduschbecher für den Sabbat zu finden, die die Inschrift tragen: „Gedenke des Sabbattages, ihn zu heiligen". (Abb. 1b.)

Am Sabbatnachmittag wird während des Sommers von Ostern bis Neujahr je ein Kapitel vom Mischnaabschnitte „Die Lehren der Väter" gelesen, in dem die ganze sittliche Weltanschauung der Verfasser der Mischnah ihren Ausdruck gefunden und der auch noch für unsere Zeit seine volle Gültigkeit bewahrt hat. Im Laufe der Wintersabbate nach Schluß des Laubhüttenfestes bis Ostern werden die Psalmen 104 und 120 bis 134 gelesen.

Mit der Zeit, wo drei Sterne am Himmel deutlich zu sehen sind, ist der Sabbat zu Ende und er wird mit einem sinnigen Brauch, dem Hawdolemachen oder -bentschen beschlossen. Habhdalah ist Unterscheidung, und es soll dieser Brauch den ganzen Unterschied zwischen Sabbat und Werktag zur Erkenntnis bringen. Der Hausherr zündet die Hawdolekerze an (Abb. 3a), die aus mehreren dünnen Wachskerzen geflochten ist, und übergibt sie einem Kinde. Der Segensspruch wird nur über irgend einem Getränke gesprochen, zum Unterschied vom Kiddusch, der auch über Brot gemacht werden kann. Gewöhnlich ist es Wein, der zum Zeichen des Überflusses für die nächste Woche beim Füllen des Bechers verschüttet wird. Außer diesem Segensspruche enthält das Habhdalahgebet noch eine Lobpreisung des Schöpfers der Wohlgerüche und des Feuers, bei deren Verlesung eine zierliche Gewürzbüchse (Abb. 3b), die gewöhnlich Nelken enthält, berochen und die Fingernägel beim Lichte der Hawdolekerze angeschaut werden. Mit letzterem soll es folgende Bewandtnis haben. Adam soll von Gott ein Kleid aus Nagelstoff erhalten haben (Genesis III, 21), das ihm aber beim Entfernen aus dem Paradiese, was am Sabbatausgange geschah, weggenommen wurde, und nur die Nägel erinnern noch an dieses einstige Kleid und somit an den ganzen Vorgang des Sündenfalles. Zum Schlusse der Hawdole wird die Kerze im verschütteten Weine ausgelöscht, und mit diesem werden erstens mit Bezug auf Psalm 19,9 (Des Herrn Gebot ist lauter, es erleuchtet die Augen) die Augen eingerieben und zweitens die Taschen benetzt, was glückbringend sein soll. Schön und innig hat Heine den Sabbat und seine Gebräuche in „Prinzessin Sabbat" besungen.

So schließt der Sabbat in Ruhe und mit einem Segensspruch, wie er begonnen hat. Man grüßt einander anstatt mit dem üblichen „a giten Uwent" mit „a gite Woch". Niest das jüngste Kind am Sabbatausgang, so ist das ein gutes Zeichen für die ganze kommende Woche. „Af der viller Woch" — am Sabbatausgang darf nicht gearbeitet werden, sonst wird die ganze Woche eine schwere sein.

Einen blauen Sonntag kennen die Juden nicht, und als Arzt bin ich der Meinung, daß vollkommene geistige und körperliche Ruhe nach einer Woche anstrengender Arbeit dem Körper gedeihlicher sei als das lärmende Biertrinken bis in die späte Nachtstunde im dumpfen Bierhaus oder sogar im Freien.

Einige Sabbate haben eine besondere volkstümliche Bedeutung erlangt. Der Sabbat, an dem beim öffent-

lichen Gottesdienste die Perikope „Beschalach" verlesen wird, heißt Schabos-Schire (Lied). Für ihn wird eine Grütze zubereitet, die die Kinder den Vögeln zuwerfen in Erinnerung dessen, daß die Vögel den Juden in der Wüste als Speise dienten, wovon in jener Perikope erzählt wird. Auch befindet sich dort das Lied, das Mose auf den Untergang der Ägypter sang. Der Sabbat vor Ostern heißt der „große Sabbat", wird aber von den Frauen Schabos-dranke, der abgerissene Sabbat, genannt, da infolge der Vorbereitungen zum Osterfeste dieser Sabbat kurz und weniger feierlich abgetan wird.

2. Der Monat Elul (August—September).

Der Monat Elul dient gewissermaßen als Vorbereitungszeit zu den Gerichtstagen des folgenden Monats Tischri. Er ist ein Monat der Buße und Reue. Zu den üblichen Gebeten wird während dieses Monats noch Psalm 27 hinzugefügt, in welchem die innige Gottergebenheit so schön zum Ausdruck gelangt. Auch wird den ganzen Monat in der Synagoge nach dem morgendlichen Gottesdienste Schoifor (Horn) geblasen, wodurch die Gemeinde an die Wichtigkeit der herannahenden Feiertage gemahnt und zu Reue und guten Taten aufgefordert wird. Am letzten Samstag vor Neujahr beginnen die Sselichoisgebete um Vergebung, die nach Mitternacht in der Synagoge gesagt werden, und zu denen man vom Schammes durch ein tüchtiges Klopfen in die äußeren Fensterläden geweckt wird.



Abb. 2. **Schabbes vin der Schil.**

Während des ganzen Monats Elul werden am Montag und Donnerstag und von der ersten Sseliche täglich die Gräber der verstorbenen Verwandten und Freunde besucht. Man läßt sich mit den Toten in lebhafte Gespräche ein, schüttet vor ihnen das Herz aus, erzählt ihnen sein Leid und seine Not, beichtet vor ihnen die guten und bösen Taten des vergangenen Jahres und bittet sie schließlich, vor dem Allmächtigen Beistand leisten und für die lebenden Verwandten zum bevorstehenden Gericht „a git Wort" sagen zu wollen.

Interessant sind die Gebräuche des Feld- (Friedhof-) und Keiwer- (Grab-) Messens, die auch jetzt nicht selten von älteren Frauen in den oben angegebenen Tagen ausgeführt werden. Zum Feldmessen werden zwei Fadenknäule gebraucht, die eine Frau in je eine Hand nimmt. Zu ihren beiden Seiten stellen sich zwei andere Frauen, die in je eine Hand etwas Gras vom Friedhofe, in ein Stückchen Papier eingewickelt, und in die andere die Fadenenden der Knäule nehmen. Indem die mittlere Frau die Knäule ab- und die ihr zu Seiten stehenden die Fäden aufwickeln, marschieren alle drei um den Friedhof herum, sich nahe an die Innenseite der Friedhofumzäunung haltend und begleitet von der Frau, die sie dazu bestellt hat und, die dabei ihre Gebete verrichtet. Beim Keiwermessen (Abb. 4), das ebenfalls mittels eines Fadens, der mehrmals um das Grabhäuschen geführt wird, vorgenommen wird, sagt die Meßfrau gewöhnlich: „Teierer Vater (Mutter u. dgl.), deine Tochter NN. hat sech matriech (bemüht) gewejn zi dir zi kimmen in dein Keiwer zi meßten, seische sech matriech far ihr, in ihr Mann, in ihre Kinder var Gott zi bejten. Dermuhn sech in dein frihere Liebschaft in helf ihr" usw. Die Frau, für die gemessen wird, liest auch jetzt speziell für diesen Fall verfaßte jüdisch-deutsche Gebete vor. Beim Weggehen legt sie aufs Grab irgendwas (ein Bündel Gras, einen Scherben) und sagt: „Ot du (hier da) los ich dir iber a Ssimen (Zeichen), as ich bin ba dir gewejn in bejt dech, vargeß nit in mir". Die so gewonnenen Fäden werden später als Dochte für die Lichter des Versöhnungstages (s. unten, Kapitel 5) sowie für diejenigen des Makkabäerfestes verwendet.

Beim Verlassen des Friedhofes werden Almosen an Arme verteilt, die sich während dieser, sowie der darauffolgenden Zeit, bis zum Versöhnungsfeste, um den Friedhof in großen Scharen herumtreiben.

3. Das Neujahrsfest, Rosch Haschanah.

Das jüdische Neujahrsfest, der erste und zweite Tag des Monats Tischri, gewöhnlich im September, ist kein Freudentag, sondern ganz im Gegenteil der „Tag des Gerichts" und steht in diesem Sinne in engster Beziehung mit dem Versöhnungsfeste. Nach dem Volksglauben werden die Menschen am Neujahrstage von Gott gerichtet, und ihr Schicksal wird am Versöhnungstage besiegelt. Deshalb begrüßt man sich während dieser Tage mit den Worten (in hebräisch): „eine gute Auf- und Unterschrift" oder: „seid zu einem guten Jahre eingetragen und versiegelt".

Vor dem Abend- und Mittagessen ist es Sitte, etwas Honig zu genießen, damit das kommende Jahr ein süßes sei. Dagegen werden saure und bittere Speisen gemieden. Am Nachmittage, besonders des ersten Tages, darf man sich nicht schlafen legen, „me känn dus Masel (Glück) varschlufen".

Am ersten Neujahrstage, falls es kein Sabbat ist, sonst am zweiten, geht man nach dem Nachmittagsgebet zum Flußufer, um dort sich von den Sünden des vergangenen Jahres zu reinigen. Dieser Brauch heißt Taschlich, welches Wort im vorgeschriebenen Gebete (Micha VII, 18 bis 20) vorkommt und „Du wirst werfen" bedeutet. Beide Geschlechter nehmen, wie auch sonst, getrennte Plätze ein. Nach Beendigung der Gebete werden die Kleidertaschen umgewendet und tüchtig aus-

geschüttelt, wodurch die Sündenentledigung symbolisiert wird. „Wiederum wird er sich unser erbarmen und unsere Schuld unterdrücken, in die Tiefen des Meeres wirst du all ihre Sünden werfen" — heißt es im obengenannten Gebete.

4. Die zehn Bußetage.

Die zehn ersten Tage des Monats Tischri, also vom ersten Neujahrstage bis einschließlich des Versöhnungstages, werden die zehn Bußetage genannt.

Auf die zwei Neujahrstage folgt der Fasttag (Zoim) Gedaljah zur Erinnerung an den gewaltsamen Tod des Statthalters Gedaljah (Jeremia XLI, 2). An diesem Tage werden besonders gern die Friedhöfe besucht.

An einem Montag oder Donnerstag dieser Periode begeben sich die Frauen, die den Friedhof gemessen haben (s. oben, Kap. 2), in die Synagoge, um dort Knejtlech[3]) lejgen. Dabei wird folgendermaßen verfahren. Man übergibt die Meßfäden einer armen Frau, die sich auf das Anfertigen von Wachslichtern versteht. Es werden zwei Lichter angefertigt, deren Größe und Dicke den Vermögensstand der Bestellerin widerspiegeln. Ein Licht ist „far die Gesinte", es wird länger und dicker gemacht als das andere, welches „far die Toite" bestimmt ist. Zum noch größeren Unterschied werden dem Dochte des ersteren auch einige weiße Fäden beigemengt. Die Lichtmacherin übernimmt die Fäden und mißt nach vorher angegebener Länge je ein Stückchen von ihnen ab, während die Bestellerin irgend einen Namen nennt, für dessen Seele der betreffende Teil bestimmt ist; dabei darf der Faden nicht zerschnitten werden, so daß jeder Docht aus einem fortlaufenden Fadenstück besteht. Beim Anfertigen des Dochtes zum Licht für die Lebenden spricht die Bestellerin dazu: Dus Knejtel is far mein Mann, er soll gesund sein und gute Geschäfte im kommenden Jahre machen usw.; dieses ist für meinen Sohn, er soll mir viele Freuden bereiten usw.; dieses für meine Tochter, sie soll eine gute Partie machen usw.; dieses für meinen zweiten Sohn usw.; dieses für meinen Vater, meine Mutter usw.; es werden alle lebenden Verwandten der Frau und ihres Gatten erwähnt und endlich auch die guten Freunde der Familie herangezogen, jedem wird etwas Passendes zugewünscht und für jeden ein Fadenstück gelegt. Beim Licht für die Toten sagt man folgendes: Dieses ist für Adam und Eva, Abraham und Sara, usw., alle Patriarchen; dieses für meine (gestorbene) Mutter, sie soll „huben den lechtigen Ganejdem (Paradies) in soll san a giter Meiliz (Fürsprecher) far mir in die manigen; dieses für mein Söhnchen usw., alle längst sowie vor kurzem gestorbenen Verwandten und Freunde, die nur auf den Sinn kommen. „Dus lejbedige Lecht" zündet die Hausfrau, ihren Segen darüber sprechend, am Vorabende des Versöhnungstages zu Hause an, es soll dem Hause Glück für das ganze künftige Jahr bringen und es vor jedem Unglück bewahren. Das „toite Lecht", auch „Neschume- (Seelen-) Lecht" genannt, wird in der Synagoge zur selben Zeit angezündet. Beide Lichter müssen bis ans Ende brennen und dürfen nicht gelöscht werden. Erlischt ein Licht von selbst, so gilt es als schlechte Vorbedeutung.

Abb. 4. **Das Grabmessen.**

5. Der Versöhnungstag. Jom-Kippur.

Die Vorbereitungen zum Versöhnungstag beginnen schon tags vorher. Es werden nämlich Sühnopfer für jedes Familienmitglied dargebracht in Form von weißen Hähnen für die Männer und weißen Hühnern für die Frauen. Die Zeremonie heißt Kapures (Sühnopfer) schlugen und besteht darin, daß man das Tier, welches von der rechten Hand gehalten wird, unter Gebet[4]) dreimal um den Kopf schwingt. Für kleine Kinder besorgen es die Eltern. Ein Teil der Kapures wird an die armen Leute verschenkt. Dieser Brauch wird von vielen als heidnischer mißbilligt und dafür Geld an Arme verteilt. Da in größeren und reichen Familien viele Tiere geschlachtet werden müssen, so melden sich gewöhnlich bei diesen abends die Schächter in Begleitung des Schammes und schlachten die Hühner im Hofe selbst, welche Gelegenheit auch die ärmeren Nachbarn ausnutzen. Da es dann viel Arbeit gibt, so erscheinen die Schächter nicht selten spät in der Nacht, und das Schlachten in später Nachtstunde bei Kerzenlicht gewährt einen eigentümlichen Anblick. Die Schächter werden bewirtet und belohnt.

Nach der seltsamen Psychologie des Galgenhumors ist der Tag vor dem Versöhnungsfest ein Freudentag. An diesem ist der Zudrang zu den Friedhöfen am größten. Die Kommenden werden von der Chevrah Kadischah (heilige Brüderschaft) oder von den Friedhofsangestellten mit Branntwein und verschiedenem Gebäck bewirtet, es geht ziemlich lustig zu, und beim Verlassen des Ortes hinterläßt jedermann ein kleines Geldstück für die Angestellten. Man fragte einst den bekannten Witzbold Herschel Marschelek, weshalb denn eigentlich an diesem Tage eine so ausgelassene Freude herrsche, worauf

[3]) von Knoit = Docht.

[4]) Dieses anstatt meiner; dieses mein Sühnopfer; dieser Hahn wird sterben, und ich werde zu einem guten, langen und friedlichen Leben erlöst werden.

er die Antwort gab: Trunkene werden nicht gerichtet. (Russische Redensart.) Im Laufe des Tages sucht man sich gegenseitig auf und bittet dabei zum Zeichen des zwischen beiden herrschenden Friedens etwas Süßes, welcher Branch Leikech (Leckerei) hejten heißt, auch sucht man an diesem Tage sogar mit dem grimmigsten Feinde Frieden zu schließen.

Abends, bedeutend vor Sonnenuntergang, wird festlich gespeist, dann werden die Kinder feierlicher als sonst gesegnet, und die ganze Familie, nur mit Ausnahme der ganz kleinen Kinder, begibt sich in die Synagoge, das obengenannte „toite Lecht" mitnehmend.

Der Versöhnungstag selbst, der letzte in der Reihe der zehn Bußetage, ist ein strenger Fasttag, an dem weder gegessen noch getrunken werden darf[5]). Es ist der heiligste Tag des Jahres. „Eine Sabbatfeier sei er euch und ihr sollt euch kasteien" — sagt von ihm die Bibel (Lev. XVI, 31), was für die hohe Weihe des Sabbats selbst charakteristisch ist. Zum Abendmahl wird wieder Honig gereicht, und nach diesem fangen schon die Sorgen um die künftige Laubhütte damit an, daß der allererste Pfahl für sie in die Erde getrieben wird.

Der nun folgende Tag heißt „zi Gotts Numen". An ihm erwacht man früher als gewöhnlich und geht zum Gebet in die Synagoge, damit der Satan keinen Grund habe, Gott zu sagen: „Siehst du, kaum ist der Versöhnungstag vorbei, und sie haben dich und deine Synagoge vergessen."

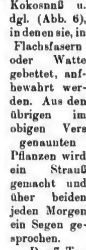


Abb. 5. **Eine Laubhütte (Sukkah).**

6. Das Laubhüttenfest. Saukkoth.

Das Laubhüttenfest dauert neun Tage, vom 15. bis zum 23. Tischri, und ist ein Freudenfest. Zur Erinnerung an die Wanderung der Juden durch die Wüste nach ihrem Ausgang aus Ägypten, als sie in Zelten wohnen mußten (Lev. XXIII, 42 und 43), bauen die Juden auch heute noch Hütten, in denen sie die ersten sieben Tage des Festes zubringen. Diese Hütte (Abb. 5) wird tags zuvor erbaut in irgend einer passenden Hofecke, gewöhnlich aus alten Brettern, Türen, Doppelfenstern für den Winter u. dgl. Gedeckt wird sie mit Schilfrohr. In reichen Häusern findet man nicht selten eine ständige Sukkah, ein Zimmer, dessen Decke aus einem Holzgitter besteht, und das so eingerichtet ist, daß das Dach über ihm geöffnet werden kann, was für die Zeit des Laubhüttenfestes geschieht, wobei auf das Gitter Schilfrohr gelegt wird.

Auch noch eine andere Bedeutung hat dieses Fest. Da es mit dem Herbst zusammenfällt, so gibt es die Freude über die glücklich überstandenen schweren Feldarbeiten des Jahres, sowie über das Einsammeln der reifen Früchte wieder. Obgleich die Juden von heute von dem Zustande eines Ackerbau treibenden Volkes, was sie im Altertum waren, weit entfernt sind, halten sie doch an dem Gebot der Bibel fest: „Am ersten Tage nehmet eine Frucht vom herrlichen Baume, Palmzweige und Zweige von der Myrte und Bachweiden und freut euch vor dem Herrn, eurem Gott, sieben Tage" (Lev. XXIII, 40). Nach der Überlieferung soll die Frucht des herrlichen Baumes der Paradiesapfel sein, der früher aus Italien und Griechenland, jetzt aber hauptsächlich aus Palästina, wo es große Pflanzungen desselben in den jüdischen Kolonien gibt, bezogen wird. Man sucht für das Fest schöne große Exemplare aus, wobei hauptsächlich darauf geachtet wird, daß der Fruchtknopf keine Beschädigung aufweise. Bemittelte Familien haben für die Paradiesäpfel (Ethrog) besondere Behälter aus Silber, Kokosnuß u. dgl. (Abb. 6), in denen sie, in Flachsfasern oder Watte gebettet, aufbewahrt werden. Aus den übrigen im obigen Vers genannten Pflanzen wird ein Strauß gemacht und über beiden jeden Morgen ein Segen gesprochen.

Der 7. Tag des Laubhüttenfestes wird Hoschanah rabbah genannt (Palmfest) und ist ein Halbfeiertag. Der Volksglaube bringt ihn in eine gewisse Beziehung zu den „schrecklichen Tagen", wie das Neujahrs- und Versöhnungsfest genannt werden. Das Gericht nämlich über den Menschen fängt am Neujahr an, am Versöhnungsfest wird das Urteil gefällt und am Hoschanah rabbah verkündigt. An diesem Tage „nehmt man dus gite Quittel zi langem Lejben in zi gite Geschäften", wie das Volk sich euphemistisch ausdrückt. Während der diesem Tage vorangehenden Nacht liest man das fünfte Buch Mose und nach Mitternacht Psalmen. Um letztere Zeit zu bestimmen, geht man während dieser Nacht oft ins Freie hinaus, um den Mond zu beobachten, der dann schon nach Mitternacht erscheint. Mit diesem steht wahrscheinlich folgender Aberglaube im Zusammenhang: Wer zur Mitternachtszeit auf Hoschana rabbah seinen Schatten sieht, der wird das nächste Jahr leben, wer ihn aber nicht oder ohne Kopf sieht, der wird in Bälde sterben.

Der neunte und letzte Tag des Festes heißt Ssimchath torah = Gesetzesfreude, weil an ihm das Lesen der fünf Bücher Mose, was abschnittsweise allsabbatlich das ganze Jahr hindurch geschieht, zu Ende gebracht wird. Es herrscht deshalb den ganzen Tag, mit dem Vorabende

[5]) 24 Stunden, vom Vorabende bis zum Vorabende.

beginnend, die ausgelassenste Freude, die Häuser werden illuminiert, und es gilt als Gebot, sich an diesem Tage zu betrinken, was den meisten nicht schwer fällt, da die Juden an Spirituosa nicht gewöhnt sind.

7. Das Makkabäerfest. Lichtfest.

Im Jahre 164 v. Chr. Geb., am 25. Kieslew (Dezember), wurde der entweihte Tempel von den Makkabäern, nachdem die Syrier gänzlich besiegt worden waren, wieder eingeweiht und diese Begebenheit zu einem Volksfeste auf ewige Zeiten proklamiert. Daher auch der jüdische Name des Festes Chanukkah, was Einweihung bedeutet. Nach einer Legende soll man im Tempel bei seiner Reinigung eine kleine Kanne mit heiligem Öl gefunden haben, deren Inhalt zur achttägigen Beleuchtung hinreichte, daher die achttägige Dauer des Festes und das Lichtanzünden an demselben.

Chanukkah ist nur ein Halbfeiertag, an dem jegliche Arbeit gestattet ist. Nach des Tages Arbeit aber werden die Nächte um so freudiger verbracht. Man sucht sich gegenseitig auf und beginnt die Kartensaison, die gewöhnlich bis Purim dauert. Während die Alten Karten spielen, vertreiben die Jungen ihre Langeweile mit dem Dreidel und anderen Spielen (vgl. Globus, Bd. 83, S. 315). Allabendlich werden zur Ehre des Feiertages vom Hausherrn Lichter angezündet, und zwar so, daß an jedem Abend ein Licht mehr hinzugefügt wird. Für diese Lichter gibt es besondere Lampen in Messing oder Silber, die zum Hausschatz gehören und die meistens für Öl konstruiert sind. Sie sind für acht Lichter berechnet, wozu noch der Symmetrie wegen zwei Behälter hinzukommen für den Schammes (Diener), wie das Wachslicht, mit dem die übrigen angezündet werden, genannt wird. Abb. 7 zeigt eine schöne Lampe dieser Art in Silberfiligranarbeit.

a b

Abb. 6. **Ethrog-Behälter.**
a Aus Kokosnus. b Aus Silber.

8. Das Losfest. Purim.

Das Losfest, zur Erinnerung an die im Buche Esther erzählte Geschichte von der Rettung der persischen Juden von der ihnen durch Haman zugedachten Ausrottung, ist der lustigste Tag des Jahres. Es fällt zeitlich mit den Fastnachtstagen zusammen und scheint manches dem lustigen Faschingsleben entlehnt zu haben. Eigentlich war der dem Losfeste vorangehende Tag, der 13. des Monats Adar, zur Vertilgung der Juden bestimmt, weshalb dieser Tag ein Fasttag (Fasten Esther) ist. Das Fest selbst, der 14. Adar, wird noch jetzt genau so gefeiert, wie es im Buche Esther beschrieben steht: „Darum feiern die Juden den 14. Tag des Monats Adar als Tag der Freude und des Mahls und als Festtag und schicken Gaben einer dem anderen und verabreichen Geschenke an die Dürftigen.“ (Esther IX, 19, 22.)

Für das Fest werden prächtige und höchst schmackhafte Torten und andere Zuckerwaren zubereitet, die man sich gegenseitig zuschickt. Auch werden an arme Verwandte und Bekannte verschiedene Zuckerwaren, sowie Kleiderstoffe als Geschenke gesandt. Den ganzen Tag sieht man Kinder und Dienstboten mit solchen Geschenken in den Häusern ein- und ausgehen. Dieser Brauch heißt Scholachmones — Versenden von Geschenken. Die Bettler haben dann eine gute Zeit und wandern aus der Umgegend in die naheliegende Stadt. Es wird ihnen nirgends abgesagt, denn ein alter Vers lautet:

Hant ie Pirim in Morgen is ois,
Gibt mir a Groschen in trabt mech arois.

Die Kinder treiben sich in den Straßen herum mit verschiedenen Schnarren in der Hand, die einen entsetzlichen Lärm machen, und mit denen sie Haman zu Grabe geleiten.

Abends versammelt sich die ganze Familie bei den Großeltern zu einer Festmahlzeit, Seide, die bis in die späte Nacht dauert. Häufig erscheinen dann einzelne Vermummte, die Ulk treiben, sowie ganze Gesellschaften, die das Pirimspiel aufführen[6]).

Fällt Purim auf einen Sonntag, so wird das Fasten Esther, da am Sabbat nicht gefastet werden darf, auf den voraufgehenden Donnerstag übertragen, daher das Sprichwort: Mit a villen Buch zi der Megile (das Vorlesen des Buches Esther) geihen.

9. Das Passahfest.

„Das Fleisch (des Passahopfers) sollen sie essen in dieser Nacht; gebraten am Feuer mit ungesäuertem Brote, und mit bitteren Kräutern sollen sie es essen.“ (Exodus XII, 8.)

„Deinem Sohne sollst du an demselben Tage erzählen: Wir feiern dieses Fest um deswillen, was der Herr an uns getan, als wir aus Ägypten zogen.“ (Exodus XIII, 8.)

Diese kurzen Andeutungen in der Bibel dienten als Leitmotiv zur Ausarbeitung des verwickelten und langen Rituals für Passah, des volkskundlich schönsten Festes des Jahres.

Mindestens acht Tage vor Eintritt des Festes werden schon Vorbereitungen dazu getroffen. Zuerst wird das unbedingt nötige „ungesäuerte Brot“, die Mazzah, angeschafft, die an einem sauberen, verschlossenen Orte, weit vom gewöhnlichen Brot, aufbewahrt wird. Das Gebot des Ungesäuerten wird auch auf alles das ausgedehnt, was mit dem gesäuerten Brote während des Jahres in irgendwelche Berührung kommen konnte. Deshalb haben reichere Familien besonderes Küchen- und Tafelgeschirr für dieses Fest. Wer sich aber einen solchen Luxus nicht gestatten kann, der sucht während des Jahres so wenig als möglich neues Geschirr anstatt des zerbrochenen oder unbrauchbar gewordenen anzuschaffen und verschiebt dies auf Pessach, dem dadurch ein noch größerer Glanz verliehen wird. Größere Stücke, sowie das Silber- und andere Metallgeschirr werden durch das Kaschern rituell rein gemacht. Es scheint, daß den Juden schon vor vielen hundert Jahren die reinigende Gewalt des Dampfes, des Kochens und Glühens bekannt war, denn die Prozeduren des Kascherns sind die nämlichen, die die modernen Chirurgen behufs Sterilisierung der Instrumente anwenden. Es herrscht im

[6]) S. Weißenberg. Das Purimspiel. Mitt. der Ges. f. jüd. Volkskunde, Heft XIII, Hamburg.

Hofranme während des Kascherns ein reges Leben, an dem alt nnd jung teilnehmen. Eimer und Fässer aus Holz werden zur Hälfte mit siedendem Wasser gefüllt, in das man glühende Eisenstücke hänfig in Gestalt von speziell für diesen Zweck noch von der Urgroßmutter aufbewahrten Kanonenbomben tut, und die man so um den Hof wälzt. Messer, Gabeln, Löffel u. dgl. werden zusammengebunden und im Ssamowar längere Zeit gekocht. Was endlich die Glühhitze aushalten kann, wird in den glühend heiß gemachten Ofen gerückt. Ebenso peinlich wird jedes Zimmer und dessen Inhalt gereinigt und abgeschlossen, so daß am letzten Tage vor dem Feste sämtliche Zimmer für die Insassen unzugänglich sind. Es wird früh, etwa um 10 bis 11 Uhr morgens, in irgend einem Vorraum gegessen, zuletzt gesäuertes Brot, dann wird auch dieser gesäubert, so daß zur Mittagszeit der „kuschere Pejssach" seinen Einzug hält.

Vom hygienischen Standpnnkte aus sind meiner Meinung nach alle diese Vorbereitungen höchst bedeutungsvoll und tragen vielleicht zum längst anerkannten nnd bewiesenen bessern Gesundheitszustande der Juden etwas bei. Denn ein so radikales Kochen, Scheuern und Putzen muß doch entschieden manchen Krankheitskeim vernichten helfen.

Die Eßwaren, die vor Passah nicht ganz verbraucht werden können und deshalb im Hause bleiben müssen, werden in einen Schrank zusammengebracht und an irgend eine christliche Person verschrieben, weshalb sie für die Zeit der Feiertage als nicht existierend betrachtet werden. Diese fromme Selbsttäuschung heißt man „Chumez (Gesäuertes) varkoifen". Um die Wohnung gründlich von allem Gesäuertem zu säubern, wird die oben beschriebene mechanische Reinigung mit folgender symbolischen Zeremonie, die „Chumez verbrennen" heißt, beschlossen. Am Vorabende des 14. Nisson legt zuerst die Hausfrau absichtlich in einige Hauswinkel Stückchen gewöhnlichen Brotes, die nachher vom Hausherrn in Begleitung der ganzen Familie bei Kerzenlicht aufgesucht, mit einem Flederwisch in einen Lappen gefegt und endlich in diesem samt Flederwisch eingewickelt werden. Am nächsten Morgen nach der letzten gesäuerten Mahlzeit wird der Lappen mit seinem Inhalt im Ofen verbrannt, wobei folgendes gesagt wird: „Alles Gesäuerte jeglicher Art, das in meinem Besitz sich befindet, sei es, daß ich es gesehen oder nicht gesehen, daß ich es weggeschafft oder nicht weggeschafft, sei hiermit für nichtig erklärt und gleich dem Staub der Erde" [7]).

Am selben Morgen werden auch die „Bchoirim (Erstgeborenen) oisgekoift", welcher Brauch seine Stütze in Exod. XIII, 13 bis 15 hat. Dieser Tag, der 14. Nisson, ist eigentlich ein Fasttag für die Erstgeborenen, von dem sie sich aber durch ein Geschenk an einem Talmudkundigen loskaufen. Dieser sucht während der voraufgehenden Nacht mit irgend einem Talmudabschnitt fertig zu werden, und da diese Gelegenheit immer dazu benutzt wird, um ein kleines Fest zu veranstalten, so schaffen die in der Synagoge zum Morgengebet versammelten Erstgeborenen Getränke und Kuchen herbei, und es wird ein bißchen geschmaust, wozu auch die übrigen Anwesenden geladen werden. Gewöhnlich heben die Mütter für diese Gelegenheit etwas von den Leckerbissen des Purimfestes auf, die in die Synagoge gesandt werden, auch wenn der Erstgeborene selbst nicht anwesend ist.

An den Vorabenden der ersten zwei Feiertage, des 15. und 16. Nisson, findet eine Festmahlzeit von patriarchalischer Schönheit statt. Außer dem obligatorischen Gast werden auch die Dienstboten zu diesen Mahlzeiten zur Tafel geladen, wohl zum Zeichen der Befreiung des gesamten Volkes Israel aus dem ägyptischen Joche. Vor und nach der Mahlzeit wird eine legendarisch geschmückte Erzählung, Hagadah, dieses Vorganges gelesen und dabei eine Reihe von Handlungen, Sseder, vorgenommen, die ihn symbolisch darstellen.



Abb. 7. **Chanukkah-Lampe.**

Sobald die Tafel gedeckt ist, beginnt der Hausherr die Ssejder-Schüssel, die sich in seiner Nähe befindet, regelrecht einzurichten, während die Hausfrau die Sitze der erwachsenen Familienmitglieder mit Teppichen und Kissen belegt, um ihnen das Anlehnen während des Vorlesens der Hagadah möglich zu machen. Durch diese alte Sitte des Anlehnens während des Essens, das ein Vorrecht der Freien war, soll die Freiheit dieser Nacht und des Volkes Israel zum Ausdruck gebracht werden. Um aber nicht ganz in den Freuden des Festes aufzugehen, zieht der Hausherr das Totengewand, den Kittel an, welches er zum Abendessen, nachdem alle festlichen Zeremonien verrichtet sind, ablegt. Das Ssejder-Grejten (Einrichten) besteht in folgendem. Der Hausherr nimmt drei Mazzoth, die nach der Einteilung des jüdischen Volkes Cohen, Levi und Israel heißen, und tut sie, den Cohen oben, in einen leinenen dreiteiligen Behälter, Mazzahsäckl, auf dem Blumen und die Ssederordnung gestickt sind. Darauf kommt die eigentliche Ssederschüssel (Abb. 8), die meistens ein gewöhnlicher Teller ist, auf dem alles für den Abend Notwendige nach den in jedem Gebetbuch angegebenen Regeln geordnet wird. Der abgebildete Teller gibt am Rande alle Zeremonien des Abends an, und in der Mitte sind die Orte für folgende Gegenstände angewiesen, die für die Zere-

[7]) Sämtliche Hagadahzitate nach der Übersetzung von Dr. David Cassel.

monien nötig sind: 1. Ein gebackenes Ei, das die Trauer um Jerusalem veranschaulichen soll. 2. Die gekochte Gurgel eines Huhns, als Symbol des abgeschafften Passahopfers. 3. Bitterkraut, gewöhnlich die Blattstengel vom Meerrettich, das in 4., Charosseth, getunkt und zusammen mit Mazzah gegessen wird. Das Charosseth ist ein Gemisch aus gehackten Nüssen, Äpfeln, Ingwer und Zimt. Während das Bitterkraut an die Bitterkeit des Lebens der Israeliten in Ägypten erinnert, soll dieses Gemisch den Lehm, aus dem sie Ziegel herstellen mußten, andeuten. 5. Geriebener Meerrettich, der nach Hillel zwischen zwei Stückchen von der dritten Mazzah gelegt und so genossen wird. Endlich 6. etwas Grünes, gewöhnlich Petersilie, oder gekochte Kartoffel, bei reicheren Leuten auch Radieschen, die gerade zur Passahzeit erst aufkommen.

Neben die Ssederschüssel wird ein Gefäß mit Salzwasser gestellt, in welches das Grüne und das zum Schluß der Zeremonien abgeschälte und zerschnittene Ei getaucht wird, während man es ißt. Endlich werden die Becher gefüllt, darunter einer für den Propheten Elija.

Wenn alles fertig ist, wird zum Ssejder-Rechten geschritten. Es wird Kiddusch gemacht. Abb. 9 zeigt



Abb. 8. **Ssederschüssel.**



Abb. 9. **Kidduschbecher für Passah.**

einen Passahkidduschbecher mit entsprechender Inschrift. Dann wird der Segensspruch über das Grüne gesagt, und zwar immer zuerst von dem Hausherrn und danach von den übrigen Familienmitgliedern. Darauf bricht der Hausherr die Hälfte der mittelsten Mazzah (Levi) ab und hebt sie zum Afikoimen (Nachspeise) auf. Diesen Afikoimen suchen die Kinder zu erwischen und geben ihn dann nur gegen irgend ein Geschenk zurück. Indem alle aufstehen und die drei Mazzoth mit der Schüssel darauf in die Höhe heben, wird folgendes Gebet gesprochen: „Das ist das Brot der Armut, das gegessen haben unsere Väter im Lande Ägypten. Jeder Hungrige komme und esse mit; jeder Bedürftige komme und feiere das Pessach mit. Dieses Jahr hier, kommendes Jahr im Lande Israel; dieses Jahr Knechte, künftiges Jahr freie Männer.“ Sodann fragt der jüngste Sohn „die vier Kasches“ (Fragen), in denen der ganze Unterschied zwischen dieser und einer sonstigen Nacht hervorgehoben wird, worauf alle in einer längeren Erzählung über die Begebnisse in Ägypten Antwort erteilen. Eine Stelle möchte ich aus jener hervorheben, die man mit dem Becher in der Hand spricht, und die folgendermaßen lautet: „Jene Verheißung hat sich an unseren Vätern und an uns bewährt, denn nicht einer allein stand wider uns auf, uns zu vernichten, sondern in jeglichem Zeitalter stehen welche gegen uns auf, uns zu vernichten, aber der Heilige, gelobt sei er, rettet uns aus ihrer Hand.“ Diese Stelle soll ein Rabbiner dem Kaiser Alexander III. angesichts der Judenkrawalle zitiert haben. An der Stelle, wo von den zehn ägyptischen Plagen die Rede ist, wird etwas Wein bei jeder Plage in eine treife (unreine) Schüssel abgegossen. Nach Schluß der Erzählung wird zum zweitenmal Wein getrunken, dann Mazzah, zweimal Bitterkraut und endlich das Ei unter entsprechenden Segenssprüchen genossen und zur Abendmahlzeit geschritten. Nach beendigter Mahlzeit reicht der Hausherr Stückchen Afikoimen herum, und es wird das Tischgebet verrichtet, wonach zum drittenmal getrunken wird. Jetzt wird zum Zeichen der Freiheit die Tür geöffnet, alle erheben sich von ihren Sitzen und sprechen begeistert: „Gieß aus deinen Grimm über die Völker, die dich nicht erkannt, und über die Reiche, die deinen Namen nicht anrufen; denn sie haben Jakob verzehrt, ja verzehrt und vernichtet und seinen Wohnsitz zerstört. Gieß über sie deinen Grimm, und deine Zornesglut verfolge sie. Verfolge sie im Zorn und vertilge sie unter dem Himmel des Ewigen.“ Gerade diesen Moment soll der Prophet Elija benutzen, um unbemerkt in die Wohnung einzutreten und von seinem Becher Wein zu kosten. Über dem Hause, wo der Sseder regelrecht durchgeführt wird, spricht er seinen Segen. Mit einigen Gebeten und Liedern schließt die Ssederordnung. Man wünscht sich gegenseitig: „Zum kommenden Jahr in Jerusalem!“ und leert den vierten Becher. Die vier Becher symbolisieren die vier verschiedenen Ausdrücke in Beziehung auf die Befreiung in Exodus VI, 6, 7: wegführen, erretten, erlösen und nehmen.

Derjenige, welcher die oben unter 2. genannte Gurgel am Schlusse des zweiten Sseders verzehrt, wird im Laufe eines Jahres heiraten.

Wer sich zu Mitternacht des zweiten Passahtages draußen befindet, der vernimmt ein deutliches Klopfen zu Sselichois (s. Kap. 2).

War jemand verhindert, das Passahopfer rechtzeitig darzubringen, so mußte er es nach Numeri IX, 10 bis 12, einen Monat später tun. Zur Erinnerung an dieses „zweite Passah“ wird etwas Mazzah aufgehoben und am 15. des folgenden Monats gegessen.

10. Das Wochenfest. Schebhnoth.

Vom zweiten Tage des Passahfestes werden sieben Wochen oder 49 Tage während des Abendgebets gezählt,

Ssaphire zählen, der 50. ist der erste Tag des Wochenfestes. Häufig findet man an die Ostwand angeschlagen eine schöne aus Papier geschnittene und bemalte Tabelle zum Ssephirezählen.

Das Fest ist der Erinnerung an die Gesetzgebung am Berge Sinai geweiht, deshalb wird die erste Nacht beim Lesen eines Buches zugebracht, das Stücke aus sämtlichen biblischen und talmudischen Büchern enthält.

Die Wohnungen werden zum Feste mit Laub und duftenden Gräsern geschmückt. Der Estrich wird mit Gras bestreut; über Mannshöhe werden Fäden so gespannt, daß sie die Form eines Davidsschildes bilden, und diese mit Zweigen vom Liebstöckel (Levisticum) behängt; die Fensterscheiben werden mit Davidsschildern aus grünen Blättern verziert.

11. Tempelzerstörung. Tischah be Ab.

Die Zeit vom 17. Tamus bis zum 9. Ab (etwa im Juli) wird „die drei Wochen" genannt. Es sind Trauertage, in denen Musik und jegliche Lustbarkeiten verboten sind. Sie beginnen und endigen mit einem Fasttage, von denen der zu Anfang zur Erinnerung an die Eroberung Jerusalems und der am Ende zur Erinnerung an die Zerstörung des Tempels festgesetzt sind. Letzterer ist ein ganzer Fasttag und wird überall als nationaler Trauertag festlich begangen.

Am Vorabende ißt man Eier, die als runder Gegenstand die Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Irdischen symbolisieren. Auch wird zum Zeichen der Trauer Asche auf den Tisch gesetzt, die häufig anstatt Salz zu den Eiern gebraucht wird.

Nach einer Legende soll Gott zu Mitternacht dieses Tages zwei Tränen auf die Erde fallen lassen als Ausdruck seiner Trauer um die Tempelzerstörung. Die Tränen spalten den Himmel in ihrem Flug zur Erde, und wer gerade in diesem Moment sich draußen befindet, soll laut „kol toiw" (alles Gute) schreien, dann wird es ihm beschieden sein.

12. Neumondstag. Rosch Chodesch.

Aus der Stelle Numeri XXVIII, 15, wo ein Sühnopfer für den Neumondstag gefordert wird, deuteten die Rabbinen heraus, daß damit die Sünde des goldenen Kalbes gesühnt werden sollte. Daher geht jedem Neumondstag ein Bußetag, kleiner Versöhnungstag, voraus, aber nur für die Männer, da die Frauen an der Sünde des goldenen Kalbes nicht aktiv teilgenommen haben. Aaron befahl nämlich, den Weibern die goldenen Ringe abzunehmen (Exodus XXXII, 2), deshalb ist der Neumondstag für sie ein Feiertag, und sie dürfen an demselben nicht nähen.

Deutscher Anteil an der internationalen Erforschung der nordeuropäischen Meere.

Die internationale Erforschung der nordeuropäischen Meere wurde auf Konferenzen zu Stockholm im Juni 1899 und zu Christiania im Mai 1901 unter schwedischer Initiative vorbereitet. Sie wurde während des Jahres 1902 von den nordeuropäischen Uferstaaten nach einem gemeinsamen Plane in Angriff genommen und soll zunächst fünf Jahre lang fortgesetzt werden. „Viermal im Jahre, im Februar, Mai, August und November, werden fortan die gesamte Ostsee und Nordsee, einschließlich des Kanals, die schottischen, isländischen und norwegischen Gewässer, die Murmansee bis nach Nowaja Semlja hin gleichzeitig auf jedesmal denselben Linien und denselben Stationen nach gleichem Programm untersucht. Es sind dann jedesmal ein Dutzend Dampfer und mehr als 50 Gelehrte auf dem weiten Gebiete tätig. In der Zwischenzeit finden die Fischereiversuchsfahrten statt." Dieses Bild einer nun schon teilweise Vergangenheit gewordenen Zukunft entrollt Krümmel in der Einleitung zu seinem Vortrage über die deutschen Meere[1]). Vor allem sind in ihm die hauptsächlichen Ergebnisse des ersten Beobachtungsjahres in der östlichen Nordsee und der südlichen Ostsee mitgeteilt. In der ersteren sind 15, in der letzteren 13 deutsche Stationen eingerichtet, die von dem aus Reichsmitteln erbauten Forschungsdampfer „Poseidon" in bestimmter Reihenfolge angelaufen werden.

Da das gesamte Forschungsunternehmen von den praktischen Interessen der Seefischerei ausging, sind die Arbeiten fast ausschließlich biologischer und ozeanographischer Art. Doch ist auch, mit Rücksicht auf die Interessen der Schleppnetzfischerei, die Herstellung einer Bodenkarte der Nordsee in Aussicht genommen. Vielleicht kommt auch die von Träger schon 1901, in Bd. 79 des „Globus" für Zwecke einer rationellen Projektierung der dortigen Küstenbauten angeregte planmäßige Untersuchung des Untergrundes der Watten auf solche Weise mit zur Ausführung[2]). Vielleicht kann sie sogar auf den Untergrund der ganzen seichten Südhälfte dieses Meeres ausgedehnt werden, da die von Träger nur bis zu etwa 3 m geplanten Bohrungen daselbst annähernd überall bei hinreichender Lotbelastung mit langen Röhrensonden erreicht werden dürften. Der besondere wissenschaftliche Wert solcher Bodenuntersuchungen wird schon allein durch das von Krümmel berührte Problem der Hrofden, der Fünfbänke und der Silberkuhle belegt.

Die neuen Ergebnisse, die Krümmel in sehr übersichtlichem und verständlichem Vortrage mitteilt, sind über Erwarten reich und interessant. Hier kann naturgemäß nur auf solche eingegangen werden, von denen bisher fehlerhafte Anschauungen berichtigt werden, oder an die weitere Anregungen angeknüpft werden können.

Die größte Tiefe der Nordsee oder genauer des Skagerracks, nach den gebräuchlichen Kartenangaben 809 m, hat sich nicht wiedergefunden. In allernächster Nähe sind von einer schwedischen Expedition allerdings die tiefsten Stellen, aber nur mit 645 und 665 m gelotet worden. Die tiefe norwegische Rinne, in deren Bereich sie gehört, ist unter 59° nördl. Br. durch eine nur bis 280 m tiefe Schwelle gegen das Nordmeer abgegrenzt. Dieses in seiner Tiefe kälteste Meer der ganzen Nordhalbkugel ist demnach an seiner Südseite ebenso gegen die Nachbarmeere abgedämmt wie nach Nansen an seiner Nordseite gegen das nordpolare Becken[3]). In klimatischer Hinsicht erinnert es an die Muldentäler Mitteleuropas, deren Tiefen unter besonders strengen Frösten leiden, weil in ihnen die herabgesunkenen kalten Luftschichten wenig Störung erfahren.

Jene neueren Lotungen haben leider Aufnahme auf der Karte noch nicht gefunden. Von besonderem Interesse ist die Konfiguration des dortigen Meeresgrundes deshalb, weil in der Nähe das Epizentrum des Ostseebebens 1904, sowie im Bereiche der Norwegischen Rinne noch zwei durch Seebeben betroffene Stellen liegen (vgl. meine Übersichtskarte der Seebeben, Globus, Bd. 86, Nr. 11).

Die tiefsten Stellen der Ostsee, südöstlich und nordöstlich von Stockholm, nahe der schwedischen Küste, machen nach der Karte einen entschieden trichterförmigen, also teufenartigen Eindruck. Wichtig wäre es, an der Hand von Beobachtungen des Salzgehaltes und der Tiefentemperaturen festzustellen, ob hier Süßwasserquellen vorliegen. Der ganze Wasserhaushalt der Ostsee würde dadurch auf eine neue Basis gestellt werden, vor allem aber die Frage ihrer ganz außerordentlich starken Aussüßung gegenüber der Nordsee. Die oberirdischen Zuflüsse allein würden nach Krümmels eigener Berechnung nicht weniger als 60 Jahre brauchen, um ihr geschlossenes Becken ganz mit Süßwasser zu füllen.

Welche interessanten Fragen sich in dieser Hinsicht ergeben, dafür sei die ungewöhnlich starke Versalzung des Tiefenwassers angeführt, die sich zuerst im Februar 1903 am Boden der Arkonatiefe herausstellte. „Man durfte mit einiger Spannung der weiteren Verbreitung dieses auch durch seine niedrige

[1]) O. Krümmel, Die Deutschen Meere im Rahmen der internationalen Meeresforschung. Heft 6 der Veröffentlichungen des Instituts für Meeresforschung. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1904.

[2]) E. Träger, Die geologische Erforschung der Nordseewatten. Globus, Bd. 79, S. 303 bis 305.

[3]) F. Nansen, The Norwegian North Polar Expedition 1893—1896. Scientific Results, Vol. IV. Christiania und Leipzig 1904, nach G. Schott: F. Nansen über die Tiefenverhältnisse der nordpolaren Gewässer. Annalen der Hydrographie, S. 459. Hamburg 1904.

Temperatur (2°) abnormen Bodenwassers nach Osten hin entgegensehen. Die nächsten deutschen Terminfahrten haben es denn auch bis in die Danziger Bucht hinein nachgewiesen." Die von Krümmel gesuchte Lösung scheint mir in einer hervorstechenden meteorologischen Eigenschaft des Februar 1903 an den deutschen Küsten zu liegen. Nach dem Monatsbericht der Annalen der Hydrographie zeichnete er sich durch hohe Werte der Windgeschwindigkeit aus, „deren Mittelwerte um den großen Betrag von 2 bis 3 m in der Sekunde die vieljährigen Mittel übersteigen" [4]). Die beobachteten Windrichtungen kamen überall mit verschwindenden Ausnahmen aus dem westlichen Quadranten. Es war also Nordseewasser, und zwar der Temperatur nach durch die Februarstürme tief heraufgewühltes Nordseewasser, das bis Mai 1903 und bis in die Danziger Bucht hinein den Tiefen der Ostsee ungewöhnliche Kühle und ungewöhnlichen Salzgehalt brachte.

Eine andere, ebenfalls nach Krümmel der Erklärung bedürftige Frage ist diejenige der Schwankung des mittleren Ostseestandes von Jahr zu Jahr. Auch sie scheint vornehmlich mit Windverhältnissen in Zusammenhang zu stehen. Jedenfalls stimmen von den 13 von Krümmel mitgeteilten Jahresintervallen 1887 bis 1900 (S. 35) neun mit der für oder gegen vorwaltende Westwinde entscheidenden Tendenz der Luftdruckverteilung, die auch bei den Strömungsverhältnissen des Nordatlantik für maßgebend gehalten wird, ausgedrückt durch die Luftdruckdifferenz Kopenhagen minus Stykkisholm (Island) [5]).

Wilhelm Krebs.

[4]) Die Witterung an der deutschen Küste im Februar 1903. Annalen der Hydrographie 1903, S. 182.

[5]) W. Meinardus, Die Schwankungen der nordatlantischen Zirkulation und ihre Folgen. Annalen der Hydrographie 1904, S. 353 bis 362, Taf. 22.

Die spätesten Inschriften der Mayas.

Von E. Förstemann.

Es ist jedenfalls von Wichtigkeit, zu erforschen, wie lange die Mayas mit Bewußtsein an ihrer alten Kultur festgehalten haben. Dazu liefern die Inschriften das beste Material, zumal da sie meistens mit dem Datum des Tages beginnen, auf welchen sich die Inschrift bezieht oder an welchem sie angefertigt ist. Dieses Datum besteht stets aus einer großen Zahl, die wieder aus fünf einzelnen Zahlen zusammengesetzt ist, welche angeben, wieviel Male hier 144000, 7200, 360, 20 und endlich einzelne Tage in der großen Zahl eine Summe bilden. Die Multiplikatoren dieser fünf Zahlen sind entweder durch Zahlzeichen angegeben, und dann sind sie ohne Schwierigkeit lesbar, oder sie erscheinen als hieroglyphische Köpfe, und dann machen sie, namentlich durch ihre zahlreichen Varianten, noch ganz bedeutende Schwierigkeiten, obgleich besonders Goodman und Seler mit Erfolg an dieses Studium gegangen sind.

Die Frage nach dem Alter dieser Inschriften hat zunächst der um diese Studien vielseitig verdiente Charles P. Bowditch 1901 in dem American Anthropologist behandelt, ist dabei aber noch nicht auf die uns besonders interessierende Frage nach dem Zusammenhange zwischen diesen Mayadaten und unserer Zeitrechnung eingegangen.

Letzteres habe ich 1902 im Globus, Bd. 82, Nr. 9, in meinem Aufsatz „Der zehnte Zyklus der Mayas" versucht und die Ansicht vertreten, daß dieser Zyklus von 144000 Tagen vom Jahre 1138 bis 1533 gedauert hat. Ich habe nun die Daten der Inschriften, so weit sie mir bekannt waren, in unsere Zeitrechnung zu übersetzen versucht und angenommen, daß sie alle in diesen zehnten Zyklus, und zwar genauer in die Zeit zwischen 1306 und 1508 fallen. Zweifelhaft erschien mir damals eine Inschrift aus Chichen-Itza, die in das Jahr 1581 fallen müßte und die gerade Bowditch in dem oben erwähnten Aufsatze näher behandelt hat. Sie ist von Edward H. Thompson, nordamerikanischem Konsul zu Merida, entdeckt und war damals die einzige mit Datum versehene aus dem Norden von Yucatan; ich weiß nicht, ob sich seitdem noch andere dazu von dorther gefunden haben. Sie befindet sich nun in dem Peabodymuseum zu Cambridge (Mass.), und ich wurde vor kurzem durch eine Photographie derselben erfreut, die mir mein verehrter Gönner Bowditch freundlichst zusandte. Leider erscheinen darauf die Hieroglyphen so wenig scharf, daß ich jeder bestimmten Ansicht über ihren Inhalt entsagen muß. Doch sind wenigstens, was mir jetzt die Hauptsache ist, die Zahlen des Datums deutlich, und zwar ganz, wie Herr Bowditch annimmt, 10, 2, 9, 1, 9, das heißt:

$$\begin{array}{r} 1440000 \\ 14400 \\ 3240 \\ 20 \\ 9 \\ \hline 1457669 \end{array}$$

Dieser Tag muß meiner Ansicht nach im Jahre XII kan liegen, und zwar am Tage IX muluc, am siebenten Tage des Uinal zac, nach meiner gewöhnlichen Schreibung also IX 6; 7, 11, und das hat auch schon Bowditch in seinem erwähnten Aufsatze gesehen. Daß aber diese Lesung völlig sicher ist, geht aus folgendem hervor:

Das Datum schließt mit der Zahl 9 der einzelnen Tage in der Stelle B 4. Hierauf folgt nun in A 5 eine undeutliche Hieroglyphe mit einer 7 als Präfix; das kann nach meiner Ansicht nichts anderes heißen als die Stelle im Jahre, 7 zac. Die dann folgende Hieroglyphe B 5 entzieht sich völlig meiner Beurteilung. Nun folgt in A 6 ein gleichfalls sehr zusammengesetztes mir unerklärliches Zeichen, dessen Mitte aber deutlich durch die Zahl 10 eingenommen wird, in welcher noch ein Zeichen sichtbar ist. Ich glaube, daß hier der Tag X oc, also der auf das obige IX muluc unmittelbar folgende gemeint ist. Warum er aber hier steht, geht aus dem dann folgenden Zeichen 6 B hervor, denn dieses ist der Mond mit dem Präfix 5, worin ich fünfmal 28 = 140 Tage sehe; solche Monde kommen auf den Inschriften kurz hinter dem Datum mehrfach vor. Durch jenes X oc und diese 140 Tage steigt die Zahl des Datums um 141, also auf 1457810, und diese Zahl fällt gerade auf die Stelle 8 cumku, auf jenen Punkt im Jahre, in welchem wir im Jahre IX ix das Normaldatum IV ahau; 8 cumku liegen sehen; 1457810 ist wirklich = 3994 . 365.

Weiter bestätigt sich meine Ansicht, wenn wir von dieser neu gefundenen Zahl das Normaldatum abziehen; es ist nämlich 1457810 — 1366560 = 91250. Und diese 91250 ist eine so merkwürdige Zahl, daß sie unmöglich zufällig sein kann; sie ist 5 . 5 . 5 . 5 . 2 . 73; die 73 ist bekanntlich ein Fünftel des Jahres. Irgendwie mag mit diesen mehrfachen Fünfen auch die 5 als Präfix von dem mir sonst undeutbaren A 7 zusammenhängen, wo ein Kopf von einer Hand (fünf Fingern) gehalten wird. Die Zahl 1457810 liegt also 250 Jahre nach dem Normaldatum, die Anfangszahl der Inschrift 141 Tage vorher. Und das Normaldatum setze ich jetzt in das Jahr 1331 nach Verwerfung der früheren Ansicht, wo-

nach es auf der Zerstörung von Mayapan beruhen sollte. Die Inschrift von Chichen-Itza sieht also so aus, als sollte sie ein mit dem Normaldatum verflossenes Vierteljahrtausend feiern. Ein Vierteltausend ist aber durchaus keine runde Zahl bei den Mayas, und deshalb gerade wäre es möglich, bei dieser späten Inschrift schon europäischen Einfluß zu sehen, eine Art Feier eines Jubiläums der Chronologie.

Die Glaubwürdigkeit dieser späten Zeit unseres Datums wird aber noch erhöht durch eine zweite Inschrift, deren Datum um 331 Tage später liegt. Im Globus, Bd. 81, Nr. 22 (1902), findet sich nämlich ein Aufsatz meines Freundes Dr. Preuß „Die alten Ansiedelungen von Chaculá (Guatemala)“. In dieser Abhandlung ist ein Stelenbruchstück von Sacchaná mitgeteilt, dessen Datum aus den Zahlen 10, 2, 10, 0, 0 besteht, also aus folgenden Teilen:

$$\begin{array}{r} 1440000 \\ 14400 \\ 3600 \\ 0 \\ 0 \\ \hline 1458000 \end{array}$$

Das weist auf den Tag II ahau; 13 chen (neunter Uinal) im Jahre XIII muluc. Vergleichen wir diese Zahl mit der 1366560 des Normaldatums, so liegt sie um 91440 Tage darüber hinaus, also 250 Jahre + 190 oder 251 Jahre — 175 Tage, was zu dem angegebenen Datum stimmt, denn von 13,9 bis 8,18 sind 175 Tage, von 8,18 bis 13,9 des folgenden Jahres also 190. Auch hier könnte in der auffallenden Zahl 1458000 = 2000.729 europäische Einwirkung liegen. Vielleicht ist auch die Inschrift durch das Jahr XIII muluc veranlaßt, in dem sie liegt. Denn dieses auch sonst öfters wichtige Jahr endet eine Periode von 52 Jahren, wenn die nächste mit I ix anfängt, wie es mit dem entsprechenden I acatl im Aztekischen der Fall ist. Das wäre ein passender Abschied von der alten Mayazeitrechnung. Leider kenne ich nicht die ganze wohl überhaupt nur als Bruchstück erhaltene Inschrift, möchte aber das vierte Zeichen der ersten Kolumne gerade als das Datum 13 chen ansehen, von welcher 13 freilich der eine Punkt nicht mehr in dem Bruchstück steht.

Ich hatte früher die Inschriften der Mayas nur bis in das erste Viertel des 16. Jahrhunderts verfolgt. Dann tritt eine lange Stille von mehr als einem halben Jahrhundert ein, gewiß veranlaßt durch den Fanatismus der Bekehrer. Nun erscheinen plötzlich diese zwei Inschriften aus den Jahren 1581 und 1582, denen sich vielleicht noch andere hinzugesellen werden. Was hat nun damals diese Renaissance der alten Kultur veranlaßt? Nur als einen flüchtigen Einfall kann ich es bezeichnen, daß damals die Nachricht von dem Abfall der Niederlande unter diese Indianerstämme gedrungen sein mag und daß sie neue Hoffnungen auf Befreiung hervorgerufen und die Wiederbelebung der heimischen Entwickelung für kurze Zeit veranlaßt habe.

Bücherschau.

Prof. Dr. E. Dagobert Schoenfeld, Erythräa und der ägyptische Sudan. Auf Grund eigener Forschung an Ort und Stelle dargestellt. IV und 245 Seiten. Mit 20 Abbildungen. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1904. 8 M.

Als eine Forschungsreise zwecks historischer Studien bezeichnet der Verfasser einen zweimonatigen Ausflug, der ihn Anfang 1903 von Massana über Asmara, Cheren, Kassala und Gedaref nach Chartum und von da mit der Bahn nilabwärts geführt hat, und ein geographisch-historisches Bild, gewoben aus gedruckten Quellen, mündlicher Überlieferung und eigener Beobachtung, nennt er das vorliegende Buch darüber. Da der Verfasser bekannte Pfade in flüchtiger Eile gewandert ist, so hat das geographische Ergebnis nur dürftig sein können; die Reiseschilderung geht denn auch inhaltlich nicht über das hinaus, was ein durch das Entgegenkommen der Behörden geförderter Tourist zu sehen und zu erzählen pflegt. Die Verwaltung der Italiener in Erythräa hat dem Verfasser besser gefallen, als die der Engländer im Sudan; für Straßen, Telegraphen und Brunnen wird dort mehr getan wie hier; er vermag indessen doch nicht zu bestreiten, daß die englische Militärdiktatur — denn eine solche ist nach Schoenfeld die Regierung in Chartum — bemüht ist, dem entvölkerten Lande zu seiner früheren Blüte (?) zu verhelfen. Diese Menschenleere des Sudan infolge der Mahdia ist Schoenfeld sehr aufgefallen, doch ist sie in den von ihm durchreisten Gebieten auch vor 1885 wohl kaum viel geringer gewesen. Wenn der Verfasser es tadelnswert zu finden scheint, daß die Regierung heute die Ägypter von den höheren Verwaltungs- und Militärstellen ausschließt, so ist das unseres Erachtens eine infolge schlimmer Erfahrungen berechtigte Politik. Die trotz Gordon fortbestehenden Mißstände, hervorgerufen durch hohe ägyptische Beamte und auch manche zweifelhafte europäische Elemente, hatten eben den Boden für die furchtbare Bewegung geschaffen, die man mit Schoenfeld allein aus religiösen Motiven schwerlich erklären kann. Deshalb vermögen wir dem Verfasser auch nicht zu folgen, wenn er meint, der Mahdismus sei noch nicht tot. Den Snussiorden kann man dafür nicht ins Feld führen, und andere Regungen sind ganz lokaler Art. Dagegen mag die Besorgnis, daß die von Willkür nicht freie Militärdiktatur der Engländer ein erneutes Aufflackern des Fanatismus bewirken könne, nicht unberechtigt sein.

Die umfangreichen historischen Abschnitte, über Erythräa und das Verhältnis Italiens zu Abessinien, sowie über die Mahdia, bieten, weil auf bekannten Quellen beruhend, nichts wesentlich Neues, und wir können nicht finden, daß der Verfasser darüber an Ort und Stelle etwas von Belang erfahren hat. Daß der bis zur Verblendung und Unfähigkeit ehrliche Gordon mit dem ein „Doppelspiel“ spielenden, vom Mahdi gefangenen Slatin sich nicht einzulassen vermochte, wußten wir schon aus des ersteren Aufzeichnungen. Aus seinem Verhalten Slatin einen Vorwurf machen zu wollen, geht aber doch nicht an. Er wollte sich eben retten. Im übrigen weiß man, daß weder Ohrwalders noch Slatins Flucht den übrigen gefangenen Europäern den Kopf gekostet hat. Der Kalif ist offenbar gar nicht so schlecht gewesen, als sein ihm von englischer Seite zurechtgemachter Ruf.

Sg.

Yrjö Hirn, Der Ursprung der Kunst. Eine Untersuchung ihrer psychischen und sozialen Ursachen. Aus dem Englischen übersetzt von M. Barth. Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1904.

Den Völkerkundigen interessiert nur der zweite Teil dieses Buches. Während der erste nach den eigentlichen Motiven des ästhetischen Schaffens und Genießens fragt und sie im Verlangen nach Abfluß der Gemütserregungen erblickt, untersucht der zweite die außerästhetischen Anlässe für das Kunstschaffen unter der gewiß zutreffenden Voraussetzung, daß das künstlerische Schaffen ursprünglich nicht spontan ins Leben getreten, sondern erst durch praktische Anstöße geweckt sei — ein Zustand, der besonders auf tieferen Kulturstufen noch vielfach andauert. Als derartige Anlässe behandelt Hirn: Belehrung, geschichtliche Überlieferung, Anlockung des anderen Geschlechtes, Arbeit, Krieg und Zauberei. Überall werden eine Menge Tatsachen besprochen, wird eine Menge Literatur angeführt; auch eine Fülle anregender Bemerkungen, besonders aus dem Gebiet der psychologischen Interpretation finden sich dazwischen. Zu abschließenden Ergebnissen jedoch führt die Betrachtung kaum; die vorhin angedeutete Grundfrage des ganzen zweiten Teiles wird in diesem überhaupt nicht weiter erörtert, so daß es ihm eigentlich an einem einheitlichen Bande gebricht. Sein Hauptwert liegt in den Einzelheiten, auf die hier einzugehen zu weit führen würde.

A. Vierkandt.

Paul Hoffmann, Die deutschen Kolonien in Transkaukasien. X und 292 S. Mit 1 Porträt und 2 Karten. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1905. 6 M.

Die vorliegende Arbeit verdankt ihre Entstehung einer im Jahre 1900 ausgeführten Studienreise des Verfassers nach den aus Württembergern bestehenden und seit 1817 begründeten deutschen Dörfern im Süden des Kaukasus. Den ersten Teil bildet eine historische Darstellung, den zweiten füllt eine Beschreibung der Verhältnisse, wie sie der Verfasser angetroffen hat, und der dritte beschäftigt sich mit der Landwirtschaft in den Kolonien. Es gibt deren elf mit etwa 8000 Einwohnern, die sich, da Mischehen mit den Russen und den Kaukasusvölkern stets sehr selten gewesen sind, rein deutsch erhalten haben, aber loyale russische Untertanen geworden sind. Die Gemeinden haben eine eigene Verwaltung und bis zu einem gewissen Grade sogar Gerichtsbarkeit und Strafgewalt über ihre Mitglieder. Die Gesundheitsverhältnisse sind zum Teil sehr schlecht, die Schulverhältnisse sind nicht befriedigend, und das Handwerk geht zurück. Infolge der Erb- und Wirtschaftsteilung droht das Land für die Kolonisten zu enge zu werden, weshalb der Verfasser Maßnahmen zur Änderung dieser Dinge empfiehlt. Der Landwirtschaft der Kolonisten hat der Verfasser, der selbst in Deutschland akademisch gebildeter Landwirt ist, seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Er findet den Betrieb in den Ansiedlungen wie auch sonst in Kaukasien als sehr primitiv und der Einführung von Verbesserungen bedürftig und schlägt als Mittel dazu u. a. die Errichtung von Muster-Großbetrieben durch die Regierung vor. Es erscheint dieser dritte volkswirtschaftliche Teil, in dem der Hauptwert des Buches beruht, mit seinen vielen Fingerzeigen sehr beachtenswert. Die beiden in Lichtdruck nach russischen Vorlagen hergestellten und also russisch gebliebenen Karten lassen viel zu wünschen übrig, da sie auch für den des Russischen Kundigen schwer lesbar sind. Die deutschen Kolonien sind in deutscher Bezeichnung eingetragen.

Dr. Josef Müller, Das sexuelle Leben der christlichen Kulturvölker. 238 Seiten. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau), 1904. 4 M.

Vorliegende Arbeit bildet den dritten und Schlußband zu dem früher erschienenen „Sexuellen Leben der Natur-“ und jenem „der alten Kulturvölker“. Die beiden letzten Werke habe ich seinerzeit mit Interesse gelesen, was ich von dem vorliegenden Bande nur für einige Stellen sagen kann. Hier ist der Theologe mit dem Verfasser vollständig durchgegangen. Während der Lektüre glaubte ich, das Buch sei wohl für Theologen und Kirchenhistoriker bestimmt, indessen ersah ich aus der Vorrede, daß dieses keineswegs der Fall ist, ja der Verfasser sagt dort ausdrücklich, es sei für weitere Kreise berechnet, „daher Zitate fast stets übersetzt sind und auch nach Ton und Stil den Anforderungen des außerhalb der Fachgelehrsamkeit liegenden (!?) Publikums Rechnung getragen wurde“. Letzteres ist indessen doch nicht immer der Fall, wer davon verfügt z. B. über solche Bibelkenntnis, um beispielsweise folgenden Satz ohne weiteres zu verstehen: „Origines, dem Begründer der allegorischen Bibelauslegung, wurde es verhängnisvoll, daß er gerade den Rat Jesu bei Matth. 19, 12 wörtlich nahm“? Auch was „eine Schlinge im Sinne von 1. Kor. 7, 35“ ist (S. 45), dürfte den meisten unklar sein. In dieser Beziehung hätte Herr Dr. Josef Müller wirklich mehr tun können, wenn er allgemein verständlich sein wollte. Freilich wäre damit für uns wenig gewonnen, denn Ausführungen, die mit der Ausnahme, daß er die Priesterehe für zulässig hält, sich im großen und ganzen mit denen der katholischen Kirche decken, wären dadurch für uns nicht annehmbarer geworden.

Die leitenden Grundsätze seines Buches gibt der Verfasser in seiner „allgemeinen Übersicht“ (S. 27), indem er sagt: „Zwei Pole hatte die echte christliche Anschauung vom Geschlechtsleben als unantastbare Leitpunkte: Die Rechtfertigung, ja die Heiligung der Ehe und die Höherstellung der Jungfräulichkeit.“ Wir alle werden die Ehe für eine so alte, ehrwürdige, ja geheiligte Einrichtung halten, daß es uns höchst sonderbar vorkommt, dieselbe bedürfe einer Rechtfertigung.

Herr Dr. Josef Müller aber weiß, was einzelne Kirchenväter darüber gesagt haben; Hieronymus vergleicht die Ehe sogar mit dem Kote (S. 48), somit bedarf sie also der Rechtfertigung. Gegen den Sakramentscharakter derselben im katholischen Sinne, sowie die Höherstellung des Zölibates müssen wir uns dagegen ablehnend verhalten, obwohl letztere nach dem Verfasser „unzweideutig durch Christus und die Apostel gelehrt wird“. Ich vermag das freilich nicht zuzugeben und muß mich somit leider auch zu jenen Leuten rechnen, von denen es einige Zeilen weiter ebenso christlich-milde wie treffend heißt:

„Mit Ausnahme einiger verbohrter Protestanten glaubt man sonst allgemein in der ganzen Welt, daß die Askese, und zwar zunächst in der niederen Sphäre des sinnlichen Lebens, die unumgängliche Vorstufe zur Entsinnlichung ist.“ Bei solchen Ansichten bringt es denn Herr Dr. Müller auch fertig, Simeon, den Stylit, der 37 Jahre auf einer 40 Ellen hohen Säule bei Antiochien zubrachte, ein Orakel der ganzen Gegend, Prediger von erschütternder Gewalt, Ratgeber und Friedensstifter zu nennen. Sapienti sat!

Daß die Reformatoren recht schlecht fortkommen, ist selbstverständlich. Niedriger hängen möchte ich indessen die von Herrn Dr. Josef Müller S. 173 gegebene Tatsache, daß „Melanchthon Heinrich VIII. zur Polygamie aufgefordert, ja ihm die allgemeine Einführung nahe gelegt hat“. Was Verfasser über Luther und Zwingli sagt, will ich hier gar nicht anführen.

Das zusammengebrachte Material ist stellenweise sehr interessant, bezieht sich jedoch zum größten Teile auf die Priesterehen in den verschiedenen Zeiten und ihre damalige Beurteilung. Einzelne Kapitel, z. B. das letzte über das Zölibat, habe ich sogar mit Vergnügen gelesen. Leider macht der im übrigen streng katholische Standpunkt des Verfassers das Buch selbst für den, welcher es rein aus kulturhistorischem Interesse zur Hand nimmt, schwer genießbar.

Dr. med. Schnee.

Valtýr Guðmundsson, Island am Beginn des 20. Jahrhunderts. Aus dem Dänischen von Richard Palleske. Mit einer Einleitung über die Natur des Landes von Th. Thoroddsen. XV u. 233 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen. Kattowitz, Gebr. Böhm, 1904.

Daß gleich am Anfange des Buches ein Mann wie Thoroddsen uns eine zusammenhängende Übersicht über die großartige Natur seines Heimatlandes gibt, ist mit Freuden zu begrüßen und verschafft dem wißbegierigen Leser eine gesunde Grundlage für die Kenntnisse, die er dem Buche entnehmen will. Es zerfällt ferner hin in folgende Abschnitte: II. Die Bevölkerung. Züge aus dem täglichen Leben. III. Das öffentliche Leben. Die Behörden. IV. Volksbildungswesen. V. Schrifttum und Kunst. VI. Grundlagen und Verhältnisse des praktischen Lebens. VII. Gesundheitswesen und Werke der Nächstenliebe. Alles dies entstammt der Feder eines mit den Verhältnissen seiner Heimat genau vertrauten, glühenden Patrioten und Politikers, der aber ganz sachgemäß berichtet von den großen Fortschritten, die sich in Island dank der unermüdlichen Strebsamkeit dieses bewunderungswürdigen Volkes bisher vollzogen haben, wobei er natürlich überall auf den früheren Stand der Dinge hinweist. Erst jetzt werden gute Reisebeschreibungen, die hoffentlich noch oft erscheinen, auf fruchtbaren Boden fallen und Zeitungsberichte, wie solche über Erdbeben, über ein Telegraphenkabel u. dgl., lebhaftes Interesse bei uns erwecken.

Als Beilagen sind dem Buche angefügt: I. Ausgewählte neuisländische Gedichte. II. Bilder aus dem Volksleben, nämlich Prosastücke, zum Teil Kapitel aus größeren isländischen Erzählungen, die höchst fesselnd sind. III. Winke für Islandreisen. IV. Verzeichnis deutscher Bücher und größerer Aufsätze über Island (mit Ausschluß der älteren Zeit). Der vortreffliche Übersetzer, Herr Oberlehrer Palleske, hat das Buch noch um manches bereichert und viele notwendige Erläuterungen hinzugefügt.

M. Lehmann-Filhés.

Kleine Nachrichten.

— Sicheltypen. Ein Bronzesichelfund von Oberhau, Kreis Merseburg, gibt Hub. Schmidt Veranlassung, sich in der Zeitschr. f. Ethnol., 36. Jahrg., 1904, mit den Sicheln überhaupt näher zu befassen. Von den vier europäischen Sicheltypen heben sich in bezug auf wesentliche Merkmale und lokale Verbreitung drei als bedeutsam für die Kulturgeschichte heraus. Eine lokal im Osten oder Südosten vorhandene Form liefert eine Brücke zwischen den südosteuropäischen Kulturprovinzen (Ungarn, Südrußland, Kaukasus) zur Zeit der Hallstattkultur. Typus 1a mit senkrecht ab-

gesetztem langen Griffelende ist der Kultur der östlichen Pfahlbauten und Terramaren Oberitaliens eigentümlich und kann als Peschierasichel bezeichnet werden; die Form ist bereits in der Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends oder nicht viel später südwärts bis zum Gestade des Ionischen Meeres gewandert. Dem oberitalischen Typus hat die Sichel der älteren ungarischen Bronzezeit ihre Grundform zu verdanken; sie hat aber immerhin ihre Eigenart in der Formung des Griffelendes durch vielgestaltige Rippenbildungen. Ein Typus 1 b von halbkreisartiger Grundform mit langem Griffelende und regelmäßig nur in der 2-Zahl vorhandenen Längsrippen kann als Schweizer Pfahlbautyp gelten; in der jüngeren und jüngsten Bronzezeit ist er in Mitteleuropa weit verbreitet; für die ältere Bronzezeit ist sein chronologisches Verhältnis zu Typ 1 a und 2 noch nicht festgestellt. Typus 2 mit kurzem Griffende und knopf- oder dornartigem Ansatz auf demselben hat eine Reihe von Variationen nach Art der Winzermesser, mit abwärts gerichteter Spitze oder mit geschwungener Schneide und aufwärts gerichteter Spitze. Eine zweite Gruppe ist durch Gestalt, Zahl und Stellung der Knöpfe am Griffende bedingt. Das chronologische Verhältnis kann nach Depotfunden des Rhone- und Bodenseegebietes beurteilt werden. Dieser westeuropäische Typus ist aller Wahrscheinlichkeit nach auf der linken Seite des Rheines entstanden. Wie beim Typ 1 wurde auch hier das Griffende durch Querrippen und andere mehr dekorativ wirkende plastische Figuren verstärkt. Erst in einer jüngeren Periode der Bronzezeit fand ein allgemeiner Austausch der verschiedenen Lokalformen statt. In Oberitalien lehnen sich die jüngeren Formen an die Schweizer Grundformen an; auch die Sichel mit Schafttülle ist in der jüngeren Bronzezeit beiden Gebieten eigentümlich, kommt aber sonst nur noch in Frankreich und England, freilich umgestaltet, vor. In Zentraleuropa, insbesondere in Süd- und Mitteldeutschland, häufen sich die Einflüsse vorwiegend von Süden, der Schweiz, und im geringeren Maße vom südöstlichen Ungarn. Als obere Grenze für diese Einflüsse gilt eine ungefähr durch Berlin gezogene Breitenlinie. Die Knopfsichel tritt in der jüngeren Periode häufig in der gefälligeren Form mit geschwungenem Rücken auf, doch verschwindet die ältere Form mit gerade gerichteter Klinge keineswegs und tritt noch in so jungen Depots wie dem von Schwackenwalde in der Provinz Brandenburg neben den mehr gekrümmten und geschweiften Formen auf. In Norddeutschland, Dänemark und Skandinavien ist der Typus 2 alleinherrschend geblieben und hat somit auch zur unbegründeten Vorstellung einer nordischen Sichel Veranlassung gegeben. R.

— Die niederländische Expedition unter R. P. Meyjes nach Neuguinea, von der auf S. 99 des laufenden Bandes die Rede war, dürfte leider gescheitert sein. Den Plan, das Karl Ludwig-Gebirge zu ersteigen, hatte man schon von vornherein aufgegeben. Die Flüsse westlich der Pisangbai scheinen den erwarteten Zugang ins Innere nicht geboten zu haben; denn es wurde das Expeditionsgut Mitte November weiter westlich in der Etnabai gelandet. Ein sodann von Kapitän de Rochemont unternommener Vorstoß ins Innere mußte, wie Meyjes nach Europa meldete, abgebrochen werden, weil das sehr steile Terrain unüberwindliche Schwierigkeiten bot. Es fragt sich nun, ob der Vorstoß an einer anderen Stelle von neuem versucht worden ist.

— In dem Artikel „Über ein prähistorisches Almenhaus" habe ich versucht wahrscheinlich zu machen, daß der griechische Tempel sich aus einem mitteleuropäischen Almenhaus entwickelt habe. Von verschiedenen Seiten werde ich nun darauf aufmerksam gemacht, daß der griechische Tempel „bekanntlich" vom ägyptischen Tempel abstamme. Darauf erlaube ich mir, folgende Bemerkungen zu machen. Es ist wahr, der Peripteros und der ägyptische Tempel bestehen aus einem Mauerrechteck und einem Säulenkranz, und die Längsachse ist zugleich Symmetrieachse. Wesentlicher sind aber die Unterschiede. Der Peripteros ist ein Haus, der ägyptische Tempel ist ein Hof; der Peripteros hat den Säulenkranz außen, der ägyptische Tempel hat ihn innen; der Peripteros hat ein Dach, das wesentlich seinen ästhetischen Charakter bestimmt — schon durch den Giebel —, der ägyptische Tempel aber hat ebenso wesentlich kein Dach, sondern nur eine von außen unsichtbare Decke über dem Kreuzgang; der Peripteros spricht zu seinem außen Stehenden, der ägyptische Tempel spricht zu einem im Innern Stehenden. Der Gegensatz könnte nicht größer sein; es ist derselbe Gegensatz wie zwischen Gliedertier und Wirbeltier, also etwa Hirschkäfer und Maus: beide haben Skelett und Muskulatur; das eine hat aber das Skelett außen und die Muskulatur innen, das andere umgekehrt; das ist aber vom Standpunkte der Entwickelungsgeschichte der denkbar größte Gegensatz.

Wohl glaube ich aber, die Griechen haben die Steinbrucharbeit, die Steinmetzarbeit und die Steinbautechnik, die Kunst, Mauern aus Quadern zu bauen, Säulen herzustellen, aufzustellen und durch aufgelegte Sturzsteine zu verbinden, von den Ägyptern gelernt. Die Griechen haben in ägyptischer Steintechnik ein nordisches Holzhaus gebaut, etwa wie die gotische Hallenkirche das steinerne Bild der germanischen hölzernen, dreischiffigen Langhalle ist, wie sie in Nordungarn heute noch hier und da zu sehen ist.

Karl Fuchs.

— Dr. A. Endrös teilt in Petermanns geogr. Mitteilungen 1904, Heft 12 die Ergebnisse seiner Seichesuntersuchungen in ganz kleinen Wasserbecken in der Umgebung Traunsteins mit. Selbst in Teichen von nur 30 m Länge konnten mittels eines vom Verfasser selbst konstruierten Instrumentes (Abbildung in der Zeitschrift für Instrumentenkunde, XXIV, 6) deutlich Seiches konstatiert werden. Diese Untersuchungen füllen die Lücke zwischen den Beobachtungen in den natürlichen Seebecken und den Versuchen im Laboratorium aus. In einem etwa 10 a großen bis $^1/_2$ m tiefen Teiche entsprach die Dauer der Binodalschwingung beinahe genau der Hälfte der Dauer der Uninodalschwingung, ein Resultat, das bei wirklichen Seebecken bis jetzt noch nirgends beobachtet wurde. Halbfaß.

— Nachrichten über ganz moderne Dolmenbauten im Nordosten von Tunesien erhalten wir durch einen französischen Arzt, Dr. Dayrolle (L'Anthropologie 1904, p. 373). Es handelt sich hier keineswegs um Gräber, wiewohl diese heiligen Stätten oft einem Marabut gewidmet sind, sondern um die Challuja genannten Opferstätten, die in ihren Funktionen und, da sie manchmal bei antiken Grabdenkmälern stehen, auf alten Totenkultus zurückgehen. Dr. Dayrolle beschreibt sechs solcher Challujas, deren belangreichster sich bei Aïn Battris in der Gegend von Enfidaville befindet und der ganz, wie die Abbildung zeigt, einem kleinen Dolmen gleicht, wie wir solche in Europa aus neolithischer Zeit kennen, nur mit dem Unterschiede, daß er ganz modern ist. Er steht bei den Ruinen eines byzantinischen Forts, das in die Reste einer römischen Stadt eingebaut ist, und mißt nur 2 m Länge und 1 m Höhe, bildet jedoch mit seinen drei und vier Seitenträgern und drei größeren Deckplatten ein ganz typisches Miniaturbild eines Dolmen. Die Steine zu seinem Bau wurden den römischen Ruinen entnommen. Auch das hat dieser Modelldolmen mit den europäischen Gefährten gemeinsam, daß rings um ihn herum Kreissteine liegen. Vor zwei Jahren war er noch nicht vorhanden. Wozu dient er nun? Alle diese Challujas sind dadurch ausgezeichnet, daß man auf ihnen Votivgaben der verschiedensten Art niederlegt. Man findet da Münzen, Lichter, Benzoeharz (zum Räuchern), runde oder besonders gefärbte Kiesel und namentlich Töpfergeschirr. Letzteres ist teils moderner Art: es sind Schüsseln, Lampen, Flaschen, teilweise glasiert, teils hat man antike heidnische und christliche Geschirre, römische Lampen u. dgl. hingeschleppt, wie sie der nordafrikanische Boden häufig liefert. Dazu kommen endlich noch Votivvasen, welche von den Frauen in den benachbarten Duars hergestellt werden; sie wollen dadurch die Gunst des Heiligen erlangen, dem der Dolmen gewidmet ist. Diese Vasen sind massenhaft vertreten, alle sehr zerbrechlich und von einem neolithischen Aussehen. Alle sind mit der freien Hand, ohne Töpferscheibe hergestellt, mit Henkeln versehen und oft von bedeutender Größe. Dazu kommen Schalen, in denen man das Benzoeharz wie Weihrauch brannte.

— Die Pässe des Thüringer Waldes in ihrer Bedeutung für den innerdeutschen Verkehr und das deutsche Straßennetz betrachtet W. Gerbing im Arch. für Landes- u. Volksk. d. Prov. Sachsen, 14. Jahrg., 1904. Infolge der reichlichen Bewaldung und ausgedehnten Versumpfung der Täler war der Verkehr gezwungen, auf die Höhen hinaufzusteigen, der hier stehende Wald war leichter als das Strauchwerk der Täler zu beseitigen, der Boden war fester, das Wasser floß rascher ab, die Hochmoore ließen sich leichter umgehen, bzw. mit Hilfe hineingelegter Baumstämme überschreiten. Die Hauptrichtungen des Verkehrs sind ferner im Laufe der Geschichte nicht immer die gleichen geblieben; so waren es im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Teile des Thüringer Waldes, welche sich als Hemmnis dem Verkehr entgegenstellten. Zuerst mag bei Eisenach Bresche geschlagen sein, sonst aber mag die Abgeschlossenheit und völlige Unwegsamkeit des Thüringer Waldes bis in die Zeit der Karolinger gedauert haben. Dann liefen fast alle bis zum

12. Jahrhundert entstandenen Übergänge in Erfurt zusammen; nur der südöstlichste Teil des Gebirges emanzipierte sich in dieser Hinsicht. Die Zahl wie die Lage der Thüringer Waldpässe blieb vom Mittelalter bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts mit wenigen Ausnahmen unverändert. Erst der seit dem Ende des 18. Säkulums beginnende Bau von Kunststraßen erleichterte die Überschreitung des Gebirges mit einem Male. Dann umgingen es aber die neu entstehenden Eisenbahnen in weitem Bogen. Erst neuerdings geht der Schienenstrang in verschiedenen Linien über den Thüringer Wald, und nicht nur an seinen Flanken, sondern auch in seinen mittleren Teilen, und in der Eisenbahnära hat der Thüringer Wald seinen Charakter als Schranke des Verkehrs zum guten Teil verloren. Im einzelnen beschäftigt sich Gerbing mit den Eisenacher Pässen, dem Schweinaer und Brotteröder, dem Schmalkaldischen, Oberhofer, Frauenwälder und Judenbacher Paß. E. R.

— Die prähistorische Tierwelt des Burgbergs im Spreewald ist jetzt zum ersten Male nach den Funden von Dr. Duerst im Archiv für Anthropologie, Neue Folge, Bd. II, S. 233 bis 294, in einer vortrefflichen Abhandlung geschildert worden, welche gleichzeitig als „Beitrag zur altgermanischen Viehzucht" bezeichnet ist. Im Jahre 1897 fanden Verhandlungen über den Bau einer Kleinbahn von Lübben nach Kottbus statt, wobei der stattlich sich aus der sumpfigen Ebene erhebende künstlich aufgeschichtete Burgberg durchschnitten werden sollte; durch Einwirkung der Regierung gelang es, die Beschneidung auf das geringste Maß zu beschränken, aber auch so lieferte der Berg eine große Menge prähistorischen Materials, welches die frühere allgemeine Annahme, die Anlage sei eine slawische, gründlich zerstörte; die Masse der zutage geförderten Gegenstände erwies sich als vorslawisch, sie reichen bis in die Steinzeit hinauf, gehören aber vorwiegend dem Lausitzer Typus der späteren Bronzezeit und der Hallstattzeit an. Außerordentlich wichtig sind auch die zahlreichen Knochenreste der vorgeschichtlichen Tierwelt des Burgberges, die fast durchweg zu Nahrungszwecken diente und von Dr. Duerst jetzt beschrieben wurde; es sind die Küchenabfälle, Speisenüberreste der alten dahingeschwundenen Menschen. Dr. Duerst fand darunter zwei Schweinearten (Haus- und Torfschwein), das kurzhörnige Rind, zwei Schafarten, den Hund, die Ziege, zwei Pferdearten. Von wilden Tieren Hirsch, Wildschwein, Reh, Elch, Ur (Bos primigenius), Reiher und Ente. Am meisten waren Haus- und Wildschweine und Rinder vertreten, die die meiste Nahrung den alten Burgbergern lieferten. Die Rindviehzucht war bedeutend vorgeschritten, mehr als wie bei den Pfahlbauern. Pferde- und Hundefleisch wurden genossen. Das Zerschlagen der Schädel wurde bei allen Tieren durchgeführt, so daß man zum Gehirn gelangen konnte, auch die Unterkiefer wurden in stets gleicher Weise zerbrochen, wegen ihres Markes. Die Abhandlung ist nicht nur in zoologischer Beziehung wichtig, namentlich weil bei den einzelnen Arten die geographische Verbreitung in prähistorischer Zeit behandelt wird, sondern auch als ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Viehzucht.

— Die Möglichkeit einer Entzifferung der Mayahieroglyphen bespricht G. B. Gordon, Kurator am Museum der Pennsylvania-Universität, in einem Artikel „Chronological Sequence in the Maya Ruins of Central America" in den „Transactions of the Department of Archaeology", Bd. I, Teil 1/2 (1904), jenes Museums. Bis jetzt hat man im wesentlichen nur herausgebracht, daß die meisten der Mayainschriften mit einem Datum beginnen, das sich wohl auf die Errichtung des Denkmals oder Bauwerks bezieht, auf dem es sich befindet. Gordon macht nun auf folgendes aufmerksam: Die Mayabauwerke, die wir heute vor uns sehen, entstammten verschiedenen Zeiträumen, wie sich aus den erwähnten Daten ergäbe; das älteste Datum sei in Copan, jünger seien die Daten im Usumacintatal, das jüngste fände sich in Chichen-Itza. Die Maya seien eben gewandert, hätten sich von Süden nach Norden ausgebreitet. Das von Süden nach Norden abnehmende Alter folge auch aus der Form der Ornamente: gewisse Themata seien in Copan lange nicht so konventionell behandelt wie in Yucatan, wo der Stil ein vorwiegend geometrischer werde. Woher die Maya gekommen, sei unbekannt. Dafür, daß die Heimat der Mayakultur weiter südlich als Copan läge, finde sich kein Anzeichen, aber auch mit der Annahme, daß sie von Osten oder Westen her über die See gekommen sei, wäre nichts anzufangen. Es sei vielmehr wahrscheinlich, daß die Mayakultur, so wie sie heute aus den Bauwerken usw. zu uns spräche, auf dem Boden sich entwickelt habe, wo wir die Ruinen fänden. Es komme daher darauf an, den Beginn und die Entwickelungsstufen dieser Kultur aufzudecken, mithin die früheren und ursprünglichen Formen ihrer Bilderschrift. Daraus würde sich vielleicht die Lösung des Rätsels ableiten lassen. Hierzu aber biete die älteste bekannte Niederlassung Copan die beste Gelegenheit; denn hier sei schon die Existenz einer Reihe von übereinander liegenden Kulturschichten festgestellt. Der Fluß habe die Ufer angegriffen und einen Schnitt durch die Schichten gelegt, doch hätte man bisher fast ausschließlich an der Oberfläche gesucht. Zunächst komme es also darauf an, mehr und älteres Inschriftenmaterial zu finden. Es sei aus Gordons Ausführungen noch erwähnt, daß die Maya wenig Ehrfurcht vor ihren älteren Bauwerken zeigten und sie ruhig verfallen ließen, um darüber neue zu errichten. Daraus würde also folgen, daß auch die älteren Kulturschichten von Copan den Maya und nicht etwa anderen, von ihnen vertriebenen Völkern angehören. — Soweit Gordon; es fragt sich allerdings, ob man aus den Mayainschriften, wenn man sie vollständig zu entziffern lernen sollte, wirklich historisches Material von Belang erfahren würde.

— R. Z. Reid gibt im Januarheft des Geogr. Journal (1905) eine kurze Skizze (unter Beifügung einer genauen Karte) von seinen Kreuz- und Querzügen, die er 1900 bis 1902 zwischen dem Gebirge von Gorongoza (1500 bis 1800 m) und denen von Schiringoma (den Nyamongabergen, 900 bis 1200 m) in dem portugiesischen Gasaland (südlich der Mündung des Sambesi) gemacht hat. Das Wichtigste ist das Resultat seiner hydrographischen Forschungen. Danach entspringt der Urema, der in den Pungwe mündet und im Mittellauf Sungwe genannt wird, als Vanduzi am Ostabhang des Gorongozagebirges, dessen nördliche Ausläufer sich um etwa 60 km weiter nach Osten vorschieben und daher den Talgrund mehr verengen, als auf Perthes' Karte (Blatt 10) angegeben ist. Ferner erhält der Sungwe-Urema einen Zufluß von Norden, den Kombedzi. Die Wasserscheide zwischen diesem Fluß und dem nach Norden fließenden und in den Sambesi mündenden Mukwa oder Zangwi (Sange) liegt in einer kaum merklich erhobenen Ebene, so daß, wie die Eingeborenen behaupten, der Zangwi zur Zeit der Überschwemmung nicht nach Norden dem Sambesi, sondern nach Süden dem Kombedzi und Urema zuströmt. Doch konnte Reid konstatieren, daß der Zangwi bei Sabuko (etwa 65 km von der Mündung in den Sambesi entfernt) einen unzweifelhaft nordwärts gerichteten Lauf innehält.

— Ssachalin als Kolonie. Unter diesem Titel veröffentlichte jüngst die in Moskau erscheinende Monatsschrift „Russkaja Myssl" eine Darstellung der Kolonisationsverhältnisse jenes fernen Eilandes, dessen Schicksal unter den augenblicklichen Verhältnissen ein besonderes Interesse erweckt. In den letzten 22 Jahren bis 1900 wurden aus Rußland auf dem Seewege über 25000 Verbrecher nach Ssachalin expediert; eine große Menge gelangte dahin außerdem auf dem gewöhnlichen sogenannten Etappenwege. Von 1879 bis 1885 betrug der Verbrecherexport zur See 4585, im darauf folgenden Lustrum 5764, von 1890 bis 1895 erreichte er die Zahl von 7506, im letzten Jahrfünft 7625. Merkwürdigerweise ging man dabei ganz planlos vor, denn 1885 fanden sich unter den Angesiedelten kaum 60 Proz. früherer Angehöriger der ackerbauenden Klasse. Fast 31 Proz. entfallen auf minderjährige, noch arbeitsunfähige Altersstufen, die somit der Kolonie nur zur Last fallen. Auch auf die Rassenverhältnisse wurde keine besondere Rücksicht genommen. Bergbewohner und Fremdstämme nichtslawischer Herkunft erwiesen sich sehr bald als ganz unbrauchbar für den Beruf gewöhnlicher Zwangsarbeiter, und man versuchte sie daher anfänglich mit Recht bei der Salzgewinnung zu beschäftigen. Diese Anordnung wurde später aber aus unbekannten Gründen aufgehoben, und jetzt besteht die auffallende Erscheinung, daß auf Ssachalin die Mohammedaner mit 10,8 Proz. der ganzen Ansiedlerbevölkerung der Zahl nach die erste Stelle nach den Orthodoxen einnehmen. Und doch bilden diese Gebirgsbewohner dort ein ganz nutzloses, ja ein ausgesprochen schädliches Element, da sie wegen ihres beweglichen und unsteten Temperaments sich nie in die dortigen Verhältnisse einleben. Ein ähnlicher Mißgriff geschah mit der massenweisen Ansiedelung von Vagabunden (24 Proz. im Jahre 1896) und rückfälligen Sträflingen (20,4 Proz. im Jahre 1901), also Leuten, die sich aus nichts etwas machen und nichts zu verlieren haben. Die Zahl der aus der Kolonie flüchtig gewordenen Sträflinge betrug in den letzten elf Jahren durchschnittlich 325 pro anno. R. W.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 16. BRAUNSCHWEIG. 27. April 1905.

Über Kindersparbüchsen in Deutschland und Italien.

Von F. Rosen. Breslau.

Auf dem kleinen Markt nahe der Fontana di Trevi in Rom fielen mir vor Jahren eigentümliche Sparbüchsen auf, welche dort in großen Mengen zum Verkauf gebracht werden. Sie sind urnenförmig (Figur a), über der halben Höhe am breitesten, nach oben abgerundet geschlossen und an der Spitze mit einem brustwarzenförmigen Aufsatz versehen; neben diesem befindet sich ein schmaler Schlitz zum Einwurf der Geldstücke. Das Material ist ein unglasierter Ziegelton von lichtbräunlicher Fleischfarbe; Unebenheiten der Oberfläche ließen deutlich erkennen, daß die Herstellung auf der Drehscheibe aus freier Hand erfolgt war. Form, Farbe und Größe (etwa 13 cm Höhe) legten die Vermutung nahe, daß es sich um Nachbildungen weiblicher Brüste handelt, und zwar nicht der Brust im jungfräulichen Zustande, sondern der durch langes oder wiederholtes Säugen in die Länge gezogenen Gestalt.

Später konnte ich konstatieren, daß Sparbüchsen ganz identischer Art in Italien weit verbreitet sind. Ich fand sie überall, wo ich auf sie achtete, zwischen Turin, Venedig und Neapel, namentlich auf dem Lande und in kleinen Städten, und, wie mir Herr Professor Lopriore in Catania mitteilt, sind sie ebenso in Sizilien und Unteritalien (Apulien) in Gebrauch.

In Florenz fand ich Gelegenheit, mich bei einem dem Volk angehörigen, doch einigermaßen gebildeten Mann (Schaffner der elektrischen Bahn) nach der besonderen Bestimmung dieser brustförmigen Sparbüchsen zu unterrichten. Die Auskunft lautete: Sie werden den Wöchnerinnen geschenkt, und wer die junge Mutter besucht und das Kind bewundert, pflegt ein paar Soldi in die Sparbüchse zu werfen. Wenn das Kind entwöhnt ist (oder wenn es das erste Lebensjahr vollendet hat), zerschlägt die Mutter die Sparbüchse und trägt das Geld zur Kirche, um, je nach dem, eine Messe lesen zu lassen oder auch nur eine Wachskerze aufzustellen. Freilich meinte der Auskunftgeber, daß nicht alle Frauen so kirchlich gesinnt seien; freier denkende verwendeten den Inhalt der Sparbüchse zur Beschaffung eines Kleidchens für das Kind oder machen sich einfach damit einen vergnügten Tag.

Es ist klar, daß die Bestimmung für Wöchnerin und Kind die eigentümliche Form der Sparbüchsen erklärt. Es schien mir hier ein Analogon zu den seit Jahrtausenden und bis heute der Gottheit dargebrachten Weihegaben zu bestehen, welche die Form erkrankter oder geheilter Teile des menschlichen Körpers wiedergeben. Solche Votivstücke hat aus der Nähe Roms, aus dem alten Veji, Stieda publiziert [1]) auch eine weibliche Brust, freilich in der halbkugeligen jungfräulichen Form und nicht als Sparbüchse gedacht, befindet sich unter diesen altetruskischen Funden.

Sparbüchsen ähnlicher Art, doch erheblich kleiner, finden sich nun auch in Deutschland. Ich bin ihnen nur in Breslau näher nachgegangen, hier sind sie aber allenthalben bei den Kleinkrämern (Bäudlern) zu kaufen. (Figur b bis h). Sie werden als „Kindersparbüchsen" bezeichnet und sollen in Breslau selbst nicht hergestellt, sondern auf dem Herbstgeschirrmarkt eingehandelt werden. In der Tat fand ich hier (September 1904) in etwa einem halben Dutzend Auslagen derartige Sparbüchsen in großer Zahl. Da die Händler zum Teil ihre Ware selbst fabrizieren, suchte ich bei ihnen wieder Näheres über die Bedeutung der Objekte zu erfahren. Zunächst hieß es auch hier, die Büchsen würden von den Müttern gekauft, um für die Kinder zu sparen, doch waren offenbar stets größere Kinder gemeint. Es wurde zugegeben, daß die Büchsen weiblichen Brüsten glichen, aber auf die Frage, warum man gerade diese Form wähle, erhielt ich nur die Antwort: „Weil wir das schon immer so gemacht haben." Geleugnet wurde, daß diese Form besonders leicht herzustellen und deshalb eingebürgert sei; vielmehr soll der glatte Verschluß der stets aus einem Stück gefertigten Büchsen schon eine geübtere Hand verlangen.

Als Produktionsorte wurden mir das Waldenburger Gebirge (Salzbrunn, Charlottenbrunn), Bunzlau und Naumburg a. d. S. (wahrscheinlich irrtümlich für Naumburg a. Queiß) bezeichnet. In Schlesien sollen diese Sparbüchsen auf dem Lande allgemein im Gebrauch sein, auch aus Mecklenburg und Ostpreußen werden sie mir angegeben. Vermutlich sind sie weit verbreitet; es wäre interessant, darüber Genaueres zu erfahren. Im Westen und Süden Deutschlands habe ich sie nie gesehen, freilich auch nicht gesucht. Doch sollen sie auch im heutigen Griechenland üblich sein.

Auffallend war mir die stets wiederholte Bemerkung, die Büchsen müßten nach Gebrauch zerschlagen werden, obwohl die Weite des Schlitzes meist ein Herausschütteln des Inhalts möglich gemacht hätte. Es wurde erwogen, ob in dem Zerschlagen eine gewisse Bedeutung liege, etwa die Einschränkung des Gebrauches der Büchse auf eine gewisse Zeit (Laktationsperiode?) oder ein Glücksomen. Pflegt man doch beim Zerbrechen von Töpfen und Ähnlichem zu sagen: Scherben bringen Glück. Wenn

[1]) Anatomische Hefte 1900 bis 1901.

dies nicht bloß eine böse Vorbedeutung abwenden soll, so könnte auch das Zerschlagen der Sparbüchse den Zweck haben, den Inhalt glückbringend zu machen.

In Italien sind die Sparbüchsen, wie gesagt, allgemein von dem gleichen Material, fleischfarbenem, nicht rotem oder dunklem Ton, von der gleichen Form und Größe. Nur wenige Stücke sah ich, die eine geringere Ausbauchung aufwiesen, sich also mehr der Zylinderform näherten. In Pisa fand ich dagegen einen Töpferladen, in welchem recht verschieden gestaltete Sparbüchsen unserer Art feil gehalten wurden, und zwar waren es offenbar die verschiedenen Formen, welche die weibliche Brust annehmen kann, breite und in die Länge gezogene; auch gab es verschiedene Dimensionen, jedoch keine, welche über das Maß des bei den Frauen vorkommenden hinausgingen. Es schien, als ob hier der Käuferin Gelegenheit gegeben werden sollte, eine der eigenen Brust in Form und Größe entsprechende Sparbüchse auszuwählen [2]), doch mag hier auch die naive Freude des Volkes am Obszönen mitgesprochen haben.

Die mir aus Schlesien bekannt gewordenen Stücke sind viel mannigfaltiger in Form und Farbe als die italienischen. Fleischfarbener Ton wird bei uns nicht verwendet, sondern dieselben braunen, grauen, weißen oder schwärzlichen Tonarten, welche für die Herstellung irdener Geschirre im Gebrauch sind. Fast alle Stücke sind glasiert. Neben der typischen Form (Figur b, c, d) kommen in Form und Zeichnung bemerkenswerte Abweichungen vor. So findet man Exemplare, welche keine „Mamilla“ tragen, dafür aber Kreislinien, welche etwa eine „Areola mammae“ bedeuten könnten (Figur e), andere sind am Scheitel ganz glatt (Figur f). Es gibt auch bemalte Sparbüchsen, angeblich aus Naumburg; die blauen oder grünen Streifenmuster und Fleckanordnungen lassen keinerlei Erinnerung an das ursprüngliche Vorbild, die weibliche Brust, mehr erkennen (Figur g und h).

Soweit meine eigenen Feststellungen. Nun sind vor kurzem von H. Graeven interessante Untersuchungen über antike Sparbüchsen veröffentlicht worden [3]), unter welchen sich ganz ähnliche Stücke finden. Rund ein Dutzend solcher mamma-förmiger Sparbüchsen kennt man aus Pompeji; zwei weitere sind in England (Lincoln) entdeckt worden, von welchen die eine Münzen von Konstantin I. bis Konstantin II. enthielt, während die andere verschollen sein soll. Man kennt sie in England auch aus dem Mittelalter, in der älteren Literatur werden sie mehrfach als „apprentices earthen christmas boxes“ erwähnt; auch hier waren sie also für Kinder, wenn auch größere, nicht für Erwachsene bestimmt. Ein Delfter Exemplar des Museum Kestner in Hannover, datiert 1719, zeigt einen Bildschmuck: zwei Elternpaare und mehrere spielende Knaben.

Graeven, dem wir diese Nachweise verdanken, leitet die Form dieses Sparkassentypus von der der Krüge ab, verführt durch ein im Neapler Museum befindliches Stück aus Pompeji, das wirklich aus einem havarierten Krug hergerichtet ist. Die Sparbüchsen unterschieden sich von den Krügen dadurch, „daß sie keinen Fuß haben, dessen sie entbehren konnten, da sie vermöge ihres gewichtigen Inhalts auch mit kleinerer Standfläche festen Halt hatten. Ihr Körper, der nicht gar hoch zu werden brauchte, wurde um so stärker ausgebaucht, und statt des langen Halses der vorbildlichen Gefäße bekamen sie einen niedrigen Knopf, der den Fingerspitzen einen passenden Griff bot.“ — Unserer Meinung nach ist nun der kleine, meist abgerundete Knopf zum Anfassen und Heben einer inhaltsschweren Sparbüchse so ungeeignet wie möglich; auch fehlt er, wie wir gesehen haben, manchmal ganz. Wenn ich auch, wie sich weiter ergeben wird, die Verwandtschaft unserer Sparbüchsen mit dem Kruge nicht ablehne, so sehe ich doch in der Form der ersteren etwas anderes: die Nachbildung der weiblichen Brust. Zwingende Beweise für diese Auffassung vermag ich freilich nicht zu erbringen, doch wird der Nachweis verwandter formgebender Vorstellungen meine Ansicht stützen. Aus mehreren Gründen nehme ich dabei auf Italien besonderen Bezug: hier finden wir die ältesten der uns interessierenden Sparbüchsen, hier haben wir auch weit zurückreichende literarische Quellen. Ebenso wird in Italien heute noch den Sparbüchsen am exaktesten die Form der Brust gegeben, und endlich kennt man hier, wie oben mitgeteilt, noch eine die gewählte Form deutende Bestimmung.

In Sizilien und Unteritalien gilt die heilige Agathe als die Schutzpatronin der säugenden Frauen. Die Frage lag nahe, ob die mamma-förmigen Sparbüchsen etwa Beziehungen zu dieser Heiligen haben möchten, um so mehr, als das in der Kunst oft dargestellte Attribut der Agathe die abgeschnittenen Brüste sind. Aus Wachs und anderen Substanzen nachgebildete Brüste sollen früher im Kult der heiligen Agathe eine große Rolle gespielt haben, doch scheint die Kirche seit Jahrzehnten diesen Gebrauch als anstößig zu bekämpfen. Ja, schon in den „Acta Sanctorum“ der Bollandisten werden diese Dinge sorgfältig verschwiegen, offenbar um die Würde der Kirche zu wahren. Es schien mir daher für die erwünschten Feststellungen nötig, einen sehr zuverlässigen Gewährsmann an dem Hauptort des Agathenkultus, in Catania selbst, zu gewinnen, und ich fand diesen in der Person eines hochgeschätzten Fachgenossen, Professor Lopriore.

Dieser bestätigt zunächst, daß Agathe noch jetzt als die Beschützerin der säugenden Frauen gilt, und führt als vermutliche Erklärung dafür den Umstand an, daß das Martyrium dieser heiligen Jungfrau in einem Zerfleischen und Abschneiden der Brüste bestand. Frauen, welche an der Brust gelitten haben, offerieren der Heiligen Nachbildungen von Brüsten aus Wachs, Silber oder vergoldetem Silber, namentlich am Agathentag (5. Februar), doch auch zu anderen Zeiten. Besonders bemerkenswert ist eine unter den ärmsten Frauen verbreitete Sitte: sie lassen sich auf käufliche Wachsnachbildungen von Brüsten die eigenen Wunden und Narben mit Farbe aufmalen und tragen die Modelle auf einem Teller umher (auch die amputierten Brüste der heiligen Agathe werden in der Kunst stets auf einem Teller dargestellt), um so viel Geld zu sammeln, daß sie der Schutzpatronin eine Messe oder Wachskerzen opfern können. Hier finden wir also das Geldsammeln zum Zweck der Weihegabe mittels der Brustform, ohne daß diese jedoch selbst zur Sparbüchse gestaltet wäre. — Sparbüchsen der uns interessierenden Form seien in Catania, wie sonst, bekannt und gebräuchlich. Sie bestehen aus unglasiertem Ton und sind nach Ansicht meines Gewährsmannes „von Wasserkrügen nicht sehr verschieden. Sie werden besonders von Jungen gebraucht, haben aber keine besondere Bedeutung; mit der Brust haben sie nichts zu tun.“

Diese Auskunft erscheint nun freilich wenig geeignet, den gesuchten Zusammenhang etablieren zu helfen. Doch darf man an sie vielleicht mit einer gewissen Kritik herantreten. Denn wenn ein Gebrauchsgegenstand seit zwei Jahrtausenden in einer keineswegs von Natur gegebenen Form hergestellt wird und in dieser in einem so weiten Gebiet — von Sizilien und Griechenland bis Ostdeutschland und England — volkstümlich ist, so dürfen wir gewiß

[2]) Vgl. dazu das unten über die Wachsnachbildungen von Brüsten in Catania Gesagte.

[3]) Die tönerne Sparbüchse im Altertum; Jahrbuch des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts, Bd. XVI, Berlin 1901.

eine besondere Bedeutung, d. h. eine zugrunde liegende Vorstellung vermuten und dürfen daher aus der obigen Auskunft nur schließen, daß diese Bedeutung dem Gewährsmann nicht bekannt ist. Da die heilige Agathe als Patronin der säugenden Frauen gilt, in den oben erwähnten Bräuchen jedoch nur als Heilspezialistin für die kranke Brust zu erkennen ist, so ließe sich denken, daß ihr früher auch Sparbüchsen und Inhalt von den Müttern für die Behütung vor schmerzhafter Erkrankung geweiht worden wären. Wir sind also der Mühe weiterer Nachforschungen auf dem betretenen Wege nicht überhoben.

Nun hat man vermutet, daß sich unter der Person der heiligen Agathe eine viel ältere Gottheit verbirgt, die Bona Dea. Wessely hat diese Identifizierung schon vor langen Jahren angedeutet, indem er bei der heiligen Agathe von Catania angibt[4]), daß an der gleichen Stelle im Altertum bei dem Jahresfeste der Bona Dea zwei kolossale Brüste als Symbole des mütterlichen Natursegens umhergetragen wurden. Auch der Name Agathe, die Gute, erinnert an die Bona Dea." Leider hat der Autor nicht angegeben, aus welcher Quelle er die Kenntnis dieses Kultgebrauches geschöpft hat; ich habe vergeblich nach ähnlichen Angaben gesucht.

Aber unmöglich erscheint es nicht, daß die Bona Dea in solcher Weise gefeiert wurde. Sie war eine uralte italische Naturgöttin, deren Mythus zur Zeit unserer ausführlichen Nachrichten nicht mehr verstanden wurde, namentlich seitdem er sich mit der griechischen Parallelgestalt, Damia, vermischt hatte. Ihr Kultus war ausschließlich Frauenangelegenheit; Männer durften daran nicht teilnehmen, selbst Bilder von Männern mußten während der nächtlichen Feier der Göttin verhüllt werden. Ihr wahrer Name war bloß den eingeweihten Frauen bekannt und durfte in Gegenwart von Männern nicht ausgesprochen werden; er ist uns daher auch nicht überliefert worden, doch hat man Grund zu glauben, daß die Gute Göttin Fauna geheißen habe. Die alte Mythologie bemühte sich schon, eine Erklärung zu finden, warum die Bona Dea nicht unter jene Gottheiten aufgenommen war, welche in dem von Herkules begründeten Opfer an der Ara maxima gefeiert wurden[5]); auch weiß sie von dem Widerstand der Bona Dea (Fauna) gegenüber dem männlichen Gotte Faunus zu erzählen und von dem schließlichen Unterliegen der Göttin. Dies alles deutet, wie wir glauben, darauf, daß die Bona Dea aus der Periode des auf graecoitalischem Boden früh überwundenen „Mutterrechtes" stammt, dessen Bedeutung für die Auffassung von Zeugung, Familie und (Gentil-)Verfassung der Laienwelt besonders durch A. Bebels Buch „Die Frau und der Sozialismus" bekannt geworden ist.

Daß in der Verehrung der Bona Dea = Damia Nachbildungen der mütterlichen Brust eine Rolle gespielt haben mögen, klingt nicht unwahrscheinlich, denn sie war eine Göttin der Fruchtbarkeit und wurde mit Demeter und später mit der Großen Mutter Kybele gleichgesetzt; diese war aber wieder mit der vielbrüstigen Artemis von Ephesos eng verwandt. Die Bona Dea selbst aber wird als „nutrix" bezeichnet[6]). Den bei ihrem Fest gebräuchlichen Opferwein nannte man lac, den Weinkrug mellarium; auch wurde ihr die fruchtbare Sau geopfert. Die gleichen Gaben brachte man auch der Proserpina dar, welche hier weniger die Totengöttin[7]), als die personifizierte Erde, also eine Göttin der Fruchtbarkeit ist. Die unten angezogene Stelle des Apulejus gibt hierfür unzweideutige Beweise. Die Bona Dea wurde auch mit Proserpina identifiziert. Aber neben ihrer Rolle als weibliches Prinzip, als zeugende, ernährende Kraft der Natur war die Bona Dea auch eine Heilgöttin, in mehreren uns von ihr erhaltenen Weihe-Inschriften wird ihr „ob luminibus restitutis" Dank ausgesprochen; daß sie endlich als Geburtsgöttin verehrt wurde, scheint ihr Name Bona Dea Lucifera anzudeuten.



Kindersparbüchsen.
a italienische, b bis h deutsche.

In Rom gab es noch eine alte Göttin, welche als Schützerin der Frauen und Säuglinge verehrt wurde, die Rumina oder Rumilia, deren Name sich von ruma, die weibliche Brust, das Euter, herleitet[8]). Vielleicht steckt in dem Namen Roma der gleiche Stamm, jedenfalls hängt mit ruma zusammen ruminare und ruminantia (ursprünglich „säugen" und „Milchvieh," dann mit einem merkwürdigen Bedeutungswechsel „Wiederkäuen" „Wiederkäuer"). Bei dem Opfer der Rumilia war der Wein verpönt und wurde durch Milch ersetzt. An ihrem Heiligtum wurde die Ficus ruminalis verehrt, der Feigenbaum, weil er bei Verletzungen Milchsaft absondert[9]). Die enge Verknüpfung der Rumilia mit der Sage von der Kindheit

[4]) Ikonographie Gottes und der Heiligen, Leipzig 1874.

[5]) Nach Roscher, Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, Leipzig 1884 bis 1886. (Bona Dea von Peter) und nach Wissowa, Religion und Kultus der Römer, München 1902.

[6]) Corpus Inscript. lat. VI, 74.

[7]) Odysseus opfert den Toten auch Milch, Honig und Blut.

[8]) Vgl. Wissowa, a. a. O., S. 195.

[9]) Diese nahe liegende Erklärung habe ich nirgends gefunden. Vergleiche auch das deutsche „Wolfsmilch;" der griechische Name dieser Pflanzengattung lautet tithymalos (Theophrast) von τιτθός, die Mutterbrust, Zitze, τιτθή, die Säugeamme.

des Romulus und Remus und der Ernährung derselben durch die Wölfin läßt vermuten, daß die Göttin eine Lokalform der Bona Dea war, die in Rom neben der weit verbreiteten Hauptform bestand.

Juvenals beißende Satire (VI, 319 ff.) zeigt uns, wie später der längst nicht mehr verstandene Ritus der Bona Dea ausgeartet, die uralten Mysterien zu wüsten Orgien geworden waren. Das, was gut und würdig an der Bona Dea war, scheint damals schon auf eine andere große Gottin übertragen worden zu sein, die Isis. Die große Zahl und die vielfach nur lokale Bedeutung der alten Götter mußten ja mit fortschreitendem Weltverkehr notwendig dazu führen, daß Schiebungen und Identifizierungen ursprünglich getrennte Gottheiten zu einer Form vereinigten. Wie die Vorstellungen ineinanderflossen, lehrt uns das interessante Gebet des Lucius in den Metamorphosen des Apulejus (liber XI), das wir — mit einigen Kürzungen — hier einfügen, da es auch auf die uns beschäftigenden Gottheiten eingeht:

„Königin des Himmels! du seiest nun die allernährende Ceres, die das Getreide entstehen ließ und den Menschen statt der altgewohnten Eicheln eine mildere Speise gab, ... oder des Phoebus Schwester, die den Gebärenden Beistand leistet und so die großen Völker erwachsen läßt, die du jetzt in dem berühmten Tempel zu Ephesus gefeiert wirst ... oder endlich die dreigestaltige Proserpina ... die du mit Wärme und Feuchtigkeit die lichten Saaten ernährst[10]) ... mit welchem Namen, welchem Ritus, welcher Gestalt man dich auch anrufen muß, hilf mir in meiner tiefen Not ..."

Und die Antwort der Göttin:

„Schau, von deinem Gebet, Lucius, gerührt, bin ich hier, die Allmutter der lebenden und toten Natur, die Herrin der Elemente, das erste Kind der Zeit, die höchste Göttin ... die ich in mir die Gestalten (aller) Götter und Göttinnen vereine .... Die Phrygier nennen mich die Göttermutter von Pessinus, die Athener Minerva, die Cyprier Venus von Paphos, die Kreter Diana, die dreisprachigen Siculer Proserpina; in Eleusis bin ich die uralte Ceres oder Juno, Bellona oder Hekate; aber die Äthiopier, bei denen die Sonne aufgeht, und die im Besitze der ältesten Weisheit sind, nennen mich mit meinem wahren Namen, Königin Isis."

Demnach nehmen wir nicht Anstand, im römischen Isiskultus auch Reste der Verehrung altitalischer Gottheiten zu sehen, wobei wir es freilich unentschieden lassen müssen, wo die Kultgebräuche zuerst aufgetreten sein mögen.

Das große Frühlingsfest der Isis (navigium Isidis) beschreibt uns gleichfalls Apulejus[11]). Zu der Zeit, wenn die Natur zu neuem Leben erwacht war, wurde der Isis ein Schiff geweiht; eine Prozession festlich geschmückter Menschen zog mit den Priestern zum Meeresufer herab, die Attribute und Symbole der Göttin, ja selbst ihre Tragealtäre wurden mitgeführt. Unter den Attributen befand sich ein goldenes Gefäß in Form einer weiblichen Brust, aus welchem Milch träufelte. Mit Milch wurde auch das Glücksschiff besprengt.

Isis wurde bekanntlich in der ägyptischen Kunst als die Säugende dargestellt, entweder wie sie in Menschengestalt den Horus (Harpokrates) nährt, oder in ihrem Symbol, dem milchspendenden Tier, der Kuh (so erwähnt auch Apulejus die Kuh unter den Attributen der Isis). Kein Wunder also, wenn bei ihrem Fest die milcherfüllte Brust eine Rolle spielt. Enthält auch der Roman des Apulejus sonst viel Phantastisches, so dürfen wir seine Angaben hier doch für bare Münze nehmen.

[10]) Uvidis ignibus nutriens laeta semina.

[11]) Metamorphoseon Liber XI.

Eine wertvolle Bestätigung finde ich in einer Mitteilung, die ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. W. Otto in Breslau verdanke: in einem inedierten Wiener Papyrus (erwähnt bei C. Wessely, Karanis und Soknopaiu Nesos, S. 59) wird unter anderen Inventarstücken eines Soknopaios-Tempels in Ägypten ein μασθὸς χαλκους genannt, also eine aus Erz gefertigte Nachbildung einer Brust. Soknopaios wurde aber mit Isis in verschiedenen Formen gemeinsam verehrt. Leider wissen wir nicht, wozu dieses Stück diente; war es ein Gefäß wie jenes, das in der Isisprozession des Apulejus figuriert, oder etwa ein Opferstock? Unmöglich schien dies nicht; ich fragte daher im British Museum in London an, ob dort vielleicht ägyptische Sparbüchsen in Mamma-Form vorhanden seien. Herr E. A. Wallis Budge hatte die Güte, mir Auskunft zu geben, leider in negativem Sinne; doch gibt es dort ägyptische Sparbüchsen in der Gestalt eines ganzen Weibes.

Wenn den Alten die weibliche Brust das Symbol der Fülle, des Segens und Reichtums war, so ist die Verwendung dieser Form für die Sparbüchse ja eigentlich naheliegend. Aber die Sparbüchse, welche den reichlichen Umlauf kleiner Münzen voraussetzt, ist nicht alt; das können wir schon daraus erkennen, daß es im Lateinischen keine anderen als umschreibende Bezeichnungen für die doch nachgewiesenermaßen gebräuchliche Sparbüchse gibt. Viel älter ist eine andere formgebende Reminiszenz an die Mutterbrust, die sich in der Ausgestaltung des Kruges zeigt. Hier ist die Ideenverbindung so naheliegend, wenigstens für den primitiven Menschen, daß die große Zahl der aus prähistorischer Zeit und, bei niedrig stehenden Völkern selbst aus der Gegenwart, bekannten Krüge und Flaschen von Brustform oder mit Brustdekorationen uns nicht überraschen kann. Auch brustförmige Trinkbecher hat es wohl zu allen Zeiten gegeben, von der berühmten Schale der Helena an bis zu dem von den Goncourt abgebildeten Becher von Sèvres, zu welchem die Brust der Marie-Antoinette das klassisch schöne Vorbild abgegeben haben soll.

Im alten Rom gab es eine besondere Abart des Kruges, welche mamilla hieß; es war die Saugflasche für Kinder. Auch diese aus Ton oder Glas hergestellten Gefäße dürften ursprünglich brustförmig gewesen sein. Die zahlreich in Kindergräbern aufgefundenen Saugfläschchen gleichen, so weit es ihre Bestimmung zuläßt, unseren Sparbüchsen[12]). Andere, mit phallischen Dekorationen[13]) dürften nicht mehr für die Kinderstube bestimmt gewesen sein; vielleicht gehörten sie ursprünglich dem Kult einer Gottheit des Natursegens an.

Neben der weiblichen Brust war den Alten der Granatapfel das Symbol des Reichtums und Segens. Warum gerade diese Frucht? Man nimmt an, daß die Deutung, wie der (spätere) Name, an die große Zahl der im Granatapfel gebildeten Kerne (grana) anknüpft. Die griechische Bezeichnung ῥοιά, ῥοά scheint aber mit ῥέω zusammenzuhängen[14]) und die Frucht, von welcher man nur den Saft genießt, als die fließende, quellende zu schildern. Der Granatapfel ist dem Sonnengotte Hadad-Rimmon, dem Segenspender, heilig, zugleich aber den Göttinnen, welche sonst die Brust als Symbol des Segens haben: Astarte, Aphrodite, Hera, auch Proserpina[15]). Da

[12]) Abbildungen bei Witkowski, Curiosités médicales, littéraires et artistiques sur les seins et l'allaitement. Paris 1898.

[13]) v. Cohausen in Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde 1879.

[14]) Siehe Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 6. Auflage, S. 240.

[15]) Tönerne Nachbildungen von Granatäpfeln sind in unteritalischen Grabmälern zahlreich gefunden worden, vgl. Hehn, a. a. O., S. 236.

wird man erwägen dürfen, ob etwa der Granatapfel deshalb das Symbol der Fülle wurde, weil er — in seiner vorderen Hälfte — mit seiner Rundung und dem aufgesetzten Kelchrand an eine weibliche Brust mit Brustwarze erinnert. Bemerkenswert ist jedenfalls, daß Ficoroni, der offenbar von Funden in Rom her die antike Kindersparbüchse gut kannte, deren Gestalt mit dem Granatapfel vergleicht [16]; andere erinnerten ihn an Pinienzapfen. Der vielsamige Pinienzapfen mit den eßbaren Kernen, der in der antiken Kunst wie in der Renaissance oft vorkommt, ist vielleicht auch ursprünglich ein Symbol der Fruchtbarkeit.

Unzweifelhaft aber galt die Brustform zugleich als Glückssymbol. Astarte, Aphrodite, Isis waren zugleich Glücksgöttinnen. Die bereits schon oben erwähnte Zeremonie des Navigium Isidis hatte doch keine andere Bedeutung, als die Huld der Göttin auf die gefährliche und daher des Glückes besonders bedürftige Schiffahrt herabzuflehen. Astarte, Venus und Maria [17]) stella maris waren gleichfalls Schutzpatroninnen der Schiffer.

[16]) Zitat H. Graeven, Note auf S. 172.

[17]) Auch Maria hat oft den symbolischen Granatapfel.

Hier finden wir noch auf sprachlichem Gebiet einen Anhaltspunkt. Wir haben ein altes Verbum felare, säugen, das die Existenz eines Wortes fela, die weibliche Brust, voraussetzt: Diese repräsentiert zunächst wohl den Begriff der Weiblichkeit selbst, denn fela steht zu θῆλυς (weiblich) und fe-mi-na, fe-cundus in genetischem Connex [18]), aber auch zu fe-lix. Wie die Brustform, so verwendet man heute oft die Gestalt des Schweines (Glücksschweinchen) für die Sparbüchse; ob sie auch antik gebräuchlich war, konnte ich nicht ermitteln. Dagegen war die Sau (porca) das Opfertier der Bona Dea, der Proserpina und der magna mater Kybele.

Mancherlei Zusammenhänge lassen sich vermuten. Eine zufällige Entdeckung, vielleicht längst gemacht, aber noch nicht in unserem Sinne verwertet, kann unsere Ansichten bestätigen. Jedenfalls ist das Thema interessant genug, weitere Nachforschungen anzuregen.

[18]) Nach gütiger Mitteilung von Prof. F. Skutsch in Breslau.

Dr. Theodor Kochs Forschungsreise in Brasilien.

São Felippe (Rio Negro), 13. Januar 1905 [1]).

Nach einer Abwesenheit von fünf Monaten bin ich am 1. Januar 1905 vom Rio Caiarý-Uaupés [2]) hierher zurückgekehrt.

Da im Juli 1904 eine Befahrung des Uaupés wegen des hohen Wasserstandes noch nicht ratsam erschien, besuchte ich den Flecken São Marcellino, mehrere Tagereisen oberhalb São Felippe an der Mündung des Rio Xié in den Rio Negro gelegen, wo ich von den Sprachen der Uarekéna des Rio Guainía und der Indianer des Pueblo Yabíta an einem Igarapé des Rio Atabapo, die beide sich als sehr verschiedene Dialekte der Nu-Aruak-Gruppe herausstellten, ausführliche Vokabularien aufnehmen konnte.

Am 4. August trat ich dann mit meinem treuen Deutschbrasilianer und einigen Indianern die Reise zum Rio Caiarý-Uaupés an. Seine zahlreichen Stromschnellen, seine starke Bevölkerung gaben der Fahrt ein ganz eigenartiges malerisches Gepräge. An dem ganzen gewaltigen Strome trifft man keinen Weißen, sondern nur Indianer, die, dank der schwierigen und gefahrvollen Wasserstraße, hier in ihrer Abgeschlossenheit noch ganz in ihren alten Sitten und Gebräuchen leben und an dem fruchtbaren und fischreichen Flusse dicht aufeinander sitzen, so daß man häufig an einem Tage drei bis vier und mehr ihrer großen wohlgebauten Malokas (Sippenhäuser) passiert. Die stets wechselnden Bilder entschädigten reichlich für alle Mühen und Gefahren und machten die Reise zu einer unvergeßlichen, wertvollen Erinnerung.

Wir überwanden in den nächsten Wochen mit Hilfe der Indianer über 40 zum Teil fürchterliche Cachoeiras und Saltos und gelangten so von Stamm zu Stamm, überall freundlich aufgenommen, am 21. September zum Rio Cuduiarý, einem der bedeutendsten linken Nebenflüsse des oberen Uaupés, dem Hauptsitz des großen Volkes der Kobéua, das sich durch seine Maskentänze und andere interessante Gebräuche vor seinen Nachbarn auszeichnet.

[1]) Bei der Redaktion eingetroffen am 30. März.

[2]) Der auf den Karten gewöhnlich als Rio Uaupés bezeichnete Fluß wird hier und besonders bei den Indianern fast ausschließlich Rio Caiarý genannt.

Am 9. Oktober brach ich von da mit meinem Diener und neun Ruderern verschiedener Stämme auf und setzte meine Reise flußaufwärts fort. Oberhalb des gewaltigen Salto der Yuruparý-Cachoeira, der letzten Cachoeira des Uaupés, traf ich keine Indianer mehr. Die Farinha, das aus geriebenen Mandiokawurzeln geröstete Mehl, die wichtigste Nahrung und Erfrischung auf diesen Reisen, wurde knapp und ging schließlich ganz aus, und nur unter großen Schwierigkeiten gelang es mir, am 30. Oktober mein Ziel, eine Baracke kolombianischer Caucheros, zu erreichen.

Diese Kolombianer sind vor etwa 1½ Jahren, vom Putumayo (Alto Içá) und Caquetá (Alto Xapurá) her auf weiten Land- und Wasserwegen kommend, am oberen Uaupés aufgetaucht, um die dortigen Kautschukwälder auszubeuten. Anstatt nun auf jede Weise zu versuchen, mit der zahlreichen Indianerbevölkerung in Frieden zu leben und sich dadurch ihre natürlichen Hilfskräfte zu sichern, haben sich diese sogenannten „Träger der Zivilisation" in geradezu bestialischer Weise aufgeführt. Sie haben den Indianern ihre Häuser, ihre Pflanzungen weggenommen, sie aus ihrer Heimat vertrieben, zahlreiche Indianer ohne Grund erschossen, Weiber und Mädchen mit Gewalt fortgeschleppt und sich die viehischsten Eingriffe in das doch so reine Familienleben dieser „Wilden" erlaubt, kurz Schandtaten verübt, die sich unmöglich näher beschreiben lassen. Endlich hatten die Stämme des Alto Uaupés und der benachbarten Yapurázuflüsse, die Kobéua und Umáua, ihre wohlberechtigte Rache genommen und kurz vor meiner Reise eine größere Anzahl ihrer Peiniger erschlagen. Nun hieß es natürlich gleich am unteren Fluß und am Rio Negro: „Die Uaupés-Indianer sind in vollem Aufruhr! Alle Weiße, die sich in ihr Gebiet wagen, werden totgeschlagen!" Einige brasilianische Seringueiros, die am Uaupés Indianer für die bevorstehende Arbeit in den Gummiwäldern am Rio Negro holen wollten, waren sogar aus Furcht vor den „Aufständischen" auf halbem Wege umgekehrt. Ich weiß nicht, ob die Nachricht von diessen „Massacres" in europäische Zeitungen gelangt ist. Wenn dies aber geschehen ist, dann waren die Tatsachen jedenfalls entstellt, wie immer in solchen Fällen. Ich reise nunmehr 1½

Jahre in diesen entlegenen Gegenden, lebe unter den verschiedensten „wilden“ Stämmen und bin mit ihnen immer friedlich ausgekommen. Ich glaube daher, mir ein Urteil über derartige traurige Vorfälle erlauben zu dürfen. Jeder unparteiisch denkende Reisende, der schon unter ähnlichen Verhältnissen gereist ist wie ich, wird meine folgende Erklärung in vollem Maße bestätigen. Ich fühle mich zur Ehrenrettung dieser „Wilden“ gewissermaßen verpflichtet, sind sie es doch, denen ich in erster Linie das Gelingen meiner bisherigen Reisen zu verdanken habe.

Sehr viele Weiße — ich spreche hier ausdrücklich nicht von einer bestimmten Nation — mögen sie nun als Händler die Indianergebiete rasch durchziehen oder als Gummi- oder Kautschuksucher sich längere Zeit dort aufhalten, betrachten die Indianer als tief unter ihnen stehende, rechtlose Wesen, als eine Art Tiere, „bichos“ (Viehzeug), wie man hier zu Lande mit einem sehr beliebten Ausdruck sagt, und behandeln sie auch demgemäß. Die Regierungen der betreffenden Länder aber haben so viel mit „Regieren“ und anderen schönen Sachen, die da viel Geld einbringen, zu tun, daß sie sich nicht auch noch um das bekümmern können, was im fernen Hinterlande vorgeht. Schlägt dort ein Weißer einen Indianer tot, vergewaltigt er seine Frau und seine Töchter, so kräht kein Hahn danach. Geht aber einem Indianer endlich einmal die Geduld aus, die er in so reichlichem Maße besitzt, und nimmt er nach dem alten Naturgesetz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ sich selbst sein gutes Recht, da ihm ja niemand Schutz gewährt, dann sind gleich die Zeitungen des In- und Auslandes voll von diesem barbarischen Ereignis, und es erhebt sich ein großes Geschrei über diese „Wilden“, wenn nicht gar zu dem so beliebten Mittel der Strafexpeditionen gegriffen wird. Nach dem Grunde des Vorfalls aber fragt niemand!

Man braucht wahrhaftig nicht in die Zeit der Conquista zurückzugehen. Greueltaten, wie sie der edle Menschenfreund Las Casas schildert, gehören auch heute noch leider gerade nicht zu den Seltenheiten! Es gibt natürlich auch rühmliche Ausnahmen von dieser Regel, die deshalb um so wohltuender wirken. Mein verehrter Freund Don Germano Garrido y Otero, der Herr von São Felippe, ist eine solche Ausnahme. Er behandelt seine zahlreichen Indianer auch streng, aber mit einer gewissen väterlichen, patriarchalischen Strenge; nicht als „bichos,“ sondern als Menschen. Die Indianer sehen in ihm ihren Herrn, nicht ihren Peiniger. Und das gerade gibt ihm seine Machtstellung und macht São Felippe zu dem weitaus am besten geordneten Gemeinwesen am ganzen Rio Negro.

Kurz oberhalb der Cauchero-Baracke trat ich die Rückreise an. In den nächsten Tagen hatten wir mit empfindlichem Mangel zu kämpfen, da uns das Mehl, wie überhaupt Cerealien gänzlich fehlten. Mehrere meiner Leute waren krank an Malaria, die merkwürdigerweise an dem sonst so gesunden Fluß nur oberhalb der Yuruparý-Cachoeira, wohl infolge des dort ganz anderen, weißen, fast stagnierenden Wassers auftritt. Am 11. November erreichten wir endlich nach forcierter Fahrt unser Hauptquartier, eine große Kobéua-Maloka am Cuduiarý.

Die letzten Wochen, die ich noch bei diesem Stamm verlebte, waren für mich äußerst interessant und wertvoll. Ich lernte — dadurch, daß die Indianer mich ganz als einen der Ihrigen betrachteten und ich allmählich ihre Sprache so weit beherrschte, daß ich mich darin verständigen konnte — nicht nur ihr ganzes Leben genau kennen, sondern erhielt auch einen tiefen Einblick in ihre animistischen Anschauungen und ihren äußerst entwickelten Dämonenglauben, der mit ihren Maskentänzen eng zusammenhängt.

Am 25. November brach ich mit einigen Kobéua in leichtem Kanu zur Erforschung des Cuduiarý auf, während mein Diener mit der Hauptbagage zurückblieb. Ich verfolgte den stark bevölkerten Fluß fünf Tagereisen aufwärts über die letzte Maloka hinaus, wo er als schmaler Bach von wenigen Metern unter einem dichten Laubtunnel dahinströmt, erstieg dann zur Rechten eine mittelhohe Serra und gelangte auf ein Hochplateau, das sich in weiten, von zahlreichen flachen Steintrümmern übersäten Campinas bis zum Cubiú-parana, einem anderen Nebenfluß des Uaupés zur Linken, erstreckt. Auf dieser Hochebene fand ich unter dem flachen Boden riesige Labyrinthe von mächtigen regelmäßigen Höhlungen, die sich anscheinend unter dem ganzen Plateau hinziehen.

Am 12. Dezember trat ich die endgültige Rückreise an und gelangte nach rasender Fahrt durch die wilden Cachoeiras — wobei wir eine lange Strecke, zu der wir auf der Hinreise volle 14 Tage gebraucht haben, nunmehr in nur fünf Tagen zurücklegten — am 1. Januar 1905 wohlbehalten nach São Felippe.

Die außerordentlich starke Bevölkerung des Rio Caiarý-Uaupés zerfällt in zahlreiche Stämme verschiedener Sprachen und Dialekte. Der untere Lauf des Flusses bis unterhalb Ipanoré, des Beginnes der Stromschnellen, ist von Tukano bewohnt. Es folgen dann in getrennten Abteilungen Tariáua, ein sprachlich zur Nu-Aruak-Gruppe gehörender Stamm, zwischen die sich Pira-tapuyo vom Rio Papurý, einem Nebenfluß des Uaupés zur Rechten, und einzelne Subtribus der Tukano, wie Arapáso, Kurauá-tapuyo u. a., geschoben haben. Von der Carurú-Cachoeira an weit flußaufwärts wohnen Uanána, während der Rio Querarý, der größte Nebenfluß des Uaupés zur Linken, von sogenannten „Baniwa“-Stämmen besetzt ist, die in früheren Zeiten Nu-Aruak-Dialekte sprachen, jetzt aber allgemein das Kobéua angenommen haben. Der große Stamm der Kobéua sitzt oberhalb der Unána teils am Uaupés, teils am Cuduiarý. Vom Cuduiarý an trifft man am Flusse selbst nur noch eine geringe Bevölkerung. Die meisten Indianer haben sich aus Furcht vor Übergriffen der Caucheros weit in die Igarapés zurückgezogen. Es sind teils auf niedriger Kulturstufe stehende Horden mit Kobéuasprache, teils vom nahen Rio Papurý eingewanderte Abteilungen der dortigen Stämme, wie die Pisá-tapuyo, Yurutí-tapuyo, Carapanã-tapuyo, Tatú-tapuyo u. a., die dem Tukano verwandte Idiome sprechen. Zahlreiche Makú streifen zwischen Papurý und Uaupés bis zum oberen Querarý, sehr niedrig stehende „Indios do matto“ ohne feste Wohnsitze mit sehr primitiver Sprache, die wiederum nur geringe Verwandtschaft zeigt mit den Sprachen der gleichnamigen Stämme am Rio Curicuriarý und Rio Tiquié. Oberhalb der Yuruparý-Cachoeira trifft man bis in die Cabeçeiras keine Indianer mehr. Der Uaupés fließt mit kaum bemerkbarer Strömung in verdrehten Windungen zwischen niedrigen, bei hohem Wasserstande der Überschwemmung ausgesetzten Ufern dahin, die sich natürlich nicht zum Anbau eignen. In der Sprache der Umáua, die auf manchen Karten fälschlich am Alto Caiarý-Uaupés angegeben werden, in der Tat aber mehrere Tagereisen südlich an Zuflüssen des Rio Yapurá (bzw. Rio Caquetá) wohnen und sich selbst Hianákoto nennen, fand ich einen reinen Karaiben-Dialekt, wie überhaupt das ganze weite Gebiet zwischen Alto Uaupés und Caquetá (Alto Yapurá) von zahlreichen Karaibenstämmen, wie es scheint, einer Sprache besetzt ist.

Von allen diesen Idiomen, besonders von Kobéua und Umáua, nahm ich ausführliche Vokabularien auf. Mehrere hundert Photographien sollen das Leben und Treiben der

Indianer, ihre Arbeiten in Haus und Feld, ihre Tänze und Spiele und unser wildes Wanderleben, den steten Kampf mit den Cachoeiras, in treuem Bilde veranschaulichen. Meine Sammlung enthält, neben anderem, Waffen, Haus- und Tanzgerät, etwa hundert Tanzmasken der Kobéna und eine größere Anzahl Steinbeile verschiedener Form, die jetzt zwar nicht mehr im Gebrauch sind, aber, besonders von den oberen Stämmen, als eine Art von Reliquien aufbewahrt werden.

In den ersten Tagen des Februar gedenke ich eine letzte Reise zu unternehmen, um auf weitem Umwege nach Manáos zu gelangen. Ich verfolge in leichten Kanus abermals den Rio Tiquié bis in seine Cabeçeiras und versuche dann auf Land- und Wasserwegen durch unbekannte Gebiete den Rio Yapurá und durch diesen den Rio Solimões (Amazonenstrom) zu erreichen, so daß ich hoffentlich im April l. J. in Manáos eintreffe[3]).

[3]) Wenn alles glatt geht, dürfte Dr. Koch nach seiner Rechnung noch im Laufe des Mai in Europa eintreffen. Die Red.

Die Wormser Steinzeitfunde.

Es ist noch gar nicht so lange her, da standen die vorgeschichtlichen Metallperioden unseres Vaterlandes im Vordergrunde des archäologischen Interesses. Man hatte die drei großen, wohl scharf geschiedenen, aber infolge langer Zeitläufte ineinander übergehenden Kulturperioden, die Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit, kennen gelernt. Dem nie rastenden Geiste war aber damit nicht genug. Ihn reizte es infolge des stetig sich mehrenden vorgeschichtlichen Materials die einzelnen Phasen dieser großen Entwickelungsstufen kennen zu lernen, so daß man heutzutage ziemlich genau über die Chronologie der Metallperioden unseres Vaterlandes unterrichtet ist.



Abb. 1 bis 7. **Winkelbandkeramik (Hinkelsteintypen).**

Aber der willfährige Boden, dessen unermeßliche archäologische Schätze man allgemach mehr und mehr zu heben lernte, brachte Funde ans Tageslicht, die einer Zeit angehören, da den Menschen die Kenntnis der Metallbereitung vollständig unbekannt war. Man pflegt diese Zeit die Steinzeit zu nennen aus dem Grunde, weil an den Stein, hauptsächlich den Feuerstein, die Kultur der Völker gewissermaßen gebunden war. In fast allen Teilen unseres Vaterlandes fanden sich Gräber aus jener Zeit erhalten. Die Steine, welche jene aus den Gräbern uns entgegentretende Kultur ermöglichten, verstand man zu den verschiedenartigsten Werkzeugen, Waffen und Geräten zu verarbeiten, man war imstande, sie nach Bedarf zu schleifen und zu durchlochen, im Gegensatze zu einer noch früheren Kulturperiode, da man nur der roh zugehauenen Steine sich bediente. Deshalb nennt man die letztere Periode die paläolithische, d. h. die ältere Steinzeit, die daran sich anschließende Epoche die neolithische, d. h. die jüngere Steinzeit.

Die jüngere Steinzeit nun beschäftigt gegenwärtig in erhöhtem Maße unsere vorgeschichtlichen Forscher, weil gerade das letzte Jahrzehnt überaus zahlreiche und bedeutungsvolle Funde aus dieser Periode ans Tageslicht brachte. War man anfangs der Meinung gewesen, die jüngere Steinzeit als eine einheitliche Periode aufzufassen, so ergab sich bald jedoch die Notwendigkeit, auch für diese Zeit verschiedene Phasen der Entwickelung anzunehmen, und dazu haben die Wormser Funde nicht zum wenigsten beigetragen. Dank der unermüdlichen Tätigkeit des Wormser Forschers Sanitätsrat Dr. Köhl ist in der Heimat der alten Burgunderrecken ein schier unermeßlicher Schatz aus dem Boden gehoben worden, ein besserer Nibelungenschatz als der, welchen der grimme Hagen einst in den Rheinstrom versenkte. Denn während der

unglückselige Schatz der Nibelungen jedem Besitzer Tod und Verderben brachte, bringt der nunmehr gehobene den Menschen weiter in einer Erkenntnis, die den bedeutungsvollsten beigezählt werden muß.

Steinzeitliche Grabfelder und Wohnstätten hat die Umgebung von Worms in reicher Fülle ans Tageslicht gebracht. Die Funde sind in dem Paulus-Museum der Stadt aufs glücklichste vereinigt, und so bietet dieses eine überaus wichtige Quelle zum Studium der jüngeren Steinzeit. Eine hervorragende Stelle unter den Funden nehmen die Tongefäße ein. Es ist erklärlich, daß die Steinzeit gerade in dem weichen, biegsamen Material ihre eigentliche Kunst betätigen mußte. Deshalb hat die Keramik für die Beurteilung jener Zeit und ihrer Perioden eine große Bedeutung. Jede neue Kulturwelle mußte ja in der künstlerischen Gestaltung der Tongefäße einen noch heute erkennbaren Niederschlag verursachen, so daß man in Worms Gelegenheit hat, eine dreifache

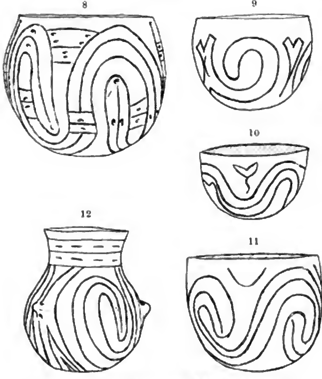


Abb. 8 bis 10. **Spiral- und Mäanderkeramik.**

Phase der Entwickelung der Wormser steinzeitlichen Bevölkerung festzustellen.

Die Toten der ältesten Kulturphase wurden ausnahmslos bestattet, und zwar in Gruben, die von Südosten nach Nordwesten gerichtet sind, mit ausgestreckten Beinen auf dem Rücken liegend. Zu Häupten stellte man mehrere Gefäße, die ursprünglich Speise und Trank enthielten, den Anteil des Leichenmahles, der dem Verstorbenen zukam. Zur Seite finden sich Steingeräte aller Art, durchlochte Steinäxte und Flachbeile, Feuersteinmesser und Schaber, manchmal acht bis zehn Stück, und Pfeilspitzen, einige Male auch Pfeilstrecker, zwei aufeinander passende Steine mit einer tiefen Rille zum Strecken der beim Gebrauche verbogenen Pfeile. Eine Eigentümlichkeit der Männergräber sind die Klopfsteine, rundliche Feuersteinknollen mit deutlichen Schlagmarken, die unter Benutzung von Schwefelkies (der auch gefunden ist) und Schwamm zum Feuerschlagen verwendet wurden. Zuweilen mußten Bachkiesel den Feuerstein ersetzen. Als Schmuck haben die Toten zu Schnüren aneinandergereihte fossile Muscheln und Schneckenhäuser, daneben auch Schnüre von kleinen aus Muscheln geschnitzten Scheibchen. Die Schnüre dienten als Hals- und Armschmuck nicht nur den Frauen, sonden auch den Männern. Muscheln aus südlichen Meeren, Austern und Spondylusschalen, als deren Herkunftsort das Rote Meer oder der Indische Ozean bezeichnet werden, lassen uralte Handelsverbindungen ahnen. Eberzähne, ein- oder zweifach durchlocht, wurden als Schmuck getragen und endlich die Haut durch eine rote Masse gefärbt. Es ist dies eine durch Eisenoxyd gefärbte, weiche Sandsteinart, die in Klumpen dem Toten mitgegeben wurde. In den Frauengräbern kommen faßt regelmäßig Mahlsteine vor, ein größerer Sandstein mit kleinerem Läufer, welche die Spuren des Gebrauches an sich tragen. Manchmal liegen Tierknochen zu Füßen des Verstorbenen, Reste der Totenmahlzeit. Die nächsten Verwandten des Verstorbenen pflegten ihre bei dem Leichenschmause benutzten Gefäße zu zerbrechen und die Scherben ins Grab zu werfen; die Studentensitte des Zerschellens der Gläser beim Trauersalamander geht demgemäß auf einen vor Jahrtausenden herrschenden Gebrauch zurück.

Die Form der Gefäße ist wenig entwickelt; der Boden ist kugelförmig, die Gefäßwandungen verlaufen wenig geradlinig. Ansätze von Warzen und Buckeln, oft durchlocht, dienten dazu, die Gefäße bequemer tragen zu können. Ihr Aussehen ist schwarz; die Ornamente bestehen aus Linien und Punkten, die in Form von Bändern um die Gefäße laufen, weshalb man diese Keramik auch „Bandkeramik“ nennt im Gegensatze zu der ebenfalls steinzeitlichen Schnurkeramik; bei letzterer wurden die Ornamente mittels geflochtener Schnüre in die noch weichen Gefäße vor dem Brennen eingedrückt (Abb. 1 bis 7).

Eine fortgeschrittenere Keramik tritt uns auf den Wohnplätzen von Albsheim, Monsheim, Mölsheim, sowie in verschiedenen Gräbern entgegen. Die Gefäßform ist weiter entwickelt, der Rand pofiliert und winklig umgelegt, der Boden als Standring ausgebildet, die Warzen und Nupfen sind zu wirklichen Henkeln geworden. Dazu sind die Gefäße teils glatt poliert, teils absichtlich rauh gehalten, um den Eindruck zu erhöhen, die polierten Flächen mit Linien- oder Punktornamenten verziert, die tiefer in den Ton eingeritzt und stets mit einer Paste aus kohlensaurem Kalk angefüllt sind. Von der tiefschwarzen Grundfarbe heben sich die weißen Ornamente kräftig ab. Die Ornamente selbst laufen wieder als Bänder um das Gefäß; es sind Zickzackbänder, auch Dreiecks-, Tannenzweig- und Fischgrätenmuster sind häufig.

Eine dritte Gruppe tritt uns aus den Funden der Grabfelder von Flomborn, Wachenheim, Molsheim und aus verschiedenen Wohnplätzen bei Worms entgegen. Die Toten sind als liegende Hocker bestattet, d. h. die Knie sind emporgezogen und alle Toten auf die linke Seite gelagert, meist von Osten nach Westen orientiert, so daß die Füße nach Westen liegen. Auch die Grabbeigaben sind andere geworden. Die schmalen Meißel und die durchlochten Hämmer fehlen, Messer und Schaber aus Feuerstein sind selten, ebenso Klopfsteine und Handmühlen. Ein breiter Meißel war damals im Gebrauch; den Schmuck der Frauen bilden Spondylusschalen, in Männergräbern finden sich Geweihstangen vom Hirsch. Die rote Farbe zum Bemalen tritt häufiger auf, es ist jetzt eine eisenhaltige Tonerde, die einmal den ganzen Hinterkopf eines Skelettes einhüllte, ja es fand sich eine ganze Flasche mit dieser Farbmasse angefüllt. Vereinzelt werden Kleiderspangen aus Elfenbein gefunden, mit dicken Köpfen, rechtwinklig gebogen. Wie früher wurden ganze Gefäße, aber weniger reichlich, den Ver-

storbenen mitgegeben, die neben der Hockerbestattung am deutlichsten von einem anderen Volke oder anderen Kulturzustande Kunde geben. Die Gefäße haben Kumpen-, Krug- und Flaschenform, die wiederum bandartige Spiralen und Mäander als Ornamente aufweisen (Abb. 8 bis 12). Die Keramik der zu diesen Grabfeldern gehörigen Wohnstätten ist dieselbe. Die Wohnungen waren Gruben in der Erde, viereckig oder unregelmäßig ausgehoben. Über dieser Grube erhob sich eine Hütte aus Flechtwerk mit Lehm beworfen, wovon sich zahlreiche Brocken in den Wohngruben erhalten haben.

Also verschieden tritt die Wormser Steinzeit uns entgegen. Zum Glücke haben sich auch eine große Anzahl von Skeletteilen, besonders Schädel, sehr wohl erhalten. Auch sie birgt das Paulus-Museum, und sie sind vor kurzem anthropologisch untersucht worden. Eine Verschiedenartigkeit der Rasse hat sich bei der Untersuchung ebenfalls herausgestellt. Die Schädel sind alle wohlgebildet, die Zähne in ausgezeichneter Verfassung. Die Schädel beweisen, daß verhältnismäßig hoch entwickelte Völker die Urbewohner der Wormser Gegend und überhaupt des Rheingebietes zur Steinzeit gewesen sind. R.

Ehe und Schwiegerschaft bei den Indogermanen.

Von Karl Rhamm.

Nachdem O. Schrader in seinem Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde an der Hand alphabetisch geordneter Stichworte und in der dadurch bedingten Vereinzelung eine auf das Altertum beschränkte Zusammenstellung gegeben, greift er in einer neuen Schrift[1]) aus dem aufgespeicherten Stoffe einige disjecta membra heraus, um auf ihrer Grundlage ein lebensvolles und für die breitesten Kreise anziehendes Bild von einem der Hauptprobleme der Volkskunde zu entwerfen, indem er sich die Aufgabe stellt, die Wandelungen, die sich in den Anschauungen der indogermanischen Völker über die Ehe und die durch die Ehe geschaffenen Beziehungen des inneren Familienlebens von der Urzeit bis auf unsere Tage vollzogen haben, in ihrer Abhängigkeit von der ganzen Entwickelung der Kultur zu untersuchen. Die aus zwei Vorträgen erwachsene Schrift verdient für diese Zeitschrift besondere Berücksichtigung, da der Verfasser sich in ihr gänzlich auf den ethnographischen Boden stellt und den Schwerpunkt seiner Darlegungen in die Verknüpfung der heutigen Anschauungen mit den so ganz verschieden gearteten der Urzeit legt.

Schrader stellt zuerst fest, daß die indogermanischen Stämme von der Zeit an, in der wir von ihnen Kunde haben, nur die Vaterfamilie und das Vaterrecht kennen, eine wohltuende Erleichterung für alle, die des grausamen Spiels mit den Begriffen Vaterrecht und Mutterrecht und der Versuche, das letztere durch irgend eine Hintertür auch in die indogermanische Vorzeit einzuschwärzen, müde sind. So hören wir weder von dem avunculus, dem Mutterbruder, der nach Tacitus bei den Germanen besondere Ehre genossen haben soll, noch von einer Unterscheidung zwischen den nach „Vaterrecht" lebenden Vollfreien und den nach „Mutterrecht" lebenden Minderfreien (E. Mayer, Deutsche und franz. Verfassungsgeschichte I, S. 419 ff). Allerdings erscheint — was der Verfasser nicht weiter berührt hat — die Feststellung der Vaterfamilie für die Urzeit, die wir nur mit sprachlichen Mitteln erschließen können, gebunden und begrenzt durch die gleichartigen Benennungen einer Reihe der wichtigsten Familienglieder mit Hilfe des Suffixes tar[2]): Vater (indog. petar), Mutter (mātar), Bruder (bhrātar), Tochter (dhugatar). Es liegt auf der Hand, daß diese Bildungen nicht älter sein können als das Suffix selbst, das sich noch in verhältnismäßig später Zeit lebenskräftig erhalten hat, und daß sie zu derselben Zeit, und zwar infolge eines bestimmten Anstoßes, mehr gegeben als gefunden sein müssen, eines Anstoßes, der vielleicht in einer Umgestaltung der Verhältnisse und Einrichtungen des geschlechtlichen Zusammenlebens gesucht werden kann. Daß es vor diesen auf eine bewußte Mache deutenden Benennungen ältere, einfachere gegeben haben muß, ist allgemein anerkannt, und es liegt nahe, Reste derselben in gewissen Bezeichnungen von Familiengliedern der zeugenden Seite gegenüber der gezeugten zu finden, die, ohne Suffix gebildet und an Lallworte erinnernd[3]), durch das Aufkommen jener tar-Wörter meistenteils, doch nicht überall von ihrem ursprünglichen Platze verdrängt und bald hier, bald dort abgelagert sind, wenn man nicht annehmen will, daß sie in einer Zeit, die in ihrer Gesellschaftsordnung für eine Geltendmachung von Elternrechten keinen Raum bot, anstatt Ausdrücke für das Zeugungsverhältnis bestimmter Personen Ausdrücke für entsprechende Altersunterschiede gewesen sind, und also Wörter, wie das schwäbische Ätt, nordfriesisch Aatj (got. atta, Vater), Amme (alb. amę, Mutter). Ahne (lat. anus), nordfries. Tate, Vater (sanskr. tatá, lit, tėtis usw.), lediglich Achtungsbezeugungen für die älteren Glieder innerhalb einer ungeordneten Geschlechtsgemeinschaft waren, die sich später, bei dem Aufkommen der ehelichen Familie, hier und da in den neuen Verhältnissen einnisteten.

Ein merkwürdiges und, wenn ich nicht irre, bisher unbeachtetes Seitenstück bietet das Magyarische in seinen Bezeichnungen der Seitenverwandtschaft, die in zwei nach Bedeutung und Bildung scharf gesonderte Schichten zerfallen. Der einen gehören vier einfache Urwörter an: bátya, in den Wörterbüchern als der ältere Bruder oder jüngere Onkel erklärt; öcse, der jüngere Bruder oder ältere Neffe, und entsprechend auf der weiblichen Seite néne und hug. Die andere Abteilung zählt nur zwei Wörter: fivér (Bruder), növér (Schwester), die in ihrem durchsichtigen Bau ihren jüngeren Ursprung an der Stirn tragen (vér „Blut", eigentlich „Mannblut", „Weiberblut"). Das lautliche Verhältnis zwischen fi-vér auf der einen, bátya[4])-öcse auf der anderen Seite ist genau dasselbe wie zwischen pe-tar und atta. In einer Zeit, die vor fivér liegt, hatten die Vorfahren der Magyaren kein Bedürfnis, den Bruder von dem Oheim und Neffen zu unterscheiden, offenbar weil die Voraussetzungen für eine derartige Unterscheidung fehlten, weil es keine Ehe gab und die bloße Gemeinschaft der Mutter nicht für ausreichend gehalten wurde. Ebenso klar ist, daß jene älteren Wörter wie bátya usw. in unsere durch die Ehe gegebene

[1]) Die Schwiegermutter und der Hagestolz. Eine Studie aus der Geschichte unserer Familie von O. Schrader. Braunschweig, G. Westermann, 1904.

[2]) Nach Delbrück, Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen.

[3]) Man findet sie zusammengestellt bei Delbrück, S. 148 ff., der aber die deutschen Mundarten unberücksichtigt läßt.

[4]) Wenn das russische bátja, gewöhnlich in der Koseform bátjuška, „Väterchen", mit dem magyarischen bátya zusammenhängt, ist es auffällig, daß es gegenüber otéc, „Vater", allgemeiner als vertraulich-zärtliche Anrede, Benennung, auf ältere Personen angewendet wird.

Verwandtschaft nicht hineinpassen, daß sie nichts sind als relative Bezeichnungen von Altersstufen im Rahmen einer weiteren Geschlechtsgemeinschaft. In bezug auf die Anpassung dieser älteren Benennungen an die durch die eheliche Familie gegebenen Beziehungen besteht aber eine Lücke, und es fehlt an einem Wort für den älteren Oheim und den jüngeren Neffen; wahrscheinlich, daß die Ausdrücke für Vater (atya) und Sohn (fiu) ursprünglich auch hier eintraten [5]), aber später sich auf ihre heutige Bedeutung zurückzogen, ohne daß man sich veranlaßt sah, wie bei den Indogermanen, das System der Neubildungen auf die ganze engere Verwandtschaft auszudehnen. Dieser ungleich gründlicheren und auch älteren Auskehr des alten Adams bei den Indogermanen mag es zuzuschreiben sein, wenn wir von derartigen Altersbenennungen, auch in der Seitenverwandtschaft, hier nicht die geringste Spur gewahren.

Ein ähnliches Verhältnis in bezug auf die Seitenverwandtschaft finden wir, bald mehr, bald weniger ausgeprägt oder angedeutet, im Gebiet des turkotatarischen Stammes, zu dem ja auch die magyarische Sprache, wenn nicht nach ihrer Flexion, so doch nach ihrem Wortschatz, in nahen Beziehungen steht, am reinsten erhalten bei den Tschuwaschen. Vámbéry (Primitive Kultur des turkotatarischen Volkes) gibt nach Zolotnitzky ein Verzeichnis der äußerst reichhaltigen Verwandtschaftsbezeichnungen, denen er eine haarspaltende Genauigkeit nachrühmt. Dabei hat aber er selbst (und wahrscheinlich auch Zolotnitzky) ganz übersehen, daß eine Anzahl von Benennungen doppelt erscheint, indem nicht nur, wie bei den Magyaren, der ältere Bruder und jüngere Oheim (pičče), die ältere Schwester und jüngere Tante (appa, akka) [6]), sondern auch die Frau des älteren Bruders (jinie) und des jüngeren Oheims (geschrieben jinge, offenbar von Zolotnitzky für ein anderes Wort gehalten) gleichbenannt sind. Ja, diese Bezeichnung bloßer Altersstufen bindet sich nicht einmal an die Verwandtschaft; wenn wir sehen, daß močej sowohl der ältere Oheim (Vatersbruder), wie der Gemahl der älteren Tante bedeutet, so müssen wir annehmen, daß nur die Unvollständigkeit des Verzeichnisses uns außer stand setzt, das System nach dieser Seite, wie nach der Seite des Neffen weiter zu verfolgen. Im Gegensatz zu Vámbérys Behauptung ist die Bezeichnungsweise nach unseren Begriffen so wenig genau, daß nicht einmal Verwandtschaft und Schwägerschaft auseinandergehalten werden können. Es stehen sich eben ganz verschiedene Systeme gegenüber. Daß dies Hordensystem, wie man es nennen kann, da z. B. der Gemahl der älteren Tante mit dem Vatersbruder (beide močej) weder in einer Familie, noch auch in einem Hausstand vereinigt zu denken sind, bei dem gesamten turkotatarischen Stamme geherrscht, ist mir auch deshalb wahrscheinlich, weil auch bei den Tataren der ältere und jüngere Bruder, bzw. die Schwester unterschieden werden (Vámbéry, S. 65). Für ein solches turkotatarisches Hordensystem dürfen wir noch einmal die Magyaren anrufen, die ja mit einem Fuße in dem ugrischen, mit dem anderen in dem turkischen Lager stehen. Vámbéry gibt an einem anderen Orte (Der Ursprung der Magyaren) eine Zusammenstellung der magyarischen Familiennamen in ihren verwandtschaftlichen Beziehungen nach beiden Seiten. Dabei muß es auffallen, daß sämtliche alte Bezeichnungen für die Seitenverwandtschaft (bátya usw.), für Vater und Mutter, die wir schon oben besprochen haben, in erster Linie nach der turkischen Seite weisen, die vier Bezeichnungen für Schwägerschaft mit einer Ausnahme (magyar. ipa [Schwiegervater], ugr. up, appi; türk. übe, uppe) ausschließlich auf die ugrische. Dies erkläre ich dadurch, daß der turkische Stamm, dem die Magyaren den Grundstock ihrer Familienbenennungen verdanken, sein eheloses Hordenleben später aufgegeben hat als der urverwandte ugrische. Denn daß dieser einstmals die gleichen Einrichtungen besessen hat, wird durch den Umstand bezeugt, daß die Gruppe der östlichen Ugrier in ihrer Abgeschiedenheit noch Benennungen nach Altersstufen erhalten hat [7]), während diese bei den Westfinnen gänzlich verschwunden sind, wobei die gleichen Benennungen zum Teil erhalten, aber in ihrer Bedeutung entsprechend verschoben sind, eine Veränderung, die Ahlqvist (Kulturwörter der westfinnischen Sprache, S. 211) mit Recht dem Einfluß der Nachbarvölker und der europäischen Kultur zuschreibt. Aus diesem Falle kann man zugleich ersehen, daß ein ähnliches Hordensystem auch bei den Indogermanen bestanden haben könnte, ohne bei dem Übergang zu der Ehe notwendig Spuren zu hinterlassen.

Es ist zuzugeben, daß sich von diesem Hordensystem [8]) innerhalb des indogermanischen Stammes keine Spur auffinden läßt [9]), trotzdem z. B. bei den Slawen sehr genaue Unterscheidungen für die Bezeichnungen der zugebrachten Frau gegenüber der Verwandtschaft ihres Mannes bestehen (altsl.: děver (Bruder des Mannes), schon indogerm.: daiver; zuluva (Schwester des Mannes), jętry (Frau des Bruders ihres Mannes). Auch tritt die Schärfe dieses Gegensatzes darin hervor, daß nach O. Schrader (Indog. Forsch., 1904, S. 13 u. 14) mehrfach die indogermanischen Bezeichnungen für Heiratsverwandtschaft ganz verschiedene Altersstufen zusammenfassen, die bloß durch Blutsverwandtschaft unter sich verbunden sind, wie z. B.

[5]) Auffällig ist in dieser Hinsicht das nahe lautliche Verhältnis von fiu „Sohn", ifju „Jüngling", „fiatal" jung, wonach der Sohn schlechtweg als der „Junge" bezeichnet wird, wie auch keine rechte Scheidung zwischen „Tochter" und „Mädchen" (leány für beides) gemacht wird. Ähnliches finden wir bei den mit den Magyaren nächstverwandten Wotjaken, bei denen eke zugleich Sohn und Knabe, nyt Tochter und Mädchen ist, woraus J. Smirnoff ähnliche Schlüsse zieht. (J. Smirnoff in den Izvěstija Obščestva Arch. etc. der Univ. Kazan. VIII, Vyp. 2, S. 129.)

[6]) Die Benennungen für die Neffen und Nichten sind nicht angegeben, so daß der Name des jüngeren Bruders und der jüngeren Schwester nach dieser Seite nicht zu verfolgen ist.

[7]) Nach J. Smirnoff, Čeremisy, S. 101, 102 in den Izvěstija Obščestva Arch. der Univ. Kazan, herrschen diese Bezeichnungen bei den Wotjaken, Ostjaken, Mordwinen, Tscheremissen. So ist z. B. bei letzteren (S. 98) izja der Onkel (jünger als der Vater), der ältere Bruder, sein Sohn, wenn älter als der Redende, der ältere Vetter.

[8]) Ich kann mich nicht entschließen, diese streng nach Altersstufen geordneten Benennungen auf das von Kohler in seinen Aufsätzen „Zur Urgeschichte der Ehe" (Zeitschr. f. vergl. Rwsch., z. B. Bd. XII, S. 251 und Bd. XVII, S. 267) eingehend behandelte System der „Gruppenehe" zurückzuführen, bei der die Klassifikation der Benennungen durchaus die Verhältnisse einer Verwandtschaft, mag sie so oder so verstanden sein, voranstellt.

[9]) Mit einer Ausnahme bei den Bulgaren, wo kaka (und dědja) für die ältere Schwester gebraucht wird. Aber von dieser Ausnahme kann man in besonderem Sinne sagen, daß sie die Regel bestätigt, da die Bulgaren von Haus aus ein uralaltaischer Stamm sind und Delbrück selbst im Zweifel ist, ob das Wort indogermanisch oder fremd ist. Das von ihm für das Serbische behauptete ljelna in gleicher Bedeutung ist nicht genügend bezeugt und kann von dem bulgarischen lelja, „Tante", entlehnt sein. Etwas anderes ist es natürlich, wenn feststehende Verwandtschaftsnamen in vertraulicher Rede weitere Anwendung finden. Das auffallendste Beispiel bietet das Kapholländische der Buren, in welchem „Ohm", „Tantje" und „Neef", „Nichtje" ganz allgemein als Anrede für ältere bzw. jüngere Personen gebraucht werden. Vgl. das niedersächsische „Wäsche" (Bäschen), das serbische brat, „Bruder", das im Magyarischen (barát) sogar die Bedeutung „Freund" angenommen hat usf. Ebensowenig lassen einzelne Verschiebungen (z. B. „Vetter", ursprünglich Vatersbruder) einen Schluß auf eine ursprünglich allgemeinere Bedeutung einer Verwandtschaftsbenennung zu.

im Russischen der Mann einer hinausgegebenen Frau für das ganze Brautvaterhaus zjat' heißt. Höchstens könnte man darauf hinweisen, daß jene ältere Schicht von Benennungen für die zeugende Seite auch den turkotatarischen Völkern eigen ist (tat.: ata = Vater, ana = Mutter; türk.: baba = Vater; ital.: babbo; auf den nordfriesischen Halligen: Baabe, beides mehr als vertrauliche Anrede). Aber der weitere Umstand, daß sie einen indogermanichen Stamm haben — die Albanesen —, der jene Suffixbildungen auf tar ebensowenig gekannt zu haben scheint, ohne aber Spuren des Hordensystens zu verraten, ist einem Rückschluß nach dieser Seite nicht günstig. Von den albanesischen Benennungen: at (Vater), amę (Mutter), vęlâ (Bruder), motrę (Schwester) pflegt allerdings letztere mit unserem „Mutter“ (mātar) zusammengestellt zu werden, indes weicht die Bedeutung ab, und mit der Vermutung Delbrücks, daß motrę ursprünglich die ältere Schwester bedeutet haben soll, ist nichts gebessert, da wir dabei mit einem Fuße wieder in das Hordensystem geraten. Will man jenen Zusammenhang nicht preisgeben, so kann motrę ebensogut entlehnt sein wie die zahllosen Lehnwörter, von denen das Albanesische wimmelt, wobei man nicht gerade an das Lateinische zu denken braucht (vgl. šoé, šoce, „Ehemann, Ehefrau“, vom lateinischen socius, socia). Falls die Albanesen überhaupt zu dem indogermanischen Kreise gehören, wofür bestenfalls der sprachliche Bau, schwerlich der Grundstock des Wortschatzes geltend gemacht werden kann, so könnte man vermuten, daß sie sich früher von der indogermanischen Gemeinschaft ablösten, als die Vorgänge ins Leben treten, die jene Neubildungen auf tar für die Gliederung der engeren Familie schufen.

So unsicher diese Entwickelung aus einer ehelosen, schrecklichen Zeit ist, der wir vielleicht wieder mit den geblähten Segeln einer sozialen Bewegung zueilen, so sicher ist eine andere, diejenige, mit der uns Schrader bekannt macht, und die sich innerhalb des Rahmens der Ehe vollzogen hat. Sie ist bedingt durch den Übergang von der Gesamtfamilie der Urzeit, bei der die Söhne ihre Ehefrauen in das väterliche Haus und unter die patriarchalische Gewalt des Geschlechtshauptes brachten, zu der Einzelfamilie, bei der der Sohn, sobald er sich verheiratet, mit möglichster Schnelligkeit dem väterlichen Hause den Rücken kehrt oder doch, sofern er darin verbleibt, selber die Leitung der Wirtschaft übernimmt. Die zugleich belehrende und erheiternde Darstellung dieser Veränderungen knüpft Verfasser an die Stichworte der Schwiegermutter und des Hagestolzes, jene für viele gehässig anmutende Erscheinungen unseres Zusammenlebens, die ihrerseits ihre Gegensätzlichkeit schon dadurch bekunden, daß die Schwiegermutter der Eheschrecken ist, mit dem der unverbesserliche Hagestolz seine weise Zurückhaltung zu bemänteln liebt. Aber die Urzeit hat ihm nicht einmal diese Entschuldigung zugebilligt, womit wir dann den Hagestolz als entgleisten Auswürfling der menschlichen Gesellschaft im Schatten der Urwälder verschwinden sehen. Denn die böse Schwiegermutter der modernen Einzelfamilie, die Mutter der Frau, die in ihrer zärtlichen Besorgnis um die Tochter in steter Versuchung ist, die Wärme ihrer Zuneigung zu dem jungen Eheherrn in die Kraft eines strafenden Wortes umzusetzen, spielt in dem Stücke, das sich auf der Bühne der Großfamilie zuträgt, nur die bescheidene Rolle eines ängstlichen, aber nicht beängstigenden Zuschauers, diese Schwiegermutter ist, kann man sagen, eine Spezies, die von der indogermanischen Vorzeit gar nicht anerkannt ist, indem sie einen gemeinsamen Namen für sie nicht geprägt hat. Die Schwiegermutter der alten Zeit ist die Mutter des Mannes, in dessen Hausgemeinschaft die Frau eingeführt wird, die eigentliche Hausfrau selbst, die dem Hausvater für die Aufrechthaltung von Zucht und Ordnung bei dem weiblichen Teil der Hausgenossenschaft verantwortlich ist. Für dieses Verhältnis nach beiden Seiten hat schon die indogermanische Zeit die Bezeichnungen „Schwieger“ (daher „Schwiegermutter“, indog.: svekrū) und „Schnur“ (snusā). Daß eine solche Unterordnung von zugebrachten, in der Regel ungefragt dem Manne überantworteten, jungen und lebensfrischen Weibern unter eine blutsfremde Alte Reibungen erzeugen muß, ist selbstverständlich, daß diese aber fast ausschließlich der Schwiegermutter zur Last geschrieben werden, ist wenigstens zum Teil nur Zufall.

Schrader verfolgt die typische Gestalt der „bösen Schwieger“, wie sie vornehmlich auch in Lied und Spruch festgehalten wird, durch das ganze Gebiet der indogermanischen Großfamilie, von den heutigen Großrussen und Südslawen, der letzten Zufluchtsstätte größerer Hausgemeinschaften in Europa, bis zu den Völkern des klassischen Altertums (I. Die Mannesmutter. III. Die Weibesmutter). Aber wenn schon der Verfasser sich gedrungen sieht, der Schwieger zu Hilfe zu kommen, und zuzugeben, daß die Farben in der Ausmalung der einen Seite zu stark aufgetragen sind, so möchte ich diesen Gedankengang noch etwas weiter verfolgen. Die lyrischen Lieder, die Anspielungen auf die häuslichen Verhältnisse enthalten und in denen unter anderen die Anklagen gegen die Schwieger abgelagert sind, führen bei den Serben den Namen „Weiberlieder“ (ženske pěsme), weil sie von Weibern, selbstverständlich jungen, verfaßt werden, im Gegensatz zu den epischen Liedern (junačke pěsme), die allein dem Manne (junak, „Held“) anstehen. Diese „Weiberlieder“, die insbesondere auch zum Reigen gesungen werden, bilden also gewissermaßen das Ventil für die Schnuren (snache), ihren Unmut über die häuslichen Verdrießlichkeiten auszulassen. Die Schwieger ihrerseits besitzt kein solches Ventil und bedarf seiner nicht, aber wenn es ihr gefiele, statt des ihr von den snache dargereichten Besens den ländlichen Pegasus zu tummeln, so würden wir bewegliche Klagen über die Geschwätzigkeit, Trägheit und Verschlagenheit der snache vernehmen, die eine Genugtuung darin finden, wenn sie der Schwieger einen Possen spielen können. Marinoff (Živa Starina II, S. 204) bringt ein solches Lied aus Bulgarien. Die snache sind ausgeschickt, um Korn zu schneiden. Da es jedoch sehr heiß ist, ziehen sie es vor, sich in den kühlen Schatten zu legen und zu schlafen. Plötzlich hören sie den Wagen knarren, auf dem die Schwieger gefahren kommt, um nach dem Rechten zu sehen. Ratlos stehen sie, doch die Jüngste weiß ihnen zu helfen. „Was schickst du uns auf das Feld am Heerwege“, spricht sie, „wo wir fortwährend auf der Flucht sein müssen vor den Türken, die des Weges ziehen?“ An den Umgangsformen, um dies nicht unbemerkt zu lassen, ist hier auf beiden Seiten nichts auszusetzen. „Schnürchen, meine Töchter“ (snaici, moi dušteri), so die Alte; „Schwieger, liebes Ahnl“ (svekra-ly, mili tejkole), die Junge. Anders bei einer von Dozon (Chansons populaires bulgares, No. 81) mitgeteilten Variante, in der statt der Schwieger der Schwiegervater auftritt, der von der Jüngsten weniger glimpflich angelassen wird: „Schwiegervater, alter abgängiger Esel.“

Wenn die snache in dem obigen Liede selbst der Freundlichkeit der svekrva Gerechtigkeit widerfahren lassen, so scheint überhaupt in den bulgarischen Liedern eine mildere Auffassung zutage zu treten. Freilich haben wir in der Sammlung von Dozon auch hier ein Lied, in dem die Schwieger durch Verleumdung der

Schnur bei ihrem eifersüchtigen Ehemanne deren Tod herbeiführt [10]), aber in einem anderen Liede (Nr. 45) ergreift sie umgekehrt die Partei der Schnur gegenüber dem Gatten. Dieser findet, daß Dafina nicht mehr so schön ist wie im ersten und im zweiten Jahre der Ehe, und will sie verstoßen, um die junge Tojka zu nehmen. Schon ist das Hochzeitsgeleit in Bewegung, da leistet die welterfahrene Schwieger der Trostlosen hilfreiche Hand: „Wasche dich" — eine Prozedur, die in gewissen Strichen des südslawischen Gebietes der Frau nach der Hochzeit überhaupt untersagt sein soll — „damit ich dich kämme, deine Flechten ordne und Dukaten einknüpfe; binde einen schweren (falschen) Zopf ein, stecke Armbänder an, wirf dich in Staat mit Samt und Seide, mit Gold und Silber und so stelle dich an den Weg, gieße roten Wein in den Becher und kredenze ihn den Hochzeitsleuten." Diese List tut ihre Schuldigkeit, aber nicht, wie man erwartet, bei dem ungetreuen Ehemann, sondern bei der neuen Braut. „Gevattern und Ehezeugen," ruft sie aus, „und ihr neun Brautführer, erlaßt mir die Umständlichkeiten und die vielen Bücklinge. Ist das die Frau von Marko, die dort so schön steht und die er verstößt, um mich heimzuführen? Geht, bringt mich wieder nach Hause!" Jedenfalls erscheint die Stiefmutter in diesen Liedern noch bösartiger als die Schwieger. In einem anderen Liede (Nr. 82) erscheint die Mutter der jungen Frau im Traume und warnt sie, in ihr väterliches Haus zurückzukehren, da ihr Vater wieder geheiratet habe. „Höre auf deine Schwieger, denn eine Stiefmutter ist ein schlimmes Ding." — Auch dem Zusammenleben der Litauer stellt der alte Lepner aus einer Zeit, da alle diese Einrichtungen und Anschauungen noch lebendiger waren, ein besseres Zeugnis aus als der spätere Nesselmann (Schrader, Anm. 5), der hauptsächlich die Lieder abschreibt. „Man muß sich aber schon verwundern", schreibt er (Der Preußische Litauer, 1744, S. 29) „über die Einträchtigkeit dieser Leute. Bei den deutschen Bauern und anderer Gelegenheit Leuten gehet solches nicht an . . . Dafern der Sohn dem Vater an die Hand gehet, geschieht es doch nicht von der Schwiegertochter." Da Lepner die Schwiegermutter gar nicht erwähnt, scheint er in ihr kein besonderes Hindernis für ein einträchtiges Zusammenleben zu sehen.

In der neuesten Zeit gestaltet sich das Verhältnis zwischen Schwieger und Schnur immer unleidlicher und wird zu einem Hauptgrund für die Auflösung der Hausgemeinschaften, indem das durch den Gang der modernen Kultur gehobene Selbstgefühl die Frau antreibt, alles daran zu setzen, um sich der Unterordnung unter die Schwieger zu entziehen, womit wir dann aus der Scylla der Mannesmutter in die Charybdis der Weibermutter geraten.

Wir kommen zu dem Hagestolz (Schrader, II. Die hagestolzlose Zeit. IV. Der Hagestolz). Schrader geht davon aus, daß „es in der indogermanischen Urzeit keine Hagestolze gab, weil es keine geben konnte, und es konnte keine geben ebensowohl aus religiösen, wie aus weltlichen Gründen". Aus ersteren nicht wegen des zu den ältesten und allgemeinsten religiösen Vorstellungen gehörenden Ahnendienstes, nach denen der Verstorbene der Fürsorge, der Totenopfer der Nachkommen bedarf. Ob dieser Dienst aus selbstsüchtigen Gründen, aus Furcht vor den Nachstellungen der Geister, oder aus Pietät geleistet wird, ist dabei gleichgültig. Aus weltlichen Gründen, weil die einzige Bürgschaft für die Sicherheit des einzelnen in einer möglichst zahlreichen Sippschaft gelegen war. Damit ist nicht notwendig gesagt, daß, wie es noch heute bei den Slawen vielfach der Fall ist, die erlangte Geschlechtsreife allein die Tore der Ehe öffnet. Wie uns Naturvölker bekannt sind, die hierfür die weitere Bedingung stellen, daß man sich als Mann in besonderem Sinne zu bewähren hat, so mag Ähnliches auch in der indogermanischen Vorzeit vorgekommen sein, wenn auch nicht darin, daß man den Kopf eines erlegten Feindes oder eine andere Trophäe vorweisen kann. Aber der bekannte Ausspruch Cäsars über die Germanen: „qui diutissime impuberes manserint, maximas inter eos ferunt laudes" kann wohl nur in dieser Richtung verstanden werden. Ich komme hier auf einen Gegensatz zwischen Germanen und Slawen zu sprechen, den ich schon in einem früheren Aufsatz in dieser Zeitschrift angedeutet habe. Beide Stämme, so kann man sagen, treffen in der Anschauung zusammen, daß der geschlechtliche Umgang auch in der Form der Ehe einem niederen Triebe entspringt — eine Anschauung, nebenbei bemerkt, die vielleicht aus den Gepflogenheiten eines früheren ehelosen Zusammenlebens mit heimlichen Zusammenkünften der Geschlechter herübergenommen ist — aber in der Betätigung dieser Anschauung gehen sie weit auseinander, indem die Slawen die Ehe in ihrer äußeren Erscheinung auf dem Wege einer gekünstelten Fiktion (der nevěsta, „Unbekannten") möglichst verflüchtigen, während die Germanen sie zeitlich möglichst weit hinausschieben. Jenes Wort Cäsars, nach dem unsere Vorfahren umgekehrt wie unsere heutige und leider auch studentische Jugend es für ungeziemend und unwürdig ansahen, sich dem kaum erwachten Geschlechtstriebe rückhaltlos und rückgratlos zu überlassen, kann nur den Sinn haben, daß sie die wahre Mannhaftigkeit in die Fähigkeit setzten, auch gegenüber diesen Antrieben Selbstbeherrschung zu üben, um nicht in der Erlangung der höchsten Tugend, die der Germane kannte, der körperlichen und kriegerischen Vollkommenheit, durch weibische Einflüsse behindert zu sein. Zugleich wurde damit Muße zu der Ungebundenheit jenes abenteuernden Lebens gewonnen, das ihm als das höchste Gut erschien. Die Ehe war für den gereiften Mann, der sich durch Selbstbeherrschung nach innen, durch Taten nach außen erprobt hatte. Undenkbar, daß in jener Zeit an der Bezeichnung des Hagestolzes eine levis macula gehaftet hätte [11]). Im Gegenteil scheint es, daß es in der germanischen Vorzeit einen Stand von Berufskriegern, Hagestolzen in diesem Sinne, gegeben hat, ähnlich den späteren nordischen Berserkern; so wird in dem altsächsischen Heliand hagustald als ehrende Bezeichnung für die aus den Hochfreien hervorgegangene Gefolgschaft der Fürsten gebraucht. Daß die Germanen in dieser Beziehung, wie in so mancher anderen, eine Ausnahmestellung unter den Völkern ringsum einnahmen, leuchtet aus der Art, wie beide, Cäsar und Tacitus, diese Eigentümlichkeit hervorheben, unverkennbar hervor.

Aber noch in einer anderen Beziehung möchte ich unseren Vorfahren eine Sonderstellung zuweisen. So richtig Schraders Annahme im allgemeinen ist, daß die Stadt und das städtische Leben erst den Hagestolz geboren haben (S. 64), so kann ich sie gerade für den germanischen „Hagestolz" nicht gelten lassen. Das gebietet schon die auch von Schrader festgehaltene Her-

[10]) Drei ähnliche Lieder bei Kačanovsky, Sbornik západnobulg. pěsen, 1882, no 59, 60, 61, aber der Umstand, daß sie sich in Varianten zum Teil von Griechenland bis Piemont nachweisen lassen (Schrader, S. 17), zeigt ihre ungewisse Herkunft.

[11]) Wenn gerade in Schlesien nach Schrader (S. 27) ein lediger Mann nicht als solcher, sondern geringschätzig als „Kerl" bezeichnet und nicht der Anrede mit „Ihr" gewürdigt wird, so möchte das vielleicht auf slawische Nachbarschaft bzw. Mischung zurückzuführen sein.

leitung von „Hag“ = Einhegung, also hagustalt, Besitzer eines eingehegten Landstückes. „Das Wort »Hag« = „Gehege, Umfriedigung“ — so läßt sich Schrader aus — „kann hier nur im Gegensatz zu Haus und Hof gemeint sein, »Hagestolz« (mit volkstümlicher Anlehnung an »stolz« = gebildet) kennzeichnet also einen Mann, der ohne Haus und Hof sich mit einer einfachen Umfriedigung begnügen muß, also etwa einen Schäfer, Hirten, Imker, auch den jüngeren, von dem Haus und Hof erbenden älteren Bruder auf ein kleines, eingefriedigtes Grundstück gesetzten Sohn usw.“ Ich möchte hiergegen betonen, daß das Wort „Hag“ offenbar hier nicht von einer Umfriedigung, bald zu diesem, bald zu jenem Zweck, bald für eine Hütte, bald für ein Gärtchen, bald für ein Stück Ackerland verstanden werden kann, sondern nur als technischer Ausdruck für ein eingehegtes Stück Feld im Gegensatz zu der in offener Feldgemeinschaft liegenden, in ältester Zeit im Wechsel verlosten, nach gemeinverbindlichen Regeln bewirtschafteten Hufenländerei der Dorfgenossen. Der Hag ist das Zubehör und Merkmal einer nach oben gegen die Hufner, nach unten gegen die Besitzlosen scharf abgegrenzten bäuerlichen Standesklasse, der alte, ursprüngliche „Hagestolz“ ist nicht, wie etwa der russische bobyl, ein Sammelwort für allerlei Abgesprengte, Bettler, Herumstreicher, Geächtete[13]). Da nun der Hagestolz von den Angelsachsen nach England (haegsteald), den Franken nach Gallien (lat.: haistaldus), den Langobarden nach Italien (lat.: auetaldus) gebracht ist, darf man den Ursprung der Einrichtung bei den Westgermanen füglich auf die Zeiten Cäsars hinaufführen. Die Bemerkung Schraders, daß das Hagestolzentum im Norden und Osten Europas (im Gegensatz zu dem städtischen Hagestolz des Südens) aus den verachtetsten, ärmsten und abhängigsten Kreisen der Gesellschaft hervorgegangen sei, möchte ich deshalb nur mit Vorbehalt unterschreiben. Wir sehen den Hagestolz des germanischen Altertums in allen Kreisen der Gesellschaft vertreten. Im Heliand, wie schon berührt, ist der hagustald der edle Genosse des Königs, der auch mit der Bezeichnung erl geehrt wird, einem Wort, das bei den Angelsachsen (earl) und Skandinaviern (jarl) den hohen Adel bedeutet. Die langobardischen austaldi besitzen Benefizien, und die bäuerlichen haistaldi der Franken zeigt uns eine Bestimmung, nach der von je 100 Hufen ein haistaldus zur Besatzung einer Burgfeste gestellt werden soll. Nur unter den Sklaven dürfen wir sie nicht suchen, denn der ursprüngliche Hagestolz mußte schon deshalb ein Freier sein, weil Sklaven nach heidnischer Anschauung keine rechtsgültige Ehe eingehen konnten.

Dies ist so ziemlich alles, was man mit einiger Wahrscheinlichkeit über den Hagestolz der Urzeit sagen kann, der mit dem Hagestolz des späteren Mittelalters in technisch juristischem Sinne nicht zusammenzuwerfen ist. Die hier von mir vertretene Sonderstellung unserer Vorfahren in bezug auf den Geschlechtsverkehr bekundet sich eben auch darin, daß, sobald nur das auf der Urzeit lagernde Dunkel sich etwas lichtet, weit über den germanischen Grund hin Ansätze zu einem Anerbenrecht wahrzunehmen sind, die aus einer Abneigung hervorgehen, den Stammhof zu zerreißen, und die sich nicht an der Zurücksetzung eines Teiles der Söhne bis auf den Zwang zum ehelosen Leben stoßen, wie sie weder bei Romanen noch bei Slawen anzutreffen sind. Wo man auf dieser Seite ähnliche Zwecke verfolgt, wird das auf dem Wege der Gemeinderschaft erstrebt, nicht durch Bevorzugung eines der Söhne, am allerwenigsten unter Verdammung der nachgeborenen Kinder zum Cölibat, dem noch bis heute in manchen Gegenden Deutschlands, wie in den bajuvarischen Gebirgen, in den norddeutschen Heidestrichen, Knechte und Mägde, zu denen vielfach noch die nachgeborenen Kinder zählen, unterworfen sind.

[13]) Zu Anm. 77 wäre nachzutragen, daß daß türkische bekjär auch in das Magyarische gedrungen ist, wo es einen unangenehmen Beigeschmack gewonnen hat, indem betyár einen dünkelhaften Bauernlümmel bezeichnet. Diese Färbung erscheint auch in dem glücklichen Ausdruck asfalt-betyár, mit dem man neuestens jene Klasse von Pflastertretern bezeichnet, die mit äußerer Eleganz und innerer Hohlheit ausschweifende und rowdyhafte Neigungen verbinden.

Die innere Kolonisation Japans.

In Schmollers und Serings „Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen“, Bd. 23, Heft 3, hat Dr. Kumao Takaoka aus Sapporo eine Darstellung der Kolonisation Hokkaidos (Jessos) veröffentlicht[1]). Als das Shogunat durch Joritomo aus der Familie Minamoto gegründet wurde, war Jesso Verbannungsort für politische Verbrecher und Zufluchtsstätte für Mißvergnügte. Die Folge dieses Zulaufs waren Kämpfe mit den eingeborenen Ainos, die erst durch die Daimiofamilie Matsumajé beendet wurden. Letztere wurde deshalb mit dem Lehnsfürstentum über Jesso betraut und behielt es mit einer Unterbrechung 265 Jahre lang. An eine planmäßige Kolonisation wurde während dieses langen Zeitraumes nicht gedacht, die Japaner, die übersiedelten, hatten nur das eine Ziel, mit Hilfe eines rücksichtslos durchgeführten Merkantilismus möglichst viel aus den Eingeborenen herauszupressen. Die Vermehrung der Bevölkerung wurde möglichst verhindert, da man sonst das Steigen der Reispreise befürchtete, die Insel wurde in einen japanischen und einen Ainobezirk geteilt, und es war den Japanern streng verboten, sich in dem Ainobezirk anzusiedeln. Die wichtigste Wohlfahrtsquelle Jessos war und ist noch heute der Fischfang; diesen allein durften die Ainos treiben, Ackerbau war ihnen verboten. Ihre Fische verhandelten sie an die im Lande ansässigen japanischen Kaufleute, die ihnen dafür wertlosen Tand gaben. Die Kaufleute erzielten dadurch kolossale Gewinne, während die Eingeborenen häufig vom Hunger heimgesucht wurden. Als im 18. Jahrhundert die Russen die ostasiatischen Gewässer aufsuchten, annektierte die Tokugawadynastie, die inzwischen in Japan zur Herrschaft gekommen war, Jesso, da die Matsumajé nicht imstande waren, die herannahende Gefahr abzuwenden. Aber schon im Jahre 1821 erhielten sie ihr Daimiat zurück, da die Gefahr für beseitigt galt. Erst im Jahre 1855, als Japan dem Strom der Kultur nicht mehr widerstehen konnte, verloren sie definitiv ihre Lehnsherrlichkeit an Tokugawa, das seinerseits die Herrschaft im Jahre 1868 an die neue Regierung abtreten mußte. Der alte Name Jesso, der bei den Japanern Barbaren bedeutet, wurde durch kaiserliche Verordnung vom Jahre 1869 beseitigt, und die Insel erhielt zusammen mit den Kurilen und einigen anderen kleinen Inseln den Namen Hokkaido. Die Verwaltung wurde zunächst einer provisorischen Regierung, Hakkodate-Fu (Hakkodate-Gouvernement), darauf im Jahre 1869 dem Kaitakushi (Kolonisations-Gouvernement) übergeben. Es muß zugegeben werden, daß sich das Kaitakushi alle erdenkliche Mühe gab, Hokkaido wirtschaftlich zu heben. Es förderte die Urbarmachung des damals größtenteils noch von Urwald bestandenen Landes, stellte landwirtschaftliche Maschinen zur Verfügung, führte Nähr- und Futterpflanzen ein, belohnte fleißige Landwirte durch Prämien, ließ sich die Viehzucht angelegen sein, förderte erfolgreich die Seidenzucht, sorgte für Schulen, Verkehrswesen usw. Unglücklicherweise aber waren die ersten Kolonisten ein höchst minderwertiges Proletariat, und daher entsprachen die Erfolge des Kaitakushi nicht seinen Bemühungen. Das Kaitakushi ging von dem Grundsatz aus, daß die Hauptsache für ein zu erschließendes Land eine Bevölkerung sei, und da bei seiner Verwaltungsübernahme die Einwohnerzahl des 97 520 qkm großen Hokkaido nur 60 000 betrug, so hielt es eine möglichst schleunige Hebung der Bevölkerung für notwendig. Es veranlaßte daher mittellose Bauern, Handwerker, Kaufleute, überzusiedeln, gewährte ihnen freie Überfahrt, gab ihnen Baugeld, Acker- und Hausgeräte und außerdem noch die tägliche Reisportion für sie selbst und ihre Familie. Dadurch nährte

[1]) „Die innere Kolonisation Japans“. Leipzig, Duncker und Humblot, 1904. 2,60 M.

man in den Leuten die Vorstellung, der Staat, der sie zur Übersiedelung veranlaßt habe, habe auch die Verpflichtung, sie zu ernähren, sie wurden liederlich und verloren den Trieb zur Arbeit. Infolgedessen nahm das Kaitakushi im Jahre 1873 von der Aufforderung zur Übersiedelung Abstand, schränkte die direkten Unterstützungen ein, reduzierte die Urbarmachungsvergütungen und regelte die tägliche Arbeit der Ansiedler durch strenge Vorschriften. Die nächste Folge dieser Maßnahmen war ein plötzliches Nachlassen der Volkszunahme. Letztere betrug:

1869 . . .	—	1874 . . .	8197
1870 . . .	8151	1875 . . .	3942
1871 . . .	23283	1876 . . .	4972
1872 . . .	21295	1877 . . .	2570
1873 . . .	60295		

Erst im Jahre 1878 hob sie sich wieder, verlief aber bis zum Ende der Tätigkeit des Kaitakushi unregelmäßig. Sie betrug nämlich:

1878 . . .	14471	1881 . . .	17101
1879 . . .	13823	1882 . . .	3202
1880 . . .	3824		

Im Jahre 1882 wurde das Kaitakushi aufgelöst, und die Siedelungsangelegenheiten kamen in die Hände des Ministeriums für Landwirtschaft und Handel in Tokio. Da dies im ganzen die Politik des Kaitakushi fortsetzte, machte auch die Kolonisation Hokkaidos dieselben dürftigen Fortschritte. Als daher im Jahre 1885 die Zentralregierung gründlich reformiert wurde, wurden auch die Kolonialverhältnisse Hokkaidos einer exakten Revision unterworfen. Die gesamte Verwaltung wurde einer einheitlichen, noch heute fungierenden Behörde, dem Hokkaido-Cho (Hokkaido-Gouvernement) unterstellt, das direkt vom Kabinett ressortiert. Dies brach vollkommen mit der bisherigen Praxis, die Ansiedler direkt zu unterstützen, und führte statt dessen die indirekte Unterstützung ein: es ebnete den Ankömmlingen die Wege, stellte ihnen aber nicht die Wagen zur Verfügung, auf ihnen umherzufahren. Regierungsunternehmungen wurden möglichst vermieden. Die industriellen Betriebe, die bisher auf Hokkaido fast ausschließlich von der Regierung unterhalten wurden, wurden an Privatleute verkauft, ebenso die Steinkohlengruben bei Poronai, ja sogar die Eisenbahn zwischen Poronai und Otaru, die zur Ausbeutung der Kohlengruben vom Staat gebaut worden war. Dagegen wurden Straßen angelegt, Kanäle und neue Eisenbahnen gebaut, für Post, Telegraph, Telephon wurde gesorgt, Klima, Boden, Trinkwasser usw. wurden erforscht und dabei die wichtige, bisher immer geleugnete Tatsache festgestellt, daß Hokkaido für den Reisbau geeignet sei. Dadurch nahm der Ackerbau so stark zu, daß die Einkünfte aus ihm die aus der Fischerei überflügelten, obgleich Hokkaido mit die größte Fischerei der Welt hat; die Einkünfte vom Ackerbau Hokkaidos bezifferten sich im Jahre 1901 auf 13,3 Millionen Yen, die vom Fischfang auf 12,8 Millionen. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Forstwirtschaft zugewandt, die bisher völlig vernachlässigt worden war. Das Land hat gegenwärtig noch 5,9 Millionen Hektar = 73,8 Proz. des Gesamtareals Waldfläche. Von dieser sollen 2 Millionen Hektar als Staatsforsten, 1,2 Millionen Hektar als öffentliche Forsten und 40000 ha als Privatforsten erhalten bleiben, während der gesamte übrige Wald ausgerodet werden soll. Die Einteilung des Landes zum Zwecke der Abgabe an die Kolonisten wird in der Weise vorgenommen, daß man zunächst große Sektionen von 270 ha bildet, diese in neun mittlere von 30 ha und diese wieder in sechs kleine zu 5 ha zerlegt, die die Loseinheit bilden. Die Ansiedler werden nicht, wie unter dem Kaitakushi, nach dem Dorfsystem, sondern nach dem Hofsystem angesiedelt. Letzterem, das auch die Zustimmung Takaokas gefunden hat, ist deshalb der Vorzug zu geben, weil dadurch der Individualität mehr Spielraum gelassen ist als beim Dorfsystem. Unter dem Kaitakushi aber war das Dorfsystem am Platze, weil es sich damals um homogene Volksmassen handelte. Die Verteilung des Landes erfolgte bis zum Jahre 1897 in derselben Weise wie unter dem Kaitakushi, d. h. jeder Japaner konnte Land bis zu 100000 Tsubo (= 33$^1/_3$ ha) vom Staate entleihen, wenn er sich verpflichtete, daß er es innerhalb zehn Jahre urbar machen würde. War er seiner Verpflichtung nachgekommen, so konnte er das urbar gemachte Land kaufen zum Preise von 1 Yen pro $^1/_3$ ha. Nur ausnahmsweise konnte man mehr als 100000 Tsubo erhalten. Dies System wurde im Jahre 1897 durch Gesetz geändert. Es wurde bestimmt, daß das Maximalareal für Ackerbauzwecke 500 ha, für Viehzucht 833$^1/_3$ ha, für Waldbau 666$^2/_3$ ha betragen sollte, und daß Gesellschaften und Genossenschaften das Doppelte dieser Flächen sollten bekommen können. Die Grenze nach oben wurde also sehr weit, nach Takaoka viel zu weit gesteckt. Ferner wurde bestimmt, daß den Entleihern nach vollendeter Arbeit das Land unentgeltlich als Eigentum zufallen sollte, daß sie also nicht mehr 1 Yen pro $^1/_3$ ha zu zahlen brauchten, vorausgesetzt, daß sie rechtzeitig ihr Eigentumsrecht geltend machten. War es Privateigentum geworden, so blieb es 20 Jahre hindurch von Steuern befreit. Im ganzen kann das Hokkaido-Cho mit seinen Erfolgen recht zufrieden sein, denn seitdem es die Verwaltung leitet, hat die Einwohnerzahl regelmäßig zugenommen und betrug im Jahre 1901 1 Million gegen 0,3 Millionen im Jahre 1886. Vom verfügbaren Boden hat der Staat etwa 0,7 Millionen Hektar bisher abgegeben, und wenn er in demselben Tempo fortfährt, so wird nach Takaokas Berechnung ganz Hokkaido in 25 Jahren aufgeteilt sein. Die Zahl der Rinder ist von 1337 im Jahre 1885 auf 7364 im Jahre 1901 gestiegen, die der Pferde im gleichen Zeitraum von 39560 auf 80757, die der Schweine von 366 auf 8245, während die Schafzucht gering war und geblieben ist. Der Wert der landwirtschaftlichen Erzeugnisse ist von 0,8 Millionen Yen im Jahre 1886 auf 13,3 Millionen im Jahre 1901, und der der Fischereiprodukte in demselben Zeitraum von 4,5 Millionen Yen auf 12,8 Millionen gestiegen. Aber einen Schaden hat diese günstige Entwickelung doch mit sich gebracht, der Takaoka mit Sorge erfüllt: die Zahl der abhängigen Leute ist in bedeutendem Maße gestiegen. Von 1886 bis 1901 hat die Zahl der Pächter um 19,51 Proz. zu-, die der Selbständigen um 30,45 Proz. abgenommen.

Kleine Nachrichten.

— Der zweite Band von Eduard Selers „Gesammelten Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde" (Berlin, A. Asher & Co., 1904; vgl. über Bd. I Globus, Bd. 83, S. 210) umfaßt auf 1107 Seiten in Abschnitt I die Abhandlungen zur Geschichte und Volkskunde Mexikos (103 Seiten), in II „Reisewege und Ruinen" (180 Seiten), in III „Archäologisches aus Mexiko" (669 Seiten), in IV „Die religiösen Gesänge der alten Mexikaner" (146 Seiten). Somit nimmt der dritte Abschnitt, in dem eine große Anzahl von Altertümern nicht nur des Berliner, sondern auch des Wiener Museums, des Museo Nacional de Mexico usw., sowie zahlreiche Stücke aus Privatsammlungen behandelt sind, weitaus den größten Raum ein. Es enthält auch Text und Übersetzungen von zwei Kapiteln des bisher unveröffentlichten aztekischen Sahagunmanuskripts in Madrid über die Trachtabzeichen der Götter und die Technik der Goldschmiedekunst, der Steinschneidekunst und der Federbearbeitung. Obwohl alle diese Arbeiten Verbesserungen und Ergänzungen und namentlich viele neue Abbildungen erhalten haben — so besonders die Abhandlung „Altmexikanischer Schmuck und soziale und militärische Rangabzeichen" — ist es hier doch nicht nötig, darauf näher einzugehen, da der Globus das Wesentliche seinerzeit zur Kenntnis gebracht hat. Neu ist aber der ganze vierte Abschnitt: Die religiösen Gesänge der Mexikaner, die hier in einer ungleich besseren Übersetzung wiedergegeben sind, als es Brinton in seinem „Rigveda americanus" vermocht hat. Besonders wertvoll ist es, daß der Verfasser durch Noten die Nachprüfung erleichtert hat. Es soll nun noch ein dritter Band des geschätzten und fleißigen Amerikanisten folgen, der auch den Index zum ganzen Werke bringen wird.

— Unorganische Stoffe in Flüssen. In seinen Studien über Fluß- und Quellwässer (Dissertation, Upsala 1904) gibt O. Hofmann-Bang Berechnungen über die von den Strömen nach dem Meere gebrachten aufgelösten unorganischen Stoffe, wobei er bedauert, daß von den in den Flüssen beförderten Wassermengen keine genaue Kenntnis vorliegt. Es ergaben Analysen für den Klarelf einen Gehalt an feuerfesten Stoffen von 0,257, 0,2066 und 0,185 g, also durchschnittlich 0,2162 g auf den Liter. Auf einen Cubikkilometer entfallen somit 21600 Tonnen feuerfeste Stoffe. Nach Hamberg ist die jährlich abgeflossene Wassermenge 5,415 km³. Mit dieser Zahl als Grundlage erhält man eine weggeführte

Salzmenge von in runder Zahl 117000 Tonnen im Jahre. Da das Drainierungsgebiet der Klarelf 8500 qkm beträgt, wird aus jedem Quadratkilometer dieses Gebietes eine Salzmenge von etwa 10 Tonnen hauptsächlich durch chemische Verwitterung jährlich fortgeführt. Für die Indalrelf berechnet Hofmann-Bang die Auslaugung gar auf 30 Tonnen für jeden Quadratkilometer auf das Jahr. Bei einem Vergleich mit den Zahlen für die Flüsse anderer Länder ergibt sich, daß nur wenige der Wasserläufe an aufgelösten Bestandteilen so arm sind, wie man die schwedischen archäischen Flüsse gefunden hat. So enthält der schottische Fluß Dee 0,569 Teile fester Bestandteile. Der Ottawa, der Nebenfluß des St. Lorenzstromes, enthält 0,57 Teile unorganischer Stoffe; dieser selbst ist viel reicher an aufgelösten Stoffen. Der Amazonenstrom, dessen Drainierungsgebiet nicht nur aus sedimentären Formationen, sondern auch aus großen Urgebirgspartien besteht, enthält auf 10 Liter 0,52 g unorganische Stoffe. Für den Rhein gibt man 1,12 bis 2,88 an, für die Weichsel 2, für die Donau 1,25 bis 1,87, für die Dwina 1,87, für die Rhone 1,06 bis 1,84; bei der Loire sind 1,34 ermittelt, für die Themse gelten 2,7 bis 3,9. Beim Nil sind es 1,42 bis 2,31, für den Mississippi 1,5 bis 1,7, alle auf 10 Liter. Im großen und ganzen dürften die meisten europäischen Flüsse, nach den vorhandenen Analysen zu schließen, eine Zusammensetzung aufweisen, welche ungefähr mit der des Rheines übereinstimmt; freilich gibt es auch Ausnahmen, wie den Main bei Offenbach, die Rhone in ihrem oberen Laufe usw. Ein Vergleich zwischen den schwedischen archäischen und den ausländischen Flüssen zeigt, daß die ersteren verhältnismäßig reich an Kali sind. Der ziemlich hohe Kali- und Natrongehalt der archäischen Flüsse wird größtenteils durch Dekomposition von Alkalifeldspaten entstanden sein, die in den Urgebirgsgebieten häufig vorkommen. Was die Untersuchung der Quellwasser anlangt, so besteht bei ihnen die Hauptmenge der Salze aus Carbonaten, hauptsächlich aus Calciumcarbonaten. R.

— Von einer eigenartigen Parallele der Schlafkrankheit bei südamerikanischen Indianern berichtet der französische Reisende Rivet, welcher 1903 den östlichen Teil der Republik Ecuador bereiste und sie dort bei den Colorado-Indianern kennen lernte (Bulletin de la Société d'Anthropologie 1904, p. 116), namentlich in der etwa 550 m hoch gelegenen Gegend der Wasserscheide zwischen Rio Esmeraldas und Rio Daule, wo die Indianer in den ausgedehnten Urwäldern hausen. Die Krankheit heißt bei ihnen „Huicho"; sie zeigt sich durch einen unwiderstehlichen, anhaltenden Schlaf, von dem die befallenen Individuen kaum zu erwecken sind. Schmerzen treten dabei nicht auf, die Augen treten weit hervor, und Fieber zeigt sich. Dann tritt eine Lähmung der Afterschließmuskeln ein, das Rectum tritt hervor, und nun erfolgt Tod. Ansteckung finde nicht statt, sagt Rivet, und die Indianer fürchten die Erkrankten in keiner Weise; sie meinen, die Krankheit entstände durch Insolation, den Übergenuß von Früchten oder das Schlafen in nassen Kleidern. Das einheimische Mittel gegen den endlosen Schlaf besteht in einer Mischung von Kampfer, Essig, Zitronensaft, Pimentpfeffer, Muschelschalenpulver, menschlichem Urin, das teils innerlich, teils äußerlich angewendet wird.

— Den Atlantischen Ozean als handelsgeographisches Mittelmeer behandelt Privatdozent Dr. Max Eckert in dem Sammelwerk „Zu Friedrich Ratzels Gedächtnis". In dem gedankenreichen Aufsatz zieht der Verfasser den historisch- und verkehrsgeographischen Vergleich zwischen dem Mittelmeer der Alten und des Mittelalters und dem zum modernen Mittelmeer gewordenen Atlantischen Ozean. Er wird diese Bedeutung auch schwerlich jemals verlieren, so sehr manche „Weltpolitiker" auch den nördlichen Großen Ozean und seine Randländer mit den weitestgehenden Prophezeiungen bedenken. Am Schlusse von Eckerts Ausführungen lesen wir über dieses interessante Thema unter anderem folgendes: Das von Marquis Ito geäußerte Wort „Der Mittelpunkt der Weltgeschichte bewegt sich unabänderlich dem Stillen Ozean zu", mit dem sich die Nordamerikaner so gern als Illustration ihrer wachsenden Macht schmücken, ist historisch vielleicht ganz gut gedacht, nicht aber tellurisch. Mögen in Zukunft auch einige Schlachten der Weltgeschichte in den ostasiatischen Gewässern zum Austrag kommen, mag sich in Ostasien ein wichtiges Rohproduktions-, vielleicht dereinst auch ein Industriezentrum entwickeln, immer wird der Schwerpunkt des Lebens, des Handels und Wandels unseres Erdballes im Atlantischen Ozean liegen. Er ist von der Natur zu einer vollkommenen Einheit geschaffen worden. Die atlantischen Mächte sind heute schon abhängiger voneinander, als sie sich gern selber eingestehen. Zu einer solchen Lebensgemeinschaft können die pazifischen Mächte nie zusammengeschweißt werden. Trotz aller künstlicher Verbindungen dreht doch der gesamte amerikanische Kontinent dem Pazifischen Ozean den Rücken zu, und die fruchtbaren Ebenen Ostasiens sind kein jungfräulicher Boden, wie er von den Europäern in Amerika oder in Afrika angetroffen wurde; er ist ein uralter Kulturboden und die Nährstätte einer ungemein dichten Bevölkerung, die infolge ihrer jahrhundertelang entwickelten Bedürfnislosigkeit und Lebenszähigkeit und infolge ihrer Armut schwer an europäische Bedürfnisse zu gewöhnen ist. Über die Bevölkerungen Ostasiens wird der Europäer nie herrschen können, und seine jetzigen Kulturleistungen sind im Grunde weiter nichts als Hilfen und Mittel, die der Asiate wieder dazu gebraucht, um den Europäer von sich fernzuhalten. Gerade bei der großen Begeisterung für Ostasien und den Handelsverkehr des Pazifischen Ozeans werden solche und ähnliche Erwägungen nur zu leicht übersehen. Für unseren Erdball wird der Große Ozean das Weltmeer par excellence bleiben, der Indische Ozean das verkehrsreiche Zwischenmeer, der Atlantische Ozean aber das Weltmittelmeer.

— Was sind Juden? Unter diesem Titel hat Dr. C. H. Stratz eine ethnographisch-anthropologische Studie veröffentlicht. Der Verfasser geht davon aus, daß sich der sogenannte „jüdische Typus" nicht nur bei Juden, sondern unter allen Rassen der Erde bei einzelnen Individuen und Familien findet. Er weist ihn bei Japanern, nordamerikanischen Indianern, Indonesiern, Papuas, Todas, Bakaïri, Kaffern und Inkas nach und erinnert daran, daß auch in javanischen Fürstenfamilien, wie bei deutschen, französischen und niederländischen Adelsgeschlechtern der „Judentypus" nicht selten vorkomme. Er folgert daraus, daß dieser Typus „weder ein Stammes- noch ein Rassencharakter ist, sondern lediglich eine durch starke, jahrhundertelange Inzucht erblich gewordene Anhäufung von individuellen Abweichungen, eine stärkere Hervorhebung der Individualität im Gegensatz zu den allgemeinen Rassenmerkmalen". Mit anderen Worten: Der sogenannte „jüdische Typus" ist nach Stratz in Wirklichkeit ein „Inzuchttypus". Die geistigen und moralischen Eigenschaften, welche man gewöhnlich zum „jüdischen Typus" rechnet, ist der Verfasser geneigt, aus sozialen, geographischen und ähnlichen Ursachen zu erklären. Von der kulturgeschichtlichen Mission der Juden hat Stratz eine außerordentlich hohe Meinung, und er sieht das Heil für Juden und Nichtjuden in einer vollständigen Mischung der besten Elemente des jüdischen Stammes mit den besten Elementen der übrigen Stämme der weißen Rasse. Die Schrift verdient jedenfalls die vollste Beachtung der Anthropologen. Doch müßten viel mehr somatologische Tatsachen gesammelt werden als die von Stratz angeführten, um die Hypothese vom „Inzuchttypus" zu rechtfertigen. M. Winternitz.

— Die neueren Petroleumvorkommen in Kalifornien schildert Br. Simmersbach in der Zeitschr. für Berg-, Hütten- und Salinenwesen 1904. Während des 15jährigen Zeitraumes von 1880 bis 1895 fand eine regelmäßige Zunahme der Erdölgewinnung statt; sie erreichte in dem letztgenannten Jahre die Höhe von 1200000 Barrels. Im Jahre darauf blieb die Petroleumgewinnung noch fast dieselbe, um dann eine erhebliche Steigerung zu erfahren, die in dem folgenden Zeitraum außerordentlich schnell zunahm. Jedenfalls nähert sich die kalifornische Petroleumgewinnung derjenigen der östlichen Staaten Nordamerikas. Da auch Texas von 4 Millionen Barrels im Jahre 1901 auf 15 im Jahre darauf stieg, wird Amerika auf dem Petroleummarkt der Hauptproduzent an Stelle Rußlands. Noch 1900 förderte dieses 85 gegen 62 Millionen Barrels der Vereinigten Staaten. Die alten Gewinnplätze des Erdöls in Kalifornien liegen den zahlreichen Gebirgsfaltungen im Süden des Landes entlang auf den beiden Sattelflächen im Gebiete von Los Angeles; die neueren Felder befinden sich dagegen mehr im Norden in den geologisch regelmäßig gelagerten Teilen Mittelkaliforniens am Ost- und Westabhange der Grande Vallée. Die produktivsten Petroleumlagerstätten ziehen sich einesteils entlang mehrerer Züge paralleler Sättel von teilweise nur geringer Breite oder im Norden in Schichten, welche den Untergrund des Grande Vallée bilden; erstere sind mehr horizontal, letztere mehr aufgerichtet gelagert. Konglomerat, Schiefer und Sandstein bilden für die ganze Gegend das Hauptkennzeichen in geologischer Beziehung. Das Petroleum findet sich in allen diesen verschiedenen Höhenlagen, jedoch besonders an der unteren Grenzlinie des Schiefers, dann in dem braunen und gelben Sandstein, jedenfalls besonders in den eocänen Formationen. Die verschiedenen geologischen Verhältnisse lassen die amerikanischen Geologen zu der Annahme gelangen,

daß das Petroleum sich in größeren Tiefen gebildet habe, dann unter der Einwirkung der inneren Erdwärme destilliert sei und sich durch Risse und Sprünge in die überlagernden Schichten erhoben habe. Unter den undurchlässigen Schichten habe es dann Halt gemacht, bis sich ein neuer Sprung oder Riß bildete, der ein weiteres Steigen in die höheren Schichten ermöglichte. Bei seinem Eindringen in die oberen, bereits kälteren Schichten hat es sich dann endlich kondensiert. Über den eigentlichen Ursprung des Petroleums, ob es organischer oder anorganischer Natur sei, gibt diese Annahme gar keine Aufklärung. Von dem östlichen Petroleum unterscheidet sich das kalifornische dadurch, daß es keinerlei Paraffin enthält; man findet statt dessen vielfach Asphalt und ähnliche Körper. Das kalifornische Produkt enthält weniger Wasserstoff, aber mehr Kohlenstoff und brennt daher auch mit mehr rauchender Flamme. Dadurch ist die Verwendung zu Schmieröl angezeigt und zur Straßenasphaltierung. Man begießt die Straßen einfach mit rohem Petroleum, wobei sich die Eigentümlichkeit ergibt, daß es das Bestreben hat, die Oberfläche des Straßenkörpers eben zu gestalten, sie auszuglätten. Die derart hergestellten Straßen besitzen eine glatte, feste, gleichförmige Oberfläche ohne jegliche Möglichkeit der Staubentwickelung. Man hat es hier wohl mit einem passenden Material zur Straßenbefestigung zu tun, das in seiner Einfachheit den Technikern willkommen sein wird. R.

— Im 34. Jahresbericht der deutschen Staatsoberrealschule zu Triest veröffentlicht Norbert Krebs sehr interessante „Morphogenetische Skizzen aus Istrien". Als Einleitung wird ein kurzer Überblick über die geologischen Verhältnisse Istriens und seine Entstehungsgeschichte gegeben und daran eine Reihe von Bildern angehängt, die zur Illustrierung dienen und vom Verfasser als Vorstudien zu einer größeren Arbeit über die istrische Halbinsel betrachtet werden, deren Erscheinen mit Spannung zu erwarten ist. Eine Skizze behandelt das Rosandratal bei Triest und bringt den Nachweis des Einschneidens eines Baches an tektonisch vorgezeichneter Stelle, wobei die eigentümlichen Verhältnisse berührt werden, die sich ergeben, wenn der einschneidende Bach im Karst auf Kalk gerät. Die zweite Skizze weist den Zusammenhang nach zwischen der Foiba, der Dragafurche und dem Lemekanal, die dritte gibt Musterbeispiele für die blinden Täler aus der Gegend nördlich von Matteria. Des weiteren wird die Küstengestalt zwischen Salvore und Cittanuova und ihre Entstehung besprochen und dabei auf die Arbeit des Meeres, sowie auf die Verhältnisse der antiken römischen Bauten eingegangen; die zwei kurzen Schlußaufsätze enthalten Beobachtungen über die Lager von „Saldame", einen quarzreichen Sand, der besonders zur Glasfabrikation gewonnen wird, und über den Grundwasserspiegel im Karst bei Dignano. Gr.

— J. P. Karplus bespricht in den Arbeiten aus dem neurologischen Institut an der Wiener Universität, Bd. 12, 1905 die Familienähnlichkeiten an den Großhirnfurchen der Menschen. Wie die Mitglieder einer Familie einander im ganzen Äußern und in ihrem psychischen Verhalten ungemein, ja zum Verwechseln ähnlich sein können, so steht es auch bei den Gehirnen. Es kann der gesamte Habitus ein ähnlicher sein, es können in anderen Fällen mehr oder minder zahlreiche Variationen in ihrer Übereinstimmung bei mehreren Mitgliedern einer Familie die hereditäre Übertragung der Furchenbilder bezeugen. Bekanntlich pflegen die beiden Hälften eines Gehirnes sich im großen und ganzen ähnlich zu sein. Aus den Untersuchungen des Verfassers geht nun hervor, daß Eigentümlichkeiten der rechten Hemisphäre bei einem Familienglied sich bei den anderen wieder auf der rechten fanden und die der linken ebenso links; es findet also gleichseitige Übertragung, keine gekreuzte statt. In betreff der Geschlechtsunterschiede der Gehirne meint Karplus, diese vielumstrittene Frage sei von ihrer Lösung noch weit entfernt. Es muß bedeutend mehr Material gesammelt und untersucht werden; persönlich ist er aber nicht davon überzeugt, daß sich aus dem Furchenbild eine Inferiorität des weiblichen Gehirnes ableiten ließe.

— Vor uns liegt ein Sonderabdruck aus dem Werke „Zu Friedrich Ratzels Gedächtnis" (Leipzig 1904) von Professor Eugen Oberhummers Beitrag dazu: „Anfänge der Völkerkunde". Der Titel ließe vermuten, daß es sich um die ersten Anschauungen und Bestrebungen auf dem Gebiete der Ethnographie etwa in den Schriften der Alten handle; das ist jedoch nicht der Fall. „Die literarische Fassung des Eindruckes fremder Volksart" kommt nicht zur Darstellung, vielmehr stellt Prof. Oberhummer die bildliche Wiedergabe von Volkstypen an den Anfang der Völkerkunde und bringt, allerdings oft nach Quellen zweiter Hand, zuerst die Kunstprodukte der Naturvölker, welche sich auf Menschentypen beziehen, in reicher Übersicht zur Sprache, wobei es zu bedauern ist, daß das Wort nicht durch das Bild unterstützt wird. Von besonderem Werte erachten wir die Abhandlung da, wo sie sich den ethnographischen Darstellungen im Gebiete des klassischen Altertums zuwendet und wo man alles das zusammengestellt und sachgemäß erläutert findet, was Hellenen und Römer in Skulpturen und auch Malereien uns über die fremden Völker hinterließen, so wenigstens einigen Ersatz liefernd für ihre Mißachtung der Sprachen der Barbaren, die aufzuzeichnen sie nicht der Mühe wert fanden, und uns dadurch eines der vortrefflichsten Mittel beraubend für die ethnographische Beurteilung der Völker, welche in den Gesichtskreis der Griechen und Römer fielen. R. A.

— Die Vegetationsverhältnisse Kleinasiens vor 2000 bis 3000 Jahren erörtert Fritz Braun in einem Aufsatz „Zugvögel und Florenwechsel" im Ornith. Jahrb., 1904. Es herrschten damals dort dieselben Vegetationsformen wie heute, nur war ihre Verbreitung höchstwahrscheinlich anders. Wald, Gärten, Wiesen und Ackerland nahmen einen viel größeren Raum ein als heutzutage, während die Steppen und Steinhalden weit pflanzenreicher waren. Für diese Abweichungen wird das Klima verantwortlich gemacht. Wahrscheinlich war die sommerliche Trockenzeit damals kürzer als jetzt, hatten der Juli und August schon den Charakter des heutigen Juni, so daß der im Boden verbliebene Feuchtigkeitsvorrat kaum jemals völlig auf die Neige ging. Die auf jähem Windwechsel beruhenden Witterungsumschläge zogen sich dazumal tiefer in den Sommer hinein, und die Niederschläge, welche sie im Gefolge hatten, kamen der Vegetation und der Fauna zugute. So kommt es, daß die Verhältnisse, wie sie heute im Herbst und Winter in den Ländern der wärmeren, gemäßigten und subtropischen Zone der nördlichen Hemisphäre herrschen, uns Bilder zeigen, wie wir sie in weit entlegenen Zeiten dort im Sommer, d. h. in der Fortpflanzungszeit gefunden hätten.

— In den „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde" (XV. Band, Heft 4) behandelt Dr. H. Wagner die Orometrie des ostfälischen Hügellandes links der Leine. Die Arbeit zerfällt in drei Hauptabteilungen, von denen die erste sich über die genaue Definition der angewandten Spezialausdrücke ausläßt und die Unterschiede von ihrem Gebrauch in verwandten Arbeiten feststellt, sowie auch einige methodische Erörterungen über die Orometrie und die ihr zugrunde liegenden Formen bringt. Besonders sei hierin auf die Betonung der Unabhängigkeit der orographischen und hydrographischen Einteilungen eines Landes voneinander, sowie auf die Ausführungen über die Bedeutung der Orometrie hingewiesen, in denen mit Recht festgestellt wird, daß die orometrischen Werte allein kein Bild einer Landschaft zu geben imstande sind, sondern nur dazu dienen können, die beschreibende orographische Darstellung zu ergänzen. Für den zweiten und dritten Abschnitt, welche die Ausführung der Messungen besprechen und die erhaltenen Zahlenwerte im einzelnen geben, muß auf das Original verwiesen werden. Beigegeben ist eine farbige Höhenschichtenkarte des Gebietes in der Art, wie sie schon als Beilagen der „Forschungen" bekannt sind. Gr.

— Die Zahl der Ruthenen. In Wien (Wickenburggasse 10) erscheint eine „Ruthenische Revue", welche jetzt im dritten Jahrgange steht und in deutscher Sprache die geistigen und politischen Interessen der Ruthenen vertritt. Das Januarheft 1905 beschäftigt sich auch mit der Heimat und Statistik des ruthenischen Volkes, dessen Sprachgrenzen dort aufgeführt werden, wobei über verschiedene bisher ungenaue Angaben geklagt und darauf hingewiesen wird, daß namentlich von polnischer Seite ein Interesse vorliege, die Zahl der Ruthenen kleiner anzugeben, als sie in der Tat ist. Die Ruthenen (Ukrainer, Kleinrussen, Russnjaken) gehören zwei Staaten an: Rußland und Österreich-Ungarn und bilden gegenüber ihren Nachbarn, den Polen und Großrussen, einen wohl gekennzeichneten slawischen Stamm. In der Revue wird ihre Anzahl für den Beginn des 19. Jahrhunderts mit 12300000 Köpfen berechnet, während sie 1900 auf 28000000 Seelen angewachsen waren, von denen rund 24000000 in Rußland, 3000000 in Galizien, 300000 in der Bukowina, 430000 in Ungarn und 250000 in Amerika lebten.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 17. BRAUNSCHWEIG. 4. Mai 1905.

Das neue Kolonialalphabet in seiner Anwendung auf die Südsee.

Von Dr. Augustin Krämer. Kiel.

Der Steinwurf, den unsere Kolonialabteilung mit ihren „Grundsätzen für die Namengebung, Namenübersetzung, Schreib- und Sprechweise der geographischen Namen in den deutschen Schutzgebieten“ (Deutsches Kolonialblatt, 1. September 1903) in die Südsee hinein getan hat, beginnt seine Kreise zu ziehen. Bald nach der Bekanntmachung hat der Globus (Bd. 84, S. 278), so dankbar er sich im Namen der wissenschaftlichen Welt für die gute Absicht der versuchten Ordnungsherstellung in der Namengebung aussprach, seine Bedenken darüber geäußert, „daß eine Reihe von Konsonanten ausscheiden und eine Anzahl doch sehr verschiedener Diphthonge nur durch eu und ei wiedergegeben werden sollen“. Anläßlich des jüngst erfolgten Erscheinens der Lieferung 4 des von der Kolonialabteilung herausgegebenen „Großen Deutschen Kolonialatlasses“ bemerkte dann H. Singer im Globus (Bd. 87, S. 83): „Das Übersichtsblatt mit den Schutzgebieten in der Südsee, das von Kiautschou bis Samoa reicht, bietet zu Bemerkungen kaum Veranlassung. Nur sei erwähnt, daß aus ihm deutlich hervorgeht, welch' eigenartige Konsequenzen sich aus der Durchführung der neuen Rechtschreibung für die Kolonialnamen ergeben: neben Kuseie und Seipan, an die wir uns schon halbwegs gewöhnt haben, Saweii statt Sawaii, weil das neueste Kolonialalphabet den Laut ai nicht kennt. Das geht uns zu weit, und wir befinden uns dabei in erfreulicher Übereinstimmung mit dem amtlichen Kolonialblatt, das die in seinen Spalten feierlichst veröffentlichte neue amtliche Kolonialrechtschreibung vollkommen ignoriert!“

In dem genannten Erlaß heißt es nämlich unter 3. Schreib- und Sprechweise: „Die Schrift hat den Wortlaut so genau wiederzugeben, wie dies mit deutschen Schriftzeichen möglich ist. Selbstlauter (Vokale) und Doppellauter (Diphthonge) werden so geschrieben, wie sie in der deutschen Sprache klingen. Für äu, eu, oi und oy wird nur eu, für ai, ei, ay und ey nur ei gesetzt. Die Reihe der Selbstlauter und Doppellauter ist danach folgende: a, e, i, o, u, ä, ö, ü, eu, ei, äu.“ Weiter unten dann noch: „Werden Doppellaute getrennt ausgesprochen, so wird einer derselben mit einem Trema bezeichnet.“

Wie ohne weiteres aus der Vorschrift hervorgeht, ist sie eine contradictio in adjecto, oder besser gesagt eine explicita. Ich freue mich schon darauf, wenn unsere logischen, farbigen Kolonialbrüder nach Erlernung der deutschen Sprache singen werden: „Wie einst im Mei!“ Denn daß sie so sagen werden, wenn sie gewohnt sind, ihr „Ai“ zum Frühstück zu essen, ist augenscheinlich. Wenn die deutsche „Orthographische Konferenz“ mit ai aufgeräumt hätte, dann wäre wenigstens eine gewisse Berechtigung vorhanden. Das hat sie aber wohlweislich nicht getan. Hätte sie doch eher mit ei aufräumen müssen, wenn sie phonetisch-logisch hätte handeln wollen. Denn das ei in Ei, Eiche, Eidam, Eider, Eiter, Leid, heiser, beide usw. wird doch mehr wie ai gesprochen als ei in Leib, Eis, Eisen, meiden usw. Aber selbst die Aussprache des letzteren neigt, wenigstens beim Singen, dem ai zu. Trotzdem blieb ei, soweit aus dem altdeutschen î entstanden, wohlberechtigt stehen, gegenüber dem ai in Waid, Maid, Hai, Hain, Laich, Maisch usw. Unterscheidet man doch auch wohl Seite und Saite, Weise und Waise, Rein und Rain. Tatsache ist, daß ei häufig wie ai gesprochen wird, wie es schon im alten Griechenland der Fall war, aber ai wie ei nie. Und bei dieser scharf durchgeführten Unterscheidung in unserer Muttersprache will das Kolonialalphabet ohne weiteres für andere Sprachen die Laut- und Schriftgesetze umwandeln, einfach durch einen Erlaß.

Hier handelt es sich wenigstens noch um echte Doppellauter; aber in den Südseesprachen, z. B. in der Samoasprache, gibt es eigentlich einen reinen Diphthong nicht, ebenso wie es einen Umlauter nicht gibt. Jeder Vokal steht gleichwertig neben dem anderen wie in den Worten naiv, stoisch und in den lateinischen puella, dies. Werden au und ai rasch gesprochen, wie z. B. tautala = „sprechen“ oder fai'ai = „Gehirn“, so kommen die Laute unseren Doppellauten sehr nahe. Aber Diphthonge im eigentlichen Sinne sind sie trotzdem doch nicht, was daraus hervorgeht, daß die Worte fai, fāi, fa'i, fā'i, fāiā, fai'a'ai, fai'ai, fāi'ai, fāi'āiga, fāiāiga, fāi'aiga lauter verschiedene Bedeutungen besitzen. Wohin soll das führen, wenn man hier ei für ai setzte, wobei ich die mit fei beginnenden Worte noch gar nicht angezogen habe! Man muß doch auch die Genesis der Worte in Betracht ziehen. Die von der Kolonialabteilung Saweii benannte Insel schreibt sich nicht so, sondern Sawai'i, gebildet aus dem alten Sava iki[1]), das kleine Sava. Wer kennt nicht das alte Hawaiki der Polynesier, das mythische Heimatland im Westen. Und das soll nun plötzlich zum Haweiki werden? Was sagen denn die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu den Haweiian Islands? An fremden Bezeichnungen wagt man nicht zu rühren, aber unsere Kolonialnamen sollen es sich gefallen lassen.

[1]) Für das den Samoanern verloren gegangene k wird ein Apostroph gesetzt. Er ist ungemein wichtig, ist aber im Kolonialalphabet nicht genannt.

Wenn die neue Orthographie für Samoa durchgeführt wird, so gibt es in Zukunft zwei Saleilua. So heißt zurzeit erst ein Dorfteil von Falealili im Süden von Upolu nach der Häuptlingsfamilie des Leilua. Im Westen von Savai'i liegt aber die Dorfschaft Salailua, entstanden aus sala i lua „gebissen in zwei". Soll dies in Zukunft auch zur Leiluafamilie gehören? Die Samoaner werden sich dagegen wehren!

Mit oi und eu steht es womöglich noch schlimmer. Und mit den Umlauten am schlimmsten! Ich wähle als Beispiel einen deutschen Inselnamen, der ganz pazifisch gesprochen wird, ich meine die Greifswalder Oie. Streng nach dem Kolonialalphabet verfahren, muß sich das Wort in Eue umwandeln, und da ue = ü ist, müßte die Insel Eü heißen. Dies zeigt am deutlichsten die Unmöglichkeit der Durchführung des Kolonialalphabetes. Soll Samoi künftig Sameu heißen, Gaga'emalae und Paepae jetzt Gagämalä und Päpä geschrieben werden? Es würde mindestens starkes Kopfschütteln hervorrufen. Denn Apostroph und Trema werden wohl frommer Wunsch bleiben. Die Konsequenzen auf die Anwendung in der Umgangssprache für die Fremden, die sinnverwirrenden Verwechselungen sind nicht abzusehen. Genug davon! In der Tat ist die strenge Durchführung auch nicht auf der neuen Karte erfolgt, wie Uea bei Samoa, Malaita in den Salomonen, Namoi für die Mortlockinseln beweist. Nur neben dem schon erwähnten Kuseie und Seipan[2]) sehe ich in den Marshallinseln eiling statt ailing, wie z. B. Eilinglab (heißt Ailinglaplap = Große Insel) und Eilinginäe zeigen. Hoffentlich wird man in Zukunft nicht entdecken, daß eiling, welches Wort „Insel" heißt, dem deutschen Eiland nachgebildet ist!

Wohl aber wäre in den Marshallinseln eine andere Einfügung verdienstvoll gewesen, nämlich Djalut statt Jaluit, oder wie es nach dem Kolonialalphabet geschrieben werden müßte, Dschalut; so hat es längst Finsch schon geschrieben. Das j nämlich und das ui in Jaluit ist englischer Provenienz. Ich habe schon früher im Globus (Bd. 75, S. 307) und besonders in meiner letzten Arbeit über die Marshallinseln[3]), S. 3 bis 4, auf die schwierige Orthographie der Marshallsprache hingewiesen und dabei des gequetschten Dentallautes dj Erwähnung getan, welcher den polynesischen Sprachen und in Mikronesien den Gilbertinsulanern fehlt, während er von den Marshallinseln sich über die Karolinen nach Melanesien hinüberzieht. Im Süden ist seine östlichste Grenze „Fidschi", wie es in der Karte geschrieben steht. Die Engländer schreiben jetzt amtlich Fidji, und so sollten wir es auch machen; denn der Laut kommt unserem deutschen dj am nächsten und sieht überdies nicht so langatmig aus wie das plumpe dsch. Man denke an den Dschokadsch-Distrikt auf Ponape, richtiger Djokadj, auf der Karte 29 des Atlasses Jókój geschrieben. Aber schließlich ist dsch der Kongruenz mit der Schreibweise vieler afrikanischer Namen halber vielleicht vorzuziehen, wenn nicht diese auch mehr dem dj zuneigen.

Wenn man aber schon j schrieb, hätte man konsequent sein sollen. Indessen lese ich neben Jalnit in den Marshallinseln Ujelang, Ujaē, Majuro, Mejit; dann Wotje, statt dessen es gleichsinnig Woje heißen müßte, während Kwadjelin ausnahmsweise richtig geschrieben ist, nach meiner Auffassung natürlich, die ich in der oben genannten Arbeit begründet habe. Wurde aber auf Ponape der genannte Distrikt Jókój geschrieben, so hätte die sonst Tomun genannte Insel an der Ostseite, welche auf Blatt 29 mit Nanue in fetter Schrift bezeichnet wird, in der Klammer nicht mit Tauache Tomun benannt werden sollen, während dicht dabei die bekannte Insel „Nantauaj" aufgezeichnet steht. Das ch ist spanischer Herkunft[4]), wie denn auch Christian im englischen Gleichlaut Chokach und Tanach schreibt, während Kubary und Finsch Tañatsch schrieben. Will man aber j statt dj gelten lassen, so sollte man wenigstens nicht Jap schreiben, das logischerweise also Djap gesprochen werden müßte, während es sonst Yap oder Uap viel richtiger geschrieben wurde. Man weiß ja schließlich nicht mehr, soll man Chamisso als Kolonialnamen nun Tschamisso, Djamisso, Schamisso oder Chamisso sprechen. Ist er es doch, durch den die Rataker weltberühmt geworden sind. Könnten wir deshalb den Herrn Marshall, den niemand kennt, den man immer wieder Marschall zu schreiben pflegt, und dem es gar nicht eingefallen ist, die nach ihm benannten Inseln zu entdecken — könnten wir ihn nicht endlich ruhig schlafen lassen und die Inseln so benennen, wie sie wirklich heißen — Ralik-Ratakinseln?

Leider steht es mit Herrn Gilbert[5]) nicht so einfach. Ich finde zwar meine Globusangabe, daß Ni-Makin für den nördlichen und Ni-Perū für den südlichen Teil bei den Eingeborenen in Gebrauch ist, auf der Karte eingetragen, aber Makin-Peruinseln wird wohl nicht so leicht Eingang finden, ebensowenig Pit für die ganze Gruppe, wie die Rataker sie nennen.

Während ich die genannten Namen als feststehend bezeichnen darf, steht es mit anderen, wie bekannt, leider nicht immer so gut. Man erinnere sich nur an die Palauinseln, die immer noch gern Pelau neben Palaos, Pellow und Pelew genannt werden, und an Baobeltaop, das nach neueren Angaben Babelsoap heißen soll. Wie bei den Karolinen, so hat auch im Bismarckarchipel eine Einigung noch nicht erzielt werden können. Ich möchte hier Ankermanns Worte aus Petermanns Mitteilungen, Bd. 50, S. 222 anführen: „So nennt Thilenius die Hauptinsel der Admiralitätsgruppe Taui, Schnee erklärt, dieser Name sei den Bewohnern der Gruppe gänzlich unbekannt, und gebraucht dafür Manus, was nach Thilenius der Name der Küstenbewohner ist[6]). Die Mattyinsel nennt Thilenius Popolo, Parkinson Bobolo, Dempwolff Wuwulo, die Durourinsel heißt bei denselben drei Autoren: Hunt, Hun und Aua. Bei dieser Ungewißheit dürfte es sich empfehlen, vorläufig die alten Namen weiter zu gebrauchen, statt durch die verfrühte Einführung zweifelhafter einheimischer Benennungen die ohnehin große Konfusion noch zu vergrößern." Die Bearbeiter der Karten, die Herren Sprigade und Moisel, haben das letztere wenigstens beobachtet; man liest Matty-, Durourinsel und Admiralitätsinseln wenigstens noch in Klammern.

Es fehlt noch das sechste Blatt der Südseekarten, das

[2]) Der Linguist Christian sagt in seinen „Caroline Islands", S. 156: The Name of Kusaie is generally applied to the mainland across the bay, otherwise called Ualan. Und Bezirkshauptmann Fritz sagt in seiner trefflichen Geschichte und Ethnographie der Marianen „Die Chamorro" (Ethnolog. Notizblatt, Bd. III, Heft 3) stets Saipan.

[3]) Die Ornamentik der Kleidmatten und der Tatauierung auf den Marshallinseln nebst technologischen, philologischen und ethnologischen Notizen. Archiv für Anthropologie, N. F., Bd. II, Heft 1.

[4]) Vgl. das ch in Chamorro (Marianen).

[5]) Ich mache darauf aufmerksam, daß das neben Gilbertinseln in Klammer gesetzte Kingsmill sich nicht auf den ganzen Archipel, sondern nur auf die südlich vom Äquator gelegenen Inseln bezieht. Es sei dabei nochmals betont, daß Taputeuea nicht so lautet, wie es hier geschrieben ist, sondern Tapituea, wie ich an Ort und Stelle erkundete.

[6]) Parkinson erklärte jüngst im Globus, Bd. 87, S. 238, daß statt Manus Moanus geschrieben werden müsse, und daß die Hauptinsel keinen bestimmten Namen habe.

die Samoainseln umfaßt. Wird es solche Überraschungen bringen, wie ich sie oben als möglich angedeutet habe? Wird der um Samoas Erforschung so überaus verdiente Direktor der Kolonialabteilung uns ein Saweii schenken neben vielem anderen? Vielleicht darf man sich der Hoffnung hingeben, daß der Erlaß noch einmal eine Revision erfährt. Das würde von allen Südseeforschern und nicht zum geringsten von unseren Kolonisten sicher dankbar begrüßt werden.

Und dann noch ein Vorschlag!

Könnte nicht das Kolonialamt durch seine reichen Afrikafondsmittel, die in Zukunft in größerem Umfange disponibel zu sein scheinen als früher, eine wissenschaftliche Expedition ermöglichen, die neben vielen anderen so überaus dringenden Aufgaben sich auch die Erforschung der Nomenklatur in der Südsee angelegen sein ließe? Dies scheint mir die einzige Hoffnung auf einen endgültigen Erfolg zu bieten. Denn es ist doch schmerzlich, daß wir heute unsere meisten Südseekolonien noch nicht einmal mit geographisch und wissenschaftlich gerechten, feststehenden Namen bezeichnen können. Die Kommission von „drei Sachverständigen, welche die Namen prüfen und endgültig feststellen“ soll, hat hoffentlich, wir wollen es zu ihrem Ruhme annehmen, bis heute noch nie getagt. Jedenfalls kann sie ihre Aufgabe zurzeit nicht volltändig erfüllen!

Die Mambukuschu.

Von S. Passarge. Steglitz-Berlin.

Mit 26 Abbildungen.

(Schluß.)

Keinem größeren Haushalt fehlen die Geräte zum Schmieden. Der Blasebalg — múaše — hat die im größten Teil Afrikas übliche Form, d. h. er besteht aus einem Holzstück mit zwei Röhren und zwei Windkesseln (Abb. 13). Die Röhren sind in die Windkessel dicht eingefügt und etwaige Spalten mit Harz gedichtet. Sie münden in ein tönernes Mundstück. Die Windkessel sind mit Leder überspannt. Indem der Lederüberzug durch Stäbchen abwechselnd aufgezogen und niedergedrückt wird, entsteht ein leidlich anhaltender Luftstrom, der das Holzkohlenfeuer, in dem die zu bearbeitenden Eisenstücke liegen, anfacht.

Eisenschmelzen existieren hier nicht, da es an Erz mangelt, man verarbeitet nur fertiges Eisen, das von den Sambesistämmen eingehandelt wird. Das zu bearbeitende Eisen wird im Holzkohlenfeuer erhitzt, dann mit zwei Holzstücken gefaßt und auf einem faustgroßen Eisenstück, das in einen Holzklotz getrieben ist, mit einem Eisenstück gehämmert. Um dem weichen Eisen feinere Formen zu geben, gebraucht man einen rechteckig gebogenen Eisenstab mit Schneide (Abb. 18d). So arbeitet man Messer, Hacken, Äxte, Lanzen- und Pfeilspitzen.

Einmal sah ich eine Tabakpfeife, ein 1 m langes, 7 cm dickes Bambusrohr. Etwa 20 cm vor dem geschlossenen Ende war ein Pfeifenkopf aus Ton befestigt. Der Raucher muß das 7 cm dicke Rohr zwischen die Lippen nehmen, eine Leistung, die wohl nicht jeder Europäer fertig bekommt.

Die Waffen für Krieg und Jagd sind folgende. Die Mambukuschu führen Lanze nebst Pfeil und Bogen, schließen sich also bezüglich der Bewaffnung an die Stämme der Nordkalahari und des Kongogebiets an und stehen in scharfem Gegensatz zu den bogenlosen Betschuanen und Kaffern. Daneben sind Streitäxte und Dolche im Gebrauch.

Die Lanzen haben eingelassene Eisenspitzen mit einfachem Blatt oder auch raffinierten Widerhaken. Schulz bringt in seinem Buch [12]) mehrere Abbildungen solcher Speere.

Der Bogen — kwarí — ist ein glattgeschnitzter, 1 bis 1,20 m langer Stab, an beiden Enden gleichmäßig zugespitzt, an denen die Enden der Sehne festgebunden sind, ohne die abziehbare Schlinge des Buschmannbogens (Abb. 14). Die umwickelte Sehne ist durch einen proximalen Lederstreifen gestützt und wird mit Vorliebe aus den Beinsehnen der Giraffe hergestellt. Der Pfeil — kampán oder kan²ká — besteht nicht wie der Buschmannpfeil aus Rohr, sondern aus Holz und ist etwa $^1/_2$ bis $^3/_4$ m lang.

Die Spitze — kaschokúrra — besteht aus Eisen, oft mit Widerhaken, und ist in den Schaft hineingesteckt. Baststreifen sind an der Verbindungsstelle um den Schaft gewickelt (Abb. 15). Am unteren Ende ist eine Kerbe und ein vorspringender Ring sorgfältig geschnitzt (Abb. 16). Etwa 4 cm oberhalb des Ringes beginnt die Befiederung. Diese besteht aus sechs Aasgeierfedern, die in Ritzen des Schaftes eingeklemmt sind. Außerdem werden sie durch einen Baststreifen an dem Spitzende, sowie durch eine weitläufige Umwickelung innerhalb der Federn an den Schaft befestigt. Ein Baststreif schließt die Fiederung auch am Kerbenende ab, berührt aber in meiner Zeichnung, die ich von einem Pfeil in Kapinga machte, nicht mehr die Federenden.

Suchen wir diese Befiederung mit den von Weule aufgestellten Pfeiltypen [13]) in Einklang zubringen, so erkennt man sehr bald, daß sie keiner völlig entspricht. Mit der Kassaiform hat sie die weitläufige Umwickelnng gemein und das anscheinend freie Ende der Federn auf der Kerbenseite. Abweichend ist aber die Zahl der Federn (sechs gegen drei) und das Einklemmen in Ritzen. Sollten, was nach meiner Zeichnung aber unwahrscheinlich ist, beide Federenden umwickelt sein, so würde der Vergleich mit der Owamboform auch in Frage kommen. Der geschnitzte Ring an der Kerbe erinnert an den ostafrikanischen Pfeil, den Weule abbildet. Dieser Ring ist aber kein Charakteristikum des ostafrikanischen Pfeiles. Sollte der Mambuknschupfeil eine größere Verbreitung in der Nordkalahari haben, so wäre die Aufstellung eines besonderen Typus vielleicht angebracht, vorläufig wird man indes gut tun, ihn für eine Abart des Kassaipfeils zu halten — ein interessanter Wink für ethnographische Verwandtschaft.

Bei der Spannung wird der Bogen vertikal gehalten. Die linke Hand faßt den Bogen mit dem dritten bis fünften Finger und dem Daumen, der Zeigefinger umfaßt den Pfeil und lenkt ihn. Die rechte Hand faßt den Ring des Pfeilendes zwischen dem zweiten und dritten Finger (also Zeige- und Mittelfinger). Der Holzring dient beim Anziehen als Widerlager (Abb. 17).

Ein Köcher ist, wie man mir mitteilte, nicht gebräuchlich. Einmal sah ich jedoch bei einem auf der

[12]) Schulz a. a. O., S. 207.

[13]) Weule, Der afrikanische Pfeil. Leipzig 1899. S. 47 und Tafel 1, Abb. 8.

Reise befindlichen Mambukuschu einen Lederköcher, der größer war als der Köcher der Buschmänner. Es dürften also doch wohl Köcher im Gebrauch sein.

Bezüglich der Treffsicherheit der Mambukuschu kann ich nichts aussagen. Angeblich schießen sie auf etwa 100 Schritte hin und wollen selbst größere Antilopen bei einer Entfernung von 10 bis 20 Schritten durch und durch schießen. Die Jagdpfeile sind vergiftet, die Kriegspfeile dagegen nicht. „Das tut nur der Buschmann."

Sehr häufig sieht man die Mambukuschu mit Streitäxten auf der Schulter einherstolzieren. Schulz bildet eine Anzahl sehr schön gearbeiteter und verzierter Äxte ab[14]). Ich selbst habe nur ganz einfache Äxte, wie sie Abbildung 18a zeigt, gesehen.

dauer geschlagen werden. Auch dienen sie zum Signalisieren.

Einmal sah ich in der Hand eines Mannes eine Spindel mit kugelförmigem Wirtel, als Rocken diente ihm ein Stäbchen, auf das Baumwollenflocken gesteckt waren. Aus Mangel an Dolmetschern konnte ich leider nicht nähere Erkundigungen einziehen. Baumwollenfelder habe ich nie gesehen und auch keine Webeinstrumente. Es ist also fraglich, ob man Baumwollengewebe herstellt. Irgendwelche Bedeutung dürfte diese Industrie kaum haben, da ich niemals Baumwollensachen gesehen habe, die den Eindruck afrikanischer Herkunft gemacht hätten.

Das Leben der Mambukuschu spielt sich während

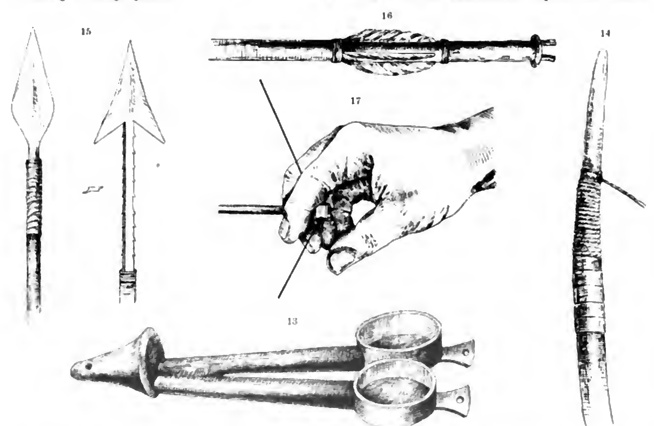


Abb. 13. **Das Holzgerüst eines Blasebalgs mit dem tönernen Mundstück.** Abb. 14. **Befestigung der Sehne am Mambukuschubogen.** Abb. 15. **Spitzen der Mambukuschupfeile.** (1/2 nat. Gr.) In der Mitte der Querschnitt durch den Eisenschaft des Pfeils rechts mit den Widerhaken. Abb. 16. **Ende des Mambukuschupfeils.** Abb. 17. **Bogenspannung der Mambukuschu.**

Das Messer — ssiménti —, ohne das man selten einen Mambukuschu sieht, besteht aus einer lanzettlichen Klinge mit Holzgriff. Am auffallendsten ist die Holzscheide, deren unteres Ende T-Form besitzt. Solche Messer haben in der Nordkalahari und im Owambolande weite Verbreitung (Abb. 19 und 20).

Der Gott der Mambukuschu, vor dem man tanzt, d. h. den man verehrt, ist die $2\frac{1}{2}$ bis 3 m lange Trommel — morópa —, ein über mannshoher, hohler Zylinder aus Muhúoaholz (Abb. 21). Sie ist an einem Ende offen, am anderen mit Leder überzogen. Beim Trommeln sitzt man rittlings auf dem Instrument und trommelt mit den Händen. Solche Trommel fehlt keinem Hauswesen, in größeren Gehöften sind sogar mehrere abgestimmte Trommeln vorhanden, die bei Festlichkeiten, religiösen Tänzen usw. mit ebenso großer Begeisterung wie Aus-

des größten Teiles im Jahr am und auf dem Fluß ab. Die Gehöfte liegen ja oft auf Inseln, und mit wenigen Ausnahmen jedenfalls am Fluß. So können wir denn auch ihre Boote — uátu — als unumgänglich notwendigen Hausrat betrachten. Es sind ausgehöhlte Einbäume von 5 m Mittelgröße — die längsten sind bis 7 m lang —, aus Stämmen des Motsaoli — uschi — gearbeitet. Die Breite beträgt $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ m, die beiden Enden sind gleichmäßig zugespitzt. Die Paddeln — sserapó — sind etwa 3 m lange Stangen mit langem, rechteckigem Ruderblatt (Abb. 18c) und werden sowohl zum Paddeln, wie zum Schieben benutzt. Von Jugend auf an die Handhabung der Boote gewöhnt, verstehen es die Mambukuschu meisterhaft, die Stromschnellen zu passieren, nur die Popafälle müssen sie umgehen, indem das Boot über Land getragen wird.

Feldbau. Weitaus der wichtigste Erwerbszweig ist der Feldbau, und zwar der in der Negerwelt ausschließ-

[14]) Schulz, a. a. O., S. 208.

lich getriebene Hackbau. Die Felder liegen auf der sandigen Talsohle oder in alten Flußbetten oder auf den Inseln. Die Hacke — ditémo — ist das einzige Instrument, mit dem der Boden bearbeitet wird (Abb. 18 b). Der Betrieb ist ein Raubbau zu nennen. Teile des Buschwaldes werden abgeholzt mit Axt und Feuer, die Sträucher und Äste verbrannt und dann der Boden mit der Hacke gelockert. Düngen ist unbekannt. Läßt der Boden infolge der Erschöpfung nach, so wird ein anderes Stück Land urbar gemacht. Die Feldarbeit ist ausschließlich Frauenarbeit, nur beim Roden und Abbrennen helfen die Männer mit. Gebaut wird Hirse, und zwar eine dem Dochn sowohl wie der Durrha ähnliche Art; ferner süße Kartoffeln, Tabak, Bohnen u. a. Nicht gebaut werden, wie man mir sagte, Mais, Reis, Yam und angeblich auch keine Melonen und Kürbisse — matandá. Das Fehlen letzterer wäre entschieden sehr auffallend. Die Felder bilden Streifen, die in einem Falle etwa 20 m breit und 120 m lang waren, oder Quadrate von etwa 100 m Seitenlänge. Kniehohe längliche Gerüste mit Holz- und Grasdecke dienen als Speicher zum Aufbewahren der abgeschnittenen Kolben, bevor sie auf einer Tenne ausgestampfter Erde gedroschen werden (Abb. 22). Kleine runde Feldhütten mit Grasdach sind vielleicht eher Geisterhütten als zum Schutz gegen Regen errichtet (Abb. 23).

Viehzucht. Bis vor kurzem spielte die Viehzucht bei den Mambukuschu eine große Rolle, wenn auch wahrscheinlich nicht die Hauptrolle. Allein die Rinderpest hatte im Jahre 1896 fast den gesamten Viehbestand vernichtet, so daß ich zur Zeit meines Besuches tatsächlich kein einziges Tier gesehen habe, auch keine Kraale. Die letzten Reste wurden wahrscheinlich auf dem linken Okawangoufer gehalten. Ich kann demnach über das Aussehen der Mambukuschurinder nichts sagen. Angeblich sollten es kleine kurzhörnige Tiere sein, wie die Owamborinder.

In den Gehöften sah ich weder Schafe noch Ziegen, wohl aber Hunde und Hühner. Die Hunde sind schakalähnliche Tiere, kurzhaarig, hochbeinig, mit spitzer Schnauze und meist gelblich fahl. Die Hühner — schuschoá — gehören einer Zwergrasse an und sind lächerlich klein. Eine Glucke mit Kücken sah wie ein Kinderspielzeug aus. Die Alte war etwa 15 cm hoch. Von wesentlicher Bedeutung für die Volksernährung dürfte übrigens die Hühnerzucht nicht sein.

Jagd und Fischfang. Bei dem immer noch erheblichen Vorkommen von Wild spielt die Jagd keine unbedeutende Rolle, wenn auch diese früher wohl viel ertragreicher war. Mit die wichtigste Jagd, die jährlich mehrmals vom Häuptling unter Aufbietung zahlreicher Boote ausgeführt wird, ist die Jagd auf Flußpferde — mwu — im Kanu mit Speeren. Diese ist, wie man sich leicht vorstellen kann, sehr gefährlich und erfordert große Gewandtheit im Lenken des Bootes und eventuell im Schwimmen. Denn nur allmählich wird das durch zahlreiche Lanzenstiche verwundete und verzweifelnd kämpfende Tier infolge von Verbluten getötet. Seit einigen Jahren ist aber der Häuptling Libehe im Besitz eines Henry Martini und hat seitdem unter dem Bestande an Flußpferden tüchtig aufgeräumt. Zu meiner Zeit waren nur noch wenige im Bereich des schmalen Teiles des Ärmels im Mambukuschugebiet zu finden, und auch diese werden wohl bald ausgerottet sein.

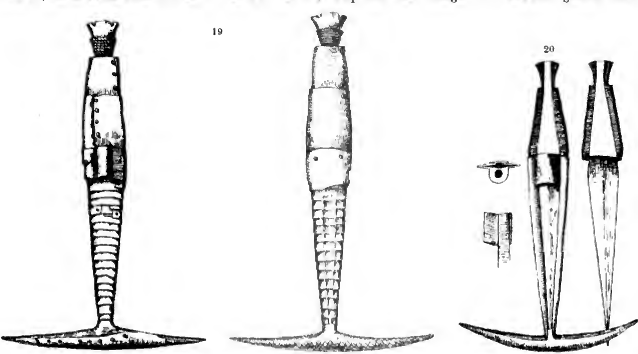


Abb. 19. **Messer mit Kupferblechbeschlag.** Links Vorderseite mit Öse zum Aufhängen an einem Ledergurt, rechts Rückseite.
Abb. 20. **Messer mit durchbrochener Holzscheide.** Rechts das herausgezogene Messer mit zusammengesetztem Holzgriff, links die Öse für das Lederband von oben und im Profil.

Ist ein Tier erlegt, dann gibt es ein großes Schlachtfest. Von allen Seiten strömt das Volk zusammen, man sucht möglichst viel einzuheimsen, namentlich Speck, der, in lange Streifen geschnitten, aufbewahrt und zum Einreiben des Körpers benutzt wird. Den Schädel aber stellt der Häuptling auf dem Audienzplatz vor seinem Gehöft auf. 31 Schädel lagen zu meiner Zeit dort.

Antilopen, wie Riedbock — ruwi —, Wasserbock, Rooibock, Schimmelantilopen, Eland — héfu —, ferner Zebras, Warzenschweine u. a. erlegt man mit den starken vergifteten Eisenpfeilen und verfolgt verwundete, ins Wasser flüchtende Antilopen im Kanu oder auch schwimmend, indem man die schwimmenden, sich verzweifelt wehrenden Tiere an den Hörnern packt und die Nase ins Wasser herabdrückt, bis sie ersticken. Wich-

tiger als die Jagd mit Waffen dürfte die mit Fallgruben sein, die in der Nähe der Flußufer, wo die Tiere zum Wasser kommen, angelegt sind. Sie stimmen mit denen der ¹Tánnekwe im Tauchegebiet überein. Mit Harpunenfallen — liόngo — erlegt man auch das Flußpferd, wie am Sambesi und in anderen Gegenden Afrikas. Die Harpunen sind vergiftet, das Gift soll von einem Baum gewonnen werden.

Kleine Tiere, wie Perlhühner, Feldhühner, Hasen, aber auch Schakale — púgu —, Hyänen — libúngu —, ja selbst Leoparden und Strauße fängt man mit den in Südafrika allgemein üblichen Fallen, die wohl auf die Buschmänner zurückzuführen sind, nämlich mit einer an einem gebogenen Stock befindlichen und in labilem Gleichgewicht an der Erde befestigten Schlinge[15]). Abb. 24 und 25 zeigen eine Schakalfalle — muwöwi —, bei der ein Fisch als Köder dient. Auch Fleischstücke, bei Vögeln Hirsekörner werden benutzt. Bei diesen Fallen gibt es mancherlei Variationen, das Prinzip ist aber doch überall dasselbe.

Eigenartig war eine Hyänenfalle — makúni —, die ich in der Gemarkung Diwái am Okawango fand. Ein labil aufgestützter Balken schwebt über einem aus Pfählen hergestellten Engpaß, in dem sich der Köder befindet. Ob die Hyäne von der einen oder anderen Seite kommt, sie muß den Schwebebalken zu Fall bringen und von ihm zerquetscht werden (Abb. 26).

Das Sandfeld am ²Kaudum ist immer noch wildreich zu nennen, wahrscheinlich das ²Kungfeld überhaupt, und noch viel wildreicher ist oder war mindestens zur Zeit der Reise von A. Schulz das Mabulafeld. Antilopenherden, Zebras, Giraffen waren in den achtziger Jahren zahlreich, und wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß in diesem Lande, wo Feuerwaffen immer noch selten sind, die Verhältnisse sich wesentlich geändert haben. Rhinozerosse freilich sollen erst weit im Norden, im Kwandogebiet, zu finden sein. Die Mambukuschu unternehmen Jagdzüge in die Sandfelder, so daß ihnen diese gut bekannt sind.

Man sollte meinen, daß ein an einem großen Flusse wohnendes, im Bootfahren so geschicktes Volk sich dem Fischfang widmen müßte, zumal seine Nachbarn im Sumpfgebiet wesentlich vom Fischfang leben. Allein das ist anscheinend nicht der Fall. Weder habe ich Fischereigeräte bei den Mambukuschu gesehen, noch etwas von Fischfang gehört. Im Gegenteil, man versicherte mir auf das bestimmteste, daß die Mambukuschu keine Fische fangen. Leider habe ich vergessen zu fragen, ob sie prinzipiell keine Fische essen, ob also vielleicht ein Aberglaube im Spiel ist.

Handel, Verkehr und Industrie. In Anbetracht des primitiven Kulturzustandes sind Handel und Verkehr recht lebhaft entwickelt. Nach drei Richtungen hin sind sie gewendet, nach Südwesten, Westen und Osten. Nach Südwesten hin besteht ein Verkehr mit den ²Kung-Buschmännern, der heutzutage gering ist, früher aber sicherlich viel bedeutender entwickelt war, als der große Wildreichtum noch bestand. Die Mambukuschu liefern in erster Linie den so leidenschaftlich geliebten Tabak, ferner Eisenwaren und etwas Getreide. Die Buschmänner bringen ihrerseits Felle, Hörner, Fleisch, Straußenfedern, Straußeneierschalen und Mohanka-Ketten, die aus pfennigstückgroßen durchbohrten und auf eine Lederschnur gezogenen Scheiben aus Straußeneierschalen bestehen. Diese Ketten fertigen sich die Mambukuschu jetzt auch selbst an. Salz war in früheren Zeiten auch schon ein Handelsartikel, den die Buschmänner brachten, jetzt holen sich die Mambukuschu selbst dieses Genußmittel von den Salzvleys im ²Kaudum, einen allerdings

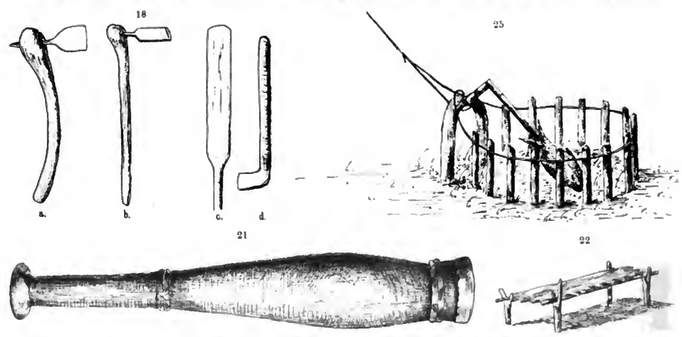


Abb. 18. a) **Streitaxt,** b) **Feldhacke,** c) **Ruderblatt,** d) **Instrument, das beim Schmieden benutzt wird.**
Abb. 21. **Trommel der Mambukuschu.** Abb. 22. **Gerüst, auf dem die geernteten Hirsekolben aufbewahrt werden.**
Abb. 25. **Köder und Schlinge einer Schakalfalle.**

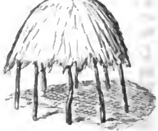


Abb. 23. **Feldhütte oder Geisterhütte (?).**

[15]) Derartig konstruierte Fallen der Buschmänner hat Leutnant Gentz im Globus, Bd. 83, Nr. 19 beschrieben und abgebildet.

recht minderwertigen, an Bitter- und Glaubersalz reichen Stoff.

Die Mohanka-Ketten und Straußenfedern bieten den Mambukuschu die Mittel zum Handel mit den Nachbarn. Ihre Handelskarawanen kaufen dafür von den Barntse und anderen Stämmen des Sambesigebietes Roheisen zum Verarbeiten, sowie fertige Messer, Speer- und Pfeilspitzen und Hacken. Ferner gepulvertes Eisenoxyd — kašíra —, das, mit Fett gemischt, zum Einreiben des Körpers dient. Das Roheisen verarbeiten sie zu Geräten aller Art und verhandeln diese an die am Kubango wohnenden Stämme bis zu den Owambo hin gegen Korn und vermutlich auch gegen Kupfer. Auch mit der europäischen Welt sind sie seit langem in Verbindung getreten. Schon vor Ankunft der ersten Europäer am Sambesi wurden sie von den portugiesischen Mischlingen, den Mambari, besucht, die gegen europäische Waren Sklaven und Elfenbein einkauften. Als Livingstone bei Ssebituane in Linyanti war, kamen die ersten Mambari dort an. Nach Erschöpfung des Elfenbeins hat dieser Handel nachgelassen. Auch mit den europäischen Händlern in der Batauanastadt ¹Gau haben die Mambukuschu wenig Verkehr, weil ihnen die Waren zum Einkauf fehlen. Der in Angola aufgeblühte Handel mit Wurzelkautschuk hat sie auch nicht berührt, weil der Carpodinusstrauch in ihrem Gebiet wohl wegen des Kalkuntergrundes nicht wächst.

Sind die Handelsbeziehungen auch unbedeutend, so sind sie doch deshalb von Interesse, weil sie zum großen Teil erst durch Industrie ermöglicht werden, nämlich die Anfertigung der Mohanka-Ketten und der Eisenwaren. Die Anfertigung der Ketten haben sie von den Buschmännern gelernt, die Vorliebe für Eisenindustrie aber können sie kaum in ihrem heutigen Gebiete gewonnen haben, wo Eisenerze, außer unbedeutenden Lateritschlacken an den Popafällen, fehlen. Vermutlich haben sie, wie ja auch die Tradition berichtet, einst im Barutseland gelebt und waren dort, wie noch heute die Matutéla und andere Stämme, in der Kunst des Eisenschmelzens und des Schmiedens erfahren. Letztere haben sie sich auch in dem neuen Lande bewahren können.

Von Interesse ist es vielleicht, die wirtschaftlichen Verhältnisse in dem Gehöft des Mambukuschu Tsabatáu [16]) im ²Kungfeld bei Jil²nóa kennen zu lernen. Das Gehöft lag $2^1/_2$ km südlich der Gani-Laagte, wo ein Brunnenplatz ist. Es bestand aus zehn Hütten und war von fünf Männern, drei Frauen und zwei Kindern bewohnt. Die Hütten waren teils Mattenbuden, teils Kegelhütten und machten einen schmutzigen, ärmlichen Eindruck. Auch die Bewohner waren unsauber und mangelhaft ernährt. Sie lebten einmal von Feldbau. Die Felder lagen etwa 2,5 km südlich des Gehöfts in einer Niederung und bestanden aus einer etwa 120 qm großen Fläche. Diese war mit Mabelehele, d. h. Dochn, bestellt, und die Ernte reichte in keiner Weise zur Ernährung aus, zumal ein großer Korb Getreide als Abgabe an den Häuptling Libebe gezahlt werden mußte.

Boden zum Bestellen war genug vorhanden, man war aber zu träge, um mehr zu bebauen, und ergänzte den Mangel durch Jagd, Industrie und Handel. Von den Buschmännern kaufte man gegen Tabak Straußeneierschalen und -Federn. Die Schalen wurden zu Mohanka-Ketten verarbeitet, und zwar arbeiteten drei Männer im Monat sechs Ketten [17]). Für die Kette bekam man von den Flußbewohnern einen großen Korb Korn. Außerdem holte man Salz vom ²Kaudum. Mit Salz, Federn und Mohanka-Ketten, sowie gelegentlich mit eingehandelten Fellen kaufte man alle Bedürfnisse, so vor allem Korn, Tabak, Eisenwaren, Perlen und anderen Schmuck, eventuell Baumwollenkleider. Selbstverständlich arbeitete man sich die Ledersachen selbst, und ebenso befand sich in dem Gehöft ein Blasebalg nebst Amboß und Geräten behufs Ausbesserung und Anfertigung von Eisengeräten.

Nicht immer ging es gut. Die Buschmänner brachten zuweilen nur wenig Schalen und Federn. Dann war die Familie in Not und mußte von Beeren, Früchten und Wurzeln, vom Sammeln und Jagen leben. Zum Vergrößern des Feldes schienen sie sich aber nicht aufraffen zu können. Interessant war es übrigens, daß diese an der Grenze der Wildnis lebenden Mambukuschu auf die eigenen Waffen zugunsten des Buschmannbogens und Pfeiles verzichtet hatten. Diese scheinen also für die Jagd geeigneter zu sein.

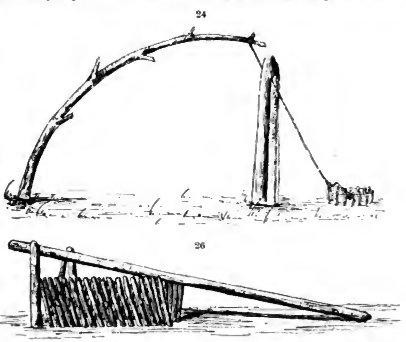


Abb. 24. **Schakalfalle.** Abb. 26. **Hyänenfalle, Gemarkung Diwái.**

Das Beispiel an diesem Gehöft Tsabataus lehrt, wie verhältnismäßig kompliziert die wirtschaftlichen Beziehungen einer kleinen Ansiedelung selbst bei so primitivem Kulturzustande sein können.

Von Sitten und Gebräuchen habe ich nichts Sicheres in Erfahrung gebracht. Nur über die Art der Bestattung machte mir ein Mann, der zur Beerdigung seiner soeben verstorbenen Tochter reiste, folgende Angaben. Die Mambukuschu begraben die Toten im Hofe des Gehöftes. Das Grab ist mannstief und rund, von etwa 1 m Durchmesser. Der Tote wird in sitzender Stellung hineingesetzt, die Arme über der Brust gekreuzt. Sein Hab und Gut, sowie Speise (Korn) werden ins Grab gelegt. Dann wird dieses zugeschüttet, ein Kraal aus Büschen (oder Zaun aus Pfählen?) herum-

[16]) Auf deutsch: Reiß vor dem Löwen aus.

[17]) Die Art der Herstellung wird in einem Aufsatz über die Buschmänner der Kalahari beschrieben werden, der in einem der nächsten Hefte der „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" erscheinen soll.

gebaut als äußeres Zeichen. Das Gehöft bleibt bewohnt. Mit Schmauserei und Biergelage endet die Trauerfeier.

Soziale und politische Verhältnisse. Die sozialen und politischen Verhältnisse sind auf der Familienorganisation begründet. Das ganze Volk zerfällt in Sippen, die aus Verwandten bestehen und an deren Spitze ein Familienoberhaupt steht, der Senior. Die Mitglieder der Familie wohnen in einer gemeinsamen Werft zusammen mit ihren Sklaven. Die Gesetze über gemeinsames und privates Eigentum der einzelnen Mitglieder, über die Rechte des Oberhauptes und der unter ihm Stehenden sind natürlich fest begründet, mir aber nicht bekannt geworden. Die Werften sind über das Land hin zerstreut, und von ihnen aus wird das umgebende Land bebaut.

Das Land zerfällt in zahlreiche Gemarkungen, die jede einen besonderen Namen haben. Nach ihnen erfolgt die topographische Orientierung. Außerdem ist das gesamte Land unter die einzelnen Familien verteilt, aber Grund und Boden gehören nicht dem Besitzer, sondern dem ganzen Volke oder dem Häuptling als dessen erstem Repräsentanten. Wahrscheinlich entsprach ursprünglich jede Gemarkung einem Familienbesitz, mit dem das Oberhaupt belehnt wurde, allein heutzutage ist die Zahl der Gemarkungen größer als die der Gehöfte. Jeder Familie dürften mehrere Gemarkungen gehören.

An der Spitze des Volkes steht der Häuptling, neben ihm ein Rat aus den Familienoberhäuptern. Die Macht des Häuptlings ist nicht so unumschränkt, wie z. B. bei den Owambo, aber doch bedeutend genug. Er ist oberster Kriegsherr und Richter. Man zahlt ihm jährliche Abgaben an Korn, Fellen, Vieh und getötetem Wild. Ihm hat man Heerfolge zu leisten, und von seiner Stimmung hängt die Behandlung fremder Reisender ab. Wir haben bereits gesehen, wie diese Behandlung früher aussah. Seitdem die Mambukuschu den Batauana unterworfen sind, haben sich die Verhältnisse aber wesentlich gebessert.

Die Folge der politischen Abhängkeit ist einmal das Zahlen von Tribut in Gestalt von Korn, Fellen, Eisensachen, früher auch von Vieh und Elfenbein. Jährlich kommt der Batauana Rampúru, der als spezieller Lehnsherr — Kchossáni — eingesetzt ist, den Tribut zu holen.

Dafür haben sich aber die politischen Verhältnisse gebessert. Die Kleinkriege und Raubzüge haben aufgehört, durch die allerdings weniger die Mambukuschu als die Ma²gwikwe unter Niangana berüchtigt waren. Auch diese sind jetzt unterworfen und zahlen Tribut, den der Batauana Rantá jährlich abholt.

So sind denn die Mambukuschu dem Batauanareiche angegliedert, das sich, wie alle relativ zivilisierten und unter europäischer Kontrolle stehenden Betschuanenreiche, einer friedlichen Entwickelung erfreut. Diese Kontrolle üben bis jetzt die Engländer aus. Allein das Mambukuschugebiet fällt ganz oder doch mit dem Hauptgebiet, nämlich der Kataraktenzone von Andara, in die deutsche Interessensphäre. Voraussichtlich wird also nach Niederwerfung der Aufstände im Nama- und Damaraland und nach Besetzung des Owambolandes auch das Okawangotal unter deutsche Kontrolle gebracht werden. Dann wird und muß Andara oder Libebes Stadt ein wichtiger Stützpunkt werden.

Wirtschaftlich wird das Mambukuschugebiet vermutlich keine große Bedeutung erlangen. An eine Ausnutzung des sogenannten Caprivizipfels wird man wohl kaum denken können. Der gegebene Weg für seine Erzeugnisse geht nach Osten zur Bahn an den Victoriafällen, nicht nach Westen zum Damaraland. Das Heranziehen einer tüchtigen Arbeiterbevölkerung auf Grund des Feldbaues im Okawangotal, daneben vielleicht die Produktion von Baumwolle und Tabak, wird die Aufgabe unserer Kolonialpolitik werden. Sollte, was ich für ganz unwahrscheinlich halte, eine Bahn von den Victoriafällen nach Mossamedes gebaut werden, dann würde Andara als gegebener Brückenkopf Bedeutung erlangen. Denn hier müßte die Bahn den Fluß überschreiten.

Wie dem auch sei, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus wäre eine Station in Andara nur mit Freuden zu begrüßen, da wir dann voraussichtlich über die so interessanten und noch so wenig bekannten geographischen und ethnographischen Verhältnisse der nördlichen Kalahari wohl bald besser unterrichtet sein würden.

Verzeichnis einiger Mambukuschu-Worte.

Arm	kóko
Assagai	leönga, dionga
Axt	kámo
Bast von Sanseveria	nguě
Bastwulst der Frisur der Frauen	dimburúndu
Bataten	undúndu
Baum	ischa
Bein	gúru
Bett	kurára
Blasbalg	muáši
Bogen	kwari und mota (?)
Boot	uáto
Brei	kimbömba
Brot	mukáma
Brunnen	lišsima
Dach der Kegelhütte	udidi
Decke	guo
Dorf	diumbó
Duckerhorn (als Amulett)	mápi
Eland	héfu
Ente	mbáoa
Fächerpalme	mbare
Fels	káuĕ
Feldhacke	ditemo
Fett	mári
Feuer	modilo oder modiro
Fleisch	niáma
Fluß	dware
Flußpferd	mwu
Frau	mbuiáma
Früchte (als Amulett)	ngóngo
Fuß	matutúi
Gemsbock	šehú
gestern	ĕúnta
Giftstrauch der Pfeilgiftlarve	mórua
Giraffe	buschi
Gnu	dirua
Grastopf	umá
groß	ekúru
Gruß	mángwe
Gürtel	moia
Hals	šingu
Hand	menoĕ
Hanf (Dacha)	mbía
Haus (Kegelhütte)	nduo, ndúgo
Harpune für Flußpferde	liöngo
Häuptling	fumo
heute	daréro
Hirse (Durrha)	dumbi
Holz	likúni
Holzaxt	kámo
Holzkohlen	kutukúi
Holzlöffel	katúo
Holzmesser für Bastgewinnung aus Sanseveria	kararissó
Horn	nia
Horn (Amulett)	tási
Huhn	schuschoá
Hyäne	libúngu
Hyäne (gefleckt)	liöka
Hyäne (braun)	libungu
Hyänenfalle	makúni
ja	naschéna
Kalkpfanne	likóro
kaufen	kura
Kegeldach	udidi
Kette aus Straußeneierscheiben	mohanka

klein	kamanána
Knie	linúi, plur. manúi
Kopf	mutúi
Kornkorb	ssichête
Kudu	mini
Kürbis	matandá, lingadi
Lanze	dióngа, leónga
Lanzenspitze	gămu
Leopard	ndóö
Löffel	kató
Löwe	ndúba, nimê
Mann	múnu, plur. hánu
Mantel	ngúo
Matte	muhónyi
Mattenhütte	uhága
Mehl	muschúnga
Messer	ssimenti
Milch	mábuë, máchoë
Mokuschongbaum	núnda
morgen (Adv.)	karakéne
Mörser	kakúndu
Motsaolibaum	uschí
Motsaolibohne	schi
Mücke	dúmue
Mund	ganóa
Mutter	niná
Mütze	materl, schapéoă
Nacht	büssiku
nahe	bépi, pépi
Namakwafeldhuhn	litschókwe
Nase	dirúru
nein	badiku
Ochs	gombé
Ohr	matái
Perlen	dálama
Perlhuhn	mánga
Pfanne (Kalkpfanne)	likóro
Pfeil	kampán, kan 'ká
Pfeilgift (der Buschmänner)	ohúngu
Pfeilspitze	kaschokúrra
Pferd	kukampi, mbi
Phönixpalme	ngóne
Riedbock	ruwi
Rohr	lischáro
Rohr (zum Flechten)	mukúra
Röthel	kassira
Ruder	sserapó
Sack	gắma
Sand	múwe, múbe
Sandale	makóha
Sanseveria (Bastpflanze)	ngősi
Schakal	mmgu, púgu
Schakalfalle	muwówi
Schamfell der Männer, vorn	dikéhe
dito, hinten	mupunda
Schamfell der Frauen, vorn	dikého
dito, hinten	ngúo
Schimmelantilope	ménko
Schüssel	karónga
Seife	mututúi
Sonne	liua
Spatenstock	muyánga
Spinne	ka-úwiwi
Stein	liuwé
Steinbock	muutá
Stößel	mutó
Strauß	mmúē, móē
Tabak	likáia
Tabakpfeife	mbia, pipi
Teller	karúngu
Tontopf, Topf	kanyúngo, kanúnga, kaninka, hanúuka, plur. tunúnka
Trommel	morópa
Tuch	tuku
Vater	uihé
verkaufen	dukaolisse
Vley	lissima
Wagen	koróï
waschen	kúia
Wasser	méï, méyn
Wassermelone	litanta
Weg = Spur	ndira
Weißer	makóa
weit	kayenta, kainda
Zahn	mayéhe
Zahnfeilung	mbánu
Zunge	nombo
Zöpfe (der Frauen)	eheho

Redewendungen.

Viele Mücken	dúmne aingi
Mache Feuer	madigo modíro
Was wünschest du	ku scha ua
Röste das Fleisch	guguyuéssá niama
Ich sehe den Fluß	ua dikúna dwáre
Heißes Wasser	méi tschútscha
Großer Baum	ischa kuru
Es regnet	kuro ká
Hole das Pferd	réta kapampi
Der Mann ist krank	munu ifanúng
Das Wasser ist weit	méi kayenta
Auf dem Wagen	guiro ko korói
Hinter dem Wagen	kunima ko korói
Im Wagen	mósso ko korói
Unter dem Wagen	kuschi ko korói.

Völkerbilder aus Kamerun.

Von Hauptmann a. D. Hutter.

(Fortsetzung.)

Sudanneger.

Wie aus der Schilderung der Völkerverhältnisse im mittleren Sudan (in meinem mehrfach angezogenen früheren Aufsatze) hervorgeht, kann eigentlich unter diese Volksbezeichnung die ganze Bevölkerung Deutsch-Adamauas und Deutsch-Bornus subsummiert werden, ausgenommen die immer weniger werdenden Fulbe-, Haussa- und Araberteile, die sich noch von einer Vermischung mit Negerblut rein erhalten haben. Andererseits aber ergibt sich gleichfalls aus der Völkerschau, daß trotz der vielseitigen und vielfachen Durcheinandermischung zu allen Zeiten und an allen Orten doch die derzeit im deutschen Sudan ansässigen Negervölker immerhin wesentliche Verschiedenheiten besitzen müssen, daß sie nicht wie der im großen und ganzen homogene Bantustamm der Fan zusammenfassend charakterisiert werden können. Nur einige wenige typische Momente, gleich scheidenden Marksteinen gegenüber anderen Rassen und Gebieten, lassen sich fixieren.

Typisch vor allem ist die Stellung, die die Gesamtsudanbevölkerung zwischen dem im tropischen Waldtiefland der Küste lebenden Bantu und den Bewohnern der Wüste einnimmt: die eines Übergangsvolkes, man darf sagen einer Übergangsrasse. (Es folgt das mit Naturnotwendigkeit aus der gleichen geographischen Eigenschaft des Landes, das ja ein Übergangsgebiet zwischen den Extremen der Wüste und des tropischen Küstenlandes ist.)

„Ihr Körper ist außerordentlich wohlproportioniert und zierlich; ihre Hände und Füße meist noch zarter und kleiner, als die mittelgroße Gestalt zum harmonischen Gesamtbilde erfordern würde. Ihre große Magerkeit fällt daher nicht unangenehm auf, sondern bringt nur den Eindruck elastischer Leichtigkeit und Beweglichkeit hervor. Der Fremdling staunt, wenn er ihre Kraft und Ausdauer in körperlichen Übungen zu beobachten Gelegenheit hat. Ihre Widerstandsfähigkeit gegen Ermüdung, Hunger und Durst bleibt unübertroffen. Die Hautfarbe

ist etwa helle Bronzefarbe; Schwarz ist sehr selten. Die schlanke zierliche Form der Körperbildung waltet auch in der Gestaltung des Kopfes; die Nase ist meist gerade, auch solche mit leichter aquiliner Krümmung fehlen nicht ganz. Der Mund ist von mäßiger Größe, desgleichen die Lippen, das ganze Antlitz von ovaler Form. Das Haar ist weich, weniger kurz und verfilzt als das der Neger. Gleich wohlgeformt ist das weibliche Geschlecht, im jungfräulichen Alter sind die Mädchen reizende Erscheinungen. Was das Geistesleben betrifft, so sind sie ein ausgezeichnet veranlagtes Volk. Der fürchterlich harte Kampf ums Dasein hat überdies nicht nur die Sinnesorgane geschärft, sondern auch ihr Urteil gebildet und ihre Erfindungsgabe entwickelt, eiserne Willenskraft und rücksichtslose Selbständigkeit, Tapferkeit, Stolz und Freiheitsdrang geschaffen, leider aber auf ihr Gefühlsleben den allerschlimmsten Einfluß gehabt: rücksichtslose Gefühlslosigkeit und finstere Härte". Der Wüstenstamm der Teda in den unwirtlichen Gebirgen von Tibesti ist es, den Nachtigal also schildert, derselben Teda, von denen Blut in den Adern der alten Kanem- und Kanurileute rollte. Man vergleiche damit die Beschreibung des Bantu oben. Größere Kontraste gibt es wohl überhaupt nicht. Der Sudan ist das Gebiet, wo diese Völkerkontraste ihren Ausgleich fanden. Freilich dominiert heute das Negerblut.

Typisch ist sodann auch für den Sudan die Bauweise der Einzelbehausung; in der Anordnung der Siedelung dagegen finden volkliche Verschiedenheiten Ausdruck.

Die Form des Sudanhauses ist die runde, mit spitzem, kegelförmigem Grasdach. Ab und zu, namentlich bei den Tikarstämmen Adamauas, findet sich quadratischer Grundriß, stets aber das dann meist auch vierkantige, spitze Grasdach. Charakteristisch für das Sudanhaus ist auch das nie fehlende Schattenvordach. Die runde Hütte ist die älteste Form menschlicher Behausung, aus im Kreise in den Boden gesteckten Ästen mit Zweigen, die oben zusammengebunden werden. Diese uralte primitive Herstellung und gleiches Baumaterial findet sich bei einigen Sudanstämmen noch heute; meist aber ist der Hauskasten aus Lehm oder Lehm mit Häcksel vermischt oder auch Bambus mit oder ohne Lehmbewurf; das Dach bildet fast ausnahmslos dichter Grasbelag. Das ist das einzelne Haus; die ganze Behausung der Sudanbewohner besteht aber fast immer aus einem mit Matten oder Lehmmauern umschlossenen Gehöft mit rechteckiger Grundrißanlage (im Gegensatz zum Fulbehof, vgl. weiter unten), und darinnen eine mehr oder minder große Zahl vorbeschriebener Einzelhäuser zu den verschiedensten Zwecken.

Die Ansiedelungen setzen sich aus meist regellos durcheinander geworfenen Gehöften zusammen; nur wo Fulbe- und damit mohammedanischer Einfluß eingedrungen, also insbesondere in den großen Zentren wie Ngaundere, Banyo, Bamum usw. sind regelrechte Straßenzüge entstanden. Bei der regellosen Anordnung der Gehöfte, bei den gewaltigen Menschenstärken der Sudanstämme nehmen die Orte ganz bedeutende, oft stundenweite Dimensionen an.

Typisch ferner für die ganze Sudannegerbevölkerung sind die Hauptnahrungs- und Genußmittel: Hirse, der Saft der Weinpalme und die Frucht des Kolabaumes aus dem Pflanzenreiche; und im charakteristischen Gegensatze zum Fan: Milch, Butter und Buttermilch von den im Sudan zahlreichen Rindern. Bei dieser Gelegenheit sei auch, gleichfalls wieder speziell im Gegensatze zu den Fan, der im Sudan allgemeinen Verbreitung des Pferdes (das dem Bantu unbekannt ist) Erwähnung getan.

Typisch endlich und damit wesentlich verschieden gegenüber den arg zerfahrenen Zuständen bei den Bantu (wenigstens der Fan) sind die innerstaatlichen Einrichtungen der heidnischen Sudannegerstämme. Sie tragen das ausgesprochene Gepräge eines bald mehr, bald weniger entwickelten Lehnswesens. Im Keime sind alle jene Verhältnisse vorhanden, wie wir sie bei den hochentwickelten mohammedanischen Fulbe und Kanuri näher kennen lernen werden.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß sich noch eine Reihe typischer Eigenarten der ganzen Sudanbevölkerung entwickelt hätten, daß die ganze Masse zu einem annähernd homogenen Volksganzen sich verschmolzen hätte, ähnlich dem Fanstamme der Bantu, wenn nicht ein Ereignis dazwischen getreten wäre, das diesen Verschmelzungsprozeß gestört hat — freilich zum Wohle der ganzen kulturellen Entwickelung, die sonst wohl sicher nie auf die jetzige Höhe gekommen wäre: das Eindringen der mohammedanischen Religion.

Die ursprüngliche Negerbevölkerung des mittleren Sudan war heidnisch; der Islam kam mit den fremden erobernden Volkselementen ins Land — in Bornu und den übrigen Tsadseeländern schon vor fast einem Jahrtausend, in Adamaua erst zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Dort oben sind es nur noch Teile der Mußgu und einige südliche Grenzstämme, die ihn bis zur Stunde noch nicht angenommen haben, in Adamaua ward er von den fanatischen Fulbe der Negerbevölkerung zwar aufgedrungen, aber nur soweit ihre tatsächliche Herrschaft reichte — und diese ihre Machtsphäre ist noch recht lückenhaft. Wo aber der Mohammedanismus Eingang fand, hat er politisch, sozial und namentlich kulturell umgestaltend gewirkt. Das Schwierige, im Sudan beim heutigen lückenhaften Stande ethnographischer Forschung vorerst noch Unmögliche, ist eben nur das ursprünglich Heidnische und als solches speziell ethnisch Charakteristische vom Fremden, Neuen, durch den Islam Hervorgerufenen zu trennen.

Diese hiermit eingeführte, auf religiöser Grundlage basierende Zweiteilung mit berücksichtigend, kann man noch einige weitere generelle Züge der ganzen Bevölkerungsklasse fixieren.

Einmal nach der in dem Wesen der Zweiteilung selbst begründeten Richtung hin: in religiöser Hinsicht. Die heidnisch-religiösen Anschauungen habe ich bei Besprechung der Bantu schon gestreift und das dort Gesagte gilt auch für die nichtmohammedanischen Völker des Sudan; auf den Koran, das Glaubensbekenntnis des Islam habe ich hier nicht weiter einzugehen. Dann hinsichtlich Tracht und Bekleidung und, daraus folgend, hinsichtlich gewerblicher Tätigkeit.

Ohne den Islam könnte man Tracht und Bekleidung der Sudannegerstämme sogar unter einem typischen Gesichtspunkte zusammenfassen — von der Unzahl kleinerer Stammverschiedenheiten natürlich ein für allemal abgesehen. Sie ist bei den heidnischen Stämmen heute noch sehr primitiv und besteht fast ausnahmslos in einem zwischen den Beinen durchgezogenen Zeug- oder Lederstreifen, einem Schurz oder einem Blätterbüschel; vielfach fehlt auch das. (Nur die Baia tragen noch vielfach die uralten Feigenrindenkleider.) Der Islam verlangt von seinen Bekennern Bekleidung des Körpers und Bedeckung des Hauptes. Letztere besteht in dem Turban oder einer Art phrygischer Mütze oder dem Tarhusch; der Litam, der Gesichtsschleier, ist allgemein gebräuchlich. Die Bekleidung besteht zum mindesten aus einem Schamtuch; die nächste Stufe ist Hemd und weite Pluderhose; häufig tritt dazu noch die bekannte Tobe; die Füße sind meist mit Sandalen oder mit Stiefeln bekleidet. Die weibliche Tracht setzt sich — wenn vollständig — aus Kopf-, Brust- und Hüftentuch zusammen. Und da der Mohammedaner vom

Neger als Träger höherer Kultur anerkannt wird, so sucht auch der Heide nicht selten wenigstens die Tracht von ihm zu tragen; mit anderen Worten, nicht wenige unabhängige Heidenstämme nehmen die Kleidung an und zwar zumeist vorerst nur die Tobe.

Es liegt nun auf der Hand, daß bei Stämmen, welche so wenig auf Bekleidung geben bzw. gaben, wie die Heidenstämme des zentralen Sudan, bei denen ein Blätterbüschel, ein Bastgeflecht oder ein Lederstreifen die ganze Toilette ausmacht, es erst der islamitische Einfluß war, der den Industriezweig der Weberei entwickelte. Baumwolle wächst im Lande, der Webstuhl kam vom Auslande. Die Färberei, die allerdings in ihren Anfängen schon da war, entwickelte sich auch erst mehr mit der sich mehrenden Tuchfertigung. Auch die Lederbearbeitung, in ihren Anfängen gleichfalls schon vorhanden, entwickelte sich erst mit der Einführung des Islam.

Nicht wenige andere gewerbliche Arbeiten jedoch waren der heidnischen Urbevölkerung zu eigen, schon vor des Propheten Lehre in den Sudan gebracht worden, und sind teilweise zu einem hohen Grade der Entwickelung gediehen. Hier im Sudan kann und muß geradezu von Industrie gesprochen werden; so auf dem Gebiete der Holzschnitzkunst, der Beinbearbeitung, der Flechterei und ganz besonders auf dem der uralten Lehm- und Eisenbearbeitung sowie -gewinnung.

Auf der Höhe einer ausgesprochenen Trennung zwischen Ackerbau und Industrie, zwischen den einzelnen Industriezweigen steht die gewerbliche Technik übrigens noch nicht; auch das Stadium der Hausindustrie ist im allgemeinen noch nicht überschritten. Nur in den weitest entwickelten Sudanstaaten, Bornu u. a., finden sich die ersten Anfänge eines Betriebes und einer ausgesprochenen Spezialindustrie.

Unter dem Gesichtspunkte religiöser Zweiteilung kann auch noch — so unverständlich auf den ersten Blick der Zusammenhang erscheinen mag — der Bewaffnung allgemein Erwähnung getan werden. Es ist natürlich auch nicht die Religion, welche hier hereinspielt, sondern der Kulturstand ihrer Träger. Die alten Nationalwaffen der alteingesessenen Negerbevölkerung waren zweifellos einmal Pfeil und Bogen, Messer (eventuell zum Schwert verlängert) und dann das aus dem Wurfholz der Stämme in der südöstlichen Sahara hervorgegangene Wurfeisen [4]), dessen Heimat also höchstwahrscheinlich so recht der Sudan in seinem östlichen Teile ist. Heute ist Bogen und Pfeil bei sehr vielen Negerstämmen verschwunden, bei noch mehreren das Wurfeisen; an ihre Stelle sind Lanze oder Speer getreten (von den Feuerwaffen sehe ich natürlich ab). Passarge dürfte dafür die richtige Erklärung gefunden haben: „Was der Herrschaft des Wurfmessers ein Ende gemacht hat, ist die lanzenbewaffnete Reiterei, die Hauptwaffe der Fulbe, der Kanuri usw. Das Wurfeisen fliegt etwa 60 m. Im Nu hat aber die anstürmende Reiterei diese Strecke zurückgelegt und im Handgemenge ist das Wurfeisen der Lanze gegenüber ohnmächtig. Auch Pfeil und Bogen sind im Handgemenge fast wertlos."

Endlich glaube ich, darf unter dem Gesichtspunkte der Zweiteilung auch noch ein Blick auf die politischen Verhältnisse im Sudan geworfen werden. Die reine Negerrasse, mag sie heißen wie sie will, halte ich einer zentralisierenden Staatsform wegen der dadurch notwendig bedingten größeren Unterordnung des Einzelnen und wegen des zur Bildung notwendigen weiteren Blickes, Ernstes der Gesinnung und Konsequenz nicht für fähig. Wohl wissen wir von großen heidnischen Negerreichen im Sudan (ich erinnere an das alte Battareich; Barth berichtet von dem der Djikum am unteren Benuë, dem sogar Kano botmäßig war, u. a.), aber da war sicher entweder im Volke oder im Herrschergeschlechte noch frisches Wüstenblut, oder der Regierende war eine jener Eroberernaturen, mit denen ein Reich entsteht und fällt. Wo aber sonst bei Negervölkern ein größeres staatliches Gefüge entstand und entsteht, und Bestand hat, ist es nur bei mohammedanischer Religion der Fall und der Fall gewesen. Nachtigal ist auf Grund seines vierjährigen Aufenthaltes im Sudan zu der bestimmten Anschauung gekommen, daß die Bildung der großen Reiche dortselbst lediglich Werk des Islam war. Dementsprechend findet man auch unter der heutigen heidnischen unabhängigen Bevölkerung im Sudan keinen staatlichen Verband von größerer Bedeutung.

Nächst der durch die religiöse Zweiteilung geschaffenen Gruppierung der Sudanvölker könnte man nun allerdings noch weitere, unter linguistischen und anthropologischen Gesichtspunkten, bilden. Bezüglich linguistischer Gruppierung verweise ich auf den Eingang dieses Aufsatzes. Bezüglich anthropologischer Gruppierung müßten bei dem Mischcharakter der Bevölkerung des Sudan so viel Ausnahmen, Übergreifungen, Zwischenglieder usw. eingeführt werden, daß ich fast fürchte, dadurch das Gegenteil des Zweckes jeder Gruppierung zu erreichen, d. h. dem Mangel an Übersichtlichkeit zu verfallen. Ich ziehe es daher vor, dieses Moment, das anthropologische, bei der kurzen Einzelbetrachtung der wichtigsten Bevölkerungsbestandteile des deutschen Sudan zu berücksichtigen: man wird dann an der Hand meines mehrgenannten früheren Aufsatzes unschwer Vergleiche und Gegensätze daraus zu entnehmen vermögen.

Kanuri. Dieser Name bezeichnet eigentlich kein Volk im streng volklichen Sinne. „Es gibt wohl ein Mischvolk »Kanuri«, aber keinen ursprünglichen Stamm dieses Namens" (Nachtigal).

Eine einheitliche Nation Kanuri konnte sich erst durch gründliche Verschmelzung der vielerlei volklichen konstituierenden Elemente, durch gemeinsame Geschichte und ein enges politisches Band herausbilden. Und trotzdem bieten die Kanuri in physischer Beziehung noch keine charakteristischen einheitlichen Merkmale, und die verschiedenartigsten Individuen findet man unter ihnen nach Hautfärbung, Gestalt und Gesichtsbildung. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Kennzeichen des nördlichen Ursprungs (aus der Wüste) ganz verschwunden sind, und die Kanuri müssen im Durchschnitt ein häßliches Volk genannt werden. Sie sind gewöhnlich mittelgroß, wenig ebenmäßig gebaut, grauschwarz oder rötlichschwarz und weit entfernt von den elastischen und energischen Bewegungen der Wüstenstämme. In der Kopfbildung ganz besonders prägt sich der echte Negertypus aus; auch die Tätowierung stempelt sie zu solchen, und zwar besitzen sie eine sehr einfache, aber für sie geradezu typische: drei Längsschnitte auf der Wange. Weit vorteilhafter als von der physischen zeigen sich die Kanuri von der ethischen und insbesondere kulturellen Seite. „Das Bornuvolk," sagt Nachtigal, „ist allerdings nicht durch kriegerischen Sinn ausgezeichnet, wie seine östlichen Nachbarn, namentlich in Wadaï, dafür ist es auch weniger gewalttätig, offener und anstelliger als diese. Sein leichter Sinn macht es zwar unzuverlässig, seine Empfänglichkeit genußsüchtig, doch seine Rührigkeit andererseits fleißig und unternehmungslustig, seine Gutmütigkeit höflich und gefällig und seine Intelligenz lenkbar, erfinderisch und zu den verschiedensten Aufgaben geschickt. Jeder, der Bornu durchreist hat, wird

[4]) Ich verweise auf die zahlreichen Abbildungen desselben in Passarges „Adamaua".

ihm eine liebevolle Erinnerung bewahren. Es ist ein anmutiges, von einem liebenswürdigen Volke bewohntes Land. In gleicher Ausdehnung wird Ackerbau, Viehzucht und Handel getrieben. Besonders im mittleren Teile des Landes (also in der Gegend von Kuka und südlich davon) mit seiner dichten Bevölkerung bekommt der Reisende die vorteilhafteste Idee von der Arbeitsamkeit und dem Geschick des bescheiden situierten Bornu-Mannes und den reichen Hülfsquellen des Landes: überall auf den Landstraßen trifft er Kaufleute und Händler; in der Nähe der Dörfer fesseln die weidenden Herden oder die emsige Feldarbeit, auch der Freien, seine Aufmerksamkeit, und in den Ortschaften selbst überzeugt er sich auf Schritt und Tritt von der Verbreitung und Ergiebigkeit einer verständnisvollen Hausindustrie." Wohl haben die versprengten Bewohner des alten Bornu-Reiches noch nicht ihren alten friedlichen Zustand wiedererlangt — der bei den Kanuri tatsächlich bestehenden hohen Kultur tut das Zerstörungswerk Rabehs keinen Eintrag.

Makari oder Kotoko. Die Makari bilden ein von den Kanuri mannigfach verschiedenes Volk, das sich in physischer Beziehung durch plumpe, in seiner sumpfigen Gegend zur Fettbildung geneigte Gestalten, durch wenig regelmäßige Gesichtsbildung und durch eine im allgemeinen sehr dunkle Hautfärbung kennzeichnet. Sie sind schwerfällig in ihrem Denken und Tun, doch emsig und nicht ohne Intelligenz und haben — wohl auch durch den Mohammedanismus unterstützt, zu dem sie sich ausnahmslos bekennen — einen hohen Grad von Kultur erreicht. In dieser Hinsicht unterscheiden sie sich wesentlich von den ihnen verwandten Tsade-Insulanern, den Budduma[5]) und Kuri, und namentlich den gleichfalls verwandten Mußgu; alle diese fast durchweg Heiden. Die Makari widmen sich mit Fleiß dem Ackerbau, der Industrie und dem Fischfang. Sie bauen vorzugsweise Durra, Mais, Baumwolle, Indigo und verschiedene Gemüse; ihre Hausindustrien sind Färbekunst, Matten- und Korbflechterei, und ihre Fertigkeit, Häuser und Wasserfahrzeuge zu bauen, hat einen verhältnismäßig hohen Grad der Ausbildung erreicht. Nach Foureau, der 1900 ihr Land durchzog, sind die großen Boote 11 bis 12 m lang, 1,20 bis 1,60 m breit und besitzen eine innere Tiefe von etwa $^1/_2$ m. Sie haben ein Fassungsvermögen bis zu 30, ja 40 Menschen. Nicht wie die meisten Kanus als Einbäume hergestellt — obwohl auch solche viel im Gebrauch — sind sie regelrecht aus 40 bis 50 cm breiten, 5 bis 7 cm dicken Planken zusammengefügt, die durch Lianenseile und -stricke fest aneinander gebunden werden; die Kalfaterung wird durch Einpressen verschiedener Rinden bewirkt. Vorder- und Hinterteil sind stark erhöht, namentlich ersteres, und mit einem Schnabel versehen. Die Fahrzeuge werden mittels Stangen dirigiert[6]). Große Fischnetze hängen an langen Gabelstöcken über achtern zum Auswerfen bereit. In jedem Fahrzeuge befindet sich ein tragbarer Tonherd zur Zubereitung der Speisen, da die Leute oft mehrere Tage ununterbrochen dem Fischfang obliegen.

Den plumpen, schwerfälligen Gestalten entspricht auch die Solidität und das Massige ihrer Bauten, ja selbst die Größe und Form ihrer häuslichen Utensilien, die einem Riesengeschlecht anzugehören scheinen[7]). Diese Bauten der Makari sind eigentlich im ganzen Sudan die einzigen, welche nach unseren Begriffen die Bezeichnung Haus verdienen; die bereits da und dort beschriebenen Typen kann man vom europäischen Standpunkte aus nur als Hütten bezeichnen. Zum mindesten stehen die runden Sudanbehausungen auf hohen Fundamenten, oder (und das ist das häufigere) es sind große kastellartige Gebäude mit kreneliertem Rande der dicken Mauern, nicht selten mit Ecktürmchen geziert, oder viereckige, sich nach oben etwas verjüngende Häuser, welche mit flachen oder abgerundeten Strohdächern gedeckt sind. In dem „Palast", wie Barth das ihm in Logon birni zugewiesene Gebäude nennt, befand sich sogar „ein oberes Stockwerk mit vielen großen Gemächern; eine allerdings enge und unbequeme Lehmtreppe führte hinauf, und das größte Gemach, nicht weniger als 35′ lang, 15′ breit und ebenso hoch, erhielt sein Licht durch zwei halbkreisförmige Fensteröffnungen (Fenster gibt es sonst bekanntlich in keiner Negerbehausung), die vermittelst eines der Öffnung entsprechend gebildeten Ladens von Rohr geschlossen werden konnten. Die Decke war giebelförmig" — ebenfalls eine im Sudan auffallende Erscheinung. Eine weitere Eigentümlichkeit berichtet schon Nachtigal von dem besonders sorgfältig gebauten Makariort Gulfeï am unteren Schari: „vor vielen Häusern findet sich ein sorgfältig aus glatt gestampfter Tonerde hergestellter und nach außen durch einen fußhohen Wall abgeschlossener Raum, mit reinlichem Sand oder auch Stroh bestreut". Eben diesen Ort hebt auch jüngst noch Dominik, der ihn erst vor kurzem, ebenso wie die Bauersche Tsadsee-Expedition (1903), besucht hat, wegen seiner ganz außerordentlichen Sauberkeit und gefälligen Anlage hervor; auch befindet sich hier die einzige gut erhaltene Moschee im deutschen Sudan. Anscheinend ist Gulfeï auch zum Sitz der Verwaltung des deutschen Tsadseegebietes bestimmt[8]). Daß dieser massiven Hausbauart entsprechend einerseits in den Makariorten mehr als anderswo im Sudan (wo, auch in den größeren mohammedanischen Orten, im Grunde genommen der Gehöfttypus vorherrscht) sich ausgesprochene Straßenzüge bilden, ist ebenso naheliegend, wie, daß andererseits die Umwallung der Siedelungen mit Mauern, Türen und Toren, die auch die meisten Kanuri- und Fulbeorte besitzen, bei den Makari besondere mächtige und solide Dimensionen aufweist.

Der Ernst und die Verschlossenheit dieses Volkes endlich, die im schroffen Gegensatz zu dem heiteren und lebenslustigen Kanuri, dem Neger überhaupt steht, bringt auf diese einen geheimnisvollen, eigenartigen Eindruck hervor. Im ganzen Lande gelten die Makari für übernatürlicher Künste mächtig, und niemand zweifelt, daß jeder Makarimann ein Zauberer sei, mit seinem bösen Blick viel Unheil stiften könne und speziell die Fähigkeit habe, sich nächtlich in eine Hyäne zu verwandeln.

[5]) Diese, die allgemein als die unzweifelhaften Überreste bzw. Nachkommen der Ssô angesehen werden, scheinen nach den jüngsten Forschungen der Franzosen Destenave, Huart und Chevalier (1901—1904) auf dem volklichen Aussterbeetat zu stehen.

[6]) Ich verweise auf die Abbildungen in Foureaus Werk: „D'Alger au Congo", p. 697, 712, 715 usw.

[7]) Siehe Abbildungen in Nachtigals Werk „Sahara und Sudan" Bd. II, S. 518 und 520.

[8]) Abbildungen von Gebäuden in Gulfeï in dem Bauerschen Artikel „Bilder aus dem deutschen Tsadseegebiet", Globus, Bd. 85, Nr. 21.

(Schluß folgt.)

Das Kameruner Verwaltungssystem.

Wenngleich heute natürlich Deutsch-Südwestafrika im Mittelpunkte des kolonialen Interesses steht, so bin ich doch sicher, daß darüber unsere wertvollste und beste Kolonie, Kamerun, nicht ganz in Vergessenheit gerät. Vor nicht ganz Jahresfrist habe ich schon einmal das Wort ergriffen und die Öffentlichkeit auf Kameruner Zustände aufmerksam gemacht; leider scheint meine damalige Kritik nicht bis zur maßgebenden Stelle gedrungen zu sein; denn der Gouverneur von Puttkamer ist von neuem nach Kamerun zurückgekehrt.

Trotzdem ich meine afrikanische Tätigkeit als abgeschlossen betrachte, bleibt meine wärmste Teilnahme unserer Kolonie Kamerun unverändert erhalten. Da ist es traurig, zu sehen, wie dieses reiche Land durch eine engherzige und kurzsichtige Verwaltung in der Entwickelung zurückgehalten wird. Seit Jahren habe ich im stillen, soviel ich es vermochte, mich bemüht, einflußreiche Kreise über die Kameruner Verwaltungsverhältnisse aufzuklären, aber mehr oder weniger litten wir ja alle unter dem „System Leutwein“ und durften nicht zu laut unsere Stimme erheben, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, „kaltgestellt“ zu werden. Heute bin ich frei und darf sprechen.

Kamerun ist seit über 20 Jahren in deutschem Besitz. Angenommen, daß die ersten 10 Jahre im Kampf um die Befestigung des Besitzes und in der Organisation der Verwaltung verbraucht wurden, so bleiben 10 Jahre übrig, in denen zielbewußte Arbeit geschaffen werden mußte, und fast während dieser ganzen Zeit stand Herr von Puttkamer als Steuermann am Ruder der Kolonie. Was ist nun während dieser 10 Jahre dort erreicht worden? — Werfen wir zunächst einen Blick auf die Plantagen. Im Vertrauen auf die Sachkenntnis verantwortlicher Reichsbeamten, die sonst ihre Unfehlbarkeit bei jeder Gelegenheit hervorzukehren und ihr auch mit Nachdruck Geltung zu verschaffen wissen, haben die Pflanzer mit minderwertigen Kakaosorten Zeit, Arbeit und Kapital verloren, so daß wir voraussichtlich bald vor einer wirtschaftlichen Krisis stehen werden. War es nicht Sache des Gouvernements, nach dem Rechten zu sehen, daß von Anfang an nur bestes Saatgut in Kamerun eingeführt wurde, wie dies jetzt mit der Baumwolle in Togo geschieht? Aber die Erkenntnis dieses Mißgriffs blieb erst während der letzten Jahre Professor Preuß vorbehalten, der endlich allen Beteiligten die Augen öffnete und den Kakaopflanzern hochwertige Sorten zugängig gemacht hat. Daß dies nicht früher geschah, daß Professor Preuß selbst als Laie an seine Aufgabe herantrat und im Laufe der Jahre an Ort und Stelle erst seine Erfahrungen sammeln mußte, das bleibt ein unentschuldbares Versehen des Gouverneurs und des ganzen Systems, das mit examinierten Theoretikern arbeitet, praktische Elemente jedoch — trotz entgegenstehender wiederholter Versicherung dem Reichstag gegenüber — von einflußreicheren Stellen grundsätzlich ausschließt. Im Südbezirk haben die Plantagen zum Teil infolge von Mißgriffen der Verwaltung, die aus bureaukratischen Gründen die Besitztitel am Grund und Boden bestritt, ihren Betrieb einstellen müssen, zum Teil kämpfen sie mit Arbeiterschwierigkeiten, obschon sie in dichtbevölkerten Gegenden liegen, und nachdem sie sehr überflüssige und vermeidbare Kriege und Überfälle durchzumachen hatten, die ebenfalls kaum dazu beitragen konnten, den Stand der Dinge zu verbessern.

Aber die Sicherung aller Werte ebenso wie die Aufschließung und Entdeckung neuer Hilfsquellen braucht Verkehrserleichterungen! Was ist hierfür geschehen? Von Gouvernementsstraßen kennen wir in Kamerun nur den Bueaweg, der allerdings, wahrscheinlich damit er um so eindrucksvoller auf den Reichstag wirke, zweimal gebaut wurde; sonst gibt es in Kamerun nur Negerpfade, und selbst die Hauptstadt Duala verfügte ausschließlich über solche, bis eine wohltätige Feuersbrunst dem dortigen Bezirksamtmann ermunternd unter die Arme griff. Die Natur der Verhältnisse bedingt es, daß nur „forsche“ Charaktere im Kolonialdienst besondere Erfolge erzielen, und jene Individualität ist nicht immer unbedenklich; aber als ein bleibendes Verdienst soll es dem Leutnant und gegenwärtigen Hauptmann Dominik angerechnet werden, daß er in seinem Verwaltungsbezirk Jaunde Wege geschaffen hat, und zwar unter Vermeidung jeglicher Unkosten. Das sind Wege, die als mustergültig bezeichnet werden können und diesen Bezirk zu einer Oase in umgebender Wildnis gestempelt haben; sie haben Handel und Wandel geschaffen und das ganze Land zu gedeihlicher Entwickelung gebracht. Aber Jaunde ist nur ein kleiner Teil des großen gegenwärtig unter Verwaltung befindlichen Gebietes; weshalb ist in anderen Gegenden nicht dasselbe Verfahren eingeschlagen worden? Statt dessen hat es der Gouverneur bedauerlicherweise zugegeben, daß man die Gutmütigkeit der Jaunde mißbrauchte und diese Leute in Massen gegen ihren Willen auf die Plantagen schaffte. Dominik hatte die Jaunde vollkommen unter seiner Botmäßigkeit. Wenn die Station austrommelte, sie benötige aus irgend einem Dorfe eine gewisse Anzahl Arbeiter, dann waren diese am nächsten Morgen zur Stelle. Die Bezirksamtmänner unter den Küstenstämmen hätten sich die Arme lahm trommeln können, und kein Mann wäre erschienen; die Plantagen brauchten Arbeiter, die Küstenneger wollten aber nicht arbeiten, auf die letzteren einen Druck auszuüben wagte die Regierung nicht, sie griff lieber auf die geduldigen Jaundeschafe zurück, die zwar murrten und knurrten, aber gehorchten! Kein Wunder, daß es dort überall jetzt gärt und im vergangenen Jahre der offene Aufstand nur dadurch verhindert wurde, daß der inzwischen dort wieder zur Regierung gelangte Dominik die gefährlichsten Häuptlinge gefangen setzte. Außer ihm hätte das aber so leicht kein anderer fertig gebracht; denn kein zweiter weiß gleich ihm in den inneren Stammesverhältnissen der Jaunde Bescheid und vermag mit sicherer Hand die richtigen Rädelsführer herauszugreifen. Aber soviel steht fest: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben — denken heute die Jaunde, und wir können dort noch mancherlei erleben. Es ist klar, wen die Schuld trifft.

Um wieder auf die Wegefrage zurückzukommen, so frage ich: Weshalb gibt es im ganzen Küstenbezirk, abgesehen von den primitivsten Negerpfaden und der berühmten Bueastraße, weder Weg noch Steg, ganz zu schweigen von Telegraphen, wiederum mit Ausnahme der Verbindung des vollkommen zwecklosen Buea mit Duala?

Überhaupt würde es schwer fallen, irgend ein Feld der Verwaltung zu entdecken, auf dem die Regierung von Kamerun zielbewußt gearbeitet und etwas Tüchtiges erreicht hätte. Schon das Prinzip, daß das deutsche Reichsgesetz ausschließlich die Grundlage aller kolonialen Rechtsprechung abgibt, ist unhaltbar. „Andere Länder, andere Sitten“ sagt schon das Sprichwort, und niemand kann sich der Wahrheit verschließen, daß solche Grundverschiedenheiten im Klima und in der Kulturstufe eine

besondere rechtliche Regelung verlangen. In englischen Kolonien geschieht dies auch, in Kamerun aber nicht. Weshalb werden z. B. die althergebrachten Landesgesetze nicht auf ihre Zweckmäßigkeit geprüft und für die einzelnen Gebietsteile gültig erklärt? Das setzt natürlich voraus, daß solche Gesetze durch die deutsche Regierung ordentlich formuliert und veröffentlicht werden. Statt dessen wird nach deutschem Recht verfahren, weil die importierten Juristen das eingeborene Recht „in der Schule nicht gehabt" haben. Jenes Recht, das genau feststehende Eigentumsverhältnisse, allgemeine Volksbildung, Eisenbahnen und Telegraphen zur Voraussetzung hat, wird auf den Urwald übertragen, wo die Menschheit, noch auf der Stufe des paradiesischen Feigenblattes, meistens dem süßen Nichtstun obliegt! Nur da treffen wir gute Zustände an, wo Offiziere der Schutztruppe nach den Grundsätzen des gesunden Menschenverstandes die Behörde vertreten haben und nichts wußten von den Sophismen deutscher Juristerei.

Und so zeigen sich die Nachtseiten des bestehenden Systems auf Schritt und Tritt, verkörpert aber wird dieses System durch den Gouverneur. Buea mit seiner Zugangsstraße und der zugehörigen Lustjacht „Herzogin Elisabeth" ist unter seiner Verwaltung ein tropisches Musterinstitut geworden, der ganze Rest der Kolonie aber befindet sich im Zustande wirtschaftlicher Versumpfung.

Seattle, Wash., im März 1905.

Fritz Bauer,
ehemals Führer der deutschen
Niger-Benue-Tschadsee-Expedition.

Die Tätigkeit des französischen Marokkokomitees.

Viel ist in der letzten Zeit von Marokko die Rede gewesen. Die deutsche Regierung, die nach dem Bekanntwerden des englisch-französischen Übereinkommens vom 8. April 1904 so tat, als ginge sie der auf Marokko bezügliche Teil dieses Aktes nichts an und als habe sie keinen Grund zu der Befürchtung, daß er die deutschen Interessen schädigen könne, hat sich, durch die Änderung der Weltlage und der allgemeinen Machtverhältnisse bewogen, zu einer entgegengesetzten Anschauung bekehrt und ihr ganz unvermittelt deutlich Ausdruck gegeben. Galt ein Jahr hindurch das Scherifenreich als das künftige Erbe Frankreichs, das schon jetzt bis zu einem gewissen Grade der Kontrolle und Vormundschaft unserer Nachbarn überantwortet war, so ignoriert jetzt das Deutsche Reich den Sinn von Frankreichs Abmachungen mit England und erklärt, es betrachte Marokko als nach wie vor unabhängig und seinen Sultan für berechtigt, jedem seine Tür zu öffnen und Vorteile zu gewähren, der ihm behage; die Entwickelung der Verhältnisse in Tunis, wo Frankreich mit den fremden Interessen sehr willkürlich umgesprungen sei, dürfe sich nicht wiederholen.

Wir wären die letzten, die sich dieses Schrittes der deutschen Regierung nicht freuten; wir hegen nur vorläufig Zweifel, daß er auf unerschütterlichen Entschlüssen beruht. Auch das Kaisertelegramm an den Präsidenten Krüger schien die Unabhängigkeit der südafrikanischen Republiken zu garantieren; es waren aber noch nicht drei Jahre ins Land gegangen, da schlug die deutsche Politik vollständig um, und man sah, daß jenes Telegramm den Untergang der Burenstaaten eher beschleunigt als aufgehalten hatte. Jetzt darf man aus den offiziellen und offiziösen Erklärungen der deutschen Regierung, sowie aus dem Besuch Kaiser Wilhelms II. in Tanger den Schluß ziehen, das Scherifenreich habe angesichts der Bedrohung seiner Selbständigkeit durch Frankreich in Deutschland einen Rückhalt gefunden, und die Marokkaner werden erst recht diesen Schluß ziehen und sich den französischen Wünschen gegenüber noch viel ablehnender verhalten als bisher. Aber sie werden vielleicht nach Jahr und Tag, wenn die Weltlage sich wieder geändert hat und wenn Frankreich mit seinen Absichten Ernst macht, eine ähnliche Enttäuschung erleben wie die Buren: das Deutsche Reich könnte vollkommen gleichgültig zusehen, wie Frankreich sie in die Tasche steckt. Daß es so kommen wird, ist nur eine Vermutung. Täuschen wir uns, dann um so besser; denn man müßte es bedauern, wenn unter einer solchen Entwickelung den beträchtlichen deutschen Interessen der Todesstoß versetzt würde. Nicht eine Aufteilung Marokkos erscheint uns erstrebenswert, sondern die Sicherung seiner Unabhängigkeit, die allein den Wettbewerb fremdländischer Kräfte, also auch der unsrigen, im Lande ermöglicht. Freilich wäre die Vorbedingung dafür, daß die Autorität des Sultans gesichert wird, dem heute nach der Schätzung mancher Reisenden nur etwa ein Viertel seines Reiches als Bled el-Maghsen wirklich gehört; und wie dieses Problem ohne das unmittelbare oder mittelbare Eingreifen fremder Mächte, die daraus natürlich eine Vorzugsstellung für sich ableiten würden, gelöst werden kann, ist ein ganz dunkles Rätsel.

Daß Frankreich sich bereits in die Rolle als künftigen „Schutzherrn" Marokkos eingelebt hatte, geht aus mancherlei Anzeichen deutlich hervor. Wer ein wenig zivilisiertes Land künftig einmal wirtschaftlich beherrschen und dann politisch besitzen will, muß es beizeiten genau studieren. Trachtet man danach, es wirtschaftlich zu erobern, so hat man über seine Hilfsquellen sich Aufschluß zu verschaffen, z. B. über seine Bodenschätze und über den Grad der Aufnahmefähigkeit seiner Bewohner. Gedenkt man es einmal mit Waffengewalt zu erobern, so muß man sich Karten verschaffen, muß über die innerpolitischen Verhältnisse, die Bedeutung der verschiedenen Machtfaktoren, die Möglichkeit, sich auf unzufriedene Elemente stützen zu können, im voraus unterrichtet sein. Hier nun hat Frankreich in der Tat schon mit den Vorbereitungen begonnen.

An der Erforschung Marokkos haben die Franzosen bereits von jeher den stärksten Anteil gehabt, aber es hat auch kaum je ein französischer Reisender ohne Hintergedanken das Maghreb el-Aksa durchstreift. Noch vor der Veröffentlichung des oben erwähnten Abkommens ist dann in Paris das Comité du Maroc gegründet (am 17. Februar 1904 konstituiert) worden, eine Vereinigung nach dem Muster des Comité de l'Afrique française, mit dem Zweck, die französischen Interessen in Marokko zu fördern, seiner Eingliederung in das französische Kolonialreich vorzuarbeiten. Mehrere Vorstandsmitglieder des einen Komitees sind zugleich solche des anderen; das Comité de l'Afrique française hatte seinen Beruf in der Hauptsache bereits erfüllt, im Comité du Maroc konnten seine Leiter ihre Tatkraft an neuen Aufgaben erproben. Erster Vorsitzender des Marokko-Komitees war der bekannte Kolonialpolitiker Eugène Etienne, Vizepräsident der Deputiertenkammer; nachdem er jüngst Minister des Inneren geworden, wurde in seine Stelle am 18. März 1905 der frühere Kolonialminister und jetzige Vizepräsident der Kammer, Guillain gewählt. In derselben Sitzung wurde das endgültige Aktionsprogramm des Komitees aufgestellt; danach wird sein Programm umfassen 1. in politischer Beziehung: Verteidigung der politischen Interessen Frankreichs, Beobachtung der Tätigkeit des Auslandes, politische Informationen, Veröffentlichungen und Berichte, Propaganda durch die Presse und durch Vorträge, Fühlung mit den in Marokko lebenden Franzosen; 2. in wissenschaftlicher Beziehung: Geographische und geologische Rekognoszierung der wenig oder gar nicht bekannten Teile Marokkos im Einvernehmen mit der Pariser und anderen geographischen Gesellschaften, Untersuchungen auf dem Gebiete der Geologie, Mineralogie, Fauna und Flora; 3. in wirtschaftlicher Hinsicht: Veröffentlichung von Mitteilungen und Schriftstücken kommerziellen und statistischen Inhalts, Beziehungen mit den Handelskammern, regelmäßige Korrespondenzen aus Marokko, Probensammlungen, Schiffahrtsdienst, wassertechnische Studien, Verkehrsmittel, handelspolitische Missionen.

Es sind dieses nur die Grundzüge des Programmes; andere zweckdienliche Maßnahmen sollen nebenher gehen, und die Persönlichkeiten, die das Komitee leiten, bieten die volle Gewähr dafür, daß alles klug und energisch durchgeführt werden wird. Eine Übersicht über die Missionen, die das Komitee während der kurzen Zeit seines Bestehens nach Marokko gesandt oder unterstützt hat, mag das beweisen.

Mit dem Generalgouverneur von Algerien, der Alliance française, der Alliance israélite und dem Comité de l'Afrique française beteiligte sich das Marokko-Komitee an der Entsendung des Professors der Geographie Augustin Bernard von der Sorbonne. Seine Hauptaufgabe war das Studium des europäischen Vordringens an der Westküste Marokkos; nebenher gedachte er Forschungen zur physischen Geographie Marokkos und über seine Bewohner vorzunehmen. Bernard besuchte im April und Mai 1904, teils zu Schiff, teils zu Lande reisend, die atlantische Küste und ihre sämtlichen Häfen, darunter auch solche, die bisher wenig beachtet worden waren, wie Walidija und Mehedija; in jedem verblieb er fünf bis

sechs Tage und sammelte fleißig Informationen. Außerdem hat Bernard im Innern beobachtet, so auf Reisen zwischen Tanger, Ksar el-Kebir und Wessan, sowie zwischen Fes und Rabat. Sein inhaltsreicher Bericht findet sich in den „Renseignements coloniaux" Nr. 10 und 11 des „Bull. du Com. de l'Afr. française" 1904[1]).

Ferner ist der bekannte Marokkoforscher Edmond Doutté mit einer Unterstützung des Komitees versehen worden. Sein Ziel waren Studien besonders über Sitten und Sprache des im Hinterlande von Mogador wohnenden Berbervolkes der Haha, dann auch wirtschaftliche Beobachtungen und Nachforschungen darüber, was aus dem alten Handel zwischen Mogador und dem Sudan geworden ist, und über die Produkte, die noch auf diesem Wege ausgetauscht werden. Doutté hat diese Mission im Sommer 1904 ausgeführt, und eine knappe Monographie über jenes Volk hat Nr. 1 der „Renseignements coloniaux" des erwähnten Bulletins von 1905 gebracht[2]), während die Gesamtergebnisse der Reise auf Kosten des Marokko-Komitees und des Comité de l'Afrique française in zwei Bänden veröffentlicht werden sollen.

Zwecks geologischer, geographischer und allgemeiner Forschungen im Westen und Süden Marokkos hat sodann das Comité du Maroc im Verein mit einigen gelehrten Gesellschaften zwei Expeditionen flott gemacht, die nach gemeinsamen Prinzipien tätig sein sollen. Die eine führte der Geologe Paul Lemoine, Präparator an der Sorbonne, die andere, die mit der Gefangennahme und Beraubung des Leiters geendet hat, der Marquis de Segonzac, der sich bereits durch frühere Forschungen in Marokko (1899 und 1901) einen geachteten Namen erworben hatte. Als Lemoines Reisegebiet war das Bled el-Maghsen, das Regierungsland, bestimmt. Er hat von Ende September bis Ende Dezember 1904 das Land zwischen Mogador, Marrakesch und Safi durchstreift, ferner einen Teil des Hohen Atlas bis Imin-Tannt, Amsmis und dem Gebiet von Glaui. Außer geologischen Rekognoszierungen sind geographische und volkskundliche Forschungen das Ergebnis gewesen. Den eingehenden Bericht (mit Karte) haben Nr. 2 u. ff. der „Renseignements coloniaux" 1905 gebracht. — de Segonzac und seinen Begleitern — dem Geologen Louis Gentil von der Sorbonne, dem Kartographen de Flotte-Roquevaire, den Dolmetschern des Berberischen bzw. Arabischen Boulifa und Zenagui — war das Bled es-Siba, das Land der nicht unterworfenen Stämme, zugewiesen worden, doch trat bald nach dem Verlassen Mogadors — Dezember 1904 — eine Trennung ein, indem Gentil sofort in den Hohen Atlas ging, de Flotte im Süden des Bled el-Maghsen triangulierte und de Segonzac mit den beiden Dolmetschern über Marrakesch und Demnat nach dem Tuufitpaß und dem Dschebel Aiaschi im Hohen Atlas wanderte, um diesen dann nach Süden zu überschreiten. Vom 4. Februar datieren die letzten Nachrichten von ihm (Bull. du. Com. de l'Afrique française, März 1905); er befand sich damals am Todgha in der Nähe von Tafilet. Er teilte mit, daß er Boulifa mit seinen Sammlungen nach Marrakesch zurücksende, während er selbst nach Tamegrut (Rohlfs Route) marschieren und das Wadi Draa hinunterziehen wolle. Hierbei fiel er bei Tagmut am 2. März d. J. in die Gefangenschaft eines Schechs, während Zenagui sich nach Mogador rettete. Gentil und de Flotte sind inzwischen nach Frankreich zurückgekehrt. Boulifa ist ebenfalls in Sicherheit.

Man wird demnach zugeben, daß die bisherige Tätigkeit des Comité du Maroc recht rege gewesen ist. Es wird auf diesem Wege auch sicherlich fortfahren. Angesichts der durch die deutsche Regierung geschaffenen Lage darf man wohl erwarten, daß auch die deutschen an Marokko interessierten Kreise an die Erschließung des Scherifenreichs sich heranmachen werden, sonst bleiben wir trotz allem im Hintertreffen. Aber erst im September will die deutsche „Mittelmeergesellschaft" etwas unternehmen. (Vgl. unter „Kleine Nachrichten".) Sg.

[1]) Dieses Bulletin ist zugleich offizielles Organ des Comité du Maroc. Hier sind auch die Berichte der noch zu erwähnenden Missionen nachzulesen.

[2]) L'organisation domestique et sociale chez les H'âh'â.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Die englische Expedition unter Kapitän Claude Alexander — nach diesem führt die Unternehmung allerdings nur noch den Namen, da er im November 1904 in Maifone am Fieber verstorben ist — hat den Tschadsee erreicht und dort auf der englischen Seite Forschungen ausgeführt. Die Aufnahmeabteilung unter Führung Claude Alexanders war trotz vieler Schwierigkeiten, wie Mangel an Transportgelegenheit und an Nahrung, bis nach Kuka gelangt und hatte somit eine durch Breiten und Azimute gut gestützte Route von Ibi über Bautschi und Gombe nach dem Tschadsee hindurchgelegt. Der Führer und ein Mitglied namens Talbot machten einen Ausflug auf den See und fertigten eine Karte des besuchten Teiles an. Aus dem Bericht des Leutnants Alexander (eines anderen Teilnehmers) geht hervor, daß der für das Ostufer charakteristische Inselschwarm sich auch am Westufer vorfindet. Von Kadde, einem Ort dicht am See, 30 km nördlich von Kuka, fuhren die Reisenden nordöstlich bis zu einem 45 km östlich von der Mündung des Yoflusses zu suchenden Punkt in den See hinein, während es unmöglich war, nach Südosten vorzudringen, weil dort zu viel morastige Untiefen lagen. Die Inseln selbst sind zumeist $1\frac{1}{2}$ bis $7\frac{1}{2}$ km lang und mit sandigem Boden; sie tragen eine Decke harten Grases, manchmal auch einen Gürtel von hohem Rohr oder niedrigem Gebüsch. Das Gebüsch gehört einer anderen Art an als das am Ufer. Auf einigen Inseln sah man Ansammlungen von niedrigen verlassenen Grashütten, es war aber während der ganzen Fahrt unmöglich, mit den Bewohnern, den Buddma, in Verbindung zu treten, die beim Nahen der Weißen flüchteten. Lotungen wurden fortwährend vorgenommen, und man fand dabei eine Tiefe von fast gleichmäßig 0,3 bis 0,45 m, zwischen der Yomündung und Kadde 0,75 bis 1,2 m. Der Untergrund ist muschelreich und manchmal fest, besteht aber gewöhnlich aus weichem, schwarzem Schlamm. Der zumeist von Nordost kommende Wind scheint den Wasserstand stark zu beeinflussen, denn es wurde einmal in einer Nacht ein Fallen desselben von 0,25 m beobachtet. Wegen der geringen Tiefe und der vielen Inseln war es nicht möglich, nach der Scharimündung hinüber zu fahren, so daß die Expedition durch das deutsche Gebiet dorthin ziehen wollte. Leutnant Alexander gedachte dann nach Südosten vorzudringen und nach dem Nil zu gehen. Diese Mitteilungen, die wir dem „Geogr. Journ." für April 1905 entnehmen, sind aus Kadde vom 27. Dezember 1904 datiert. Talbot ist inzwischen nach England zurückgekehrt. — Aus den oben erwähnten Lotungsresultaten würde sich ergeben, daß, der bisherigen Vorstellung entgegen, der westliche Teil des Sees ebenso flach und inselreich ist wie der östliche.

— Von der Bevölkerungsstatistik der Karolinen und Marianen handelt eine Arbeit H. Seidels in „Peterm. Mitt.", 1905, Heft 2; er hat damit, auf neueres und gesicherteres Material gestützt, einen Teil der Untersuchungen Fitzners (Globus, Bd. 84, S. 21) fortgeführt. Die deutschen Behörden haben häufig bereits Volkszählungen veranstalten können; viel bleibt freilich noch der Schätzung überlassen. Die Marianen, deren Einwohnerschaft, von den wenigen Weißen und fremden Farbigen abgesehen, aus Chamorros und Karoliniern besteht, hatten 1900 1903, 1901 2102, 1902 2357, 1903 2506 und 1904 2646 Einwohner. Die recht erhebliche Zunahme erklärt sich einmal zwar durch die fremde Zuwanderung, besonders aus Guam und den Westkarolinen, aber auch durch den starken Geburtenüberschuß. Auf den deutschen Marianen wohnten 1904 47 Japaner, alle auf Saipan, wo sie meist als Geschäftsleute tätig sind. 1900 gab es ihrer nur zwölf. — Der Verwaltungsbezirk der Ostkarolinen zählte 1903 25224 Einwohner, doch ist diese Zahl nur annähernd sicher, da nicht für alle 20 Inseln genauere Zählungen zugrunde liegen. Truck zählte 13115, Ponape 3226 Einwohner. Auf einzelnen Inseln ist die Rassenmischung sehr groß. Eine Bevölkerungsabnahme scheint nicht stattzufinden. Anders auf den Westkarolinen. So ist auf Jap (1903 7156 Einwohner) eine starke Abnahme infolge von Krankheiten und Unfruchtbarkeit der Frauen zu verzeichnen, ebenso auf Palau (1902 etwa 3750 Köpfe). Seidel kommt nach kritischer Schätzung für die Westkarolinen auf 16220 Köpfe, so daß die Gesamtbevölkerung für Karolinen und Marianen rund 44000, mit Einschluß der Fremden 44630 betragen dürfte.

— Übereinkommen zwischen England und Italien betreffend die Somalküste. Zufolge einem am 13. Januar 1905 unterzeichneten Übereinkommen zwischen England und Italien ist dem letzteren ein kleines Gebietsstück unmittelbar

nördlich von Kismayu überlassen worden, so daß der südliche Teil des italienischen Somalilandes künftig einen besseren Zuweg zur Küste hat als bisher. Ferner ist ein Landstreifen, der den Hafen mit der Handelsstraße nach Lugh am Djuba verbindet, an Italien verpachtet worden. Außerdem hat Italien souveräne Rechte über denjenigen Küstenteil erhalten, den es bisher in Pacht vom Sultan von Sansibar hatte. Diese Küste wurde solange von der Benadirgesellschaft verwaltet; jetzt wird der Staat die Verwaltung in die Hand nehmen, besonders deshalb, weil über die Gesellschaft geklagt worden ist.

— Eine deutsche wirtschaftliche Expedition nach Marokko plant für den September d. J. die deutsche „Mittelmeergesellschaft", die frühere „Marokkanische Gesellschaft", die also mit dem französischen „Comité du Maroc" in Konkurrenz treten will. Ein Geologe soll teilnehmen und im Hohen Atlas das Vorkommen von abbaufähigen Erzen (Antimon und Eisen) studieren.

— Die astronomisch-geodätischen Arbeiten der deutschen Jola-Tschadsee-Expedition unterzieht Professor Ambronn in Danckelmans „Mitt. a. d. deutsch. Schutzg.", 1905, Heft 1, einer eingehenden Diskussion, wobei die berechneten Endresultate mitgeteilt werden. Erste Aufgabe der Expedition war die Bestimmung der Position von Jola (Zentrum der Stadt). Für die Breite fanden die deutschen Astronomen 9° 12′ 28,9″ N., die englischen 9° 12′ 30″; die Übereinstimmung läßt also nichts zu wünschen übrig. Differenzen haben sich dagegen für die Länge von Jola herausgestellt. Die deutschen Bestimmungen beruhen ausschließlich auf Messungen von Mondhöhen an drei Tagen und Beobachtungen von Mondkulminationen an sechs Tagen. Das Resultat daraus berechnet Ambronn auf 12° 30′ 17″ O. Die Engländer haben die Länge durch zwei Sternbedeckungen zu ermitteln gesucht, aus denen Ambronn 12° 29′ 17″ O. abgeleitet hat. Obwohl die Methode der deutschen Astronomen, wie schon früher einmal im Globus ausgeführt worden ist, sicherere Resultate zu ergeben pflegt als die auf englischer Seite angewandte Art, so ist doch durch eine Übereinkunft zwischen der deutschen und der englischen Regierung ein Mittelwert für die Länge von Jola als maßgebend bestimmt worden, nämlich 12° 29′ 30″ O. — Die Triangulation ist von Jola in dem Grenzgebiet bis Dikoa und dann nach Kuka, bzw. dem Südufer des Tschadsees fortgeführt worden. Daraus folgte für Dikoa als Breite 12° 2′ 3″ N., als Länge 13° 55′ 36″ O. Aus der Triangulation ergab sich eine gute Übereinstimmung damit, nämlich 12° 1′ 51″ Breite und 13° 55′ 36″ O. Kuka (Mitte des freien Platzes zwischen den beiden Stadtteilen) liegt nach der Triangulation unter 12° 55′ 35″ N und 13° 34′ 2″ O., wenn Jolas Länge mit 12° 29′ 17″ genommen wird; unter Berücksichtigung der konventionellen Länge von Jola dagegen unter 12° 55′ 36″ N. und 13° 34′ 12″ O. — Über den Begriff „Südufer des Tschadsees" haben sich die deutschen und englischen Kommissionen bekanntlich nicht einigen können; das soll Sache von Verhandlungen unter den Regierungen sein. Doch ist nichts davon zu hören, daß sie bereits begonnen haben.

— In der Meteorologischen Zeitschrift (1904, S. 537) findet sich eine kurze Beschreibung des Klimas von Kamerun, die nach Stellen aus den bekannten Werken von Plehn und Hutter zusammengestellt ist. Dazu hat Hann Klimatabellen geliefert, in denen so ziemlich alles Material verarbeitet ist, das in den „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten" zu finden war. Nur die Windtabellen sind des Raummangels wegen weggelassen worden oder nur in Auszügen angeführt, wo sie wesentlich zur Illustrierung des Ineinanderwirkens der Klimafaktoren beitragen konnten. Zwischen die eigentlichen Tabellen sind noch meteorologische Notizen über wichtige Beobachtungen an den Stationen oder besondere Eigentümlichkeiten eingestreut, wie auch das Ganze mit solchen Bemerkungen über das Klima im allgemeinen und die Stationen eingeleitet wird. Gr.

— Das samoanische Familien- und Erbrecht behandelt Oberrichter Dr. Schultz in Apia in einer Broschüre („Die wichtigsten Grundsätze des samoanischen Familien- und Erbrechts", Apia, E. Luebke, 1905). Der Verfasser bespricht zunächst die mächtige Stellung des matai, des an der Spitze jedes Familienzweiges stehenden Familienhauptes, und des matai sili, des Oberhauptes der ganzen Familie; dann das politische Organ des Dorfes, die Dorfversammlung (fono fa'alenu'u), in der nur die matai Sitz und Stimme haben; ferner das Verhältnis der beiden Arten von matai, der ali'i — Häuptlinge — zu den tulafale — Sprechern. Es werden dann behandelt das Titelwesen der matai, die Eheschließung (Ehehindernisse) und die Erziehung der Häuptlings- und Sprechersöhne. Diese Ausführungen sind mit „Familienrecht" überschrieben; der zweite Teil der Schrift erörtert das Erbrecht. Die größte Sorge eines matai ist die Heranziehung eines Nachfolgers, wofür Abstammung und Adoption in Betracht kommen. Zunächst sucht er seinen Nachfolger unter seinen leiblichen Nachkommen, dann unter den Agnaten und Kognaten. Adoption findet vorzugsweise statt, wenn keine Abkömmlinge vorhanden sind oder die vorhandenen vom Erblasser als ungeeignet erachtet werden, oder wenn der Erblasser befürchtet, daß seine Familie nach seinem Ableben von einer mächtigeren Familie unterdrückt werden könnte. Es gibt hierfür noch ganz bestimmte Vorschriften. Das Recht auf Erbfolge geben weder Abstammung noch Adoption; es muß stets Ernennung hinzukommen. Diese erfolgt entweder durch den Erblasser — matai — im Wege der letztwilligen Verfügung — mävaega — oder, mangels einer solchen, durch einstimmigen Familienbeschluß nach dem Ableben des matai. In einer Schlußbemerkung führt der Verfasser aus: Der Grundgedanke des rechtlichen, sozialen und selbst politischen Lebens der Samoaner ist die Familie, und man ist auch bemüht, dieses System folgerichtig und zweckmäßig auszubilden. In der Praxis aber kehrt man sich doch wenig an das eigene Recht. Als Veranlassung zu solcher Abweichung nennt Dr. Schultz: Die abergläubische Furcht vor dem Zorn eines Kognaten (tamafafine), der Unglück über die Familie bringen kann; man läßt sich deshalb einen Rechtsbruch stillschweigend gefallen; dann die Umstoßung einer rechtsgültigen mävaega, die nach samoanischer Sitte unbedingt bindend sein sollte, durch die Familie, weil ihr der rechtmäßige Erbe nicht paßt, oder umgekehrt: es zwingt ein gewalttätiger matai seinen Willen der Familie auf; schließlich die freiwillige Nachgiebigkeit gegenüber einem beliebten und angesehenen matai. — Es wäre erwünscht, wenn das Schriftchen aus anderen Kolonien Nachfolgerschaft fände.

— Beobachtungen aus Mpororo (Deutsch-Ostafrika) von Leutnant Klinghardt werden im „Kolonialbl." vom 1. April d. J. veröffentlicht. Herrschende Klasse sind, wie überall im Zwischenseengebiet, die Wahima oder Wahuma, die lediglich Viehzüchter sind und häufig ihre Weide- und Wohnplätze wechseln; die eingeborene Bantubevölkerung heißt Wairu. Die Wahimajünglinge weiden das Vieh abwechselnd, und zwar so, daß jeder zwei Tage hütet und dann sechs Tage ruht. Der Hirt im Dienst bestreicht seinen Körper, besonders das Gesicht, mit rotem oder weißem Ton, während er sich an den sechs Ruhetagen nur mit Butter salben darf. Man behauptet, daß das Vieh nur mit Ton bestrichene Hirten dulde und jeden Wairu (die sich nicht mit Ton beschmieren dürfen) sofort annimmt. — Vor Errichtung des deutschen Postens in Mpororo wurde von den Eingeborenen viel gejagt, im Süden mit Fallgruben, im Norden mit weitmaschigen Netzen aus festen Baststricken. Diese langen, etwa $1\frac{1}{2}$ m breiten Netze wurden auf der Steppe auf etwa 80 m Länge halbkreisförmig zwischen Sträuchern oder eingerammten Pfählen ausgespannt, und in ihrer Nähe wurden etwa 30 besonders gewandte junge Leute mit je vier bis fünf Stoßspeeren unter Grashaufen versteckt. Dann drückten die Treiber allmählich das Wild auf die Netze zu, und in der Nähe derselben wurde es mit Geschrei und Steinwürfen in wilder Flucht in diese hineingejagt. Was nicht durchbrach, wurde in den Netzen gespeert. Man jagte hauptsächlich der Felle wegen, das Wildbret überließ man den Wairu. Vom Büffel ist die Leber als Arznei gesucht; man trocknet und pulverisiert sie, vermengt sie mit einigen Kräutern und führt sie unfruchtbaren Kühen in den After ein. Das Land ist außerordentlich wildreich.

— Der Bau der Kamerunbahn wird den Reichstag im Mai d. J. als Vorlage beschäftigen. Das Kameruneisenbahn-Syndikat hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, namentlich weil das Kapital sich infolge der Ereignisse in Südwestafrika zurückhielt. Allerdings mußte man annehmen, daß die Syndikatsmitglieder das Geld selbst aufbringen und riskieren würden, und in dieser Annahme hat man sich getäuscht. Es will von den 17 Millionen Mark für das 160 km lange Stück bis zu den Nlonakobergen nur 6 Millionen bedingungslos hergeben, während für den Rest das Reich die Zinsgarantie übernehmen soll. Ob jene Strecke das erste Stück der etwas sagenhaft gewordenen Tschadseebahn sein soll? Von der Beantwortung dieser Frage sowie noch mancher anderen dürfte das Schicksal der Vorlage abhängen.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 53. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 18. BRAUNSCHWEIG. 11. Mai 1905.

Prähistorische Pygmäen.

Von Emil Schmidt. Jena.

Niemand hatte noch vor 12 Jahren eine Ahnung, daß in prähistorischer Zeit in Europa „Zwergrassen“ oder besser Pygmäen gelebt hätten, wie sie noch heute im mittleren und südlichen Afrika sowie im indisch-malaiischen Archipel jedem Reisenden, der ihnen begegnet, als etwas ganz Besonderes auffallen. Es war daher sehr überraschend, als der römische Anthropologe Sergi die Ansicht aufstellte und vertrat, daß in früheren Zeiten auch in Europa solche winzige Menschenstämme gelebt hätten. Das Studium der Schädelsammlung seines Freundes Zuccarelli in Neapel hatte ihm die Idee suggeriert („mi ha suggerito“), daß in Italien auch „mikrokephale“ Menschenvarietäten mit sehr kleiner Schädelhöhle existierten. Die Sammlung stammte aus dem gebirgigen Teil der Provinz Campagna (aus der Umgegend von Telesi). Von dieser Suggestion beeinflußt, besuchte Sergi den Anthropologenkongreß zu Moskau, auf dem er Gelegenheit hatte, 1400 Schädel zu beobachten, die zum größten Teil aus Kurganen, zum kleineren aus Kirchhöfen von Moskau aus dem 16. Jahrhundert und aus Gräbern der Krim aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung stammten. Er fand darunter von Mikrokephalenschädeln (von weniger als 1150 ccm Innenraum) 124 aus Kurganen, 21 aus den genannten Moskauischen und aus den Krimkirchhöfen. Außerdem befand sich unter jenen Schädeln noch eine Anzahl solcher, die eine Kapazität zwischen 1150 und 1300 ccm besaßen, und die Sergi elattokephal nennt, die er aber auch noch als Beweis eines Pygmäenwuchses ansieht. Unter allen von Sergi beobachteten russischen Schädeln waren 192 „mikrokephal“, 93 „elattokephal“. Nach dem Satz: „Date teste piccole (microcefale) deve ammettersi statura piccola e viceversa“ schließt Sergi aus der Häufigkeit der kleinen Schädel auf die Häufigkeit von Pygmäen in Rußland von den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bis in das 16. Jahrhundert. Später fand er dann noch in der Mittelmeergegend weitere 47 mikrokephale und 93 elattokephale Schädel, und noch eine Anzahl anderer aus Sizilien, die er auch als zu dieser Kategorie gehörig betrachtet. Im ganzen hat er nach seiner Angabe 391 mikrokephale und elattokephale Schädel beobachtet, und er schließt aus dieser Häufigkeit, wie aus ihrem Vorkommen in Rußland, wie in Süditalien, Sizilien und Sardinien, daß in früheren Zeiten fast über alle Gouvernements des europäischen Rußlands, vom Schwarzen Meer bis zum Ladogasee, von Kasan bis nach Volhynien, ferner über Sizilien, Sardinien, über Samnium, Latium, Apulien und „über Ägypten“ Pygmäen verbreitet waren. (Sergi, Varietà umane microcefaliche e pigmei di Europa, Boll. R. Accad. med. di Roma XIX, fascic. II.)

Sergi nimmt unter den Anthropologen eine besondere Stellung ein: im Gegensatz zu fast allen übrigen Forschern hält er und seine Schule sehr wenig von exakter Bestimmung der Größenverhältnisse durch Maß und Zahl, und er will an die Stelle objektiver Resultate genauer Messungen die subjektive Auffassung der Form und die Abschätzung durch das Gefühl des Beobachters setzen. So läßt sich auch in den von ihm vorgebrachten Angaben über die mikrokephalen und elattokephalen Schädel Rußlands und Süditaliens gar nicht erkennen, wie weit die Größenbestimmung dieser Schädel auf exakter Messung, wie weit sie auf subjektiver Schätzung beruht. Schon a priori ist es ja mehr als wahrscheinlich, daß die überwältigend große Mehrzahl jener 1400, aus den Zeiten zwischen dem 1. und dem 16. Jahrhundert stammenden Gräberschädel so mangelhaft erhalten sind, daß eine auch nur einigermaßen genaue Größenbestimmung ihres Innenraumes nicht ausführbar, und daß nur eine sehr approximative Abschätzung möglich ist, die je nach dem Gefühl (oder der „Suggestion“) des betreffenden Beobachters sehr verschieden ausfallen wird. Denn auch der beste Forscher kann sich dem Einfluß der Meinung, die er mitbringt, nicht ganz entziehen. Sergi gibt zwar bestimmte Größen an, aber es fehlt uns an jeder Auskunft über die Art ihrer Erlangung. Angaben aber, die als wissenschaftliche Tatsachen Geltung gewinnen sollen, müssen kontrollierbar sein, und das sind bis jetzt die Zahlen Sergis nicht.

Aber auch wenn alle einzelnen Schädel genau gemessen sein sollten, entstehen weitere Bedenken. Die Geschlechtsbestimmung eines Schädels ist in der Regel eine recht unsichere Sache; bei den kleinsten normalen Schädeln ist es von vornherein sehr wahrscheinlich, daß sie weiblichen Individuen angehörten. Da diese aber erheblich kleiner sind als die Männer, ist es nicht zulässig, für beide die gleiche Grenze der Mikrokephalie und Elattokephalie anzunehmen. Weiter ist über das Verhältnis des Schädelinnenraumes zur Körpergröße nicht gerade viel Genaues bekannt, insbesondere wissen wir noch gar nichts über den Spielraum, in dem dieses Verhältnis schwanken kann. Für die Inkongruenz beider kann ich Herrn Sergi selbst als Gewährsmann anführen, der dem Satz: teste piccole — statura piccola direkt den anderen gegenüberstellt: „Niente di più facile, di trovare la unione di una testa microcefalica, o

presso a poco a statura normale media o grande". (Varietà, p. 13.) Unsere Bedenken gegen die Deutung der kleinen Schädel Rußlands als Pygmäen zugehörig wird verstärkt durch den Umstand, daß wohl bei alten russischen Schriftstellern von einzelnen Zwergen in einer Familie neben großen Geschwistern, aber nie von dem Vorkommen zwergenhafter Volksstämme, von Pygmäen, die Rede ist. Die wirklichen Pygmäen in Afrika und Asien fielen allen Beobachtern von Homers Zeiten bis auf Schweinfurth, Fritsch, Man und Meyer als etwas Besonderes, sehr der Erwähnung Verdienendes auf — Pygmäenstämme in Rußland hat bisher noch niemand erwähnt.

Die Kleinheit der Schädel ist übrigens für Sergi nicht das einzige Tatsachenargument für seine Annahme von europäischen Pygmäen in früherer Zeit; er schließt auf sie auch aus dem Umstande, daß noch jetzt zahlreiche Pygmäen in Italien vorhanden seien. Von einzelnen Beispielen führt er uns in seiner Arbeit über die mikrokephalen Menschenvarietäten und Pygmäen in Europa vor: eine 44 jährige, 142 cm hohe Frau aus dem gebirgigen Teil der Provinz Campagna, und aus Sizilien drei Weiber von 152, 153 und 149 cm, sowie fünf Männer von 153, 155, 151, 152 und 146 cm Körperhöhe. Er berechnet zugleich aus den äußeren Kopfmaßen dieser Individuen ihre Schädelkapazität: sie betrug bei zwei 152 und 151 cm großen Männern 1115 ccm, bei einer Frau von 152 cm Höhe 1131 ccm, also noch weniger als die für die Auslese der russischen Schädel angenommene Durchschnittsgröße. Einem Unbefangenen muß es auffallen, daß Sergi keine kleineren Individuen als Paradigmen für das Dasein heutiger Pygmäen beibringt. Jedermann würde mit Leichtigkeit selbst unter den allergrößten Volksstämmen, unter Patagoniern, Skandinaviern usw., Individuen von derselben oder selbst einer noch geringeren Körpergröße herausgreifen können. Die in dem Aufsatz über Zwerge und Pygmäen (Globus, Bd. 87, Nr. 7, S. 122) mitgeteilte Übersicht der Größenstufen zeigt uns, daß bei einer reichlich mittelgroßen Bevölkerung, deren Männer durchschnittlich 165 cm hoch sind, volle 7 Proz. der Männer und nicht weniger als 68,4 Proz. der Weiber das obere Maß der Sergischen Pygmäen nicht überschreiten, also von diesem zu den Pygmäen gerechnet werden würden!

Sergi hat zur Begründung seiner Anschauungen auch Größenmessungen bei der Aushebung der italienischen Rekruten verwendet. Aus den von General Torre veröffentlichten Listen geht hervor, daß unter den Militärpflichtigen ganz Italiens durchschnittlich 14,49 Proz. unter 156 cm, 1,69 Proz. unter 146 cm zurückblieben. Am häufigsten sind solche Mindermaßige in Basilicata, in Kalabrien, Sizilien und Sardinien: sie bleiben durchschnittlich mit 3,61 Proz. unter 146 cm und 24,35 Proz. unter 156 cm zurück. Um die Bedeutung dieser Zahlen für die Frage, ob diese kleinen Menschen als Pygmäen anzusehen sind, klar zu sehen, ist es erforderlich, die Durchschnittsgröße aller Rekruten in den betreffenden Provinzen (compartimenti) zu kennen. Nach Livis sehr genauer Zusammenstellung beträgt dieselbe in den Provinzen:

Piemont	162,7 cm	Latium	162,5 cm
Ligurien	163,7 „	Abruzzen u. Molise	160,6 „
Lombardei	163,6 „	Kampanien	161,3 „
Venezien	165,4 „	Apulien	160,4 „
Emilia	164,0 „	Basilicata	158,9 „
Toscana	164,3 „	Kalabrien	159,4 „
Marken	162,4 „	Sizilien	161,1 „
Umbrien	162,7 „	Sardinien	158,9 „

Nach dieser Übersicht liefern die vier genannten Provinzen überhaupt die allerkleinsten Wehrpflichtigen: die Durchschnittsgröße in denselben zusammengenommen beträgt nur 159,6 cm. Zum Vergleich darüber, wie sich in einer Bevölkerung von diesem Durchschnittsmaß die Größenabstufung gestaltet, bietet sich mir die Reihe von 47 Weddas dar, die ich in Ceylon gemessen habe, und deren Durchschnittsgröße 159,7 sich genau mit der der Rekruten in jenen vier italienischen Provinzen deckt (Oszillationsindex der Weddas 4,6, Wert $r = 3,91$). Bei diesen Weddas sind 23,5 Proz. 155 cm oder weniger groß, d. h. es besteht hier fast genau dieselbe Verhältniszahl, wie sie die Militäraushebungen jener Provinzen ergaben. Bei den Weddas bedeutet das nicht, daß ihrem Blut ein wirklich pygmäenhaftes Element beigemischt ist (etwa von Akka- oder Buschmannsgröße); sie sind trotz ihrer Größenvariation ein homogener Stamm, und ebenso ist es auch bei den Bewohnern Süditaliens, Sardiniens, Korsikas. Die anscheinend hohen Prozentsätze sehr kleiner Individuen haben bei der Kleinheit der Durchschnittsgrößen nichts Auffallendes: die Kurve der Größenstufen stimmt in ihrer Form durchaus mit den Kurven hochgewachsener Bevölkerungen überein, sie ist nur im ganzen nach der Seite der Kleinen hin verschoben.

Die von Sergi auf Grund seiner Studien und mit Hilfe seiner Methode aufgestellte Hypothese der Existenz von Pygmäen (Zwergrassen) in vergangener und jetziger Zeit ist einer Ergänzung fähig und bedürftig. Es würde eine leichte und höchst dankbare Aufgabe sein, als Korrelat zu diesen Pygmäen auch die Existenz eines Giganten-Rassenelementes nachzuweisen, und ich möchte diese Idee Herrn Sergi oder einem seiner Schüler suggerieren. Wenn er mit dieser Vorstellung an die Skelettsammlungen Europas herantritt, wenn er mit ihr die Aushebungslisten der verschiedenen europäischen Staaten mustert, so braucht er nur die untere Grenze des Riesenwuchses um ebensoviel über der Durchschnittsziffer aller Rassengrößen (165 cm) anzusetzen, wie Herr Sergi die obere Pygmäengrenze unter dieser Durchschnittsziffer angesetzt hat, um mit Hilfe der gleichen Methode die überraschende und bisher noch nicht gekannte Tatsache zu beweisen, daß unsere europäischen Völker alter und neuer Zeit, ja alle Völker der Welt nicht nur voll von Zwergrassen, sondern auch voll von Riesenrassen stecken. Daraus ergibt sich dann ganz folgerichtig, daß in der Phylogenie der Rassen eine ursprüngliche Spaltung in Giganten und Pygmäen stattgefunden hat. Die Sagen von Zwergen und Riesen, die bei allen Völkern fortleben, und von denen die ersteren auch als Beweismittel für die Pygmäen mit herangezogen worden sind, würden ebensogut die Giganten- wie die Pygmäentheorie stützen.

Wenn Sergi seine Theorie prähistorischer Pygmäen nicht auf den wirklichen Nachweis prähistorischer Zwerge, sondern auf das Vorkommen kleiner Menschen in historischer und in der Jetztzeit stützt, so glaubten Kollmann und Nüesch den direkten Nachweis prähistorischer Pygmäen durch eine Anzahl Funde, von denen einzelne bis in die Rentierzeit zurückreichen, führen zu können. Wir führen diese Funde im einzelnen auf.

In der 1891 von Nüesch entdeckten und 1891 bis 1893 von ihm ausgegrabenen Grotte vom Schweizersbild (neolithische Zeit) waren eine Anzahl Skelettreste eingebettet, aus deren langen Knochen nach der verhältnismäßig zuverlässigsten Methode von Manouvrier sich die mutmaßliche Größe im Leben bestimmen läßt. Es kommen davon hier in Betracht:

Nr. 1. Das Skelett eines weiblichen Individuums aus Grab 2. Oberschenkelknochenlänge 369 mm, von Kollmann berechnete Körpergröße im Leben 137,1 bis 141,6 cm.

Nr. 2. Das Skelett eines weiblichen Individuums aus Grab 12. Femurlänge 355,2 mm, berechnete Größe im Leben 135,5 cm.

Nr. 3. Das Skelett eines weiblichen Individuums aus Grab 14. Femurlänge 394, Tibia 327, Humerus 282, Radius 226 mm, berechnete Größe 150,0 cm.

Nr. 4. Erwachsener Pygmäe aus Grab 16. Außer drei Wirbelkörpern noch das obere Drittel eines Oberarmknochens vorhanden; Gelenkkopf und Wirbelkörper nur halb so groß wie diejenigen der hochgewachsenen Rassen.

Nr. 5. „Wahrscheinlich gehört das Skelett aus dem Grabe 9 ebenfalls einem Pygmäen an." Kollmann schätzt das Alter auf 16 bis 18 Jahre, die Körperlänge aus dem Oberarmknochen auf 1,113, oder auf 1,249 m, je nachdem das betreffende Individuum männlichen oder weiblichen Geschlechts war. Er fügt aber hinzu: Allein diese Eigenschaften bieten keine absolute Gewißheit, sondern nur eine relative, weil wir ein jugendliches, nicht völlig ausgewachsenes Individuum vor uns haben.

Nr. 6 u. 7. Kollmann führt aus der Grotte vom Dachsenbüel bei Schaffhausen die Reste zweier „Pygmäen" an, die schon 1874 von Herrn von Mandach ausgegraben, aber wieder in Vergessenheit geraten waren und erst 1888 von Nüesch in einem Winkel des Museums zu Schaffhausen wieder aufgefunden wurden. Die langen Knochen, aus denen Kollmann eine wahrscheinliche Körperlänge von 145,0 cm berechnet, gehörten mutmaßlich ein und demselben Individuum an, aus den übrigen Knochen läßt sich die Größe nicht zahlenmäßig bestimmen. (Oberschenkel 38,6 cm, Speiche 20,8 cm, Schienbein 31,7 cm.)

Nr. 8. Nüesch hat in neuester Zeit ebenfalls in einem dunkeln Winkel des Museums von Schaffhausen das Skelett eines ganz außerordentlich kleinen Individuums entdeckt, das bei den Ausgrabungen des Keßlerloches von Thayingen gefunden worden war, und das nach den dortigen Fundumständen aus der früh-neolithischen oder spät-paläolithischen Zeit stammt. Es ist noch vorhanden ein Stück des Schädels, ein fast vollständiger Oberschenkel (jetzige Länge des Fragmentes 28 cm) und eine „Apophyse" (soll wohl heißen Epiphyse) des rechten Unterschenkelknochens. Nüesch schätzt die Länge des ganzen Oberschenkels auf 32 cm und berechnet daraus die Körperhöhe des lebenden (ausgewachsenen) Individuums auf etwa 120 cm.

Nr. 9. Kollmann hat ein aus Chamblandes bei Lausanne stammendes, schon früher von Schenk beschriebenes Skelett aus neolithischer Zeit nachuntersucht. Er hält das Skelett im Gegensatz zu Schenk für ein männliches, glaubt, daß der recht große Schädel nicht zum Skelett gehöre, und berechnet die Körpergröße auf etwa 148,8 cm (wie Schenk; Oberschenkelknochen nach Schenk 38,7 cm, die beiden Schienbeine nach Schenk 31,9 und 32,5 cm, beide Humeri 27,5, Radius 21,0 cm).

Nr. 10. „Ein zweites pygmäisches Skelett" aus Chamblandes „ist nicht sicher bestimmbar; die Anschauungen der Herren Studer und Bannwarth und Schenk gehen bezüglich der Angaben über die Körpergröße auseinander." Kollmann.

Nr. 11. Nüesch berichtet (Dachsenbüel, S. 19): In dem Pfahlbau Moosseedorf zwischen Bern und Burgdorf sind Reste von einem Menschen gefunden worden, welcher nur 1,51 m groß war.

Nr. 12. In einem Grabfeld des Ergolzwyler Mooses wurden ebenfalls Reste kleiner Menschen gefunden. Ein Schädel hatte nach Rud. Martin eine Kapazität von 1444 ccm, der Oberschenkel einer Frau ließ auf einen Wuchs von 133,0 cm schließen.

Nr. 13. Nüesch rechnet zu den Pygmäenfunden (Dachsenbüel, S. 19) Skelettreste, die im Jahre 1891 „bei der Anlage eines Weinberges an dem vor dem Eingang in das Einfischtal gelegenen Hügel Gerunda" im Wallis entdeckt wurden. „Während die einen Gerippe großen und starken Menschen angehört haben müssen, stammen andere von wahrhaften Zwergen von 1 m Höhe."

Nr. 14. Außerhalb der Schweiz hat besonders Frankreich Material für die Pygmäenfrage geliefert. Nüesch bezieht sich hier auf die Funde Lapouges, der als kleine Menschenrasse „homo contractus" Skelette aus Höhlen Südfrankreichs, insbesondere drei Skelette aus der Höhle von Soubès im Departement Hérault erwähnt, „welche nur die Größe von sieben- bis achtjährigen Kindern der großen Rasse erreichen" (Dachsenbüel, S. 20). Die Knochen seien im Mittel um ein Fünftel kürzer als die der gegenwärtigen Menschen.

Nr. 15. In der Höhle von Hoteaux beim Dorf Rosillon (Dep. Ain) „hat Abbé Tournier Rassenzwerge in einer Tiefe von 2 m aus der ältesten Steinzeit entdeckt und beschrieben, welche nur 135 cm Höhe erreichten, also an Größe denjenigen vom Dachsenbüel gleichkommen". Nüesch (Korr.-Bl. 1903, S. 154).

Nr. 16. Ausgiebiges Material für die Pygmäenfrage lieferte die Grotte aux Fées bei Breuil (Depart. Seine-et-Oise). Kollmann sagt darüber (Dachsenbüel, S. 44): „Manouvrier hat in seinen Abhandlungen die Körperhöhe von 43 Männern im Mittel auf 1620 mm bestimmt; er fand darunter auch Körperhöhen von 1,48 und 1,42 m! Die erste Zahl ist mit Hilfe eines Oberschenkelknochens bestimmt, also wohl als zuverlässige Angabe zu betrachten, die letztere auf Grundlage eines Oberarmknochens ist vielleicht nicht ebenso genau, liegt aber jedenfalls im Bereich der Körperhöhe von Rassenzwergen. Was die Körperhöhe der neolithischen Frauen betrifft, so wurde bei 22 Individuen eine mittlere Körperhöhe von 1,50 m der Lebenden festgestellt mit Minimis von 1365 mm. Das sind aber durchaus pygmäenhafte Körperhöhen." Nüesch sagt (Dachsenbüel, S. 21), daß Manouvrier aus jener Grotte fünf Rassenzwerge von nur 1,42 m Körperhöhe beschrieben habe. (Das ist unrichtig; vgl. unten.)

Nr. 17. „An einer zweiten neolithischen Station ist das Verhalten übereinstimmend. Unter den langen Knochen von Mureaux befinden sich zwei weibliche Oberschenkelknochen, von denen beide die pygmäenhafte Körperhöhe von 1,48 und 1,52 m ergaben." Kollmann, Dachsenbüel, S. 44 f. (Die von Manouvrier nach genauer Methode gefundenen Höhen der beiden kleinsten Weiber sind 147 cm und 153 cm.)

Nr. 18. „Ein anderes neolithisches Gräberfeld bei Châlons-sur-Marne, das im Jahre 1892 entdeckt, und dessen Inhalt von Manouvrier unter Beihilfe von Prokrowsky bekannt gemacht wurde, liefert ebenfalls den Beweis von dem Vorkommen von Pygmäen. Unter den Oberschenkelknochen finden sich solche von 372, 380, 397 mm Länge, wobei ein Minimum von 1,44 m festgestellt wurde und überdies andere Körperhöhen von 1,48 und 1,54 m. Alle diese Zahlen beweisen das Vorkommen von Rassenzwergen". Kollmann, Dachsenbüel, S. 45. (Diese Zahlen sind nicht ganz richtig angegeben, vgl. weiter unten.)

Nr. 19. „Vor kurzem sind in diluvialen Schichten — aus der Rentierperiode — Pygmäenskelette gefunden worden, eine Entdeckung von höchster Bedeutung für die Naturgeschichte des Menschen. Der für die Naturwissenschaften begeisterte Fürst von Monaco hat in den Grotten von Baoussé-Roussé in der Nähe von Nizza Ausgrabungen vornehmen lassen, über deren Erfolg Herr Verneau berichtet hat. In einer Tiefe von 1,90 m fanden sich zwei Skelette, von denen das meßbare eine Körperhöhe von nur 1,45 m aufweist, die pygmäenhaft ist. In einer Tiefe von 7,05 m kam ein Skelett zum Vorschein

mit dem Typus des Alten von Cro-Magnon in einer Körperhöhe von 1,92 m. Noch tiefer und getrennt durch eine intakte Schicht fanden sich zwei weitere Skelette, deren Schädel „negroiden Typus“ zeigen und von pygmäenhafter Körperhöhe sind, nämlich 1,54 und 1,58 m Leichenmaß, das sich bekanntlich am Lebenden um 20 mm reduziert“ Kollmann, Dachsenbüel, S. 119. Auch hier sind die Zahlen nicht genau angegeben. Femurlänge des oberen Skeletts 37,6 cm, Humeruslänge 26,9 cm, Körpergröße nach dem Femur berechnet 143,5 cm. Femurlänge des jüngeren Skeletts in der tiefen Schicht 45,0 cm, Humeruslänge 26,4 cm, Körpergröße nach dem Femur berechnet 1,58 cm. Femurlänge der alten Frau in der tiefen Schicht 43,0 cm, Humeruslänge 28,8 cm, Körpergröße nach dem Femur berechnet 1,57 cm.

Nr. 20. Nüesch weist (im Korresp.-Bl. d. deutsch. A. G., Jahrg. 34 [1893], S. 154) auf die von Thilenius in Schlesien beobachteten „Rassenzwerge aus neolithischer Zeit“ hin. Als Maße dieser kleinen Menschen gibt Thilenius:

	Oberschenkel	Berechnete Körperhöhe	
		bei männlichen Individuen	bei weiblichen Individuen
	mm	cm	cm
Nr. 1	391	149,6	153
Nr. 2	399	152	156
Nr. 3	394	150,6	154
Nr. 4	370	142,9	146

Nr. 21. Nüesch bezieht sich (Korresp.-Bl. d. deutsch. A. G., Jahrg. 34 [1893], S. 154) auf Thilenius, der (im Globus Bd. 81, 1902, S. 273) erwähnt, daß unter den Funden von Egisheim im Elsaß „nach einer brieflichen Mitteilung des Herrn Gutmann“, des Leiters dieser Ausgrabungen, kleine Menschen von 120, 125, 150 und 152 cm Körpergröße gewesen seien.

Nr. 22. Endlich wird von Nüesch auch noch an derselben Stelle ein Hockerskelett im Museum zu Worms angeführt, dessen Oberschenkelknochenlänge (375 mm) einer Körperlänge von 144,5 cm entspricht. (Schluß folgt.)

Von den Bazaren Turkestans[1]).

Von Dr. Richard Karutz. Lübeck.

I.

Zum alten Buchara gelangte man von der Station Kagan der mittelasiatischen Bahn aus früher nur auf einer staubigen Landstraße, heute fährt auch hier schon die Eisenbahn und kürzt den Weg auf wenige Minuten. Sie gehört dem Emir, wird aber von Russen geführt und verwaltet. Es sind eigentümliche Empfindungen, aus weltenfernen Gegensätzen geboren, die den europäischen Reisenden hier bewegen. Auf einem Boden, der sich vor wenigen Jahrzehnten noch gegen jeden Nichtmuselman mit einer von aufgespießten Trophäenköpfen verzierten Mauer asiatischer Despotie abschloß, öffnen ihm russische Schaffner die Türen des Coupés; ein russischer Bahnsteig empfängt die mit westeuropäisch drängender Geschäftseile herausstürmenden Passagiere, Perser, Armenier, Juden, Russen, Deutsche, Franzosen neben den eingeborenen Sarten, russische Droschken mit tatarischen und russischen Kutschern bringen sie in ihre Geschäfte und in die Bazare.

Einige hundert Schritte vom Bahnhofe steigt aus dem Boden die mächtige, acht Meter hoch aus Lehm aufgeführte Stadtmauer empor, von Zinnen gekrönt und von Schießscharten unterbrochen. Der weiße Rauch der rangierenden Lokomotive zieht an der großen Wand entlang und legt sich um sie wie ein neues Spitzengewebe um ein verschlissenes dürftiges Kleid und nimmt ihr die Düsternis und den Schrecken der Jahrhunderte. Die Zeiten, da sie Iranier gegen die Nordvölker, später eine Uzbekenherrschaft gegen die andere verteidigte, sind für immer vorüber; wenn sich ihre Tore allabendlich schließen und niemandem, sei es ein einheimischer oder Fremder — Europäer ausgenommen — Eintritt und Ausgang verstatten, so ist die Übung heute kaum mehr als Tradition oder kommunal-polizeiliche Vorsicht. In einer Zukunft, die nicht fern liegen dürfte, wird sich das Schicksal unserer alten deutschen Stadtmauern in Asien wiederholen, auch die Mauer von Buchara wird in das Fach der mehr oder weniger malerischen Ruinen übergehen oder in angrenzende Hausbauten einbezogen werden.

Mit dem Eintritt in die Stadt verlieren sich die Spuren der neuen Zeit, die uns auf dem Bahnhofe überraschten. Außer einigen wenigen Häusern europäischen Stils, die Apotheke, Bankfiliale, Post und ein oder das andere große Manufakturgeschäft enthalten, außer den paar Kasaner Wagen, die zwischen Bahnhof und Bazar hin und her rasseln, außer einem vereinzelten russischen Pelz, der zu einem Baumwollhändler oder zu einem Fellaufkäufer gehört, erinnert nichts daran, daß es eine nichtmohammedanische Welt, eine westeuropäische Kultur, ein zwanzigstes Jahrhundert gibt. Seit einem Jahrtausend scheint hier das Leben sein eines, immer gleiches Geleise mit peinlich sorgender Achtsamkeit gezogen zu sein, mit gleichen Erwerbsbedingungen hielten gleiche Ansprüche Schritt, mit gleichen Anschauungen blieben gleiche Sitten und Gewohnheiten verbunden.

Was alles unsere Vorstellung unter dem Begriff des Orients erkennt, Farbe und Licht, lärmendes Straßengewühl zwischen gefängnisgleichen Hof- und Häusermauern, stolze Würde und gemessene Ruhe, fatalistisches Verzichten und fanatisch eiferndes Glauben, heitere Geselligkeit des Marktes und starr schematische Andachtsübungen, frohes Genießen der Masse und brutale, menschenverkennende Grausamkeit despotischer Herren, Freiheit des Mannes und Knechtschaft des Weibes, all das blüht und treibt in immer frischer Erneuerung in Buchara, heute wie im Mittelalter und reicher entfaltet als in irgend einem anderen Lande. Nach Buchara muß gehen, wer einen wahrhaft unverfälschten Orient kennen lernen, wer sein Auge und seine Erinnerung mit den Bildern des Ostens füllen will, die seine Vorstellung und seine Erwartung seit den Märchen von „Tausend und eine Nacht“ sich phantasievoll ersonnen haben.

Der Weg nach Buchara geht durch einige Gartenanlagen, die sich an den Bahnhof anschließen, und durch eine beiderseits von Werkstätten, Verkaufsständen, Teehäusern eingefaßte Vorstadtstraße zu einem der elf Tore, die die Stadtmauer unterbrechen. (Abb. 1.) Zwei

[1]) Text aus des Verfassers „Von Lübeck nach Kokand“, Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Lübeck, zweite Reihe, Heft 18. Verlag von Lübke und Nöhring, Lübeck.

mächtige, runde, leicht konisch verjüngte Türme flankieren einen schmalen, zu einem Kielbogenportal ausgeschnittenen Mittelbau. Der obere Teil des Bogens ist massiv gemauert und nischenförmig vertieft, der untere durch Querbalken abgestützt, er bildet in seiner vollen Breite den eigentlichen Durchgang, dessen Decke gleichfalls durch ein Balkengerüst getragen wird. Um den Sims des Tores setzt sich der Zinnenkranz der Mauer fort, den rechten Turm spaltet ein breiter, von oben nach unten durchlaufender Riß, den man seinem Schicksal zu überlassen scheint. Über dem Ganzen liegt etwas Düsteres, Schweres und Unheimliches. Das scharfe Licht des blendenden Tages, der auf das lehmgraue Gemäuer brennt, bricht plötzlich in jenem engen dunkeln Torweg, gegen den sich die Straße etwas senkt, ab, und wie in einen lauernden Abgrund stürzt sich die lärmende Flut des Lebensstromes in Buchara hinein, ein langer Zug von Wagen, Reitern, Tieren, Fußgängern, so gedrängt und drängend, überstürzend, sich auf den Fersen, daß man darüber staunt, daß nicht einer den anderen zerdrückt oder zertritt. Der Abgrund ist nicht so schlimm, wie er ausschaut, nach wenigen Augenblicken taucht das Gewühl am inneren Portal wieder auf und wälzt sich in eine schmale Straße, die teils zwischen langen Lehmmauern hinläuft, den licht-, farb- und schmucklosen Außenwänden der Häuser, in die nur selten eine Tür, ganz vereinzelt eine Fensterluke geschnitten ist, teils an der Seite von Gräben begleitet wird, die das Wasser des Serafschan durch die Stadt leiten, oder an einem jener zahllosen Teiche vorüberführt, die zum Schöpfen des Trink- und Gebrauchswassers, zum Tränken der Pferde, zum Baden von Roß und Reiter, zur Vornahme der rituellen Waschungen, also so ziemlich allen Bestimmungen dienen, allen möglichen Verunreinigung ausgesetzt sind und sie kräftig weiter verbreiten (Abb. 2).


Abb. 1. **Ein Tor von Buchara.**

Am Rande der Gräben breiten einzeln stehende Pappeln, zum Teil altersstarke Riesenbäume, ihre schützenden Arme über das Wasser, das der Sonnendurst so rasch verzehren will, Stein- und Holzbrücken überspannen die Kanäle, an deren jenseitigem Ufer man Lagerplätze, Gärten, Höfe mit schmalen Pforten und die Mündungen gewundener Gassen und Gäßchen bemerkt. Dazwischen läßt wohl ein Bogenportal den Blick auf einen der vielen Kirchhöfe frei, die teils von innen oder außen an die Stadtmauer angeklebt, teils innerhalb der Stadt, von Mauern umschlossen, verstreut sind. Die Gräber zeigen alle die Gestalt eines länglichen Hügels mit dem Querschnitt des Kielbogens, jener typischen Grundform der persischen Portale und Nischen. Ihr flüchtiges Lehmgebäude schützt nicht allzulange, was man ihm anvertraut, bald zerfällt es durch Regen und Wind, ein verderblicher Foetor verpestet die Umgebung, später bleichen lose Gebeine in der Sonne. Sorgfältiger, meist gemauert, sind die Gräber vornehmer oder gelehrter und als Heilige verehrter Toten, über ihnen wehen an hoher Stange Tuchfetzen oder Roßschweife, neben sie hat opfernde Liebe oder Furcht Steine und Widderhörner zum Gedächtnis gelegt.

Nach 10 bis 15 Minuten Fahrt bringt uns die Straße oder besser der Weg — europäische Vorstellungen von jener muß man zu Hause lassen — zum Anfang des Bazars. (Abb. 3.) Hier hat Herr Apotheker Reinhard nach langen Verhandlungen ein Grundstück erwerben und das erste europäische Haus erbauen dürfen, in dem er seinen, wie ich sah, auch bei den eingeborenen Moslems völlig eingeführten Medizinverkehr unterhielt, ein bemerkenswerter Erfolg, der darum nicht geringer ist, weil es sich meist um Handverkauf, namentlich wohl um Chinin gegen Malaria handelte. Herr Reinhard besitzt außer dieser Apotheke in dem alten Buchara auch eine solche in dem russischen Kagan; ich kann seinen Namen nicht erwähnen, ohne seiner und seiner Gattin freundlicher Unterstützung und ihrer liebenswürdigen Gastfreundschaft dankbarst zu gedenken.

Der Bazar von Buchara, bei weitem der größte in Mittelasien, gewiß auch der größte des ganzen Orients, besteht aus einem Netz von schmalen Gassen, die sich teils winklig kreuzen, teils sternförmig in großen runden, hochgewölbten Hallen, sogenannten „Tschar-Ssu", zusammenlaufen. In geringer Höhe angebrachte Bedachungen aus Matten oder Tüchern über Holzgerüsten und aus Stein gemauerte Gewölbe schützen gegen die Sonne, tauchen die Straßen in ein wohltuendes, abgeblendetes und kühles Halbdunkel und geben dem Leben in ihnen, das dadurch gleichsam sich näher rückt, ein eigentümlich intimes Gepräge. An den Seiten reiht sich Bude an Bude, eine Verkaufsstelle und eine Werkstätte an die andere, wie überall im Orient nach den Waren und nach dem Handwerk straßenweise geordnet. Schier endlose Reihen, in denen nur Manufakturstoffe, andere, in denen nur Seidentücher verkauft werden, in denen nur Teppiche, nur die prachtvollen seidengestickten Decken oder die kostbaren Leichentücher aufgespeichert liegen, lösen sich mit solchen ab, in denen Hunderte von Zucker- und Kolonialwarenhändlern ihre zierlichen Läden öffnen.

Man kommt aus dem Staunen über die große Zahl der Geschäfte gleicher Branche nicht heraus. In fast jedem sitzen zwei und mehr Verkäufer, und man kann sich kaum vorstellen, daß der Tagesumsatz ausreichenden oder gar

lohnenden Verdienst bringt. Man muß freilich bedenken, wie gering die Ansprüche der Sarten bemessen sind, und muß sich auf der anderen Seite hüten, aus dem räumlichen Umfang auf den des Geschäftsumsatzes zu schließen. Später in Samarkand wurden mir winzig kleine Manufakturläden gezeigt, halb so groß wie eine Durchschnittsbude unserer Jahrmärkte alten Stils, die Hunderttausende jährlich umsetzten.

Auf die Reihe von etwa einem Dutzend Werkstätten der Waffenschmiede, die ältere und neuere bucharische Waffen, Säbel, persische Schilde, sartische Kettenpanzer und drollige, überlange Steinschloßgewehre mit beweglicher Gabel zum Aufstellen beim Zielen ausgehängt haben, folgen die Straßen der Kupferschmiede, die alte, im persisch-indischen Geschmack geformte, in Tauschier- und Ziselierarbeit verzierte Waffen, Geräte und Gefäße aus Bronze, Kupfer, Messing verkaufen, Wasserpfeifen und Trommeln, Lampen, Vasen, Kannen, Schalen und Teller, Steigbügel, Schilde u. a. m.; daneben stellen sie neue, einfache Ware selbst her, ihr andauerndes Klopfen meldet von weitem schon ihren Stand. Zuweilen spielt hier günstiger Zufall dem Liebhaber noch manches gute Stück in die Hände. Doch tritt dieser von Tag zu Tag freilich seltener ein, da das meiste weggekauft ist und ein Ersatz von dem degenerativen Epigonenkunstgewerbe von heute nicht gestellt wird.



Abb. 2. **Straße in Buchara.**

Weiter führt ein sehr scharfer Ledergeruch an Verkaufsständen vorüber, in denen gewebte Reisesäcke, sogenannte Kurjume, Doppeltaschen, fein oder gröber gearbeitet, die Begleiter jedes reisenden Sarten, ausliegen, zu den Schustern. Sie sitzen wieder nach Spezialitäten getrennt, die Flicker, die Verkäufer von Überschuhen und Gamaschen gesondert von denen, die jene hohen naturfarbenen Reiterstiefel mit den hohen, spitzen, dem Schmutz der Lehmwege angepaßten Absätzen feilbieten.

Für sich sind die Schmiede, die das Allerweltsgerät des Sarten, den Spaten oder Ketmen, anfertigen, für sich die Werkstätten für Nägel, Hufeisen, Ketten, für die Schellen der Esel, die Halfter der Kamele. Reihenweise sitzen die Peitschendreher und Schabrackensticker, die Sattelschnitzer, die Kürbisbohrer, die die unentbehrlichen Wasserpfeifen und die ebenso notwendigen häufig wunderlich phallisch geformten Tabaksbüchsen herstellen; in langen Linien sind die Töpferwaren aufgestapelt, einfache, mit altertümlichen Strichornamenten verzierte Töpfe, Krüge, Wasserschalen und Lampen. In einer Gasse schnitzelt Tischler neben Tischler an Bettstellen, Kinderwiegen, Spielzeug, Haspeln, schneidet Vogelbauer und Laternen und drechselt Spindeln auf die primitivste Weise mittels eines hin und her gezogenen Riemens.

Unter den Gewölben eines großen Tschar-Ssu liegt der Mützenbazar; an unzähligen Haken und Ständern leuchten in allen Farben und Schimmern die seidengestickten Kappen, die sich die Sarten auf den kahl rasierten Kopf setzen, und die tatarischen Pelzmützen, dicht daneben verkauft man meterlange weiße und gestreifte Shawls für die Tschalma, den Turban, der um die Kappen in kunstvollen Windungen geschlungen wird. Gegenüber erhalten wir die Gürtel, die den Tschapan festhalten, und die hübsch gestickten Täschchen, die, mit Geld, Messern, Kämmen, Feuerzeug und Ähnlichem gefüllt, an ihnen herunterhängen. Auch alte gestickte, mit Silberplatten beschlagene Gürtel trifft man hier noch.

An einer anderen Straßenkreuzung haben Buchhändler und Verkäufer von Schreibmaterialien und Papier ihre Tische aufgeschlagen; man bekommt hier die langen, vierkantigen Schreibkästen aus Holz oder Messing mit eingesetztem Tintenfaß, alle einfach, roh und schlecht, dann Korane, Lesebücher und hübsche Mappen aus gepunztem Leder. Weiterhin sind die Budenreihen der Geldwechsler, die hinter aufgetürmten Haufen von Kupfer-, Messing- und Silbermünzen steif und würdevoll thronen, scheinbar teilnahmlos in die Luft starren, in Wirklichkeit aber mit Argusaugen ihre Schätze bewachen. Nur mit den Händen sind sie fast immer in Bewegung, sei es, daß sie in ihre Bücher eintragen oder mit ihrem Rechenbrett klappern oder auch in beständigem Hin und Her die Münzen von einer Hand in die andere zählen. Nicht minder als über die Masse des gemünzten Geldes war ich über die Zahl der Hundertrubelscheine erstaunt, die so ein Wucherer aus einem besonderen Versteck unter einem Buch, einer Decke hervorholte, und wie er dann die Scheine bedächtig strich und zählte und wieder zurücklegte, saß da der Fleisch gewordene Geiz, die behäbig protzende Freude am Besitz und die satte Selbstzufriedenheit des gefüllten Geldbeutels. Was für Kleingeld zu einem Wechslergeschäft gehört, wird klar, wenn ich erwähne, daß 64 Pul (das ist die ungeprägte Messingmünze Bucharas) auf eine Tenga (die geprägte Silbermünze) gehen, und daß sechs Tenga einen Rubel machen, das sind also fast 400 Geldstücke auf einen Rubel, ein Hundertrubelschein verlangt also 40000 davon. Eine dritte Münze ist die kupferne Meri, von der vier auf eine Tenga gehen. Außer bucharischen und russischen Münzen findet man auf dem Bazar noch persische, afghanische und indische.

Fast alle Bazarbuden liegen erhöht. Etwa $^1/_2$ bis $^3/_4$ m hohe, massiv gemauerte Sockel oder auf gemauerten Pfeilern ruhende Balkengerüste tragen die mit Matten und Decken belegte Plattform, auf der die Verkäufer

mit untergeschlagenen Beinen in Hock- oder halb liegender Stellung auf die Kunden warten. Die Buden selbst sind zum größeren Teile Massivbauten, aus denen viereckige Gelasse herausgeschnitten sind, oder deren ganze Vorderwand bis auf die Stützpfosten zwischen je zwei benachbarten Abteilen fehlt und durch Holzboden ersetzt ist, die am Tage zurückgeklappt, nachmittags nach Schluß der Geschäftszeit vorgelegt werden. Zum Teile sind es Baracken, deren Holzdächer vorn überstehen und, durch Pfosten gestützt, Vorhallen bilden, in denen die ausgelegten Waren und ihre Verkäufer vor der Sonne sicher sind, zum Teil endlich luftige, nur aus Dach und Rückwand bestehende Hallen und Verschläge, die vorn durch Matten oder Vorhänge abgeschlossen werden.

Von den Decken der Buden sieht man zuweilen Trommeln herunterhängen. Es sind die Instrumente der Nachtwächter, die Schwestern der bei uns früher üblichen Hörner und wie diese dazu bestimmt, Zeit und Wachsamkeit zu verkünden, die Wächter selbst wach zu halten, die Einwohner vor unerlaubtem Nachtschwärmen zu warnen und das Diebesgesindel rechtzeitig zu benachrichtigen, daß der Wandelposten der heiligen Hermandad naht.

Zwischen die Verkaufsbuden des Bazars sind an Straßenecken und in Seitengängen gruppenweise oder einzeln unzählige Garküchen, sowie Bäckereien und Wirtschaften eingestreut, in denen ununterbrochenes Braten, Kochen und Backen für die leiblichen Bedürfnisse der vieltausendköpfigen Menschenmenge sorgt, die den Bazar bevölkert und ihn unablässig durchflutet. Lang ist die Geschäftszeit nicht, so gegen 10 Uhr erscheinen die Verkäufer, und gegen 4, spätestens 5 Uhr schließen sie wieder, die eigentliche Mittags- oder Hauptmahlzeit wird außerdem erst gegen Abend genommen; aber müssen schon die Ortsangesessenen etwas frühstücken, so sind die vielen Fremden, die in der Stadt verkaufende oder einkaufende Landbevölkerung, die Hunderte der Arben-Kutscher, die Tausende der Karawanenführer zu ihrer Beköstigung auf den Bazar angewiesen. Da wird also Plow oder Pillau gekocht, das ausgezeichnete tatarische mittelasiatische Curry-Surrogat, da werden auf dünnen Eisenstäbchen je drei aufeinander gespießte Hammelfleischstücke auf dem Rost gebraten und als schmackhaftes Schaschlyk einladend und hübsch in Reih und Glied nebeneinandergelegt. In eigentümlichen Backöfen von der Form einer Tonne und aus Ton gebrannt wird das in flache Scheiben geknetete Brot gebacken, und zwar so, daß man in dem Ofen Feuer anmacht, ihn erhitzt und dann nach Entfernen der Kohlen die Brote an die Innenwände anklebt. Es sieht höchst drollig aus, wenn an einem solchen Ofen zwei Mann gleichzeitig arbeiten und abwechselnd mit dem Kopf tief in die Tonne sich in gleichmäßigen Rhythmen bücken, um die Teigstücke anzukleben, dabei mit dem ganzen Oberkörper fast verschwinden und dann wieder hervortauchen. Brot ist das Allerweltsnahrungsmittel, für die arme Bevölkerung neben Obst, Weintrauben, Äpfeln, Granaten, Pfirsichen und namentlich Melonen ziemlich das einzige. Ich fand es sehr schmackhaft und habe oft beim Durchwandern der Bazare damit meinen Magen befriedigt.

Die Wirtschaften verzapfen natürlich keine alkoholhaltigen Getränke, keinen Wein und kein Bier. Im Altertum hat Turkestan erwiesenermaßen Wein hergestellt, seit der mohammedanischen Zeit aber baut man nur wenig Wein und auch den nur wegen der Trauben. Ich will dabei nicht unerwähnt lassen, daß nach von Schwartz in den russischen Gouvernements Schnaps und Bier beginnen, das Gewissen des Moslem zu gewundenen Entschuldigungen zu verführen und leider, leider Aussichten haben, ihre verderblichen Wirkungen von der russischen Bevölkerung auf die einheimische auszudehnen. Heute spielt noch der Tee wie in Ostasien, so auch in Mittelasien die erste Rolle, und es wäre lebhaft zu wünschen, daß er sie dauernd behielte. Kaum glaube ich, daß die Mischrasse Turkestans den Alkohol lange vertragen kann, ohne auszusterben. Manchem Beurteiler und manchem Gesichtspunkt möchte das freilich unerheblich oder gar wünschenswert erscheinen, aber wer weiß, ob nicht die neuen politischen Verhältnisse in ihren kulturellen Folgen die Weiterentwickelung des Volkes günstig zu beeinflussen imstande sind? Durch den Alkohol wird eine solche Wendung von vornherein abgeschnitten werden. Und selbst wenn den Sarten das Glück nicht beschieden wäre, die Zukunft ihres Landes zu erleben, könnte man nicht wünschen, ihre Verderbnis durch den Alkohol in gefahrdrohendem Maße beschleunigt zu sehen. Sie bleiben besser bei dem Tee, der in ungemessenen Mengen konsumiert wird. Meist ist es grüner Tee, dessen Kenntnis und Gebrauch wohl auf chinesische Einflüsse zurückgeht, da der indische grüne Tee, der gleichfalls importiert wird, für den turkestanischen Geschmack erst besonders angebaut bzw. gepflegt wurde.



Abb. 3. **Anfang des Bazars. Buchara.**

Man trinkt hier in Mittelasien Tee vom Morgen bis zum Abend, Winter und Sommer, im Geschäft und zu Hause, bei Besuch und Gesellschaft, kurz immer und überall; auf dem Bazar lassen sich die Kaufleute und Handwerker während der Geschäftszeit Kannen mit kochendem Wasser aus den Teehäusern kommen und

bereiten sich die unentbehrliche Erfrischung in ihren Buden selbst, oder sie gehen wie alle Welt sonst nach Ladenschluß in die öffentlichen Schenken, die zu vielen Hunderten an den Hauptstraßen der Bazarstadt liegen (Abb. 4). Es sind offene Hallen, wie die Läden erhöht, zuweilen durch gleichhohe tischartige Plattformen nach der Straße zu verbreitert und mit Decken belegt, auf denen die Leute hocken und knien, Tee trinken, schwatzen, Schach spielen, rauchen oder Märchenerzählern zuhören, stundenlang in süßem Nichtstun verbringend, mit ihren großen ruhigen Augen in das Gewimmel schauen, das sich an ihnen vorbeidrängt. In diesen Teestuben werden zum Kochen des Wassers jetzt allgemein russische Samoware, häufig riesigen Umfanges, verwendet, auch in Privathäusern finden sie immer mehr Eingang.

Außer Tee bietet der Bazar an Erfrischungen Süßigkeiten, wie Limonaden, Honig, Sirup und Eis, die auf freistehenden Tischen auf der Straße verkauft werden, und vor allem die unentbehrliche Wasserpfeife. Diese hat in Turkestan eine besondere Form, sie besteht aus einem sanduhrförmigen Kürbis, der entweder frei in der Hand gehalten wird, oder auf einem zierlich durchbrochenen Fuße aus Kupfer oder Messing ruht. Im Mantel des Kürbis sind zwei Löcher, eines in der Mitte für das zum Einziehen des Rauches dienende Ansatzrohr und eines nach oben, durch das man Luft einbläst, wenn man die Pfeife stärker in Brand setzen will, und das man beim Rauchen mit dem Finger schließt. Der oberen Öffnung der Pfeife ist ein Napf aus Ton aufgesetzt, der mit den Tabaksblättern gefüllt wird. Auf die letzteren legt man glühende Kohlen. Diese Wasserpfeifen sind vom hygienischen wie vom ästhetischen Standpunkte das Scheußlichste, was man sich denken kann, da sie von besonderen Pfeifenträgern, Erwachsenen und Jungen, auf dem Bazar herumgetragen und jetzt von diesem, im nächsten Augenblick von jenem benutzt werden. Diese Pfeifenleute sind natürlich das ärmlichste und schmutzigste Volk, und wenn sie ihre Tschilims erst noch mal selbst tüchtig anblasen und dann unter den Kunden verschiedenster Sauberkeit herumreichen, so kann sich der Bazillenkenner eines gewissen Grauens nicht erwehren. Nicht immer, aber zuweilen wird der Zug bezahlt. Durchweg scheint dies der Fall zu sein in den besonderen Rauchkabinetts, die ich in Buchara sah. Mein sartischer Begleiter bat mich, ihn einen Augenblick entschuldigen zu wollen, er wolle mal rauchen, und ging dann durch einen schmalen Nebengang, den ich selbst gar nicht gesehen hatte, in ein kleines niedriges Gewölbe, in dessen Halbdunkel ich etwa zehn Personen um einen großen Wasserkessel herumhocken sah. In diesen Wassertopf warf mein Sarts ein Geldstück, und dann durfte er aus der ihm gereichten Pfeife einige Züge tun. Diese Art der Bezahlung, eine Erinnerung an den verdeckten Kauf, war mir besonders interessant.



Abb. 4. **Teeschänke in Buchara.**

Durch die Bazarstraßen Bucharas zu schlendern ist ein nie ermüdender, stets neue Abwechslung und neue Bilderfolgen bringender Genuß. Welche Fülle der anthropologischen und ethnographischen Typen! Die bunten langen Tschapane der Buchorioten und ihre weißen Tschalmas strahlen blendend den Sonnenglanz wider und leuchten aus dem Dämmerdunkel der Straßen und der Teehäuser hell heraus. Die Verkäufer sitzen hinter ihren Waren mit der Würde eines Königs und der Nachlässigkeit eines Aristokraten, den die Welt nichts angeht, nie locken sie den Kunden an, nie rufen oder schreien sie ihm nach, wenn er zum nächsten Stand geht, nie preisen sie ihre Ware an, höchstens, daß einer, wenn er merkt, daß man etwas Bestimmtes sucht, den vermuteten Gegenstand zeigt oder durch einen Boten, der uns leicht am Ärmel zupft, auf ihn aufmerksam machen läßt. Obgleich die Konkurrenz dank der Gruppenanordnung fast aufeinandersitzt, ist nirgends etwas von Konkurrenzneid zu sehen. Läßt man sich z. B. Tücher oder Decken zeigen und zu Dutzenden auseinanderbreiten, was mit einer gewissen stillen Gemessenheit geschieht, so wird der Verkäufer sie mit derselben Gemütsruhe wieder zusammenfalten und fortlegen, wenn man nichts gekauft hat, und mit einem gleichgültigen Blick über uns hinweg in die Luft gucken, der fast beleidigend vornehm ist. Mit derselben Gelassenheit steckt er aber auch das Geld für die verkaufte Ware ein. Zwischen den Ständen drängt und schiebt sich ein unablässig hin und her wogendes Gewühl durch die engen Gassen, Herren in seidenen Röcken schreiten aufrecht und gravitätisch an den Buden entlang, eilige Diener in schmutzigem Baumwollchalat besorgen ihre Gänge, langbeinige unbeholfene Landleute in rotem Turban und hohen gelben Reiterstiefeln bewundern den Markt, da sieht man hohe, schlanke, leicht gebeugte Gestalten bucharischer Juden, in dunkler Kappe und dunkeln Röcken, die durch einen Strick in der Taille zusammengehalten werden; schmächtige rasche Inder, unter deren schwarzer Mütze die Kastenmarke die gelbe Stirn zeichnet, mit dunkeln, lebhaften, schlauen Augen; breite Kirgisen in riesigen Pelzen und noch umfangreichere Kirgisinnen, deren grobe Gesichter von großen, weißen, um Kopf und Hals geschlungenen Tüchern noch dicker herausgepreßt werden; hochgewachsene Perser mit häßlich rot gefärbtem Bart und stolze afghanische Männerschönheiten. Vermummte Frauen huschen dazwischen hin, unförmliche Puppen, deren Figur die Parandscha, ein blauer Überchalat mit

leeren auf dem Rücken zusammengenähten Ärmeln, versteckt, und deren Gesicht ein dichtes schwarzes Roßhaarnetz verhüllt, das auch nicht das Mindeste von den Gesichtszügen erkennen läßt. Ihre Füße stecken in denselben Lederstrümpfen und Überschuhen wie die der Männer.

Das Gros der sartischen Bevölkerung bemüht sich, so wenig wie möglich zu Fuß zu gehen. Wer es irgend erschwingen kann, macht sich, zu Pferd oder zu Esel, beritten. Auch auf dem Bazar, und dadurch erhält der natürlich ein ganz charakteristisches Gepräge; ein Leben und eine Bewegung kommt in ihn hinein wie auf keinem Markte der Welt, und gesteigert durch die in der Bewegung verdoppelte Farbenwirkung der glänzenden und leuchtenden Stoffe. Das Gedränge wird weiter verstärkt durch die rücksichtslos durchjagenden russischen Wagen, vor denen sich Fußgänger wie Reiter zur Seite drücken, durch die langen Kamelzüge und die breiten Lastwagen, die auch jenen den Weg sperren und den ganzen Verkehr hemmen, bis sie in einer Seitengasse oder in einer jener zahlreichen Karawansereien verschwunden sind, die, im Inneren der Häuserblocks des Bazars gelegen, zur Aufnahme der Importwaren und der Händler, die sie gebracht, zur Aufspeicherung von Baumwolle, Teppichen, Fellen, Pelzen und anderem, zugleich als Wohnungen fremder Kolonien, wie der Hindus, und früher der Europäer, dienen: offene Höfe, um die herum Ställe, Magazine und auf erhöhten Plattformen kasemattenähnliche, asketenhaft schlicht eingerichtete Wohnräume gruppiert sind.

Das meteorologische Jahr 1903/1904 und die Hochwasserfrage.

Von Wilhelm Krebs. Großflottbeck.

(Vortrag vor der Abteilung für Geophysik der 76. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Breslau am 21. September 1904.)

Das Jahr 1904 wird in meteorologischer Beziehung denkwürdig bleiben, in Mitteleuropa wegen der ausgeprägten Dürre, die besonders seine östlichen, mehr kontinentalen Gebietsteile heimsuchte. Wenn ich trotzdem, wie nun schon zweimal vor dieser Abteilung, einen Jahresbericht mit Berücksichtigung der Hochwasserfrage erstatte [1]), so geschieht es mit guten Gründen. Das Jahr war keineswegs ganz hochwasserfrei. Die meteorologische Literatur ferner wurde in ihm durch mehrere, die Hochwasserfrage ihrer Klärung näher führende Veröffentlichungen bereichert. Vor allem aber erschien es geboten, den einmal eingeschlagenen Weg nicht zu unterbrechen und diese für meteorologische Rückblicke zeitlich ungemein günstig liegende Tagung nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen.

Denn mit dem Vorschlage, das meteorologische Jahr mit September zu beginnen und mit August enden zu lassen, stehen wir nicht mehr allein. Seine Untersuchungen über Schwankungen der nordatlantischen Zirkulation und ihre Folgen, die nicht allein mit diesen, sondern auch mit ihren Ursachen auf meteorologischem Gebiet gesucht wird, hat Meinardus vollkommen in diesen zeitlichen Grenzen gehalten. Andere Untersuchungen ergaben, „daß im nordatlantischen Zirkulationssystem länger dauernde positive oder negative Abweichungen der meteorologischen und ozeanographischen Elemente vom Mittel sehr häufig im Herbst einzusetzen pflegen". Daraus schloß Meinardus: „Die atmosphärische Zirkulation tritt über dem Nordatlantic wie auch über den benachbarten Festländern in den Herbstmonaten gleichsam in ein neues Lebensjahr ein" [2]).

Der internationale Dekadenbericht der deutschen Seewarte gestattete, die Zahl der Stationen, an denen die Niederschläge, monatlich für 1903/1904, mit den langjährigen Durchschnittswerten verglichen werden konnten, von 28 auf 37 zu erhöhen. Das so geschaffene Netz dehnt sich über ganz Mitteleuropa aus und umfaßt vor allem auch die Bergstationen Brocken, Schneekoppe, Säntis und infolge dankenswerten Entgegenkommens des Meteorologischen Landesdienstes zu Straßburg als 38. Station Belchen.

Nach Abzug der unvollständig vertretenen Stationen Kassel und Münster blieben 26 Stationen, die direkten Vergleich mit denjenigen des vorhergehenden Jahres gestatteten. Ein Vergleich der von jedem Jahre also vorliegenden 312 Monatswerte mit den zugehörigen Durchschnittswerten hatte ein ziemlich unerwartetes Ergebnis. Auf 1902 1903 kamen 179 Monate mit unternormalen Niederschlagsmengen, auf 1903 1904 184, also überraschend wenig mehr, dort 57, hier 59 Proz. Der Dürrecharakter des Jahrganges 1903/1904 ist demzufolge in anderer Richtung zu suchen. An allen 38 Stationen war der Juli unternormal. Er erhielt nur 9 bis 78 Proz. der ihm sonst zukommenden Niederschläge, wenn von dem holländischen Helder, mit 92 Proz., abgesehen wird. Der Juni war unternormal an 31 von den betrachteten 38 Stationen, der August an 33. Beeinträchtigt waren demnach durch Niederschlagsmangel fast überall die Sommermonate, die einerseits sonst im allergrößten Teile Mitteleuropas die eigentliche Regenzeit bilden, und in denen andererseits auch gesteigerte Sonnenwirkung die Trockenheit in das Extreme zu vergrößern vermag. Besonders bemerkt werden muß, daß die sieben im Juni und die fünf im August ausgenommenen Stationen mit normalen oder übernormalen Niederschlägen peripherisch gelegen sind und wie Helder, Bornholm, Skagen und Szegedin auch einem anderen Niederschlagsregime zugerechnet werden dürfen als dem mitteleuropäischen.

Von den übrigen Monaten des verflossenen Jahrganges wiesen an der überwiegenden Mehrzahl der Stationen nur Dezember und Januar unternormale Niederschlagsmengen auf. Sie wurden aber durch den Februar, der fast überall mehr als normale Niederschläge brachte, kompensiert, ebenso wie der meist unternormale März durch April. Die gewöhnlich auf Februar oder April entfallenden Minima der monatlichen Niederschläge weisen also eine geringe Rückverlegung auf.

Das stärkste Defizit der Niederschlagsmenge im ganzen Jahre wiesen, abgesehen von dem unvollständig vertretenen Eichberg, die Stationen Friedrichshafen und Schneekoppe auf, beide mit nur zwei Drittel (genauer

[1]) W. Krebs, Das Hochwasser des verflossenen Jahrganges in meteorologischer Beziehung. „Globus", Bd. 85, S. 27 bis 30. — Derselbe, Referat in den Verhandlungen deutscher Naturforscher und Ärzte zu Kassel, II, I. S. 139 bis 141. — Derselbe, Über meteorologische Hochwasserprognosen usw. Verhandlungen deutscher Naturforscher und Ärzte zu Karlsbad, II, I, S. 112 bis 113.

[2]) W. Meinardus, Über Schwankungen der nordatlantischen Zirkulation und ihre Folgen. Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie, Bd. 32 (1904), S. 354.

Tabelle I.

	Monatssummen der Niederschlagshöhen 1903/1904 in Millimetern.												Unternormale Monate	Jahressumme	Prozente des langjährigen Durchschnittbetrages im			
	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.		mm	Jahr	Juni	Juli	Aug.
Borkum	79	118	79	24	23	62	29	38	35	39	50	28	7	604	86	77	70	31
Wilhelmshaven	77	106	72	14	41	52	28	52	56	39	36	72	5	645	96	63	40	87
Helgoland	90	117	85_n	27	39	54	36	68	52	54	12	47	5	681	92	129	21	55
Keitum	55	127	46	11	39	41	44	55	33	25	15	47	9	538	76	51	24	55
Hamburg	56	108	76	14	35	79	35	54	66	37	31	51	7	642	88	50	34	67
Kiel	67_n	149	58	25	49	67	32	63	47_n	34	35	56	6	682	95	61	40	77
Wustrow	68	94	48	11	17	44	16	73	29	37	41	32	7	510	96	90	56	45
Swinemünde	64	96	52	15	22	53	15	47	27	39	41	25	7	496	88	71	53	42
Rügenwalde	57	65	54	28	32	42	10	80	20	53	19	53	8	513	82	113	22	70
Neufahrwasser	42	59	50	22	14	24	13	47	44	54	39	31	8	439	80	93	53	47
Königsberg	28	75	95	24	28	65	24	53	60	49	58	72	7	631	99	83	78	89
Memel	36	91	91	27	43	74	31	61	63	38	22	58	6	635	108	91	35	38
Helder	89	125	85	31	49_n	69	34	16	50	70	49	40	5	707	106	179	92	53
Skagen	67	145	55_n	19	35	51	28	66	51	26	2	83	5	628	108	62	3	111
Bornholm	67	128	56	22	38	88	26	58	32	38_n	10	25	5	588	110	100	18	31
Wilna	28	131	48	30	52	58	8	42_n	66	73	39	158	4	733	120	107	49	186
Hannover	69	67	57	9	40	47	17	41	65	62	9	40	5	523	88	89	14	61
Magdeburg	58	47	61	13	23	42	32	25	34	40	4	8	9	387	78	77	9	18
Brocken	171	157	193	78	162_n	261	83	128	118	94	50	31	5	1526	90	62	29	21
Erdeborn	53	29	42	7	13	27	25	21	46	44	43	10	9	360	73	85	56	21
Chemnitz	86	87	92	9	27	76	47	61	136[4]	68	46	29	6	764	107	75	56	38
Berlin	52	69	61	12	29	49	16	40	68	38	36	38	6	508	87	58	48	62
Grünberg	38	65	62	25	28	52	25	47	26	26	22	24	8	440	75	46	25	34
Breslau	20	58	60	72	9	44	24	44	31	26	22	38	7	448	79	37	28	46
Eichberg	56	55[6]	76	27	6	32	29	72	15	20	22	27	8	437[6]	64[6]	21	23	27
Schneekoppe	65	120	110	62	50	117	49	86	42	32	26	41	8	800	68	25	11	27
Metz	36	90	61	21	34	65	69	34	44	55	36	65	4	600	104	80	55	120
Mülhausen	29	66	54	39	31	168	38	21	53	30	20	53	11	602	87	39	23	90
Belchen	79	289	266	126	208	248	89	88	159	132	57	104	7	1845	95	83	35	80
Karlsruhe	44	83	79	34	43	93	52	46	97	110	25	69	6	775	108	138	33	121
Frankfurt	27	67	56	18	40	70	50	40	50_n	56	19	24	6	517	85	81	25	42
Friedrichshafen	37	82	104	15	27	68	34	100	104	125	50	38	9	784	68	88	36	28
Bamberg	42	78	73	8	30	63	41	56	131[5]	50	24	42	7	638	101	71	29	70
München	45	64	63	20	18	33	38	81	140	114	39	81	9	736	80	93	30	75
Zürich	70	122	108	27	46	115	54	92	126	115	36	60	8	971	82	82	25	45
Säntis	63	218	312	36	75	232	112	455	452	262	89	194	7	2500	115	94	30	80
Wien	72	57	102	64	4	51	38	99	42	35	16	66	6	646	105	53	24	95
Szegedin	92	40	41	18	43	126[3]	50	5	20	50	14	57	6	556	109	79	26	116
Klagenfurt	102	117	109	174	20	150	77	89	141	134	108	107	4	1328	127	118	74	84

Summe der unternormalen Monate . . . . 262 = 56 Proz.

68 Proz.) der ihnen sonst zukommenden Niederschlagsmenge. Friedrichshafen erhielt also im ganzen 365, die Schneekoppe 385 mm Niederschlagswasser zu wenig.

Die Schneekoppe stand so im Gegensatz zu den anderen mit in Betracht gezogenen Bergstationen, von denen Belchen und Brocken im Jahre nahezu normale Niederschläge, Säntis sogar einen erheblichen Überschuß aufwiesen. Trotzdem äußerten sich gerade im Alpengebiet die übeln Folgen der Sommerdürre sehr deutlich in einem starken Rückgang der Gletscher. Das Camonicatal, das allerdings schon der italienischen Seite angehört, soll seiner Gletscherumkränzung überhaupt beraubt sein. Die Enthlößung der Hochtäler und der Berghänge von dem in Eis und Schnee mehr oder weniger lange magazinierten Niederschlagswasser ging dabei oft recht gewaltsam vor sich und veranlaßte mehrfach Lawinen, einige Male auch Steinschläge und Murbrüche. Die Lawinengefahr beschränkte sich nicht allein auf das Hochgebirge. Während der Nächte zum 23. und 24. Januar 1904 gingen auch im Riesengebirge große, von Stürmen zusammengewehte Schneewächten als Lawinen nieder und veranlaßten besonders im Lomnitztale vorübergehende Hochwasserschwellungen. Da die Quellverhältnisse durch solche Vorgänge dauernd oder auf lange Zeit geschädigt werden, darf man darin das Symptom einer Versteppung erkennen, wie sie schon seit einigen Jahren durch ungewöhnliche Häufung und Verbreitung der saharischen Staubfälle angekündigt wurde. Insofern reiht sich die Sommerdürre 1904 als eine weitere Phase den ungewöhnlichen Witterungserscheinungen der vorhergehenden Jahre an [7].

Weitere Symptome dieser Phase bietet die Verkoppelung von Extremen, die im Bereiche der Temperaturen und der Niederschläge wiederholt entgegentritt [8].

Im Mai 1904 wies die Station Chemnitz während der Woche vor und während der Woche nach der kräftig

[3] 11. Februar mehr als 60 mm.

[4] 29. Mai 67 mm.

[5] 16. Mai 76 mm.

[6] Die Niederschlagsmenge in Eichberg vom 21 bis 31. Oktober 1903 fehlt im Dekadenbericht und war von keiner zugänglichen Stelle zu erhalten.

[7] W. Krebs, Entartung von Blüten im Zusammenhang mit anomalen Witterungsverhältnissen im diesjährigen Frühling und Sommer. Referate in den Verhandlungen deutscher Naturforscher und Ärzte zu Karlsbad, II, 1, 122, sowie im Globus, Bd. 83, S. 84. — Derselbe, Staubfälle, Blutregen, Blutschnee, Globus, Bd. 84, S. 181 bis 184. — Derselbe, Atmosphärische Staubfälle und verwandte Erscheinungen, Archenholds Weltall, Bd. 4, S. 341 bis 342.

[8] Als Material dienten wieder die Täglichen Wetterberichte und die Landwirtschaftlichen Dekadenberichte der Deutschen Seewarte, außerdem auch Zeitungsnotizen.

einsetzenden Nachtfrostperiode Temperaturen bis zu 28° auf. Im Juni erlitt das Mittelrheinland 12 Tage nach einer Temperatursteigerung über 30° (Frankfurt am 18. + 32°) auf dem Hunsrück Nachtfrost. Wenige Tage vorher, am 28. Juni, soll Goldap in Ostpreußen sogar Schnee gehabt haben. Nach einer seit zwei Monaten anhaltenden ungewöhnlichen Wärme, die auch auf Gipfelstationen nur gelegentlich von gelinden Nachtfrösten unterbrochen war, setzte im Alpengebiet während des letzten Drittels des August ein Wettersturz ein mit Frösten, die die Temperatur am 26. August auf dem Sonnblick nicht über 6, auf der Zugspitze nicht über 3° Kälte hinaus gelangen ließen.

Die Gewittererscheinungen traten wiederholt als Wirbelstürme von ungewohnter Stärke auf. Zerstörende Tornados erlebten zum Beispiel Nordböhmen am 23. April, Seitentäler des Oberrheinlandes am 25. Juli 1904. Diese letzteren Stürme traten, wie einige nicht ganz so heftige während des Juni und Juli in Ostdeutschland, ohne wesentliche Niederschläge auf. Stellten sich solche ein, so fielen sie gewöhnlich in kurzer Zeit mit ungemeiner Schwere, als Wolkenbrüche und stellenweise auch als großkörniger Hagel.

Hochwassergefahr trat nur vorübergehend auf.

Während der Wintermonate, bis in den März hinein, lag das entschieden mit an dem schnellen Einsetzen scharfer Frostperioden. Dieser Zusammenhang ist von mir schon in dem vor fünf Jahren, gelegentlich der Münchener Tagung, gehaltenen Vortrage hervorgehoben worden[9]). Er hat im verflossenen Jahrgange vor allem durch das schwere Hochwasser bei Pittsburg in Pennsylvanien vom 23. Januar, das schon Dammbrüche herbeigeführt hatte, sehr deutliche Bestätigung erfahren, da bei wiedereintretendem Froste diese große Gefahr sogleich gehoben war. Ähnlich verhielt es sich in kleinerem Maßstabe mit Regen- und Schmelzfluten, die Ende November 1903 das untere Neckargebiet, während des Januar 1904 Prudnik, Bober und Queis im Odergebiete, im Februar west- und süddeutsche Stromgebiete und im März Teile des Elbgebietes betrafen. Unter schwerem Eisgang litten nur Weser und Rhein gegen Mitte Januar. Die Unterelbe wurde um dieselbe Zeit von einer gefahrdrohenden Sturmflut heimgesucht.

In den folgenden Frühlings- und Sommermonaten standen örtlich und zeitlich beschränkte Flußschwellungen im Zusammenhang mit den erwähnten Gewittererscheinungen. Gerade während der sonst ausgeprägt trockenen Monate Juli und August verging fast keine Woche, in der nicht irgendwoher aus dem deutschen oder österreichischen Binnenlande ein schwerer Wolkenbruch gemeldet worden wäre. Meist wurden allerdings das westliche Mittelgebirge oder das Alpengebiet heimgesucht. Aber auch das sonst besonders trockene Schlesien ging nicht ganz leer aus. Merkwürdigerweise ereigneten sich aber hier die Wolkenbrüche vom 7. August 1904 in der oberschlesischen Niederung bei Schönwitz und Schierokau. Wohl hauptsächlich aus diesem Grunde waren sie auch nicht mit örtlicher Hochwassergefahr verbunden.

In der dritten und vierten Woche des April wurden dagegen einige Sudetenflüsse, besonders die Biela, die Hotzenplotz und die Lausitzer Neiße von schadendrohenden Hochwassern heimgesucht[10]). Diese gehörten aber noch in den Bereich der nachwinterlichen Schmelzfluten. Die Wetterlage ließ allerdings wiederholt östliche Interferenz erkennen. Aber die trotzdem nicht sehr nachhaltigen Niederschläge entsprachen schon sehr dem trockenen Charakter des verflossenen Jahrganges.

Eine ähnliche Erscheinung wiederholte sich Ende August. Im Gefolge östlicher Interferenz drohte Hochwasser in den Gebieten der Traun und Ache, ohne schließlich die befürchteten Gefahren herbeizuführen.

Infolge der vorwiegenden Trockenheit war anscheinend noch nicht Feuchtigkeit genug vorhanden, um einerseits zu ergiebiger Kondensation über einem größeren Gebiete zu führen und andererseits den Mechanismus der Hochwasserdepression auf eine längere Zeit durch den Auftrieb durch Kondensation erwärmter Luft in Gang zu halten[11]).

Sehr deutlich trat dieser Zusammenhang an der ersten und einzigen großen Hochwasserepoche des verflossenen Jahrganges entgegen. Es ist diejenige vom 13. und 14. September 1903, die schon in meinem vorjährigen Vortrage berührt werden konnte[12]). Die Untersuchung ihres auf das östliche Alpengebiet entfallenden Hauptaktes durch den Grazer Meteorologen Prohaska hat eine neue Klärung über ihr eigenartiges Verhalten geschaffen, die auch der Hochwasserprognose einen sehr wesentlichen Fortschritt verspricht.

An diesem Beispiele hatte ich in dem Kasseler Vortrage von neuem hervorgehoben, daß die zeitliche Indikation gut, die örtliche unsicher ist. Tatsächlich wurde von preußischen Landesteilen noch nicht einmal das Glatzer Bergland von Hochwasser heimgesucht. Das dahingehende Zeitungstelegramm war irrig, und weder Hotzenplotz noch Glatzer Neiße wiesen im ganzen September 1903 ungewöhnliche Höchststände auf[13]). Die Hochwasser vom 13. und 14. September 1903 beschränkten sich vielmehr ganz auf österreichische Landesteile, sie betrafen vor allem das Donaugebiet Kärntens.

Nach der Zusammenstellung Prohaskas fielen die stärksten Niederschläge, die stellenweise innerhalb 24 Stunden 200 mm überstiegen, an den Hängen der Gailtaler und der Karnischen Alpen im westlichen Kärnten[14]).

Noch während die Niederschläge der ersten Maximalperiode stattfanden, am 13. September zwischen 1 und 4 Uhr nachmittags, begannen in dem zwischen jenen Alpenausläufern gelegenen Gailtale die Verheerungen der Wildbäche. „An der Südwand des Dobratsch (in den Gailtaler Alpen) entwickelten sich Wasserfälle, die einen großartigen Anblick gewährt haben sollen."

Die Intensität der Kondensation wurde auch durch die Größe der Hagelkörner belegt, an denen Durchmesser bis zu 3½ cm gemessen wurden, bei Raibl.

Prohaska erklärt diese Kondensation ebenfalls im wesentlichen aus der Mischung verschiedener Luftschichten. Sie ging vor an der Grenze zweier Luftströmungen, einer kalten unteren, aus nordöstlicher Richtung, die von etwa 1500 m Höhe an von einem mächtigen warmen Südstrom überflutet war. Der Be-

[9]) W. Krebs, Die meteorologischen Ursachen der Hochwasserkatastrophen in den mitteleuropäischen Gebirgsländern. Aus dem Archiv der Deutschen Seewarte, Hamburg 1900, VI, S. 6. Referat in den Verhandlungen deutscher Naturforscher und Ärzte zu München, II, I, S. 254 bis 255.

[10]) Eine genaue Kontrolle der ebenso wichtigen wie keineswegs immer zuverlässigen Zeitungsnachrichten über Hochwasserschwellungen im Odergebiet wurde durch das sehr dankenswerte Entgegenkommen der Königlichen Oderstrom-Bauverwaltung ermöglicht. Sie übermittelte dem Vortragenden allmonatlich die Höchststände der Oder an mehreren Stellen, sowie ihrer wichtigsten Zuflüsse (vgl. auch Anm. 11 bzw. 13).

[11]) Vgl. hierzu W. Krebs, Die Hochwasser des verflossenen Jahrganges usw. Globus, Bd. 85, S. 27 bis 30, besonders S. 30.

[12]) W. Krebs, a. a. O. (Anm. 11), S. 29 bis 30.

[13]) Vgl. Anm. 10 und 11.

[14]) K. Prohaska, Das Hochwasser vom 13. zum 14. September 1903 in den Ostalpen. Meteorologische Zeitschrift, Bd. 21, S. 153 bis 162. Tafel 2.

obachter zu Pontafel berichtete: „Bis zu einer Höhe von 1500 m hinauf herrschte ziemlich starker Nordostwind, welcher die aus Südwest stürmisch heranziehenden Wolkenberge unaufhörlich zu neuen Niederschlägen zwang.“ Bei einem früheren, ganz ähnlichen Gewittersturm, der am 25. August 1890 in Kärnten bis zu 88 mm Niederschlag brachte, berichtet der Beobachter von Arriach bei Villach: „Der Wolken- und Gewitterzug war aus Südwest; während sich aber die Gewitter aus dieser Richtung fortwährend ergänzten bzw. ersetzten, blies seit 3¹/₄ Uhr nachmittags NW_7 und trieb Wolken nach Südost, also kreuzten sich zwei Gewitter“ [15]). Da Prohaska ausdrücklich das Vorhandensein mit dem Südstrom fortschreitender Wirbelsysteme anerkennt, da außerdem seine etwas künstliche, weil mit einer Berechnung der Luftdruckverhältnisse in einem oberen Niveau von 2500 bis 3000 m Meereshöhe arbeitende Erklärung dieser Strömungsgegensätze schließlich auch mit meiner Annahme miteinander interferierender Druckrinnen nicht unvereinbar ist, darf ich diese Erklärung hier wohl übergehen und aus seiner Untersuchung sogleich die Nutzanwendung auf meine Annahme machen.

Die mit schweren Niederschlägen und einem Wettersturz (Kälterückschlag) verbundenen Gewittererscheinungen sind in genau demselben Zusammenhange von Prohaska schon zweimal festgestellt worden. Außer an dem erwähnten Datum, dem 25. August 1890, geschah es für den 4. September 1892 [16]). Jedesmal stellte sich als notwendige Bedingung je eine Depression über Norditalien und im höheren Norden Europas, sowie eine Abkühlung des nördlichen Alpenvorlandes durch kalte und ziemlich starke Niederschläge heraus.

Man kann diese aus der Wirkung einer schon im Abzug begriffenen nordischen Druckrinne oder eines von der nordischen Depression nach Süden ausstrahlenden ganzen Rinnensystems ansehen. Auf ihrer Rückseite bedingen sie nördliche Winde und demzufolge am Nordhange der Alpen stark abkühlende Niederschläge. Dringt eine Druckrinne von einem südländischen Tief in dieses also kalt erhaltene Gebiet ein, so wird die warme Südströmung ihrer Vorderseite genötigt sein, die kalten Nordströmungen zu überfluten. Sie wird ferner, bei Kondensation durch Mischung, erheblich rascher ihren südländischen und den nordländischen Feuchtigkeitsvorrat zum Niederschlagen bringen, als wenn der Temperaturunterschied nicht so erheblich ist.

Ich habe in bezug auf diese Temperaturunterschiede einen Vergleich angestellt zwischen der Depressionsbildung vom 14. September 1903 und den sonst ganz analogen Bildungen der Hochwasserdepressionen vom 28. Juli 1897 und vom 10. September 1899. Ich begnügte mich vorläufig, als Maßstab den Unterschied der Morgentemperaturen von Florenz und von München an den vier Vortagen zu wählen [17]). Es ergab sich die in Tabelle II niedergelegte Zusammenstellung.

Ohne weiteres geht aus der Zusammenstellung hervor, daß die Temperaturunterschiede zugunsten der italienischen Station bei der letzteren, für deutsche Gebietsteile ziemlich trockenen Depressionsbildung einer weit höheren Größenordnung angehören als bei der Bildung der für das südostdeutsche Binnenland verhängnisvollen wirklichen Hochwasserdepressionen.

Tabelle II.

Unterschied der Temperaturen 8 V. Florenz minus München. °C.

24. bis 27. Juli 1897	3	2	6	7	Typus I, vor Oderhochwasser
6. bis 9. Sept. 1899	0	2	2	6	
10. bis 13. Sept. 1903	11	8	10	14	Typus II, vor Wettersturz in den Alpen.

Die Temperaturgegensätze, die Prohaska vom ersten Regentage angibt, sind weit erheblicher. Am 25. Aug. 1890 konnten im Norden und Süden der Wetterscheide Unterschiede bis zu 24°, am 13. September 1903 sogar bis zu 26° nachgewiesen werden. Es ist zweifellos, daß durch Berücksichtigung besonders geeigneter Stationen oder auch durch geeignete Durchschnittsbildungen die Sicherheit des prognostischen Urteils verschärft werden kann. Aber gerade zu den alltäglichen methodischen Schwierigkeiten jeder Wettervorhersage gehört es, daß sie sich mit den jederzeit gegebenen Verhältnissen abfinden muß.

Einen kontrollierenden Vergleich der Temperaturverhältnisse vor den Oderhochwassern bis 1880 zurück habe ich deshalb ebenfalls nur auf den Unterschied der Morgentemperaturen Florenz minus München bezogen. Jedenfalls sind sie bis dahin zurück, soweit nicht das eine oder andere Wettertelegramm ausgeblieben war, aus den Witterungsberichten der Täglichen Wetterberichte der Seewarte ohne weiteres zu berechnen, in den meisten Jahren auch aus der Temperaturkarte zu entnehmen. Da beide Stationen nahezu auf dem gleichen Meridian liegen, dürfen die 8 V.-Beobachtungen nach Ortszeit wie nach mitteleuropäischer Zeit als gleichzeitig angenommen werden.

Die Daten der Oderhochwasser entnahm ich der Zusammenstellung, die H. Kaßner in der Zeitschrift für Bauwesen veröffentlicht hat, von 1880 bis 1899 [18]). Ich ergänzte sie bis 1903. Da von Kaßner nur die nackten Kalenderzeiten angegeben sind, wählte ich als abschließenden Tag jedesmal den Vortag des ersten Hochwassertages. Wenn die Wetterberichte für südostdeutsches Gebiet starke Niederschläge schon an ihm notierten, für die letzten 24 Stunden vor 8 V., ist die in der Tabelle gegebene Unterschiedszahl mit einem * versehen.

Die so hergestellte Tabelle III gibt zugleich einen Überblick über die Beobachtungslücken, mit denen die praktische Wettervorhersage sich hätte abfinden müssen. Das sind greifbare Fälle der schon erwähnten methodischen Schwierigkeiten.

Aus der Tabelle geht hervor, daß die Temperaturunterschiede an den Vortagen der Oderhochwasser sich deutlich dem Typus I (Tabelle II) anschließen. Am deutlichsten ist es an den zwei Vortagen, also zwei bis drei Tage vor Eintreten des Hochwassers. Mit einer Wahrscheinlichkeit von mehr als 90 Proz. kann man innerhalb dieser Zeit erkennen, ob Typus I oder Typus II vorliegt.

Für die Hochwasserprognose auf Grund der östlichen Interferenz folgt daraus der schon recht hoch zu schätzende Vorteil, zwei bis drei Tage vor dem kritischen Termine auf Grund der vorhandenen Wetterkarten feststellen zu können, ob die in Entwickelung begriffene Wetterlage allein für Österreich-Ungarn, besonders für das meist heimgesuchte Kärnten, oder aber ob sie auch für reichsdeutsche Gebietsteile verhängnisvoll wirken wird [19]).

[15]) K. Prohaska, Die Gewitter und der Wettersturz vom 25. und 26. August 1890 in den Ostalpen. Meteorologische Zeitschrift, Bd. 9, Tafel 2, S. 161 bis 173, besonders S. 162.

[16]) K. Prohaska, Die Gewitter und der Wettersturz am 4. September 1892. Meteorol. Zeitschr., Bd. 11, S. 241 bis 245.

[17]) Als Material dienten die Täglichen Wetterberichte der Deutschen Seewarte.

[18]) H. Kaßner, Die wahre Wetterlage bei dem Hochwasser in Schlesien Ende Juli 1897. Zeitschr. für Bauwesen, Bd. 50, S. 454 bis 466, bes. S. 458.

[19]) Weitere, nach dem Vortrage ausgeführte Untersuchungen ergaben auch die Brauchbarkeit der Unterschiede der Maximaltemperaturen Florenz minus München und Triest minus München, die für die Oderhochwasser Nr. 23 und 24 bzw. Nr. 17 bis 24 der Tabelle gebildet wurden. Die entsprechenden Temperaturunterschiede konnten für die Wetterstürze vom 25. August 1890 und 4. September 1892 aus äußeren, dem

Tabelle III.
Temperaturunterschiede Florenz minus München 8 V. an fünf Vortagen vor Eintritt eines Oderhochwassers.

Nr.	Jahr	Datum	Temperaturunterschiede in °C zurück um Tage				
	des Hochwassers		5	4	3	2	1
1	1880	August, 4. bis 5.	?	?	8	8	7
2	1882	Juli, 17. bis 18.	5	?	6	5	1
3	1883	Juni, 20.	2	2	8°	8°	7°
4	1885	Mai, 15. bis 16.	?	3	?	?	?
5	1886	Juni, 21.	?	9	10	?	2
6	1888	August, 2. bis 3.	5	?	?	5	7°
7	1888	Sept., 2. bis 3.	8	4	?	?	7
8	1888	Sept., 7. bis 8.	8	?	8	3	3
9	1889	Juli, 28. bis 29.	8	?	5	3	9°
10	1890	September, 3.	7	12	5	7	8
11	1891	Juli, 14.	7	7	11	7	5
12	1891	Juli, 20. bis 21.	3	?	2	3	2
13	1892	Juni, 4.	?	1	?	−1	2
14	1892	Juli, 19.	8	9	7	4	12°
15	1894	Juni, 15. bis 17.	1	6	12	5	5
16	1896	Mai, 4. bis 7.	−2	3	2	3	7°
17	1897	Mai, 12.	12	5	6	6	?
18	1897	Mai, 15. bis 16.	6	?	13°	7°	3
19	1897	Juli, 30. bis 31.	2	6	7	9°	?
20	1899	Mai, Anfang	3	6	5	2	5
21	1899	Juli, 7. bis 9.	5	8	3	6	4
22	1899	Sept., 11. bis 13.	0	2	2	6°	6°
23	1902	Juni, 14. bis 19.	6	6	7	2	5
24	1903	Juli, 7. bis 25.	6	2	6	2	3
Gesamtzahl			19	17	20	21	21
Prozentsatz der Unterschiede von weniger als 8°			74	77	65	86	91
Derselbe Prozentsatz vor Eintritt der Niederschläge [20])					72	94	100

Ein wichtiger Fortschritt zur Bestimmung der örtlichen Indikation ist damit erreicht. In erster Linie ist er zu danken den über mehr als ein Jahrzehnt zurückreichenden Untersuchungen Prohaskas.

Auf den nur die südländischen Verhältnisse betreffenden Erklärungsversuch Prohaskas nicht genauer einzugehen, lag der besondere Grund vor, daß Meteorologen früher abweichender Richtung, sofern sie nur die gesamten mitteleuropäischen Verhältnisse in Betracht ziehen, sich mehr und mehr der Interferenzerklärung zuneigen. Vor allem schlagen in diese Richtung zwei Veröffentlichungen ein, die im vorigen Jahrgange erschienen, aber Spezialfälle des vorhergehenden Jahrganges 1902/1903 betrafen.

K. Fischer behandelte in der Geographischen Zeitschrift Entstehung und Verlauf des Oderhochwassers im Juli 1903 [21]). G. Schwalbe bearbeitete in den Annalen der Hydrographie den Schneesturm vom 18. bis 20. April 1903 in Ostdeutschland [22]).

Fischer steht von vornherein auf der von Hellmann und Kaßner geschaffenen Grundlage, die von den Zugstraßen der Depressionen ausgeht und im wesentlichen die Zugstraße Vb für die Sommerfluten im östlichen Mitteleuropa verantwortlich erscheinen läßt. Ein besonderes Verdienst seiner Arbeit möchte ich darin sehen, daß sie auf die in der Zeitschrift für Bauwesen erschienene Abhandlung Kaßners über die wahre Wetterlage bei dem Hochwasser in Schlesien Ende Juli 1897 hingewiesen und dadurch diese Abhandlung im Kreise der Fachgenossen erst allgemeiner bekannt gemacht hat.

Sachlich gibt Fischer aber zu, daß das Zusammenwirken eines nordländischen und eines südländischen Tiefs von augenfälliger Bedeutung erscheint, und daß die eigentliche Hochwasserdepression am 7. Juli deutlich da entstand, wo sich von diesen Tiefs ausgehende Luftdruckfurchen kreuzten (S. 323). Nur erhofft er sehnlichst erst genauere meteorologische Untersuchung. Besonders scheint er, nach einer späteren Bemerkung (S. 325), als deren Gegenstand die Verhältnisse der oberen Atmosphäre zu meinen.

Aber nach der von ihm angeführten Untersuchung Kaßners waren diese gelegentlich der Hochwasserepoche von Juli 1897, soweit sie die grundlegenden Luftdruckverteilungen betrafen, in 2500 m Meereshöhe nicht wesentlich von denjenigen an der Erdoberfläche verschieden.

Auch Schwalbe, der den Luftdruck über Mitteleuropa für einen Tag der von ihm untersuchten Niederschlagsepoche, den 19. April 1903, in 2500 m Meereshöhe kartierte, fand keine wesentlichen Verschiedenheiten heraus. Wie ich in meinem vorjährigen Vortrage ausführte, dankte das östliche Mitteleuropa die damaligen enormen Schneefälle einer echten Hochwasserdepression, gebildet durch östliche Interferenz. Ich bezeichne diese Schneelasten deshalb „als Hochwasser, das infolge der Kälte von vornherein als Schnee magaziniert war". „Bei wärmerem Wetter" hatte meine Prognose vom 17. April auch auf die Möglichkeit von Hochwasserschwellungen Bezug genommen. Durch das freundliche Entgegenkommen des das hydrographische Material in sehr vollkommener Weise beherrschenden Herrn Fischer bin ich nachträglich in der Lage, das tatsächliche Eintreten solcher Schwellungen am 19. und 20. April in einigen Zuflüssen des Odergebietes festzustellen.

Was nun die konkreten Ergebnisse der Kaßnerschen und der Schwalbeschen Arbeit betrifft, so darf ich sie kurz dahin zusammenfassen, daß sie Spezialfälle meiner früher und ganz allgemein aufgestellten Behauptung der Bildung von Hochwasserdepressionen durch ein Zusammenwirken von nord- und südländischen Depressionsgebieten bilden. Dieses Zusammenwirken kommt auf eine Interferenz der Druckrinnen hinaus. Die volle Bestätigung auch dieser meiner Anschauung wird trotz der sehr sorgfältigen Kartierung der Luftdruckverhältnisse über Mitteleuropa nur dadurch etwas verschleiert, daß die nordeuropäischen Verhältnisse den mittel- und südeuropäischen gegenüber zu kurz kommen. Sonst hätte Kaßner nicht die von Westen nahenden Teilminima Herrmanns übersehen, die ich als Druckrinnen des nordischen Tiefs auch auf seinen genauen Karten wiederfinde [23]). Und sonst hätte Schwalbe in dem Teilminimum über der Ostsee nicht eine selbständige Depression gesehen, die sich mit dem nördlichen Ausläufer des südländischen Tiefs zur Hochwasserdepression vereinigte.

Doch wird auch durch diese sicherlich unbewußte

unter Anm. 20 erwähnten ähnlichen Gründen nicht gebildet werden. Für die auf Alpengebiete beschränkten Hochwasser vom 22. August, 27. August und 11. bis 12. Oktober 1904 ergaben sie eine große Annäherung an Typus II der Tabelle II. Diese Hochwasser schlossen sich also auch in bezug auf die vorgängigen Temperaturen den Wetterstürzen an.

[20]) Wahrscheinlich ist dieser Prozentsatz in Wirklichkeit noch höher, da erst im Laufe der Untersuchung und zunächst nur nebenbei auf die Niederschläge geachtet wurde. Bei der nicht überall leichten Zugänglichkeit älterer Wetterberichte mußte auf ein Nachholen etwa noch vorhandener Daten verzichtet werden. Aus gleichem Grunde unterblieb ursprünglich die Ausfüllung der Lücken aus österreichischen und italienischen Wetterberichten. Doch kam es in dieser Hinsicht auch darauf an, zu sehen, wie weit man, bei eventueller Prognose, mit Hilfe der rechtzeitig eingehenden einheimischen Berichte allein gelangen könne.

[21]) K. Fischer, a. a. O., Bd. 10, S. 316 bis 332.

[22]) G. Schwalbe, a. a. O., Bd. 32, S. 62 bis 69. Vgl. auch W. Krebs, Der Schneesturm vom 18. bis 20. April 1903 in Ostdeutschland, Globus, Bd. 86, S. 32 bis 33.

[23]) E. Herrmann, Über die allgemeinen atmosphärischen Vorgänge vor und während der diesjährigen Überflutungen in Schlesien, Sachsen und Nordböhmen. Annalen der Hydrographie usw., Bd. 25, S. 387 bis 390, Taf. XII. Vgl. auch Anm. 9.

Verschleierung der Eindruck nicht beeinträchtigt, daß die verderbenschwangere Zugstraße Vb sich sehr erheblich zu metamorphosieren beginnt in eine einfache, Teildepressionen enthaltende Druckrinne, die von einem südländischen Tief über die östlichen Alpenausläufer nach Norden gestreckt ist[24]). Sie gibt dann Anlaß zur Ausbildung einer nahezu stagnierenden Hochwasserdepression, wenn ein nordisches Tief selbst oder mit seinen Ausläufern in sie einfällt. Aber auch dann wird sie dem südlichen und östlichen Deutschland nur unter der Bedingung zum Verhängnis, daß der Feuchtigkeitsvorrat nicht durch verfrühte, an Niederschlags- und Temperaturverhältnissen um mehrere Tage vorauszubestimmende Kondensation oder — seltener — durch langdauernden Regenmangel nördlich und südlich der Alpen erschöpft sei.

[24]) Gelegentlich einer späteren Vortragsdiskussion erhielt ich die ausdrückliche Versicherung, daß die gegenwärtige Anschauung in maßgebenden meteorologischen Kreisen Berlins dahin ginge, die östliche Hochwasserdepression würde gebildet, „wenn sich die Zugstraßen Vb und IIIa kreuzten". Zugstraßen sind aber unter allen Umständen Abstraktionen, während Druckrinnen reelle, wenn auch ebenfalls erst auf Luftdruckkarten festzustellende Gebilde sind. Die gänzliche Einigung wird demnach wohl nicht lange mehr ausbleiben.

Abweichungen der Niederschläge über Mitteleuropa vom langjährigen Durchschnitt im Hochwasserjahre 1902/1903 und im Dürrejahre 1903/1904.

Abb. 1. Meteorologisches Jahr 1902/1903.

Abb. 4. Meteorologisches Jahr 1903/1904.

Abb. 2. Juli 1903.

Abb. 5. Juli 1904.

Abb. 3. August 1903.

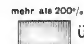
Abb. 6. August 1904.

Anomalie der Niederschläge.

100—200%



mehr als 200%



Übermaß.



50—100%



25—50%





weniger als 25%

Defizit.

In den sechs Skizzen sind die auf Prozente der langjährigen Durchschnittswerte berechneten Niederschlagsmengen nach geometrischer Progression kartiert. Zum Vergleich sind die vollen Jahrgänge (September bis August) sowie die am stärksten betroffenen Monate Juli und August nebeneinandergestellt. Besonders für diese Monate des Jahrganges 1902/1903 stellen sich einige Abweichungen der kartierten von den aus der Tabelle (Globus, Bd. 85, S. 27) zu berechnenden Werten heraus. Das liegt hauptsächlich daran, daß die für die deutschen Küstenstationen in der Tabelle den Monatsberichten der Annalen der Hydrographie entnommenen Monatssummen nicht unerheblich abweichen von den Summen, die sich bei genauer Nachrechnung aus den korrigierten täglichen und Dekaden-Berichten der Deutschen Seewarte ergeben. Den Karten für 1902/1903, sowie der Tabelle und den Karten 1903/1904 sind deshalb durchgängig meine eigenen Summierungen zugrunde gelegt.

Die Jahrgangskarten (Abb. 1 und 4) lassen vor allem eine inselartige Umgrenzung sowohl des Übermaßes von 1902/1903 als auch des Defizits von 1903/1904 über Nord- und teilweise Mitteldeutschland erkennen. Der eine Jahrgang wurde in bezug auf die Niederschläge vom anderen einigermaßen kompensiert.

Im kleinen tritt eine ähnliche Erscheinung beim Vergleich der Monatskarten für Juli und August 1904 (Abb. 5 u. 6) entgegen. Das Thüringer Land, einschließlich des preußischen Anteils, litt im Juli weniger, im August entsprechend mehr unter Regenmangel als seine Nachbargebiete im Osten und Westen.

Als von der Dürre bis August 1904 meist heimgesuchte Landstriche müssen das Mansfelder Land im nordöstlichen Thüringen und das Bodenseegebiet im südlichen Schwaben mit ihrer Nachbarschaft gelten. Denn in beiden Gebieten setzte das Defizit der Niederschläge schon während des August 1903 ein (Abb. 3). Erdeborn im Mansfelder Lande verzeichnete für den ganzen folgenden Jahrgang 1903/1904 nur 73 Proz., Friedrichshafen im Bodenseegebiet sogar nur 68 Proz. des bisherigen Niederschlag-Mittels. In den während dieses Jahrganges mit ähnlichem Regenmangel heimgesuchten schlesischen Stationen wies der August 1903 noch einen Überschuß auf. Doch nahm die Dürre in diesem Gebiete schließlich einen gefährlichen Charakter an, weil dort die Regen auch im September 1904 noch großenteils ausblieben.

Das indische Erdbeben vom 4. April 1905

gehört zu den furchtbarsten, die die Halbinsel je betroffen haben. Wohl war auch das indische Erdbeben vom Juni 1897 äußerst heftig, doch war der Verlust an Menschenleben lange nicht so groß, wie er es jetzt gewesen zu sein scheint; denn damals erfolgten die Erdstöße gegen 5 Uhr nachmittags, d. h. zu einer Tageszeit, da die meisten Bewohner außerhalb ihrer zusammenstürzenden Häuser weilten, während diesmal die Stöße kurz nach 6 Uhr früh auftraten. Die Zahl der Toten wird auf 20000 geschätzt, doch fehlt es zurzeit, Ende April, noch an genaueren Nachrichten, ebenso an einem Überblick über die Ausdehnung der heimgesuchten Gebiete und über die sonstigen Einzelheiten.

Der Ursprung des Erdbebens dürfte auch diesmal im Himalaja zu suchen sein. Zwei Tage vor dem ersten in Indien gespürten Stoß berichteten die Punjabstationen von große Mengen Staub und Asche mit sich führenden Stürmen, und Eingeborene, die aus dem Himalaja nach Simla kamen, erzählten von einer vulkanischen Eruption in den Bergen des Schutzstaates Bashahr im Nordosten der Stadt. Als Zentrum des Bebens wird die Gegend von Dharmsala im Kangratal bezeichnet; diese Stadt des Tales, sowie auch Kangra selbst und Palampur sind gänzlich zerstört. Die Kraft nahm durch das Punjab und die Vereinigten Provinzen ab, rapid von Rajputana gegen Norden. Die Zone, die, soweit bisher bekannt, ernstlichen Schaden erlitten hat, wird durch eine Linie über die Orte Shahpur (westnordwestlich von Lahore), Kangra, Jawalamukhi (im Kangratal), Sujanpur und Baijnath bezeichnet. Danach sind gerade Gebiete in Mitleidenschaft gezogen, wo es, wie besonders im Umkreise der Sanatorien und Truppenlager, viele steinerne Gebäude nach europäischer Art gibt, die natürlich unter den Stößen viel litten. Das gilt von Simla, dem schon erwähnten Dharmsala, Dalhousie, Mussooree, Dehra Dun, Almora, Ranikhet und Naini Tal.

Der Seismograph in Göttingen zeigte das Erdbeben deutlich an, und auch im Royal Observatory von Edinburg nahm man es wahr. Hier machte es sich um 1 Uhr früh durch einige sehr kleine Wellenbewegungen bemerkbar, während 8 Minuten später die größeren Wellen begannen. Das Maximum der Störungen zeigte das Instrument um 1,30 Uhr früh an, und eine fast ebenso starke Störung folgte $1\frac{1}{2}$ Minuten später. Von da ab nahmen die Erschütterungen ab, und um 4,43 Uhr früh hörten sie auf. Der Zeitunterschied zwischen Dharmsala und Edinburg beträgt 5 Stunden. Andere Seismogramme sind in Shide (Insel Wight) und Pola aufgenommen worden, und weitere werden ja noch bekannt werden. In Verbindung damit ist zu erwähnen, daß ein heftiger, 6 Sekunden andauernder Stoß am 9. April um 8,20 Uhr abends in Benevent gespürt wurde, und daß in Simla neue Stöße am 10. und 11. April beobachtet worden sind.

Kleine Nachrichten.

— Seton-Karrs Untersuchungen in der Fayumwüste. H. W. Seton-Karr ist vor kurzem von seiner zehnten Studienreise in das Fayum nach Kairo zurückgekehrt. Er hat dabei gefunden, daß einmal der alte See Kurun eine Reihe kleinerer Oasen oder Seen im Nordwesten seiner heutigen Stelle und 15 bis 30 km von ihr entfernt gebildet habe. Auf den Bodenerhebungen an den Rändern dieser Einsenkungen und zwischen ihnen fand Seton-Karr Spuren alter, wahrscheinlich neolithischer Ansiedelungen in Gestalt von Getreidereibern, Quetsch- und Mahlsteinen, die inzwischen im Kairiner Museum aufgestellt worden sind. Rund herum zerstreut fanden sich gleichalterige Feuersteingeräte des Fayumtypus. Von dieser Örtlichkeit hatten wohl die Beduinen die — jetzt selten gewordenen — Pfeilspitzen und Geräte hergeholt, die sie zum Kauf anboten.

— Hall über die Ruinen des Maschonalandes. Theodor Bent hat 1891, auf Grund archäologischer Forschungen an Ort und Stelle, die Behauptung aufgestellt, die Ruinen von Simbabye (Zimbabwe) in Maschonaland seien einst eine befestigte Kultusstätte inmitten eines Goldminendistriktes gewesen, erbaut von Kolonisten des Sabäischen Reiches in Südarabien. Bents Entdeckungen und Deutungen bedurften aber wegen des lückenhaften und ungenügenden Materials, welches in allzu kurzer Zeit angesammelt worden, der auf erneute und gründliche Untersuchungen gestützten Bestätigung. Diese glaubt nun Richard Hall geliefert zu haben, dem man zusammen mit W. G. Neal bereits ein Buch über jene Ruinen („The Ancient Ruins of Rhodesia", London 1902) verdankt. In der Londoner Geographischen Gesellschaft hat er darüber am 23. Januar d. J. (Geogr. Journal, April 1905, S. 405) einen orientierenden Bericht erstattet. Hall, mit reichlichen Mitteln versehen, beschäftigte sich im ganzen acht Jahre lang mit den vielen über ganz Südrhodesia zerstreuten Bauresten aus vergangenen Jahrhunderten und hielt sich speziell in Simbabye über zwei Jahre auf. Alle bisherigen, noch dürftigen Ausgrabungen wurden ungemein vervollständigt und wertvolle neue wurden vorgenommen; sorgfältige Vergleiche nicht nur der Ruinen und der Fundstücke in Maschonaland untereinander wurden angestellt, sondern auch Vergleiche mit den Bauten in Arabien aus ältester und späterer Zeit. Als Endresultat ergab sich nach Hall folgendes: Die Zahl der jetzt in Rhodesia aufgefundenen Ruinen beträgt gegen 300. Sie gehören drei bestimmt zu unterscheidenden Perioden an, sind aber alle fremdländischen Ursprungs, mit Ausnahme einiger, die wahrscheinlich von den Eingeborenen den bereits vorhandenen nachgeahmt worden sind. Die jüngsten datieren aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert; sie sind zugleich die zahlreichsten. In das frühe Mittelalter müssen viele von jenen verlegt werden, die man bisher zu den ältesten rechnete. Aus der allerersten Periode, d. h. aus der Zeit der ersten Einwanderung aus dem Sabäischen Reich, existieren nur wenige Überreste, und zwar hauptsächlich in Simbabye: ein-

zelne Teile des elliptischen Tempels und der Akropolis und wahrscheinlich ein paar Mauern im „Ruinental". Unwiderleglich stehe jetzt fest, daß die Gründer und Erbauer von Simbabye, die zugleich die Goldminen der nächsten Umgebung entdeckten und ausbeuteten, einem Volke von so hoch entwickelter Kultur angehörten, wie es in jenen ältesten Zeiten nur die semitischen Stämme in Babylon, Phönikien und Arabien waren. Sie waren einer Naturreligion ergeben (dem Sonnen- und Sternendienst); sie hatten astronomische Kenntnisse; denn durch die besondere Anlage ihrer Tempel suchten sie den Eintritt der verschiedenen Jahreszeiten und den Beginn der religiösen Festtage deutlich und genau zu markieren; sie verstanden mit großer Kunstfertigkeit Mauern mit den charakteristischen Zickzackverzierungen zu errichten und die Specksteinblöcke auf praktische Weise zu bearbeiten. Aus den aufgefundenen Werkzeugen und Gußmodellen, aus dem zweckmäßigen Ineinandergreifen der entdeckten Minengänge sei zu entnehmen, daß sie sehr geschickt im Bergbau waren und ungeheure Schätze aus dem Boden gewannen. Hall vermutet, daß sie Gold im Werte von mindestens 75 Millionen Pfd. Sterl. zutage gefördert haben. — Inzwischen hat Hall in einem neuen, umfangreichen Buche („Great Zimbabwe", London 1905) sich über diese Dinge ausführlicher verbreitet. B. F.

— Flinders Petries Forschungen auf der Halbinsel Sinai. Prof. Flinders Petrie beschäftigt sich zurzeit mit der archäologischen Erforschung der Halbinsel Sinai. Ende März kehrte er von einer Reise dorthin nach Suez zurück, und in der „Egyptian Gazette" ist über seine Ergebnisse folgendes zu lesen: Von besonderem Interesse sei die Entdeckung eines wunderbar gut erhaltenen semitischen Tempels etwa 60 km nördlich vom (Kloster?) Sinai. Er sei offenbar älter als der Islam und der vollkommenste bisher bekannte semitische Tempel. Die Erhaltung sei so vorzüglich, daß sogar die Becken für die Abwaschungen intakt seien. Es wäre klar, daß die Erbauer dieses Tempels mit den Einzelheiten des salomonischen Tempels in Jerusalem gut vertraut gewesen seien; denn der habe hier als Vorbild gedient. — Weiterhin habe Petrie wertvolle Spuren der alten ägyptischen Herrschaft in der Nähe der alten Minen der Halbinsel gefunden. Es hätte jedenfalls die Sitte geherrscht, von dem Könige, der die Minen bearbeiten ließ, dort ein Bildnis herzustellen, und eins dieser Bildnisse stelle einen Pharao mit unzweifelhaft „sudanischen" Gesichtszügen dar. Der Ursprung der Dynastie, zu der er gehörte, habe bisher zu den großen Geheimnissen der Ägyptologie gehört; nach dem Funde Petries zu urteilen, sei er äthiopisch gewesen.

— Wie durch vergleichende Heranziehung von Sitten und Gebräuchen bei niedriger stehenden oder entfernten Völkern Licht auf bisher ungenügend aufgeklärte antike Gebräuche verbreitet werden kann, hat wieder einmal an einem Beispiel Prof. Otto Schrader in Jena gezeigt in einem Vortrage, der unter dem Titel „Totenhochzeit" jetzt bei Hermann Costenoble in Jena gedruckt erschienen ist. Es handelt sich um die sogen. Lutrophoren, langhalsige Wassergefäße, die bei den Hellenen auf dem Grabe unverheiratet Gestorbener aufgestellt wurden, die aber gleichzeitig auch bei Hochzeiten eine Rolle spielten. Wie vereinigt sich nun ein Symbol der Ehe mit der Aufstellung auf Gräbern von Junggesellen? Zur Erklärung greift Prof. Schrader auf Gebräuche der slawisch-litauischen Welt zurück, aus der verschiedene Berichte uns den Beweis liefern, daß auf Gräbern ganze Scheinhochzeiten aufgeführt werden, welche nach russischen Quellen (Kotljarevskij, Schejn) beschrieben werden und eine ausführlichere Stufe des gleichen Gebrauches darstellen, als die griechische Darbringung des Hochzeitsgefäßes, der Lutrophore, auf dem Grabe. Aber auch noch eine dritte Stufe vermochte Schrader nachzuweisen, und zwar bei den alten Slawen (Russen), wo die Frau dem Manne im Tode nachfolgte, und wo Junggesellen, wenn sie starben, noch nach ihrem Tode verheiratet wurden und die Angetrauten ihnen im Tode nachfolgten. Die merkwürdigen, an sich oft recht scheußlichen Einzelheiten, die bei solchen Totenhochzeiten vorkamen, sind sehr ausführlich und anschaulich in einem jetzt gleich 1000 Jahre alten, uns erhaltenen (und öfter abgedruckten) Berichte des arabischen Reisenden Ibn Foßlan erhalten. Nach diesem hat der russische Maler Siemiradzki ein im historischen Museum zu Moskau befindliches Gemälde hergestellt, das in einer Autotypie dem Vortrage Prof. Schraders beigegeben ist und die Einzelheiten der Totenhochzeit erkennen läßt. Diese geschichtlich beglaubigten Vorgänge sind die unterste Stufe des Gebrauches mit der Tötung eines dem verstorbenen Junggesellen feierlich angetrauten Weibes; es mildert sich die Sitte, und nur eine Scheinhochzeit wird am Grabe aufgeführt, wie sie heute noch bei Südslawen üblich ist. Schon weiter war man im alten Attika gelangt, wo nur noch das Symbol der Hochzeit, die Lutrophore, auf den Gräbern von Junggesellen oder Jungfrauen aufgestellt wurde.

— Über die Baumvegetation des ungarischen Tieflandes spricht J. Bernátsky in der Festschrift für P. Ascherson zum 70. Geburtstage, 1904. Berücksichtigt man, daß die Bewaldung erst seit der Diluvialzeit ihren Anfang nehmen und mit der Eiche als Hauptelement auf den Plateaus nur sehr langsam vorschreiten konnte, daß Flugsand, dann zahlreiche, oft große Becken, welche wegen der orographischen Verhältnisse an erschwertem Abfluß leiden und bald sumpfig, bald salzig sind, das Aufkommen einer Baumvegetation auf große Strecken gänzlich unmöglich machten, daß ferner der günstigste Waldboden zugleich für die menschliche Kultur der verlockendste war, und daß endlich eine Neubestockung des einmal vernichteten Eichenwaldes kaum irgendwo erfolgte, so muß man gestehen, daß die trotz alledem noch vorhandenen zahlreichen Eichenwaldungen für ein Klima zeugen, das der laubabwerfenden Eiche und vielen anderen laubwerfenden Bäumen mehr wie zuträglich ist. Immerhin läßt aber der physiognomische Eindruck, den die großen Sandpußten, die Sümpfe und Salzsteppen auf den Beschauer hervorbringen, den Gedanken an ein Waldgebiet nicht recht aufkommen, man ist gezwungen, der Zugehörigkeit zu einem Steppengebiet beizustimmen. Läßt man aber Entwickelungsgeschichte und Ökologie mitsprechen, so wird man im Glauben an ein Steppenklima im ungarischen Tieflande doch wankend. Zudem hat sich die Physiognomie des ungarischen Tieflandes seit einigen Jahrzehnten geändert, indem zahlreiche Bäume eingeführt sind. Diese Neueinführungen beweisen bei ihrem guten Gedeihen so recht, daß im ungarischen Tieflande bei weitem mehr laubabwerfende Bäume oder Sträucher existieren können, als wie auf natürlichem Wege Eingang gefunden haben. Die anderen mitteleuropäischen Gegenden gegenüber auffällige Waldarmut des ungarischen Tieflandes ist auf entwickelungsgeschichtliche und terrestrische Verhältnisse zurückzuführen, wie auch auf die umgestaltende Einwirkung einer intensiven landwirtschaftlichen Kultur. Das Klima läßt zwar bei weitem nicht alle mitteleuropäischen, aber doch eine stattliche Zahl laubabwerfender, sommergrüner, auch waldbildender Bäume zu. R.

— Über die sanitären Zustände der Samojeden, Juraken, Ostjaken, Jakuten, Tungusen und Dolganen, die im Turuchangebiet in einer Gesamtzahl von 8000 neben 3500 russischen Kolonisten leben, teilt der sibirische Arzt M. Wenslaw ein bemerkenswertes statistisches Material mit (Ärztliche Nachrichten aus Sibirien, Jahrg. 2, 1904, Nr. 9, S. 128 ff.), das in erster Linie die Erkrankungen des Auges in jenen nördlichen Regionen zum Gegenstand der Untersuchung hat. Die Statistik erstreckt sich über den vierjährigen Zeitraum von 1900 bis 1903. Von 2078 Eingeborenen, die ärztlich behandelt wurden, litten 157 = 7,5 Proz. an Augenerkrankungen, von 5046 Russen nur 176 = 3,4 Proz. Die Häufigkeit dieser Leiden ist also bei den Eingeborenen um gute 4 Proz. größer nach diesem Material; in Wirklichkeit aber muß eine viel bedeutendere Differenz angenommen werden, da die Eingeborenen naturgemäß nur selten in die Nähe der russischen Kolonien und in die Lage, behandelt zu werden, kommen. Vorherrschendes Leiden ist chronische Bindehautentzündung, die bei den Eingeborenen das ganze Leben hindurch anhält und gern die Hornhaut mit ergreift und im Frühling regelmäßig exacerbiert, vor allem auch infolge der Blendung des schon kranken Auges durch den parapolaren Schnee, gegen welche die fast vollständige Lidbedeckung des Augapfels, die bei jenen Völkern bekanntlich nur eine schmale Lidspalte zurückläßt, offenbar keinen vollkommenen Schutz gewährt. Die Juraken und Tungusen merken das und suchen dem Naturschutz durch eigentümliche selbstgefertigte „Brillen" zu Hilfe zu kommen: zwei der Form des Auges angepaßte Blechstücke mit je einem vis-à-vis der Pupille angebrachten Schlitz von 2 bis 3 mm Breite, eine Vorrichtung, die sich den Leuten auch als Schutzmittel gegen trockenen Schneestaub während der Winterstürme gut bewährt. — Die Neigung zu Augentrachom ist bei den Eingeborenen jenes Landes ebenfalls bedeutend größer als unter den dortigen russischen Kolonisten; seine Häufigkeit ist im ersten Fall 2,35 Proz., im zweiten 0,27 Proz. An manchen finnisch-ugrischen Volksstämmen sind auch weiter im Westen analoge Beobachtungen gemacht worden. (Vgl. Globus, Bd. 86, S. 271.) R. W.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 19. BRAUNSCHWEIG. 25. Mai 1905.

Prähistorische Pygmäen.

Von Emil Schmidt. Jena.

(Schluß.)

Prüfen wir die aufgeführten Funde auf ihre Brauchbarkeit für exakte Schlußfolgerungen, so werden wir eine Anzahl derselben ausscheiden müssen. So ist:

Nr. 4 im Grab 16 vom Schweizersbild nicht genau genug beschrieben, als daß wir uns ein zuverlässiges Urteil über die Größe des betreffenden Individuums bilden könnten. Die einzige Maßangabe ist: „Der Gelenkkopf (Humerus) des Grabes 16 und die Wirbelkörper sind nur halb so groß wie diejenigen der hochgewachsenen europäischen Rassen." Dürfen wir daraus folgern, daß das betreffende Individuum auch nur die halbe Größe der letzteren besessen habe, also etwa 84 bis 85 cm hoch gewesen sei? Ein genaues Maß des Durchmessers der Humerus-Gelenkfläche hätte uns ein besseres Urteil ermöglicht als diese doch nur sehr approximative Schätzung.

Nr. 5 war, wie auch Kollmann zugibt, ein noch nicht erwachsenes Individuum. Der Umstand, daß an den langen Röhrenknochen noch keine Spur einer Verwachsung von Mittel- und Endstücken aufzufinden ist, und daß die Weisheitszähne noch in der Tiefe der Alveole im Unterkiefer liegen, zeigt uns nur an, daß das Alter nicht höher gewesen sein kann als 16 bis 18 Jahre; wieviel es darunter zurückblieb, ließe sich nur aus dem Zustande der übrigen Zähne erkennen, über die aber nähere Angaben nicht gemacht worden sind. Aber auch wenn diese bis auf die Weisheitszähne sämtlich vorhanden sind, kann es sich recht gut um ein 13 bis 15jähriges Individuum gehandelt haben; die Zeit, in der die zweiten hinteren Backzähne durchzubrechen pflegen, ist das 13. bis 16. Jahr, in manchen Fällen geschieht das wohl noch früher. Es kann sich also hier möglicherweise um ein halbes Kind handeln, das im späteren Leben noch bedeutend wachsen konnte. Kollmann selbst gibt zu, daß keine absolute Gewißheit über die Größe vorhanden sei; wir müssen diesen Fund daher aus den Beweisstücken für die Pygmäen ausscheiden.

Bei Nr. 6 und 7 besteht eine heillose Verwirrung in den Angaben Nüeschs und Kollmanns. Die Knochen vom Dachsenbüel wurden erst lange Zeit nach ihrer Ausgrabung im Museum von Schaffhausen ungeordnet aufgefunden, so daß wir über die Stelle, wo die einzelnen Stücke gefunden worden waren, keine Sicherheit haben. Für die von v. Mandachs Hand bezeichneten Stücke ist es wahrscheinlich, daß sie aus dem Steinkammergrabe jener Fundstätte stammen, die übrigen lagen wohl zum großen Teil außerhalb derselben, doch ist auch bei ihnen zum Teil eine alte Verschleppung aus diesem Grabe nicht ausgeschlossen. Sehr wahrscheinlich, weil durch v. Mandach bezeichnet, gehören die langen „Pygmäen"-Knochen zu einem und demselben männlichen Individuum, wie das Kollmann annimmt, und wie es auch durch die Ähnlichkeit in der proportionalen Größe dieser Knochen wahrscheinlich gemacht ist. Dagegen behauptet Nüesch (Korresp.-Bl. d. deutsch. A. G. 1903, S. 154), daß zwar der Oberschenkel einem männlichen, daß dagegen die linke Speiche einem weiblichen Individuum angehört habe. Diese Speiche sei 28 cm lang gewesen, und das entspräche annähernd einer Körperhöhe von 130 cm. Es war aber überhaupt nur eine Speiche gefunden worden, und Kollmann, der sie mit Oberschenkel und Unterschenkelknochen demselben Individuum zurechnet, gibt als ihr Maß 208 mm und als daraus berechnete Körperhöhe auf S. 49 1,30 m, auf S. 55 1,423 m an. Mag auch Nüeschs Angabe der Speichenlänge auf einem Druckfehler beruhen (eine Speiche von 28 cm Länge würde nach Manouvriers Berechnung der gigantenhaften Pygmäenhöhe von 187 cm entsprechen!), so weichen doch die Zahlen der aus diesem Knochen berechneten Körperhöhe nicht nur voneinander, sondern auch von der richtig berechneten Körpergröße ab: eine Speichenlänge von 20,8 cm entspricht danach bei einem männlichen Individuum einer Körperlänge von 151, bei einem weiblichen einer solchen von 152 cm. Weiter führt Kollmann in der Übersicht der erhaltenen Knochen aus dieser Fundstätte „zwei Kahnbeine an, Navicularia, von zwei verschiedenen pygmäenhaften Individuen" auf (S. 40), dagegen sagt er in dem ausführlichen beschreibenden Protokoll der einzelnen Knochen S. 57: „Von anderen Knochen des Fußes ist noch ein linkes Kahnbein (Naviculare) vorhanden". In der summarischen Übersicht werden unter den Knochen der Oberextremitäten genannt: das obere Drittel des Humerus und der Gelenkkopf eines zweiten Oberarmknochens. In der ausführlichen Beschreibung dagegen heißt es (S. 48): „Von den Oberarmknochen der beiden Pygmäen ist sehr wenig erhalten. Von einem rechten Oberarmknochen ist nur das $6^1/_2$ cm lange obere Endstück mit dem Gelenkkopf erhalten; der Gelenkkopf wurde bei der Ausgrabung abgeschlagen und später angeleimt." Von einem zweiten Gelenkkopf, aus dem man eventuell das Dasein eines zweiten Pygmäen hätte folgern können, ist hier nicht mehr die Rede. Zwei Kniescheiben stammten von einem und demselben Individuum, ebenso zwei Sprungbeine. Es bleiben also nur noch als Grund für die Annahme zweier Pygmäen das Vorhandensein doppelter dritter und vierter Halswirbel, von denen ein Paar stark verwittert war. Leider gibt Kollmann weder genaue Maße

noch Abbildungen dieser Wirbel; er gibt aber selbst zu, daß individuelle Abweichungen bei den Halswirbeln sehr beträchtlich seien. — Das vorhandene Material erlaubt uns daher nicht ein Urteil, oder eine auch nur annähernde Größenschätzung eines im Dachsenbüel vielleicht vorhandenen zweiten „Pygmäen".

Nr. 8. Auch Nüeschs Pygmäe aus dem Keßlerloch ist kein sicheres Dokument in der Pygmäenfrage. Der einzige Anhalt für eine annähernde Größenschätzung wäre das Stück eines rechten Oberschenkels, von dem ein beträchtliches distales Stück fehlt; die tatsächliche Länge des vorhandenen Restes beträgt 28 cm. Nüesch schätzt die Länge des ganzen Knochens auf höchstens 32 cm und berechnet daraus (Korresp.-Bl. der deutsch. A. G. 1893, S. 154) eine Körperlänge von etwa 120 cm. (Genau gerechnet würde sie entsprechen einem männlichen Individuum von 124, einem weiblichen von 122,6 cm.) Die unter 6 und 7 angeführten Angaben müssen uns stutzig machen über Nüeschs schätzungsweise Ergänzung des Oberschenkelknochens, und es wird rätlich sein, diesen Fund bis auf exaktere Untersuchung zurückzustellen.

Nr. 10. Von dem zweiten pygmäenhaften Skelett von Chamblandes sagt Kollmann selbst, daß es nicht sicher bestimmbar ist; es fällt daher aus dem Beweismaterial für Pygmäen fort.

Nr. 13. Ganz unzuverlässig sind die Angaben von „wahrhaften Zwergen von 1 m Höhe" in den Ausgrabungen vom Hügel Gerunda in Wallis. Diese Größenschätzungen stammen offenbar von nicht fachkundigen Beobachtern, wahrscheinlich von den Weinbergsarbeitern, her, die, wie Nüesch sagt, „die Knochenfunde wenig schätzten". Auf alle Fälle sind diese Angaben, da kein sicherer Gewährsmann vorhanden ist, und sie an den Knochen selbst nicht mehr kontrolliert werden können, für die Pygmäenfrage wertlos.

Nr. 14. Dasselbe gilt von Lapouges Homo contractus, der nach dessen Angabe nur die Größe von sieben- bis achtjährigen Kindern erreichte und dessen Knochen im Mittel um ein Fünftel kürzer sein sollten als die der gegenwärtigen Menschen. Das sind sehr oberflächliche subjektive Schätzungen, nicht objektive, zahlenmäßige Messungen eines exakten Forschers.

Nr. 15. Das Skelett von Hoteaux wird von Nüesch als besonders kleiner Zwerg aufgeführt: es ist ihm entgangen, daß es sich um ein sehr jugendliches, fast kindliches Individuum handelt, bei dem noch sämtliche Knorpelfugen der langen Knochen vollständig unverknöchert sind, und das ganz wohl nur 13 oder 14 Jahre alt gewesen sein kann.

Nr. 19. Unter den in der Grotte von Baoussé-Roussé bei Mentone (nicht Nizza) gefundenen Skeletten kommt hier außer dem zu oberst gelegenen Skelett nur noch das des älteren Weibes der tiefen Schicht in Betracht, das dritte Skelett, das nach der Oberschenkelknochenlänge eine berechnete Körperlänge von 158 cm besaß, hatte nach dem Zustande der Zahnentwickelung und nach dem der noch ganz unverknöcherten Wachstumsfugen nach Verneau kein höheres Alter, als 15 bis 17 Jahre.

Nr. 21. Die Gutmannschen Zahlen sind brieflichen Mitteilungen von Thilenius entnommen. Dabei hat sich der Irrtum eingeschlichen, daß Größen von 1,20 und 1,25 m als zwei Individuen zugehörig angeführt sind, während es in der Publikation Gutmanns (Die archäologischen Funde von Egisheim 1888 bis 1898, in den Denkmälern im Elsaß, II. Folge, Bd. XX, 1889, S. 1 bis 87) heißt: „Grab 4, welches 40 cm unter der Oberfläche das nur 1,20 bis 1,25 m lange Skelett eines Zwerges enthielt." Es handelt sich also in diesem Falle nicht um zwei, sondern nur um ein einziges Individuum. Der zugehörige Schädel hatte einen Längsdurchmesser von 180 mm, einen Breitendurchmesser von 138 (Index 77), war also von ganz respektabler Größe; in diesem Mißverhältnis zwischen Körperhöhe und Kopfgröße tritt die pathologische Natur dieses Zwerges ganz offenkundig zutage. Übrigens beruht auch diese wie die übrigen Längenangaben nur auf ganz ungefährer Schätzung Gutmanns. In einem anderen Grabe lagen Femora, die er für 410 mm lang hielt, und aus deren Größe er mit Hilfe der Carusschen Moduli (!) eine Körpergröße von 152 cm berechnet. In einem dritten Grabe waren die Knochen sehr „zersetzt", und „darum konnte auch die Länge des Skelettes **nicht genau festgestellt** werden, doch dürfte dieselbe 150 cm kaum überstiegen haben". In einem weiteren Grabe lag ein 207 mm langer, 133 mm breiter Schädel. „Die Größe dieser Person läßt sich wohl annähernd bestimmen. Da die Gesamthöhe des Schädels 186 mm beträgt und im Leben mit Hinzuziehung von Haut und Fett etwa 200 mm betragen hat, berechnet sich die gesammte Körpergröße nach Schadow auf 150 bis 151 cm (!!)". — Dies ist das ganze Gutmannsche Material von steinzeitlichen Knochenfunden. Die Angaben beweisen einen so kläglichen Dilettantismus, daß sie in ernsthafter wissenschaftlicher Forschung keinen Raum finden sollten.

Nach Ausscheidung der unzulänglichen Beweisstücke bleiben übrig:

Herkunft	Geschlecht	Femurlänge cm	Länge des lebenden Individuums, nach Manouvrier aus dem Oberschenkelknochen berechnet cm
Nr. 1 aus Schweizersbild	weiblich	36,92	141
Nr. 2 „ „	„	35,52	136
Nr. 3 „ „	„	39,4	149
Nr. 6 aus Dachsenbüel	unbestimmt	38,6	♂ 149 ♀ 147
Nr. 9 aus Chamblandes	zweifelhaft	38,7	♂ 149 ♀ 147 [1]
Nr. 11 aus Pfahlbau Moosseedorf	?	?	151 (n. Nüesch)
Nr. 12 aus Ergolzwyl	weiblich	?	131 (n. Martin)
Nr. 16 aus Grotte aux Fées			
Skelett 9	männlich	39,5	153
Skelett 15	„	38,2	148,5
Skelett A	weiblich	39,4	148,5
Skelett 12	„	39,5	149
Skelett 6	„	39,7	150
Skelett 7	„	38,7	147
Skelett 10	„	37,6	148,5
Skelett 14	„	37,5	143
Skelett 5	„	35,6	137
Nr. 17 aus Mureaux			
Skelett 2	„	39,5	149
Skelett 3	„	41,0	153
Nr. 18 aus Châlons			
Skelett 10	männlich	39,9	154
Skelett 35	weiblich	40,4	152
Skelett 11	„	39,7	150
Skelett 14	„	40,1	151
Skelett 34	„	40,9	153
Skelett 3	„	38,0	145
Skelett 4	„	37,5	143
Nr. 19 aus Mentone (Baoussé-Roussé)			
Kleines Skelett der oberen Schicht	„	37,6	145,5
Skelett der tiefsten Schicht	„	43,0	157,0
Nr. 20 aus Schlesien (Thilenius) Skelett 1	unbekannt	39,1	♂ 151 ♀ 148
Skelett 2	„	39,9	♂ 154 ♀ 150
Skelett 3	„	39,4	♂ 152 ♀ 149
Skelett 4	„	37,0	♂ 144 ♀ 142
Nr. 22 Hocker in Worms	unbestimmt	37,5	♂ 146 ♀ 143

[1]) Schenk, der das Skelett für weiblich hält, berechnet aus allen langen Knochen 149 cm.

Auf die einzelnen Größenstufen verteilen sich die Funde in folgender Weise:

Größe im Leben cm	Funde	
131	1	Martin
136	1	Schweizersbild
137	1	Grotte aux Fées Nr. 5
141	1	Thilenius (4)
142	1	Schweizersbild (1)
143	3	Fées (10), Châlons (4), Worms
144	1	Mentone, Baoussé-Roussé, obere Schicht
145	1	Châlons (3)
147	3	Fées (7) Chamblandes. Dachsenbüel (6)
148	4	Thil. (3), Thil. (1), Fées (A), Fées (15)
149	2	Fées (12), Schweizersbild (3), Mur. (2)
150	3	Thil. (2), Fées (6), Châlons (11)
151	1	Châlons (14)
152	1	Châlons (35)
153	3	Châlons (34), Mur. (3), Fées (9)
154	1	Châlons (10)
157	1	Mentone, tiefe Schicht

Hier stehen also die meßbaren kleinen prähistorischen Menschen in zahlenmäßigen, anscheinend exakten Größen vor uns. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß diese Zahlen nicht direkte Messungen, sondern nur berechnete Größen aus einzelnen Körperteilen sind, deren Verhältnisgröße immer mehr oder weniger variiert. Wie weit diese Proportionsabweichungen z. B. beim Oberschenkel oder beim Oberarm gehen, zeigen uns deutlich die Zusammenstellungen Manouvriers, des Forschers, der sich am gründlichsten und gewissenhaftesten mit den relativen Größen des Körpers und seiner einzelnen Teile beschäftigt hat. Bei 49 während des Lebens gemessenen Individuen wich die nach ihrem Tode auf Grund der Oberschenkellänge angestellte Berechnung der Körperhöhe von der direkt beobachteten ab: um 0 cm bei 8,2 Proz., um 1 cm bei 22,4 Proz., um 2 cm bei 16,3 Proz., um 3 cm bei 20,4 Proz., um 4 cm bei 18,4 Proz., um 5 bis 7 cm bei 12,2 Proz. und in einem Falle selbst noch um 10 cm (Manouvrier, Dét. de la taille, Mém. soc. Anthr. Paris, II. Ser., Bd. 4, S. 380). Noch größer waren die Abweichungen der Berechnungsresultate beim Oberarmknochen: hier stimmte die Berechnung bei 8,2 Proz., Abweichung um 1 cm fand statt bei 28,6 Proz., um 2 cm bei 22,4 Proz., um 3 cm bei 20,4 Proz., um 4 cm bei 8,2 Proz., um 5, 6 und 7 cm bei 18,4 Prozent und um 8 cm bei 2 Proz. Bei Körpergrößenberechnungen aus der Länge der Speichen- oder Ellenlänge kamen selbst Irrtümer von 12 und von 14 cm vor! Es bleibt daher bei allen Körpergrößenberechnungen aus der Länge der Röhrenknochen eine Unsicherheit, die sich selbst beim Oberschenkelknochen, dem für diese Berechnungen noch zuverlässigsten Knochen, noch auf 10 cm belaufen kann, und die auch nicht zu heben ist, wenn man die Körpergröße gleich dem Durchschnitt aller aus den einzelnen langen Knochen berechneten Körperlängen annimmt. Es wich z. B. die auf letztere Weise berechnete Größe des Riesen Joachim (2,02 m) von der direkt während des Lebens gemessenen (2,10 m) um 8 cm, die des Mörders Sellier (1,64 m) um 9,4 cm (1,734), die des Mörders Kaps um 6,7 cm usw. ab. Noch größer wird die Unsicherheit, wenn es sich um fremde Rassen handelt. So betrug die durchschnittliche Abweichung der berechneten von der beobachteten Größe bei 10 Negern 4,7 cm (einmal 9, einmal 8, zweimal 7, einmal 5 cm usw). Manouvriers Methode ist ausgezeichnet, wenn es sich um Durchschnittswerte größerer Beobachtungsreihen handelt, in denen sich die Abweichungen nach der Plus- und Minusseite die Wage halten, sie wird unsicher, wenn wir es mit der Größenschätzung von Einzelindividuen zu tun haben. Im ersteren hat jene Methode „une précision suffisante dans la majorité des cas“. Aber „si l'on envisage chaque cas en particulier, cette précision est toujours trop aléatrice, pour que l'on soit autorisé à baser des conclusions formelles relativement aux proportions du corps calculées d'après des tailles reconstituées. Dans un certain nombre de cas la reconstitution de la taille n'est qu' approximative, dans un certain nombre de cas elle est plus ou moins gravement erronée“. (Manouvrier, Det. d. l. taille, p. 402.)

Außer dieser Unsicherheit der individuellen Größenbestimmung aus dem Maß einzelner Knochen dürfen wir bei dem uns vorliegenden Material noch eine andere Möglichkeit nicht übersehen, die nämlich, daß bei einzelnen und vielleicht gerade bei den kleinsten Individuen pathologische Bildungen vorliegen können. Stammen doch gerade diese (Fund von Elgolzwyl, 131 cm, vom Schweizersbild 136 cm) aus der Schweiz, in der Kretinismus endemisch herrscht und wohl immer geherrscht hat. Wohl haben auch Kollmann und Nüesch dieses Umstandes gedacht, ihn aber ausschließen zu können geglaubt, weil die Verknöcherung zwischen Mittel- und Endstücken der langen Knochen bei pathologischen Zwergen sich sehr verzögert und diese Knorpelfugen auch noch in weiter vorgerücktem Alter offen gefunden worden sind. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß sie auch bei ganz alten Zwergen ganz offen sein müssen, und daß in den vorliegenden Fällen die Kleinsten der Kleinen nicht pathologische Zwerge gewesen sein können. Ein solcher pathologischer Zwerg war sicher das von Gutmann ausgegrabene, nur 120 bis 125 cm große Individuum, das einen auch für große Menschen recht stattlichen Schädel trug. Wären hier Diaphysen und Epiphysen der langen Knochen noch nicht miteinander verwachsen gewesen, so würde das Gutmann sicher erwähnt haben, er hätte nicht von einem „Zwerg“, sondern von einem Kind gesprochen. Wer denkt bei diesem Elsasser Falle nicht an das Skelett von Chamblandes? Kollmann will freilich das Mißverhältnis zwischen Kürze der Röhrenknochen und Größe des Schädels bei diesem Skelett durch ein zufälliges, irrtümliches Zusammenstellen von Teilen zweier Leichen erklären (in einigen Fällen, „quelquefois“, barg ein Grab des dortigen Gräberfeldes mehrere Leichen); liegt aber nicht die Möglichkeit noch näher, daß der sehr große Kopf und die kleinen Glieder einem Kretin angehört haben? Die Schädelnähte waren im Zustande hochgradiger Verknöcherung, und das läßt auf ein Alter schließen, in dem auch die erst spät verknöchernden Wachstumsfugen zwischen Mittel- und Endstücken der langen Knochen eines Kretins vollkommen geschlossen sein konnten.

Das sind einige, aber lange nicht die größten Bedenken gegen die Bedeutung der Funde von kleinen prähistorischen Knochen. Viel schwerer fällt es ins Gewicht, daß bei der Auffassung derselben als Pygmäenreste keine Rücksicht genommen ist auf die individuelle Größenvariation, den Größenspielraum einer Rasse. In keinem Volk, in keiner Rasse hat die Durchschnittsgröße die Bedeutung, daß alle Individuen derselben die gleiche oder auch nur annähernd die gleiche Größe haben, wie sie die Durchschnittszahl ausdrückt, sondern die Einzelgrößen verteilen sich zwischen einem Maximum und einem Minimum, die sich weit über die Durchschnittsgröße erheben oder tief unter sie herabsinken. Betrachten wir z. B. Ammons durch Umfang und Genauigkeit der Messungen ausgezeichnete Größenstatistik der 20jährigen Wehrpflichtigen der ländlichen Bevölkerung Badens.

Ammons Übersicht über die Größenstufen der Badener Wehrpflichtigen der ländlichen Bevölkerung. (Ammon, Zur Anthropologie der Badener, S. 68.)

Größe cm	Mann	Prozent	Größe cm	Mann	Prozent	Größe cm	Mann	Prozent	Größe cm	Mann	Prozent
unter 130	2	0,03	144	6	0,09	160	260	3,82	176	93	1,37
(116 u. 119)			145	8	0,12	161	343	5,04	177	76	1,12
130	2	0,03	146	10	0,15	162	376	5,53	178	53	0,78
131	—	—	147	13	0,19	163	420	6,18	179	27	0,40
132	1	0,01	148	17	0,25	164	387	5,84	180	13	0,19
133	1	0,01	149	14	0,21	165	458	6,74	181	12	0,18
134	1	0,01	150	27	0,40	166	480	7,06	182	13	0,19
135	—	—	151	26	0,38	167	405	5,96	183	10	0,15
136	2	0,03	152	62	0,91	168	420	6,18	184	3	0,04
137	—	—	153	62	0,91	169	364	5,35	185	7	0,10
138	1	0,01	154	91	1,34	170	298	4,38	186	3	0,04
139	2	0,03	155	116	1,71	171	268	3,94	187	2	0,03
140	4	0,06	156	156	2,29	172	247	3,63	188	1	0,01
141	2	0,03	157	168	2,47	173	183	2,69	189	—	—
142	3	0,04	158	240	3,53	174	155	2,28	190	1	0,01
143	3	0,04	159	235	3,46	175	137	2,01			

Die durchschnittliche Größe dieser Menschengruppe ist 165 cm, ihr Minimum 116 cm, ihr Maximum 190 cm, ihr Spielraum also 74 cm! Nach Ammons Übersicht fallen 0,39 Proz. auf oder unter eine Größe, die für uns als Maß der kleinsten Pygmäen, der Buschmänner, gilt (144 cm), 1,31 Proz. auf oder unter die Durchschnittsgröße der Andamaner, 12,72 Proz. auf oder unter die von Sarasin angegebene Durchschnittsgröße der Weddas (157 cm), die Kollmann auch noch den Pygmäen zurechnet. Es würden also unter 208 Rekruten der ländlichen Bevölkerung Badens je ein Mann von Buschmannsgröße, unter 76 Mann je einer von Andamanergröße, unter acht Mann je einer von Weddagröße, also nach Kollmanns Terminologie ein Pygmäe, ein Rassenzwerg sein. Wir haben hier ein Beispiel gewählt, das der Durchschnittsgröße der heutigen erwachsenen Bevölkerung von Frankreich entspricht (165 cm), die als mittelgroß zu bezeichnen ist. Nun ist durch Rahon, der das ganze prähistorische Skelettmaterial Frankreichs auf die Größe der prähistorischen Menschen gründlich untersuchte (Mém. soc. anthr. Paris, II. Sér., T. 4; Rech. s. l. ossements hum. anciens et préhist. en vue d. l. reconstruction. d. l. taille), nachgewiesen, daß in der neolithischen Zeit Frankreichs die Durchschnittsgröße der Männer (429 untersuchte Skelette) nur 162,5 cm betrug, eine Körperhöhe, die noch immer nicht als klein, geschweige denn als pygmäenhaft zu bezeichnen ist; sie ist „fast mittelgroß“. Sehen wir uns in der Jetztzeit nach einem Volksstamm von gleicher Größe um, an dem wir den individuellen Größenspielraum beobachten können, so bieten sich als gutes Beispiel die männlichen Singhalesen dar, von denen die Herren Sarasin 45 Individuen gemessen haben. Unter ihnen war keiner, der die Durchschnittsgröße der männlichen Buschmänner erreichte, zwei, d. h. 4,4 Proz., die kleiner waren als der Durchschnitt der von Man gemessenen 48 männlichen Andamaner, sechs, d. h. 13,3 Prozent, die kleiner waren als die Durchschnittsgröße der männlichen Weddas, und einer, d. h. 2,2 Proz., der diese erreichte. Unter den 45 männlichen Singhalesen waren also neun Individuen, unter je fünf einer, d. h. 20 Proz., die nach der Höhe ihres Wuchses den Pygmäen zugerechnet werden müßten, wenn man mit Kollmann die Weddagröße als obere Grenze des Pygmäenwuchses annehmen will. Wenn nun die gleichgroße neolithische Bevölkerung Frankreichs den gleichen Größenspielraum besaß (und es ist durchaus kein Grund, anzunehmen, daß das nicht der Fall war), so würden die kleinen aufgefundenen Menschen sich sehr ungezwungen als die kleineren Individuen einer fast mittelgroßen Rasse auffassen lassen.

Es kommt aber noch ein anderer, und zwar der schwerste Einwand gegen die Kollmannsche Auffassung dieser kleinen prähistorischen Menschen hinzu.

Wir vergessen bei unseren Vorstellungen von der Durchschnittsgröße eines Stammes oder einer Rasse zu leicht, daß die hierfür geltenden Durchschnittszahlen fast ausschließlich von Männer-, nicht aber auch von Weibermessungen genommen sind. Die Schwierigkeiten, größere Reihen von Körpermessungen am weiblichen Geschlecht anzustellen, sind meist unüberwindlich, unser tatsächliches Beobachtungsmaterial von der Größe der Weiber ist daher verschwindend klein gegenüber den Messungen von Männern (besonders Wehrpflichtigen). Die Durchschnittsgrößen der verschiedenen Stämme und Rassen gelten daher nur von den Männern derselben, nicht von den Weibern; in den Gräbern sind aber beide Geschlechter in ungefähr gleicher Anzahl beerdigt, neben den Männern auch die bei weitem kleineren Weiber. Über das Verhältnis der Körpergröße beider Geschlechter sind die eingehendsten Untersuchungen von Topinard angestellt worden; er zeigte, daß im großen und ganzen die weibliche Körperlänge nur 93 Proz. der männlichen beträgt, daß also das Weib um 7 Proz. kleiner ist als der Mann. Die direkte Beobachtung unseres Materials bestätigt das sowohl für die prähistorischen Funde, als auch für die heutigen kleineren Rassen. Wenn die Männer der neolithischen Zeit (nach Rahon) 162,5 cm maßen, so war die Körpergröße der damaligen weiblichen Bevölkerung nach demselben Autor 150,6 cm groß, d. h. um 7,3 Proz. kleiner als jene. Die singhalesischen Männer waren im Durchschnitt 162,5 cm, die singhalesischen Weiber im Durchschnitt 149,4 cm groß, letztere also im Durchschnitt 8 Proz. kleiner als erstere. Leider hat uns Rahon nicht die Maße der prähistorischen Einzelindividuen mitgeteilt, so daß wir in die Verteilung der Einzelnen auf die verschiedenen Größenstufen keinen direkten Einblick gewinnen. Wir können aber zum Vergleich auch hier wieder die Singhalesenweiber heranziehen, von denen die Herren Sarasin 26 gemessen haben. Unter ihnen war mehr als der vierte Teil, nämlich sieben (26,9 Proz.), von „Buschmannsgröße“ oder kleiner (132,3 bis 144,5), elf, d. h. 42,3 Proz., von „Andamanergröße“ oder kleiner (132,3 bis 149,0) und 23 oder 88,5 Proz. von Weddagröße oder kleiner (132,3 bis 157,0 cm).

Nehmen wir nun an, daß in einem Begräbnisplatz der Singhalesen 50 Männer und 50 Weiber bestattet sind, so

würden wir nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung finden:

Von der Größe der Buschmänner $\frac{0}{2}$ Proz. Männer, + $\frac{26.8}{2}$ Proz. = 13,4 Proz. Weiber, Summa 13,4 Prozent der Gesamtbevölkerung.

Von der Größe der Andamaner $\frac{4.4}{2}$ Proz. = 2,2 Proz. Männer, + $\frac{42.2}{2}$ Proz. = 21,1 Proz. Weiber, Summa 23,3 Proz. der Gesamtbevölkerung.

Von der Größe der Wedda $\frac{13.3}{2}$ Proz. = 6,7 Proz. Männer + $\frac{88.5}{2}$ Proz. = 44,2 Proz. Weiber, Summa 50,9 Prozent der Gesamtbevölkerung.

Nehmen wir mit Kollmann die Größe der Weddas (157 cm) als obere Größengrenze der Pygmäen an, so werden wir nach dieser Darstellung in den Begräbnisplätzen der fast mittelgroßen neolithischen Bevölkerung, die durchschnittlich so groß war, als es die heutigen Singhalesen sind (162,5 cm), genau die Hälfte aller begrabenen Individuen von Pygmäengröße finden.

Sind unter solchen Verhältnissen die von Kollmann und Nüesch beschriebenen und angeführten kleinen Menschen als „Rassenzwerge“, als „Pygmäen“ zu deuten, oder sind sie vielmehr nichts anderes als die kleinen und meist weiblichen Individuen einer fast mittelgroßen Rasse?

Wenn es sich aber nicht erweisen läßt, daß es sich hier um Pygmäen handelt, so lassen sich auch alle darauf gegründeten weiteren Theorien nicht halten.

Von den Bazaren Turkestans.

Von Dr. Richard Karutz. Lübeck.

II.

So drängt ein fremdartiges, farbiges, lebendiges Treiben durch die Straßen Bucharas. Und welche Fülle von neuen, lustigen und traurigen, schönen und häßlichen Strichen offenbart dieses fesselnde Bild, wenn man in seine Einzelheiten blickt. Da bewundert man die Dressur von Reiter und Roß, die auf Millimeter reagieren müssen, um nicht von dem Gedränge gequetscht zu werden. Da treibt ein Sarte schlendernd im schleppenden Schlafrock einen Zug beladener Esel gemächlich vor sich her, unser Wagen macht sie scheu, zwängt sie aneinander und jagt den Vordersten straßenweit davon, ohne daß der in komischen Sätzen hinterher stürmende Besitzer sein rastlos weiterzuckelndes Tier, dem die Enge des Weges ein Stillstehen oder Ausweichen unmöglich macht, einfangen kann. An einem der vielen ummauerten Teiche schreit ein blödsinniger Derwisch zu dem klanglosen Geklimper einer Gnitarre, wahrscheinlich singt er alte Balladen, Heldenlieder od. dgl. Gegenüber sammelt ein würdiger alter Herr einen größeren Kreis um sich und erzählt den aufmerksamen Lauschern unter lebhaftem Gestikulieren Märchen und Geschichten. Nicht weit davon sitzt ein Junge und nietet altes Porzellan. Aber wie er das macht! Er wickelt die Schnur eines Fiedelbogens zweimal um ein Stäbchen, in das unten ein Eisenstift eingelassen ist, sägt mit dem Bogen hin und her und durchbohrt so das Porzellan. Die Niete macht er sich aus Messingmünzen zurecht. Neben ihm hockt ein Alter, er läßt sich den Kopf von dem ambulant wirkenden Barbier rasieren. Ein paar Schritte weiter zwischen Garküchen und Obstverkäufern hindurch, und man zeigt uns den Platz, auf dem Seine Hoheit der Emir von Buchara seine Opfer exekutieren läßt. An der Ecke lockt eintönig dumpfes Geräusch, wir treten in eine Art Kellerraum und sehen, wie da in fast völliger Finsternis ein Pferd im Kreise herumgetrieben wird und einen über zylindrischem Sockel angebrachten Mühlstein dreht. Dabei sitzen die Leute, die ihr Korn gebracht, und warten, bis sie das Mehl mitnehmen können. Wir treten wieder hinaus in die enge Gasse, in der sich die Menge staut, der Minister des Äußeren reitet, von Adjutanten begleitet, vorüber, eine prachtvolle Erscheinung, der echte Prinz aus „Tausend und eine Nacht“. Das wundervolle Roß mit Schabracken bedeckt, der Reiter in gesticktem Chalat aus schwerer, hellblauer Seide, die in großen Linien fällt und die aufrechte Gestalt prächtig hebt und vergrößert. Ein silber- und edelsteinverzierter Gürtel ist um den reichen Unterchalat geschlungen und hält den nicht minder kostbaren Säbel. Unter einem weißen Riesenturban aus feinstem Kaschmir-Stoff dunkelt ein großer und bedeutender Kopf, stolz auf starkem Nacken getragen, mit tiefschwarzen glänzenden Augen und jenen eigentümlichen Gesichtszügen, in denen männlich-kraftvoller Ausdruck sich mit leicht weiblicher Fülle und Weichheit mischt, und denen man bei den Tadschiken Bucharas so oft begegnet.

Abb. 6. **Bazar von Taschkent.**

Die Begleiter des Ministers sind dem Rangunterschied nach weniger kostbar gekleidet, aber auch sie machen in diesem Zuge, der wie eine Traumerscheinung vorüberrauscht, imposante Figuren.

Die Menge schließt sich und flutet im alten Strome weiter, andere Reitergestalten tauchen aus ihr auf, Jungen von 7 oder 8 Jahren, die ihre Pferde geschickt

wie die ältesten Reiter lenken, Männer zu zweit hintereinander auf einem Esel oder Pferd, Väter mit ihren Babys hinter sich im Sattel oder gar mit der ganzen Familie auf demselben Roß, das Mann, Kinder und das blaue Gespenst der armen vermummten Frau trägt. Unaufhörlich ertönt das „Poscht“, „Poscht“ (Vorgesehen!) der Reiter und Wagenführer, gilt es bepakten Eseln, die nicht weiter können, Brotverkäufern, die mit ihren großen über den Kopf getragenen Platten in Gefahr kommen, Wasserhändlern und Straßensprengern, die mit den großen gefüllten Tierschläuchen den Weg versperren, oder gilt es hochräderigen Arbas, die sich in dem Schmutz festgefahren, Kamelen, deren Leittier an der Spitze nicht vorwärts kann, Reitern, die vor Bazarbuden halten und vom Pferde aus ihre Einkäufe besorgen, angepflockten Pferden oder Eseln, deren Reiter in der Teebude sitzt, oder entgegenkommenden Reitern, die sich vor einem allzu dicht vorbeistürmenden Wagen oft nur dadurch retten können, daß sie das gefährdete Bein auf die andere Seite schlagen und mit Kosakengeschicklichkeit sich so lange halten, bis die Gefahr vorüber. Dabei geht alles mit anerkennenswerter Geduld, ohne Geschrei und Geschimpfe ab. Man sieht wohl ein, daß sich schmale Gassen und großer Verkehr nicht besser in Einklang bringen lassen, als wenn jeder mit möglichster Ruhe sich mit dem Gegebenen abfindet und ins Unvermeidliche sich schickt.

Wir sind gerade in einer der schmalsten der überdachten Bazarstraßen, als von ferne herüberklingendes Trommeln die Rückkehr des Militärs vom Exerzierplatz ankündet. Das ist etwas für uns, Augen offen! Die Musik kommt näher, aber vergebens sucht man in ihr irgend einen Takt oder eine Melodie, sie besteht aus den plärrenden Tönen einiger Schalmeien, zwischen die ab und an ein Trommelschlag fährt, wie ein keifendes Wort zwischen Kindergeschrei. Jetzt biegen die Truppen um die Ecke, ihr Marsch entspricht der Musik, zu zweien oder dreien wandern sie nebeneinander ohne Tritt dahin, marschieren kann man es nicht nennen, hinter den räsonnierenden Musikanten schreiten Soldaten mit entfalteten Fahnen, d. h. schmutzigen weißen Lappen mit einigen Schriftzeichen darauf, dahinter reiten einige hohe und höchste Offiziere, mit mächtigen Orden behängt, in dunklen Waffenröcken und roten Hosen, dahinter gehen Unteroffiziere mit langen Holz- und Eisenstöcken, dann folgen die Truppen, ein durcheinandergewürfeltes Volk denkbar geringster militärischer Qualität. Alle Altersklassen, vom Jüngling bis zum Greise, und alle Körpergrößen gehen da nebeneinander her, die Uniform ist schmutzig, zerrissen, halb offen, zuweilen weist die Diensthose so bedenkliche Defekte, daß der eingesteckte Chalat seinem Freiheitsdrange nachgeben und den Versuch zum Entschlüpfen machen kann. Die nach russischer Art mit Bajonett getragenen Gewehre werden natürlich nachlässig gehalten, die Mütze sitzt willkürlich, die Körperhaltung ist entsprechend, der Ernährungszustand der Leute scheint mangelhaft.



Abb. 5. **Töpfermarkt in Samarkand.**

Der Eindruck, den ich von den paar hundert Mann der bucharischen Armee, die ich gesehen, mitnahm, war unsäglich traurig — oder komisch, je nachdem. Rußland ist sie nicht gefährlich, nicht einmal in dem Maße, wie die Turkmenen und die Truppen des Chanats

Kokand es früher einmal, wenngleich vorübergehend, waren. Übrigens sind die Soldaten Bucharas nach den paar Stunden ihres Dienstes in der Frühe und außer einigen Wachen militärfrei, sie können dann Geschäfte betreiben oder sonst tun und lassen, was sie wollen.

In Samarkand gleicht die eingeborene Bevölkerung derjenigen Bucharas, nur wollte es mir scheinen, als ob ihre körperliche Schönheit hinter der buchariotischen zurückstände. Natürlich, nur im Durchschnitt könnte das gelten, auch hier gibt es prachtvolle Köpfe mit glänzenden Augen, scharf geschnittenen Gesichtern und stattlichen Bärten, auch hier stolze Figuren mit freier Haltung und würdevollem Anstand. Es mag Zufall sein, daß ich meinte die mongoloide Blutmischung stärker hervortreten zu sehen, obwohl die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist. Zumal seit der russischen Herrschaft wächst der kirgisische Zuzug in die Städte und bringt in die schon vor den Uzbekenzeiten, stärker als in Buchara, mit mongolischen Bestandteilen versetzte Mischrasse neue Elemente derselben Herkunft. Dahin gehörten wohl die waschechten breitgesichtigen „Buddhas“ unter den Sarten Samarkands.

Die Kleidung ist die gleiche wie in Buchara, in gewagtesten Farbentönen spielen Chalat, weißer Turban und hohe Stiefel. Wie dort, reitet auch hier jedermann, zu Pferde oder zu Esel kommt man zum Bazar, besucht man seine Freunde, macht man seine Einkäufe. Das begehrte Reittier ist für jeden erschwinglich, der Arme ersteht sich ein Eselein, das oft mit zwei Mann beladen einherziehen muß; der Wohlhabende kann sich schon zu sechs Rubel einen Gaul kaufen und damit die Transportfrage für seine ganze Familie erledigen, falls er zu Markt zieht; der Reiche wendet bis zu 1000 Rubel an ein Pferd, um die hier stark beliebten Wettrennen mitmachen zu können. Diese Sitte des „Jedermann ein Reiter“ und jene bunte Kleidung sind das Mosaik des bewegten Straßenbildes, das zwischen luftigen Verkaufshallen, offenen Werkstätten, niedrigen Buden und zweistöckigen Häusern mit balkonartigen Vorbauten von einem tiefblauen Himmel beleuchtet und von einer brennend heißen Sonne bestrahlt wird.

Der Samarkander Bazar steht an Größe weit hinter dem von Buchara zurück, hat aber trotzdem einen recht achtbaren Umfang und einen Betrieb, der an Vielgestaltigkeit wenig zu wünschen übrig läßt. An Produkten des Landes kommen Korn, Reis, Baumwolle, Seide, Holz, Obst, Gemüse, Weintrauben und Rosinen, Fleisch, Honig, Fetthammel, Schaffelle, Wolle, Salz und anderes auf den Markt, die einheimische Industrie schickt Baumwoll- und Seidengewebe, Mützen und Stickereien, Teppiche und Lederwaren, Pflugschare und Spaten, Tischler- und Töpferwaren (Abb. 5), Rußland bringt Baumwollstoffe, Stabeisen, Zucker, Kurz-, Galanterie- und Manufakturwaren. Das alles wird in unendlichen Budenreihen, Nebengängen, Magazinen und Karawansereien verkauft. Dazwischen sorgen auch hier Garküchen, Teehäuser und Bäckereien während der von 10 bis 4 Uhr dauernden Bazarzeit für den Magen der Käufer und Verkäufer.

Ein Teil des Bazarlebens greift auf den Registan hinüber, d. i. der Marktplatz Samarkands, der größte Platz der Stadt und sicherlich einer der malerischsten der Welt. Er ist gepflastert, fast ein Unikum in Turkestan, und mit einer großen Menge von Buden, Verkaufsständen fliegender Händler und jenen niedrigen, rechteckigen oder quadratischen Plattformengestellen bedeckt, mit denen man die Teehäuser zu verbreitern und an den Bazarbuden für die Käufer Sitz- bzw. Hockgelegenheit zu schaffen pflegt. Zur Seite liegt ein von steinernem Gitter eingeschlossenes, mit zwei Fahnenstangen geschmücktes Grab, vielleicht eines Heiligen. Während der Bazarstunden ist der Platz gedrängt voll. Verkäufer von Obst, Konfekt, Brot, Naschwerk, von Kürbisdosen für Tabak, sowie von Wasserpfeifen usw., ambulante Barbiere, Musikanten, Taschenspieler, Märchenerzähler, Derwische und Publikum, all das hockt, sitzt, steht, liegt da herum, wühlt durcheinander, bildet Gruppen, die sich finden und lösen. Alles ist Bewegung, und diese Bewegung wirkt doppelt durch den Wechsel der grellen Farben, und die Farben wieder leuchten doppelt unter der verschwenderischen Lichtfülle, die die Sonne vom blauen Frühlingshimmel heruntersendet.



Abb. 7. **Bazar in Kokand.**

Der Bazar von Taschkent (Abb. 6) unterscheidet sich von denen Bucharas und Samarkands genügend, um nach dem Besuch dieser Städte noch lohnend zu bleiben. Seine Einrichtungen scheinen ungefähr in der Mitte zwischen denen der genannten zu stehen. Die Straßen sind nicht so eng wie in Buchara, bewahren aber durch ihre Mattenbedachung deren intimen Charakter, sie sind nicht so breit wie in Samarkand, aber doch verhältnismäßig frisch, luftig, gesund, und zwar deshalb, weil die Gerüste für die Matten nicht in Höhe der Budendächer, sondern auf Stangen ruhen, die 1 m und mehr über sie hinausragen und seitlichen Luftzug in die Straßen hineinlassen.

Die Verteilung der nach Straßen geordneten Gewerbe und Geschäftszweige wiederholt sich natürlich auch hier, die Bauart der Buden ist die einer Holzbaracke, die auf gemauertem oder aus Lehm gestampftem Fundament steht, auf drei Seiten durch feste Holzwände geschlossen, auf der vierten, der Straße zugewendeten, bis auf Holz-

pfosten, die das Dach stützen, offen ist, nach Schluß der Bazarzeit aber durch Laden ebenfalls geschlossen wird. Unter den Bazarwaren fielen besonders prachtvolle kirgisische Seidenstickereien auf, Chalate, Tücher, Schabracken und Decken, die als Schmuckbehang im Innern der Filzjurten gedient hatten. Auch die originellen kirgisischen Mützen wie kirgisischen Schmuck kann man hier kaufen. Auf dem Metallwarenbazar haben die Händler mitunter gute ältere Gefäße und Schalen, meist freilich nur moderne, zierlich, aber oberflächlich ziselierte platte Kannen für Tee- und für Waschwasser.

Stark entwickelt — stärker als anderswo, wie mir schien — ist der Betrieb der Teehäuser in Taschkent. In einer der Hauptstraßen des Bazars lag fast eines neben dem anderen, und jedes war durch drei, vier oder noch mehr tischartige Plattformen nach der Straße zu verbreitert, um die Zahl der Besucher zu fassen. Überall kocht das Teewasser in russischen Riesensamowars, überall kreiste die Wasserpfeife zwischen den schwatzenden Gruppen. Mehrfach sah ich an Straßenecken zweistöckige Teehäuser, deren Obergeschossen genau wie den Buden die feste Vorderwand fehlte. Das Dach wurde durch Pfosten getragen, der Raum zwischen diesen konnte durch Laden geschlossen werden, die wie Zugbrücken auf und nieder zu lassen waren. Am Tage waren sie heruntergeklappt, so daß die Besucher dort ebenso frei saßen wie unten in der offenen Halle oder auf den Plattformen auf der Straße.

Das farbige und bewegliche Bild dieser Teehäuser, der starke Verkehr von Fußgängern, Reitern und Wagen, die langen Züge der Kamelkarawanen, ihre Kirgisenführer in schweren Pelzen und mächtiger zottiger Fellmütze, die Kirgisinnen mit dem gewaltigen weißen Tuch, das um Kopf und Hals geschlungen die dicken Gesichtszüge noch klobiger macht; die Hausierer mit Backwerk, Zuckerwaren und Spielzeug, die festlich geschmückten Kinder mit künstlich verlängerten Zöpfen und helmartigen, durch Büsche verzierten Kopfhauben, die selten durchhuschenden Frauengestalten, all das waren ebensoviele malerische, anziehende wie lehrreiche Szenen, die den Besuch des Bazars auch abgesehen von den Einkäufen, zu denen es mich immer an erster Stelle rief, amüsant und lohnend machten.

Auch in Kokand ist der Mittelpunkt der Stadt und des Volkslebens, des geschäftlichen wie des geselligen und gesellschaftlichen Verkehrs der Bazar. (Abb. 7.) An Größe, in der äußeren Erscheinung und in der Fülle seiner interessanten Momente reiht er sich mehr demjenigen von Buchara an als denen des russischen Turkestan. Seine Straßen sind schmal, meist gedeckt und halbdunkel. Die Bedachung ist organisch mit den Buden verbunden, und zwar in folgender Weise. Ein Gerüst von senkrechten und von wagerechten Querbalken bildet das Skelett der ganzen Anlage. Die letzteren liegen über der Lichtung der Straße und tragen das aus Planken bestehende Dach. Hier und da sind Lücken für einfallendes Licht gelassen. Die senkrechten Pfosten sind in Zweidrittel-Höhe durch Querbäume verbunden, der über ihnen liegende Raum ist durch eine Lehmwand ausgefüllt. Diese bildet den oberen Teil der Vorderwand der Bude. Der untere Teil bleibt offen, kann aber durch Holzladen verschlossen werden. Durch ihre Regelmäßigkeit gleichen die Budenreihen fast langen Ställen, deren Stände durch Massivwände abgeteilt sind.

An das geschlossene System der verdeckten Straßen gliedern sich offene Gassen an, in die der lebhafte Bazarhandel übergreift. (Abb. 8.) Sie sind schmal, und die Buden flüchtige Lehmbaracken mit Gras-, Matten- oder Lehmdächern. Im Innern des Bazarblocks finden wir die Karawansereien aus Buchara wieder, nur einfacher und kleiner, von Stallungen und offenen Stuben umgebene Höfe, in denen die Landleute ihre Arbas ausspannen und die Karawanen aus den Baumwolldistrikten, aus Kaschgar, aus den Kirgisenaulen ihre Waren abliefern. Kaschgar, das politisch den Chinesen, dem sartischen Volkstum nach zum Westen gehört, bringt eine besondere Art Teppiche, die Kirgisen verkaufen Filzdecken, Schilfmatten, Wollstoffe. Ich hatte mir vorgestellt, bei der Nähe Chinas und bei dem lebhaften Verkehr mit ihm würde ich in Kokand gute Gelegenheit zu sinologischen Erwerbungen finden, sah mich darin aber getäuscht. Es gab zwar einen Händler auf dem Bazar, der ausschließlich Chinawaren vertrieb, er hatte aber nur modernen, für den Export gearbeiteten Durchschnittsschund, wie wir ihn in unseren Läden sehen, und dessen Weg nach Kokand wohl über das europäische Rußland, über Odessa, vielleicht gar von Hamburg ausgegangen war. Wer monatelang auf dem Bazar herumspüren und günstige Zufälle abpassen kann, mag allerdings über bessere Erfahrungen berichten können.



Abb. 8. **Gasse in Kokand.**

Von der eigenen Industrie Kokands wären besonders Papierfabrikation und die Anfertigung von Sätteln und Reitzeug zu nennen, die in früheren Zeiten blühende Lederindustrie ist infolge russischer und ausländischer Einfuhr zurückgegangen. Ebenso ist die Holzschnitzerei stark in Verfall. Sie liefert zwar noch auf Bestellung leidlich gute Ware, der allgemeine Bedarf macht jedoch keine Ansprüche mehr an sie, und so wird sie allmählich verschwinden.

Der russische Import scheint in Kokand, als dem

Hauptorte des Warenaustausches mit Kaschgarien, sehr bedeutend zu sein. Er wird durch die Politik der Regierung natürlich am meisten gefördert, aber auch die Intelligenz und die Anpassungsfähigkeit der Importeure selbst verstehen ihn zu heben. Ich sah da z. B. die Wasserpfeifen der Eingeborenen, aus einem sanduhrförmigen Kürbis, in geblümtem Porzellan nachgemacht, für den Ethnographen ein Schlag ins Gesicht, für den Kaufmann ein Triumph der Beobachtung und der Chancensuche. Mehr Freude machen sartische Schmucke, alte Bronzeschalen, Waffen, geschnabelte, hochhackige Frauenschuhe früherer Moden, Schnitzereien, Porzellane und sonstige zufällige Funde in den Buden der Goldschmiede.

Auf dem Töpferbazar nehmen wir originelle Schnabellampen mit und eigentümliche Gefäße aus gepreßtem Baumwollsamen, so undurchlässig wie unzerbrechlich, also im Gebrauch denkbar praktisch.

So bietet selbst nach Buchara, Samarkand und Taschkent der Bazar von Kokand vieles des Interessanten und des Neuen. Die malerischen Bilder des Volkslebens in den Bazarstraßen und auf den Plätzen sind zudem dieselben wie dort, all jenes Durcheinander von Bewegung und Farbe, das uns dort fesselte, zwingt uns auch hier auf Schritt und Tritt in den Bann seiner Fremdartigkeit und seiner Reize. Im einzelnen kann ich darauf nicht eingehen, ohne mich zu wiederholen.

Der Ursprung der Religion und Kunst.

Vorläufige Mitteilung von K. Th. Preuß [174]).

Der Zauber der Kunst.

Aus dem Zauber der Tiertänze (in Kap. V) haben wir einen Begriff davon erhalten, daß zwecklose Handlungen, denen nur ein Lustwert innewohnt, aus zweckerfüllter, auf dem Zauberglauben beruhender Tätigkeit entstehen. Denn wenn z. B. von einem Maskentanz der Zweck des Zauberns geschwunden ist, so tanzt man ihn doch aus reinem Vergnügen weiter. Wo aber profane Maskentänze existieren, kann man mit Sicherheit sagen, daß der nähere oder fernere Ursprung auf einen Zauber zurückgeht.

Mit vollem Erfolge hat auch Stewart Culin [175]) schon seit fast einem Jahrzehnt sogar Beweise dafür erbracht, daß die zahlreichen Spiele der Erwachsenen sämtlich auf zauberisch-religiöse Motive zurückgehen. Leider ist dieser unumstößliche Gesichtspunkt bisher viel zu wenig beachtet worden, obwohl sich massenhaft direkte Angaben über den Zauberzweck aller möglichen Spiele finden. Ich selbst habe jetzt nachgewiesen, daß das überall in den Vereinigten Staaten und bis zu den Mayavölkern verbreitete Ballspiel ein Analogiezauber des segensreichen Sonnenlaufes ist [176]). Es sei hier auch erwähnt, daß, wo für das Drama so weit zurückgehende Studien vorliegen, wie z. B. für Griechenland, die Anknüpfung an die dämonischen Anfänge zweifellos ist. Ich erwähne hier nur Namen wie U. von Wilamowitz, H. Diels und H. Reich, dessen allgemein anerkanntes Werk „Der Mimus“ uns von den Zaubertänzen der Primitiven auf geradem Wege zu Skakespeare, Goethe und den großen indischen Dramatikern führt. Für Mexiko und den Pueblostamm der Moki habe ich ebenfalls den dämonischen Urspung scheinbar profaner dramatischer Szenen verfolgen können [177]).

Ich will jetzt ein wenig ausführlicher bei dem Zauber des Tanzes verweilen und seine Entstehung aus Zauberakten aufdecken.

VI.

Der Zauber des Tanzes.

Sehr eigentümlich ist es, daß überall, wo Menschen als Tiere oder Geister erscheinen, sie auch tanzen (vgl. Kap. V). Die mexikanischen Götter z. B. tanzen sämtlich. Ja, der Tanz scheint die ihnen eigentümliche Bewegungsart zu sein, denn sie tragen alle Schellen an den Beinen, und Musikinstrumente sind ihre ständigen Begleiter [178]). Da die Götter und Tiere nur auftreten, um zu zaubern, so ist ihre Bewegungsart, der Tanz, ein Zaubertanz.

Man kann es sich auch leicht vorstellen, daß die Darsteller, die nichts anderes zu tun haben, als in der Verkleidung ihre Zauberkraft zu äußern, zu rhythmischer Bewegung gelangen. Sie müssen die Art der dargestellten Tiere, ihren Schrei und ihren Gang nachahmen. Ausgestoßene Zauberformeln, die sich auf das zu erreichende Ziel beziehen, kommen hinzu. Tut das eine Anzahl von Menschen zu gleicher Zeit, so ist nach den Erfahrungen, die uns Karl Büchers „Arbeit und Rhythmus“ an die Hand gibt, eine unwillkürliche rhythmische Gestaltung der Bewegungen und Laute, d. h. Tanz und Gesang, gegeben. Die Handhabung von primitiven Musikinstrumenten lediglich zur Markierung des Rhythmus schließt sich an.

Doch kann man über diese Möglichkeit der Entstehung des Tanzes kein Urteil gewinnen, wenn man nicht untersucht, ob und gegebenen Falls in welcher Bedeutung rhythmische Bewegung schon früher existiert hat.

Der erste, der uns gezeigt hat, wie wir einen wissenschaftlichen Angriffspunkt für die Tatsachen des Tanzes gewinnen, ist Karl Bücher in seinem oben erwähnten Werke, der den Lustwert, den fortgesetzte starke rhythmische Bewegungen für den Ausführenden haben, ebenso bei der rhythmisch und unter Gesang betriebenen Arbeit wie beim Tanze findet, so daß beides nur ein Gradunterschied, kein Artunterschied trennt [179]). Das ist vollkommen richtig. Er meint also augenscheinlich, daß sich der Tanz aus der rhythmisch betriebenen, d. h. also von rhythmischen Körperbewegungen begleiteten Arbeit losgelöst haben könnte, zumal es viele Tänze gibt, die in der Nachahmung eines Arbeitsvorganges, z. B. Rudern, Jagen usw., bestehen.

Analysieren wir die Vorgänge bei der Arbeit und beim Tanze ein wenig. Der Rhythmus der Arbeit entsteht durch gleichmäßige, wiederholte Bewegungen, die dem Ausführenden während seiner Tätigkeit zur Gewohnheit werden können. Auf diesem Wege kommt ihm die Arbeitsverrichtung und die dazu notwendige Körperbewegung als zusammengehörig zum Bewußtsein. Da

[174]) Vgl. den ersten Teil im 86. Bande des Globus, S. 321, 355, 375, 388.

[175]) Culin, Chess and Playing Cards. Rep. U. S. Nat. Mus. Washington 1898, S 665 bis 942. American Ind. Games in Amer. Anthropologist 1903, S. 58 ff. usw.

[176]) Der Einfluß der Natur auf die Religion in Mexiko und den Vereinigten Staaten. Zeitschr. Gesellsch. f. Erdkunde. Berlin 1905 (im Druck).

[177]) Phallische Dämonen als Träger des altmexik. Dramas. Arch. f. Anthrop., N. F., I., S. 129 ff.

[178]) Phall. Fruchtbarkeitsdämonen, a. a. O., S. 162 ff.

[179]) Siehe Bücher, 2. Aufl., S. 250 ff., besonders S. 258.

häufig zugleich regelmäßige Arbeitsgeräusche entstehen, so gesellt sich der Ton als dritter im Bunde zu der geleisteten Arbeit und der Bewegung hinzu.

Im Anschluß an die Töne werden Laute ausgestoßen, aus denen ein den Rhythmus markierender, fast inhaltloser Gesang entsteht. Hier haben wir in der Tat ganz wie beim Tanze rhythmische Bewegung, Musik und Gesang, und wir verstehen auch aus dem Wesen dieser Verbindung, daß auf ganz natürlichem Wege die Arbeit wie der Tanz dadurch allmählich immer flotter, ja leidenschaftlich wird. Eins bleibt aber völlig unklar, nämlich wie aus einer zweckerfüllten Tätigkeit, der Arbeit, eine zwecklose, der Tanz, werden kann. Zwischen beiden gähnt eine unüberbrückbare Kluft.

Als dem Menschen der Urzeit Dinge ins Bewußtsein traten, die außerhalb seines ihn untrüglich leitenden Instinktes lagen, da mußten sofort die Anfänge der Auffassung entstehen, daß nicht nur ein Nebeneinander der drei genannten Arbeitsmomente: Arbeitsleistung, rhythmische Bewegungen und Arbeitstöne vorliege, sondern die Leistung mit von den anderen beiden Faktoren abhänge. Die Arbeit würde nicht gelingen, wenn die Begleiterscheinung der Töne und Bewegungen anders als gewöhnlich, d. h. nicht im rechten Rhythmus, vor sich gehe. Der Arbeit zum guten Ende zu verhelfen, ist auch, wie wir sehen werden, der Grund, weshalb man den Zauber der Stimme zu Hilfe nahm, der sich den Arbeitstönen und -Bewegungen anpaßte und zum Gesang wurde.

Ist dem aber so, daß der Arbeitsrhythmus in unberechenbarer Weise zum Gelingen der Arbeit beiträgt, so liegt der Gedanke sehr nahe, den Rhythmus der Arbeit für sich anzuwenden, nicht aus Lust daran, sondern um die vorzunehmende Arbeit um so besser gelingen zu lassen.

Für diesen Vorgang bieten uns die alten Mexikaner ein wahrhaft klassisches Beispiel. Am Frühlingsfest tlacaxipeualiztli fand die wichtige Zeremonie ayacachpixolo statt, was wörtlich heißt „es wird mit der Rassel der Same ausgestreut“. Damit ist angedeutet, daß durch Zaubertanz und -Musik für die in nächster Zeit stattfindende Aussaat ein glücklicher Erfolg herbeigeführt wird. Es ist aber nicht ein beliebiger Tanz und eine beliebige Musik, sondern es wird dadurch tatsächlich der Vorgang des Säens in den bloßen Bewegungen und in der Musik wahrgenommen. Das geht klar aus der Bezeichnung ayacachpixolo hervor. Ich setze die Darstellung der Szene nach dem Wortlaut des indianischen Erzählers hierher [180]:

„Auch wird es (das Fest) genannt: mit der Rassel den Samen ausstreuen. Und das machte man so. Dort nach dem Tanzplatz brachen sie auf, andere waren im Hause des Teufels (im Tempel des Frühlingsgottes Xipe). Jeder hatte seine Rassel, während die Fürsten und das Volk tanzten. Und auf dem Markt dort sammelte sich alles Volk. Es tanzte jeder mit der Rassel. Am zwanzigsten Tage (dem letzten des ganzen Festes) verrichteten alle ihre Gesangs- und Tanzarbeit [181]) an verschiedenen Orten im Innern der Stadt. Alle schmückten sich dazu, ein jeder hatte seine besonderen Zieraten.“ Man kann sich hiernach vorstellen, welchen Umfang dieser allgemeine viele Tage dauernde Volkstanz erreichte, an dem selbst die Könige von Mexiko, Tlatelolco und Tezcoco teilnahmen [182]).

Man wird aber bemerken, daß hier von einer direkten Nachahmung des Säens keine Rede ist, obwohl der Name des Festes „mit der Rassel säen“ daran keinen Zweifel läßt. In der Tat müssen wir uns damit begnügen, noch aus anderen Zeugnissen die direkte Zauberwirkung des Tanzes und der Rassel gewissermaßen als reale Ackerbautätigkeit zu erweisen. So heißt es in dem Kommentar zu Vers 4 des Liedes an die Mais- und Erdgöttin Ciuacoatl: „Mit dem Rasselbrett wühlte sie den Boden auf und säete mit ihm“ (ychicauaztica inic nitlatacaya inic tocaya [183]). Wenn man bedenkt, daß alle Fruchtbarkeitsdämonen in Mexiko besonders das Rasselbrett, einen sich oben brettartig verbreiternden und an dieser Stelle mit Holzkugeln gefüllten Stab [184]), führten, daß andere Zaubermusikinstrumente, Trommeln, Flöten u. dgl. m., zu ihrer ständigen Ausrüstung gehörten, daß sie stets im Tanzschritt einhergingen und ihre Beine immer mit Schellen behangen waren [185]), um den Zaubertanz rhythmisch ausführen zu können, so wird man begreifen: ohne vorher auf dieselbe Weise gezaubert zu haben, konnen die Menschen gar nicht auf den Gedanken kommen, solche Mittel ihren Gottheiten anzudichten. Und ein wahrscheinlicher Ursprung dieses Zauberns ist die rhythmische Bewegung bei der realen Bestellung des Ackers.

Uns wird dieser Schluß handgreiflich werden, wenn wir z. B. die Beschreibung der Aussaat bei den Bagobos in Süd-Mindanao hören: „Der Tag des Säens wird festlich begangen. Männer und Weiber versammeln sich gleich nach Sonnenaufgang auf dem neuen Felde, voran gehen einige Männer, in den Händen die Panaga, ein eisernes Instrument in Form eines Stemmeisens, an einer langen Caña (Rohr) befestigt, die oben gespalten ist, so daß sie beim Aufstoßen auf- und zuklappt. Die Männer gehen mit t a n z a r t i g e n Bewegungen vor und stoßen dabei das Eisen der Panaga in den Boden, die Weiber folgen und werfen Reis in die gemachten Löcher und scharren sie mit der Hand zu. Alles geschieht feierlich und ernst. Nachdem das Feld auf diese Weise bestellt ist, wird in der Mitte desselben eine Kokosschale, in einen oben viergeteilten, etwa 2 m hohen Bambusstock eingeklemmt, für die Götter aufgestellt und mit Balabak (ein berauschendes Getränk) gefüllt“ [186]).

Zur Deutung des geschilderten Vorgangs ist mancherlei zu bemerken. Das oben gespaltene Bambusrohr, an

[180]) Im aztekisch geschriebenen Manuskript der Historia des Pater Sahagun, Veröffentlichungen aus dem k. Museum für Völkerkunde, VI, S. 77: ioan moteneva ayacachpixollo. auh ynic mochivaya ca vncan vmpevaya inetotiloya in ichan diablo çano quezqui tlacatl mochi tlacatl yyayacach in ipan mitotiaya in pipilti in maçevalti auh in vmpa tianquizco vmpa vnechicavia in ixquich macevali mochi tlacatl yyayacach yn ipan mitotiaya yn ipan ilhuitli ic cempoalilhuitl mochi tlacatl valcnicatequitia yn iyoyolloco altepetl, mochi tlacatl ic mochichivaya yn ica, ceceyaca, ynechichiuh.

[181]) Valcuicatequia. cuica, singen, schließt den Tanz ein. Vgl. Phallische Fruchtbarkeitsdämonen, S. 164.

[182]) Dieses ist der beste Bericht über das ayacachpixolo. Die anderen Stellen (aztekischer Sahagun, B. II, Kap. 21 u. 22; in Veröffentlichungen VI, S. 183 f. und spanischer Sahagun, B. II, Kap. 21 u. 22. ed. Bustamente, Bd. I, S. 94 f.) nennen nur die Zeremonie des 20. Tages ayacachpixolo und ziehen fälschlicherweise das ganz unmotivierte allgemeine Tanzen der vorhergehenden Tage, an dem die Könige teilnahmen, nicht dazu. Offenbar ist nur der Charakter des 20. Festtages etwas anders als die vorhergehenden, insofern als die Feier auf die einzelnen Bezirke beschränkt und etwas modifiziert war. Namentlich darf man nicht der Angabe Sahaguns, B. II, Kap. 22 (Veröffentlichungen VI, S. 184) glauben, daß nur die Alten des Bezirks, in dem der Tempel des Xipe „Yopico“ stand, den ganzen Tag sangen und die Rassel schwangen. Es war auch da eine allgemeine Volksfeier im Anschluß an bestimmte Tempel bzw. Kultstätten.

[183]) Sahagunmanuskript, B. II, Apendice, Relacion de los cantares bei Brinton, Rigveda americanus, S. 50.

[184]) Vgl. Sahagun B. II, Kap. 25, Bd. I, S. 118.

[185]) Vgl. das Nähere in Phallische Fruchtbarkeitsdämonen, S. 162 ff.

[186]) Alex. Schadenberg, Die Bewohner von Süd-Mindanao. Zeitschrift für Ethnologie XVII, 1885, S. 19.

dem die Panaga unten befestigt ist, und das beim Aufstoßen auf- und zuklappt, ist augenscheinlich nur zu dem Zwecke gespalten, um den Rhythmus des „Säetanzes" zu markieren, d. h. es ist ein infolge eines „Arbeitsgeräusches" entstandenes Musikinstrument. Die Balabak-Spende für die Götter nach der Feldbestellung hat mit der ursprünglichen Zauberbedeutung des rhythmischen Säens nichts zu tun. Es ist vielmehr selbstverständlich, daß der Vorgang gewissermaßen unter Aufsicht der Götter gestellt wird, nachdem man diese einmal hat.

Auch von Madagaskar wird von einer Feldbestellung im Tanzschritt berichtet: „Die Malgaschen gebrauchen den Pflug nicht, sondern begnügen sich damit, den Boden mit einem Spaten umzugraben. Die Bestellung des Landes ist Sache der Frauen und Mädchen. Sie rücken in einer Reihe über das Feld vor, in der Hand einen zugespitzten Stock, mit dem sie kleine Gruben auswerfen. In diese Gruben legen sie je einige Reiskörner und scharren sie dann mit dem Fuße zu. Die Verrichtung wird mit ziemlich großer Regelmäßigkeit und in einem sehr scharf hervortretenden Rhythmus vollzogen, was diesen Frauen das Ansehen einer Truppe von Tänzerinnen gibt" [187]).

Nun stammen alle diese Beispiele aus einer verhältnismäßig späten Zeit, wo man bereits das Feld baute. Man muß sich aber den Zauber des Arbeitsrhythmus bereits in der frühesten Zeit vorhanden denken, bei den einfachsten Arbeiten des Hämmerns, Schlagens, Schabens, Bohrens usw.

Sehr deutlich wird ein anderer Zauber der rhythmischen Arbeitsbewegung ohne wirkliche Arbeitsleistung bei folgendem Beispiel der Nordwestaustralier gezeigt. Wie (Kap. V) erwähnt, haben diese sogenannte „tarlow", große Haufen von Steinen, an denen sie Zeremonien ausführen, wenn sie gewisse Nahrungsmittel, Tiere und Pflanzen, an denen Mangel ist, reichlicher antreffen möchten. Fehlen z. B. gewisse eßbare Samen, so geht man zu dem betreffenden tarlow. In diesem Falle spielen yandis, hölzerne Schalen zum Schwingen der Grassamen, und mijarras oder Reibsteinmulden mit dem munda oder Mahlstein eine große Rolle. Die Frauen machen den Vorgang des Schwingens und Mahlens vor, während man singt und tanzt [188]).

Man darf sich nicht verhehlen, daß es sich überall da, wo die rhythmische Arbeitsbewegung allein ausgeführt wird, zugleich um einen Analogiezauber handelt, wie wir ihn z. B. bei den Tiertänzen um den tarlow (Kap. V) kennen gelernt haben. Das scheinbare Schwingen der Grassamen entspricht ganz den Mitteln, die angewendet werden, um die durch die mimische Tierdarstellung scheinbar zur Stelle gebrachte Beute zu töten. So wird hier der Same in regelrechter Weise geschwungen, als ob er da wäre. Es ist also nur notwendig, daß der Analogievorgang, sei es Jagd, sei es eine andere Verrichtung, echt sei und also in dem Falle rhythmisch, wo auch die Arbeit selbst rhythmisch ist.

Indessen wird jeder Analogiezauber möglichst in rhythmische Form gekleidet. Nehmen wir z. B. einen Phallustanz (vgl. Kap. III). Der Zauber der Coitusbewegungen ist wahrscheinlich nicht rhythmisch. Aber trotzdem wird das Ganze in einen Tanz gekleidet. Ebenso ist es z. B. mit der Beschreibung eines Kanutanzes der Australier von Victoria, wo das gleichmäßige Paddeln durch die Arbeit gegeben ist, nicht aber die Bewegung der Füße. Die Männer stellen sich in zwei Reihen, jeder mit einem Stock hinter dem Rücken, der von den Armen gehalten wird. Sie bewegen die Füße abwechselnd nach dem Takt des Gesanges. Auf ein gegebenes Zeichen bringen sie die Stöcke nach vorn und bewegen sie regelmäßig, als wenn sie in einem ihrer leichten Kanus paddelten [189]).

Hier nun, glaube ich, tritt das Gesetz in Geltung, das ich im Eingang des Kapitels vorläufig für die Tiertänze aufstellte: Tritt eine Reihe von Menschen auf, um aus sich heraus zu zaubern, so gestaltet sich die Zauberarbeit wie jede andere Arbeit rhythmisch, indem besonders die Füße davon ergriffen werden. Die sich auf das Gelingen beziehenden Zauberworte werden zum Gesang und die sich ergebenden rhythmischen Geräusche zur Musik. Der schon als Zauber bekannte Arbeitsrhythmus erleichtert den Prozeß. Nur ist es ersichtlich, daß die Darsteller von Tieren sich leichter in einen Rhythmus hineinfinden müssen als die einen Analogiezauber ausführenden Menschen, da dieser mimische Vorgang an sich oft der Einfügung in einen Tanz Widerstand leistet.

Naturgemäß kann man daher zwei Erscheinungen des Analogiezaubers feststellen. Einerseits wird der Tanz durch den eigentlich mimischen Vorgang direkt unterbrochen, andererseits überwuchert der Tanz das mimische Element so, daß er allein als Universalzaubermittel übrig bleibt.

Wenn bei den Büffeltänzen der Mandan, die die Büffel herbeilocken sollen, die als Büffel verkleideten Darsteller schließlich von allen übrigen Stammesmitgliedern scheinbar erschossen werden (vgl. Kap. V), so fällt das aus dem Tanze direkt heraus. Am King George Sound in Westaustralien tanzte man angeblich zum Empfang der angekommenen Weißen unter anderem den „Kängurutanz". Es heißt von ihm: „Dieser ist dem oben beschriebenen (Corrobori) sehr ähnlich, nur mit dem Unterschied, daß mitten in den Lärm einer der Männer springend und hüpfend wie ein Känguru zwischen die Tänzer und das Feuer kam. Plötzlich stockte der Tanz, und einer aus der Gesellschaft trat zur Verfolgung des Wildes hervor. Die beiden stellten den ganzen Vorgang beim Erjagen und Niederstechen dar, und als dieses endlich vollzogen war, vereinigten sich wieder alle zum Tanze" [190]). Also auch hier wiederum die Zauberjagdszene gewissermaßen eingehüllt in den Tanz.

Leichter geht der Analogiezauber vollständig in dem Tanz auf, wenn nicht zwei Parteien gegeneinander agieren. Die Tschiroki z. B. haben unter den Zeremonien, die sie am Abend vor ihrem bedeutungsvollen Ballspiel zur Sicherung des Sieges anstellen, einen Tanz, in dem sie mit ihren Schlägern die Bewegungen, den (nicht vorhandenen) Ball aufzunehmen und zu schleudern, durchmachen [191]).

Auch kriegerische Zauberszenen lassen sich leicht in einen Tanz umwandeln, da der Gegner meist nicht mit dargestellt wird. Ein vortreffliches Beispiel dafür hat mir Missionar D. Westermann freundlichst mitgeteilt, der es von einem 70 jährigen Angehörigen des Anlostammes der Ewhe erfuhr. Der Brauch findet sich außer beim Anlostamm auch bei dem Tschi- und Gã-Volk. „Das Aufführen des Kriegstanzes heißt fu aye, in Tschi di asrayere. Wenn die Männer in den Krieg ziehen, bekleiden sich ihre Frauen mit den Umschlagetüchern, Lenden- und Kopfbinden ihrer Männer und bestreichen ihr Gesicht mit

[187]) Les Colonies françaises (1889 bei Gelegenheit der Weltausstellung erschienen) I, S. 309, bei Bücher S. 352 f. Das Original war nicht zu erhalten.

[188]) E. Clement, Intern. Archiv für Ethnographie XVI, 1903, S. 6.

[189]) Brough-Smyth, The Aborigines of Victoria I, S. 174 f.

[190]) James Browne, Die Eingeborenen Australiens, Petermanns geograph. Mitteil. 1856, S. 445.

[191]) Mooney, The Cherokee Ball Play, Amer. Anthropologist III, S. 116 f.

weißem Ton. An dem Tage, an dem der Kampf stattfinden soll, nehmen sie auch einen Stock als Gewehr in die Hand und tun, als ob sie damit schössen, und gehen so in der Stadt umher." Direkte Angaben über die Zauberwirkung solcher Mittel in ähnlichen Fällen sind zahlreich [192]).

Bemerkenswert ist hier noch der Umstand, daß die Frauen die Kleider ihrer Männer anziehen. Das geschieht offenbar in dem Sinne, wie man die Haut eines Tieres überzieht, um das Tier zu sein. Das Kleid hat dieselbe Zauberkraft wie die Haut (vgl. Kap. V). Auf diese Weise kämpfen die Männer nicht nur wirklich, sondern der Kampf wird auch noch von ihnen selbst, obwohl sie dabei von ihren Frauen vertreten werden, durch Analogiezauber unterstützt. Frauen könnten das nicht so gut, da sie nicht selbst kämpfen und deshalb auch die Bewegungen nicht so echt sein könnten, ganz abgesehen davon, daß die Frau, wie wir (Kap. IX) sehen werden, nie so zauberkräftig ist wie der Mann.

Der Analogiezauber des Kampfes kann nun immer mehr zurücktreten und nur die rhythmische Bewegung übrig bleiben. Von den Ipuriná am Purús z. B. erzählt Ehrenreich [193]): „Am Vorabend aller wichtigen Unternehmungen, Kriegszüge, Jagden, werden Tänze unter Gesangbegleitung aufgeführt. Erstere sind einfache Umgänge in eigentümlichem Gleichschritt, wobei mit einem Fuß zwei Schritt vorgetreten und der andere nachgezogen wird. Die Tänzer legen dabei eine Hand auf die Schulter des Vordermannes, mit der anderen ihre Waffen haltend . . . . Die Gesänge beziehen sich auf das zu erwartende Kriegs- oder Jagdglück."

Noch weiter geht der anschauliche Bericht K. von den Steinens über einen Tanz der Bororó, die einen Überfall ihrer Feinde, der Kayapó, befürchteten: „Auch in der Nacht vom 2. zum 3. April war alles wach. Unsere indianischen Freunde holten uns aus dem Ranchão und luden uns ein, an einer Sitzung teilzunehmen, die den Zweck hatte, sich mit Musik in der Hoffnung auf einen Sieg über die bösen Kayapó zu stärken. Zu Anfang standen wir alle und tanzten auf der Stelle, während ein alter Häuptling in der Mitte stand und den Rasselkürbis kräftig schüttelte. Wir anderen hielten die Hände vor den Mund und brüllten ein dumpfes u, u . . . hinein und knickten taktmäßig in die Knie. Da wir merkten, wie sehr die Bororó dadurch getröstet wurden, ließen wir es an eifrigem Mittun nicht fehlen . . . . Das Tanzen dauerte eine halbe Stunde . . . . Nun waren wir aber auch alle mit frischem Mute erfüllt" [194]).

Man muß diese Schilderung wörtlich nehmen. Das ist in der Tat der Effekt eines solchen Tanzes, daß man zu einer Unternehmung kräftig, nämlich zauberkräftig wird, wodurch der glückliche Ausgang der realen Handlung, der Triumph über alle unvorhergesehenen Zufälle allein gewährleistet wird. Es überträgt sich demnach die ursprüngliche Beeinflussung des Unternehmens durch den Tanz auf die Zauberkraft des Tänzers, der alle Schwierigkeiten überwindet.

Das ist also eine sekundäre Idee. Es spielt hier die natürliche erregende und ermutigende Wirkung gemeinsamen Tanzes und Gesanges und der begleitenden Musik mit, die wir an uns selbst fühlen. Nur daß wir darin eine naturwissenschaftlich zu erklärende psychische Wirkung erblicken, der Primitive dagegen natürlich einen Zauberakt. Deshalb ist er auch ganz anders beim Tanze dabei als wir, denen der Tanz nur etwas Ästhetisches ist, während dort die Idee gelten mußte: je eifriger der Tanz, desto mehr Zauberkraft. Um aber überhaupt diese Wirkung des Tanzes zu erfassen, mußte man ihn erst haben, und das geschah auf den angegebenen Wegen des Zauberrhythmus der Arbeit, des Analogiezaubers und des Zaubers der Tiertänze.

Wir werden diese Entwickelung noch besser verstehen, wenn wir uns die ähnliche Bedeutung der Musik vergegenwärtigen, die, aus dem Arbeitsgeräusch hervorgegangen, sich mit dem Arbeitsrhythmus und mit dem Tanz entwickelt hat. Auch sie übt wie der Tanz einen Zauber auf jedes Unternehmen aus. Das mexikanische Rasselbrett z. B., das den Göttern und Menschen als Zaubergerät zum Gedeihen des Ackers (siehe vorher) und zum Hervorbringen des Nebels und der Wolken dient [195]), heißt chicauaztli, „womit man kräftig wird", d. h. der es schüttelt, besitzt Zauberkräfte. So schüttelt es im Kampfe der König Motecuçohma, der in der Tracht des Kriegsgottes Xipe einherzieht, und flößt seinen Truppen durch den Klang unwiderstehlichen Mut ein [196]). Ebenso wird von zwei Mitgliedern einer Tanzgesellschaft der Omaha, die das Gelübde auf sich nehmen, nicht zu fliehen, erzählt, sie seien auf die Feinde losgegangen, nur mit einer Rassel aus Hirschklauen bewaffnet, die an den Enden des Griffes eine scharfe Eisenspitze hatten, und hätten damit die Gegner niedergemacht [197]).

Damit ist sofort ein ungeheurer Kreis von Ursachen für die Anwendung des Zaubertanzes gegeben. Man braucht bei allen möglichen Gelegenheiten eine Stärkung der Zauberkraft, z. B. die zahlreichen Genossenschaften bei ihren Zauberriten und die Schamanen bei ihren Heilprozessen und anderen wunderbaren Handlungen. Der Tanz ist hier dem Gebrauch von narkotischen Mitteln, dem Fasten und anderen Maßnahmen zur Erhöhung der Zauberkraft gleichzustellen, die wir (Kap. IX) noch näher kennen lernen werden. Ja diese Ursachen zur Steigerung der Zauberkraft sind ebenso bei Totentänzen, beim Empfang von Fremden, bei Siegestänzen, wo die Toten, die Fremden und die erschlagenen Feinde drohen, und bei tausend Ereignissen im Leben gegeben, während der Beobachter nach unserer modernen Auffassung leicht eine bloße Gefühlsäußerung auch dann sieht, wenn diese Tänze ihren Zauberinhalt noch voll bewahrt haben.

Freilich wird man häufig im unklaren sein, ob der Zaubertanz direkt wirken soll oder nur durch Erhöhung der Zauberkraft der Tanzenden.

Einige Beispiele werden diese Vermischung klarer vor Augen führen. Die Tarahumara (vgl. Kap. V) tanzen überhaupt nur zu Zauberzwecken bzw. als „Gebet". Tanzen ist ihnen daher, wie gesagt, gleich arbeiten, was aus der Bedeutung des Wortes für tanzen nolávoa hervorgeht. Wenn die Familie auf dem Felde arbeitet, schickt sie einen Angehörigen auf den bei jedem Hause befindlichen Tanzplatz, wo er zum Gedeihen der Saaten und Feldfrüchte tanzt und singt. Sie tanzen, um Regen und Schnee herbeizuführen und ihnen Einhalt zu tun; damit das Gras wächst; daß Krankheit von Menschen und Saaten fern bleiben; daß sich Hirsche und Kaninchen vermehren; um Glück auf der Jagd zu haben; daß der Schamane Kraft genug habe, um eine Krankheit zu heilen; um die Toten los zu werden usw. In einem Mythus war das Land um Guachochic voll Lagunen, doch verschwanden

[192]) Eine Reihe ähnlicher Beispiele siehe bei Frazer, Le rameau d'or I, S. 27 ff.

[193]) Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens in Veröffentlichungen a. d. k. Museum f. Völkerk. Berlin II, S. 70.

[194]) Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, S. 459 f.

[195]) Sahagun, B. II, Kap. 25. Sahagunmanuskript, B. II. Apendice bei Brinton, Rigveda americanus S. 22, Vers 6.

[196]) Tezozomoc, Cronica mexicana, Kap. LXXXIV. Vgl. Phallische Fruchtbarkeitsdämonen, a. a. O., S. 165 ff.

[197]) J. O. Dorsey, Omaha Sociology. III. Rep. Bureau of Ethnol., S. 352.

sie, als die Tarahumara kamen und anfingen den Yumaritanz zu tanzen[198]).

Ähnlich universal und zum Teil aus der primären in die sekundäre Idee umgewandelt ist die Zauberwirkung des Tanzes bei den Hupa in Kalifornien. Wer Schamane werden will, tanzt monatelang jede Nacht um das Feuer im Schwitzhaus, soviel er kann, bis er seine Fähigkeiten erlangt. Wollen sie sich nicht einstellen, so geht er auf einen hohen Berg tanzen. Ist die Kandidatin eine Frau und zu schwach zum Tanzen, so nimmt sie ihr Gatte auf den Rücken und tanzt mit ihr. Dadurch gewinnt er selbst viel Glück. Bei Krankheitsfällen erzählt der Schamane nach einem Tanze, was dem Kranken fehlt und an wen er sich um Hilfe wenden soll. Der „Besentanz", von vielen Menschen ausgeführt, soll neben Anwendung von Medizinen ebenfalls einen Kranken heilen, indem dadurch besonders die Seele aus der Unterwelt zurückgerufen wird. Zwei Arten von Tänzen, der Frühlingstanz und der Hüpftanz, werden gleichfalls von vielen getanzt, wenn eine Epidemie oder irgend ein Unglück droht, außerdem aber einmal zur bestimmten Jahreszeit. Nach dem Zauberspruch, der bei einem der Tänze, dem „Frühlingstanz", ausgesprochen wird, gebt die Wolke, die die Krankheit bringt, nach jedem Tanz etwas zurück. In den Mythen bringen entsprechend Wolken Krankheit, und ein Tanz, den die Himmlischen zu ihrem eigenen Wohle arrangieren, vertreibt sie. Der Schöpfer Yimantüwiñyai errichtet ein Haus, in dem die Indianer tanzen sollen. „Hier", sagte er, „werden sie tanzen, wenn etwas mit dem Ozean vorgeht. Wenn das Wasser steigt, werden sie hier tanzen, und es wird wieder fallen." In einer Erzählung von der ersten Ankunft der Weißen wird berichtet: als man davon hörte, „sagte man, laßt uns einen Tanz oder sonst etwas aufführen, es ist etwas im Anzuge". Also auch hier der Tanz als Mittel der Abwehr. Kriegstänze mit gellendem Schrei und Abschleudern der Waffen fanden unmittelbar vor jedem Kampf statt, und ebenso wurde nach einem Siege ein Tanz über der Beute abgehalten usw.[199]).

Bei den Navaho werden sogar die aus der Gefangenschaft Heimkehrenden gewaschen, damit alles Fremde von ihnen abfällt, und es wird ein großer Tanz über ihnen abgehalten, um sie vollständig zu reinigen[200]).

Diese Berichte machen es klar, daß man solche Tanzepidemien, wie die nach der Zeit des schwarzen Todes im 14. Jahrhundert, nicht vollständig mit dem Ausdruck „Massensuggestion" erklärt[201]). Es fehlt an der Erklärung die sicher vorhandene Grundlage, der Inhalt des Tanzes, nämlich die Uridee von der direkten Gegenwirkung des Tanzes gegen das Unheil bzw. von der Stärkung der Kraft des Individuums durch den Tanz.

Der Umstand aber, daß bei ganzen Völkern, wie den Tarahumara und Hupa, gar keine absolut harmlosen, profanen Tänze existieren, macht es um so einleuchtender, daß der Tanz als Zaubermittel zur Erreichung realer Zwecke entstanden ist. Unschwer wird sich nun, da der Blick geschärft ist, jeder eine Menge Völker vergegenwärtigen, bei denen alle Tänze einen ganz anderen Charakter als bei uns tragen, bei denen alle einen bedeutsamen Inhalt aufweisen. Hat doch aus dieser Einsicht heraus Georg Gerland schon 1869 von den Tänzen der Australier und Polynesier gesagt: Ursprünglich sind alle Tänze religiös[202]), wenn auch eine scharfe Begründung damals unmöglich war, weil sie nur im Verein mit der Erkenntnis der ganzen Religionsentwickelung in der Völkerkunde erfolgen kann.

[198]) Lumholtz, Unknown Mexico I, S. 297, 330 bis 353.

[199]) Goddard, The Hupa, University of Calif. Publ., Amer. Archaeol. and Ethnol. I, S. 62, 65 ff., 82, 87, 127, 132, 199, 236 usw.

[200]) Matthews, The Mountain Chant. V. Rep. Bureau of Ethnol., S. 410 f.

[201]) O. Stoll, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie, 2. Aufl., Leipzig 1904, S. 378. Vgl. Heckor, Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters, 2. Aufl., Berlin 1865, S. 150 ff.

[202]) Waitz-Gerland, Anthropologie d. N. VI, S. 81, 755.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue neolithische Station in der Vorderpfalz.

Mit 4 Abbildungen.

In Venningen, einem Dorfe der Vorderpfalz — Bezirksamt Landau — das 9,5 km südlich von Neustadt a. d. H. und Triefenbach gelegen ist, wurde im Februar 1905 eine Wohngrube aus der Vorzeit aufgedeckt. Sie liegt nördlich des Ortes, westlich der Straße nach Kirrweiler, genannt: Obergarten mitten auf einer Lößterrasse. Feuerspuren, Kohlen, Gefäßstücke, Tierknochen fanden sich in 1,60 m Tiefe in einem Umkreise won 4 qm und lassen auf eine Art von viereckiger Höhlenwohnung schließen. Eine vom Verf. am 16. Februar an Ort und Stelle vorgenommene Grabung (mit Dr. Schäfer) ergab zwei verschiedene Kulturschichten:

1. eine obere, die nach Stücken von Leistenziegeln, Resten von Gefäßen der Römerzeit angehört;

2. eine untere, die nach einem Gefäßstück in die neolithische Periode fällt.

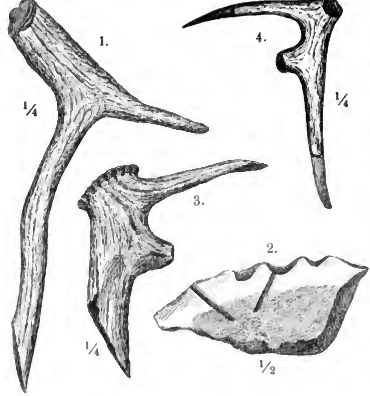
Letzteres (Abb. 2) ist von gelbroter Farbe, starker Dicke (2 cm) und mit dem eingeritzten Wolfszahnornament verziert. Auf dem Rande zeigt die Scherbe dreimal eingepreßte Nageleindrücke, nach Köhl ein Kennzeichen für den sogenannten Pfahlbautypus. — Derselben Periode gehört eine Endgabel von Cervus elaphus an, die 41 cm Länge aufweist (Abb. 1). Am unteren Ende ist diese mittels eines primitiven Werkzeuges, wahrscheinlich einer Flintsäge, von der Hauptstange getrennt. Das Ganze diente als rohe Bodenhacke. Ein ähnliches Stück aus Hirschhorn besitzt die Pollichia zu Bad Dürkheim aus dem Löß des mittlerem Rheinthales (Pfalz). Dies ist 25 cm lang, unten zur Aufnahme eines Holzgriffes ausgehöhlt und aus Horn mit Ansätzen von drei Gabeln hergestellt (Abb. 3). Ein weiteres entsprechendes Exemplar rührt aus den Schweizer Pfahlbauten her (Abb. 4 aus Oppel „Natur und Arbeit", 1. Teil, Tafel, S. 96). Die Krone ist hier abgesägt, sonst ist das Artefakt entsprechend 1 und 3 gebildet. Weitere Hirschhornhacken und -bauen sind aus den Pfahlbauten des Bodensees bei Troltsch: „Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes", S. 99, Fig. 103, S. 107, Fig. 139 abgebildet und S. 98 bis 109 im einzelnen angeführt.

Die Identität zwischen Venningen, Rheintal und Pfahlbauten ist so groß, daß zweifellos diese Feldbaugeräte demselben Zwecke, dem Aufreißen des Erdbodens zur Zubereitung für die Saat, gedient haben müssen und dieselbe Technik und manuelle Verwendung aufweisen.

Damit ist für die Vorderpfalz eine neue neolithische Wohnstation festgestellt worden. Sie steht in topographischem Zusammenhang mit folgenden, weiteren Stationen, die ebenfalls den Pfahlbautypus in Orna-

mentik der Gefäße wie in der Beschaffenheit der Werkzeuge repräsentieren:

1. Landau: Knochenwerkzeuge, Tulpenbecher, Gefäße mit Leistenornament; gefunden in einem Kasernenhofe Juni 1896. Vgl. E. Heuser im Bericht über die 27. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Speyer, S. 156 bis 157. Die Originalfunde im Staatsmuseum zu München, von denen der Verfasser Abzeichnungen besitzt.



2. Fünfeichenschlag im Haßlocher Walde; große Wohnstätte des Robenhausien mit auf dem Rande getupften, rohen Gefäßstücken, Netzsenkern, Reib-, Schleif- und Wetzsteinen, Kies- und Flintwerkzeugen usw. Vgl. Bericht im „Globus“, Bd. 84, Nr. 23, S. 361.

3. Haßloch. In der Nähe des Bahnhofes wurde eine große, bauchige Tonurne mit Leistenband, das durch Nägeleindrücke gegliedert erscheint, zufällig aufgefunden (Mitteilung von Lehrer Wenz in Haßloch).

Diese drei Stationen der Pfahlbaukeramik stellen die topographische Verbindung her zwischen dem Michelsberg oberhalb Untergrombach bei Durlach und den rheinhessischen Stationen Monsheim, Mainz, Schierstein u. a., die Schumacher auf dem Verbandstage der südwestdeutschen Altertumsvereine besprochen hat. Die viereckige Wohnhütte, die er als typisch erwähnt, ist in Venningen festgestellt. Andererseits stellen diese vorderpfälzischen Niederlassungen die Brücke her zwischen Rheinhessen, Rheinpfalz und Unterelsaß. In der Straßburger Gegend erwähnt Schliz („Über den Stand der neolithischen Stilfrage in Südwestdeutschland“, 34. Bd. der Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft, S. 379; hier auch Schumachers Ansichten über die Pfahlbaukeramik; vgl. außerdem von demselben Verfasser „Zur Besiedelungsgeschichte des rechtsrheinischen Rheintales zwischen Basel und Mainz“, S. 4 bis 6) einen in einer Niederlassung vom Pfahlbautypus gefundenen menschlichen Schädel. — Auf die von Schumacher und Schliz (a. a. O.) angeschnittene Bevölkerungsfrage und ihr Verhältnis zum Volk der Spiralbandkeramik soll später eingegangen werden. Dr. C. Mehlis.

Bücherschau.

O. Schoning, Dødsriger i nordisk hedentro. 54 Seiten. (Studier fra sprog- og oldtidsforskning, udgivne af det philologisk-historiske samfund, No. 57.) Kopenhagen, Kleins Verlag, 1903. 1 kr.

Der Verfasser, ein Schüler Finnur Jonssons, hat die Vorstellungen des nordischen Heidentums über die Totenreiche einer erneuten und eingehenden Untersuchung auf Grund der Quellen unterzogen und kommt dabei teilweise zu sehr überraschenden Resultaten.

Als ältestes Totenreich weist er „Hel“, nicht die Personifikation, sondern den verborgenen Aufenthaltsort der Schatten der Verstorbenen nach. Das Reich der Schatten liegt tief unter der Erde im Norden, ist voller Finsternis und ursprünglich als Aufenthaltsort für alle Toten gemeinsam.

Im Gegensatz zu dem Reiche der Schatten stehen die Jotunheimar, die Heimat der Jotunn (d. h. Fresser) oder Riesen. In mehreren Eddaliedern werden die Jotunheimar nach Osten verlegt; aber einige Züge, und zwar gerade solche ältesten Charakters, verlegen die Jotunheimar nach dem Norden, wohin auch der Name Utgarðr zu weisen scheint. Bisher hat man sich an der rein philologischen Erklärung des Namens Jotunn genügen lassen, aber Schoning fragt weiter, was sie fressen, und da sie nach den Quellen nur Leichen haben fressen können, kommt er zu dem Resultat, daß die Jotunn oder Riesen im altnordischen Volksglauben als Leichendämonen und ihre Welt als das Totenreich betrachtet wurde, und bringt eine ganze Reihe von Beweismomenten für seine Auffassung bei, die eine besondere Tragweite hat, weil durch sie der vielumstrittene Loki eine befriedigende Erklärung als einfacher Leichendämon erhält.

„Hel“ und „Jotunheimar“ nehmen alle Verstorbene ohne Unterschied auf; die Wikingzeit und der in ihr lebendig gewordene kriegerische Wikinggeist können sich nicht an einem schattenhaften Dasein genügen lassen, sondern fordern ein Ideal des Lebens nach dem Tode, das jedes nordischen Kriegers würdig und nur ihm vorbehalten sei, so daß das Totenreich Valholl, das im Westen liegt, nur die im Kampfe Gefallenen aufnimmt. Das Totenreich Valholl, das Finnur Jonsson als ältestes betrachtet, stellt Schoning mit Recht an das Ende der Entwickelungsfolge. A. Lorenzen.

H. Hackmann, Vom Omi bis Bhamo. Wanderungen an den Grenzen von China, Tibet und Birma. 382 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen und 2 Karten. Halle, Gebauer-Schwetschke, 1904. 8 M.

Der Verfasser war, wie er im Vorwort erwähnt, bis Oktober 1901 Geistlicher der deutschen evangelischen Gemeinde in Schanghai und beschloß, nachdem er sein Amt aufgegeben hatte, noch einige Jahre China zu durchwandern, besonders zum Zwecke vergleichender Religionsstudien. Im November 1902 erreichte er von Tschungking aus den Tempelberg Omi, von wo er bis zum September 1903 über Tatsienlu, Mienning, Ningyuen, Yungpe und Tali nach Bhamo wanderte. Dieser letzte Reiseabschnitt wird in dem vorliegenden Buche behandelt. Es zu schreiben, dazu wurde der Verfasser nach seiner Angabe veranlaßt, weil das Land im Bogen des Jangtsekiang „ebenso merkwürdig wie unerforscht“ sei. So ganz unerforscht ist es nun allerdings nicht; denn selbst des Verfassers Weg von Tatsienlu bis Tali, den er vielleicht teilweise für unbekannt hält, ist bereits begangen worden, so von Amundsen, Hosie, Jack und Garnier, von den übrigen Teilen des Reisegebietes ganz zu schweigen; und ebenso ist auch über die Lolos und andere Eingeborenenstämme in Szetschwan und Jünnan mancherlei geschrieben worden, nicht nur von Baber und Vial. Immerhin ist außer den Büchern von Cooper, Kreitner, Colquhoun und Ehlers nichts in deutscher Sprache

über Indochina erschienen, so daß des Verfassers Reiseskizzen dem Publikum nicht unwillkommen sein werden, zumal sie in ein anziehendes Gewand gehüllt sind. Die zahlreichen Abbildungen, deren Art das Werk als „Novum für den deutschen Buchhandel" erscheinen lassen soll, gemahnen wieder einmal, daß man Reisebeschreibungen, die einigermaßen Beachtung beanspruchen, nicht künstlerisch verunzieren soll. Diese „originell" dem Rande anklebenden flotten Federzeichnungen sind zum weitaus größten Teil wertlos, besonders da man mangels einer Unterschrift nicht ahnt, was sie darstellen sollen. Warum sind des Verfassers Photographien nicht einfach in Autotypie wiedergegeben? Topographisch hat Hackmann nicht gearbeitet, woraus man ihm natürlich keinen Vorwurf machen kann, da er sich andere Aufgaben gestellt hatte; trotzdem hätte sich ein so trauriges Kartenblatt, wie es dem Buche angehängt ist, vermeiden lassen. Sg.

Wir werden um Aufnahme folgender Mitteilung ersucht:

Berichtigung. Herr Dr. Schnee läßt mich in einer Besprechung meines „Sexuellen Lebens der christlichen Kulturvölker" (im Globus, Bd. 87, S. 274) sagen: „Mit Ausnahme einiger verbohrter Protestanten glaubt man sonst allgemein in der ganzen Welt, daß die Askese, und zwar zunächst in der niederen Sphäre des sinnlichen Lebens, die unumgängliche Vorstufe zur Entsinnlichung ist." S. 21 meines Werkes heißt es aber: Wie kommt Dobschütz zur »Heiligung des Geistes«? möchten wir fragen. Mit Ausnahme einiger verbohrter Protestanten glaubt man sonst allgemein in der gesamten Welt, daß die Askese, d. h. Übung, und zwar zunächst in der niederen Sphäre des sinnlichen Lebens, die unumgängliche Vorstufe dazu bilde, wie ja praktische Schulung zu allen Fertigkeiten als nötig gilt." Also eine Vorstufe zur „Heiligung des Geistes", nicht zur Entsinnlichung, ist bei mir die Askese. Ferner hat der Referent die Übersetzung des Wortes Askese (Übung) und den erläuternden Nachsatz weggelassen. Auch sonst hat er meine Ansichten mißverstanden, z. B. wenn er sagt, das Buch beziehe sich zum größten Teil auf die Priesterehen. Mein Buch behandelt aber das ganze Geschlechtsleben der christlichen Kulturvölker. Dr. phil. Josef Müller.

Kleine Nachrichten.

— Dr. Konrad Ganzenmüller †. Im Jahre 1882 erschien ein Buch, welches reiche Anerkennung fand: „Die Erklärung geographischer Namen nebst Anleitung zur richtigen Aussprache für höhere Lehranstalten. Von Dr. Konrad Ganzenmüller." Der Verfasser war damals in übler Lage: um der Aussicht willen, an einer staatlichen höheren Schule angestellt zu werden, hatte er sein Volksschullehramt aufgegeben, und nun erlebte er nur Enttäuschungen. Geboren am 27. Dezember 1841 in Zoltingen in Bayern, hatte er von 1858 bis 1860 das Lehrerseminar in Schwabach besucht, hatte dann an mehreren Orten als Hilfslehrer gewirkt und 1866 in Memmingen an der Bürgerschule feste Anstellung gefunden. Von 1875 bis 1877 studierte er in Leipzig Pädagogik und Geographie und promovierte 1877 mit der Dissertation „Tibet nach den Resultaten geographischer Forschungen früherer und neuester Zeit". Bald daranf bestand er das Examen pro facultate docendi. 1886 erhielt er eine Stelle als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am königl. Statistischen Bureau in Dresden und wurde 1902 Regierungsassessor. Ganzenmüller war Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften für Geographie und Statistik und veröffentlichte unter anderem Monographien über Papierindustrie, Lederindustrie, polygraphische Gewerbe, Beherbergungs- und Erquickungsgewerbe, Untersuchungen über die Fruchtbarkeits- und Sterblichkeitsverhältnisse in den Stadt- und größeren Landgemeinden Sachsens, Statistik der Dampfkessel und Dampfmaschinen, Elbverkehr. Er entschlief am 22. Februar 1905. Wegen seiner tiefen Bildung und seiner Liebenswürdigkeit erfreute er sich allgemeiner Wertschätzung. O.

— Im Sommer 1904 bereiste J. S. Edelstein im Auftrage der russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg das Peter-des-Großen-Gebirge in der nordöstlichen Bucharei, längs des linken Ufers des Surchab an der Südgrenze von Karategin. Zweck der Reise waren hauptsächlich geologische Studien. Es zeigte sich, daß das Gebirge aus zwei Teilen besteht, einem östlichen älteren und einem westlichen neueren. Beide sind voneinander getrennt durch die Einsenkung des Flusses Schachlyssu, der den Gebirgszug schräg von Nordosten nach Südwesten schneidet, und unterscheiden sich stark voneinander. Der erstere ist bedeutend höher und unzugänglicher als der andere und mit größeren Massen ewigen Schnees bedeckt. Der Gebirgszug erweist sich weder in seiner östlichen noch in seiner westlichen Hälfte als selbständig abgeschlossen, sondern steht in enger Verbindung mit den angrenzenden Gebirgsländern — den Transalaischen Bergen, Darwas und Baldschuan. Edelstein hat eine Reihe von Gletschern des Gebirges besucht, darunter zwei, die bisher noch von niemand erforscht waren. Unterwegs hat er gelegentlich auch Forschungen im Alaigebirge, Alaital, Karategingebirge und zum Teil im Serafschantal ausgeführt. P.

— Kapitän Cottes' Reise durch Tongking und Annam. Von Januar bis August 1903 hat Kapitän Cottes vom Service géographique Indochinas eine weite Reise durch den französischen Teil der hinterindischen Halbinsel ausgeführt. Wie einem Überblick über seine Ergebnisse im Februarheft von „La Géographie" zu entnehmen ist, wollte Cottes vornehmlich diejenigen Gegenden aufsuchen, die trotz der Arbeiten der Mission Pavie wenig bekannt geblieben waren, dort Aufnahmen machen und auch ethnographisch beobachten. Er zog von Hanoi nach Luang Prabang am Mekong, dann an diesem Fluß abwärts bis etwa 115° 30′ östl. L. und südostwärts nach Hue; hierauf wandte er sich nach Süden und unter 14° nördl. Br. westlich zum Mekong. Das Gebirge war im Süden seiner Höhe wegen recht schwierig zu begehen. Obwohl Cottes auch über die Völkerschaften — die Thaïs, Khas und Meos — einiges mitteilt, dürfte sein Hauptergebnis in den Aufnahmen liegen, die mehr als zwei Dutzend Blätter in 1 : 100000 und zwei Blätter in 1 : 500000 füllen.

— In der Meteorologischen Zeitschrift (März 1905) macht Jaufmann Mitteilungen über seine interessanten Versuche bezüglich der Radioaktivität von atmosphärischen Niederschlägen und Grundwässern. Ohne hier auf die am angeführten Orte beschriebene Versuchsanordnung oder die aus den Versuchen sich ergebenden Folgerungen einzugehen, sei nur erwähnt, daß zahlreiche Untersuchungen von Regen immer Spuren radioaktiver Substanz erkennen ließen; besonders reichliche Wirkungen brachten jedoch die Gewitterregen hervor. Schnee äußert Wirkungen, welche die vom Regen durchschnittlich um das Doppelte bis Fünffache übertreffen; es gilt dies jedoch nur von frisch gefallenem Schnee, während alter Schnee auf einem Dache bald seine Radioaktivität verlor. Die Schneedecke auf dem Boden zeigte große Schwankungen ihrer Radioaktivität, die nach Janfmann im Zusammenhang mit den Luftdruckschwankungen und den dadurch bewirkten stärkeren und schwächeren Austritten der stark aktivierenden Bodenluft stehen. Ebenso erwiesen sich die Grundwässer, und zwar aus dem gleichen Grunde, starken Wechseln in ihrer Radioaktivität unterworfen. Gr.

— Eine neue Tiefseeexpedition nach dem Indischen Ozean ist vor kurzem von Colombo aufgebrochen. Über ihre Aufgaben gibt ein längerer Artikel in „Nature" vom 13. April Aufschluß. Als Fahrzeug dient ein ganz neues Vermessungsschiff der englischen Kriegsflotte, die „Sealark", die von der Admiralität zur Verfügung gestellt worden ist. Zum Stabe gehören unter anderem der Korallenforscher John Stanley Gardiner (Cambridge) und C. Forster Cooper, bekannt durch ihre Untersuchungen in den Laccadiven und Malediven (1899 bis 1900). Die Mittel, auch für die spätere Veröffentlichung der Resultate, entstammen in der Hauptsache einem von Frau Percy Sladen unlängst zum Andenken an ihren Gatten gestifteten Fonds, auch sind die British Association und der Balfour Memorial Fund daran beteiligt. Rein räumlich betrachtet besteht die Aufgabe der Expedition in einer Verknüpfung und Erweiterung sämtlicher ozeanographischen und biologischen Forschungsresultate, die seit der Challengerfahrt bis auf die „Valdivia", die „Siboga" und Agassiz im Indischen Ozean errungen worden sind. Demnach geht es zunächst nach dem Tschagosarchipel, dann nach dem Cargadosriff, der Nazarethbank, der Saya da Malhabank und

den Seychellen; schließlich nach Mauritius und der Agalegasgruppe. Von den Seychellen wird die „Sealark" nach Colombo zurückkehren, während die erwähnten beiden Gelehrten bis Januar 1906 auf jener Gruppe sich aufhalten wollen. Im einzelnen ist über die Aufgaben noch folgendes zu sagen: Man hofft die Frage nach dem Vorhandensein verhältnismäßig geringer Tiefen (Bänke), die Indien mit Südafrika verbinden, und ebenso einer Bank zwischen Mauritius und den Seychellen aufzuklären. Weiterhin will man über das Emporsteigen der Tschagosatolle und -Bänke und deren Beziehungen zueinander, ob sie isoliert in einer Tiefsee liegen oder aber auf einem Plateau wie die Malediven, Aufschluß erlangen. Man vermutet, daß sich im Tschagosarchipel seit seiner Aufnahme durch Moresby (1837) in den Riffen und Bänken Änderungen vollzogen haben, und hierüber gedenkt man sich durch Lotungen zu unterrichten. Auch das biologische Programm ist sehr umfassend, obwohl man sich in den Sammlungen auf die mittleren Tiefen von 50 bis 500 Faden beschränken will. Man hegt dabei die Hoffnung, daß dadurch endlich die Frage aufgehellt wird, inwieweit die horizontale Verteilung der marinen Flora und Fauna für die Festlegung der früheren Landverbindungen von Wert ist. Im übrigen werden natürlich alle die anderen Forschungszweige zu ihrem Recht kommen, die zu den Aufgaben einer Tiefseeexpedition gehören.

— Agassiz' neue Tiefseeforschungen im Großen Ozean. Seit Oktober 1904 ist Professor Alexander Agassiz an Bord des Fischereidampfers „Albatroß" auf einer neuen Forschungsfahrt im Großen Ozean begriffen. In „Science", Bd. XXI (1905), S. 178, wird ein aus Lima, 28. November, datierter Brief Agassiz' mitgeteilt, der über die ersten Ergebnisse der Fahrt Aufschluß gibt. Am 6. Oktober verließ die „Albatroß" San Francisco. Von Panama aus ging es dann über Punta Mariato gegen die Chathaminsel in der Galapagosgruppe. Die tiefste Stelle wurde mit 1900 Faden etwa 100 Seemeilen südwestlich von Punta Mariato gemessen. Von da nahm die Tiefe allmählich ab bis auf 1418 Faden 80 Seemeilen von Chatham Island, hierauf schneller, so daß die 1000 Faden-Linie nur 60 Seemeilen von der Insel entfernt liegt. Südlich der Hoodinsel fand man, daß nach dieser Seite hin der Sockel der Galapagos steiler abfällt, indem man 50 Seemeilen südlich von ihr bereits 1700 Faden lotete. 100 Seemeilen weiter südlich wurden 2000 Faden gemessen, und diese Tiefe wurde in östlicher Richtung auf Punta Aguja (Küste) zu verfolgt, wobei sich halben Weges bis 60 Meilen von der Küste 2200 Faden ergaben; hierauf stieg der Boden sehr schnell an. Sodann lotete man von Punta Aguja nach Südwesten bis zu einem Punkt 675 Seemeilen westlich von Callao und fand dort 2200 bis 2500 Faden. Demnächst dampfte man ostwärts auf Callao zu und untersuchte eingehend die Milne-Edwardstiefe. Die Lotungen — 1490 bis 3200 Faden, aber auch nur 458 — zeigten innerhalb dieser Tiefe eine sehr große Unregelmäßigkeit des Bodens auf einem Areal von weniger als 60 Seemeilen Durchmesser. Serientemperaturmessungen wurden an sechs Stationen ausgeführt, von denen je zwei an den fernsten westlichen Punkten der Reiseroute liegen, zwei im Zentrum der großen Peruströmung und zwei in mäßiger Entfernung von der Küste. Es ergab sich daraus ein ungewöhnlich schneller Temperaturfall zwischen der Oberfläche und 50 Faden Tiefe, nämlich von 22° C auf 15° an der nördlichen der westlichsten Stationen. Bei 200 Faden betrug sie 10,5, bei 600 Faden 4,7 und bei 2000 Faden am Boden 2,5°. Die Temperaturen an den übrigen Stationen verhielten sich ähnlich und waren nur im Osten in den mittleren Tiefen um etwa einen Grad höher. Viel Interessantes förderten auch die zoologischen Forschungen zutage; so war die große Zahl und Mannigfaltigkeit der innerhalb der 300 Faden-Tiefe vorhandenen pelagischen Fische in 300 bis 650 Seemeilen Landferne bemerkenswert. Es befanden sich viele darunter, die man bisher für Tiefseefische gehalten hat (z. B. Stylophthalmus und Dissomma). Die Weiterreise ging im Dezember von Callao nach der Osterinsel und zurück nach den Galapagos.

— Argentinien und die Südpolarforschung. Die argentinische Regierung will Dr. Charcots Südpolarschiff „Le Français" kaufen und es dazu benutzen, in dem Gebiet, wo jener überwinterte, eine meteorologische Station einzurichten. So meldet die „Agence Havas". Gleichzeitig liest man, daß die Regierung sich dafür die Dienste Charcots gesichert hat, der jetzt auf dem Wege nach Frankreich ist, zum nächsten November aber wieder in Buenos Aires sein wird. Seit 1904 unterhalten die Argentinier bekanntlich an der Scotiabai in den Süd-Orkneys die von der schottischen Expedition dort im Jahre vorher errichtete Station. Es überwinterten auf ihr seit Februar 1904 drei argentinische Gelehrte, L. G. Valette, H. Acuna und E. Szmula, doch hatte die Leitung R. C. Mossman von der schottischen Expedition, der sich der argentinischen Regierung für ein Jahr zur Verfügung gestellt hatte. Am 31. Dezember langte dann die „Uruguay" an, die Mossman und die drei Argentinier an Bord nahm und dafür — für das jetzt laufende Jahr — fünf andere Argentinier landete. Nachdem die „Uruguay" am 1. Januar 1905 die Station verlassen hatte, hielt sie, wie erinnerlich, ohne Erfolg nach Charcot Ausschau. Über diese Fahrt wird von R. N. R. Brown nach Mossmans Erzählungen einiges im Aprilheft des „Scott. Geogr. Mag." mitgeteilt (S. 209). Danach lief die „Uruguay", die von Kapitän Galindez befehligt wurde, am 7. Januar d. J. Deception Island an, fand aber nicht die Nachrichten, die Charcot dort hatte niederlegen wollen. Sie durchfuhr dann die Belgicastraße bis zur Wienckeinsel, die am 10. Januar erreicht wurde. Man untersuchte sorgfältig, freilich ohne zu landen, die Ostseite und fand nicht den erwarteten Cairn. Die übrigen Küstenteile konnten nicht in Augenschein genommen werden, da das Eis sowohl im Norden wie im Süden die Durchfahrt versperrte; Galindez trat darauf die Heimfahrt an.

In dem erwähnten Artikel Browns wird übrigens ein Vergleich gezogen zwischen den Witterungsbeobachtungen auf der Station an der Scotiabai 1903 und 1904. Die Verschiedenheiten in der Temperatur, der Eis- und Schneebedeckung usw. waren sehr erheblich. Die Witterung war im allgemeinen rauher, aber längere Zeiträume hindurch schön, auch waren 1904 die Schneestürme nicht so häufig wie 1903. Für diese Abweichungen ist die Verschiedenheit in der Verteilung des Packeises in den beiden Jahren verantwortlich zu machen. Es reichte 1904 weit näher an die Gruppe heran als 1903.

— Über eine Reise durch Szetschwan berichtet der französische Konsul in Tschengtu, Bons d'Anty, in „La Géographie", Bd. XI (1905), S. 140 bis 143. Er fuhr im vergangenen Sommer mit dem Schiffsleutnant Audemard, dem Kommandanten des auf dem oberen Jangtsekiang stationierten Fahrzeuges „Olry", auf einem Flußboot den Min hinunter nach Suifu; dann begab er sich auf dem Jangtsekiang nach Tschungking und von da zu Lande auf einem neuen Wege über Lutscheou und Tseliutsin nach Tschengtu zurück. Von Interesse ist zunächst, was Bons d'Anty über die vorher von Baber, Hosie, Hart u. a. besuchten Felshöhlen von Mantseu am Min unterhalb Kiating mitteilt. Über ihren Zweck wußte man bisher nichts Bestimmtes. Bons d'Anty und Audemard halten es für gewiß, daß es sich weder um prähistorische Hohlenwohnungen, noch um Befestigungen oder Zufluchtsorte handelt, sondern lediglich um monumentale Grabstätten in Form von Krypten. Die Gebeine wurden in Urnen beigesetzt, die in die Fächer der Felswände gestellt wurden; mit großen, dicken Platten wurden die dazu benutzten Zellen fest verschlossen. Das Alter der Höhlen ist nicht groß, sie rühren jedenfalls von den Chinesen, nicht von den älteren Bewohnern her. In ähnlicher Weise — wenn auch nicht in Felshöhlen, so doch in zu Kisten geschlossenen Steinplatten — begräbt man dort noch heute. Architektur und Ornamentik der Höhlen sind sehr ausgebildet und verdienten eine eingehendere Untersuchung. Bons d'Anty spricht von Fledermausmotiven, sitzenden oder berittenen Personen, von rostförmigen Zeichnungen und anderen nicht leicht verständlichen Einzelheiten der Ornamentik. Tseliutsin ist eine betriebsame Großstadt von gegen 300000 Einwohnern; es ist der Mittelpunkt eines großen Salinenbezirkes. Bons d'Anty konnte eine der Anlagen genau besichtigen, und er meint darüber, sie sei wirklich wunderbar in ihrer Einfachheit und Zweckmäßigkeit; man wüßte nicht, wie man das System vervollkommnen sollte. „Unsere Methoden sind nur wünschenswert und anwendbar, wenn man mit einer gänzlichen Umwälzung des heutigen Zustandes der Dinge, der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse beginnen würde", sagt der Konsul mit Bezug auf China. Der Grundstock der Bevölkerung ist nicht chinesisch, sondern ein ganz anderer Menschenschlag von sehr kleiner Gestalt, von untersetztem, doch schönem Wuchs, mit großen, nicht zusammenstehenden Augen, mit einem runden, fast platten Gesicht. Die Ähnlichkeit mit den Lolos in Jünnan ist vollkommen. Das Gebirgsbild jenes Teiles von Szetschwan, wie es unsere Karten darstellen, ist nach Bons d'Anty Phantasiewerk und falsch.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 56. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

// GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 20. BRAUNSCHWEIG. 1. Juni 1905.

Die indianischen Muschelberge in Südbrasilien.

Von Gustav von Koenigswald.

Mit 36 Abbildungen[1].

An der ganzen atlantischen Küste von Süd- und Zentralamerika, bis nach Florida hinauf, finden sich aus Muschelschalen zusammengesetzte Hügel, die gleich den durch den dänischen Zoologen J. Steenstrup so bekannt gewordenen nordeuropäischen Kjökkenmöddinger (dänisch, d. i. Küchenabfälle) auch dort aus den Küchenresten der Urbevölkerung entstanden sind.

Besonders reich an diesen Muschelbergen ist das brasilianische Küstenland, wo sie allgemein mit dem indianischen Namen Sambaqui (aus der Tupisprache: Samba oder Tamba = Muschel und qui = Berg) und stellenweise auch mit Sernamby (letztere meist kleinere Muschelhügel an der offenen See und viele Schalen der sehr schmackhaften Sernambymuschel, Mesodesma mactroides Desh. enthaltend) bezeichnet werden, während sie in der brasilianischen Landessprache Ostreiras, sobald sie hauptsächlich aus Austern (Ostras) bestehen, oder Berbigueiras (Berbigão = Klappmuscheln, namentlich Venus- und Doseniaarten) oder generell einfach Casqueiros (Casca = Muschelschale) heißen.

Diese Sambaquis, stumme Zungen einer längst vergangenen Zeit, sind den Küstenbewohnern wohl bekannt, leider aber wissen sie nicht den kulturgeschichtlichen Wert derselben, sondern nur deren Material als solches zu schätzen, indem sie an bequem gelegenen Örtlichkeiten die oft ungeheuren Muschelmassen fabrikmäßig zu Kalk verarbeiten. Von der Größe solcher Hügel, die zuweilen viele tausende Cubikmeter Inhalt haben, kann man sich erst eine Vorstellung machen, wenn man sieht, wie vieljährige emsige Tätigkeit oft nur einen verhältnismäßig kleinen Teil eines solchen Haufens vernichten konnte. Andere und darunter manche interessante Muschelberge sind der Zerstörung leider schon ganz anheimgefallen, namentlich in der Nähe größerer Ansiedlungen, wie bei Santos, Iguape, Cananéa, Antonina, Paranaguá, S. Francisco, Florianopolis, Pelotas und Rio Grande, und von vielen ist nicht einmal deren frühere Lage mehr bekannt. Die Jesuiten, die im 16., 17. und 18. Jahrhundert, bis zu ihrer Ausweisung durch Pombal (1759), an der ganzen brasilianischen Küste ihre festungsähnlichen Klöster anlegten, wußten schon mit Vorteil die Sambaquis zur Kalkgewinnung für ihre Bauten auszunutzen. Bis vor wenigen Jahren war der Verbrauch an Sambaquikalk nicht allein an der Küste, sondern auch in den Städten des Hochlandes noch ein ganz bedeutender. Heute ist darin schon eine große Wandlung eingetreten. Auf dem Hochlande existieren überall vorzügliche Kalksteinbrüche, die in moderner, rationeller Weise ausgebeutet werden und deren Produkte den Muschelkalk sowohl durch niedrigeren Preis als auch durch bessere Qualität fast ganz verdrängen, und damit ist die Gefahr eines gänzlichen Verschwindens der so interessanten Muschelhügel bedeutend verringert.

Die Sambaquis sind naturgemäß dort angelegt, wo ihre Hersteller, die Indianer, die besten Vorbedingungen dazu fanden, also namentlich an fisch- und muschelreichen Buchten, wie die von Santos, Paranaguá, auf den Inseln des Mar Pequeno (Ilha do Mar, Cananéa und Cardozo), in der Nähe von Iguape, S. Francisco, Sta. Catharina usw., während am offenen Meere nur eine kleine Anzahl solcher Anlagen und meist nur von geringer Bedeutung gefunden werden.

Die Örtlichkeit, wo die Muschelberge sich befinden, ist meist mit Umsicht und Sorgfalt gewählt. Bevorzugt sind kleine Erhöhungen, die von den Mangrovebüschen, die das flache, sumpfige Ufer einsäumen, soweit die Meeresflut reicht, derartig verdeckt sind, daß man sie vom Wasser her schwerlich bemerken kann. Eine schmale Wasserrinne führt im Zickzack durch das Gebüsch, meist kaum so tief, daß sie nur während der Flutzeit von den leichten Canoas passiert werden kann. Der schwierige Wasserweg war den Sambaquibewohnern ein guter Schutz vor feindlichen Überfällen, während vom Lande her eine Überrumpelung selten möglich war.

In den niedrigen, meist sumpfigen Gegenden dienten die Schalen der in großen Mengen verzehrten Mollusken zur Pflasterung des feuchten Bodens, der durch neue Schichten stets weiter erhöht wurde, wodurch endlich diese kolossalen Hügel entstanden sind, die, von der Seebrise bestrichen, den Indianern einen angenehmen Aufenthaltsort gewährten. Im Laufe vieler Jahre habe ich ungefähr 150 Sambaquis an der ganzen südbrasilianischen Küste, von Rio de Janeiro bis an die Grenze von Uruguay, kennen gelernt, von denen die meisten bewohnt gewesen sind. Nur dort, wo größere, leicht erreichbare Erdhügel in nächster Nähe der Fisch- und Muschelgründe liegen, wie auf verschiedenen kleinen Inseln im Rio Bertioga (Guauiquê u. a.), im Mar Pequeno und in der großen Bucht von Paranaguá usw., wo also die Vorbedingungen zu einem erhöhten und trockenen Wohnplatz schon von der Natur gegeben waren, trifft

[1] Die Illustrationen sind nach Aufnahmen des Verfassers gefertigt, mit Ausnahme von Nr. 1, die Herr R. Krone in Iguape, und von Nr. 28, die Herr A. Loefgren in São Paulo ihm gütigst zur Verfügung stellten.

man auch Sambaquis, die neben den Siedelungen entstanden und die durch die meist kegelförmige Form leicht kenntlich sind, während die bewohnt gewesenen mehr flach verlaufen. Bei der Anlage der Muschelhügel wurden die Inseln bevorzugt, während das nahe Festland eine bedeutend geringere Anzahl aufweist.

In den großen, inselreichen Buchten Brasiliens kommen überall Austern in verschiedenen Arten und in bedeutenden Mengen vor. An den flachsten, oft nur zur Flutzeit bedeckten Stellen, namentlich auch an den stelzenartigen Wurzeln der Mangroven findet man die kleine Mangrovenauster oder Craca (Ostrea rhizophora Guild.) und andere, während die größeren Arten, unter denen namentlich die sehr große Ostrea brasiliana Lam. auffällt, tieferes Wasser vorziehen. Die ersten Europäer waren von den enormen Austern aufs höchste überrascht, und der Padre Simão de Vasconcelles erwähnt in seiner „Chronica da Companhia de Jesus do Estado do Brasil" (1661), daß ein Kapitän in S. Vicente einem Bischof die Füße anstatt in einem Becken, in einer großen Austernschale von Santa Catharina waschen ließ, um diesem so die Größe der Austern zu demonstrieren.

Alle brasilianischen Austern sind von sehr gutem Geschmack und an der Küste auch heute noch beliebte Nahrungsmittel.

In der Nähe der Austerngründe sind auch die meisten Sambaquis angelegt, deren Hauptbestandteil die Austernschalen sind, während dort, wo Austern weniger häufig sind, auch die Schalen der übrigen vorkommenden Seemuscheln Zeugnis davon geben, daß sie bei den Indianermahlzeiten eine ebenfalls sehr große Verwendung fanden. Dahin gehören namentlich Berbigão: Dosenia concentrica Born und Venus pectorina Lam.; Sururú: Mytilus perna L.; Tarioba: Iphigenia brasiliensis Lam.; untermischt noch mit Sacnritá: Purpura haemastoma L.; Braguary: Strombus pugilis, L.; Peguaba: Donax rugosus, L.; Ameixa: Lucina jamaicensis Lam.; Lucina brasiliana d'Orb.; Cardium muricatum, L.; Leucozonia brasiliana, d'Orb.; Tivela fulminata Phil.; Bulla maculosa Mart. und einigen wenigen Exemplaren verschiedener Venus-, Cardium-, Tagelus-, Mactra-, Pholas-, Pecten-, Solen-, Arca-, Oliva-, Trochus- und anderen Arten. Auch die großen Landschnecken: Bulimus ovatus L., Bulimus oblongus L., Bulimus pudicus Menke und Bulimus Taunaysii Fer. werden vielfach angetroffen. Dazwischen finden sich auch noch in vielen Sambaquis Knochen verschiedener Säugetiere (Affen, Schweine, Rehe usw.) und großer Fische, namentlich die der leicht kenntlichen Miraguaya (Pogonias chromis L.), der Tainha (Mugil platanus Günth.) und verschiedener Haifische. Ebenso trifft man auch vielfach die wahrscheinlich als Hocker benutzten großen Wirbelknochen der an der Küste oft strandenden Walfische. Daß aber diese Konchyliophagen das Menschenfleisch auch nicht verschmäht haben, davon geben viele große Sambaquis die Beweise. Sehr viele Menschenknochen und zertrümmerte Schädel finden sich in den verschiedensten Schichten. Es ist sicher, daß Leichen selten in den Muschelbergen begraben, wahrscheinlich aber abseits von den Wohnstätten und in fester Erde bestattet worden sind. Die gefundenen Knochen sind meist derart verwittert, daß sie an der Luft zerbröckeln und selten etwas zu retten ist. Auffallend ist die enorme Dicke der Schädeldecke, wie überhaupt viele Schädel lebhaft an die Funde erinnern, die von Dr. Lund in den Kalkhöhlen von Lagôa Santa in Minas gemacht worden sind.

Die Größe der Muschelberge ist eine sehr verschiedene. Es gibt solche, die haushoch sind (bis 20 m und mehr, wie bei Cananéa), und andere, die weniger hoch, dagegen aber eine kolossale Ausdehnung haben, wie beispielsweise der Sambaqui von Villa Nova auf der Ilha Comprida. Im allgemeinen haben die größeren eine Höhe von 5 bis 12 m, bei 80 bis über 200 qm Grundfläche.



Abb. 1. **Sambaqui bei Iguape.**

Die unteren Schichten sind meist verwittert, zuweilen durch Auflösung des Kalkes steinhart gebunden, während die Schalen sonst um so frischer erscheinen, je weiter sie nach oben liegen. Gewöhnlich zeigt ein feiner Strich (hervorgerufen durch die längere Zeit oben gelegenen, an der Luft etwas verwitterten Muscheln) die verschiedenen Abschnitte bzw. Wohnzeiten an. Zuweilen deutet ein scharfer, schwarzer Streifen darauf hin, daß der Sambaqui längere Zeit verlassen gewesen ist, wie überhaupt viele größere Muschelberge zu ganz verschiedenen, zeitlich oft weit auseinander liegenden Perioden und von ganz verschiedenen Stämmen bewohnt gewesen sind. In den unteren Lagen zerstreut finden sich roh bearbeitete Steinbeile, meist unbearbeitete Steine, denen nur eine Schneide angeschliffen ist (Abb. 3 bis 5). Auch die anderen recht wenigen Steingeräte und die seltenen Pfeilspitzen (meist aus Quarz, Abb. 6 und 7) sind von der primitivsten Art, während in den oberen Schichten schön gearbeitete und polierte Steinwerkzeuge und recht hübsche keramische Arbeiten gefunden werden, die auf ein Volk von bedeutend höherer Kultur schließen lassen, das weitaus größere Fähigkeiten besaß als die wahrscheinlich durch sie vertriebenen ersten Sambaquibewohner.

Bei Vergleichung der Sambaquifunde, besonders der Steingerätschaften der neueren Periode, findet man in den verschiedenen Gegenden auch verschiedene charakteristische Grundformen, die innerhalb der betreffenden Region sich immer wiederholen und wenig differieren. An der Hand dieser Tatsache ist es leicht, die Ausdehnung der von den verschiedenen Tribus bewohnten Küsten-

gegenden genauer zu bestimmen, und auffällig ist es, daß die sich so ergebende Kusteneinteilung genau dieselbe ist, wie sie die Portugiesen zur Zeit der Entdeckung Brasiliens (3. Mai 1500 durch Pedro Alvares Cabral) unter den vielen Stämmen der autochthonen Bevölkerung vorfanden.

Es ist sicher, daß zur Zeit der Ankunft der ersten Europäer und auch noch später viele Sambaquis bewohnt waren von den die ganze Küste beherrschenden verschiedenen Tupistämmen, und viele dieser Muschelberge, bzw. die oberen Schichten der meisten, kann man den Funden zufolge diesen zuweisen; dadurch ist auch nachzuweisen, daß eben diese Stämme schon vorher eine längere Periode dort ansässig waren. Es deutet vieles darauf hin, daß die Invasion der Tupiindianer vom Norden oder Nordwesten stattgefunden hat; die Epoche liegt, den Sambaquifunden nach zu urteilen, immerhin ziemlich weit zurück.

Die Tapes und ihnen verwandte Stämme bewohnten die Küste von Rio Grande do Sul und den Süden von Santa Catharina, und ihnen sind die Bolas, Rundbeile und die eingeschnürten Beile zuzuschreiben.

Die Bolas (Wurfkugeln) sind in Brasilien nur in Rio Grande do Sul bekannt. Deren Gebrauch ist von den inzwischen aus dem Staate gänzlich verschwundenen Tapes, Charruas u. a. auf die heutige Bevölkerung übergegangen. Besonders die Campbevölkerung, die Gauchos, in deren Adern noch ein gut Teil Indianerblut rollt, zeichnen sich in der Handhabung dieser ganz gefährlichen Waffe aus. Drei zusammenhängende, aus ungegerbten Hautstreifen geflochtene jeder etwa 1 m lange Riemen tragen an den freien Enden je eine befestigte Kugel, wovon zwei etwa die Größe einer Orange (Abb. 8 und 10) haben und die dritte (Abb. 9) etwas kleiner ist. Beim Werfen der Bolas wird die kleine Kugel in die Hand genommen, während die beiden größeren Kugeln zwei- oder mehrmal mit voller Kraft um den Kopf gewirbelt werden, um dann losgelassen mit Wucht das Ziel, selbst auf große Entfernungen, mit Sicherheit zu treffen. Die kleinere Kugel dient dabei als Steuer. Bei Tieren sind es gewöhnlich die Beine, auf die geworfen wird. Die Kugeln schlagen die äußerst starken Riemen um die Beine, und das Tier kommt sofort zu Fall. Alles spielt sich im sausenden Galopp ab, und das so getroffene Tier erleidet dabei oft Beinbruch. Deshalb werden die Wurfkugeln bei Rindern und Pferden nur im Notfalle angewandt, wie bei bösartigen oder wildgewordenen, denen mit dem Lasso schwer beizukommen ist. Dagegen zeigt der Gaucho auf der Straußen- oder Rehjagd gern seine Geschicklichkeit im Kugelwerfen, die wirklich staunenswert ist.



Abb. 2. **Angebrochener Sambaqui bei Paranaguá.**
(Die Muschelmassen werden zu Kalk verarbeitet.)

Die in den Sambaquis angetroffenen Wurfkugeln sind aus schwerem Gestein, wie Eisenstein, Granit u. a., sorgfältig gearbeitet, während die heute gebräuchlichen wohl die alte Form und Größe besitzen, aber aus Eisen oder Blei gegossen sind.

Die Wurfkugeln, wie überhaupt alle Geräte, die sich in den Muschelbergen Rio Grandes finden, werden auch im Innern des Staates angetroffen. Dahin gehören auch die merkwürdigen Rundbeile (Abb. 11 bis 13), die stets schön gearbeitet sind und die wahrscheinlich als Wurf- oder Schleuderbeil, an einem Riemen befestigt oder ohne einen solchen gebraucht worden sind. Die Beile sind kreisrund, von gewöhnlich 6 bis 12 cm Durchmesser, haben eine gute Schneide, während sie in der Mitte oft 3 bis 4 cm dick sind. Die kreisrunde Öffnung im Zentrum von 2 bis 4 cm Durchmesser verläuft merkwürdigerweise von beiden Seiten konisch nach innen zu, wo sie auf fast die Hälfte verengert ist.

Einem mittelalterlichen Morgenstern nicht unähnlich werden ebenfalls in Rio Grande sechs- und mehrzackige, sauber gearbeitete Steingeräte gefunden, über deren Bedeutung man völlig im Zweifel ist. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Schlagwaffe. (Abb. 14.)

An Steinbeilen werden in Rio Grande außer den kleinen, glatten Beilen, die eine gute, gerade Schneide aufweisen (Abb. 15 bis 17), die eigenartigen Einschnürbeile gefunden, zu deren Befestigung Kerben, Rillen oder Einbuchtungen vorgesehen sind. (Abb. 18 bis 21.)

Die Carijós, die sich den Tapes nach Norden anschlossen und die Küste von Santa Catharina bis nach dem Süden von S. Paulo bewohnten, hatten ebenfalls vorzügliche Steingeräte, die gänzlich verschieden sind von den vorerwähnten. Die Steinbeile sind größer und massiger, schön poliert, glatt, ohne Einschnitte, mußten also zur Befestigung in einen Holzschaft eingelassen werden. Die Schneide ist von leicht gerundeter Form und sehr gut. (Abb. 22 bis 25.)

Die hier gefundenen Pfeilspitzen (Abb. 26 und 27) sind ebenfalls vollendet gut gearbeitet und bestehen meist aus Feuerstein, selten aus Quarz. Reibsteine von oft beträchtlicher Größe (Abb. 28), schöne Mörser und Mörserkeulen werden hier auch angetroffen, ebenso mit flachen Aushöhlungen versehene, prachtvoll gearbeitete Steingeräte in Tierformen (Fledermaus, Vogel, Jaguar, Schildkröte, Fisch u. a. darstellend), die aber sehr selten und wahrscheinlich Idole oder Amulette sind.

Interessant ist auch ein dort gefundener Lippenstein, ein Zierstück, welches selten angetroffen und wegen seiner geringen Größe auch leicht übersehen wird. (Abb. 29.)

Die Sambaquis von S. Paulo, vom Mar Pequeno nordwärts, zeigen zwar eine große Menge Steingeräte, aber nicht von jener schönen Arbeit wie die vom übrigen Südbrasilien. Die in den oberen Schichten angetroffenen besseren Sachen möchte ich auch den letzten Autochthonen, den Tupiniquins, zuschreiben. Die Steinbeile sind weniger groß als die der Carijós und haben eine mehr gewölbte Form. Hier finden sich auch ganz kleine Beile, die wahrscheinlich als Schabsteine benutzt worden sind.

In fast allen Sambaquis der ganzen Küste stößt man auf Steine mit kleinen, runden Aushöhlungen, die Nußbrecher, die zum Aufschlagen der kleinen, steinharten Kokosnüsse dienten und beweisen, daß die Indianer auch ihren Tisch mit Früchten versorgten. Die Nußbrecher haben alle möglichen Formen, bald sind es Scheiben mit Höhlungen oben und unten (Abb. 32), bald haben sie Würfelform mit einem Loche an jeder Seite (Abb. 31), meistens sind es aber einfache, unbearbeitete Steine oder auch alte, unbrauchbar gewordene Steingeräte (Abb. 30, auch 21), die durch die nußgroßen Höhlungen eine neue Verwendung fanden.



Abb. 3 bis 5. **Primitive Steinbeile, älteste Periode,** 1/6 n. G. Abb. 6 u. 7. **Pfeilspitzen aus Quarz, älteste Periode,** 1/2 n. G. Abb. 8 bis 10. **Wurfkugeln, Rio Grande do Sul,** 1/4 n. G. Abb. 11 bis 13. **Rundbeile, Rio Grande,** 1/3 n. G. Abb. 14. **Schlagwaffe (?), Rio Grande,** 2/3 n. G. Abb. 15 bis 17. **Steinbeile, Rio Grande,** 1/4 n. G. Abb. 18 bis 20. **Einschnürbeile, Rio Grande,** 1/3 n. G

Der aufmerksame Beobachter wird oft in der Umgebung der Sambaquis, aber auch an vielen anderen Stellen anstehendes Gestein in Wassernähe oder auch einzelne Steine finden, die mit tiefen Rillen versehen sind. Es sind dies die Schleifstellen der Indianer für die leicht stumpfen Steinbeile. Bevorzugt sind Sandsteine und andere feinkörnige Steinarten, die, lose,

auch oft in den Muschelmassen angetroffen werden. (Abb. 33.)

Zu den keramischen Erzeugnissen der Indianer gehören neben den dickwandigen Urnen, Töpfen und Schalen, die meist aber nur scherbenweise an das Tageslicht gefördert werden, auch die Tabakspfeifen, die jedoch nur selten in den Sambaquis gefunden werden. Das Material,

In allen Schichten der verschiedenen Muschelhügel stößt man auf verkohlte Holzstücke, die beweisen, daß den Sambaquiindianern jederzeit der Gebrauch des Feuers bekannt war und daß es auch von ihnen angewandt worden ist.

Wie weit das Alter der Sambaquis zurückreicht, ist unmöglich zu bestimmen, so viel ist aber sicher, daß

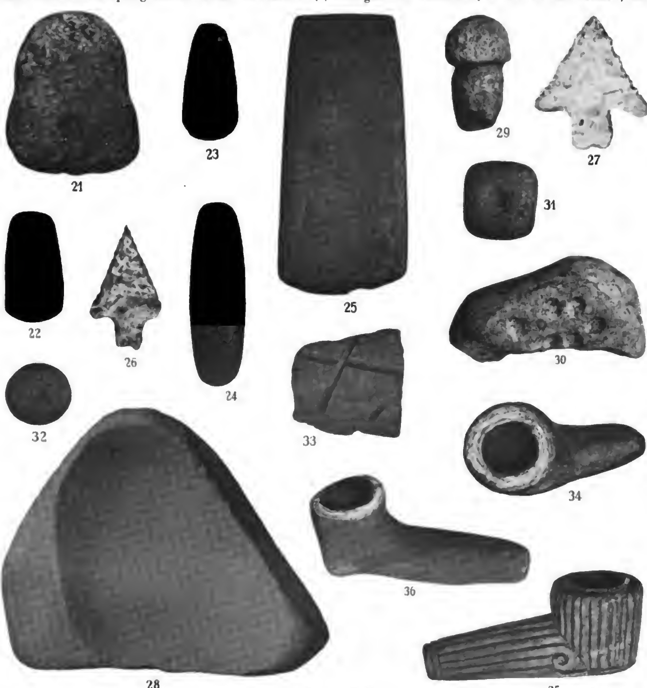


Abb. 21. **Einschnürbeil, Rio Grande,** 1/3 n. G. Abb. 22. **Steinbeil, Sta. Catharina,** 1/10 n. G. Abb. 23 u. 24. **Steinbeile, Paraná,** 1/10 n. G. Abb. 25. **Steinbeil, Ilha do Mar,** 1/10 n. G. Abb. 26. **Pfeilspitze, Paraná,** 1/2 n. G. Abb. 27. **Pfeilspitze, Sta. Catharina,** 1/2 n. G. Abb. 28. **Reibstein, Rio das Pedras,** 1/10 n. G. Abb. 29. **Lippenstein, Paranaguá,** 2/3 n. G. Abb. 30 bis 32. **Nußbrecher,** 1/2 n. G. Abb. 33. **Schleifstein für Steinbeile,** 1/4 n. G. Abb. 34 bis 36. **Tonpfeifen, S. Paulo bzw. Paraná u. Rio Grande,** 2/3 n. G.

Ton mit Sand vermischt, ist schlecht gebrannt und die Arbeit gewöhnlich eine recht plumpe. Die Tongefäße weisen selten Verzierungen, allenfalls Nageleindrücke auf, gewöhnlich sind sie aber einfach und glatt, ebenso auch die Tonpfeifen (Abb. 34 und 36), unter denen das schöne Stück aus Paranaguá (Abb. 35) eine große Ausnahme bildet.

einige der paläolithischen Periode angehörenden Muschelberge, die heute 30 km und mehr landeinwärts liegen, wie an der Ribeira de Iguape und in der Umgebung von Morretes, und die bei ihrer Anlage wahrscheinlich doch in nächster Nähe des Meeres sich befanden, viele Jahrhunderte alt sein müssen, wenn man das langsame Anwachsen des Landes in Betracht zieht und als Maßstab

dafür annimmt. In einem kleinen Sambaqui am Rio Preto, einem Zuflusse des Rio Grande da Conceição, findet man neben Austern und anderen Schalen eine Azaraart, die heute dort nicht mehr vorkommt.

Aus der großen Anzahl prähistorischer Muschelberge geht hervor, daß die Küste stets ein bevorzugter Aufenthalt der Indianer war. Zur Zeit der Entdeckung Brasiliens waren im ganzen Litorale starke Indianeransiedlungen der verschiedenen Tupistämme vorhanden, die dem Vordringen der Europäer und der Besitznahme des Landes den größten Widerstand leisteten. Die Sambaquis sind zu jener Zeit noch teilweise bewohnt gewesen, und viele sind erwiesenermaßen noch jahrzehntelang später besucht worden. So hatten die portugiesischen Ansiedler der 1545 von Braz Cubas gegründeten Stadt Santos unter den Angriffen und Überfällen der Indianer, die von Ubatuba aus die reichen Austernbänke in der Bucht von Santos besuchten, schwer zu leiden. Erst die einige Jahre später durch den deutschen Abenteurer Hans Staden erbaute kleine Festung Bertioga, an der Ausmündung des gleichnamigen Meeresarmes, machte diesen periodischen Besuchen ein Ende *).

In Paraná und Santa Catharina sind in einigen Muschelbergen Pferdeknochen, Eisenteile und sogar ein Papstkreuz, wie solche von den Missionären getragen wurden, gefunden, ein Beweis dafür, daß diese Sambaquis auch noch zur Zeit der ersten portugiesischen Ansiedlungen bewohnt worden sind. Namen wie Tambahy (Muschelwasser), Nicteroy (Verstecktes Wasser), Ubatuba (Viele Canoas), Rerytiba (Viele Austern), Peruhybe (Haifischwasser), Seriuhaem (Krebsfluß), Itahaem (Steiniger Fluß), Iguape, Paranaguá und unzählige andere erinnern dauernd an die längst vergangenen Zeiten.

Als die Küste immer mehr und mehr von Europäern bevölkert und die Indianer in das Innere des Landes gedrängt wurden, blieben die Sambaquis unbewohnt. Durch Verwitterung der oberen Muschelschichten und durch vom Winde zugetragenes Laub wurde bald ein der Vegetation äußerst günstiger Boden geschaffen. Heute sind die Sambaquis mit einer starken Humusschicht bedeckt, und der üppigste Pflanzenwuchs hebt sie von der Umgebung kenntlich ab.

Es ist wohl anzunehmen, daß die Sambaquibewohner nur die kältere, trockene Jahreszeit an der See zubrachten, da dann die Mollusken am schmackhaftesten sind und zu dieser Zeit auch die meisten Seefische die Tiefen des Ozeans verlassen, um in den ruhigen Buchten zu laichen. Während der heißen, regenreichen Zeit verließen die Indianer wohl die Küste, um die wild- und fruchtreichen Wälder des nahen Gebirges oder Hochlandes aufzusuchen. Daß Wechselbeziehungen zwischen dem Litorale und dem Hochplateau bestanden haben, ist erwiesen. So fand ich in einem Indianergrab bei S. Luiz de Parahytinga, in der Nähe einer alten Indianerstraße im Seegebirge, Schmuck aus Seemuscheln, während andererseits Steinwerkzeuge in den Sambaquis gefunden werden, die aus Material bestehen, das nur auf dem Hochlande vorkommt.

*) Als Kommandant von Bertioga geriet Staden selbst, in nächster Nähe der Festung, in die Gefangenschaft der Tupinambás, die ihn mit nach Ubatuba schleppten. Todfeinde der Portugiesen, hatten die Indianer auch ihn als Festschmaus bestimmt, und nur durch seine große Geschicklichkeit und reiche medizinische Kenntnisse wußte Staden seine Gefangenschaft zehn Monate lang hinzuziehen, bis ihn ein französischer Kapitän aus Dünkirchen, der mit seinem Schiffe Ubatuba besuchte, freikaufen konnte und ihn auch nach Europa brachte. Sein im Jahre 1557 erschienenes Buch über die Abenteuer und Erlebnisse unter den Tupinambás gehört zu den besten Quellen über Sitten und Gebräuche dieser Wilden.

Noch heute finden bei vielen brasilianischen Indianerstämmen regelmäßige Wanderungen statt, die wohl unter dem Einfluß der klimatischen Verhältnisse vor sich gehen, meist aber auch eine Magenfrage sind; denn der Indianer ist stets bedacht, seinen Lebensunterhalt sich in der leichtesten Weise zu verschaffen. Und da weiß er seinen Vorteil ganz auszunutzen. Wenn zur Laichzeit die Fische flußaufwärts wandern, stauen sie sich an den vielen hohen, schwer übersteigbaren Wasserfällen in so großen Mengen, daß man sie mit dem Korb ausschöpfen kann, und da feiern dann die Indianer die schöne Zeit der Piracema, wo alle in Überfluß leben. Im nördlichen Brasilien sammeln sie mit Umsicht Schildkröteneier und im Süden die Frucht der Curytanne (Araucaria brasiliensis L.) u. a.

Die Steinwerkzeuge, wie überhaupt das ganze Hausgerät, deren Anfertigung viel Geschick und Zeit erforderte, wurden, wie es auch noch heute bei den Indianerwanderungen der Fall ist, stets mitgenommen, und daher kommt es, daß man in den Sambaquis fast nur zerbrochene Stücke, sehr selten dagegen vollkommene Geräte findet, die wohl nur verloren oder vergessen worden sind. In dem Rio das Pedras fand ich mitten im Fluß, in etwa $1^{1}/_{2}$ m tiefem Wasser, am Fuße eines bedeutenden Muschelhügels einen großen, sehr schön gearbeiteten Reibstein (Abb. 28), der, zu schwer, um mitgenommen zu werden, sicher mit Absicht dort versteckt worden ist, um bei der Rückkehr wieder hervorgeholt zu werden.

Die Sambaquis werden von den Küstenbewohnern meist mit abergläubischer Furcht betrachtet. Ihrer Meinung nach sind die Muschelberge „restos do grande diluvio", von der großen Sündflut zurückgeblieben, während die Menschenknochen die Überreste ertrunkener Sünder sind. Die bei der Herstellung von Kalk vorgenommenen Abgrabungen fördern sehr oft Steinwerkzeuge und Knochen zutage, die fast immer aus Unwissenheit vernichtet werden oder verloren gehen. Bei dem Funde eines ganzen Skelettes aber stellt man die Arbeit oft ganz ein, um nicht die Ruhe des Toten zu stören und sich die Gunst der Geister zu verscherzen.

Auf einer Reise fand ich auf der Insel Cananeá, unter der Schwelle einer armseligen Hütte, einige sehr schöne Steinbeile, die aus den nahen Sambaquis stammten und von deren Wert ich die Einwohner nicht überzeugen konnte. Für sie waren es eben Steine, und da Steine in der Nähe sonst nicht vorkommen, hatten die Kalkbrenner die mühselig aus den Muschelbergen zusammengelesenen indianischen Steinwerkzeuge als willkommenes Baumaterial verbraucht. Sehr oft trifft man die großen, schön polierten Dioritbeile als Wetzstein oder als Spielzeug für Kinder an, wobei sie bald verloren gehen oder verbraucht zur Seite geworfen werden. Die in den Sambaquis gefundenen Knochen sind so brüchig, daß sie an der Luft auseinanderfallen. So kommt es auch, daß die Museen und Sammlungen verhältnismäßig sehr wenige Sambaquifunde aufweisen. Erst seit wenigen Jahren widmet man in Brasilien den prähistorischen Muschelbergen ein größeres Interesse, und da ist zu hoffen, daß über die Frage der früheren Bewohner und deren Kultur bald eine bessere Antwort als heute gegeben werden kann.

Die arme, indolente Bevölkerung des brasilianischen Litorales nährt sich auch heute noch vorzugsweise von Fischen und Muscheln. Im Laufe der Jahre entstehen auch dort kleine Anhäufungen aus Muschelschalen, die, als Maßstab für die großen Sambaquis angelegt, nur ahnen lassen, wieviel Jahrhunderte oft notwendig waren, um die letzteren aufzubauen.

Erwähnenswert ist noch, daß auch im Innern des Landes kleine Sambaquis vorkommen, die aber von denen

der Küste sehr verschieden sind. So fand ich in den feuchtheißen Urwäldern im Gebiete der Ribeira de Iguape zwei solcher Hügel, die fast einzig und allein aus den Gehäusen großer Landschnecken (Bulimusarten), die dort überall häufig sind, bestanden, während ich am mittleren Laufe des Rio Iguassú, in Paraná, in unmittelbarer Nähe von Porto União da Victoria, einen solchen aus den dort im Flusse viel vorkommenden Uniomuscheln antraf, der entschieden auf ein sehr hohes Alter zurücksieht. Die darin gefundenen Scherben aus gebranntem Ton und die äußerst primitiven Steinwerkzeuge und verkohlten Holzstücke beweisen, daß sie von Menschen angelegt sind, also nicht Naturgewalten, wie Austrocknung des Flußbettes, Erhebungen des Bodens oder Überschwemmungen ihr Entstehen verdanken.

Überall ist an den Sambaquis die Tätigkeit des Menschen nachzuweisen und durch die vielen Funde mit absoluter Sicherheit festzustellen, daß sie von Grund aus von ihm aufgebaut sind. Die Theorie einer natürlichen, nicht künstlichen, Entstehung derselben durch Hebung der auf dem Meeresboden abgelagerten Muschelmassen und andere Ursachen, wie sie von einigen Forschern vertreten wird, heißt jede Tatsache auf den Kopf stellen.

Die kleinen Muschelanhäufungen, die von alten Ablagerungen herstammen, oder die im Laufe der Zeit vom Meer an den Strand geworfen werden, und auch solche, die man an unbewohnten, muschelreichen Flüssen trifft und die von Fischottern und anderen Tieren herrühren, kommen wegen ihrer Geringfügigkeit gar nicht in Betracht und schließen einen Vergleich mit den Sambaquis ganz und gar aus.

Der Ursprung der Religion und Kunst.

Vorläufige Mitteilung von K. Th. Preuß.

(Fortsetzung.)

VII.

Der Analogiezauber und der Geisterglaube.

Die gewaltige Macht, die der Analogiezauber im Leben der Primitiven darstellt, ist uns bereits in den Tänzen (Kap. V, VI) zum Bewußtsein gekommen. Er umfaßt eigentlich den Keim der dramatischen Handlung, eine Tätigkeit ohne reale Wirkungen, die aber überall zu Zauberzwecken angewendet und dadurch ins Leben gerufen wurde. Ohne ihn genau zu kennen, dürfen wir nicht hoffen, die Erscheinungen im Leben der Naturvölker, besonders natürlich in ihrem religiösen Leben, zu verstehen.

Es ist anzunehmen, daß der Analogiezauber zum Teil von dem Glauben an die Mitwirkung der bloßen Arbeitsbewegung bei dem Gelingen einer Arbeit seinen Ausgang nimmt. Besonders war es der natürliche Rhythmus der Arbeitsbewegung, dessen bloßer Nachahmung ein Zauber zugeschrieben wurde. Die Tänze enthalten großenteils Arbeitsnachahmungen. Genau betrachtet, ist das aber alles kein reiner Analogiezauber. Denn in diesen Handlungen wiederholt sich nur, was man schon bei der realen Arbeit des Ackerbaues, der Jagd, des Krieges usw. als wirksam zu erkennen glaubt, nämlich die bloßen Bewegungen, Töne u. dgl. Die Darstellung eines Feindes, Jagdtieres oder sonst eines Arbeitsobjektes, sei es durch Personen, durch Nachbildung oder durch irgend welche zu dem Objekt gehörigen Dinge, wie Kleider und Abfälle des Feindes — ist bei dieser Zauberhandlung bloße Konsequenz. Es ist also auch aus dieser Betrachtung zu ersehen, daß die Anwendung von Bildern der Feinde, um diese in den Nachbildungen zu vernichten, durchaus nicht eine isolierte, besonders zu betrachtende Erscheinung ist (vgl. Kap. V). Denn das Bild ist lediglich das Objekt der Analogiehandlung.

Auch tritt der Analogiezauber manchmal unmittelbar zu den vom Körper des Menschen und besonders von seinen Öffnungen ausgehenden Zauberwirkungen hinzu. Einer aus der Büffelgesellschaft der Omaha z. B. nimmt unter zeremoniellen Tänzen der ganzen Gesellschaft Wasser in den Mund, um es als feinen Nebel in die Luft zu spritzen, damit Regen auf den welkenden Mais niederfalle[203]). Bekannt ist in demselben Sinne das Rauchen der Moki zum Hervorbringen von Wolken. Fewkes erzählt einmal, daß die Pfeife beim Weiterreichen ganz niedrig am Boden gehalten wurde, damit der Regen bis zum Boden herabsteigen und nicht auf halbem Wege aufhören solle[204]). Doch können wir solche Beispiele bereits dem Analogiezauber zurechnen, da dieser doch mit den Mitteln des Täters ausgeführt werden muß.

Bei diesem Analogiezauber müssen wir uns aber gegenwärtig halten, daß er als vollgültiges Zaubermittel neben den Glauben tritt, alle Naturphänomene: Wind, Regen, Sonnenwärme, Feuer usw. würden durch den Hauch, die Exkremente, den Gesang und sonstige vom Körper der Tiere und Menschen ausgehende Zauberwirkungen hervorgerufen. Der Analogiezauber ist nach ursprünglicher Auffassung nicht etwa eine schwächliche Nachahmung gewaltiger Naturerscheinungen, wie wir das jetzt ansehen, sondern ebenso wirksam wie die Nachahmung von Tieren in den Tiertänzen. Wie diese kleinen Geschöpfe, so imitierte man die großen Naturerscheinungen und meinte dabei wohl, daß ebenso wie die Tiere auch z. B. die Wolken wirkungsmächtige Dinge seien. Später jedoch, als man Götter hatte, sank die Zauberzeremonie häufig zu der Bedeutung einer Mitteilung der menschlichen Wünsche an sie herab und wurde zu einer Art dramatischen Gebets.

Auch die Götter treiben Analogiezauber. Die Moki sagen, die Tabakspfeife ist Omowuh, der Wolkengott, und die Rauchwolken sind die Regenwolken, und bei den Navaho heißt es, in alten Zeiten legten in einem Jahr großer Dürre die Götter Feuer an die Wälder. Der Rauch stieg in großen Wolken auf, und von ihnen fiel der Regen herab[205]).

Den einfachsten Analogiezauber zeigen also z. B. die Navaho, die durch Erzeugen von Rauch Wolken und Regen verursachen wollen, denn das haben sie, nach der Sage zu urteilen, früher sicher selbst geübt — oder die Arapaho[206]), die bei einer Sonnenaufgangszeremonie ihres Sonnentanzes das die Sonne vorstellende heilige Rad mehrmals mit ausgestrecktem Arm und unter einer halb-

[203]) J. O. Dorsey, Omaha Sociology, III. Rep. Bureau of Ethnol., S. 347.

[204]) Fewkes, Journal of Amer. Archaeol. and Ethnol. II, S. 124.

[205]) Noch heute wird ein darauf bezügliches Lied von den Navaho bei ihren Zeremonien gesungen. W. Matthews, The Mountain Chant, a. a. O., S. 462.

[206]) G. A. Dorsey, The Arapaho Sun Dance. Field Columbian Mus., Anthrop. Ser. IV, S. 13, 139.

kreisförmigen Bewegung vor sich hin halten, damit die Sonne schneller über dem Horizont erscheine. Es gibt aber auch komplizierteren Analogiezauber.

Um Regen zu erhalten, errichtet man bei den Dieyerie in Gegenwart des ganzen Stammes eine im wesentlichen konische Hütte in einem zwei Fuß tiefen Erdloch aus eingerammten stärkeren und dazwischen dünneren Stämmen und deckt Laubzweige darüber. Nach dem Folgenden zu urteilen, stellt sie den Himmel bzw. die Wolkenbedeckung des sich wölbenden Himmels dar. Schließlich rennt man die Hütte mit dem Kopfe voran durch und durch und reißt die dicken Stämme aus, so daß alles zusammenbricht, d. h., wie der Gewährsmann berichtet, man durchstößt die Wolken, der Himmel öffnet sich, und der Regen fällt herab.

Zwischen dem Aufbau und der Zerstörung der Hütte wurde ein offenbar für sich bestehender zweiter Analogiezauber zu demselben Zweck des Regnens vorgenommen. Zwei Männer wurden tüchtig zur Ader gelassen. Das Blut fiel auf die ringsum im Kreise sitzenden Männer und deutete — nach Angabe — den Regen an. Gleichzeitig warfen zwei Leute Flaumfedern in die Luft, die angeblich die Wolken vorstellten.

Nach der Zerstörung der Hütte stieß man Gips fein und warf ihn in eine Pfütze, was Mooramoora, der gute Geist, sieht, worauf er sofort die Wolken am Himmel erscheinen läßt[207]). Auch in diesem letzten Ritus liegt offenbar nichts weiter als ein klarer Analogiezauber, der zum dritten Male die Regenwolken herbeizaubert. Man trübte nämlich durch den auf der Oberfläche schwimmenden Gips den im Wasser sich widerspiegelnden blauen Himmel, d. h. man bedeckte ihn mit Wolken.

Interessant ist hierbei, daß der Gipsritus nur Mooramoora aufmerksam machen, also eine Art „Gebet“ in der Zeichensprache darstellen soll, wie ähnliche Zauberzeremonien bei den Moki ebenfalls von den Beobachtern als „Gebet“ gedeutet werden. Man sieht klar, daß die Auffassung als „Gebet“ nur eine späte Umdeutung sein kann, da man natürlich auch die Macht des Regenzaubers, wie angegeben wird, nur von Mooramoora hat und dieser auch die beiden zur Ader gelassenen Männer besonders inspiriert haben soll.

Ferner ist das Blutlassen insofern bemerkenswert, als es wieder von dem im Innern des Menschen verborgenen Zauber ausgeht und im Kodex Borgia (53) die beiden mexikanischen Wetter- bzw. Vegetationsdämonen Quetzalcouatl, der Windgott, und Macuilxochitl, der Gott der Blumen, des Spieles und Tanzes, sich Blut entziehen, das auf den Boden spritzt und sofort — offenbar als Erfolg des warmen Regens — gewaltige Maiskolben daraus aufsprießen läßt. So haben wir wieder bei Göttern dasselbe Zaubermittel wie vorher bei Menschen. In Mexiko besteht außerdem ebenfalls die Sitte, sich an allen Götterfesten Blut zu entziehen. Das geschieht natürlich, um die Huld der Götter zu gewinnen, war aber früher, wie wir jetzt schließen müssen, ein Zauber für Regen, Wärme oder dergleichen und entspricht der in Kap. I erwähnten radikaleren Sitte, den Wettertieren und auch den anthropomorphen Wetterdämonen den Kopf abzuschlagen, bzw. sie sonst zu töten, damit der Zauber besser heraus kann. Höchst bezeichnend ist in dieser Beziehung die Gestalt des Tezcatlipoca, des „Rauchenden Spiegels“, eines Gottes der Sonnenwärme und des Feuers, dem ein Bein zur Hälfte fehlt: aus dem Stumpf quillt statt des Blutes Feuer und an einer Stelle[208]) sogar Feuer und Wasser, d. h. Wärme und Regen hervor.

In großem Stile wird der Analogiezauber bei den Regenzeremonien der Moki in Verbindung mit dem berühmten, schon (in Kap. V) erwähnten Schlangentanz angewendet. Darüber liegt ausgezeichnetes Material von verschiedenen Beobachtern vor[209]), obwohl eine Erklärung noch nicht versucht worden ist. Der Tanz findet im August am letzten Tage einer neun Tage währenden Kultfeier statt, die in allen ihren Teilen den Zweck hat, die Wolken zusammenzuballen, um den ersehnten Regen zu erhalten. Man kann sagen, alle die verwickelten Zeremonien dieser neun Tage sind ein alle Kräfte anspannendes Ringen um Regen, das sich in wirkungsvoller Steigerung bis zum Schußeffekt, dem Schlangentanz, erhebt. Die Kämpfer sind die nur für diesen Kult Geltung habenden Priestergenossenschaften der Schlangen und Antilopen, die sich ursprünglich nur aus Männern der entsprechenden beiden Clans zusammensetzten.

Gleich am zweiten Tage, wenn nach den ersten Vorbereitungen die Schlangenpriester den Fang der heiligen Klapperschlangen beginnen, redet der Antilopenhäuptling den Schlangenhäuptling an: „Nun eilst du fort, freudig und tapfer (standhaft) . . . Und wir Armen werden dies zu einem (glücklichen) Ausgang bringen“[210]). Ebenso bei dem „Gebet“, das später in dem unterirdischen Versammlungsraum, der Antilopenkiva, vor dem Anstimmen der acht feierlichen Gesänge gesprochen wird: „Nun sind wir freudig und mutig dabei, hier eine Zeremonie auszuführen. Mögen diese (auf dem Altar dargestellten) Wolken Mitleid mit uns haben . . . .“ Und zum Schluß: „Und wenn wir stark sind, werden wir diese Zeremonie vollenden.“ Vor einer der Hauptszenen, die die Wolken herbeiführen sollen, dem noch näher zu beschreibenden Wettlauf, sagt der die mysteriösen Vorbereitungen, das Aufzeichnen der Wolken u. dgl. m. besorgende Antilopenpriester: „Mögen wir stark sein“, obwohl er den Wettlauf nicht mitmacht, und genau dieselben Worte werden vor der wichtigen Schlangenwaschung mit dem darauf folgenden Schlangentanz geäußert[211]).

Wir sind also darauf vorbereitet, was wir über den Charakter dieser Feier zu erwarten haben, da stets als Hauptsache der Wunsch laut wird, die Zauberriten mit der nötigen Stärke auszuführen, d. h. selbst zauberkräftig genug dazu zu sein. Es genügt für unsere Zwecke, die selbständigen Zeremonien der beiden am achten und neunten Tage stattfindenden Wettrennen zu analysieren.

Am Ausgangspunkt des Wettrennens macht ein Antilopenpriester drei Wolken darstellende Halbkreise, zwei nebeneinander und einen mitten darüber. Parallellinien senkrecht auf der breiten Basis des Ganzen bezeichnen den Regen[212]). Zwischen die drei Halbkreise kommt ein kleiner schwarzer, aus Schilfblättern geflochtener Ring, angeblich eine „Gebetsgabe“ an Quellen und Sümpfe, daß sie viel Wasser haben[213]). Auf den Ring

[207]) Curr, The Australian Race II, S. 66 ff. Als besonderer Zauber wurden zwei große Steine, die während des Blutregens in die Mitte der Hütte gebracht waren, von den beiden zur Ader Gelassenen etwa 30 km weit so hoch als möglich in den höchsten Baum gelegt, um die Wolken zu sammeln, d. h. also den auf Erden vorgenommenen Zauber in den Luftraum zu verbreiten. Ähnliche Verbreitung eines Sonnenzaubers in den Luftraum siehe von der Salomoninsel Florida bei Codrington, The Melanesiens, S. 200 f.

[208]) Codex Telleriano-Remensis, ed. Hamy, Bl. 3, 2.

[209]) Siehe die Literaturangaben darüber in dem letzten, mit fast photographischer Treue alle einzelnen Vorgänge berücksichtigenden Bericht von Dorsey und Voth, „The Mishongnovi Ceremonies of the Snake and Antelope Fraternities.“ Field Columbian Museum, Publication 66. Chicago 1902, S. 167 f.

[210]) Dorsey und Voth, S. 180.

[211]) Dorsey und Voth, S. 229, 247; vgl. vorher Kap. V.

[212]) Vgl. Fewkes, The Snake Ceremonials at Walpi in A Journal of Amer. Archaeol. and Ethnol. IV, S. 75.

[213]) Wir müssen natürlich sagen ein Zauber für Wasserreichtum; vgl. Dorsey und Voth, S. 235, Anm.

wird eine Kalebasse (mongvikuru) gestellt, die der Priester kurz vorher an einer Quelle nach allerhand Zeremonien mit Wasser gefüllt hat. Auf ein Wolkensymbol legt man zwei Schwirrbretter, lanzettförmige, flache Hölzer, die später, an einem Faden herumgewirbelt, durch ihren heulenden Ton den Donner darstellen sollen, und zwei Zickzack-Blitzgestelle für die Ausführung des Blitzes. Sie bestehen aus zwei Reihen zusammengesetzter Stäbe, die sich kreuzend Rhomben zwischen sich bilden, und können durch Zusammendrücken und Auseinanderziehen an einem Ende plötzlich verlängert oder verkürzt werden. Aus der erwähnten Quelle war ein Stück nasser Lehm mitgenommen, der neben die Wolken gelegt wurde. Davon wurde nachher ein wenig auf die Fußsohle jedes Wettläufers gestrichen, „um die Regenwolken zu veranlassen, schneller zu kommen“. Etwa alle 50 Schritte in der Richtung des Dorfes, nach dem gelaufen werden sollte, machte der Priester andere Wolkensymbole, so daß im ganzen vier der Zahl der vier Richtungen entsprechende Darstellungen angelegt waren. Nachdem die Läufer, teils Mitglieder der beiden Priestergesellschaften, teils nicht, sich am entferntesten Wolkensymbol aufgestellt hatten, nahm der Antilopenpriester Ring und Kalebasse und ging zum vierten Symbol, wo er die beiden Schlangenpriester[214]), die für die Handhabung der Schwirrbretter und Blitzgestelle bestimmt waren, mit diesen erwartete. Doch kamen die beiden, nachdem sie geblitzt und gedonnert hatten, nicht geradeswegs, sondern beschrieben, jeder auf einer Seite des Pfades, eine Spirallinie zwischen je zwei Wolkendarstellungen und wechselten bei jedem Wolkensymbol ihre Wegseite[215]). Ihre Ankunft bei dem vierten Symbol war das Zeichen zum Beginn des Wettlaufs. Weithin tönte das Glöckchen, das jeder Wettläufer am Knie des linken Beines trug, und mit gellendem Schrei passierten sie die einzelnen Wolkensymbole. Voran eilte der Priester mit Ring und Kalebasse, um sie dem Sieger einhändigen zu können, der beides zur Kiva brachte, wo es allerhand Zeremonien unterworfen wurde. Hinter ihm blitzten und donnerten die beiden Schlangenpriester. Schließlich brachte der Sieger den errungenen Preis auf seinen Acker, legte den Ring dort nieder und entleerte das heilige Naß[216]).

Also die gezeichneten Wolken hatten ihr Werk getan. Die Priester hatten Blitz und Donner von ihnen genommen, durch ihren sonderbaren Weg die Wolken der vier Weltgegenden zusammengezogen und aufgetürmt, die Wettläufer, deren Sohlen mit nassem Lehm bestrichen waren, „damit die Wolken schneller kämen“, hatten das Heranstürmen der wogenden Massen dargetan, die Zauberglöckchen und das Geschrei hatten alles mit fortgerissen. Das von den Wolken genommene Wasser war vom Sieger als Erfolg des Ganzen zur Kiva gebracht. Er konnte es auf seinem Acker zu dessen besonderem Gedeihen ausgießen.

Dieser komplizierte zeremonielle Wettlauf ist also im großen dasselbe, was einzelne bei verschiedenen Gelegenheiten angewendete Zeremonien im kleinen sind, nämlich das rituelle, Wolken imitierende Rauchen der Priester, das z. B. über die gemalten Wolken des Altars hin oder in das vom Sieger im Wettrennen mitgebrachte Wasser erfolgt, das Aussprengen von Wasser als Symbol des Regens, die Handhabung des Schwirrholzes und Blitzgestelles u. dgl. m. Auch kommen bei diesen Zeremonien gar keine Gottheiten in Betracht, die man etwa anfleht. Die sogenannten Gebete beziehen sich auf die Wolken, ohne mehr als eine Aufforderung zu erscheinen, die Ausmalung des folgenden Überflusses und den Ausdruck des Vertrauens auf die angewendeten Zauberriten und die eigene Zauberkraft zu enthalten[217]). Die allenthalben, besonders an Quellen, ausgelegten „Gebetstäbe“ (bahos) haben wir als weitere Zaubermittel bereits (Kap. V) kennen gelernt.

Aber selbst wenn man nebenbei zu Gottheiten um Regen flehte, so würde das den ursprünglichen Zaubersinn der Zeremonien um nichts ändern. Man würde dann, wie wir bei den Dieyerie eben gesehen haben, alles das im Auftrage des Gottes tun, was viel früher bestand als die Gottheit selbst.

Auf die „Wolkenanalogie“ der Moki mußte ich etwas ausführlicher eingehen, da sie uns merkwürdige Perspektiven eröffnet. Es wäre nämlich gar nicht wunderbar, wenn später aus den Wettläufern, die doch gewissermaßen die Träger der Wolken sind, d. h. die Wolken selbst darstellen, Wolkendämonen würden, und aus den Kaletahkas, die Blitz und Donner handhaben, Dämonen des Gewitters. Mit anderen Worten, es könnte sehr wohl der Schwerpunkt der Zeremonie von der Analogiehandlung auf die Träger der Handlung verlegt werden.

Diese Entwickelung ist im Mexikanischen sehr deutlich zu erkennen. Am Novemberfest panquetzaliztli wird als Hauptzeremonie die von den Sternen des Südhimmels schwer bedrängte Sonne durch einen Analogiezauber unterstützt. Zwei Parteien, die Vertreter des Sonnengottes Uitzilopochtli in seiner Tracht und die als Uitznaua, die Sterne des Südhimmels, bezeichnete Sternpartei, kämpfen in blutigem Kampfe miteinander. Der Wahrheit entsprechend sind zuerst die Sterne siegreich, werden aber schließlich, sobald der Gott Painal, die Morgenröte, auftritt, in die Flucht geschlagen[218]). Hier sieht man aus der Zahl der Sonnenkämpfer noch klar, daß nicht der Sonnengott selbst kämpft, sondern nur ein Analogiezauber vorliegt.

Daß die Sonne hier gewissermaßen nur als ein wirkender Gegenstand durch Menschen dargestellt wird, wie sonst durch eine Kugel oder einen Ring, geht aus dem mexikanischen Ballspiel hervor, von dem ich nachgewiesen habe, daß es den Sonnenlauf vorstellt und der Ball die Sonne. Das Spiel hatte offenbar, wie in den Vereinigten Staaten, den Zweck, durch die Nachahmung der Bahn der Sonne und ihres Sieges über die Sterne Krankheit und andere Übel zu verscheuchen und den Erfolg von Unternehmungen zu sichern[219]).

Ja, der Analogiezauber geht in Mexiko so weit, daß abstrakte Begriffe durch Menschen dargestellt werden. Das nur alle acht Jahre Ende Oktober oder Anfang November stattfindende Atamalqualiztlifest hatte unter anderem den Zweck, die Vegetationsdämonen durch den

[214]) Diese sind als Kalehtaka, Mitglieder der Kriegerbrüderschaft, bezeichnet.

[215]) „In making the journey from the first to the second set of symbols and from the second to the third and from the third to the fourth, they described two spiral curves crossing each other at each cloud symbol, and taking opposite sites of the path as they met each set of cloud symbols“ (Dorsey und Voth, S. 231).

[216]) Dorsey und Voth, S. 229 ff.

[217]) Vgl. folgendes „Gebet“ an einer früheren Wasserquelle: Nun tauchet auf! All ihr Wolken, kommet in Haufen heraus. Und wenn ihr herausgekommen seid und so euer Regenwasser durch unsere Saaten rinnen laßt, werden sie wachsen, und unsere Kinder werden essen. So haben unsere Väter uns ausgesandt (d. h. unsere Vorfahren haben uns diese Zeremonien gelehrt), und zu ihrer Vollziehung sind wir hier. Daher kommt schnell heraus! (Dorsey und Voth, S. 182.)

[218]) Siehe das Nähere in „Ursprung der Menschenopfer“, Globus 86, S. 111 f.

[219]) Siehe meine Ausführungen in „Einfluß der Natur auf die Religion in Mexiko und den Verein. Staaten“, Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdk. Berlin 1905 (im Druck).

Winterschlaf leistungsfähiger zu machen. Sie alle, von den in den Feldern hausenden Käfern und Schmetterlingen bis zu den höchsten Fruchtbarkeitsgottheiten, traten dann auf und tanzten ihre Zaubertänze. Um aber die Idee ihres Ausruhens zur Geltung zu bringen, verkleideten sich andere als „Schlaf", indem sie einen schlafenden Menschen auf den Rücken nahmen. Man hält also ihren Schlaf, ihre Erholung für notwendig und sorgt dafür, daß sie den auch haben, freilich in einem seltsamen, abgekürzten Verfahren. Mag man nun auch die auftretenden Dämonen wirklich für solche gehalten haben, so sind doch die als „Schlaf verkleideten" Menschen nichts anderes als der Ausdruck der Idee, daß alle Geister jetzt schlafen sollen. Die Schläfer wären überflüssig, wenn die Dämonen tatsächlich schlafend dargestellt würden. Das auszuführen ist aber unmöglich, da diese, wie es zur göttlichen Natur gehört, tanzen müssen. In den Schlafenden haben wir demnach eine einfache Analogie zu dem gewünschten Zustande der Geister mit der Überzeugung, daß dadurch der Zweck tatsächlich erreicht werde[220]).

Kehren wir nun zur Sonne zurück, so haben wir andererseits an vielen Festen die Darstellung der Sonne durch einen einzigen Kriegsgefangenen, der tatsächlich nicht nur wie eine bestimmte Gottheit gekleidet ist, sondern auch die dem Sonnengott gebührende Verehrung genießt. Das ist z. B. am Toxcatlfest im Mai der Fall, wo die Sonne im Zenit steht und durch die Opferung des sie repräsentierenden Kriegsgefangenen erneut wird[221]). Mag nun das Menschenopfer hier entstanden sein, wie es wolle: die auftretende Idee der Erneuerung ist primär und hat zunächst nichts mit dem Sonnengott, sondern nur mit der Sonne als wirkender Substanz zu tun. Das Opfer war also ein Analogievorgang des beobachteten Sonnenlaufes. Erst später wurde wirklich daraus die Tötung und Erneuerung des Gottes Tezcatlipoca, der in gewissem Sinne ein Sonnengott, also die Sonne selbst war.

Dieselbe Entwickelung sehen wir auch bei dem Zauber der Erneuerung der Vegetation bzw. deren Gottheiten. War die Ernte reif, d. h. alt, so wurde die Maisgöttin Teteoinnan, die mit dem reifen Mais identisch ist, in Gestalt einer 40- bis 45jährigen Frau getötet und mit der abgezogenen Haut ein Priester bekleidet, der die verjüngte leistungsfähige Nachfolgerin darstellte und nun, vom Sonnengott befruchtet, den Maisgott des Winters gebar. Unmittelbar vor ihrer Tötung kämpfte die Göttin im Verein mit den alten Medizinfrauen, deren Patronin sie war, gegen die Jungen, die den Sieg errangen. Das ist wiederum ein deutliches Zeichen für die allerdings sehr raffinierte Zaubernachahmung eines Naturvorganges, nämlich der Überwindung des Herbstes durch den Winter, jedoch so, daß die fortbestehende Vegetation mit dem Winter identifiziert wird. Man hoffte dadurch, die Vegetation den Winter hindurch am Leben zu erhalten. Der Kampf der Frauen beweist, daß hier zunächst nicht Dämonen kämpften, die Darstellung der Göttin und ihre Verehrung gibt aber die Entwickelung von der Analogiehandlung zur Darstellung der mit der Vegetation identischen Dämonen. Im Frühling wiederholt sich der Vorgang in etwas anderer Weise zwischen den Dämonen des Winters und des Frühlings mit dem gleichen Zauberzweck, und die Zeremonien beider Jahreszeiten haben in europäischen Bräuchen ihre Parallelen, nur wird an einer Puppe oder dergleichen, nicht an einem Menschen der Tod des alten Vegetationsdämons gekennzeichnet. Auch dort wird im Frühjahr um eine Puppe gekämpft, die dann die siegreiche Partei zerreißt, oder ganze Ortschaften führen auf den Äckern zum Gedeihen der Saaten Kämpfe miteinander auf[222]).

[220]) Siehe die ausführliche Darstellung und Erklärung in meiner Arbeit Archiv für Anthropologie, N. F., I, S. 159 ff.

[221]) Näheres a. a. O., S. 155 und Globus 86, S. 108 f.

[222]) Ich verweise auf meine Zusammenstellungen in „Phallische Dämonen", a. a. O., S. 139 ff., 142, 147, 149; W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, I, S. 548 ff.

(Fortsetzung folgt.)

Böhmische Sprachenkarten.

Wenn ich von böhmischen Sprachenkarten hier spreche, so verstehe ich selbstverständlich „böhmisch" im politischen Sinne, nicht etwa als gleichbedeutend mit „tschechisch", wie dieses von den Tschechen geschieht, wenn sie in deutscher Sprache schreiben, gleich den Magyaren, die in dem nämlichen Falle „ungarisch" statt magyarisch setzen. In beiden Fällen sind es chauvinistische Anschauungen, die hier den in der Minderzahl befindlichen Deutschen gegenüber zum Ausdruck gebracht werden sollen. Gedankenlos hier „böhmisch" für tschechisch, dort „ungarisch" für magyarisch nachzuschreiben, sollten Deutsche vermeiden.

Bei der hohen Wichtigkeit, welche der fort und fort, ohne baldige Aussicht auf Beilegung sich hinziehende Sprachenkampf zwischen Deutschen und Tschechen für unser gesamtes nationales Leben hat, bei der Rolle, welche der tief ins deutsche Sprachgebiet einschneidende „tschechische Querriegel" für die nationale Zukunft des Deutschtums spielt, ist es begreiflich, daß man schon frühzeitig auf die Herstellung von Hilfsmitteln bedacht war, welche es ermöglichen, das Sprachgebiet der Deutschen und Tschechen und die namentlich an der Sprachgrenze und in den kleinen Sprachinseln vorkommenden Veränderungen zu übersehen. Sind doch hier im Verlaufe des letzten Jahrhunderts so vielfache Verschiebungen vorgekommen, welche größtenteils leider ebensoviele Verluste des deutschen Sprachgebietes gegenüber den Tschechen bedeuten. Das lassen auch die Sprachkarten erkennen, über die wir hier (ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben) eine kurze Rundschau halten wollen.

Schon im Februar 1845 gab Heinrich Berghaus in seinem Physikalischen Atlas, Abteilung VIII, Tafel 10, eine ethnographische Karte der österreichischen Monarchie heraus, auf welcher in großen Zügen Deutsche und Tschechen abgegrenzt waren, und die uns heute, abgesehen davon, wie weit sie selbst vor 60 Jahren als genau gelten konnte, wesentliche Verluste des Deutschtums vor Augen führt. Auch die 1846 in Pest (bei Gustav Emich) von J. V. Häufler herausgegebene „Sprachenkarte der österreichischen Monarchie" ist jetzt nur, wie die von Berghaus, von geschichtlichem Belange.

Einen wesentlichen Fortschritt, auf guten statistischen Stoff und eingehende Geschichtsstudien gestützt, zeigte die 1855 erschienene „Ethnographische Karte der österreichischen Monarchie" von Karl v. Czoernig, die Frucht 16jähriger Arbeit, durch welche alle älteren Arbeiten überholt waren, und die auch schon durch ihren größeren Maßstab (1:864000) weit mehr bieten konnte. Längere Zeit ist sie die Grundlage für spätere Sprachkarten geblieben, bis auch sie dem Schicksal verfiel, zum

„historischen Material“ gerechnet zu werden. Und auch sie läßt, trotzdem sie ziemlich derb in den Abgrenzungen und im Farbendruck gehalten ist, viele Verluste des deutschen Sprachgebietes erkennen. Wo sind die kleinen deutschen Sprachinseln im tschechischen Gebiete geblieben (z. B. bei Pardubitz), die v. Czoernig verzeichnet, wohin ist die so reinlich bei ihm gezeichnete Sprachgrenze gekommen, wie ist jetzt das deutsche Gebiet, z. B. bei Teplitz, Brüx, mit tschechischen Sprachinseln durchsetzt! Das alles lesen wir aus der Karte ab.

Von späteren, die Gesamtmonarchie umfassenden Karten, die nach statistischen Aufnahmen bearbeitet waren, erwähne ich hier jene von F. v. Le Monnier in 1:1000000, Wien 1888, welcher die Umgangssprache zugrunde gelegt ist.

Ich übergehe weitere, die Sprachen der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie umfassende Karten, wie jene von Heinrich Kiepert, und wende mich den in größerem Maßstabe gehaltenen, sich allein auf Böhmen beziehenden zu. Auch die Tschechen sind da im Interesse ihres Volkstums vertreten, zunächst mit der Karte von Joseph Jireček, Královstve česke, das Königreich Böhmen, mit ethnographischem Text, Prag 1850, im Maßstabe 1:560000. Tendenziös gehalten ist eine 1886 zu Prag erschienene Nationalitätenkarte Böhmens von Kytka, Národnosti mapa královstvi českeho, auf welcher viele gemischte Gegenden einfach als rein tschechisch bezeichnet sind.

Im Maßstabe von 1:600000 erschienen wiederholt Sprachenkarten des Königreichs Böhmen von Handelsschulprofessor A. L. Hickmann in Reichenberg, die in bezug auf die Abgrenzung und Mischung der Nationalitäten keinen Fortschritt bedeuteten und mehr praktischen Zwecken dienten, wie jene (in der graphischen Statistik von Böhmen, Reichenberg, Selbstverlag) von 1876, welche für die Landtagswahlen zur Unterlage diente.

Erst mit der Verschärfung des Nationalitätenstreites in Böhmen erhielten wir verschiedene in größerem Maßstabe gehaltene Sprachkarten von Böhmen, welche sich auf die Aufnahmen der Umgangssprachen des Landes in den Jahren 1880 und 1890 begründeten. An erster Stelle sind da hervorzuheben die „Karten der Verbreitung von Deutschen und Slawen in Österreich“ von Paul Langhans (Gotha 1899). Sie enthalten eine Spezialkarte der deutsch-tschechischen Sprachgrenze in Nordböhmen in 1:500000 und eine Übersichtskarte des tschechisch-mährisch-slowakischen Sprachgebietes in 1:1500000. Gerade das nördliche Böhmen mit den durch tschechische Einwanderung gefährdeten Gemeinden ist bei dem großen Maßstabe in sechs Farben hier vorzüglich und das Verständnis erleichternd dargestellt. Die Begleitworte bringen wichtige statistische Nachweise der Stärke der einzelnen Sprachstämme, ihrer Steuerkraft, der Religionen, der Vertschechung der katholischen Geistlichkeit usw. Bei dem geringen Preise von 2 M. ist diese Karte besonders allen jenen zu empfehlen, welche sich näher mit den Verhältnissen an der deutsch-tschechischen Sprachgrenze beschäftigen wollen.

Ein eifriger und wohlverdienter Bearbeiter der Nationalitätsverhältnisse in Böhmen ist Dr. Johannes Zemmrich in Plauen. Seine zuerst im Globus erschienenen und daher den Lesern bekannten Karten, die das deutsch-tschechische Grenzgebiet darstellen, sind in zum Teil sehr großem, anderwärts nicht gebotenem Maßstabe (bis 1:220000) gehalten. Vereinigt sind sie in seiner vortrefflichen, von patriotischem Geiste getragenen und doch rein sachlichen Schrift „Sprachgrenze und Deutschtum in Böhmen“ (Braunschweig 1902), welche zu dem lächerlich billigen Preise von 1,60 M. nicht nur die vier farbigen Karten, sondern auch einen über 100 Seiten langen Text bietet, in welchem ein vollständiges Bild der Zustände an der Sprachgrenze und der treibenden Kräfte im nationalen Kampfe entwickelt wird.

Als letzte und neueste Leistung auf dem uns beschäftigenden Gebiete ist zu nennen die „Sprachenkarte von Böhmen 1:500000“ von Prof. Dr. Heinrich Rauchenberg (Wien, R. Lechner, o. J.). Preis 4 Kr. 50 H. Auch diese tüchtige Leistuug ist auf Grundlage der letzten Aufnahmen der Umgangssprache ausgearbeitet und gibt in acht Farbentönen die Mischungen der Nationalitäten an. Im Maßstabe und in der ganzen Erscheinung gleicht sie der vorhin erwähnten Karte von Langhans. Die empfehlenswerte Karte ist im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen ausgearbeitet und zeigt im roten Überdruck auch das Gerippe der politischen und gerichtlichen Einteilung Böhmens. Dieses ist von politischer und nationaler Wichtigkeit, weil daraus erhellt, in welcher Weise die Einteilung des Landes geändert werden müßte, um sie mit den sprachlichen Verhältnissen in Einklang zu bringen und die nationale Auseinandersetzung zu bewirken, welche allein zum Frieden führen kann. Von besonderer Wichtigkeit sind die fünf der Karte beigegebenen Tabellen über die Zahlenverhältnisse der Deutschen und Tschechen in Böhmen nach Gemeinden und politischen Bezirken. In der Erläuterung zu diesen heißt es: „Auf Grund umfangreicher und mühevoller Berechnungen wird darin zum ersten Male die ziffernmäßige Stärke und Entwickelung der nationalen Minoritäten in Böhmen dargestellt. Sie sind in Wirklichkeit viel geringer, als man bisher annahm. Zieht man die Grenze bei einem fremdsprachigen Einschlag von 20 Proz., so leben nur 1,3 Proz. der Tschechen Böhmens in deutschen Gemeinden, nur 2,8 Proz., ohne Prag samt Vororten nur 1,3 Proz. der Deutschen Böhmens in tschechischen Gemeinden, woselbst die nationale Minorität jene Grenze nicht erreicht. Noch geringfügiger sind die Zahlen, die sich für die gemischtsprachigen Ortschaften ergeben, woselbst die zweite Landessprache mit mehr als 20 Proz. vertreten ist. So zeigt denn die Sprachenkarte in Verbindung mit ihren statistischen Anlagen, wie scharf die beiden Volksstämme Böhmens in Wirklichkeit gesondert sind, und daß die geographischen Voraussetzungen für die nationale Abgrenzung durchaus zutreffen. Die angeführten Zahlenbeispiele genügen, um die Bedeutung der neuen Publikation zu kennzeichnen. Sie ist gleich unentbehrlich für die wissenschaftliche Betrachtung der böhmischen Frage wie für die Zwecke der praktischen Politik.“

Es erhellt hieraus, wie gerecht und wohlbegründet das Verlangen der Deutschen Böhmens nach der nationalen Zweiteilung des Landes ist, die allein den Frieden bringen kann, ein Verlangen, dem aber die auf ein längst verjährtes Staatsrecht pochenden und der Vergewaltigung zugetanen Tschechen mit allen Mitteln widerstreben.

Richard Andree.

Die Fahrt der „Neptune“ in den amerikanischen Polarmeeren.

Aus einer Veröffentlichung der kanadischen Regierung im 37. Annual Report of the Department of Marine and Fisheries (Ottawa 1905) wird eine interessante Fahrt bekannt, die 1903/1904 der Walfischfänger „Neptune“ in den polaren Meeren im Norden Amerikas ausgeführt hat. Sie kann eine Nordpolarexpedition genannt werden, obwohl die Überwinterungsstelle nicht innerhalb der Polarzone lag. Führer der Expedition war A. P. Low, die „Neptune“ hatte die kanadische Regierung gechartert, damit im Archipel im Norden Amerikas, der, soweit er bekannt ist, nominell zu Kanada gehört, den dort anwesenden Walfischfängern, sowie in den Handels- und Missionsstationen die Regierungsflagge gezeigt und auf Ordnung gesehen werde. Zwecks wissenschaftlicher Arbeiten waren ein Geologe und ein Zoologe an Bord. Die Reise dauerte 18 Monate.

Die „Neptune“ verließ am 22. August 1903 Halifax und ankerte Anfang September in der Cumberlandbai (Baffinland) vor Blacklead, einem Handels- und Walfischfängerposten und zugleich Hauptort der in der Bai von der Church Missionary Society errichteten Stationen. Hierauf fuhr man an der Küste der Bai nach Südosten, lief die Stationen Cape Haven und Frenchman's Cove an und durchsegelte die Hudsonstraße und die Hudsonbai, wobei die Insel Tom, die die Karten im Nordwesten der Bai andeuten, nicht aufgefunden wurde; es war dort kein Anzeichen von einer Insel zu entdecken. In derselben Gegend der Bai, bei Kap Fullerton (64° nördl. Br., Nord-Southampton gegenüber), ging man Anfang Oktober ins Winterquartier. Am 18. Juli 1904 kam das Schiff frei, doch war in den nächsten Tagen die Passage durch die Hudsonstraße noch vom Eise versperrt. Am 25. Juli konnte es heraus und Port Burwell am Osteingang der Straße erreichen. Nunmehr dampfte man nach Norden der grönländischen Küste zu, lief einige Punkte bei Kap York und im Smithsund an und in den Inglefieldgolf ein. Darauf ging es an der Küste von Ellesmereland nach Süden und weiter (Mitte August) durch den Lancastersund nach der Beecheyinsel, der Stätte der ersten Überwinterung Franklins. Sowohl Wellingtonkanal als Barrowstraße waren eisfrei, doch wurde die Rückreise angetreten. Diese führte an der Nordküste von North Somerset vorbei und durch den Navy Board Inlet und den Ponds Inlet (die die Bylotinsel an der Nordostecke des Baffinlandes abschneiden) wieder nach der Hudsonstraße und Kap Fullerton, wobei die westlichen Inseln der Straße erforscht wurden. Am 11. Oktober 1904 war die „Neptune“ wieder in Halifax.

Ellesmereland und North Devon hat Low „annektiert“, und die mit den Eskimo von Labrador Handel treibenden Walfischfänger hat er mit einem Zoll bedacht. Bei Kap Fullerton wurde die Polizeistation Port Fullerton angelegt.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse scheinen nicht unbeträchtlich zu sein. Etwa 1900 km bisher unbekannter oder nur flüchtig rekognoszierter Küsten sind aufgenommen worden, namentlich in der Gegend des Winterquartiers (hier wurde ermittelt, daß die Insel Nord-Southampton um 65 km zu weit südlich auf den Karten reicht), dann in dem Archipel der Hudsonstraße, in Baffinland und im Osten von Ellesmereland. Besonders wurde dabei auch auf die geologischen Verhältnisse und die Vereisung des Landes geachtet. Ellesmereland ist außerordentlich stark vereist, stärker als der gegenüberliegende Teil Grönlands. Von der Südküste von North Devon bis zur Crokerbai gilt dasselbe; westlich von ihr aber erreichen nur wenige Gletscher das Meer. Im Smithsund waren die Eisverhältnisse im Sommer 1904 für Schiffe sehr ungünstig. Am 10. August war der obere Teil des Inglefieldgolfes noch mit einer festen Eisdecke versehen, und zur nämlichen Zeit war der Smithsund von großen und dicken Treibeisschollen bedeckt. Vor Ellesmere- und Baffinland lag viel schweres Schollenеis, das häufig zu Umwegen zwang; dagegen waren der Lancastersund und, wie erwähnt, die westlichen Meeresteile ganz eisfrei.

Ellesmereland und North Devon bildet archäisches Gestein. Das von der Sverdrupexpedition nicht berührte Küstenstück von Ellesmereland zwischen Kap Sabine und Kap Isabella — das die „Neptune“ des Eisgürtels wegen freilich nicht anlaufen konnte — ist granitisch oder deutlich geschichteter Sandstein, welch letzterer älter zu sein scheint als der Granit. Diese Formation setzt sich an der Südküste von North Devon bis zur Crokerbai fort, weiter westlich lagert 300 m mächtiger silurischer Kalkstein darüber, so daß ein Plateau entsteht. Im südlichen Teile des Ponds Inlet beobachtete Low bis 180 m über dem Wasserspiegel eine Aufeinanderfolge von Kies- und Sandterrassen. Hier und am Cumberlandgolf fanden sich im Geröll der Täler Stücke tertiärer Braunkohle, die demnach im Innern von Baffinland eine weit verbreitete Formation zu bilden scheint.

Zahlreiche Lotungen sind ausgeführt worden, besonders in der Hudsonstraße. Die tiefste Stelle fand sich dort nördlich von Salisbury Island; man erreichte in 418 m Tiefe keinen Grund.

Während der Überwinterung bei Kap Fullerton wurden sehr niedrige Temperaturen an Bord des Schiffes gemessen. Das Ergebnis ist (in Celsiusgraden):

		Maximum	Minimum	Mittel
1903	Oktober	+ 3,9	— 22,5	— 8,2
	November	0	— 28,9	— 14,7
	Dezember	— 9,5	— 38,8	— 22
1904	Januar	— 11,1	— 41,1	— 30,2
	Februar	— 13,8	— 42,3	— 33,2
	März	— 15	— 50,4	— 29,2
	April	— 1,1	— 34,4	— 14,5
	Mai	+ 4,5	— 21,6	— 6,7
	Juni	+ 17,2	— 6,7	+ 2,3

Das Klima ist dort also ausgesprochen kontinental.

Die Zahl der Eskimo an der Cumberlandbai beträgt 450. Sie leben von den Löhnen für den Walfischfang im Dienst der Händler. Die Jagd auf diese Tiere beginnt Anfang Oktober und endet, sobald die Bai sich mit Eis bedeckt, im Dezember; auch im Frühling, sobald die Bai frei wird, was zumeist schon im Februar stattfindet, wird sie betrieben. Im Sommer jagt man das Caribou. Die Walfischjagd ist aber wenig ergiebig, so konnten die Eskimo von Cape Haven und Frenchman's Cove in 12 Jahren nur drei Tiere erlegen. Am Navy Board Inlet leben 12 und am Ponds Inlet 37 Familien mit zusammen 144 Köpfen.

Bücherschau.

Geographen-Kalender. In Verbindung mit vielen Fachgenossen herausgegeben von Dr. Hermann Haack. 3. Jahrg.: 1905/1906. VIII u. 540 Seiten. Mit 1 Porträt und 16 Karten. Gotha, Justus Perthes, 1905. 4 M.

Haacks Geographen-Kalender, der jetzt zum dritten Male erscheint, ist jedem Geographen und Vertreter verwandter Wissenschaften bereits ein so nützlicher und zuverlässiger Freund, daß eine erneute Empfehlung überflüssig erscheint. An jener Eigenschaft ändert auch nichts die Tatsache, daß das kleine, aber inhaltschwere Handbuch noch in der Entwickelung begriffen ist und augenscheinlich noch nicht eine feststehende Form gefunden hat. Die Frage: Was soll der Kalender enthalten? ist eine so schwierige, daß sie sich nicht von heute auf morgen beantworten läßt, daß vielmehr erst eine mehrjährige Redaktionserfahrung und vielleicht auch ein Probieren auf den richtigen Mittelweg führen kann.

Ausgeschaltet sind ein für allemal die Schulgeographie und die statistischen Mitteilungen, womit Platz gewonnen worden ist für eine recht umfassende Ausgestaltung des Geographischen Adreßbuches, an dem außer dem Herausgeber auch H. Wichmann beteiligt ist. Der 1. Jahrgang enthielt 5000 Adressen, der 3. bringt deren über 8000. Dieser Teil ist der wichtigste des Kalenders; denn es gibt kein anderes Mittel als eben diesen Kalender, um sich schnell, ja um sich überhaupt zu unterrichten. Ausgefallen sind auch einige kleinere Rubriken, für die eben die früheren Jahrgänge noch genügen müssen. Auf eine völlig neue Grundlage ist der Bericht über die geographische Literatur des Jahres 1904 gestellt, indem die in Aufsatzform und kritisch gehaltene Übersicht der Jahrgänge 1 und 2 einem nackten Verzeichnis (Verfasser der Herausgeber) gewichen ist. Hierdurch ist es möglich gewesen, fast die sechsfache Zahl von Arbeiten anzuführen und darunter, was als glückliche Neuerung hervorgehoben zu werden verdient, zahllose Zeitschriftenaufsätze. Im übrigen sind die Rubriken „Weltbegebenheiten“ und „Geographische Forschungsreisen“ geblieben, nur daß sie beide jetzt von Langhans zusammengestellt sind, ebenso der Nekrolog, dieser vom Herausgeber. In der Anlage wie im ein-

zelnen ist der Versuch, dem Kalender einen internationalen Charakter aufzudrücken, fortgeführt worden; ganz wird sich das aber wohl nie erreichen lassen. Dieses Bestreben ist aber durchaus zu billigen, was gegenüber einigen sonderbaren Urteilsverwirrungen aus Anlaß des 2. Jahrganges hier betont sei. Die Karten gehören zu den Rubriken „Weltbegebenheiten" und „Forschungsreisen". Über den Wert oder die Notwendigkeit mancher von ihnen kann man im Zweifel sein; jedenfalls aber dürfte es sich empfehlen, in der Wahl der kartographischen Unterlagen recht sorgfältig zu sein: über die ganz vorsündflutliche Abessinienkarte (Nr. 14) haben wir uns gewundert. Doch messen wir diesem Mangel selber keine Bedeutung bei, und er fällt eben nur ins Auge, weil es sich um ein sonst so peinlich exakt gehaltenes Werkchen handelt. Sg.

Leo Frobenius, Das Zeitalter des Sonnengottes. Bd. I. XII u. 420 S. Berlin, Georg Reimer, 1904.

In früheren Schriften hat sich der Verfasser mit der geographischen Verbreitung typischer Geräte, von Schilden, Bogen, Wurfmessern u. dgl. m., abgegeben und daraus kulturelle Zusammenhänge abzuleiten gesucht. Dieselbe durchaus richtige Methode ist im vorliegenden Werk auf das Studium der Mythen angewendet, in denen der Sonnenheld, der Mond und die Sterne eine Rolle spielen. Die schnellen Schlüsse, die Frobenius damals aus seinen Untersuchungen der materiellen Kultur zog, haben in den Kreisen der Ethnographen wenig Zustimmung gefunden, denn dem zu einer solchen Arbeit erforderlichen Material sind die Kräfte eines einzelnen — zumal in einer so kurzen Spanne Zeit — nicht gewachsen. Anders das vorliegende Buch, dessen Stoff, obwohl die ganze Erde umspannend, ein begrenzter und dessen Ergebnis weit leichter zu überschauen ist. Außerdem hat sich der Verfasser schon längere Zeit mit Sonnenmythen beschäftigt, letzthin z. B. in „Die Weltanschauung der Naturvölker". Er beherrscht also seinen Stoff und hat ein anregendes Buch mit brauchbaren, sich im allgemeinen in den Grenzen des Beweisbaren haltenden Ideen und mit teilweise überraschenden Resultaten geschrieben. Diese beruhen weniger auf der Deutung der Mythen, die als Ganzes meistens bereits von den Vertretern der einzelnen Philologien ausgesprochen ist, als auf der Nebenreihung der parallelen Mythen aus allen Weltteilen, wodurch die Deutung viel sicherer wird. In der übersichtlichen Gruppierung treten auch die einzelnen Züge der Mythen klarer hervor, wir werden in ihr Wesen tiefer eingeweiht, Bruchstücke finden anderswo ihre Ergänzung, und wo die Einzelheiten unverständlich bleiben, da kann wenigstens festgestellt werden, daß sie an weit voneinander entfernten Stellen der Erde übereinstimmen. Der Verfasser nimmt daher auch ein schrankenloses Wandern der Mythen über die ganze Erde an und sieht gewisse, den geographischen Verhältnissen entsprechende Änderungen im Inhalt der Mythen als bloße Umformungen an.

Fast die Hälfte der aufgezeichneten Mythenkomplexe bezieht sich auf das Verschlungenwerden des Sonnenhelden bzw. der ganzen Menschheit durch einen Fisch, Drachen oder ein sonstiges Ungeheuer, die Irrfahrt in seinem Leibe von Westen nach Osten und endlich die Befreiung durch Aufschneiden des Körpers. Dieser Sonnenuntergangs- und -aufgangsmythus ist nun auch in den Anfang der Dinge projiziert und zur Entstehung der Welt verwendet. Aus dem Fischleib, aus dem die Sonne hervorgeht, werden Himmel und Erde gebildet. Erwähnt seien aus den vielen Zügen dieses Abschnittes noch die „Sonnenwendmythen", nach denen die Sonne gefangen oder der Sonnenvogel erbeutet oder der Sonnenheld von einer Schlange gebissen wird usw., so daß er ermattet und nur langsam fortkommt. Es folgen in dem Abschnitt „Göttinnen" zunächst die Mythen von der Conceptio immaculata, wo eine Jungfrau durch Verschlucken der Äquivalente des Sonnenballs den Sonnenhelden zur Welt bringt. Er wird ausgesetzt, treibt auf dem dunklen Wasser, bis er aus seinem Gefängnis heraus kann. Mit Recht werden hier nun wieder die Ursprungsversionen der Welt der Geburt des Sonnenhelden an die Seite gestellt. Wie aus dem aufgeschnittenen Fisch die Sonne hervorkommt, wie der Held in seinem Gefängnis auf dem Wasser schwimmt, so schwimmt die Erde auf dem Wasser oder das Urei, aus dem der Sonnenvogel emporfliegt, während aus den Schalen Himmel und Erde werden — oder das Rohr, dem die ersten Menschen entsteigen. Wiederum spielt das Wasser eine große Rolle, wenn der Held durch einen Angelhaken, eine Harpune oder einen Pfeil (die Sonnenstrahlen) sich eine Geliebte heraushölt, die in einigen Fällen Beziehungen zum Monde zu haben scheint. Auf die Sterne des Himmels scheinen auch die bekannten Schwanenjungfrauen zu deuten, die sich nach Ablegen ihrer Gewänder im Wasser baden, und von denen dann eine geraubt wird. Statt der Schwäne sind es an anderen Stellen Gänse, Papageien, Tauben, Fische und Seehunde. Ganz kurz werden dann die Mondmythen und die Plejadenmythen behandelt; z. B. die Mondgottheit als Frau des Sonnengottes, als Todes- und Schicksalsgöttin, als Wasser- und Webegöttin. Zum Schluß kommt das interessante Kapitel von den menschenfressenden Riesen, die sterben müssen, wenn die Sonne sie bescheint, oder sonstwie durch Feuer zugrunde gehen. Sie leben in Höhlen, stehen meist in naher Verbindung zum Wasser und haben viele Köpfe oder ein Auge. Diese Riesen sind die Sternbilder und einzelnen Sterne. Dem Sonnenhelden, der sie besiegt, steht hilfreich zur Seite eine Alte, der Mond.

Soweit die Tatsachen gehen, die Frobenius in den Mythen vorlegt, soweit reicht auch sein vorsichtiges Ordnen und Deuten. Man hat den Wunsch, daß er noch weiter so fortfahren und immer mehr geben möchte. Besonders in dem einleitenden Abschnitt und augenscheinlich auch im zweiten Bande, der in Aussicht gestellt ist, kommt dagegen ein anderer Frobenius, den wir von früher kennen, hervor. Denn während jeder Leser durch die merkwürdige Übereinstimmung scheinbar unwesentlicher Einzelheiten in den Mythen weit voneinander entfernter Völker auf den Gedanken kommen muß, daß hier möglicherweise Wanderungen vorliegen, sind diese wenigen Tatsachen für den Verfasser der Beweis dafür, daß alle Sonnenmythen schrankenlos gewandert sind. Wo für andere also der Beweis beginnt, da ist er für Frobenius schon vollendet. Aber der bloße Mut, eine Ansicht auszusprechen, kann doch nicht den Beweis ersetzen. Man male sich den ungeheuerlichen Gedanken aus, daß alle die durchsichtigen mythischen Erzählungen von dem Verschlungenwerden und der Nachtfahrt der Sonne, von dem Aufgang zwischen den zuklappenden Felsen, wo Erde und Himmel zusammenstoßen, von der Geburt der Sonne usw. nur an einer Stelle erfunden sein sollen. Man vergegenwärtige sich, daß es in diesem Sinne gar keine Entwickelung von früheren Stufen zur Sonnenverehrung geben und z. B. ihr nachweislich allmähliches Werden in Altmexiko unmöglich sein soll. Auch ist in den Fällen merkwürdiger Detailübereinstimmung erst dann ein Urteil zu fällen, wenn man klar sieht, daß der Gang der Erzählung nicht durch äußere Eindrücke zwingend, sondern mehr zufällig geworden ist, und das vermisse ich gerade in den für die Wanderungstheorie beweiskräftigsten Mythen. So ist die Hilfsalte, die den Helden im Kampfe mit den Riesen unterstützt, der Mond, offenbar deshalb blind und wird von dem Sonnenhelden sehend gemacht, weil zunächst Neumond ist. Mehrere alte blinde Weiber, die dann sehend werden, bezeichnen offenbar die Mondphasen. Weshalb ihnen die Sonne die Speisen fortnimmt, das ist eben noch zu untersuchen, ehe wir urteilen.

Dann hat Frobenius die Eigentümlichkeit, als Vorläufer des Solarismus den sogenannten Manismus zu bezeichnen, als ob nicht Sonnenmythen auch ohne animistische Ideen entstehen können. Gerade die religiösen Zeremonien, die die Vorstadien der Sonnenverehrung erkennen lassen, sind dem Verfasser fremd, nämlich die Zauberbeziehungen von Menschen und Tieren zu Wachstum und Sonnenwärme und die Nachahmung der Vorgänge am Himmel durch Analogiezauber. Ohne das eingehendste Studium dieser Riten und der darauf sich aufbauenden Mythen erscheint ein endgültiges Verständnis der Sonnenmythen nicht möglich. Manismus und Solarismus bezeichnen aber wenigstens umgrenzte Teile menschlicher „Weltanschauung". Dagegen ist der am Anfang der Dinge stehende Animalismus des Autors ein Abladeplatz für Unverstandenes, da Frobenius die mannigfachen Ideen nicht berücksicht, die in den Zauberkräften der Menschen, Tiere und Naturobjekte gemeinsam liegen. Immer sind es die Einzelheiten religiös-zauberischer Riten, von denen die Mythen nicht loszutrennen sind. Doch lassen sich die klar umgrenzten Sonnenmythen noch am ersten aus dem Zusammenhang lösen, und wenn Frobenius im zweiten Bande unter anderem die geographische Verbreitung der Motive und ältere und neuere Auffassungen zu unterscheiden gedenkt, so ist das von großem Nutzen, gleichgültig, ob man die Tendenz, alles als Wanderungen hinzustellen, anerkennt oder nicht. Eins hat das Buch jedenfalls wieder von neuem schlagend bewiesen, daß, wie die Entstehung aller Ideen nur im Rahmen vieler Völker zu begreifen ist, so auch das Verständnis der Mythen nur gewonnen werden kann, wenn man die spezielle Erforschung eines Volkes durch die klaren Parallelen bei anderen befruchtet. K. Th. Preuß.

W. Kobelt, Die geographische Verbreitung der Mollusken in dem paläarktischen Gebiet. X und 170 Seiten. Wiesbaden, Kreidel, 1904.

Dieser Sonderabdruck in Buchform aus Roßmäßlers Ikonographie der Land- und Süßwasser-Mollusken, Neue Folge,

Bd. XI, wendet sich an weitere Kreise als die Fachzoologen und hebt besonders hervor, wie unvollständig unsere Kenntnis der europäischen Molluskenfauna noch ist, ganz abgesehen von fremden Gebieten. Mit Recht hebt Verfasser hervor, wie wenig in dieser Hinsicht geschieht. Die deutsche Orientgesellschaft veranstaltet jahraus, jahrein im Orient Ausgrabungen, zu deren Überwachung gebildete Männer monatelang in Gebieten weilen, deren Fauna in jeder Beziehung noch unbekannt ist. Deutsche Ingenieure projektieren beispielsweise und verwalten Bahnen in der Türkei und Kleinasien, und manche von ihnen langweilen sich entsetzlich auf ihren Posten! Sollte da nicht mancher dazu kommen, Landschnecken zu sammeln, die keinerlei mühsame und zeitraubende Präparation erfordern, keine umständliche Verpackung beanspruchen und doch Lücken auszufüllen imstande wären, die der Zoogeograph so schmerzlich empfindet?

Im einzelnen bleibt Kobelt bei der Scheidung in drei parallele latitudinale Hauptabteilungen: die boreale, alpine und circummediterrane Region. Unterabteilungen des borealen Reiches lassen sich nicht gerade ungezwungen herstellen. In der alpinen Welt ergeben die beiden großen Lücken des Gebirgswalles in Frankreich und am Schwarzen Meer von selbst eine Dreiteilung, wenn dieselbe auch für die natürliche Gliederung der alpinen Molluskenfauna nicht ganz genügt.

Von den Küstenarten abgesehen läßt sich das Mittelmeergebiet unschwer in die drei Haupteinteilungen: westlich, zentral östlich, scheiden.

Die genaueren Einzelausführungen wenden sich mehr an den Zoogeographen mit besonderer Artenkenntnis.

Halle a. S. E. Roth.

George A. Dorsey, Traditions of the Skidi Pawnee. Boston and New York, The American Folk Lore Society; Leipzig, O. Harrassowitz, 1904.

In preiswürdiger Weise fährt man in den Vereinigten Staaten damit fort, die Überlieferungen der sich unter dem Einflusse der Kultur ändernden oder ganz dahinschwindenden Indianer zu sammeln und zu veröffentlichen. Spätere Geschlechter werden in dieser Beziehung keine Vorwürfe über Vernachlässigung durch die heute lebenden erheben können, und die Arbeiten von Boas, Cushing, Gatschet, Hoffman, Kroeber, W. Matthews, Mooney, Teit, um nur neuere zu nennen, müssen für alle Zeiten hohen Wert behalten. Der Herausgeber und Sammler des vorliegenden stattlichen Bandes, G. Dorsey, steht gleichfalls in erster Linie auf diesem Gebiete da, wohlverdient um die Überlieferungen der Wihita, Arapaho, Jowa und Cegiha. Er bietet uns jetzt die kosmogonischen Überlieferungen, die Heldensagen, die Erzählungen von Medizinmännern, die Tiersagen und die auf Heiraten von Menschen und Tieren bezüglichen Sagen der Skidi-(Wolf-) Pawnee, die nahe mit den besser bekannt gewordenen Arikara verwandt sind, von denen sie sich vor nicht allzulanger Zeit trennten. Die Skidi saßen ursprünglich in Nebraska am Loup River, von wo aus sie sich bis Arkansas verbreiteten. Im Jahre 1858 wurden sie in eine Reservation am letztgenannten Flusse übergeführt, die 1874 mit einem neuen Sitze in Oklahoma vertauscht wurde; seit 1893 sind sie dort vollberechtigte Bürger der Vereinigten Staaten, und hier wurden ihre Überlieferungen aufgezeichnet. In diesen ist immer noch die Rede von der alten Heimat des Stammes in Nebraska, wo die Ebenen von Büffeln schwärmten, Hirsche, Antilopen, Coyote und Biber häufig waren und ihre Tipi (Wigwam) nach alter Weise standen, während die Skidi jetzt in Häusern wohnen, und die Krieger und Jäger zu Ackerbauern wurden.

Die mitgeteilten Traditionen werden nur dann verständlich, wenn man zunächst die religiösen Anschauungen des Stammes kennt, und diese werden in der Einleitung von Dorsey ausführlich erörtert. Während hier vieles mit dem Glauben der übrigen Indianerstämme übereinkommt, weicht ein sehr ausgebildetes Zeremonialsystem wesentlich ab, in welchem unter anderem auch der Sterndienst der Skidi zum Ausdruck gelangt. Eigentümlich ist eber der mit den „Bündeln“ verknüpfte Kultus; ein solches „Bündel“, von denen Abbildungen mitgeteilt werden, befand sich in jedem der 19 Skididörfer als eine unmittelbare göttliche Gabe. Ihr Inhalt ist verschieden, doch enthält ein jedes mindestens eine Pfeife, Tabak, Farben, Mais, Vögel usw. Sie sind sorgfältig in Leder eingewickelt und hängen in den Hütten. Mit ihnen sind gewisse Tabugebräuche verknüpft, welche in den Sagen eine Rolle spielen und in gewissen Familien sich vererben.

Dorsey hat gegen 100 verschiedene Überlieferungen aufgezeichnet, welche in die oben angeführten Kategorien zerfallen. Da die Sagen persönliches Eigentum derjenigen, die sie ererbten oder kauften, sind, so bilden sie nach der Anschauung der Skidi auch einen Teil ihres Lebens, und sie erzählen sie euch nicht gern alle, bevor sie selbst glauben, nahe vor ihrem Ende zu stehen. So war es wenigstens ursprünglich, während sie jetzt mehr und mehr Gemeingut geworden sind. Dagegen gehören die sogenannten Coyote-Erzählungen nicht zu dem eben erwähnten Schatze der alten Überlieferungen. Der Coyote ist der Präriefuchs, von dem allerlei wunderbare Fabeln erzählt werden, ähnlich wie von unserem Reinecke Fuchs. „Der Coyote“, sagen die Skidi, „ist ein wunderbarer Bursche (waruxti). Er kennt alle Dinge und ist unvernichtbar. Allerlei Schliche und Tricks sind ihm eigen, und seiner habhaft zu werden, gelingt nur selten.“ Den ganzen Winter hindurch hört man die Coyote-Erzählungen, sie würzen die Unterhaltung auf der Jagd oder auf dem Kriegspfade.

Es ist nicht möglich, aus den vielen Erzählungen in dieser Anzeige Auszüge zu geben; die Mannigfaltigkeit ist groß, und selbst eine echte Liebesgeschichte kommt darin vor. Anmerkungen unterrichten über den Ursprung der Legenden, die meistens in der Form wiedergegeben werden, wie sie von den Dolmetschern gesprochen wurden. Wertvoll sind die Vergleiche mit ähnlichen anderweitig verbreiteten Indianergeschichten.

Kleine Nachrichten.

— Jakob Krall †. Am 27. April starb Dr. Jakob Krall, ordentlicher Professor der alten Geschichte des Orients an der Wiener Universität. Er wurde am 27. Juli 1857 in Volosca in Istrien geboren und schrieb unter anderem: Tacitus und der Orient (1879); Studien zur Geschichte des alten Ägypten (4 Bde., 1881 bis 1891); Koptische Texte (Corpus Papyrorum Raineri, 2 Bde., 1895); Grundriß der altorientalischen Geschichte 1. Bd. (1899).

— Die Stätte der alten Songhaihauptstadt Kukia ist nach einer Mitteilung der „Revue coloniale“ im vorigen Jahre von dem Leutnant Desplagnes aufgefunden worden. Das Songhaireich am mittleren Nigerbogen — gegen Ende des 18. Jahrhunderts untergegangen — hatte seit dem 7. Jahrhundert bis zur Erhebung von Gao zur Hauptstadt (ums Jahr 1000) als Sitz seiner Dynastie die Stadt Kukia oder Kukiya, über deren Lage man bis bisher in Ungewißheit war, obwohl vermutet werden konnte, daß sie wohl nicht weit von Gao liegen würde. Die Entdeckung Desplagnes hat diese Vermutung bestätigt. Die Ruinen finden sich am Ostufer des Niger etwa 150 km südöstlich von Gao, der kleinen Insel gegenüber, die das Dorf Bentia (nach Hourst) oder Binting (nach Barth) trägt, etwa 15° 17′ nördl. Br.; die Insel heißt heute Kotia-Kokia, worin man den Namen der alten Hauptstadt wohl zu erkennen hat. Der Dorfhäuptling, der von der späteren Songhaidynastie der Aksia abstammen soll, zeigte in den Ruinen zahlreiche Inschriften, die die Grabinschriften seiner Vorfahren wären, und nannte mehrere berühmte Örtlichkeiten aus der Geschichte der Aksia, die in der Nachbarschaft lägen. Außer den Grabsteinen, die noch aufrecht stehen, besteht die einzige Spur der alten Songhai-Hauptstadt in formlosen, mit Scherben bestreuten Erdhügeln.

— Anthropologische Untersuchungen an Takschik-Indianern durch R. Lehmann-Nitsche. Im Jahre 1899 wollte sich ein Impresario mit einer Truppe von 23 Indianern aus der Gegend von Formosa im Territorio del Chaco über Buenos Aires nach Europa begeben, um sie dort an den Hauptorten zur Schau zu stellen. Die argentinischen Behörden legten Einspruch hiergegen ein und schickten die Indianer in ihre Heimat zurück. Den Aufenthalt dieser Indianer in Buenos Aires benutzte Lehmann-Nitsche dazu, um an ihnen eingehende anthropologische Untersuchungen anzustellen, deren Ergebnisse er in einem Aufsatz „Études anthropologiques sur les Indiens Takshik (groupe Guaicuru) du Chaco argentin“ in der Revista del Museo de la Plata, Bd. IX (1904), S. 261 ff. mitteilt. Zunächst gelang es dem Verfasser mit Hilfe eines Interpreten festzustellen, daß wir es mit einem Stamme der Guaicurugruppe, den Thakshik, Verwandten der

Toba, zu tun haben. Von den 23 Indianern sind auf den beigegebenen Tafeln 1 bis 4 vier männliche Individuen im Alter von etwa 18 oder 20 Jahren bis zu etwa 12 Jahren in ganzer Figur und nackt einmal seitlich, einmal von vorn und einmal von hinten photographisch dargestellt. Die übrigen Individuen, Frauen und Kinder, sind auf den Tafeln 5 bis 7 fast alle in Brustbildern, und zwar einmal von vorn und einmal seitlich wiedergegeben. Auf Tafel 8 und 9 folgen dann eine größere Anzahl von Konturen der Hände und Füße. Außer anthropologischen Messungen nach seiner eigenen sich möglichst auf die Hauptpunkte beschränkenden Meßmethode sind Haarproben entnommen und Bestimmungen der Hautfarbe angestellt. Von einer größeren Anzahl von Frauen und von einem Manne ist die mannigfaltige, aus geometrischen Mustern bestehende Gesichtstatuierung genau beschrieben und abgebildet. Sch.

— Eisenbahnverbindung zwischen Schanghai und Peking. Die Zeitungen berichten von einer englisch-deutschen Zweigeisenbahn Tientsin-Tschinkiang. Ein Blick auf die Karte überzeugt, daß eine solche Eisenbahnlinie technisch vorläufig unüberwindbaren Schwierigkeiten, besonders der Überbrückung des unteren Hoangho und Jangtsekiang begegnen würde. Es scheint sich vielmehr um eine Eisenbahnverbindung zwischen Tientsin bzw. Peking und Tschinkiang oder sogar Schanghai auf Umwegen und deshalb um ein schon in der Phase direkter Vorarbeiten befindliches Eisenbahnprojekt zu handeln, dessen Einzelheiten aus den neuesten Handelsberichten des chinesischen Seezollamtes hervorgehen. Darauf deutet vor allem auch Pukou als der angeführte Endpunkt der Bahn. Pukou liegt Nanking gegenüber am linken (nördlichen) Ufer des Jangtse, ebenfalls in der Provinz Kiangsu. Von dort, teilweise über Anhweigebiet nahezu 400 km weit führend, wird die neue Eisenbahn Likuo nahe der Nordgrenze Kiangsus erreichen. Hier soll sie ihre Hauptbestimmung erfüllen, die ertragreichen Kohlenfelder, die sich an das Itschou-Vorkommen Schantungs über die Grenzen dieser Provinz hin anschließen, ihrer vollen Verwertung entgegenzuführen. In dieser Hinsicht bedeutet die neue Bahn eine Konkurrenz gegen die deutschen Schantungunternehmungen.

Von Tschiho, einer kleinen Anhwei-Stadt etwa 120 km nördlich von Pukou, wird von ihr eine Zweigbahn nach Westen entlang dem rechten Ufer des Huaiho gebaut, die eine schon seit 1902 in Betrieb befindliche Strecke der Lu-Han-Linie, der großen Nordsüdlinie Chinas, bei Hsinyang erreichen soll. Länge etwa 480 km. Auf diesem Wege wird die Verbindung auf Eisenbahnwegen nach Peking und Tientsin, aber ebenso nach Hankou und Canton hergestellt werden, unterbrochen durch die breiten Wildströme Hoangho und Jangtsekiang, über die vorläufig eine Verbindung durch Dampferfähren unterhalten wird.

Eine solche Verbindung soll aller Wahrscheinlichkeit nach auch zwischen Pukou und Nanking über den unteren Jangtsekiang eingerichtet werden. Jedenfalls ist eine Eisenbahnlinie, die von Nanking über Tschinkiang und Sutschou nach Schanghai führt, von vornherein in Verbindung mit der Linie Nanking(Pukou)-Likuo geplant. K.

— Weiteres von Agassiz' Tiefseeforschungen im Großen Ozean. Aus einem in „Science" vom 14. April abgedruckten Briefe des Professors Agassiz geht über seine weiteren Forschungen (vgl. oben, S. 340) folgendes hervor: Am 3. Dezember wurde von Callao die Fahrt nach der Osterinsel angetreten, und am 3. Januar langte man wieder in den Galapagos (Chatham Island) an. Auf der Linie Callao—Osterinsel verblieb man bis 90° westl. L. innerhalb der Humboldtströmung. Diese Strömung beeinflußt deutlich die Fauna in allen Lagen, auch am Boden, wo sie bis auf 800 Seemeilen vom Ufer recht reich war. Sobald man aber aus dem Bereich der Strömung kam, wurde die Fauna immer ärmer, je mehr man sich der Osterinsel näherte. In der Nähe dieser Insel, 1200 bis 1400 Seemeilen von der südamerikanischen Küste, wurden die Fangzüge aus der Tiefsee ganz unergiebig. Sala y Gomez und die Osterinsel werden durch einen Rücken verbunden, über dem 1142 Faden in der Nähe der zuerst genannten Insel und 1696 Faden zwischen dieser Stelle und der Osterinsel gemessen wurden. Der Rücken steigt aus 2000 Faden, der gewöhnlichen Tiefe innerhalb 100 Meilen, zu 1100 Faden innerhalb kurzer Entfernung von beiden Inseln an. Auf der Fahrt Osterinsel—Galapagos zeigten sich im Westen dieselben Verhältnisse wie auf der Ausfahrt. Bis zu 12° südl. Br. war die Fauna ziemlich dürftig. Der Boden bestand bis 250 Meilen von den Galapagos aus denselben Manganklümpchen, wie man sie zumeist auch auf der Hinfahrt angetroffen hatte. In der Nähe des 12. Breitengrades stellte sich ein plötzlicher Wechsel ein, indem die Fauna wieder reich wurde. Der Temperaturwechsel in jener Breite war ebenfalls bemerkenswert. Die Serien-Beobachtungen ergaben, daß man zwischen dem 12. Breitengrad und den Galapagos den westlichen Teil der Humboldtströmung kreuzte, die also dort gegen 900 Seemeilen breit ist, wie während ihres Verlaufs der amerikanischen Küste parallel. Die Temperaturwechsel zwischen 50 und 300 Faden Tiefe zeigten, welche Störungen das kalte nordwärts fließende Wasser in der Äquatorialregion nördlich und südlich der Galapagos hervorbringt. Die Fahrten nach und von der Osterinsel gaben über das Albatroß-Plateau nähere Kunde. Es wird durch einen breiten Rücken markiert, der das Buchanbassin von den westlichen Einsenkungen, wie Greytiefe und Moserbassin, trennt. Die Lotungslinie von der Osterinsel bis zu den Galapagos zeigte auf einer Strecke von 2000 Seemeilen einen wunderbar gleichmäßigen Rücken von 2020 bis 2265 Faden. Die Lotungen zwischen den Galapagos und der südamerikanischen Küste und westlich von Callao gegen die Osterinsel weisen auf ein stufenweises Tieferwerden hin, d. h. auf die Existenz des von der Challenger-Expedition so genannten Buchanbassins mit Tiefen von 2400 bis 2700 Faden; an einigen Stellen nahe der Küste (Milne-Edwardstiefe, Haeckeltiefe, Krümmeltiefe und Richardstiefe) liegen Tiefen von über 4000 Faden.

— Die Expedition des Herzogs von Orleans in das europäische Nordmeer hat am 6. Mai an Bord der dazu gemieteten „Belgica", des Schiffes der belgischen Südpolarexpedition, Christiania verlassen. Eine eigentliche Polarexpedition, die mit einer Überwinterung verbunden wäre, ist diese Fahrt nicht, der Herzog will vielmehr bereits im August oder September d. J. wieder zurück sein. Der Herzog selbst verfolgt sportliche Zwecke, doch ist dafür Sorge getragen, daß wissenschaftliche Aufgaben nicht zu kurz kommen, denn es heißt, daß die Expedition nach dem Plan der internationalen Kommission für die Erforschung der nordischen Meere arbeiten wird. Kommandant des Schiffes ist Leutnant Adrien de Gerlache, der Führer der belgischen Südpolarexpedition; als Teilnehmer werden ferner genannt Dr. Recamier, der französische Maler Mérite und der Däne Koefoed von der biologischen Station in Bergen. Die in Aussicht genommene Route, die die schwedisch-norwegische Abteilung jener Kommission empfohlen hat, ist folgende: Es soll Jan Mayen angelaufen und dann der Versuch gemacht werden, die ostgrönländische Küste zu erreichen, wo auf der Shannoninsel die von dem Amerikaner Ziegler für die Fialasche Expedition angelegten Depots untersucht werden sollen. Dann geht es nach Spitzbergen und Franz Josephsland.

— Dr. W. Thalbitzers Reise nach Ostgrönland. Wie wir hören, wird ein junger dänischer Sprachforscher, Dr. William Thalbitzer aus Kopenhagen, sich Anfang Juni nach Ostgrönland begeben, um unter den Eskimos am Angmagsalikfjord (60° 30' nördl. Br.) linguistischen und folkloristischen Studien obzuliegen. Er gedenkt, nur von seiner Gattin begleitet, unter diesem Stamme zu überwintern und im Laufe des Frühjahrs 1906, sobald die Küste eisfrei wird, mit der ersten sich bietenden Gelegenheit heimzukehren. Dr. Thalbitzer hat zwecks ähnlicher Studien sich bereits im Winter 1901 an der westgrönländischen Küste bei Godhavn aufgehalten und über seine sprachwissenschaftlichen Ergebnisse in einer umfangreichen Veröffentlichung in den „Meddelelser om Grønland", Bd. 31, berichtet. (1904 ist diese Veröffentlichung als Sonderabdruck in englischer Sprache unter dem Titel „A Phonetical Study of the Eskimo Language" erschienen.)

— Professor Klaatsch' Forschungsreise in Australien. Besonders zwecks anthropologischer Studien unter den Ureinwohnern Australiens weilt Professor Hermann Klaatsch von der Universität Heidelberg seit Jahresfrist in Queensland; er ist indessen auch auf geographischem, naturwissenschaftlichem und anderen Gebieten tätig gewesen. Während eines dreimonatigen Aufenthalts lernte er die Süd- und Ostküste des Golfs von Carpentaria von der Wellesleygruppe im Süden bis zum Mapoon (Batavia) River im Norden der Cape York-Halbinsel kennen, wobei er sich der Hilfe der Missionare am Mapoon River erfreute. Die Eingeborenen der Wellesleygruppe leben noch ganz im Urzustande, unberührt von der Kultur, und auch die am Archer River haben nur wenige Weiße gesehen. Die Wellesleyinsulaner, scheue, doch nicht feindselige Menschen, deren Waffen nur aus Stein, Knochen und Fischgräten bestehen, boten ein besonders dankbares und interessantes Beobachtungsobjekt. Am Leichhardt River fand Klaatsch fossile Knochen des vorweltlichen Riesenbeuteltieres von ähnlicher Art, wie sie in Südaustralien am Eyresee und

am Darling entdeckt worden sind. Gemeinsam mit dem Missionar Hey aus Mapoon nahm Klaatsch die erwähnte Küste auf und berichtigte die Karten, die zum Teil noch auf Flinders' Rekognoszierung vor 100 Jahren beruhen. Später begab sich Klaatsch nach der Ostküste der Cape York-Halbinsel, wo er in der Umgegend der Missionsstation am Kap Bedford, nördlich von Cooktown, ein neues Forschungsfeld unter den Eingeborenen fand. Weiter südlich an der Küste Queenslands, am Burnett-River, erhielt Klaatsch einige schöne Exemplare des Lungenfisches (Ceratodus Forsteri) und auf der gegenüberliegenden Fraserinsel bisher unbekannte alte Steinwerkzeuge. Klaatsch meint, die Australier gehörten zu den ältesten Menschenrassen und bildeten trotz der Verschiedenheit der Sprachen oder Mundarten ein einheitliches Volk gemeinsamen Ursprungs (worüber ja wohl auch bisher kaum Zweifel bestanden); ihr Zusammenhang mit den Ureinwohnern der übrigen Erdteile sei sicher. Sie gehen auch im Norden dem Aussterben entgegen, besonders wo Rum und Opium ihnen zugänglich sind. Klaatsch lobt das Verfahren der Missionare, die die Schwarzen in ihren Lebensgewohnheiten nicht stören, sondern sie nur zur Arbeit im Interesse des eigenen Unterhaltes erziehen; er empfiehlt, den Eingeborenen die Yorkhalbinsel als Reservation einzuräumen. Klaatsch gedenkt noch ein weiteres Jahr in Australien zu bleiben.

— **Die englisch-französische Kommission zur Vermessung der Grenze zwischen Niger und Tsadsee** hat ihre Tätigkeit abgeschlossen. Über ihre Arbeiten ist einigemal im Globus berichtet worden (Bd. 86, S. 159 und Bd. 87, S. 44). Der Leiter der französischen Expedition, Kapitän Moll, begab sich bereits vor Abschluß des englisch-französischen Abkommens vom 8. April 1904 nach Hause, um seine Regierung zu unterrichten, und beauftragte mit dem Rest der Arbeiten den Kapitän **Tilho**, der dann im Februar d. J. ebenfalls zurückgekehrt ist. Einer Mitteilung Tilhos in „La Géographie", Bd. XI (1905), S. 226, ist folgendes über seine Tätigkeit zu entnehmen: Nachdem im Februar 1904 Moll den Rückweg nach Sinder eingeschlagen hatte, wollte Tilho den von Lenfant auf dem Tsadsee zurückgelassenen „Benoit-Garnier" dazu benutzen, um den Schnittpunkt des 14. Breitengrades mit dem Meridian 35 Minuten östlich von Kuka festzustellen, doch hinderte ihn das Fieber daran, und er wandte sich nach Mao in Kanem, wo ein französischer Posten besteht. Er bestimmte die Lage von Mao und Bir-Alali (Fort Pradié) und wollte sich dann mit dem „Benoit-Garnier" über den Tsad nach der Scharimündung begeben, um dort eine sichere Längenbestimmung auszuführen. Infolge des niedrigen Wasserstandes im See jedoch konnte die Schaluppe die Scharimündung nicht erreichen, und Tilho gab sein Vorhaben auf. Nach Erledigung einiger topographischer Arbeiten zog darauf Tilho über Sinder nach Sai zurück und verfolgte den Niger, stets astronomische Ortsbestimmungen ausführend, hinunter bis Bammako; schließlich begab er sich über Kayes nach Dakar. Als Ergebnis jener Ortsbestimmungen bezeichnet es Tilho, daß der Niger zwischen Timbuktu und Gaya (oberhalb Sai) auf den bisherigen Karten um 20 km zu weit östlich eingetragen ist. (Schon die Hourstsche Karte hatte den mittleren Niger gegen Barth erheblich nach Westen gerückt.)

— **de Mathuisieulx' dritte Reise in Tripolitanien.** Im vorigen Jahre hat der Franzose H. M. de Mathuisieulx eine dritte Reise in Tripolitanien ausgeführt. Zum Besuch der Cyrenaika, wo er archäologische Untersuchungen, und zu einem Vorstoß nach Ghat und Ghadames, wo er wirtschaftliche Studien vornehmen wollte, erhielt er nicht die Erlaubnis der türkischen Behörden; er mußte sich also darauf beschränken, seine früheren geographischen Forschungen in den Plateaus südlich von Tripolis zu erweitern. de Mathuisieulx zog von Khoms (Leptis Magna) das Uadi Temsiuan hinauf, kreuzte das Uadi Rhane, das das Tarhunaplateau von dem westlichen inneren Plateau trennt, begab sich dann nach Misda und verfolgte das ganze Uadi Sofedschin bis zu seinem Ursprung im Dschebel Nefusa, worauf er sich auf bekanntem Wege nach Tripolis zurückbegab. In „La Géographie", Bd. X, S. 363, finden sich über die Ergebnisse einige Mitteilungen nebst Karte in 1:1750000. de Mathuisieulx beschreibt zunächst das Tarhunaplateau, ein Zwischenglied zwischen dem inneren Plateau und dem Meere, das sich allmählich — von 400 bis 300 m mittlerer Höhe — nach Osten neigt, nach Norden aber steil abfällt. Die im Norden entspringenden kurzen Uadis führen etwas Wasser bis zum Meere, während die großen, im Süden des Plateaus ihren Ursprung nehmenden und nach Nordosten streichenden Uadis Temsiuan und Ukirre trocken sind. Das erstere ist das Uadi Lebda, das letztere das Uadi Kaan (Cynips) der Küste. Die ziemlich uniforme Oberfläche des Plateaus wird hier und da von scharfen vulkanischen Spitzen überragt, während an den Uadieinschnitten schwarze Flecke basaltischen Gesteins die weißen Kalkfelsen unterbrechen. Man sieht auf dem Plateau zahllose Spuren römischer Ansiedelungen und Ölpressen, heute produziert die dünngesäte und nomadische Araberbevölkerung etwas Halfa. Nur das administrative Zentrum Kasr Tarhuna hat feste Wohnungen, nämlich die der Beamten. Im äußersten Osten gibt es inmitten schöner Oliven- und Gerstenfelder noch einige feste Dörfer, wie Msellata und Hamut. Im Temsiuan und Ukirre begegnet man einigen armseligen Nomaden. Wohlhabender ist der Stamm der Uled Ferjanes am oberen Temsiuan, der Gerste baut und außer Kamelen auch Schafe und Ziegen besitzt. — Das breite obere Sofedschin zeigt ebenfalls Reste römischer Bauernhöfe und Befestigungen; heute gibt es dort nur einige Lager, wie Chdida, Uames und Ogla. Zur Zeit von de Mathuisieulx' Besuch ließen am Sofedschin einige Tuaregbanden sich sehen, die infolge der französischen Kriegszüge in der westlichen Sahara dorthin versprengt sein sollen. — Im übrigen enthält de Mathuisieulx' Bericht noch Angaben über die Bevölkerungszahl der Orte des Dschebel Gariana und von ganz Tripolis. Danach entfallen auf Tripolis 731590, auf Fessan 64190 Seelen. Die Zahl der Juden wird auf 16770 angegeben; davon kommen auf die Stadt Tripolis 12000.

— A. **Delebecque**, der bekannte französische Limnologe, veröffentlicht in den Compt. rend. des séances de l'acad. des sciences Paris, 28. Novb. 1904, einige Ergebnisse seiner zum Teil in Gemeinschaft mit dem Genfer Studenten E. Bourcat unternommenen **Untersuchungen der wichtigsten Seen des St. Gotthardstockes und der Grimsel.** Von den Gotthardseen erreicht der See von Lucendro eine Maximaltiefe von 36,2, der Ritomsee von 44,6 m. Letzterer wie der nur 18 m tiefe Cadagnosee zeichnen sich durch bemerkenswerte chemische Anomalien aus, ihr Tiefenwasser ist nämlich reich an schon durch den Geruch deutlich wahrnehmbarem Schwefelwasserstoff, der im Oberflächenwasser fehlt. Das Wasser des Ritomsees enthält in der Tiefe im Liter 2,406 g Gesamtrückstand (darunter 0,0174 H_2S), an der Oberfläche aber nur 0,140 g. Das Tiefenwasser ist auch nicht unerheblich wärmer (6,6°) als das Wasser in 10 m Tiefe (5,1°), während es an der Oberfläche zu 13,2° gemessen wurde. Die Ursache liegt darin, daß der See zwei verschiedenartige Speisungen besitzt; an der Oberfläche durch kleine Gießbäche, die aus kristallinischem Gestein kommen, in der Tiefe durch Quellen, welche Gipsschichten ausgelaugt haben, die in der Umgebung des Sees anstehen. Der Cadagnosee zeigt die thermische Anomalität nicht, weil wegen seiner geringeren Tiefe die Luft ihn gleichmäßig erwärmen kann. Das Waser des Grimselsees besitzt nur 0,0085 g Rückstand im Liter, ist also beinahe absolut rein. Der Ritom-, Cadagno- und Tomsee werden als Einsturzseen, der Oberalpsee als ein Moränensee, die übrigen Seen als echte Felsseen aufgefaßt, deren Becken durch Gletscher geschaffen wurden. **Halbfaß.**

— Über die **Verbreitung von Kurganen im Terekgebiet** macht P. A. **Wostrikoff** (Sammlung von Materialien zur Beschreibung der Örtlichkeiten und Volksstämme des Kaukasus, Bd. 33, Tiflis 1904, S. 102 bis 309) auf Grund eigener Studien ausführliche Mitteilungen. Es handelt sich dort teils um Kurgane, die zu Begräbniszwecken dienten und deren Inventar außer menschlichen Skeletten vor allem Pferdegerippe und allerhand Kriegsgerät aufweist, teils um solche, die von vornherein als Zufluchtsstätten und Brustwehre im Kriege bestimmt waren und u. a. auch Schatzfunde geliefert haben sollen. Einige der Kurgane in der Kosakenniederlassung Naurskaja (am linken Terekufer, 45° ö. L. und 43° bis 44° n. B.) sind an der Spitze kesselförmig ausgehöhlt, viele spitz kegelförmig, andere ganz flach. Ganz ausgebeutet sind nur die wenigsten, da die vor 30 bis 40 Jahren zuerst aufgenommenen Grabungen dort nicht systematisch fortgeführt wurden. Über die Namen der einzelnen Aufschüttungen (Resnikow, Knochenkurgan, Doppelkurgan usw.) sind keine bestimmten Erklärungen beigebracht. Auch die Zeit ihrer Errichtung ist nicht näher bestimmbar, es handelt sich aber wahrscheinlich um Denkmäler, die die ersten am Terek aufgetauchten Kosakenposten hinterlassen haben. Nach dem Glauben der heutigen Terekkosaken sollen die dortigen Kurgane noch jetzt viel Gold- und Silberschätze enthalten; nur die Furcht vor den darin hausenden Gespenstern hält die Leute von einer genaueren Durchsuchung der Kurgane ab. **R. W.**

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 21. BRAUNSCHWEIG. 8. Juni 1905.

Die Bainingsprache, eine zweite Papuasprache auf Neupommern.

Von P. W. Schmidt. S. V. D.

In Nr. 5 des 86. Bandes des „Globus“, S. 79 ff., machte ich aufmerksam auf die bedeutsame Tatsache, daß in der Sulkasprache eine Papuasprache auch auf Neupommern entdeckt sei. Ich schrieb damals: „ . . . es unterliegt keinem Zweifel, daß besonders der nach Neuguinea sich erstreckende westliche Teil von Neupommern noch mehr Papuasprachen in sich birgt.“ Ich erwartete damals nicht, daß schon so bald, und selbst in dem östlichsten Teile von Neupommern sich eine Papuasprache finden werde.

Nun bringt der VII. Jahrgang der „Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen in Berlin“ in seiner ersten Abteilung, S. 31 bis 85 eine Arbeit „Grundregeln des Baining“ aus der Feder des durch seine wertvollen sprachlichen und völkerkundlichen Arbeiten rühmlichst bekannten P. Matthäus Rascher, Missionars vom heil. Herzen Jesu, bei deren Durchsicht man wieder lebhaft empfindet, welchen bedeutenden Verlust auch die Wissenschaft durch den zu frühen Tod des Dahingeschiedenen erlitten hat. Unbestimmte Nachrichten über das Baining und seine eigentümliche Stellung waren schon früher nach Europa gelangt. Aber jetzt erst läßt sich ein bestimmtes Urteil über sie fällen, nachdem der äußerst reiche und komplizierte Organismus dieser schwierigen Sprache durch P. Rascher eine wirklich bewunderungswerte Darstellung gefunden hat. Es stellt sich nun heraus, daß auch das Baining ganz den Typus derjenigen Sprachen an sich trägt, die wir jetzt als Papuasprachen bezeichnen. Mit dem Blick des geübten Sprachforschers hat auch P. Rascher den Abstand dieser Sprache von sämtlichen melanesisch-polynesischen Sprachen erkannt, und er selbst zählt mehrere der wichtigsten Abweichungen auf. Abgeschlossen von der darauf bezüglichen Literatur hat er sich vielleicht nur darin geirrt, daß er zu glauben scheint, das Baining stehe unter den Südseesprachen überhaupt allein da, während es doch tatsächlich seinem ganzen Typus nach den Papuasprachen sich eingliedert.

Über das Gebiet des Bainingvolkes schreibt P. Rascher: „Der Bainingervolksstamm, der bislang nur dem Namen nach bekannt war, bewohnt die Gebirge im Innern der Gazellehalbinsel von Neupommern. Ob mit der Gazelle auch das Gebiet der Baininger aufhört und ob überhaupt die ganze Bergbevölkerung dieselbe Sprache spricht, ist noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Tatsache ist, daß der Bainingertypus im Innern der Gazelle vorherrscht und die Bergbewohner am Weberhafen bis hinunter zu den Vulkanen Vater und Sohn sich verstehen. Die Eingeborenen im Innern an der Nordostküste von Neupommern bis zum Powellfluß (Mävlu) in der Weiten Bucht, mit denen ich infolge ihrer Furcht und Wildheit nur für Augenblicke in Beziehung kommen konnte, schienen mir alle auch echte Baininger zu sein“ (siehe auch a. a. O., S. 33). P. Rascher legt dann noch dar, daß die Baininger die Urbevölkerung seien, die von den austronesischen Einwanderern in die Berge getrieben und in ein Hörigen- oder völliges Sklavenverhältnis gebracht wurde. „Die anthropologischen Merkmale des Bainingers sind: ein untersetzter, mittelgroßer Wuchs, ein etwas viereckiger Kopf, eine breite, platte Nase und häufig ein unförmlich dicker Bauch.“

Der Beweis für den papuanischen Charakter der Bainingsprache liegt schon in den folgenden Einzelheiten (vgl. dazu das über das Sulka Gesagte, Globus, a. a. O.):

1. Das Pronomen personale ist sowohl der Form wie der Konstruktion nach von dem austronesischen verschieden:

	Sing.	Dual	Plural
1. Pers.:	ṅoa, ṅu	un	ut
2. „	ṅi, ṅie	oan, uin	ṅen
3. „	ka, ki, ṅa	ien, iem	ta, ti, tu; ṅa; ṅet

Der Dual erscheint hier nicht vom Plural durch Hinzufügung des Zahlwortes für „zwei“ gebildet, wenn freilich eine Beziehung der Dualformen zu dem Zahlwort für „zwei“ wohl vorhanden zu sein scheint.

2. Das Possessivum ist die einfache Form des Pronomen personale, welches dem Substantivum, und zwar allen Substantiven (vgl. Nr. 3a) voransteht, entsprechend der Tatsache, daß beim Baining der Genitiv dem zu bestimmenden Wort vorangeht. P. Rascher läßt den Formen noch ein *a* vorangehen, so daß es den Anschein gewinnt, als sei das Possessivum doch auch hier, wie bei den austronesischen Sprachen durch Präfigierung gebildet; aber *a* ist nur der Artikel, der nicht zu dem Possessivum, sondern zu dem nachfolgenden Substantivum gehört. Eine derartige Vorsetzung des einfachen Pronomen personale, ohne Suffix, findet sich allerdings bei anderen Papuasprachen nicht, aber diese Vorsetzung vor alle Substantive auch bei keiner austronesischen Sprache.

3a. Beim Substantivum fehlt auch hier die Trennung in die zwei Klassen, Verwandtschafts- und Körperteilbezeichnungen einerseits, die anderen Substantiva anderseits. Die ersteren haben zwar die Possessivbezeichnung immer bei sich, aber in der Art und Weise desselben liegt kein Unterschied von derjenigen der letzteren vor.

3b. Es liegt deutlich grammatisches Geschlecht vor. Die Substantive zerfallen in drei Klassen: 1. Masculina, enthaltend männliche Personen und Tiere, aber auch gewisse Sachen, 2. Feminina, enthaltend weibliche Personen und Tiere und gewisse Sachen, 3. das Diminutiv- und Augmentativ-Geschlecht, in welches auch die Substantive der beiden ersten Klassen durch Anfügung gewisser Suffixe gebracht werden können. Das Geschlecht wird durch Suffixe ausgedrückt, aber bei den Masculina und Feminina nur im Singular, der Plural ist dort suffixlos: a chachracha der Baininger, a chachreichi die Bainingerin, a daga der Hund, a dagi die Hündin, a danini das Hündchen, a dulka (masc.) das Haus, a dulem der Felsen. Außerdem spielt hier, wie auch bei der Konkordanz, die Unterscheidung von Personen und vernunftlosen Wesen eine Rolle.

3c. Das Substantivum hat einen Numerus, und zwar einen Dual, der in allen drei Klassen durch Suffixe, einen Plural, der beim Masculinum und Femininum durch Wegfall der Suffixe, bei den Diminutiv- und Augmentativformen durch Wechsel der Suffixe bezeichnet wird.

3d. Der Genitiv steht dem zu bestimmenden Worte voran.

4. Das Adjectivum muß, wenn es nach dem Substantivum steht, in Konkordanz mit demselben in bezug auf Genus und Numerus gebracht werden. Diese Konkordanz gilt auch für die Demonstrativa, die Zahlwörter, den Genitiv in sehr komplizierter Weise und gibt der ganzen Sprache ihr besonderes Gepräge.

5. Zahlwörter scheinen hier allerdings auch für alle Formen der ersten Pentade vorhanden zu sein; doch vgl. die in einigen Gegenden gebräuchliche Form für „eins“ odo-ka, welche eine (masculine) Singularform ist, mit odo-chiem „zwei“ usw., welches die Dualform des gleichen Stammes odo darstellt.

6. Beim Verbum bleiben auch nach P. Raschers Darstellung noch manche Rätsel ungelöst; der Gesamteindruck ist ein von dem austronesischen Verbum durchaus verschiedener.

Der Reichtum und die Kompliziertheit der verschiedenen Bildungen macht die Sprache zum Erlernen für den praktischen Gebrauch äußerst schwierig, für den Sprachforscher freilich auch höchst interessant. Merkwürdig ist die Tatsache, das beim Masculinum und Femininum der Singular vom Plural gebildet zu werden scheint: a lba die Küstenbewohner, a lbacha der Küstenbewohner; a hul die Spaten, a huleichi der Spaten; diese Tatsache wird von gewisser Seite ganz gewiß wieder auch für gewisse Theorien herangezogen werden, aber ich mache darauf aufmerksam: „Hier liegen Fußangeln!“ Sehr interessant ist die Klasse der Diminutiva und Augmentativa: a choatka der Mann, a choarini der kleine Mann, a choarit der schlanke, lang gewachsene Mann, a choarem der untersetzte Mann; a muṅga der Baum, a muṅit die Stange, a muṅingl das Holzscheit, a muṅar ein großes Stück Holz; a dulka der Stein, a dulem der große Stein, Felsen, a duliṅgl ein Stück von einem Stein, a dules ein sehr großer Stein. Prinzipiell von Bedeutung ist es, daß diese Suffixe nicht bloß zur Bezeichnung der Nuancierungen eines und desselben Sustantivs, sondern auch zur Bildung ganz neuer selbständiger Wörter verwendet werden: a eleiṅga die Zehe, a eleiṅit das Bein, a eleiṅiṅgl der Fuß; a rika der Finger, a richit der Arm, a richiṅgl die Hand; a mki der Mund, a miṅgl die Lippe, der Schnabel.

Über so manches andere, gleichfalls Interessante möge man die ausgezeichnete Arbeit P. Raschers selbst nachsehen. Auch das Baining rechtfertigt wieder, was ich schon früher einmal von den Papuasprachen gesagt, daß der Reichtum und die Kompliziertheit ihrer Formen überhaupt, dazu die vielen individuellen Einzelzüge, die eine jede einzelne Sprache trotz des gemeinsamen Grundplanes im Aufbau wieder bringt, diese Sprachengruppe zu einer der schwierigsten, aber auch interessantesten für den Sprachforscher machen werden.

Da die Existenz von Papuasprachen innerhalb des austronesischen (melanesischen) Sprachgebietes jetzt für die Sprachforschung nicht mehr die Bedeutung einer Hypothese, sondern die einer durchaus feststehenden Tatsache hat, so wird auch Anthropologie und Ethnologie sie von jetzt an berücksichtigen und ihre Fragestellungen und Untersuchungen danach einrichten müssen.

Die Usambarabahn.

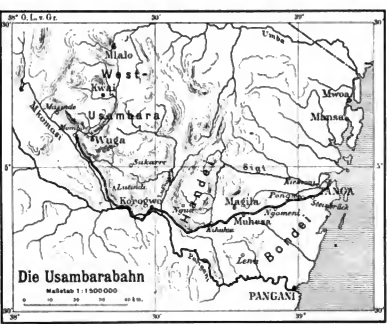
Mit einer Karte und fünf Abbildungen.

Seit einigen Wochen ist nunmehr der erste Schienenweg im Betriebe, der von der Küste des deutschen Schutzgebietes in Ostafrika in das Binnenland hineinführt und die Verbindung zwischen der breiten Verkehrstraße des Meeres und einer der gesundesten und ertragreichsten Landschaften der Kolonie herstellt. Es ist dies die von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft erbaute Bahn, die in erster Linie auf die Verbindung des Hafens von Tanga mit den fruchtbaren Gebieten Ostusambaras und seines hügeligen Vorlandes Bondei abzielt. Die Anregung zu deren Bau gaben die reichen Bodenschätze dieses Landstriches, die in Getreide, Sorghum, Mais, Reis, Kautschuk, Tabak, Bauholz und namentlich in Kaffee bestehen, zu denen sich noch Vieh und Elfenbein vom Kilimandjarogebirge gesellen.

Auf die günstigen Aussichten gestützt, welche die Ausbeutung dieser Produkte bot, wurde der Bahnbau im Jahre 1891 begonnen, und durch die Begründung der Usambara-Kaffeebaugesellschaft im Jahre 1893 erhielt er einen weiteren Impuls.

Unter vielen Mühen und Schwierigkeiten ward die neue Schienenstraße bis zum Jahre 1895 zu ihrer ersten Hauptstation, dem Dorfe Muhesa (44 km), geführt. Dann ging die Bahn, weil der erbauenden Gesellschaft die Mittel fehlten, im Jahre 1899 an das Deutsche Reich über und wurde von diesem bis zu der Ortschaft Korogwe (weitere 45 km) verlängert. Mit dem Jahre 1902 begann der Betrieb auf der Strecke Tanga-Korogwe (89 km), und damit war der Anschluß an die Plantagen von Ostusambara erreicht. Es wäre dies aber Stückwerk gewesen; denn nur wenn das fruchtbarere Westusambara in den Eisenbahnverkehr hineingezogen wurde, konnte von einer Rentabilität der neuen Linie die Rede sein. Einen Beweis dafür lieferten die auf der landwirtschaftlichen Versuchsstation Kwai und in den Anlagen der Trappisten, sowie der evangelischen Missionen der dortigen Gegend erzielten Resultate. Sie zeigten, daß dort eine europäische Landwirtschaft mit reichem Ertrage an Roggen, Erbsen, Kartoffeln, Gemüse betrieben werden kann, wenn man diesen Produkten einen sicheren Absatz verschafft, und wenn einerseits der Ansiedler und Pflanzer im Gebirge den Meeresstrand und andererseits der Kaufmann und Agent in Tanga das Hinterland, ohne der Malaria in der Küstenzone ausgesetzt zu sein, in einem Tage zu erreichen vermag.

Daß Tanga der gegebene Ausgangspunkt der Bahn nach Usambara sein mußte, lag nicht nur darin, daß es ein fruchtbares Hinterland besitzt, sondern auch in dem Umstande, daß von hier aus alte Handelsstraßen zum Kilimandjaro und in die Massaisteppe führen. Auch ist Tanga die erste Station der von Europa kommenden Dampfer; hier befinden sich die Etablissements der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, der evangelischen Mission, der Deutsch-Ostafrikanischen Seehandlung, der Usambara-Gesellschaft usw. Infolge des Bahnbaues erfuhren die Hafenanlagen von Tanga sogleich eine wesentliche Verbesserung. Im Anschluß an den den Osten der Stadt in weitem Bogen umziehenden Eisenbahnstrang wurde auf eingerammten Eisenpfählen eine eiserne Landebrücke errichtet, auf der ein Schienengeleise ruht. Die Brücke geht von einem langen gemauerten Steindamm aus und reicht so weit in die See hinein, daß selbst bei größter Ebbe die Leichterfahrzeuge unmittelbar an ihr anlegen können. Tanga ist der große Ausfuhrplatz für den Norden der Kolonie bis zum Victoriasee hin. Dazu kommt, daß es von allen Städten des Schutzgebietes Europa am nächsten liegt und in 16 bis 18 Tagen von da zu erreichen ist. Handelspolitisch ist dieser Platz von den Plantagen seines Hinterlandes und auch von der Besiedelung der produktiven Bergdistrikte des Nordens des Schutzgebietes abhängig.



Die Schienenstraße zieht vom Meere aus durch flaches, leicht ansteigendes offenes Gelände nach den fruchtbaren Gegenden von Bondei, wo das Terrain hügelreicher wird, und wo der Boden mit Getreide bestellt ist. Bei der Station Muhesa führt die Bahn an sanften Berghängen über den Myussibach und den Luengerastrom und erreicht dann, in einer Höhe von 300 m, die Station Korogwe und damit den Panganifluß. Jenseits Korogwe, das der Schlüssel zu den Plantagen von Usambara ist, beschreibt die neue Ende März in Betrieb genommene Bahnstrecke einen starken Bogen und beginnt alsbald in nordwestlicher Richtung, dann in rein nördlicher Richtung zu verlaufen. In ihrem Schlußglied verfolgt sie, nachdem sie den Luengera überschritten hat, den Pangani bis zur Einmündung des Mkomasi, sie windet sich dann in einem Einschnitt, in welchem sie rechts der Fluß begleitet, links die Berge von Westusambara bis 1750 m aufsteigen, nach Westen hin. Kurz vor der Endstation Mombo, die am rechten Ufer des Kwasindo gelegen ist, fällt dieser in den Mkomasi. Hier endet die Bahn Mombo gegenüber am Ufer des Kwasindo. Einstweilen bleibt Mombo Endstation. Der kleine, aus kaum 100 Hütten bestehende Ort, der in bezug auf Bauart und Anordnung seiner Häuser einen viel ausgeprägteren Charakter trägt als die anderen Dörfer an der Bahn, wird voraussichtlich bald größere Ausdehnung gewinnen. Dank dem Wasserreichtum, den der Mombobach und der Kwasindo ihm spenden, ist das kleine Dorf bereits der Mittelpunkt einer reichen Plantagenkultur geworden.

Das Terrain, durch das die Usambarabahn zieht, ist infolge seiner hügeligen Beschaffenheit und der zahlreichen Wälder so wenig übersichtlich, daß eine Orientierung sehr schwer wird. Für diese wählte man den Karawanenweg, der von Tanga nach dem Kilimandjaro führt; er bildete die Basis für die innezuhaltende Bahnlinie. Große Not hatten die Bauleiter mit den Arbeitern, die im Tagelohn standen; denn diese sind gar nicht fähig, ohne daß man sie fortwährend antreibt, zu arbeiten. Auch denkt der Schwarze gar nicht daran, seine Mitarbeiter durch größeren Eifer zu überflügeln, sondern legt sich in den Schatten, sobald sich der weiße Aufseher auch nur auf kurze Zeit von der Arbeitsstelle entfernt. Die meisten der schwarzen Arbeiter wurden aus dem dicht bevölkerten Gebiet der großen afrikanischen Seen entnommen; ein Teil von diesen, meist den Wanjamwesi und den Wassukumastämmen angehörend, hat sich längs der Bahn angesiedelt und treibt dort Ackerbau.

Der Bau der neuen Strecke ist, mit einigen Abweichungen, nach der Art des älteren Teiles derselben angeordnet. Das Schienengeleise ruht ganz auf eisernen Schwellen, da die früher angewendeten hölzernen von den Ameisen zerfressen wurden. Auf die Anlage der Böschungen hat man besondere Sorgfalt verwendet und sie mit Bermudagras angesät, so daß Abspülungen durch Regengüsse vermieden werden. Ein Bauwerk, dessen Herstellung, Transport und Aufrichtung große Mühe verursachte, war die große Brücke über den Pangani. Sie ruht auf zwei gemauerten Unterpfeilern, an die sich nach beiden Seiten hin der Eisenbahndamm anschließt, und überspannt in Gestalt eines kastenförmigen Eisenbaues den Fluß in einer Weite von 40 m. Mit großen Schwierigkeiten war das Reinigen des Bahnterrains vor Inangriffnahme der Erdarbeiten und das Niederlegen der Bäume des Urwaldes verknüpft, weil die Stämme von ungewöhnlicher Härte sind und große Arbeitermassen erfordern.

Über den Nutzen, den die Tangabahn nach ihrer Vollendung in wirtschaftlicher Beziehung bieten wird, sind alle Kenner des Landes einig. Mit ihrer Inbetriebnahme wird den deutschen Ansiedlern die Möglichkeit gegeben sein, die Erfolge ihres Fleißes, die Erzeugnisse dieses reichen Bodens und die Reichtümer, die noch in jenen dem Kilimandjaro vorgelagerten Landschaften schlummern, nutzbringend zur Küste und zu Markte bringen zu können. Zu diesen letzteren wird dann die Verwertung eines bisher noch nicht genutzten Naturproduktes hinzutreten, mit dem der Boden dort überreich ausgestaltet ist. Es sind dies die Zedernwälder, die auf einen Wert von 27 Millionen Mark geschätzt werden. In zahlreichen Wasserfällen sind dazu Naturkräfte ge-



Abb. 1. **Gelände an der Bahnstrecke.**



Abb. 2. **Stromschnellen im Pangani vor Ngombesi.**
(Zwischen Korogwe und Maurui.)



Abb. 3. **Stromschnellen des Pangani bei Maurui.**
(Unterhalb der Mkomasimündung.)



Abb. 4. **Dorf Mombo, Endpunkt der Usambarabahn.**

geben, die ebenfalls der Ausnutzung harren. Der Bahnbetrieb wird ebenso die Möglichkeit der Viehzucht in dem dafür geeigneten Westusambara gewähren und damit deren Unternehmer in den Stand setzen, Tanga, Sansibar und die großen Seedampfer mit frischem Fleische zu versorgen. Endlich wird die neue Verkehrsarterie einen bequemen Zugangsweg zu dem in klimatischer Beziehung so gesundem Hochlande von Westusambara bilden, wo erkrankte Beamte und Privatleute Genesung und Erholung finden.

Dagegen wird eine Fortführung der Usambarabahn über Mombo hinaus erst dann möglich sein, wenn das Gebiet bis zum Kilimandjaro und dieses Gebirge selbst nicht mehr so sehr wie gegenwärtig dem Betriebe von Bodenkulturen Schwierigkeiten entgegensetzen. Für eine europäische Besiedelung des Kilimandjaro bleibt, nach dem Ausspruch eines der besten Kenner des Landes, Professor Hans Meyer, nur die auch schon von den Negern am dichtesten bewohnte Süd- und Südwestseite des Gebirges zwischen 1400 und 1900 m Höhe, mit genügender Bewässerung und gutem Klima. Aber über die Erhaltung ihrer Existenz würden es auch hier die weißen Ansiedler nicht hinaus bringen. Wenn daher einmal eine Bahn zum Kilimandjaro geführt werden sollte, so werden entweder die Produkte die den Bahnbaukosten entsprechenden hohen Transportkosten schwer tragen können, weil die Entfernung bis zur Meeresküste zu groß für den Wert der meisten dieser Produkte ist, oder die Bahn selbst wird bei entsprechender Herabsetzung ihrer Frachtsätze kaum bestehen können, weil das Produktionsgebiet zu klein, die Frachtmenge für den Bahnbetrieb daher zu gering ist.

Der genannte Kenner des Landes knüpft daher an die günstigen Aussichten, die sich für die wirtschaftliche Entwickelung des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes infolge der Eröffnung der Usambarabahn ergeben, die Mahnung, stets daran zu denken, daß derjenige Teil des Schutzgebietes, wo dem weißen Einwanderer ein sicheres wirtschaftliches Fortkommen wegen der Möglichkeit des Verkehres mit der Küste gewährleistet werden kann, ein räumlich sehr beschränkter ist.

Was schließlich die Baukosten der neuen Bahnlinie betrifft, so entfällt der größere Teil davon auf die Strecke von Tanga nach Korogwe. Hier mußte das Geleise durchweg in Steinschlagschotter gelegt werden. Dazu kamen recht erhebliche Geländeschwierigkeiten. Es waren etwa 900000 cbm Erdboden zu bewegen, und zahlreiche kleine Brücken und Überführungen, sowie einige Bachkorrekturen verursachten große Ausgaben, so daß sich die Gesamtkosten der 89 km langen Strecke Tanga-Korogwe auf etwas über $7^1/_2$ Millionen Mark stellen. — Dagegen war der Bau des Schlußgliedes Korogwe — Mombo (44 km) auf etwa 3 Millionen veranschlagt, weil die Verhältnisse hier einfacher liegen.

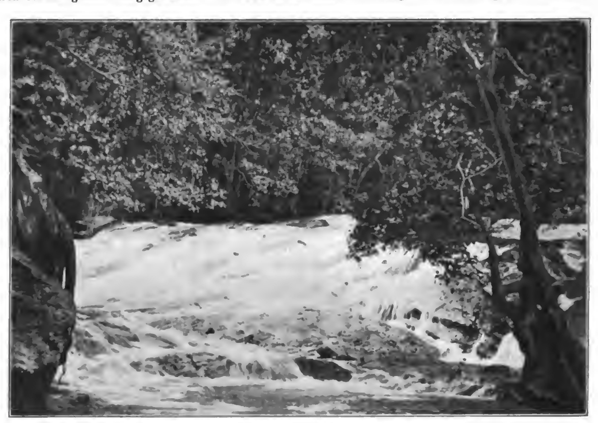


Abb. 5. **Am Mombobach.**

Möge nun die neue Bahn den in sie gesetzten Erwartungen entsprechen und dem Schutzgebiete ein Kulturfaktor werden, welcher die wirtschaftliche Entwickelung desselben in einer gesunden und lebenskräftigen Richtung fördert! V. v. St.

Deutsch-Samoa im Jahre 1904.

Von H. Seidel. Berlin.

Durch die Aufteilung der Samoagruppe zwischen Deutschland und Nordamerika sind für die schönen Inseln und ihre Bewohner endlich ruhigere Zeiten mit geordneten Verhältnissen und gedeihlicher Entwickelung angebrochen. Seit der Hissung unserer Flagge am 1. März 1900 ist es weder auf Upolu noch auf Sawaii zu blutigen Zwisten oder bewaffnetem Widerstande gegen das deutsche Regiment gekommen. Allerdings hat Gouverneur Dr. Solf bei Behandlung der großsprecherischen und in den Jahren der Wirrnis stark verwöhnten Häuptlinge ein seltenes diplomatisches Geschick bewiesen, dem wir zunächst alle Erfolge verdanken. Erst ganz allmählich kehrte er den Gebieter heraus, wies den etwas hochtrabenden Mataafa in seine Schranken zurück und ließ für die Eingeborenen als Rest der alten Selbstherrlichkeit eine gewisse Selbstverwaltung bestehen, deren Grenzen allmählich enger gezogen werden. Als Entgelt mußte aber, um die Kosten zu decken, eine Steuer entrichtet werden, die trotz der früheren Abneigung gegen solche Leistungen bisher stets regelmäßig eingegangen ist und schon 1903 eine Umwandlung bzw. Erhöhung vertragen hat. Außer der ursprünglichen Kopfsteuer von vier Mark für jeden erwachsenen männlichen Samoaner wurde noch eine Besteuerung der Familienhäupter oder „Matai" von je zwölf Mark verfügt, die ein Ansteigen des Ertrages von 47000 M. auf 70000 M. nach sich zog.

Am 27. Januar 1901, also zur ersten Geburtstagsfeier Kaiser Wilhelms II. in Deutsch-Samoa, trat ferner die Ablieferung der Schußwaffen nebst Munition in Kraft und fand bei der klüglich gewählten Form allgemeines Entgegenkommen. Auch eine Volkszählung wurde ins Werk gesetzt, die der Gouverneur zwecks näherer Kontrolle schon nach Jahresfrist wiederholen ließ. Die Eingeborenen unseres Anteils beliefen sich danach auf 32600 Seelen, wobei sich für Upolu, Manono und Apolima eine geringfügige Zunahme, für Sawaii dagegen eine Abnahme von etwa 200 Personen im Vergleich zur ersten Aufnahme herausstellte. Für das Jahr 1905 ist eine neue Statistik vorgesehen, mit der zugleich eine dauernde Überwachung der Zu- oder Abnahme der Bevölkerung eingerichtet werden soll. Zu den reinblütigen Weißen rechnen heute rund 400 Personen; dazu kommen noch die aus gesetzmäßigen Ehen mit farbigen Frauen stammenden Mischlinge, die gegenwärtig 330 und darüber betragen.

Aus sanitären Gründen haben sich die Samoaner sehr bald der Schutzpockenimpfung unterwerfen müssen. Im letzten Berichtsjahre sind allein über 4600 Vaccinationen hinzugekommen, und die Regierung scheint die Impfung, ebenso wie es im amerikanischen Anteile bereits geschehen ist, obligatorisch machen zu wollen. Leprakranke sind nach dem Ableben der behafteten Personen vorläufig in der Kolonie nicht mehr vorhanden. Von der Pest, die in Australien wütete, und von den auf Fidschi grassierenden Masern sind wir, dank sicherer Absperrung, glücklich verschont geblieben. Um den Verkehr der Samoaner nach Tutuila, Tonga, Fidschi und anderen Außenplätzen zu überwachen, wurde für derartige Reisen ein Paßzwang angeordnet, der zugleich eine neue Einnahmequelle für das Gouvernement bedeutet und daher im Etat für 1905 mit 3000 M. eingesetzt ist.

Die finanzielle Lage der Kolonie läßt sich aus nachstehenden Zahlen erkennen. Schon 1904 waren die Selbsteinnahmen der Inseln aus Steuern, Zöllen und sonstigen Abgaben und Gebühren auf 350550 M. veranschlagt. In Wirklichkeit ergab sich jedoch auf allen Positionen ein merkliches Plus, weshalb der neue Etat auf eine Selbsteinnahme von 394210 M. rechnet. Dementsprechend konnte auch der Reichszuschuß etwas erniedrigt werden, nämlich von 235450 M. auf 222150 M., so daß für Samoa im ganzen 616360 M. zur Verausgabung bereit stehen. Falls nicht unvorhergesehene Ereignisse eintreten, dürfte die Summe dem Bedarf ungefähr entsprechen. Kommen aber, wie in den Vorjahren, bedeutende Wasserschäden vor, so werden Nachforderungen nötig, die beide Male eine ziemliche Höhe erreichten. Es wäre, so dünkt uns, daher besser, gleich beim Entwurf des Etats auf diese Möglichkeit tunlichst Bedacht zu nehmen, den Reichszuschuß also ein wenig zu erhöhen und ihn auf 300000 M. zu bemessen.

Der Handel Samoas hat sich für 1903 um eine Viertelmillion Mark verringert. Allein der Rückgang, der sich nur auf die Ausfuhr erstreckt, ist nicht durch ein Nachlassen der Produktion zu erklären, sondern beruht lediglich auf einem Sinken der Koprapreise. Die Tonne Kopra, die 1902 noch 220 bis 260 M. frei an Bord in Apia erzielte, wurde 1903 nicht über 180 bis 220 M. bezahlt. Die Eingeborenen erhielten von August 1903 bis April 1904 nur 5 Pf. pro Pfund statt der früheren 6 Pf. und der 8 und 9 Pf. aus 1902 und 1901. Trotz des steigenden Exports, der sich von 6955 Tonnen auf 7614 Tonnen hob, fiel der Geldwert von 1670000 M. auf 1370000 M. Der gesamte Export erzielte nur 1384500 M. gegen 1692000 M. im Jahre vorher. Der Import zeigte 1903 aber einen Zuwachs von 78294 M., so daß er mit 2681000 M. abschnitt. Der Totalhandel belief sich demnach für 1902 auf 4294960 M. und für 1903 auf 4065910 M., ergab also im letzteren Jahre ein Minus von 229050 M.

Neben der Kokoskultur steht neuerdings die Kakaozucht im Vordergrunde des Interesses. Außer drei großen Gesellschaften widmen sich zahlreiche mittlere und kleinere Pflanzer dem Anbau der gewinnversprechenden Nutzpflanze. Auch die Samoaner selber befassen sich in gesteigertem Maße mit diesem Produktionszweige, der ihnen bei ernsthaftem Beginnen und sachgemäßer Aufbereitung der Ernten allmählich zur lohnenden Erwerbsquelle werden muß. Leider dürfen wir nicht verschweigen, daß es unter den Pflanzern nicht ohne Mißhelligkeiten und Streit abgegangen ist. Die Presse draußen und daheim hat manche unliebsamen Bilder gezeigt, die uns Parteiungen und böse Feindschaft enthüllten, selbst gegen den Gouverneur, der doch redlich bemüht war, überall zum Besten zu wirken. Auf die Eingeborenen mußte der deutsche Zank den ungünstigsten Eindruck machen; es wurde sogar in gewissen Kreisen von Aufstandsgelüsten gefabelt, die sich indes beim pünktlichen Eingang der Steuern sehr bald als erfunden erwiesen. Da gleichzeitig der Leiter der Hetzpartei wegen mannigfacher Missetaten zu einer empfindlichen Gefängnisstrafe verurteilt wurde und dann Samoa verließ, so beruhigten sich die Gemüter allmählich, und die langentbehrte Einigkeit kehrte zurück.

Die hauptsächlich auf Samoa begüterte und arbeitende „Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee" konnte für 1903, wie schon im Jahre zuvor, eine Dividende von

12 Proz. verteilen und war außerdem in der Lage, ganz erhebliche Abschreibungen vorzunehmen und ihre Reserven zu verstärken. Dabei ist eine Verwertung des großen Landbesitzes vorläufig noch nicht eingetreten. Auch die Arbeiterfrage macht Schwierigkeiten, da die Anwerbung durch die immer stärker werdende Konkurrenz beeinträchtigt wird. Die Samoaner selbst bringen anstrengender und geregelter Tätigkeit nach wie vor wenig Neigung entgegen. Einzelne Pflanzer melden zwar von erfreulichen Anläufen zur Besserung; aber das genügt bei weitem nicht, um den Bedarf zu decken. Die „Deutsche Samoagesellschaft" hat es daher 1903 mit der Chineseneinfuhr versucht, und zwar nicht bloß für eigene Zwecke, sondern auch für andere Unternehmer, denen die Kulis im Geschäftswege überlassen wurden. Diese Praxis hat sich indes schon wieder geändert, zumal sich gegen den Import der Gelbhäute von vornherein zahlreiche Stimmen erhoben. Um das Eindringen der Chinesen in Handel und Gewerbe zu verhüten, sind ihnen Zuwanderung und Niederlassung, sowie Pacht von Land und Betrieb eines Handwerks nur mit Erlaubnis des Gouverneurs gestattet. Selbständiger Bodenerwerb durch einen Chinesen ist dagegen überhaupt verboten, ebenso die Eröffnung eines Geschäfts oder einer sonstigen Handelsfirma.

Von neueren Gesellschaftsgründungen erwähnen wir nur die „Safata-Samoagesellschaft" und die „Samoa-Kautschuk-Kompagnie", beide mit dem Verwaltungssitze in Berlin. Letztere will ihre Tätigkeit bei Saluafata auf gepachtetem Lande beginnen und scheint mit aller Vorsicht und Solidität ans Werk zu gehen. Aus einer Notiz des „Prospekts" muß man indes schließen, daß auch hier mit „der Anwerbung und dem Transport von chinesischen Kulis" gerechnet wird, und das dürfte doch zu Bedenken Anlaß geben.

An öffentlichen Arbeiten sind zunächst mehrere Straßen- und Brückenbauten zu nennen. Außerdem hatte das Gouvernement genug zu tun, um die durch das Unwetter im Februar 1903 entstandenen Schäden beseitigen zu lassen. Der Kosten wegen konnte manches erst im folgenden Jahre, also 1904, zu Ende gebracht werden. Die beiden Leuchtfeuer im Hafen von Apia erhielten eine Einrichtung für Acetylengas. Die Anlegestelle beim Zollamt, welche zeitweilig stark an Versandung litt, wurde öfter ausgebaggert. Für den Stadtbezirk Apia trat mit dem 1. August 1903 die deutsche Grundbuchordnung in Kraft, verbunden mit einem umfassenden Vermessungswesen, das zu einer trigonometrischen Aufnahme — zunächst der Insel Upolu — führen soll. Durch die Zuwendung des Rentiers Kunst in Hamburg kam das Gouvernement in den Besitz eines geräumigen, mit voller Ausrüstung versehenen Europäerhospitals. Die bisher aus privaten Mitteln unterhaltene deutsche Schule wurde zur Regierungsanstalt erhoben und zählt nunmehr fünf Klassen mit drei deutschen Lehrkräften und einer samoanischen Helferin, dem Fräulein Telesa, die das Ordinariat der untersten Klasse verwaltet. Die Schülerzahl beläuft sich durchschnittlich auf 50, politisch fast sämtlich Reichsuntertanen, aber keineswegs alle von reiner Farbe, da die meisten Halbweiße sind, also aus legalen Ehen mit eingeborenen Frauen stammen.

Von den Missionen ist außer den beiden englischen Gesellschaften noch die Mormonenmission zu erwähnen, die sich ebenfalls auf den Inseln niedergelassen hat. Die Engländer nahmen während der ersten Zeit des Hereroaufstandes eine äußerst zweideutige Haltung ein und verbreiteten in ihren samoanischen Organen sehr abfällige Meldungen über den Stand des Feldzuges, die unser Ansehen notwendig gefährden mußten. Es ist daher zu bedauern, daß die Regierung die Gelegenheit nicht benutzt hat, um die lästigen Fremden samt und sonders aus der Kolonie zu entfernen und das Geld, das sie in Menge aus dem Lande ziehen, den Eingeborenen zu erhalten. Die katholische Mission hat auf ihrem Terrain bereits 160 Acker mit Kakao, Kaffee, Vanille und weiteren Kulturpflanzen angebaut und erteilt dabei zugleich „landwirtschaftlichen Anschauungsunterricht" an ihre Zöglinge. Hier wird also etwas Nützliches geschafft!

Über das 1902 im Auftrage der „Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen" errichtete Observatorium ist bereits im „Globus" geschrieben worden. Die Beobachtungen erstrecken sich auf alle seismischen, magnetischen und meteorologischen Erscheinungen und haben ferner durch Aufstellung eines Pegels auch die Gezeitenverhältnisse und sonstige thalassische Vorgänge in ihren Arbeitskreis einbezogen. Eine Besichtigung des 1903 auf Sawaii ausgebrochenen Vulkans durch den Assistenten des Observatoriums ergab, daß dem Krater nur noch heiße, schweflige Dämpfe entströmten, aber nicht mehr feste oder flüssige Massen. Die Beunruhigung der Bewohner hat damit aufgehört, und sie gehen wieder voll Zuversicht ihren Tagesgeschäften nach.

Leider muß in dieser Rundschau noch einer unliebsamen Angelegenheit gedacht werden, das ist nämlich die „Entschädigung" der durch das Bombardement und andere kriegerische Aktionen der Engländer und Amerikaner um Hab und Gut gebrachten deutschen Kolonisten. Nach dem Schiedsspruch des Königs von Schweden, unterzeichnet am 14. Oktober 1902, sind die genannten Mächte zur Zahlung verpflichtet worden. Aber noch immer harren die Betroffenen auf das Geld, das trotz einer ernstlichen Mahnung, die im November 1903 nach London ergangen sein soll, hartnäckig zurückgehalten wird. Jetzt haben sich unsere Landsleute, des Wartens müde, am 28. Dezember 1904 mit einer Petition an den Reichstag gewandt und um endliche Regelung ihrer Ansprüche gebeten. In dem Schriftstück heißt es unter anderem: „Es handelt sich hier nicht nur um den Ersatz von zerstörtem, gestohlenem und vernichtetem Eigentum, sondern auch um die Entschädigung von Reichsangehörigen, die von seiten der fremden Schiffskommandanten Monate hindurch der Freiheit beraubt waren. Der größte Teil der Ansiedler verlor durch den ungerechten Krieg die Früchte seines jahrelangen Fleißes. Noch heute wohnen Familien in Häusern, deren Einrichtung jeder Beschreibung spottet, da mehrere unter uns nicht in der Lage sind, sich neues Mobiliar anzuschaffen. Verschiedene hat der Tod hinweggerafft; ein anderer Teil mußte seine zweite Heimat verlassen, um in fremden Ländern eine neue Existenz zu suchen!"

Wie der Staatssekretär v. Richthofen am 29. März d. J. in der Petitionskommission des Reichstages mitteilen konnte, wird diese unliebsame Angelegenheit nunmehr nach sechsjährigem Hoffen und Harren endlich zum Abschluß gelangen. Allein statt der 112000 Doll., auf welche sämtliche Schäden berechnet waren, will man in London und Washington zusammen nur 40000 Doll. herausrücken. Das Schmerzensgeld für die widerrechtlich auf den fremden Kriegsschiffen gefangen gehaltenen Deutschen fällt ganz fort, ebenso ein Ersatz für die von den Samoanern während der Beschießung verübten Räubereien, und unsere Landsleute müssen sehen, sich mit der tröstlichen Zusicherung zu begnügen, daß die Engländer und Amerikaner eben nicht Lust hatten, mehr zu geben!

Völkerbilder aus Kamerun.

Von Hauptmann a. D. Hutter.

(Schluß.)

Mußgu; Batta. Nach Barth und Nachtigal zwar mit den Makari verwandt, zeigt das weitverbreitete menschenreiche Volk der Mußgu doch so viele wesentliche Unterschiede, die nicht allein durch die Religionsverschiedenheit — die Mußgu sind mit wenig Ausnahmen Heiden — begründet sind, daß sie füglich als eigener Stamm betrachtet werden müssen. Die Sprache, obwohl den unter der Bezeichnung Logongruppe zusammengefaßten zugehörig, weist manche grundsätzliche Eigenarten auf: so ist sie unter anderen „an wunderlichen Zisch-, Hauch- und Kehllauten reich"; und auch anthropologisch unterscheiden sie sich — meist nicht zu ihrem Vorteil — nicht unwesentlich. Die Stirne ist zwar hoch und nicht fliehend wie beim Bautuneger, auch die Gesichtslinie gerade; aber die buschigen Augenbrauen, weit offenen Nasenlöcher, stark aufgeworfenen Lippen, hohen Backenknochen und ihr grobes, struppiges Haar geben ihnen (nach Barth) ein sehr wildes Aussehen. Besonders häßlich fand dieser Forscher die Gestaltung der Beine mit den nach innen gebogenen Knieknochen und die schmutzig-schwarze Farbe. Bartwuchs ist häufig. Geistig sollen sie ausgezeichnet veranlagt und einer höheren Kulturentwickelung wohl fähig sein. Charakteristisch für sie ist ihre politische Zersplitterung. Jede Gemeinde bildet einen eigenen schroff gegen die Nachbarn abgegrenzten Bezirk, der oft so wenig Verkehr mit seinem nächsten Stammesgenossen hat, daß z. B. von dem großen Sklavenraubzug der Kanuri, gelegentlich dessen Barth das Mußguland kennen lernte, der dem überfallenen Gau zunächst liegende noch gar keine Ahnung der drohenden Gefahr hatte. Ja, sogar von gegenseitigem Verrat an ihren Erzfeinden, den sklavenfangenden Bornuleuten und Fulbe, berichtet der Forscher. In dieser politischen Zerrissenheit nicht nur, sondern auch in manchen anderen kulturellen Momenten, so insbesondere der bedeutenden Rolle, die die Verstorbenen in ihren religiösen Vorstellungen einnehmen, der daraus folgenden sorgfältigen Totenbestattung, der Sauberkeit, Solidität und dem inneren Komfort sowie Anlage ihrer Wohnungen und Siedelungen (meist kleine Weiler) u. a. m., ähneln die Mußgu manchen Fanstämmen. Typisch sind: einmal das Baumaterial der die einzelnen Gehöfte umgebenden Einfassung, nämlich Lehm (vielleicht mag da ein Einfluß ihrer ja so außerordentlich solid bauenden Nachbarn, der Makari, mit hereinspielen), die runde Grundrißform des Hofes, dann die künstlichen kleinen Teiche, die sich in der Mitte fast jeder Siedelung finden, die gleichfalls von Menschenhand an den einzelnen Behausungen gezogenen, sie freundlich umrankenden Schlingpflanzen und endlich der (für zentralafrikanische Verhältnisse gerade einzig dastehend) sorgfältig betriebene Landbau: nicht nur daß Schattenbäume auf den Feldern gepflanzt sind und breite, wohlgetretene Pfade, von dichten Zäunen begrenzt, die Felder in allen Richtungen durchziehen, sogar Dünger wird in regelmäßigen Entfernungen auf die Äcker getragen.

Mit diesen nicht geringe Kulturhöhe dokumentierenden Tatsachen kontrastiert die Natureinfalt ihrer Sitten, namentlich auf sexuellem Gebiet: Öffentlichkeit der Kohabitation ist allgemein. Dementsprechend ist die Bekleidung — wie bei allen heidnischen Naturvölkern in Afrika — sehr primitiv und lediglich Schmuck. Eigentümlich ist diesem Volk bei den Männern ein kleines künstliches Horn auf dem Kopfe, den Weibern die sehr verunstaltende Gepflogenheit, in Ober- und Unterlippe große rundliche Platten aus Metall oder Knochen einzufügen. „Am merkwürdigsten," berichtet Barth, „ist bei diesen Leuten die Art, wie sie sich zu Pferde halten: absichtlich machen sie eine breite offene Wunde auf dem Rücken ihrer kleinen stämmigen Pferde, um festzusitzen; und wenn sie schnell reiten wollen, ritzen sie sogar noch ihre Beine auf der einen Seite auf, damit sie durch das herabrieselnde Blut an den Seiten ihrer Pferde festkleben; denn sie entbehren alles, Sattel, Bügel und Zaum, und haben nichts als eine Halfter." Die Mußgu sind ferner eines der wenigen Völker im mittleren Sudan, die die uralte Waffe des Wurfeisens noch führen, daneben allerdings auch schon die Lanze. Altertümlich ist auch noch ihre Schwurform: bei einer Hand voll Erde des heimischen Bodens (auch bei den Alten war vielfach diese Symbolik gebräuchlich).

Diese hier als die hauptsächlichsten charakteristischen Eigenarten der Mußgu angeführten Momente finden sich natürlich nur da, wo das Volk stammweise geschlossen sitzt, also in erster Linie im eigentlichen Mußgugebiet am mittleren Logon und westlich davon. Die Mußgu sind aber ein außerordentlich menschenreiches und weit verbreitetes Volk. So bilden sie (vgl. Aufsatz „Völkergruppierung usw.") einen guten Teil der Bevölkerung von Mandara, und auch das Volk der Marghi ist unzweifelhaft damit verwandt. In Mandara sind die in dem gebirgigen Teil dieser Landschaft hausenden heidnischen Stämme wohl alle Mußgu und die einzelnen Vertreter derselben, die Passarge auf seinem Marsche nach Marua zu Gesicht bekam, zeigten geradezu anthropologische (Rohlfs erwähnt speziell unter anderem die hohe Stirne) und kulturelle Gleichheit (Reitweise, Bewaffnung, Tracht usw.) mit den eben geschilderten Bewohnern des eigentlichen Mußgulandes*).

Sprachlich und anthropologisch den Mußgu verwandt und ihnen auch in einzelnen kulturellen Momenten wenigstens ähnelnd ist nach Barth der volkreiche starke Adamauastamm der Batta (und vielleicht noch der eine oder andere dieses Landes?), so daß am Ende dem nach der Angabe Oppenheims (vgl. Aufsatz „Völkergruppierung" S. 3, Anm.) gebräuchlichen Sammelbegriff „Mußgu" möglicherweise eine tiefere, ethnographische Wahrheit zu Grunde liegt. Es macht sich eben, je weiter man vom Südrand der Sahara sich gegen den Sudan zu entfernt, immer mehr die ethnographische Tatsache fühlbar, daß um so mehr ein einheitlicherer Typus, eben der „Neger"-typus, in jeder Richtung hervortritt. Das gilt aber natürlich nur für die heidnischen Negervölker.

Marghi. Mit den Mußgu und Batta verwandt, im Norden von Kanurielementen durchsetzt, im Süden von den langsam, aber stetig Raum gewinnenden Fulbe gedrängt, hat sich dieses Volk, wie es scheint, noch immerhin eine

*) Bei dieser Gelegenheit möchte ich einer geographisch-sprachlichen Unrichtigkeit Erwähnung tun, die aber nun einmal ihren Platz in Karten und Büchern hat. Mit Mándara bezeichnet man jetzt das nördlich des Benuë die Wasserscheide zwischen ihm und dem Tsadebecken bildende Bergland etwa zwischen dem 10. und 11. nördlichen Breitengrad. Sprachlich ist das falsch: Mándara (= Mándala = Uándala = Wándala) deutet in all den einschlägigen Negersprachen „Sumpf", „Wasser" u. dgl.; und ursprünglich und richtig hieß auch nur die am Nordfuß des eben bezeichneten Berglandes liegende tatsächlich sehr sumpfreiche Landschaft so.

ziemlich unabhängige und ethnisch geradezu exzeptionelle Stellung zu schaffen oder vielmehr zu bewahren gewußt. Die Marghi sind Heiden; mit den Mußgu teilen sie die sorgfältige Bestattung der Toten, die hier wie dort in ganz ähnlicher Weise vor sich geht: „regelrechte Grabmäler, mit großen, schön gerundeten Gewölben überdeckt, deren Gipfel mit Urnen bzw. ein paar quergelegten Baumstämmen geschmückt ist.“ Auch geben sie den Verstorbenen etwas Speise, Waffen und Hausgeräte mit ins Grab. Den Marghi eigen ist die Sitte, beim Tode eines jungen Mannes zu weinen, den eines alten mit Jubel und Ausgelassenheit zu feiern; sowie ganz besonders die Art der Kultstätte ihrer Gottheit, nämlich heilige Haine. Es sind das dichte, mit Graben und niedrigem Wall umgebene und vom übrigen Wald abgesonderte Teile desselben, und in dem am üppigsten aufschießenden und am weitesten sich ausbreitenden Baume ist der Sitz des höheren Wesens. „Es ist dies“, wie Barth hierzu bemerkt, eine überaus interessante Erscheinung, „welche diese Heidenvölker im Herzen Zentralafrikas mit den zivilisierten, noch heute von uns in ihren Kunstwerken bewunderten heidnischen Völkern der alten Welt in die engste Verbindung setzt; dieselbe Stufe roher Naturanbetung, auf welcher ehevor die Hellenen standen!“

In anthropologischer Hinsicht teilen sie mit den Mußgu die hohe Stirne; im übrigen unterscheiden sie sich aber von ihnen äußerst vorteilhaft: kräftige, hohe Gestalten, Weiber wie Männer; letztere fast nie ohne ihre Nationalwaffe, das Wurfeisen (auch darin gleichen sie den Mußgu), oder einen Speer, stolzen Ganges, besitzen viele durchaus nichts von dem sogenannten Negertypus, obwohl die Lippen, jedoch keineswegs übertrieben, aufgeworfen sind und das Haar kraus, wenn nicht wollig ist. Die Hautfarbe ist schwarz zum großen Teil, zum Teil leichte Kupferfarbe; aus dem überraschenden Mangel einer Übergangsfarbe folgert Barth, daß letztere die ursprüngliche des Stammes war, die schwarze Mischungszeichen ist.

Die Anlage der Siedelungen ist dieselbe wie bei den Mußgu: Weiler, ja Einzelgehöfte; ringsum liegen die Farmen. Für letztere ist bemerkenswert, daß sie in Furchen, nicht, wie bei den meisten Sudan- und auch Bantustämmen, in Grubenform bestellt werden.

M b u m; F a l l i; B a i a; „T i k a r“. Wenn ich diese Adamaua-Völkerschaften in e i n e r Abschnittsüberschrift zusammenfasse, so will ich damit durchaus nicht zum Ausdruck bringen, daß sie sämtlich näher verwandt wären, als z. B. Mußgu und Marghi, Mußgu und Makari usw. Aber die eben angedeutete einheitlichere „Negerhaftigkeit“ (wenn ich so sagen darf), dieser südlicheren Völker berechtigt dazu, zumal im engen Rahmen eines Aufsatzes, in dem von untergeordneteren kulturellen, anthropologischen und dialektischen Verschiedenheiten ja abgesehen werden muß. Dabei bin ich mir sehr wohl bewußt, daß, wie ja bereits eingangs ausgeführt, gerade in sprachlicher Beziehung unter den in der Überschrift nebeneinander gestellten Hauptstämmen tiefere Verschiedenheiten herrschen; so steht speziell die Fallisprache für sich allein, höchstens daß die der Mbumvölkergruppe manches mit ihr gemein hat; u. a. m.

Die M b u m werden als körperlich außerordentlich wohl proportioniert geschildert, und damit deckt sich auch Morgens Schilderung ihres Zweigstammes, der Wute (oder Bute), in seinem Werke „Durch Kamerun von Süd nach Nord“, auf die ich wohl bezüglich ihres Kulturstandes usw. verweisen darf.

In kultureller Hinsicht stehen unter den Adamaua-Heidenvölkern die F a l l i wohl am niedrigsten, zum mindesten einzelne Stämme derselben; auch in körperlicher Beziehung tritt bei ihnen der echte Neger hervor. Passarge betont, daß die ihm zu Gesicht gekommenen Vertreter eines noch unabhängigen Stammes derselben, der T e n g e l i n, die auf dem Plateau und den Hängen des Hossere Tengelin (nördlich von Garua) in schwalbennestartig an die Bergwände angeklebten Strohhütten hausen, breite Negergesichter mit plattem Nasenrücken und breiter, flacher Nasenwurzel aufwiesen. Die oberen Schneidezähne waren bei den Männern trapezförmig, bei den Weibern spitz zugefeilt. Sie sind als Bogenschützen berühmt; nicht minder werden sie als gute Schmiede bezeichnet, und gefürchtet ist ihr, wahrscheinlich vegetabilisches Pfeilgift.

Auch die M a t t a f a l l, nordöstlich von den Tengelin sitzend, zeigen denselben Habitus: mittelgroß, aber kräftig gebaut; der Schädel brachy- bis mesokephal, das Gesicht breit, rund und plump. Die Gesichter der Weiber erinnerten Passarge lebhaft an die Abbildung der Mußgufrau in Nachtigals Werk. Die Hautfarbe ist dunkelbraun, ins Rötliche gehend.

Beide, als typisch für die F a l l i herausgegriffenen Stämme sind für den vergleichenden Völkerforscher besonders interessant, weil sie zwei kulturelle Momente aufweisen, deren ich seit Betrachtung der Fanstämme der Bantu nicht mehr Erwähnung tun konnte. Beide, die Tengelin noch in jüngster Vergangenheit, die Mattafall auch gegenwärtig noch, weisen die oben bereits erwähnten Penisfutterale auf. Erstere sind ein, allerdings räumlich getrennter, Zweig des großen Fallistammes der Tangale, bei welchen Anthropophagie sicher konstatiert ist. Diese Kannibalenstämme (es gibt außer den Tangale im westlichen Sudan noch mehrere Anthropophagenstämme) werden unter dem Namen „Nyem nyem“ zusammengefaßt, einem Kollektivbegriff gleich unserm „Menschenfresser“ (das Wort „nyem“ bedeutet auch Fleisch). Ich erinnere übrigens an das ähnliche Wort im Norden des Kongogebiets, wo Schweinfurth den Stamm der Niam niam fand, die gleichfalls Menschenfresser sind, sowie an den Fanstamm der Nyem im südlichen Urwaldgebiet Kameruns. Die Tangale essen nur die im Krieg erlegten Feinde; die Brust gehört dem Herrscher, der Kopf, „als der schlechteste Teil“, wird den Weibern überlassen; die zarteren Teile werden an der Sonne getrocknet und als Pulver dem gewöhnlichen Mehlbrei beigemischt.“ Aus der gleich folgenden Beschreibung der Tikar entnehme ich übrigens, des sich bietenden Zusammenhanges halber, hier vorweg eine persönlich gemachte Beobachtung bzw. Erkundung: die ursprünglich dort, wo jetzt die Tikarstämme der Bali und Bafut sitzen, wohnende Bevölkerung hat gleichfalls dem Kannibalismus gehuldigt. Mir wurden unter den spärlichen Überresten der einstigen Bevölkerung Leute gezeigt, die noch immer so „baba“ (wie die Bali sagten), d. i. verrückt wären, Menschen zu essen. Darf daraus gefolgert werden, daß diese ehemaligen Bewohner Falli waren? Denn von keinem sonstigen Adamauastamme wird Anthropophagie berichtet.

Sprachlich, anthropologisch und in nicht wenigen kulturellen Momenten scheinen die B a i a den Mbum verwandt zu sein. Ihrer, als eines menschenreichen, starken Adamauastammes, tut schon Barth in seinen erkundeten Itineraren vielfach Erwähnung. Das bestätigt fast 50 Jahre später Passarge. (Siehe auch meinen oft zitierten Aufsatz.) Von kulturhistorischem Interesse sind insbesondere die, in ihrem Kernland wenigstens, noch ab und zu getragenen Rindenkleider, diese uralte, primitive Erstlingsbekleidung des Menschen. „Sie werden aus der Rinde einer Ficusart gefertigt. Ein Rindenstück des Stammes wird durch zwei Kreisschnitte oben und unten

umgrenzt und mit einem Elfenbeinhammer [10]) beklopft, bis sich die Rinde loslöst, also ganz in der Art, wie bei uns die Kinder Pfeifen aus Weidenzweigen machen. So präpariert, stellt die Rinde ein braunes, faseriges Gewebe vor."

Ein ethnographisches Problem tritt uns entgegen, wenn wir uns endlich den Tikar zuwenden [11]). Ich halte die Tikar für keinen eigenen Adamauastamm, sondern für geradezu identisch mit den Baia (und damit nahe verwandt mit den Mbum), durchsetzt von Batta- und vielleicht auch Fallibestandteilen.

Mit anthropologischen Beweisgründen ist bei der Mischnatur der Sudanbevölkerung nicht sehr viel auszurichten. Wollte ich darauf näher eingehen, so käme ich in Versuchung, uferlose Kreise zu ziehen und gar noch die jüngst von Chevalier (1903/04) geschilderten Sara im oberen Sharigebiet heranzuholen: seine Angaben passen oft überraschend auf Baia- und sog. Tikarstämme. Um so gewichtiger sind Linguistik und kulturelle Einzelheiten.

Barth berichtet, daß die Baia weit südlich von den Batta sitzen; ihr Kernland ist heute noch dort: in dem Dreieck Kunde—Gaza—Bertua; ferner sagt er, daß „Baia" oder „Beia" höchstwahrscheinlich identisch ist mit Koelles „Bayón". Daß Teile dieses volkreichen Stammes nach Westen gezogen sind, habe ich in meiner „Völkergruppierung" nachgewiesen: im Tibatireich sind sie bereits die überwiegende Negerbevölkerung. Nun habe ich von einem der sog. Tikarstämme, den Bali, die Geschichte ihrer Wanderung erfahren, sowie daß sie sich früher „Ba N'Yong" nannten. Ferner habe ich auch konstatiert, daß die im Waldland seit Generationen sich befindlichen, ursprünglich aus dem Hochland stammenden Sklaven, wenn man sie nach ihrem Volke fragte, stets „Bayong" nannten! Eine größere Wortähnlichkeit als „Bayón" (Koelles) und (mein) „Banyong" bzw. sogar „Bayong" kann es nicht geben; es ist zweifellos dasselbe Wort! Und überdies konstatiert Meinhof in einem Aufsatz seiner Sprachenzeitschrift über die Sprachverhältnisse in Kamerun, daß „Koelle unter »Bayon« eine Sprache mitteilt, die den von mir (dem Verfasser) ihm zur Verfügung gestellten Aufzeichnungen über die Balisprache sehr nahe steht!"

Was kulturelle Begründung anlangt, so bleibe ich, wie unten bemerkt, vorerst den vollständigen Nachweis schuldig, immerhin möchte ich aber schon heute auf eine ganze Reihe gleicher kultureller Momente damit verweisen, daß ich bitte, in Passarges Werk die auf die Baia (und Mbum) bezüglichen Abbildungen S. 429, 430, 438, 441 (hier auch von Bafut, gleichfalls einem sog. Tikarstamm), 453, 454 (Abb. 264 und 266), 468, 469, 471 (insbesondere der Gravierung), sowie Text über Fellbeutel S. 476 mit Text und Bild in meinem Werk „Wanderungen und Forschungen im Nordhinterland von Kamerun" von Abschnitt VI an zu vergleichen.

Ich glaube, schon auf Grund dieser linguistisch und kulturell vorerst noch unvollständigen Beweisführung ist die Zugehörigkeit wenigstens der „Tikar"völker im Bali- und Bafutgebiet zum großen Sudanstamm der Baia sehr wahrscheinlich. Und ist für einen Teil der „Tikar" ihre Zugehörigkeit oder genauer ihre Identität mit den Baia (und damit nahe Verwandschaft mit den Mbum) nachgewiesen, so dürfte solche mit viel Wahrscheinlichkeit auch den übrigen sog. Tikarstämmen zuzuschreiben sein [12]). Denn es ist sehr unwahrscheinlich, daß nur diese kleinen volklichen Inseln inmitten anderer Stämme (Batta u. dgl.) bestanden haben sollten, und noch viel unwahrscheinlicher, daß sie dann nicht schon längst, sprachlich vor allem, in der anderen Umgebung aufgegangen wären. Umgekehrt kann ich dann — bei nachgewiesener Identität, zum mindesten enger Verwandtschaft — hinsichtlich kultureller Schilderung der Baia auf meine im oben angeführten Werk niedergelegten Beobachtungen über die Bewohner der Baliländer mich beziehen.

Araber (Schoa).

In Bornu finden sich zahlreiche Stämme derselben, während in Adamaua nur vereinzelte Kolonien (meist vom Stamme der Salamat) sitzen, die überdies im Begriff sind, ihre Nationalität zu verlieren, da die Vermischung mit den Eingeborenen bereits weit vorgeschritten ist.

Zu den verschiedensten Zeiten eingewandert (die am längsten in Bornu sitzenden sollen schon mit den Kanemkönigen gegen die Sso gekämpft haben?), zeigen sich die Schoa dementsprechend, da ja im Laufe längerer Zeiten ein, wenn auch geringer, Grad von Vermischung, zum mindesten Akklimatisation, unvermeidlich ist, in physischer Beziehung sehr verschieden. Diejenigen, welche rein geblieben sind, so insbesondere der Stamm der Beni Hasen nördlich und nordöstlich von Mandara, haben helle Hautfarbe (nicht dunkler als ein sonnverbrannter Europäer), kleine angenehme Züge und sind mittelgroße, außerordentlich schlanke Gestalten [13]). Bei beginnender Vermischung leidet zuerst die Färbung, die rasch dunkelt. Als diejenigen, die am wenigsten vom reinen Araberblut bewahrt haben, bezeichnet Nachtigal den übrigens bei weitem volkreichsten Stamm der Salamat im südöstlichen Bornu, in der Gegend von Gulfeï, in Logon, nördlich Mandara und, wie eben erwähnt, auch nach Adamaua vorstoßend.

In Bornu mußten die Schoa auf das Kamel ihrer Vorfahren, das das Sudanklima nur schlecht verträgt, verzichten und ausschließlich Rinderhirten werden. (Sie brachten zahlreiche Herden mit.) Auch als solche wurden sie bei der zunehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung in ihren nomadischen Gewohnheiten sehr beschränkt und wandten sich allmählich und endlich ganz der Bodenbewirtschaftung zu. So sind manche Stämme, die Beni Hasen, Teile der Salamat, Chogzâm, seßhafte Ackerbauern geworden. Auch der Jagd auf Elefanten und Büffel obliegen sie fleißig. Andere, die mehr Bewegungsraum noch hatten, sind der alten Nomadengewohnheit im beschränkten Maße wenigstens treu geblieben und weiden mit ihren Herden, bei denen sie auch die Pferdezucht fleißig pflegen, oft weit und lange ihren Siedelungen — feste Dörfer haben auch sie alle schon für die Monate der Regenzeit — fern. Beide Elemente spielen in der Ökonomie Bornus eine sehr wichtige Rolle, indem sie es hauptsächlich sind, die die großen Märkte

[10]) Abbildung in Passarges Werk, S. 286.

[11]) Siehe meinen eben wieder herangezogenen Aufsatz, in dem ich in einer Fußnote Entwickelung meines Lösungsversuches versprach. In der inzwischen verflossenen Zeit ist nun ein neuer Ruf nach Kamerun an mich ergangen und ich werde das einem Forscher ziemlich selten beschiedene Glück haben, wiederum gerade meine alten Gebiete, eben die Tikar- und voraussichtlich auch die westlichen und südlichen Baia- und Mbumländer durchziehen zu können, wobei ich hoffe, für meine Hypothese, die ich demzufolge oben im Text nur kurz entwickeln werde, weiteres, namentlich kulturelles Beweismaterial, sammeln zu können. Ich muß also hinsichtlich eingehenderer Beweisführung um Geduld bitten.

[12]) Natürlich haben, wie schon gesagt, Vermischungen mit Batta u. a., vielleicht auch mit den nördlichen Avantgardenstämmen der Bantu stattgehabt: wo wäre in Afrika und namentlich im Sudan bei dem steten Schieben und Geschobenwerden seit Jahrhunderten ein ganz reines Autochthonennegervolk noch zu finden!

[13]) Foureau in seinem schon zitierten Werk bringt Typen auf S. 685 und 699.

mit Cerealien und den Produkten ihrer Vieh- und Pferdezucht versorgen.

Woran aber alle Schoa die meiste Einbuße erlitten haben, das ist nach dem übereinstimmenden Urteil aller Reisenden, die sie kennen gelernt haben, die bei den Arabern der Wüste so hoch gehaltene edle Sitte der Gastfreundschaft.

Jeder Hauptstamm steht unter einem Oberältesten (basch-scheïch), und jede der außerordentlich zahlreichen Unterabteilungen, meist in je einer Siedelung, wird von einem Scheïch gelenkt. Die Stämme sind tributpflichtig (in Naturalien: Pferden, Vieh, Getreide, Butter usw.); weitaus die meisten dem Bornuherrscher, die Beni Hasen dem Sultan von Mandara.

Die Behausungen sind zwar, wie die Sudanhäuser überhaupt, rund oder oval, aber von weit größeren Ausmaßen: 50 bis 60′ im Durchmesser. Plump und wenig solid aus Holz und Stroh gefertigt, bergen sie außer den Menschen noch die sämtlichen Haustiere. Eigentümlich ist ihnen, außer einigen niedrigen Lehmbänken im peripheren Teil der Hütte, in der Mitte ein gegen 3 m hohes, mit Matten bedecktes Stangengerüst, auf dem die Familie und etwaige Gäste die Nacht verbringen, während sich zu ebener Erde das Kleinvieh drängt [14]. Um die zahllosen Mücken, eine Landplage dieser flachen Gegenden des Tsadegebietes, abzuhalten, ist dieses Lager noch auf allen Seiten mit Matten dicht umkleidet und bildet so ein förmliches Schlafgemach, „ghurára“ genannt.

Daß die arabische Sprache, wenn sie zwar auch an Reinheit, aber nicht an dem ihr eigenen Vokalreichtum, eingebüßt hat, sich auch bei den schon vor Jahrhunderten eingewanderten Stämmen erhalten hat, bewirkt der herrschende Islam, der sich ja der arabischen Sprache bedienen muß. Aber auch sonst bewahrten die Schoa noch manche typische Gebräuche der einstigen Heimat, so das Gesetz der Blutrache, die Infibulation der jungen Mädchen; so sind die schlanken feingliedrigen Frauen der Schoa sofort an Haartracht und Schmuck erkennbar. Erstere besteht in schmalen, langen Flechten, die vom Scheitel nach beiden Seiten abfallend, den Kopf umgeben und der fast ausnahmslos getragenen künstlichen Flechte, welche, vom Wirbel nach dem Nacken verlaufend, sich hier wie ein Schwänzchen aufwärts krümmt. Den Schmuck bildet meist ein um den Hals auf die Brust herabfallendes Gehäng mächtiger Bernsteinperlen, sowie — eine Konzession an die jetzige Heimat — ein silberner Nasenring [15]. Als Waffen führen die Schoa, im Kriege ein Reitervolk, eine Handvoll Wurfspeere und die Stoßlanze; Schilde sind selten.

Fulbe.

Sind die Schoa aus Nord und Nordost als nomadisierendes Hirtenvolk eingewandert und haben sie sich teilweise in vollkommen seßhafte Bauern verwandelt, so tritt in den Fulbe ein unter ganz gleichen Verhältnissen in diesen Gebieten erscheinendes Volk auf den Plan — beide ähnlichen Entwickelungsgang nehmend, beide sich in manchen kulturellen Beziehungen gleichend, und doch volklich ganz und gar jeder Verwandtschaft entbehrend. Im Sudan, dem Völkerstelldichein Afrikas, treffen sie, die einen vom fernsten Osten, die anderen vom fernsten Westen, friedlich aufeinander. Aber während die Schoa, mit den erreichten gesegneteren Gefilden zufrieden, bleiben, ohne weiter nach dem Westen vorzudringen, wandert das unstete Volk der „Fulbê“, wie sie selbst sich nennen, „Fellâta“, wie sie bei den Arabern und Negern heißen, immer weiter nach Osten: in Baghirmi, im Herzen Wadaïs, in Darfor sogar finden sich einzelne Fulbekolonien; im Gebiete der Sudanneger greift der Fulla immer weiter um sich. Und während die Araberhorden auch in Bornu nie eine politische Bedeutung gewannen, haben die Fulbe drohend an den morschen Marken des Bornureiches angepocht, haben die Sudannegerreiche Adamauas zertrümmert, und herrschen nun da, wo sie vordem verachtet, fast nur geduldet, vereinzelt saßen: ein afrikanisches Kolonialvolk par excellence.

„Es ist von höchstem Interesse“, sagt Barth, „diese Eroberer und Kolonisten stets fortschreiten zu sehen [16]; sie zerstören und bauen wieder auf, vernichten ganze Strecken Landes, um sie auf ihre eigene Weise nachher wieder zu bebauen. Was dabei an Bevölkerung und Lebensglück zu Grunde geht, wird an politischer Einheit gewonnen: denn das ist der entschiedene Fortschritt bei allen mohammedanischen Eroberungen, den niemand leugnen kann, daß sie die einzelnen Landschaften mehr mit einander vereinigen und größeren Verkehr erschließen, während den heidnischen Stämmen im allgemeinen das Prinzip inneliegt, sich stets mehr und mehr abzusondern und zu zersplittern.“ Barth fügt dann noch an: „Es muß sich nun zeigen, ob es ihre (der Fulbe) Bestimmung ist, dies schöne Land (Adamaua) für sich selbst zu kolonisieren, oder ob sie im Verlauf der Zeit durch das Eindringen von Europäern gestört werden sollen.“ Nun, diese Störung hat stattgefunden; Europa, speziell Deutschland nimmt ihnen hoffentlich mit richtiger und namentlich konsequenter Handhabung diese Aufgabe ab.

Nach ihren eigenen Überlieferungen sind die Fulbe von Osten her über Nordafrika nach dem oberen Senegal gewandert (in der Tat ist ihre Sprache mit dem Somáli verwandt, und die Ähnlichkeit ihres Namens mit den ägyptischen Fellah wohl kein Zufall), und wenn sie in ihrem nunmehrigen Vordringen nach Osten fortfahren, so wird der Wanderkreislauf dieses merkwürdigen Volkes bald geschlossen sein. Der größte Teil von ihnen, namentlich in Adamaua, ist seßhaft geworden und treibt mit Hilfe der unterjochten Negerstämme Ackerbau. Und das ist vom Rassestandpunkt aus ihr Verderben: der Anfang vom Ende, d. i. der — Vernegerung, infolge der dadurch unausbleiblichen innigeren Vermischung mit ihren unterworfenen Gegnern. Ein Teil aber hat das alte Nomadenleben beibehalten und zieht mit seinen Viehherden von Land zu Land. Auch den alten Namen „Borroro“, unter dem sie einst in den Sudan eingewandert sind, haben diese noch beibehalten. Übrigens sind sie nicht Nomaden im eigentlichen Sinne, ebensowenig wie die Schoa, vielmehr haben sie, wie diese, feste Wohnsitze als Standquartiere und sind den betreffenden Landesherrschern — auch hierin den Schoa gleich — in Naturalien tributpflichtig. Nur jene Borroro, welche schon vor Gründung des Adamauareiches hier lebten, sind (oder waren) „reichsunmittelbar“, d. h. nur dem Emir in Jola untertan.

Die Borroro sind, und werden auch immer mehr derjenige Volksteil werden, welcher noch den unvermischten Fulbe repräsentiert. In den großen Orten der Adamauasultanate sieht man selten mehr reine Vertreter dieser Rasse; auch dieses körperlich und geistig hochstehende

[14]) In Nachtigals Werk, Bd. II, S. 756, findet sich eine sehr anschauliche Abbildung einer solchen „Familienbettstatt.“

[15]) Siehe Nachtigal, Typ einer Schoafrau, Bd. II, S. 491 auch Foureau gibt in seinem schon zitierten Werke Schoa-Typen.

[16]) Und dieses Fortschreiten findet auch in der Gegenwart noch statt; man vergleiche nur Barths Angaben aus dem Jahre 1851 mit Dominiks Bericht von 1903; damals war z. B. in Adamaua der nördlichste Punkt der Fulbe Uba, etwa 10° 20′ nördl. Br., jetzt ist es schon Madagali, etwa 10° 40′ nördl. Br.

Volk wird über kurz oder lang dem Lose aller Einwanderer im Sudan verfallen sein: „dem Untergang im schwarzen Moraste“, wie Passarge wohl etwas zu schroff sich ausdrückt.

Der Fulbe ist, wie der Araber, kein Neger, darin liegt, kurz gesagt, die fundamentale Verschiedenheit. Die helle Farbe, welche der Stolz der Fulla selbst ist, bildet, so sagt Passarge, nicht das wesentlichste Merkmal; denn gerade unter den Borroro ist die dunkle Hautfarbe nicht selten, wie schon Barth hervorhebt. Bei den hellsten Fulbe ist die Haut sehr hellgelb, wie helles Leder, aber stets mit einem Stich ins Rot. Was den Fulla vom Neger in anthropologischer Hinsicht unterscheidet, ist vielmehr der schlanke, feinknochige, sehr magere und doch sehnige und kräftige Körper, welcher ihn trotz spärlicher Nahrung große körperliche Anstrengungen, besonders unglaubliche Marschleistungen vollführen läßt, also ganz wie die Wüstenstämme. Der Schädel ist meist mittellang bis dolichokephal, die Stirn hoch, das Gesicht lang und schmal, die Nase lang und gerade, Wurzel und Rücken schmal und hoch, die Flügel zart und klein, desgleichen die Lippen. Ausdrucksvoll sind die dunklen Augen; das Haar ist lang, glänzend schwarz, zwar kraus, zeigt aber keine Spur der „Negerwolle“. Bei den Frauen erreicht es einen halben Meter und mehr Länge. Die Frauen sind, solange jung, zum Teil große Schönheiten; nur ihre Magerkeit wirkt häufig störend. So mancher und manche Fulla würde als Marmorbüste wohl eher für einen Hermes oder eine Diana als für einen afrikanischen Typus gehalten werden (Passarge). Die Fulbe sind zweifellos der schönste Menschenschlag in Zentralafrika.

Nicht minder groß ist die ethische Verschiedenheit dem Neger gegenüber. Der Charakter der Fulbe ist nach Passarge ein abgeschwächter Wüstencharakter. Sie sind als rinderhütende Nomaden eine ritterliche Nation. Arbeit, Handel und Industrie ist nicht ihr Fall; Jagd, Krieg und Viehzucht dagegen ihre Lieblingsbeschäftigung. Der Fulla ist wesentlich ernster und ruhiger, weniger geschwätzig und leichtlebig als der Neger. Unzweifelhaft besitzt er mehr Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung, nicht nur mehr als der Neger, sondern auch mehr — wie wir.

Energie, Stolz und Ehrgefühl fehlen ihm nicht; er kann auch wirklich hassen, und mehr überlegte Hinterlist ist ihm sicherlich zuzutrauen. Er ist der größere Charakter, aber auch im gegebenen Momente der größere Schurke; jedenfalls der gefährlichere Feind. Bezeichnend ist es, daß er allein religiös fanatisch ist, der Neger nie. Dafür ist er aber im Verkehr viel angenehmer, zurückhaltender, weniger bettelhaft, kurz von vornehmerer Gesinnung. Geldgierig und habsüchtig ist er wohl oft in demselben Grade wie jener, aber er kann sich bezwingen, zeigt es weniger.

Ebensogroß endlich ist die kulturelle Verschiedenheit; das Wort kulturell diesmal in höherem, weiterem Sinne genommen; denn in fast allen gewerblichen Künsten, im Handel und Schacher ist der pfiffige Neger dem Fulbe, dem adeligen Faulenzer Afrikas, über.

Dem entspricht auch die höhere geistige Bildung der Fulbe: das Lesen des Korans und einiger Hauptbücher des Islam, eine ganz hübsche Kenntnis der arabischen Schriftsprache — die Umgangssprache ist natürlich das ihnen eigene fulfulde, ein ausgesprochen hamitischer Dialekt — ist unter den besser Situierten allgemein.

Die Nahrung der Fulbe ist einfach, namentlich der Borroro und der Bewohner der kleinen Siedelungen: sie sind vollkommene Vegetarianer, enthalten sich aber auch aller berauschenden Getränke sowie des Tabaks; in den großen Bevölkerungszentren mit den reich besetzten Lebensmittelmärkten ist das natürlich schon längst anders geworden.

Denn sehr verschieden ist die Größe der Ortschaften; es hängt das eng zusammen mit dem Grad der Geschlossenheit oder vielmehr dem Grad, in dem sie gegendenweise mehr oder weniger ihre Herrschaft ausgedehnt haben. Die Sitze der Lámido sind durchweg große Ortschaften, ja Städte, wo eine zahlreiche Schaar der Eindringlinge um einen mächtigen Häuptling sich angesiedelt hat; so zählen Ngaúmdere, Kontsha, Jola u. a. an 10000 Einwohner; Tibati, Bamum u. a. nicht viel weniger. Große Märkte werden in ihnen gehalten und von tausenden von Menschen besucht; das Hauptkontingent der Händler stellen allerdings die emsigen, gewerbefleißigen Haussa und Kanuri. Nicht wenige rechtfertigen durch die regelmäßige Anordnung der Häuser, die geordneten Straßenzüge und die herrschende Sauberkeit die Bezeichnung „Stadt“.

Die großen Sultansitze sind meist befestigt. Manchmal haben sie zwei, ja drei Gräben, Wälle und Mauern hintereinander, wie in Bamum und Madagali; die zinnengekrönten Mauern, mit Türmen (die die Haussa bezeichnend ssanko-n-birni, d. i. Schöpfe der Stadt nennen), Bastionen und Schießscharten durchsetzt, geben diesen Herrschersitzen das Ansehen von Festungen — und das sind sie, waren sie namentlich in den ersten Zeiten der Besitzergreifung, wo an diesen vielumkämpften Vorburgen der Eroberer die anstürmenden Wogen der vergewaltigten Landesbewohner sich brechen mußten.

Nächst diesen Zentren finden sich Privatansiedelungen, die von jenen ausgegangen sind, wie Landsitze eines Lamido („ribágo“ in der Fulbesprache), oder Sitze kleiner Unterhäuptlinge („djóro“); dann Landbaudörfer („úro“), wo einer oder mehrere freie Bauern sich angesiedelt haben; endlich Sklavendörfer („rúmde“), wo nur Sklaven unter Aufsicht eines Obersklaven wohnen. Die Borroro errichten sich an den Weideplätzen einfache leichte Grashütten („ssóngo“).

Der Typ der Behausung des einzelnen ist auch bei den Fulbe das Gehöft, die Bauweise der einzelnen Häuser die des Sudanhauses; aber die Anordnung ist eine abweichende. Bei fast allen Negerstämmen des Sudan stehen die Hütten des einzelnen Gehöftes ohne Ordnung in einem viereckigen Hofe oder Gehege; bei den Fulbe bilden die drei bis vier Hütten der Wohnung, durch eine Lehmmauer oder durch Matten verbunden, einen Kreis oder eine Ellipse; in den Zwischenräumen zwischen den einzelnen Behausungen stehen große Tongefäße, fast so hoch wie die Hütte: die Kornurne und die Wasserurne. Die einzelnen Häuser sind häufig weit größer als die sonstigen Sudanhütten und oft von eirunder Form, weil die Fulbe, gleich den Schoa, ihre Behausung mit allen Haustieren zu teilen pflegen; insbesondere findet sich fast stets das Pferd, an einer Fessel angepflockt, in der Hütte des Hausherrn. Ausstattung und Bedürfnisse eines solchen Haushaltes dokumentieren deutlich den weit höheren Kulturstand und erfordern zu ihrer Befriedigung ausgedehnten Landbau, umfangreiche Industrie und ausgedehnte Handelsbeziehungen, damit die verschiedenartigsten Nahrungs- und insbesondere Luxusartikel herbeigeschafft werden können.

Bei ihrer kulturellen Höhe und ihrer Eigenschaft als Mohammedaner kann es gar nicht anders sein, als daß auch die staatlichen inneren Einrichtungen vollkommen ausgebildet sind. Wir finden dieselbe Reichs- und Hofbeamtenhierarchie wie im Kanurireich von Bornu. Der latente Kriegszustand gegenüber den Adamanastämmen gibt all dem ein besonderes Gepräge, so daß die Ähnlichkeit mit germanischen Verhältnissen, mit dem Lehns-

wesen des mittelalterlichen Deutschland, wo auch alles auf Kampf und Fehde zugeschnitten war, geradezu frappierend ist. Barth übersetzt darum z. B. das Wort Lamido einfach mit Markgraf.

Die Fulbe sind ein Reitervolk; ihren Reiterscharen verdanken sie die rasche Eroberung der offenen Gegenden; aus den unterjochten Eingeborenen schufen sie sich das nunmehr weitaus die größere Masse ihrer Heere bildende Fußvolk. Die alte Nationalwaffe, die Streitaxt, ist, in Adamaua wenigstens, nicht mehr gebräuchlich; Lanze, Pfeil und Bogen sowie ein langes, gerades Schwert ist die Bewaffnung dieser afrikanischen Raubritter auf ihren Eroberungszügen und Sklavenjagden.

Haussa.

Repräsentiert der Fulbe das ritterliche Element im Sudan, so ist der Haussa das merkantile. Konnte man die Heidenstämme im deutschen Sudan, manche sogar ziemlich genau, lokalisieren, bezüglich der sonstigen Völker wenigstens ein Hauptverbreitungsgebiet konstatieren, so ist das beim Haussa nicht möglich: er ist eben überall. Dieses Vorkommen allerorts hängt ja nun allerdings zum guten Teil mit seiner außerordentlichen Assorptions-, nicht minder seiner Assimilisationsfähigkeit zusammen: unter der Aufschrift „Haussa" gehen die verschiedensten volklichen Kombinationsprodukte, in deren Adern recht wenig eigentliches Haussablut rollt. Aber eben doch Haussablut. Doch auch der tatsächlich reine, unverfälschte Haussa ist von ganz außerordentlichem Wander- und Unternehmungsgeist. Er ist der geborene Kaufmann, er oder vielmehr sein Volk ist aber zugleich auch der Verfertiger seiner Waren. Mit dieser merkantilen Gabe erfüllt der Haussa — unbewußt — im Völkerhaushalt Afrikas eine kulturelle Mission: er ist das belebende, treibende, geradezu völkerverbindende Element. Aber mit ihr besitzt er auch ihre unschöne Kehrseite: den Schachergeist.

Das Haussavolk nannte vor nicht gar langer Zeit wohl den mächtigsten Staat im Sudan nächst dem uralten Bornureich, sein eigen, d. h. genauer: es bestanden im westlichen Sudan, in den noch nach ihnen bezeichneten sog. Haussaländern zwischen Sokoto und den westlichen Grenzen von Bornu, nicht weniger als 14 Haussastaaten. Ihre Gründung war wie die aller Sudanreiche am Südrand der Sahara das Ergebnis der Einwanderung von Wüstenstämmen und Unterwerfung der eingesessenen Negerstämme. Erst nach erfolgter Unterjochung und bereits teilweise eingetretener Vermischung mit den unterworfenen Negerstämmen scheint der Name „Haussa" für die Gesamtmasse dieses so entstandenen Mischvolkes aufgetaucht zu sein und dürfte somit ursprünglich nicht so sehr ein Nationalitäts- als eher ein Kollektivbegriff gewesen sein, gleich Kanuri und Tikar.

Handel bringt Reichtum und Reichtum ist Macht. Und in diesem Sinne haben sich die Haussa an den einstigen Zerstörern ihrer politischen Verbände, an den Fulbe, gerächt. Die Hauptquelle des Reichtums für diese, die Sklavenjagden, versiegte, sie hören mehr und mehr auf mangels Materials und insbesondere infolge Eingreifens der europäischen Mächte, die Viehseuchen der letzten Jahre haben den Viehstand fürchterlich gelichtet, die ritterlichen Wüstensöhne verstehen nichts von kaufmännischem Schachern und Erwerben: so ist der Fulbe verarmt und verschuldet, der tätige, unternehmende Haussa reich geworden, und selbst die Fulbefürsten geraten in immer tiefere pekuniäre Abhängigkeit von ihnen.

Das Haussavolk in seiner Heimat schildert Barth als lebendig, voll Feuer und heiterer Gemütsart, in intellektueller Beziehung alle anderen Negerstämme weit überragend; mit regelmäßigen Zügen und meist anmutigen Körperformen; auch sind sie Meister in den verschiedenartigsten Industriezweigen.

Draußen in der Fremde, von allen möglichen anderen Volksbestandteilen durchsetzt und ihrerseits sie durchsetzend, verschwindet jedes einheitliche Gepräge. So ist denn auch in Adamaua, in Kamerun das Äußere der „Haussa" sehr verschieden. „Hier breite, runde, plumpe, echte Negergesichter, dort feine, lange schmale, mehr kaukasische Gesichtszüge; bald der plumpe, massige muskulöse Bau des Tropenmenschen, bald der schlanke feine Bau des mageren Wüstenbewohners. Auch semitische Züge, eine Beimischung arabischen Blutes verratend, sind nicht selten. Aber nirgends ein ausgesprochener Typus, nach allen Seiten hin Übergänge: der eine hat mehr negerhafte Züge, der andere mehr Anklänge an die wüstenbewohnenden Berber." (Passarge).

Gerade hier im deutschen Sudan erleben wir das ethnographisch hochinteressante Schauspiel mit, ein neues Mischvolk sich bilden zu sehen, dem einst der ganze mittlere Sudan von der Wüste bis fast zum Atlantik gehören wird.

Bücherschau.

Carl René, Kamerun und die Deutsche Tsádsee-Eisenbahn. IX und 251 S. Mit 59 Abb. und 3 K. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1905. 6 M.

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist der Direktor des im September 1902 vorläufig konzessionierten Kamerun-Eisenbahn-Syndikats, dessen Pläne sich jetzt zu verwirklichen beginnen. René ist die treibende Kraft des Syndikats schon von jeher gewesen, und sein Werk ist es, wenn kurz vor Ablauf jener Konzession trotz aller Schwierigkeiten die Bahn von der Küste (Duala) bis zum Abfall des Plateaus (Manengubaberge) finanziert und die zögernde Kolonialverwaltung dafür interessiert worden ist. Diese Stichbahn erscheint nun — wir schreiben diese Zeilen Mitte Mai — gesichert.

Aber die Pläne Renés gehen viel weiter und bezwecken eine etappenmäßige Fortführung dieser 160 km langen Stichbahn durch die ganze Kolonie bis zum Tsadsee, zum mindesten bis Garua, und die Notwendigkeit einer solchen Fortführung wird in dem Buche verfochten. Es enthält demnach geographische und wirtschaftliche Kapitel über Kamerun, solche, die sich mit der Stichbahn beschäftigen, und endlich die Ausführungen, die das weitergehende Projekt betreffen. Die geographischen Kapitel wollen wir in dieser Anzeige aus dem Spiele lassen, nur sei mit Bezug auf die Karten bemerkt, daß die Einwendungen in der Budgetkommission des Reichstages, sie seien „unrichtig datiert" oder veraltet, etwas komisch klingen; jeder, der über diese Dinge reden will, sollte wissen, daß die Moiselsche Karte des mittleren Teiles von Kamerun die neueste und beste ist, die wir haben, und daß das Übersichtsblatt aus dem Langhansschen Atlas aus dem Jahre 1897 stammt, aber eben nur dazu da ist, das Tsadseeprojekt zu veranschaulichen; ein neueres Übersichtsblatt in gleich großem Maßstabe gibt es leider nicht. Auch die Ausführungen über die Stichbahn Duala—Manenguba können wir übergehen. Zurzeit ist das kolonialpolitisch wichtigste Stück des Buches das 22. Kapitel, in dem für die Fortführung der Bahn eingetreten wird. Die Kolonialverwaltung zeigt dieser Fortführung gegenüber aus begreiflichen Gründen vorläufig eine ablehnende Haltung, und der Kolonialdirektor hat gar von „Phantasien" gesprochen. Begreiflich ist die Zurückhaltung zwar, weil es sich um große Summen handelt, mit denen die Kolonialverwaltung jetzt niemand kopfscheu machen will. Aber es wird sicherlich anders kommen, und die Regierung sowohl wie die Parteien, die jetzt die Zinsgarantie für die Stichbahn bewilligen wollen, dürften sich keiner Täuschung darüber hin-

geben, daß die Bahn notwendigerweise einmal mindestens bis Garua vorgeschoben werden muß. Sonst nützt sie der Kolonie nicht viel und bringt sie nur über einige unmittelbare Verlegenheiten hinweg. René weist sehr überzeugend nach, daß Kamerun eine große Überlandbahn braucht. Es ist unsere reichste Kolonie, aber ihre Reichtümer lassen sich ohne eine Bahn nicht heben. Bis heute ist ein nur ganz winziger Teil des Schutzgebietes wirtschaftlich ausgenutzt. Der gewaltige Rest liegt für uns brach, einmal, weil die deutsche Herrschaft im Innern — etwa mit Ausnahme der rein mohammedanischen Gebiete — auf sehr schwachen Füßen steht, und dann infolge des Mangels an Verkehrslinien, die an der deutschen Küste münden. Soweit heute das nördliche Kamerun dem Handel offen steht, hat nur das englische Nigeria Vorteil daraus, nicht die deutsche Industrie und der deutsche Kaufmann. Alle Fäden laufen in dem englischen Jola zusammen, die Errichtung des deutschen Postens in Garna hat nichts genützt. Es wird immer darauf verwiesen, daß uns ja der Niger—Benue offen steht. Zurzeit steht er uns allerdings offen, aber nur so lange, als es England gefällt. Außerdem ist der Benue, wie die Kolonialverwaltung jetzt selbst zugibt, ein Verkehrsweg von recht zweifelhafter Güte. Eine große Überlandbahn stellt einerseits die deutsche Herrschaft endlich auf starke Füße und gibt uns damit andererseits die Möglichkeit, das reiche und aufnahmefähige Adamaua wirtschaftlich der deutschen Küste anzugliedern. Hier fallen die Einwände fort, die man mit Recht gegen die ostafrikanische „Zentralbahn" erhoben hat. Die Beschaffung der Mittel für die Fortführung der Bahn wäre Sache des Syndikates; man kann aber auch nichts dagegen haben, wenn das Reich in derselben Weise wie jetzt die Zinsgarantie übernimmt, den von Etappe zu Etappe zu erbringenden Beweis der Rentabilität vorausgesetzt. Was bedeutet hier ein Risiko von etwa 3 Millionen, nachdem es als sicher gelten kann, daß die Fehler in Südwestafrika uns auf 300 Millionen zu stehen kommen werden, ohne daß die Aussicht besteht, daß die bittere Ausgabe sich je bezahlt machen wird? Die Tsadseebahn ist kein Erzeugnis ehrgeiziger Phantasie; sie muß kommen.

Sg.

Helene v. Falkenhausen, Ansiedlerschicksale. Elf Jahre in Deutsch-Südwestafrika 1893 bis 1904. 260 S. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1905. 3 M.

Die Erlebnisse der Ansiedler während des Hereroaufstandes werden vielleicht eine Art von Memoirenliteratur zeitigen; in dem vorliegenden Buche hätten wir dann die erste solcher Veröffentlichungen zu erblicken. Die Verfasserin folgte 1893 mit ihren Schwestern ihren bereits bei Klein-Windhuk ansässigen Eltern. Später verheiratete sie sich mit einem Ansiedler, der anfangs in derselben Gegend, nachher bei Okahoa sein Heim gründete. v. Falkenhausen war Händler und viel im Lande unterwegs, meist allein, zum Teil auch von seiner Gattin begleitet. Auf seiner letzten Geschäftsreise nach Windhuk wurde er von Hereros ermordet, Frau v. Falkenhausen selber wurde gleichzeitig überfallen und verwundet, konnte sich aber mit ihren Kindern nach der nächsten Missionsstation und von da nach Windhuk retten. Diese aufregenden Zeiten sowohl, wie die vorangehenden Jahre der Arbeit und auch des Glückes werden uns von der Verfasserin in schlichter, doch ungemein wirksamer Darstellung vor Augen geführt. Es fällt dabei von neuem manch häßliches Licht auf die Zustände im Schutzgebiete, die dem Aufstande vorangingen. Die Regiererei muß nach Frau v. Falkenhausen eine so traurige gewesen sein, daß man sich zwar nicht über den Hereroaufstand wundert, wohl aber darüber, daß die von der Beamtenkaste verachteten und mit Steuern überschütteten Ansiedler in der Kolonie verblieben sind und sich nicht nach dem englischen Südafrika gewendet haben. Die Stimmung, die 1901 in Windhuk herrschte, wird als gedrückt, hoffnungslos und erbittert bezeichnet. Die Ursachen des Aufstandes liegen nach der Verfasserin in dem Haß der Hereros gegen die fremde Herrschaft; die Veranlassung lag im Impfzwang der Rinder und in der neuen Kreditverordnung der Regierung, die die Händler auf die Hereros hetzte. Für diese Händler, von denen die Verfasserin zugibt, daß sich manche von ihnen empörende Ausschreitungen zu schulden kommen ließen, wird eine Lanze eingelegt, indem auf die Schwierigkeiten ihres Gewerbes verwiesen wird. Ethnographische Notizen über die Hereros enthalten die Kapitel 32, 33, 44 und 45 des Buches.

Kleine Nachrichten.

— Wassererschließung und Besiedelung in Deutsch-Südwestafrika. In einer Schrift „Deutschlands Pflichten in Deutsch-Südwestafrika" (Berlin, Dietrich Reimer, 1904. 0,80 M.) tritt Prof. Rehbock, wie er es vor Jahren schon in seinem Reisewerk getan, von neuem für eine Wassererschließung in Südwestafrika ein. Diese habe durch Talsperren und Staudämme zu erfolgen, und das Ziel dabei sei die Schaffung vornehmlich von Weideland, wodurch wiederum eine stärkere Besiedelung des Schutzgebietes erreicht werde. Mit dem Ingenieur Kuhn, der an die Spitze des neugegründeten südwestafrikanischen Wasseramtes berufen ist, ist Rehbock der Ansicht, daß es kein besseres, kein sichereres und vor allem kein billigeres Mittel gäbe, den Schutzgebiete Menschen zuzuführen, als große Stauwerke in Verbindung mit landwirtschaftlichen Kolonien. Reif seien heute die Stauanlageprojekte von Hatsamas, von Mariental bei Gibeon und für den Hoanabfluß bei Keetmanshoop. Rehbock nimmt indessen, um mit bestimmten Zahlen operieren zu können, an, daß fünf große und fünf kleinere Stauanlagen mit einer zu bewässernden Fläche von zusammen 20 000 ha geschaffen würden und dazu zehn landwirtschaftliche Siedelungsanlagen. Das koste 81 Millionen Mark. Davon wären 40 Millionen Mark von den Bodenbesitzern, also von den Ansiedlern und von den Gesellschaften, aufzubringen, der Rest durch die Regierung, der die Anlage der großen Staudämme und der Siedelungen zufallen müßte. Zu jenen 41 Millionen, die das Reich aufbringen müsse, kämen noch 5 Millionen für Förderung der Viehzucht durch Einfuhr von Zuchtvieh, 4 Millionen zur Förderung des Landbaues durch Versuchsgärten, Einführung von Saatgut, Anstellung von Wanderlehrern u. a. m., 10 Millionen für die Förderung der Einwanderung und 15 Millionen für die Verbesserung der Verkehrswege. Das sind zusammen 75 Millionen, die in 25 Jahren nach und nach zu verwenden wären. Wenn man so verfahre, wie bisher, das heißt außer den für die Verwaltung des Schutzgebietes jährlich erforderlichen 7 bis 8 Millionen Mark nur eine geringfügige Summe für wirtschaftliche Zwecke in den Etat einstelle (wie jetzt wieder, d. Ref.), so werde die Entwickelung in dem bisherigen unbefriedigenden Gange verharren, während bei Aufwendung jener Summe zu erwarten sei, daß in absehbarer Zeit die Kolonie sich selbst erhalten und dem Mutterlande Vorteil bringen würde, auch in politischer Beziehung. Ansiedler, so meint Rehbock, würden sich jetzt leicht finden, nachdem Tausende deutscher Soldaten Südwestafrika kennen gelernt haben. Der deutsche Auswanderer würde, wenn er dort Unterstützung zu finden erwarten könne, sich lieber nach der deutschen Kolonie wenden als nach dem Auslande. (Vgl. indessen Seiners Artikel S. 165 dieses Globusbandes.)

— Wirtschaftliches über die Kolonie Senegal. Nach einem Bericht des Gouverneurs der Kolonie Senegal hat deren Handel im Jahre 1903 einen erheblichen Aufschwung genommen. Die Einfuhr hatte einen Wert von 58 840 000 Fr., die Ausfuhr einen solchen von 43 700 000 Fr., der Gesamthandel bewertete sich also auf 102 540 000 Fr. gegen 74 756 000 Fr. im Jahre 1902. Die Hauptursachen dieser Steigerung sind in der Zunahme des Exports der Erdnuß und der Einfuhr von Geweben (15 370 000 Fr. gegen 9 840 000 Fr.), infolge stärkerer Ausbeutung des Kautschuks im Sudan und in Casamance zu suchen. Unter den Ausfuhrartikeln figuriert die Erdnuß mit 34 500 000, der Kautschuk mit 3 268 000 Fr. Außerdem sind Gold (aus Galam) und Palmkerne zu nennen. Der Sitz des Generalgouvernements von Französisch-Westafrika ist von St. Louis nach Dakar verlegt worden. Dakars Einwohnerzahl ist seit 1891 um mehr als 100 Proz. gestiegen, nämlich von 8 737 auf 18 447. St. Louis zählte 1891 20 100 Einwohner, 1904 24 000, mit Vorstädten 28 400. Rufisqua, das 1881 1500 Einwohner hatte, hat jetzt deren 18 447. Dagegen ist Gorées Einwohnerzahl von 3200 im Jahre 1878 auf 1560 im Jahre 1904 zurückgegangen. (Bull. du Comité de l'Afrique française 1904, Nr. 11.)

— Ein zweiter deutscher Kolonialkongreß — der erste fand im Herbst 1902 statt — wird vom 5. bis 7. Oktober d. J. in Berlin im Reichstagsgebäude abgehalten. Veranstalter sind in erster Linie die Deutsche Kolonialgesellschaft, deren Präsident auch den Vorsitz führen wird, und etwa 70 Vereine und Institute mit kolonialen Interessen (mit Ausschluß von Erwerbsgesellschaften), so eine größere Anzahl

geographischer Gesellschaften, Missionsgesellschaften, naturkundlicher und völkerkundlicher Museen, industrieller Vereinigungen, der Deutsche Flottenverein, der Schulverein und andere. Das vorläufige Programm umfaßt außer den Plenar- und Sektionssitzungen eine tropenmedizinische und eine kartographische Ausstellung im Reichstagsgebäude und eine Ausstellung kolonialer Erzeugnisse und tropenlandwirtschaftlicher Maschinen im botanischen Museum und Garten. Diese Ausstellungen sollen nur die als Veranstalter genannten Vereinigungen und Institute beschicken dürfen — eine Beschränkung, die uns nicht ganz richtig erscheint. Die Organe des Kongresses sind unter anderen der Arbeitsausschuß und sieben Unterausschüsse. Die Verhandlungen sollen umfassen: 1. Geographie, Ethnologie und Naturkunde, 2. Tropenmedizin und Tropenhygiene, 3. die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien, 4. die religiösen und kulturellen Verhältnisse, 5. die wirtschaftlichen Verhältnisse, 6. die Übersiedelung nach den deutschen Kolonien und die überseeische Auswanderung, 7. die weltwirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen Kolonien usw. Dementsprechend sind sieben Sektionen gebildet, denen auch die in diese Fächer schlagenden Vorträge anzumelden sind. Die Teilnehmerkarte, die überdies zum unentgeltlichen Empfang der später herauszugebenden „Verhandlungen" berechtigt, kostet 10 M. Der Betrag ist an das Bureau des Kongresses, Berlin W 9, Schellingstraße 4, einzusenden. — Die Persönlichkeiten, die die Ausschüsse, Sektionen usw. bilden, scheinen im allgemeinen dieselben zu sein wie vor drei Jahren.

— Über die heutigen Handels- und Wirtschaftsverhältnisse am Victoriasee hat der Hauptzollamtsvorsteher Broschell, der im vorigen Jahre im Auftrage des Gouvernements eine Informationsreise nach den deutschen und englischen Uferländern des Sees ausgeführt hat, im „Kolonialblatt" vom 15. April und 1. Mai d. J. einen sehr gehaltvollen und interessanten Bericht erstattet, dem wir hier ein paar Angaben entnehmen. Broschell bezeichnet die Entwickelung des Seegebietes mit Recht als „beispiellos rasch" infolge der günstigen Arbeiterverhältnisse und der billigen See- und Bahnfrachten. Zur Ausfuhr kommen aus deutschem Gebiete vorzugsweise landwirtschaftliche Produkte, wie Ziegenfelle, Ochsenhäute, Erdnüsse, Reis, Sesam, Baumwolle und lebendes Vieh, aus den britischen Ugandahäfen hauptsächlich Kautschuk, Elfenbein, Ugandarinde, Häute und Faserstoffe. Den Verkehr auf dem See vermitteln neben 20 Dhaus zwei englische, der Ugandabahn gehörende Dampfer, die die Ugandahäfen jede Woche, die deutschen Häfen alle drei Wochen anlaufen. Die Verwaltung der Ugandabahn ist auch dem deutschen Handel sehr entgegenkommend und nützlich. Mit Ausnahme von Schirati ist jeder Hafen von ihr mit großen eisernen Leichtern versehen worden, die Verwaltung hat ferner der Station Muansa wiederholt Mittel und Material zum Bau eines Piers und Zollagerhauses angeboten und sich bereit erklärt, eine Fahrstraße zwischen Muansa und Tabora anzulegen! Muansa ist eine Art von Emporium am See geworden und hat schon jetzt den Verkehrsumfang des Küstenortes Pangani erreicht. Es zählt etwa 700 Häuser, meist aus Ziegeln gebaut, die die Station in einem großen Ringofen herstellt, und an 4000 Einwohner. Bei Ankunft der Dampfer, die jedesmal eine Anzahl europäischer und farbiger Passagiere und Händler mitbringen, entfaltet sich dort ein Leben, wie man es an der Küste nicht immer sieht. Die Zahl der europäischen Firmen in Muansa beträgt drei (eine deutsche, eine italienische und eine griechische); dazu kommen eine amerikanische Firma und 20 indische, 15 arabische und fünf Suahelihändler. Der indische Großkaufmann Alidina Bisram hat einen jährlichen Warenumsatz von 300000 Rupien, die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft einen solchen von etwa 250000 Rupien; der Warenumsatz der übrigen größeren Firmen bewegt sich zwischen 100000 und 150000 Rupien. Auch einige weiße Ansiedler gibt es bereits im Bezirke, die zum Teil eine sehr erfolgreiche Tätigkeit entfalten. Ähnliches gilt vom Schiratibezirk und vom Bukobabezirk. In Bukoba z. B. sind vier europäische und 19 andere Firmen vertreten, die einen umfangreichen Ein- und Ausfuhrhandel betreiben bis nach Mpororo, Ruanda und Urundi hinein; hier kaufen zahlreiche Agenten den Hauptausfuhrartikel von Bukoba, Ziegenhäute, an.

— Über die astronomischen und topographischen Arbeiten der Südkamerun-Grenzkommission auf französischer Seite veröffentlicht der bekannte Afrikaforscher und Astronom der französischen Abteilung Dr. Ad. Cureau in „La Géographie", Bd. XI (1905), p. 97—107 eine Übersicht, die auch von einer Kartenskizze begleitet ist. Die Aufgabe der Kommission bestand in der Hauptsache in der astronomischen Fixierung gewisser Punkte am unteren Kampo und in der Sangha-Ngokoecke, topographische Arbeiten standen in nur sehr beschränktem Umfange auf dem Programm, und eine wirkliche Grenzfestsetzung hat denn auch nicht stattgefunden, weshalb uns das ganze kostspielige Unternehmen als praktisch ziemlich zwecklos gewesen erscheint. Cureau bespricht die für die astronomischen Arbeiten angewandten Methoden, die ja vertrauenerweckend sind, wobei aber nicht zu vergessen ist, daß die Längenbestimmung mit tragbaren Apparaten bis auf den heutigen Tag eine etwas unsichere Sache ist. Über die Berechnung erfahren wir nichts, es wird nur in einer Tabelle das Endresultat mitgeteilt. Immerhin ist es für uns von Interesse, da über die Bestimmungen des deutschen Astronomen, des Oberleutnants Förster, bisher nichts veröffentlicht worden ist. (Sie dürften indessen spätestens in der in der Zeichnung begriffenen Karte des südlichen Kameruns, die im Laufe dieses Jahres herauskommen soll, sich präsentieren.) Wichtig ist, daß sich für die Sangha-Ngokoecke eine Verschiebung nach Osten bis fast zu einem halben Grad herausgestellt hat; ihr folgen schon die Punkte am Dscha, wo beobachtet worden ist, z. B.: Einmündung des Bumba in den Dscha nach der bisherigen Darstellung (Moisels Kamerunkarte im Großen Kolonialatlas) 14° 47′, jetzt 15° 10′ 20″ O.; Ngoko am Dscha bisher 15° 07′, jetzt 15° 35′ O.; Uësso unterhalb der Vereinigung des Dscha mit dem Sangha bisher 15° 33′, jetzt (nicht absolut bestimmt) 16° 02′ O.; Ndsimu am Sangha bisher 15° 36′ 30″, jetzt 16° 03′ 30″ O.; Bomassa am Sangha bisher 15° 48′, jetzt 16° 11′ 30″ O. Die Bestimmung von Bomassa ist von besonderer Bedeutung, weil von dessen Lage der weitere Verlauf der Ostgrenze abhängig ist. Die Breiten am Dscha und Sangha stimmen mit den älteren Plehns ziemlich gut überein. — Die erwähnte Kartenskizze zeigt den unteren Kampo in 1:500000, wobei die Moiselsche Karte desselben Gebietes („Mitt. a. d. deutschen Schutzgeb." 1902, Karte 4) mit den Aufnahmen Engelhardts und Försters ignoriert ist; ferner eine Darstellung des unteren Dscha von den Choletschnellen bei Dongo ab nach der französischen Aufnahme, die sich von der Plehn- v. Steinschen nicht wesentlich unterscheidet.

— Ein neu erschienenes Werk von Esch, Solger, Oppenheim und Jaekel, Beiträge zur Geologie von Kamerun (Stuttgart 1904), enthält zwar hauptsächlich Abschnitte, die paläontologisches und petrographisches Interesse erregen, doch dürfte gerade der erste Abschnitt von Esch, der eine geologische Darstellung des Küstengebietes und Plateaurandes gibt, auch für den Geographen von wesentlichem Wert sein, weil er eine kurz gefaßte Übersicht über die betreffenden Teile Kameruns gibt, soweit sie Esch selbst gesehen hat. Das beschriebene Gebiet zerfällt in zwei Teile, das sedimentäre Vorland und das Gebiet der altkristallinen Gesteine. Ersteres bildet ein nach dem Innern von Kamerun ansteigendes Plateau, das in Südkamerun nur etwa 20, im Norden 267 m Höhe erreicht. An seinem Aufbau sind Kreide, Eocän, posteocäne Schichten und Alluvium beteiligt. Von diesen nehmen die posteocänen Sande und Lehme den größten Teil ein. Sie sind gemischt fluviatil-mariner Entstehung und lassen deutlich lange, bis 70 m hohe, alte Strandwälle aus Sandstein erkennen, zwischen denen, in dem Raume der ehemaligen Lagunen, die Lehme abgelagert wurden. Im Norden vermutet Esch unter letzteren eine Beimengung von vulkanischer Asche; es ist jedoch bis jetzt noch nicht gelungen, unzersetztes, deutlich erkennbares vulkanisches Material hier nachzuweisen, so daß der exakte Beweis noch aussteht. Die älteren Ablagerungen sind reich an Eisenhydroxyd und gehen allmählich in die alluvialen Ablagerungen über, wie sie sich noch jetzt z. B. im Kamerun-Ästuar bilden. Das altkristalline Gebiet wird von Graniten, Gneisen, Glimmerschiefern, Syeniten und Amphiboliten aufgebaut, von denen manche besonders interessante Vorkommnisse in schönen Aufschlüssen entblößt sind. Die Oberflächenformen des von Esch genauer geschilderten Gebietes bestehen aus einer Abwechslung steil bis zum 2770 m aufragender Massive und dazwischen liegender Ebenen. Esch führt ihre Entstehung auf Horstbildungen und Verwerfungen zurück, bei denen man zwei Hauptrichtungen unterscheiden kann. Die eine verläuft westöstlich, die sogenannte Benuëlinie, die andere, der die jungvulkanischen Bildungen folgen, die Kamerunlinie, südwest-nordöstlich. Gr.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

// GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 22. BRAUNSCHWEIG. 15. Juni 1905.

Bulgariens ungehobene archäologische Bodenschätze.

Von Wilh. Götz. München.

Mit Tatkraft, Eifer und Sachkunde sehen wir seit 10 bis 15 Jahren die archäologische Durchforschung des bosnischen Okkupationslandes zu großen Erfolgen geführt. Die daraus erwachsene Literatur (M. Hoernes, Fiala, Patsch) und das Landesmuseum zu Sarajevo (letzteres zunächst eine Schöpfung des k. und k. Hof- und Regierungsrates C. Hörmann, welcher seit dem Beginne der österreichischen Verwaltung sich so viele Verdienste erworben) legen die besten Zeugnisse über diese Arbeiten ab. In Griechenland freilich bedurfte es nicht erst neuester Forschungen, um die Steine und die sonstigen Reste im Boden reden zu machen, wenngleich auch über historisch altberühmte Gegenden, wie Delphi, Aegina oder die Minyersitze in Böotien, rege Ausgrabungen in unsern Tagen wichtige, keineswegs überflüssige Mitteilungen brachten. Wir können aber auch von Bulgarien sagen, daß durch Eisenbahn- und Straßenbauten der letzten dreißig Jahre, sodann durch wissenschaftliches Streben die Erschließung so mancher Grabstätte und aufgeworfener Hügel der Vorzeit veranlaßt ward. Daher konnte hier gleichfalls die Hinterlassenschaft weit voneinander abstehender Jahrhunderte lehrreich werden. Allein wir stehen trotzdem für die nichtgriechische Landmasse der Halbinsel erst in den Anfängen unseres Wissens von dem, was die Bodenhülle bezüglich nun entschwundener Kulturzustände noch deckt. Vor allem ist es der Osten, das Gebiet mit vorherrschend bulgarischer Bevölkerung, wo tausende von Grabhügeln — Kurganen (zum Teil Dolmen), oft auch allgemeiner als Tumuli bezeichnet, noch unberührte untersuchungswürdige Fundstätten bieten.

Mit der Benennung Dolmen deuten wir allerdings zugleich an, daß es sich um Hügel handele, welche in den verschiedensten Ländern der östlichen Hemisphäre von der Vorzeit Notiz geben, und zwar nicht als bloße Erdaufschüttungen, sondern zugleich als megalithische oder doch immerhin mit Steinverwendung im Innern bereicherte Rund- und Längshügel. (Wenn nämlich auch zahlreiche Dolmen, vor allem in den Ländern Westeuropas, lediglich in ihren aufgestellten Felsplatten und deren Decksteinen sichtbar sind, so sehen wir doch in diesen nur den gebliebenen wichtigeren Kern, dessen Erd- oder Sandhülle von Wind und Wasser beseitigt worden ist. Allerdings in völlig bodenarmen Steingebieten, wie z. B. östlich des Jordans und des Toten Meeres, begnügte man sich im ganzen mit der Zusammenstellung der mächtigen Felsbankstücke.)

In den meisten beteiligten Ländern kam offenbar mit dem Wechsel der Bevölkerung, wobei in Abstammung und Sitte fremde Zuwanderer die bisherigen Bewohner verdrängten oder unterjochten, auch die reichlich entwickelte Übung ab, kunstreiche Dolmen oder stattliche Kurgane zu errichten. Anders in Mösien und Thrakien. Hier hat auch die Annahme des Christentums, welches wir wohl anderwärts als den spätesten Faktor der Abschaffung des heidnischen Gebrauches dieser Totenehrung zu erachten haben, nur langsam dessen Ende bewirkt, freilich nach Ausbildung einer verfeinerten Beschaffenheit des steinernen Grabes unter dem Hügel. (Schkorpil, Mogili, S. 51 ff.)

Nur in russischen Gebieten mag eine annähernd gleiche Treue gegen diese auszeichnende Abschlußarbeit der Bestattung geübt worden sein, obgleich wir in dem weiten Bereiche Süd- und Südwestrußlands in noch reichlicherer Folge als am Balkan Völker finden, welche einander im Landesbesitz ablösten. Dort war es wohl zugleich der weit ausgedehntere flache und sanftwellige Verlauf der Bodenoberfläche, um dessentwillen die auf weite Strecken sichtbaren künstlichen Hügel als Leistungen wertgehalten wurden, welche zugleich von den Errichtenden Zeugnis geben sollten. Man schuf auch deshalb häufig Kurgane von bedeutenderem Durchmesser (100 m und darüber), während die heutige Höhe derselben ohne Zweifel weit hinter der ursprünglichen zurücksteht, zumal der von keinem Gebirgszug gehemmte Wind hier ausgiebiger zu nivellieren vermag. Damit hängt wohl die Auffassung russischer Archäologen zusammen, daß die flacheren Hügel (mogilniki) älter seien als die Kurgane. Doch zieht sich daselbst, wie die Ausgrabungen lehren, der Gebrauch, solche Bestattungshügel aufzuwerfen, durch die verschiedensten Kulturperioden hindurch bis ins 13. Jahrh. n. Chr. Denn schon aus der Steinzeit rühren diejenigen her, in welchen der Verstorbene in der bekannten zusammengekrümmten Lage beerdigt wurde; auch hier bestand sodann der etwas spätere Brauch roter Ockerfärbung der Knochen, und weiterhin wurden in den verschiedenen Landesteilen Funde erhoben, welche von altslawischen, von mittelalterlich-finnischen und von turk-tatarischen Stämmen herrührten. Reihen von Kurganen kennzeichnen namentlich die südrussische Steppe, besonders nahe dem Don, aber auch das Flachland am Kaukasus und am Ural. Längs der Flüsse, wohl wegen der dort hinziehenden Wege, mehrt sich die Häufigkeit dieser unscheinbaren Bodenerhebungen (solche von 10 m Höhe reihen sich unter die bedeutenden ein[1]).

[1] Solche findet man häufiger im südöstl. Teile des Gouvern. Charkow. Andere freilich erreichen nicht weniger als 20 m Höhe, wie z. B. jene bei Alexandropol unweit Jekaterinoslaw

Jedoch auch die nördlichen Finnenstämme im Newagebiete hinterließen solche Aufschüttungen zahlreich genug, um die allgemeine Verbreitung derselben im ganzen sarmatischen Osten bezeugen zu lassen.

Südlich der unteren Donau befleißigte man sich noch mehr der Bereicherung des Landes mit solchen Tumuli oder slawisch mogili (mogile), obgleich die zahlreichen Terrainwellen und andere Bodenerhebungen hier weniger als im ebeneren Sarmatien dazu aneiferten, solche augenfällige Erdmonumente zu setzen. Dies führt uns zum Aussehen der Hügel und zur Würdigung ihrer Größe.

Das erstere läßt in zweierlei Hinsicht unterscheidende Merkmale wahrnehmen. Zahlreiche Mogili im bulgarischen Gebiete treten mit ausgeprägterer Höhenform entgegen, sozusagen als kleine Steilkuppen oder deutliche Kuppelgestalten. Dazu warf man nicht selten mehrere größere Hügel nahe beieinander auf, anders als etwa in Südrußland, wo paarweises Erscheinen von Kurganen, namentlich in der Nähe der noch strittig beurteilten Rundwallaufwürfe (Gorodischte), oder einzelne Reihen von mehreren größeren Gestalten begegnen. Beides aber diente im Balkanlande jedenfalls dazu, das Dasein dieser Arbeiten ausgiebiger sichtbar zu machen. Es läßt sich hier kaum ein Sondergebiet bezeichnen, welchem vor anderen stattliche Tumuli eigen wären; man findet steil emporgehende, kraftvolle Formen ebenso bei Varna, hier allerdings an erster Stelle, als bei Philippopel, an der Jantra und a. a. O.[7]). Außer denen aber, welche durch ihre Höhe sich auszeichnen, mögen als Beispiele hervorragender Arbeitsleistung hier noch erwähnt werden vor allem jene, welche in Feldzügen der türkischen Zeit wichtig wurden, sowie die auf der Stätte kleiner Kirchen aufgeworfenen. Unter ersteren wurden bekannter: Kurtepe zwischen Varna und Burgas, als ein Batteriestand 1828 instand gesetzt; für die Kanonen wurde das Innere teilweise ausgehoben und eine offene Seite zum Einfahren eingeschnitten. Westlich davon wurde im Norden von Karnabad in einer anderen Mogila ein Hohlraum von 20 m zu gleichem Zwecke 1829 hergestellt. Eine natürliche Höhe nordwestlich Adrianopel trägt einen Tumulus, welchen man zu einer vierseitigen Redoute verwenden konnte. Etwas Ähnliches geschah mit den zwei stattlichen Hügeln bei Schipka-Schejnowo, deren einer, Schischmanez genannt (15 m hoch), 1878 mit acht Geschützen bewehrt wurde. Etliche unweit Philippopel dienten ebensolchem Zwecke. — Auf den Resten oder Grundmauern kleiner Kirchen erheben sich andere, ein klares Zeugnis für die hier über die Einwurzelung des Christentums hinaus währende Neigung zu solchen Aufschüttungen. Es ist zudem nirgends völlig erweisbar, daß die Türken wirklich Tumuli hergestellt haben, wenn auch von einzelnen überliefert und Reisenden früherer Jahrhunderte (Walsheim, 1779; Busbeck) gesagt wurde, daß dieselben aus Siegesfreude (Eroberung von Ofen) oder zum Gedächtnis eines an Ort und Stelle durchgeführten Kampfes der Türken (Becken von Sofia) errichtet seien. Auch das Sträuben der türkischen Ämter gegen die wissenschaftliche Untersuchung der Hügel kann nicht als positives Zeugnis dienen. Als Beispiele aber für die Unterlage von Kirchenmauern führt H. Schkorpil eine Aufgrabung im Kreise Sofia an, wo er einen Tumulus von 40 m Durchmesser über einem 15 m langen und 6 m breiten Kapellenfundament erschließen sah. Von einem noch größeren Hügel (56 m) bei Samakov wird berichtet, daß er die Reste einer Gregoriuskirche bedecke, wie Ähnliches von Kurganen im Osten und im Süden von Osmanpasar (ersterer mit einem Durchmesser von 100 Schritt) und von einer Anzahl anderer[8]). — Die massigste Aufschüttung aber findet sich wohl bei Rasgrad im Dorfe Güseldsche Alan, da dieselbe von mehreren bäuerlichen Anwesen besetzt werden konnte. Wenn aber bezüglich der Raumgröße auch anderwärts Ähnliches sich bietet, so besitzt das heutige Bulgarien jedenfalls in der Menge seiner Tumuli etwas Einzigartiges. Von denselben sind bereits 6270 in der Literatur schon vorher verzeichnet worden, und die „Mogili" fügen weitere 1750 in ihrer distriktweise gegebenen Übersicht hinzu, wie uns sodann Hermeneg. Schkorpil noch mündlich versicherte, daß es sicherlich 10000 gehe. Außerdem wurde in den letzten Jahrzehnten eine beträchtliche Anzahl zugunsten des Eisenbahn- und Straßenbaues, sowie auch neuer öffentlicher Gebäude (Sliwen, Philippopel), und von den Landleuten beseitigt. Man dürfte, um die genannte Summe als entsprechend anzusehen, sich nur in die höchst verschiedenen Landschaften einerseits um Philippopel und um Schipka-Kasanlik, andererseits etwa in jene von Koludscha, d. h. 35 km westnordwestlich von Varna und 32 km östlich von Jenibasar, versetzen; hier eine weltverlassene, einförmig stark gewellte Gegend ohne eigenartige Züge, ohne Straße oder irgend eine größere Ortschaft; dort die reichsten Talebenen des Landes! Aber in jedem Falle eine reiche Gruppierung, ein dichtes Übersäetsein des Bodens mit diesen Denkmalen, wie z. B. an der Südseite des erwähnten Kosludscha vier dicht gescharte Gruppen (mit 6 bis 15, auch 18 Hügeln) sich erhalten haben.

Was aber war bestimmend für die Ortswahl dieser Auszeichnungen, einer besonderen Ausstattung der Bodenoberfläche? Man wird die Antwort sowohl durch eine Umschau nach den Standorten suchen, in welchen diese Zeugen der mannigfachsten Vergangenheit immerhin am zahlreichsten erstanden, als auch aus den Ausgrabungen schließen oder aus anderen Arten der Benutzung.

Eine Zuweisung der Mehrzahl der Tumuli an Punkte, wo sie beträchtlich weit sichtbar blieben, scheint zunächst nahe zu liegen. Beginnt man im Osten mit den Hügeln bei Varna und dem südlich davon gelegenen Dorfe Galata, so gedenkt man ihres freien Anblicks vom Meere her. Alle beträchtlicheren Mogili nächst der alten Heerstraße vom Goldenen Horn nach Nisch, von Lüle-Burgas an bis über die Ebene um Sofia hinaus konnten dem genannten Zwecke dienen. Gleiches gilt von jenen, welche zwischen Rustschuk und Nikopoli auf der Höhe längs der Donau auftreten. Auch die kräftigen Gestalten an der alten Weglinie von Rustschuk nach Tirnova redeten, wenn sie wirklich Grabhügel sind (nordöstlich von Bjela, südlich von da, sodann östlich von Nikup, dem einst berühmten

(Recueil des antiqu. d. l. Scythie. Petersb. 1866). Über kräftige Formen der späteren (d. h. mittelalterlichen) Zeit im inneren Rußland s. N. de Boulitschov, Fouilles d. l. Russie centrale, 1900.

[7]) Hermenegild und Karl Schkorpil erklären als die höchsten Mogili im Lande (bis zu etwa 30 m über ihrer Umgebung) jene im Waldgebiet des Deli Orman bei Mundschilar, eine solche westwärts von Philippopel (bei Manolsko Konare) und je eine in den Kreisen Jeni- und Eski-Sagra. Die beiden Gelehrten, durch eine lange und höchst wertvolle Reihe archäologischer Arbeiten, geologische und sonst naturwissenschaftliche Schriften in einzigartiger Weise um Bulgarien verdient, lassen uns nur bedauern, daß sie nicht die große Masse deutscher Leser häufiger mit Publikationen in deutsch geschriebenen Zeitschriften erfreuen. Dies wäre um so näher liegend, da sie ja mit unserer Sprache bestens vertraut sind. — In unserer obigen Arbeit haben wir uns bei der Gewissenhaftigkeit beider Autoren in jedem Bedarfsfalle auf deren Darlegungen gestützt, welche im Sbornik für Volksbildung zu Sofia von 1890 an enthalten sind, desgleichen in den „Archäolog. epigraph. Mitteilungen" zu Wien (Bd. 15 ff.), namentlich auch in den „Pametnici (Denkmäler) aus Bulgarien", im besonderen in dem bereits oben angeführten Buche „Mogili", Philippopel, 1898.

[8]) Schkorpil, Mogili, S. 160 ff.

Nicopolis ad Jatram), zu den Dahinwandernden über das ehrende Gedächtnis der hier bestatteten Großen. So könnte man auch die Gruppe nördlich von Lovtscha an der Straße nach Plewna, ja auch die reiche Ansammlung am Fuße des Schipkapasses und an der Straße nach Kasanlik und die Mogili bei Eski-Sagra noch als Hilfsmittel für die Folgerung ansehen, daß die Rücksicht auf möglichste Publizität des Standortes ein wesentlicher Grund für des letzteren Wahl, ja wahrscheinlich auch für die Häufigkeit der Errichtung dieser Dolmen und Grabhügel gewesen ist.

Allein es fehlt vor allem schon der Nachweis, daß nicht nur diese hier in Betracht kommenden Gruppen, sondern auch die mehr als Einzelerscheinungen aufeinander folgenden Gestalten zumeist als Grabmäler errichtet worden sind.

Sodann stimmt aber die Verteilung von Tausenden anderer Hügel zu wenig mit einer Ortswahl zusammen, welche von weiter Sichtbarkeit und von den Hauptweglinien bestimmt wäre. Denn es gibt in allen Gegenden von geringer Seehöhe Gruppen und Einzelindividuen von Tumuli; nur im Gebirge fehlen sie. Man müßte jedem Verbindungsweg zwischen zwei Städtchen eine kausale Bedeutung zuschreiben, um jene Begründung zu rechtfertigen. Ja kaum dann hätte man ausreichend die Hügel bei den Dörfern östlich von Kasanlik oder die zwischen Sliwen und Karnabad erklärt, ebensowenig die Hunderte, welche man auf fast allen Radialwegen von Philippopel aus auf etliche Stunden Abstand erblickt[1]), desgleichen jene um Jamboli im Norden, Osten und Süden oder an den Rändern der Thrakischen Halbinsel usw. Und wie sollten in fraglicher Weise Ansammlungen begründet werden, welche wir z. B. um Kosludscha erwähnt haben?

Wenn hiernach schwerlich festzustellen ist, warum die bulgarischen Tumuli gerade dort stehen, wo wir sie finden, so fragt es sich, ob deren bis heute nachgewiesene Zwecke uns in der Erkenntnis bezüglich ihrer Ortswahl und zugleich ihres massenhaften Vorkommens fördern?

Daß wir bisher die Mogili als Grabdenkmäler bezeichneten, hat natürlich nicht nur darin seinen Grund, daß sie allgemein als solche gelten und insbesondere auch in dem Lande, von welchem zumeist die kulturarmen Völker der Halbinsel herbeikamen oder beeinflußt waren, nämlich in den sarmatischen und skythischen Gebieten regelmäßig sich ergaben. Es wurden ja ebenso auch in Bulgarien selbst so viele dieser Hügel als Erdmonumente für Bestattete durch Ausgrabungen festgestellt. Von Schkorpil werden wir durch die verschiedenen Abschnitte der prähistorischen und der griechisch-römischen Kulturzustände hindurch geleitet, indem Ergebnisse der vorgenommenen Aufdeckungen des Innern von 1851 an vorgeführt werden.

Für die prähistorische, d. h. vor dem Auftreten der Thrakerstämme vorhandene Kulturstufe fehlt es allerdings offenbar zurzeit noch an Nachweisen, daß in oder unter Tumulis Gräber bereitet worden. Denn die nicht geringen Überreste der neolithischen Zeit (Artefakte ganz wie anderwärts, auch Tongefäßteile) befinden sich nur in Aufhäufungen beliebigen Profiles oder bei dort sogenannten Platthügeln, die aber in bezug auf Grabfunde weder in größerer Zahl, noch weniger sämtlich durchforscht worden sind. Sie unterscheiden sich schon durch das Mißverhältnis ihres Querdurchmessers zur Höhe wesentlich von den Grabüberschüttungshügeln. In nächster Nähe der Platthügel sind sehr oft Quellen, was gleichfalls keinen Zusammenhang der ersteren mit Grabmälern andeutet. Beachtenswert mag hierbei erscheinen, daß vorerst der Osten die neolithischen Hauptfundstätten bietet. Zweifellos läßt das allgemeine archäologische Interesse und die geschichtliche Forschung es bedauern, daß nicht wenigstens außerbulgarische Kreise die Mittel und Kräfte für möglichst vollständiges Erschließen dieser Stätten aufbieten, wodurch voraussichtlich einige Klärung über die Vorgänger der Thraker und über die prähistorischen Beziehungen zu Ungarn gebracht würde, freilich auch bereits für die Zeit der Bronze. Man würde auch erkennen, ob die Thraker selbst noch sich allseitig mit Steingeräten beholfen haben, so daß sie erst durch eigene Fortentwickelung zu dem so früh eisenverarbeitenden Volke geworden wären, als welches man sie am Beginne der dortigen Geschichte kennt. (Siehe des Verfassers „Historische Geographie", S. 129.)

Die „thrakische Zeit" reicht bereits in jene der gesamten griechischen Kulturentfaltung. So manch echte Mogili, welche zeitlich hierher gehören, wurden erschlossen, welche wenigstens durch eine Grabstätte und einzelne Gegenstände, sei es der Töpferei oder der Metallverarbeitung, den Hauptzweck des Erdaufwurfes anzeigten, wenn auch die Skeletteile fehlten. Spätere, bereits dem fortgeschrittenen 4. Jahrhundert v. Ch. zuzuweisen, enthielten auch Skelettreste, Münzen und namentlich Idole, desgl. Schmucksachen u. a. m. Die Thraker erscheinen zweifellos am treuesten der Sitte ergeben, solche Grabhügel zu errichten. Denn ihre Arbeiten dieser Art treten aus dem Nebel der Homerischen Zeit in die Jahrhunderte des entwickelten Hellenentums herein und erhalten in diesen und bis in die spätere römische Kaiserzeit Fortsetzung. Wir können es daher z. B. nur für eine unnötige Hypothese ansehen, daß die Goten wesentlich diese Sitten gebracht hätten, und daß sie von den Landeseingesessenen dann festgehalten worden wäre (Much). Es haben vielmehr die nach den Thrakern Gekommenen, z. B. wohl auch Awaren und Petschenegen, und jedenfalls vor diesen die Slawen gern solche Totenehrung nachgeahmt, bzw. fortgesetzt; denn sie kamen ja vom heutigen Südrußland heran. Der griechisch-römische Einfluß aber erwies sich wirksam, insofern er dem Bestatten im wirklichen Sarkophag oder im truhenähnlich gelegten Steingrab Verbreitung verschaffte, so daß letzteres zum Kern des Tumulus in den Balkanländern wurde. Doch ist angesichts der Beschaffenheit so mancher Dolmen in den Keltenländern Westeuropas eine über Illyrien und Pannonien herbeigekommene Anregung zur Steinbefestigung eines Hohlraums für das Grab, auf welches dann die mächtige Aufschüttung erfolgte, keineswegs abzuweisen. Hierin könnte erst eine weitgehende Durchgrabung einer sehr bedeutenden Zahl von bulgarischen Tumuli uns auf einen festen Boden der Erkenntnis führen.

Erst spät drang das christliche Kirchentum auch im inneren Lande des mächtigen Bessenstammes wirklich durch, nicht vor dem 5. Jahrhundert. Dadurch aber erfolgte dann allgemeinere Entnationalisierung; lateinisches und griechisches Wesen samt Sprache ward herrschend. Daß jedoch deshalb die Ehrung von Großen oder verehrten Häuptern durch Grabhügel nicht alsbald wirklich abkam, dies wird uns schon durch das Aufschütten von solchen auf christlichen Kapellen oder auf deren Grundmauern (siehe oben S. 374) mittelbar bewiesen. Wir dürfen es als selbstverständlich ansehen, daß in Gegenden, wo Volkstum und Geschlechterautorität mehr galten als die bei ihrem Vordringen zum Balkan bereits stark verweltlichte Kirche — man sich auch die uralt überlieferte Widmung neuer Tumuli nicht wehren ließ. Daher die Funde aus frühbyzantinischer Zeit! Die heidnischen Sla-

[1]) Siehe hierzu übrigens auch die östlichere Rundtour Weisers samt deren wertvollen Angaben in den Mitteilungen der anthropol. Gesellsch. Wien, 1872: „Thrakien und seine Tumuli".

wen und dann desgleichen Bulgaren betrachteten weiterhin die im ganzen doch mehr auf den Erhebungen als auf Talboden und Ebene errichteten Zeugen rühmender und rühmlicher Bestattung als würdige und nachahmenswerte Werke, welche namentlich weder kunstgewerbliche Kultur noch Geldmittel verlangten. Es geschah infolge einer Umsetzung in eine äußerlich kirchliche Auffassung, daß man sogar auch ganze Kapellen, welche ja so oft über den Gebeinen derer erstanden, welche man in Gottes besonderer Huld wußte, zum Kerne von Tumulis machte, oder doch die unteren Reste solcher kleinen Gotteshäuser. So nehmen wir denn an, daß erst im 10. Jahrhundert die altthrakische Sitte hier zu Ende gegangen sein wird. Jedoch so, daß nicht wenige alte Hügel als geweihte historische Stätten noch weiter Geltung besaßen, wovon die Sitte jährlicher Volkszusammenkünfte an einzelnen Mogili Zeugnis gibt[1]).

Allein damit hörte nur das Schaffen solcher Grabhügel auf. Die Herstellung von Tumulis zu anderen Zwecken mag wohl zuweilen schon früher stattgefunden haben. Jedenfalls ist durch eine bedeutende Zahl von Aufgrabungen dargetan, daß man Mogili ohne die geringste Mitwirkung eines Bestattungszweckes errichtete. Die auch anderwärts einzelnen frei gelegenen Höhepunkten durch künstliche Zutat verliehene Verstärkung ihrer Nutzbarkeit als Specula konnte im Lande der 10000 Tumuli natürlich gleichfalls nicht fortdauernd ohne Parallele bleiben. Gewiß waren manche Hügel beiden Zwecken dienstbar. In so exponierter Lage, wie sie z. B. jenem Steilhügel an der Straße von Bjela nach Tirnova mit seinen Sitzbänken und den sie beschattenden Bäumchen eignet, war die Absicht, zugleich einen „Wachthügel" zu errichten, klar gegeben, wenn hier überhaupt ein Helden- oder Fürstengrab zugrunde liegt. Aber es wurden auch miteinander korrespondierende künstliche Kuppen in längerer Linie als Punkte für optisches Telegraphieren früherer Zeiten wie im 19. Jahrhundert benutzt. Daß so manche derselben nicht zugleich Grabmonumente waren, bezeugen die zahlreichen Vorkommnisse leerer Aufschüttungen. Schon Weiser (a. a. O., S. 141) berichtet, das eine beträchtliche Anzahl, welche infolge des Baues der Straße von Adrianopel nach Samakov beseitigt wurde, lediglich aus Bodenmaterial bestanden. 1885 und 1887 durchgrub man Hügel bei Jamboli (auf den Bakadschenischen Höhen und auf dem Wege von Adrianopel nach Kasulagatsch), welche nur einen aus altem Gestein gebildeten Kern (zylinderähnlich) und dunkle sandige Erde unterscheiden ließen. Auch andere Berichte teilen die Vergeblichkeit der Durchforschung einzelner Tumuli mit, von denen natürlich vorher ersichtlich gewesen, daß sie ihren ursprünglichen Stand behalten hatten. Wenn außerdem noch solche Aufschüttungen für Sonderzwecke, wie namentlich für Zelte von Truppenführern in Heerlagern, zu finden sind (Schkorpil), so trägt dies allerdings zur Lösung der Hauptfrage nach dem Grunde der großen Zahl und der hauptsächlichen Bestimmung der Mogili des Landes wenig bei. Aber die Herstellung nicht weniger solcher Erscheinungen ohne Zusammenhang mit einer Begräbnisstätte ergibt sich jedenfalls aus dem Vorhergehenden. Dabei bleibt es offen, ob nicht gleichwohl die betreffenden Hügel dem Gedächtnis einer Persönlichkeit galten, deren Grab man jedoch an anderer Stätte herstellte.

Nach dem allen nun fehlt es uns an befriedigenden umfassenden Aufschließungsarbeiten, um die Frage wissenschaftlich entsprechend zu lösen, woraus sich das einzigartig zahlreiche Auftreten der Tumuli Bulgariens und deren mannigfaltige Ortslage erkläre. Auf Grund der bisherigen Erschließungen vermögen wir nur zu der Wahrscheinlichkeit vorzugehen, daß die Errichtung von Grabtumuli erst von den Thrakern ins Land gebracht wurde, welche Sitte die Slawen und dann die Bulgaren älterer Zeit weiter pflegten. Die Aufschüttung anderer Gedächtnishügel schloß sich an. Örtlich jedoch erscheint diese künstliche Beigabe zum Bodenprofil fast stets in enger Verbindung mit der **Bevölkerungsdichte**, weniger mit den Hauptverkehrslinien. Jedenfalls finden sich dort, wo die lohnendste Bodenkultur seit ältester Zeit getrieben werden konnte (Gegend um Philippopel, um Kasanlik, Becken von Sofia), die zahlreichsten Mogili.

Aber das Bedürfnis, hierüber und über andere im Verlauf unserer Darlegung angedeutete Fragen gründlichere Nachweise zu erhalten, läßt uns als unser nächstes Hauptziel dies bezeichnen, die Tätigkeit größerer wissenschaftlicher Körperschaften, aufgeklärte Förderung von seiten des bulgarischen und anderer Staaten, dazu begeisterungsfähige Spender zu einem Zusammenschluß zu veranlassen, welcher systematische Tumulusdurchforschung von einem Hundert zum anderen unter erfahrenster Leitung vollführe.

[1]) Schkorpil, Mogili, S. 161.

Zur Volkskunde der Slowaken.

Von Dr. F. Tetzner[1]).

Die Slowaken, der südlichste Teil der tschechisch-mährisch-slowakischen Sprachgemeinschaft, bewohnen außer zahlreichen ungarischen Sprachinseln den nördlichen Teil dieses Königreiches zwischen der March—Donauecke und der galizischen Grenze; im Süden bildet bis zum 20. Greenwichgrad etwa der 49., dann der Breitengrad $49^1/_2$ die Scheide. Doch herrscht im Süden magyarisches, im Osten ruthenisches, im Innern deutsches Sprachgemisch. Die Städte Preßburg, Neutra, Schemnitz, Kaschau, Ungvar auf der Südlinie bieten wenig Slowakisches. Das Volk hatte seine politische Blüte in der letzten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Das großmährische Reich Swatopluks war aber von kurzer Dauer. 907 brachen die Magyaren ein und haben sich unter wechselndem Geschick als Herren behauptet. Die heimische Literatur, die anfangs nur einen Teil der tschechischen ausmachte, hat sich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Betonung der altertümlichen Volksmundart selbständig gemacht, und Namen von gutem Klang erhoben sie zur Literatursprache; so Holly, Bernollak, Kalinčak, Kral, Kukučin. Der größere Teil des Volkes ist katholisch; die Zahl der Slowaken selbst wird leider nach dem nationalen Standpunkte so verschieden angegeben, daß jede Normierung ihre Gegner findet. Die ganze Sprachgemeinschaft schätzen die einen mit $5^1/_2$, die anderen mit $8^1/_2$ Millionen ab, auf die Slowaken kommt dabei die kleinere Hälfte.

Eines der südwestlichsten Slowakendörfer ist Blumenau, derselbe Ort, wo 1866 der Krieg seinen Abschluß fand. Bei dem deutschen Gepräge Preßburgs und seiner Umgebung vermutet man schwerlich, sogar oberhalb und

[1]) Die Abbildungen 1 bis 4 und 8 sind nach Photographien von Körper in Straßburg hergestellt.

so nahe, ein rein slowakisches Gemeinwesen, wie eine Insel, umbrandet von den hohen Sturmeswogen künstlicher Magyarisierungssucht und den ruhigen Wellen der gewaltigen Macht deutscher Literatur und Kultur, unweit der Dorfgrenze. In Preßburg auf dem Markt begegnet man den kräftigen Frauen- und Mädchengestalten aus der weiten Umgebung in festlicher (Abb. 1 bis 3) oder geringerer, immer aber malerischer Tracht. Sie kommen im Sommer barfuß die Landstraße daher, ein Grastuch oder hölzernes Schaff auf dem Rücken. Die nie müßigen Hände enthülsen während des Ganges Schoten, die Erbsen entfallen in einen geflochtenen Korb am Arm. Große, gestreifte Kopftücher, kurze Bauschröcke, breite Schürzen mit langen, reich gemusterten Bändern machen sie von weitem kenntlich. Nicht zierliche Schuhe, sondern große Kanonenstiefel zieht die Frau an. Es rollen auch die Bauernwagen mit dem geflochtenen Wageneinsatz daher, die Zugtiere gehen unter slawischem Joch. Die Bauerburschen lieben gestickte Westen und ebensolchen Hemdeneinsatz, die Ornamentik der Husarenhosen wird gern zur Schau getragen, und auf dem Kopfe sitzt ein rundes, keckes, blumenumwundenes Hütchen, das der Rekrut mit kennzeichnenden langen Bändern (Abb. 3) stolz versieht. Die billige braune Tonpfeife ist des Burschen steter Begleiter, und nur, wenn er repräsentieren (Abb. 3, 4) oder sich



Abb. 1. **Slowakische Frauentracht in Trencsin.**

zwischen Getreidefeldern und Weinbergen, Wald und Wiese ertönen ihre Lieder. Schon winken hohe Kirchtürme, und an der Landstraße auf steilem Abhang in einem Kartoffelfeld die erste Merkwürdigkeit: ein Miniaturgehöft einfachster Art. (Abb. 5.) „Eine alte Zigeunerin“ und andere liebenswürdige Bezeichnungen höre ich als Antwort der Dorfjugend auf meine Frage nach den Insassen. Wie man eine halbe Stunde vor Altupsala aus dem Munde der Schwedenkinder nichts über ihren alten Kulturort, in Sarajewo nichts über die Derwische aus dem Munde so mancher ansässiger Bürger erfahren kann, so ist's entsprechend auch in einem so kleinen Gemeinwesen, das nach Angabe meines Gewährsmannes 189 Häuser mit 1200 Einwohnern zählen soll. Doch hinauf zur kleinen Burg, die auf meterhohem, pyramidenstumpfähnlichem steinernen Unterbau mit einem Guckfensterchen nach der Straße lugt. Durch die Furchen auf einen Rain und zum Türfensterchen, einer Glasscheibe. Das Häuschen ist 2,12 m breit, 3 m lang, 2 m hoch bis zum First. Man kann gerade darin stehen. Die ziemlich dicke Wand ist von Holz und ist außen mit Erde beworfen, die wieder von Birkenstäben festgehalten wird. Das spitze Brettdach ist mit Dornen und Schwersteinen belegt und ist vorn offen. Wir öffnen die verschließbare Tür, ein Hufeisen ist auf die Schwelle genagelt. Innen außer Bett, Kommode, Ofen, Topfbrett, Korb, Schaff und Spaten nur noch



Abb. 2. **Ratzersdorfer Tracht.**



Abb. 3. **Neudorfer Mädchen- und Rekrutentracht.**

photographieren lassen will, wird eine Virginia herbeigeholt. Mit den bekannten meterlangen, viertelmeterhohen Schilfkorbtaschen (Abb. 12) über der Schulter kommen die Marktbesucher die Pappelallee daher, und

ein Muttergottesbild und ein Weihkesselchen. Die kleine Vieh- und Landwirtschaft 3 m vor der Tür erstreckt sich auf ein paar Kartoffeln, Bohnen, zwei Hunde, eine Ziege, ein Schwein. Auf dem Hunderaum liegen ein paar

Küchengeräte. Das Wasser muß von weither geholt werden. Und der Inhaber: „Mein Mann ist vor 35 Jahren ausgerissen und hat nichts wieder von sich hören lassen, er ist vielleicht in Pest oder auch in Amerika, da hab' ich mir das Häusel selbst zusammengebaut. Meine Tochter ist im Dorf verheiratet, die haben selbst nicht viel, und das ist hier ihr Kind, das bleibt bei mir. Ich bekomme einen Gulden monatlich, aber wie kann ich davon leben?" Ein ihr geschenktes Butterbrot teilte sie treuherzig und eifrig unter alle anwesenden zwei- und vierbeinigen Lebewesen. Es schien ihr ganz unbegreiflich, daß sich überhaupt ein Mensch für sie interessieren könne. Die paar gespendeten Münzen versetzten sie in eine beinahe überschwengliche Stimmung, das Kind mußte dem Spender die Hände küssen. Und im Dorfe bestätigt man die Aussagen der Alten. „Die arme Frau; sie muß viel dulden und im Winter oft bitteren Hunger leiden, und sie hat sich recht und schlecht durchgeschlagen." — Unten fuhr eine elegante Equipage vorbei, und oben ragten zwei schöne Kirchen. Ich durchwanderte das Dorf weiter, am Ende liegen ein paar Gasthäuser und ein Radbrunnen, bergauf führen rechts und links vom Bache Wege bis hinauf zu den beiden Kirchen. Die Hausgrundstücke bilden eine lange Straße, und vor jedem Haus steht am Bach für Feuersbrünste ein großes Wasserfaß, das immer gefüllt sein muß. Der Giebel ist oft, nicht immer, nach vorn gerichtet, die große Breitseite steht rechtwinklig zur Straße (Abb. 6, 7, 8). Fachwerkbau mit starken Balken und Strohschindel wiegt vor, letztere von starken Holzreitern gehalten. Die erste Tür ist weit, breit und starktorig vorgebaut, innen am Türtor sind Sitze eingemauert. Die zweite Tür führt häufig zum Stall, da meist alles in einem Hause untergebracht ist. Weißgetüncht, rein und schön sieht alles von außen und innen aus, bunte Zierstriche lassen die kleinen, vierteiligen Fenster schärfer hervortreten. An den Innenwänden hängen zahlreiche Bilder, und auf Wandbrettern liegen Teller und Töpfe, auf denen die verschiedenartigsten farbigen, lebhaften Muster zu bewundern sind. In der Küche stampft man mit S-förmigem Messer (Abb. 11) Kartoffeln oder Kraut für die Kühe. Die Schweineställe auf den Höfen stehen wie auf Beinen. Die Dächer sind überall stark zugespitzt, darin stecken geweihte Zweige. In und zwischen den starken Hausbalken sieht man Bücher, Blumen, Zweige. Im Innern fallen die Menge der Betten in einer Bettstelle, die reich ornamentierten Geräte, die Farbenfreude auf, aber auch die Reinlichkeit der ungedielten Räume. Dazu die Eigentümlichkeit, daß bei allem Festhalten an der slowakischen und bei dem stillen Widerwillen gegen die magyarische Sprache das Deutsche im Gasthaus viel gehört und auf Grab- und Gerätinschriften häufig zu finden ist. So steht auf den bunten Tellern außer Namen: „Ach wie gut ist die Suppe", „Erinnerung", „Andenken", auf Gräbern: „Hier ruhet Frau Anna Muschovits, gest. 3. Aug. 1903 im 38. Lebensjahre. Friede ihrer Asche." „Den



Abb. 4. **Kaltenbrunner Burschentracht.**



Abb. 8. **Jablonitz. (Neutraer Komitat.)**

am 22. Juli 1866 im Gefechte bei Blumenau gefallenen österreichischen Kriegern von den Bewohnern Preßburgs." Die älteren Grabinschriften sind alle slowakisch; das alte Holzkreuz (Abb. 9) weist nie eine deutsche Inschrift auf, nur das moderne, feine, vergoldete Eisenkreuz oder der hohe Grabstein (Abb. 10).

Von alten Sitten hat sich infolge der deutschen Nachbarschaft nicht viel erhalten. Wohl ladet der mit Bändern geschmückte Hochzeitsbitter noch die Gäste, und die Pistolen knallen am Hochzeitstage, aber moderne Brautjungfern begleiten schon das Paar. Am zweiten Hochzeitstage wird in manchen südslowakischen Orten noch an dem Mummenschanz festgehalten, daß Hochzeitsgäste mit umgewendeten Kleidern und Pelzen unter Musik von Ochsenhörnern, Gießkannen, Blechdeckeln Umzug halten und einen Vermummten auf dem Schubkarren mitführen. Das Prunkstück der jungen Frau, die bunte Brautlade mit ihrem schneeigen und schön gestickten Inhalt, ist ein noch echt volkstümliches Stück. Keine Einführung fand der Weihnachtsbaum. Die Benachrichtigung in Gemeindeangelegenheiten geschieht mittels eines einfachen Schriftstückes. Noch findet in den Schulen

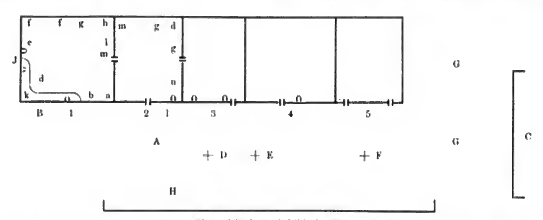


Abb. 6. **Slowakisches Gehöft in Blumenau.**

A Hof. B Wohnhaus: 24 × 4,5 × 2 m (Haushöhe; 5 m Firsthöhe). 1. Wohnstube (ungedielt, weiß getüncht): a Mehllade, b Kleiderschrank, daneben Weihkessel und Wanduhr, c Bank, d Tisch mit Stühlen, e Kleiderlade, f Bettstellen auf Stein mit je 8 Betten, g Bänkchen, h kleine Lade, i eiserner Sommerofen, k Heiligenschrank. 2. Küche: l Steinstufe, m Ofen, n Hühnerstall, daneben Besen, Futtertrog, Malter. 3. Wohnung der Schwester der Frau. Über dem ersten Fenster Heuluke. 4. Kuhstall. 5. Wirtschafts-, Futter- und Wagenraum. C Scheune, D Dünger, E Schweinestall, F Ziehbrunnen, G Kleingarten mit Flechtzaun, H Nachbargehöft, J Straßenseite.

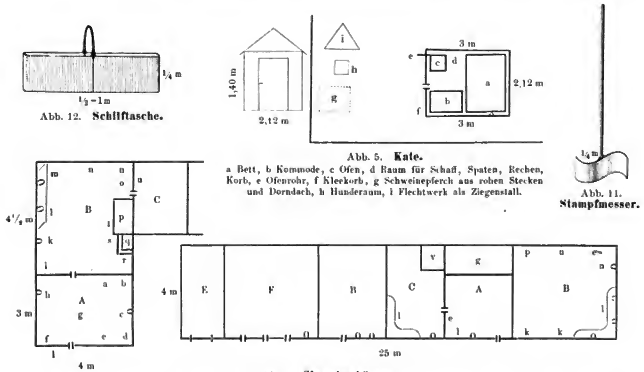


Abb. 12. **Schilftasche.**

Abb. 5. **Kate.**

a Bett, b Kommode, c Ofen, d Raum für Schaff, Spaten, Rechen, Korb, e Ofenrohr, f Kleekorb, g Schweinepferch aus rohen Stecken und Dorndach, h Hunderaum, i Flechtwerk als Ziegenstall.

Abb. 11. **Stampfmesser.**

Abb. 7. **Slowakenhäuser.**

A Küche, B Wohnstube, C Kammer, D Nachbarhaus, E Wagenräume, F Wirtschaftsräume, a Raum für Dengelstock und Kartoffelhacke, b Kasten mit Körben, f Gerät, oben drauf Backschüsseln, c Mehlkasten, darauf Mehlsieb und Bütte, daneben Butterfaß, d Kleiekasten (1 m hoch), darüber Topfbrett (Tellerinschriften: „Ach wie gut ist die Suppe," „Erinnerung," „Andenken" in bunten Blumengewinden), e Tellerbrett, f Kamin, g Herd (½ m hoch), h Dreifuß, Bank, Säge, Faß, Pfanne, auf einem Kasten brütet eine Henne, darüber Gestäng zum Kleideraufhängen, i Kleiderlädchen, k große, schöne, bunte Kleiderlade, darüber Muttergottesbild, l Bank, m Tisch, darüber geweihte Kerze, n Bettstellen (blau, bunte Kranzmalerei, Inschrift: J. H. S. † 1890), o Lade, p großer, getünchter Kachelofen, q kleiner, grünglasierter Kachelofen mit r Ofenbank, s Wiege, t Gestäng, u Schrank, v Ofen.

der Unterricht slowakisch statt, aber schon hat man auch hier die Axt an die Wurzel zu legen versucht, und es wird wohl nicht mehr lange dauern, so ist auch hier, wie in den Pußtenstädten, das Deutsche Gegenstand des Spottes. Wie sonderbar mutet da ein solches Schriftstück noch an, das in einem Blumenauer Hause zu finden ist:

„Wir Zech N. N. und alle Mitmeister eines ehrsamen löblichen Fleischhauerhandwerks im hochgräfl. Markte Groß-Schützen in Hungarn, Preßburger Comitats, urkunden und bekennen hiemit, daß Vorzeiger dieses offenen Briefs bey uns in Versammlung unseres Ehrsamen Handwerks, der ehrsame Andreas Prantl aus Hungarn zu Groß-Schützen gebürtig, katholischer Religion, bey mir auf drey Jahre und zwar vom 16. Februar 1840 bis heute, den 16. Februar 1843 das löbliche Handwerk gelernet, nun aber 17 Jahre alt, von großer Statur, braunem Gesicht, dunkelbraunen Haaren, graue Augen, gestumpfte Nase, spricht Deutsch, Ungarisch und Slawisch mit 2 rechtschaffenen Bürgern erschienen und uns gebetten, ihm Andreas Prantl in die Lehre aufzunehmen. Da er nun nicht nur seine Jahre vollkommen ausgestanden, sondern auch jederzeit als ein rechtschaffener Lehrjung gegen seinen Lehrherrn sich nach Handwerksgebrauch getreu betragen hat, so haben wir den ehrsamen Andreas Prantl in unserer Zusammenkunft aufgesprochen. Daher ersuchen wir alle Herrn Meister des löblichen Handwerks ihm Andreas Prantl nicht nur — (unleserlich), sondern auch seiner ferneren Glückesförderung bester Maßen recommandirt seyn zu lassen. Zur mehreren — (unleserlich) mit eigener Hand unterschrieben und unser Petschaft wissentlich beygedrucket — (unleserlich). 16. Februar 1843. Zur Zeit seiner Lehr — (unleserlich) . . ."

Der Brief ist oben grün, rot, weiß, gold umrahmt mit dem Wappen der Fleischer, der Stadt, Ungarns usw. Rechts und links stehen zwei husarenähnliche Fleischer. — Das stammt aus der Zeit des alten, guten Einvernehmens. Was würden diejenigen Magyaren wohl dazu sagen, daß so etwas in ihrem Lande zu lesen ist, die in Arad und Vinga, Temesvar und sonst den schadenfroh angrinsen, der deutsch um Auskunft bittet, die billige Nächstenhilfe in der Not versagen und ihn zu schädigen suchen, wo sie können. Die Gebildeten freilich und die hauptstädtische Bevölkerung billigen derartiges Magyarentum ebensowenig wie andere Nationen ihre Schmerzenskinder. Die slowakische Sprache unterdrücken zu wollen, würde wie die Preßburger Theateraffäre verlaufen. Man versuche in der deutschen Stadt die Sommer- oder, wenns nicht zieht, die Wintervorstellungen nicht deutsch zu geben; beidemal wird das Haus leer sein.

Abb. 9. **Kreuze auf dem Blumenauer Kirchhofe.**

Abb. 10. **Blumenauer Grabdenkmäler.**

Der Ursprung der Religion und Kunst.

Vorläufige Mitteilung von K. Th. Preuß.

(Fortsetzung.)

Wir sehen also, der Analogiezauber fängt nicht mit den Gottheiten an zu existieren, sondern ist früher da als sie. Diese Entscheidung ist sehr wichtig. Zunächst nämlich geht daraus hervor, daß der Mensch nicht nur Tiere, sondern auch irgend welche beliebigen Naturobjekte durch Nachbildung in seine Gewalt bringen und ihre Kräfte für sich ausnutzen kann. Es ist damit also genau so wie mit den Tieren und Menschen: durch Bildnisse fängt er sie, und eben dadurch gebietet er über ihre Zauberkräfte (Kap. V). Wenn wir die ungeheure Verbreitung und Bedeutung des Analogiezaubers und der Nachbildung von Menschen und Tieren zu Zauberzwecken bedenken, liegt der Schluß nahe, daß dieses der einzige Weg gewesen ist zu Nachbildungen durch Zeichnen, Malen und plastische Formung. Dabei sind Ähnlichkeiten von zufälligen Gegenständen mit den als besonderer Zauber interessierenden Objekten, also Tieren, Naturerscheinungen usw., die Beihilfen gewesen. Denn die Behauptung, daß ein sogenannter Trieb dazu vorhanden sei, sagt gar nichts (vgl. Kap. X), und praktische Beweggründe, wie wir sie von unserem Standpunkt für die Entstehung der Plastik usw. aufstellen würden, wie der Zweck der Mitteilung durch figürliche Zeichen, können meines Erachtens erst auftreten, nachdem man zur Nachbildung durch zwingende Motive gekommen ist (vgl. folgendes Kapitel).

Zweitens aber haben wir aus dem Analogiezauber erkannt, daß der Mensch selbst sogenannte leblose Naturobjekte in Person darstellt, ebenso, wie er selbst Tiere nachahmt[223]). Bei dem vorhin erzählten Analogiezauber der Darstellung des Schlafes am Atamalqualiztlifest repräsentieren Menschen in eigener Person Maiskuchen, da sie wie der Mais wirkende Substanzen sind. Ganz abgesehen davon, daß der Urmensch leblose Dinge, d. h. Gegenstände ohne Wirkungskraft nicht kennt, geht auch aus solcher Nachahmung hervor, daß er Naturobjekte als Menschen und Tiere auffassen muß, wenn er von ihnen spricht und entsprechend nachbildet. Nach den Untersuchungen von W. Bogoras z. B.[224]) „betrachten die Tschuktschen die Dinge als fähig zu handeln, sprechen und gehen wie sie selbst." Nur sind es überall unter Umständen Riesen und Ungeheuer, wenn es sich um große Gegenstände oder meteorische Erscheinungen

[223]) Spix und Martius, Reise in Brasilien, III, S. 1188, berichten sogar von einem als Baumstrunk maskierten Ticuna, was freilich ohne Gewähr ist.

[224]) Vortrag auf dem XIV. Intern. Amerikanistenkongreß in Stuttgart 1904.

handelt. Geister und Götter in unserem Sinne in ihnen zu sehen, ist zunächst dazu nicht nötig.

Ich glaube aber, aus dem Analogiezauber, den Tiertänzen, dem Bildzauber und dem Zauber, den die Teile eines Ganzen gleich dem Ganzen ausüben, usw. — klar zu erkennen, wie der Mensch überhaupt zu der Idee von Geistern und Seelen kommt. Welches ist der Hauptunterschied zwischen einer Wirkungskraft in den Dingen, wie wir sie aus dem Orenda der Irokesen, dem Manitu der Algonkin [225]), dem Wakanda der Siouxstämme [226]), dem Mana der Melanesier [227]) usw. kennen — und einem Geist? Unter einem Geist oder einer Seele verstehen wir gewöhnlich etwas Unsichtbares, das in verschiedenen Substanzen wirken kann. Die Zauberkraft oder -Wirkung ist dagegen eine Eigenschaft einer Substanz. Nun, das ist ein doktrinärer Unterschied. Zu einer Einsicht kann nur eine Betrachtung der Entwickelungsgeschichte dieser beiden Begriffe führen.

Was wir von den Wirkungen der Zauberkraft der Objekte kennen, dürfen wir als eine Art Verwandlung auffassen. Aber nicht die Verwandlung meine ich, die in den Naturformen tatsächlich vorkommt, wie die Entwickelung einer Maisstaude aus dem Samenkorn. Die „Verwandlung" besteht vielmehr darin, daß ein Ding in den verschiedensten heterogenen Formen wirken kann. Jedes Tier, jeder Gegenstand kann sich so in unzählige Nachbildungen „umwandeln". Unscheinbare Teile, z. B. abgeschnittene Fingernägel, Federn eines Vogels usw., haben die Bedeutung und Kraft des Ganzen, d. h. dieses „verwandelt" sich darin. Ebenso steht das Eigentum der Wirkung nach in unmittelbarer Beziehung zum Besitzer. Ja Dinge, die nur in der Idee, nicht in der Form oder räumlich zusammengehören, haben doch die Bedeutung der Stellvertretung, sie können sich ineinander „verwandeln". So ist ein Klotz ein bestimmter Mensch, wenn der Primitive mit dem Objekt einen Analogiezauber treibt, der auf den Menschen zielt. Nur muß er eine Ähnlichkeit mit dem Betreffenden hineinsehen. Besonders aber kann man sich auf Grund der Tiertänze und des Analogiezaubers jedes Tier, jeden Gegenstand als Mensch vorstellen, denn der Mensch übt ihre Zauberkraft aus, indem er sie darstellt. Und die Tiere, die den Regen, den Wind, das Feuer, das Wachstum usw. bringen, weil sie in äußerlichen Beziehungen der Form, der Farbe, des Raumes u. dgl. zu diesen Naturobjekten stehen (vgl. Kap. I), werden wieder mit ihnen, also mit den Wolken, dem Wasser, und Feuer, der Sonne, der Vegetation identifiziert.

Nun ist der Ausdruck „Verwandlung" nicht ganz zutreffend, denn es handelt sich nach moderner Auffassung meist nur um eine Abgabe von Kräften an andere Substanzen, wobei der zentrale Gegenstand, der ursprünglich die Kraft besitzt, z. B. das Tier, die Sonne, die Maisstaude usw., durch die Abgabe nicht zu bestehen aufhört oder auch nur geschmälert wird. Aber es ist bezeichnend, daß auf diesem Wege allein der allgemeine Glaube an wirkliche Verwandlungen entsteht. Ein Mensch als ganzer Körper verwandelt sich z. B. leibhaftig in einen Werwolf, Verwandlungen aus einer Substanz in die andere sind die Spezialität aller sogenannten Dämonen, und Mythen mit Verwandlungen in der wörtlichsten Bedeutung gibt es massenhaft. Die Zwillings-Kriegsgötter der Zuñi erhielten als Hauptfähigkeiten „die Kraft der Verwandlung und den Geist oder Hauch der Zerstörung". (Cushing, Veröffentl. aus dem Mus. f. Völkerkde., Berlin, IV, S. 1.) Aber gerade der Glaube an Verwandlungen zeigt wiederum deutlich, daß eine abstrakte Seele dabei keine Rolle spielt.

Nehmen wir die Dämonen und Götter als nichts anderes denn zauberkräftige Naturobjekte mit ihren Verwandlungen, so kommen wir schon recht weit im Verständnis aller religiösen Tatsachen der Primitiven. Die mexikanische Maisgöttin Chicome coatl z. B. ist als junges Mädchen die junge Maisstaude, als alte Frau die Ernte, sie ist aber auch jedes einzelne Maiskorn und jedes besondere Gericht, denn „sie stellt dar, personifiziert (mixeua, quimixiptlatia) die Lebensmittel und alles, wovon das Volk lebt, die Getränke und die Speisen". Nach dem Prinzip der Teile als zauberndes Ganzes ist die Auffassung der Göttin als jede Einzelheit wie als Ernte gegeben. Aus dem Nachbildungs- und Darstellungszauber kommt ihre menschliche Gestalt. Sie verjüngt sich bei der Ernte durch den Tod, analog den Anschauungen von dem zugrunde liegenden Naturobjekt. Sie ist nur deshalb eine permanente, um nicht zu sagen unsterbliche Frau, weil sie wie dieses immer wiederkommt, so oft sie auch stirbt. Durch Verbindung mit Wachstumstieren, z. B. Vögeln, die die Sommerwärme oder den Regen hervorbringen, kann sie noch andere Gestalten annehmen. Sie wird in Tamoanchan, dem Ort des Herabsteigens, d. h. in der Unterwelt, von der Erdmutter Teteoinnan geboren. Ihre geschlechtliche Tätigkeit zum Gedeihen der Feldfrüchte ist die Fortsetzung der phallischen Akte des Menschen, die zu demselben Zweck unternommen waren. Und so fort. Ist zu all dem ein Geist nötig?

Oder die Feuergötter im Mexikanischen. Durch ihre Exkremente, ihren Hauch usw. entsteht das Feuer, ganz wie bei dem entsprechenden Zauber der Menschen und Tiere. Im Sommer verursachen und bilden sie zum Teil in Tiergestalt, als Schmetterlinge, Vögel, Hirsche usw., das Feuer der Sonne, um die Sommersonnenwende gehen sie in die Unterwelt, und das ist identisch damit, daß sie als das Feuer der Sterne am Himmel zu erscheinen beginnen. Um die Herbstgleiche ist die Verwandlung aus dem Sonnenfeuer ins Sternenfeuer vollzogen. Sie werden wie die Sonne täglich am Himmel neu geboren, der Ausdruck dafür ist zugleich „Herabfallen (uetzi) auf die Erde", weil sie sich im Wasser spiegeln u. dgl. [228]). Alles sonstige Feuer geht auch von ihnen aus, wie die Maisgöttin alles Eßbare ist, usw. Auch zu all dem ist keine Idee eines Geistes nötig. Ihre Gestalt, so winzig und so gewaltig sie sein mag, ihre Allgegenwart im Himmel, auf der Erde und in der Unterwelt, ihre bedingte Unsterblichkeit, ihre Macht: alles ist durch die Naturobjekte und durch die ursprünglichen Zauberideen gegeben. Nur eine höhere Philosophie, die schon mit dem vorhandenen Glauben zu zerfallen beginnt, könnte eine abstrakte Wesensessenz als Kern der Verwandlungen und Ähnliches konstruieren, das als Geist erscheint.

Dämonen und Götter brauchen also keine Geister im gewöhnlichen Sinne zu sein, d. h. unsichtbare in verschiedenen Substanzen wirkende Wesen. Indessen können Dämonen so klein werden, daß sie unsichtbar oder wenigstens nahezu unsichtbar sind. Wenn nämlich einer Wirkung schlechterdings jede sichtbare Unterlage fehlt, wie z. B. den Schmerzen im Körper, so treten diese mitunter als etwas Selbständiges auf, das häufig in Gestalt

[225]) Vgl. ungedrucktes Originalmaterial des P. Thavenet bei Hubert und Mauss, Théorie générale de la magie in L'année sociologique 1902/3, S. 115; dort auch Ausführliches über mana u. a.

[226]) Vgl. darüber die Quellen bei J. A. Dorsey, Siouan Cults, XI. Rep. Bur. of Ethnol., S. 433. A. C. Fletcher, The Import of the totem (Omaha tribe). Amer. Assoc. for the Advanc. of Sc. Detroit meeting 1897, S. 4 f. des Separatums.

[227]) Codrington, The Melanesians, S. 119 ff., 191 ff.

[228]) Näheres siehe Einfluß der Natur auf die Religion. Zeitschr. d. Ges. f. Erdkde. Berlin 1905 (im Druck) und Der Kampf der Sonne, Globus, Bd. 87, S. 136, 140.

eines minimalen Gegenstandes vom Schamanen herausgeholt oder durch Lärm und Ähnliches vertrieben wird [229]). Den Schmerz sehen die Hupa z. B. als eine Substanz an [230]). Für das Wesen der Sache bildet das keinen Unterschied, denn in letzterem Falle ist der Dämon immer noch nichts Abstraktes, Philosophisches. Und selbst wenn etwas nach unserem Sinne Abstraktes, wie der Schlaf, bei den Mexikanern als wirkend dargestellt wird, so ist das natürlich ebenfalls eine sinnliche Wesenheit, die man, wenn es not tut, sofort in menschlicher oder tierischer Gestalt nachbildet, ohne sich mit dem Gedanken der Körperlosigkeit oder Substantialität abzugeben.

Eine allgemeine Geistertheorie trägt also nichts zur Erklärung der Dämonen und Götter bei. Richten wir uns nach der Entwickelung, so haben wir nur substanzielle sogenannte Verwandlungsdämonen, d. h. die Naturobjekte, und darunter scheinbar weniger substanzielle, aber wesensgleiche Dinge, die wegen ihrer Kleinheit und Substanz eher in anderen Objekten wirken.

Zu diesen gehört nun auch die menschliche Seele, die Differenz zwischen dem lebenden und toten Körper, die als Hauch, Schatten, Abbild usw. aufgefaßt wird. Das pulsierende Leben ist eben in derselben Weise für eine Substanz gehalten worden, wie der Schmerz bei den Hupa, oder wie die Gebärmutter in Deutschland als Kröte galt und einzelne Mandan ein Bisonkalb, eine Schildkröte, einen Frosch, eine Eidechse, einen Vogel od. dgl. im Leibe zu haben glaubten usw. [231]). Für die Götter- und Dämonenlehre sind die Seelen wichtig, weil sie an Stelle von Naturdämonen treten und in gewisser Beziehung Geister ähnlicher Art ins Leben rufen können. Nur entstehen solche Geister durchaus nicht so oft, wie es Tylor in seinem schönen Werke vermutet hat, der überall, wo ein Gegenstand Verehrung durch Gebet, Opfer usw. genießt, Beseelung durch einen Geist annimmt.

Die Ahnengeister werden z. B. mit den (Verwandlungs-) Dämonen der Naturobjekte manchmal identifiziert. Bei den Moki ist es mit den Katschinadämonen der Fall, die ursprünglich Naturobjekte, insbesondere Tiere bezeichnen, um die Wintersonnenwende mit der Sonne im Westen aus der Erde kommen und das Wachstum hervorrufen. Hier und da glauben jetzt die Leute, das seien die Seelen der Verstorbenen. Und Ähnliches habe ich in Mexiko nachgewiesen. (Globus, Bd. 86, S. 110; Bd. 87, S. 139 f.). In Afrika überwuchern die Ahnenseelen den primären Zustand öfters so, daß die ursprünglichen Verwandlungsdämonen kaum noch zu erkennen sind. Und doch muß man sagen, im ganzen genommen ist das von ihnen eroberte Gebiet nicht groß und ihr sekundäres Eindringen meist so klar nachzuweisen, daß man dem Seelenglauben kein allzu hohes Alter beimessen darf.

Noch mehr aber geht die Jugend der Seelenauffindung aus dem Umstand hervor, daß man nun nicht allen Naturobjekten, da sie doch als menschlich angeschaut werden können, Seelen gab, sondern noch bei den heutigen Völkern die Zeremonien meist mit dem Animismus gar nichts zu tun haben. Wäre die Seelenidee Besitztum des Menschen seit der Menschwerdung, so würden die Zauberei und Religion eine andere Gestalt haben. Denn dominieren tut da der Seelengedanke jetzt sicher nicht, sondern jede Substanz wirkt als Ganzes oder geteilt oder im Abbild.

Ich will jetzt aber eine Klasse von Geistern namhaft machen, die zweifellos nach Analogie der Menschenseelen gebildet sind, soweit sie sich an der Person des Menschen selbst entwickelt haben, nämlich die sogenannten Schutzgeister. Zugleich kann ich nun die goldenen Brücken des Animismus abbrechen, die ich bisher der gebräuchlichen Anschauung zuliebe zwischen der Zauberei und der Götterwelt schlug, denn die Götter sind nichts anderes als die Naturobjekte in weiterem Sinne mit ihren Zaubereigenschaften, und die Primitiven haben sich durchaus nicht gemüßigt gesehen, einheitliche philosophische Anschauungen über das Wesen der Dämonen anzustellen, sondern haben sich lange mit der direkten Entwickelung des Inhalts der Urideen begnügt [232]).

VIII.

Der Zauber der Sprache und des Gesanges.

Es ist kein Wunder, daß gerade die Seelentheorie der Primitiven zuerst die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen hat. Wenn ein Objekt nur Zauberkraft besitzt, so ist das äußerst schwer zu erkennen, und wir werden das Ding daher gern als harmlos, als bloßen Schmuck u. dgl. — ganz nach unseren modernen Anschauungen — auffassen. Sind aber die damit verbundenen Gebräuche auffällig — z. B. „Opfer“, Anreden usw. — so bietet sich die authentische Erklärung, daß im Menschen eine Seele wohnt, und wir schließen, in dem Gegenstand wohne auch ein Geist. Gelingt es nun noch, einen damit in Verbindung stehenden Namen eines Dämons beizubringen, so klammert man sich an diesen scheinbar in dem Objekt wohnenden Geist, und die ganze lange Entwickelung, die vorhergeht, wird ignoriert.

Und doch macht die Natur auch hier keinen Sprung. Gehen wir von einem bestimmten Dämon mit mannigfachen Eigenschaften aus, so wird er aus den Zaubereigenschaften verschiedener Dinge zusammengesetzt sein, die manchmal nicht klar zu verfolgen sind. So viel aber ist sicher, daß nichts darin ist, was nicht in Objekten als Zaubereigenschaften beobachtet ist. Nehmen wir z. B. die Gottheiten als Beschützer der menschlichen Tätigkeiten, deren es unzählige gibt — ich erinnere z. B. an die römischen „Sondergötter“ [233]) — so gehen ihre Schutzeigenschaften im letzten Grunde auf den Zauberinhalt aller menschlichen Tätigkeiten zurück. Eine solche Schutzeigenschaft kann auf eine Gottheit eines Naturobjektes übertragen sein. So ist der Frühlingsgott Xipe der Mexikaner der Schutzpatron der Goldschmiede, und Xochiquetzal (Flora) die Patronin der Weberinnen und Spinnerinnen [234]). Der Schutz- bzw. Arbeitszauber kann anderseits dem Arbeitswerkzeug zugeschrieben werden, und da braucht noch kein Geist darin verborgen zu sein. Der Zauber sitzt schließlich auch in den menschlichen Gliedmaßen, Fähigkeiten und sinnlich wahrnehmbaren

[229]) Siehe z. B. die charakteristische Austreibung von Krankheitsdämonen durch das bloße Geschrei der Umstehenden im heutigen Ägypten. A. Wiedemann, Magie und Zauberei im alten Ägypten. Alter Orient VI, 4, S. 25. Die Chorote führen Zaubertänze auf und machen mit Rasseln und Zaubertrommeln möglichst viel Lärm, um die Krankheit verursachenden Geister zu verscheuchen. E. von Rosen, The Chorotes Indians. Stockholm 1904, S. 12.

[230]) Goddard, The Hupa, a. a. O., S. 63.

[231]) R. Andree, Votive und Weihegaben, S. 133 ff. Thilenius, Globus, Bd. 87, S. 105 ff. Prinz v. Wied, Reise II, S. 190.

[232]) Ich möchte hier darauf hinweisen, daß schon R. R. Marett einige außeranimistische Bestandteile der Religion ins Auge gefaßt hat in „Preanimistic Religion“, Folklore XI, 1900, S. 162 ff., und daß auch W. Bogoras in einem bisher ungedruckten Vortrag auf dem XIV. Amerik.-Kongreß in Stuttgart 1904 die spätere Entstehung des Seelenglaubens betont hat. Vgl. meinen Bericht darüber im Globus Bd. 86, S. 201.

[233]) Usener, Götternamen, S. 73 ff.

[234]) Sahagun, B. IX, C. 15 (Bd. 11, S. 387). Cod. Telleriano-Remensis, Bl. 22, 2; Cod. Vaticanus, Nr. 3738, Bl. 31, 2 usw.

Äußerungen, den Bewegungen, dem Wachsen der Nägel und Haare, dem Hauche, dem Worte u. dgl. m.

Hier nun ist manchmal, aber immer verhältnismäßig selten, der Fall eingetreten, daß an die Stelle eines solchen Zaubers ein Geist auftaucht, der der menschlichen Seele offenbar nachgebildet ist und das betreffende Glied bewohnt. Das ist ein ganz verständlicher Vorgang. Die Idee der menschlichen Seele hat zunächst nichts mit den Zaubereigenschaften des Menschen zu tun und interessiert nur als lebenspendendes Objekt, das nach dem Tode irgendwo bleibt und bei der Geburt irgendwoher erscheint. Besondere Geister nach Art der Seele dagegen stehen einzelnen Tätigkeiten vor.

An Stelle von zwei Seelen (tendi) findet man z B. bei den Karo-Batak auf Sumatra manchmal sieben, die sich als Schutzgeister, Haupttätigkeiten und Charaktereigenschaften des Menschen erweisen[235]).

Neben der eigentlichen Seele haben die Tschi und Ewe an der Gold- und Sklavenküste den kra bzw. luwo, der in und außer dem Menschen lebt und in menschlichen oder topfartigen Figuren plastisch nachgebildet, aber auch durch bloße Malerei in Menschengestalt dargestellt wird. Diesen Nachbildungen werden sogar „Opfer" dargebracht[236]). Die Natur dieses „Schutzgeistes" geht besonders aus einer Angabe des Missionars Spieß über den luwo der Ewe hervor. Man richtet nämlich morgens an ihn die Worte „.... mache stark meine Kniegelenke, meine Armgelenke ...." Und nach einem glücklichen Handel sagt man zu ihm: „Ich danke dir, daß du mir geholfen hast, daß man von mir die Sache kaufte"[237]). Noch deutlicher sind die drei entsprechenden Geister der benachbarten Yoruba, von denen einer im Kopf, einer im Magen und einer im großen Zeh wohnt. Der erste Geist wird olori = oni-ori, „Eigentümer oder Herr des Kopfes" genannt, bisweilen auch ori = Kopf, Fähigkeit, Talent. Etwas Blut der ihm geopferten Hühner mit Palmöl wird auf die Stirn geschmiert. Er verschafft dem Mann Glück. Der zweite im Magen verursacht unter anderem das Hungergefühl. Der dritte Geist im großen Zeh erhält nur Opfer, wenn man eine Reise antreten will. Dann salbt man den großen Zeh mit einer Mischung aus Hühnerblut und Palmöl[238]). Es ist klar, daß diese Geister nicht nur den Menschen schützen, sondern die Verantwortung für seine Tätigkeiten haben, da jeder von ihnen etwas Unberechenbares, Geheimnisvolles, Zauberhaftes innewohnt.

Es läßt sich auch leicht feststellen, daß jede irgendwie in die Augen fallende Geschicklichkeit nicht als solche, sondern als zauberische Anlage erscheint, die dann in animistischer Zeit leicht durch Geisterhilfe ersetzt wird. Ich erinnere nur an den Ruf geheimnisvoller Fähigkeiten, in dem die afrikanischen Schmiede stehen. Nach der Auffassung der Bahau und Kenja auf Borneo ferner sind die Schmiede, Schnitzkünstler, Tätowierkünstlerinnen und andere Personen von Geistern beseelt und müssen ihnen Perlen opfern, die sie in ihrer Werkstätte bewahren[239]). Hier möchte ich auch an unseren geläufigen Ausdruck „gottbegnadeter" Künstler erinnern. Bezeichnend und für alle Naturvölker geltend sind die folgenden Worte Dobrizhoffers über die Abipon: Es ist nichts leichter, als rohen und leichtgläubigen Wilden etwas weiszumachen, welche alles Neue .... als ein Naturwunder anstarren und überhaupt alles für Zauberkünste erklären. Ich habe einst aus roter Leinwand Rosen gemacht, die Kirche damit zu zieren. Die Indianer sahen mir mit Vergnügen zu und .... riefen aus, entweder ist dieser Pater ein Zauberer oder seine Mutter eine Hexe usw.[240]).

Gehen wir nun zu dem Zauber der Arbeitsgeräte über. Das Berliner Museum besitzt z. B. eine Hacke aus der Landschaft Kuve in Togo, die nur etwas kleiner ist wie die gewöhnlichen Feldhacken. Zur Zeit der Ernte opfert man ihr Hühner. Sie kann wie ein richtiger Vegetationsdämon Regen verursachen und fernhalten[241]). Die Hacktätigkeit ist eben von vornherein in hohem Grade für das Gedeihen der Saat nach den verschiedensten Richtungen hin verantwortlich. Auch die Moki verwenden Hacken beim Pflanzen, auf denen Wolken zum Herbeirufen des ersehnten Regens dargestellt sind, und bei ihren Zeremonien spielen Grabstöcke und Hacken eine Rolle[242]). Beim Sonnentanz der Arapaho wird ein Gebet an den Grabstock gerichtet[243]). Oder wir sehen griechische Helden ihre Lanze als Gott verehren, sowohl im Mythus wie in der Geschichte[244]). „Leben und Sieg hängt von Richtung und Kraft, gleichsam vom guten Willen der Waffe ab", sagt treffend dazu Usener, „... das Gebet ruft nicht einen Gott aus der Ferne, die Waffe zu lenken, die Waffe selbst ist der helfende, rettende Gott." So beteten die mexikanischen Kaufleute ihren Wanderstab (otlatl) als ihren Gott Yacatecutli an und brachten ihm Opfer dar[245]). Das alles ist natürlich nur möglich, wenn von jeher der Glaube an die geheimnisvolle Hilfe solcher Geräte existierte, die man bei einer Tätigkeit gebrauchte.

Wir müssen aber noch weiter gehen und annehmen, daß ursprünglich jeder Arbeitstätigkeit etwas Zauberhaftes innewohnte, daß jedoch die Gewohnheit den Zauber austrieb, ebenso wie Tänze und Nachahmungen von Tieren schließlich als bloße Belustigung übrig bleiben. Noch jetzt läßt sich der Zauberinhalt zuweilen erkennen, und zwar aus den die Arbeit begleitenden Zauberworten. So heißt es von den Zuñifrauen: „Die Gesänge, die sie singen, wenn sie ihr Korn, ihre Bohnen oder Melonen pflanzen, sollen das Wachstum dieser Pflanzen befördern. Wenn sie bei ihrer steinernen Backmulde knien, um Brot zu bereiten, stimmen sie einen Gesang an, der viele kleine Nachahmungen des Geräusches enthält, das der Mahlstein verursacht. Sie haben dabei den Gedanken, daß das Gerät unter solchen Umständen besser seinen Dienst tun wird[246])."

Die Hupa haben Zauberformeln für die Jagd, den Fischfang, das Korbflechten usw. Letztere erzählt von einem Kixunaimädchen (das ist der Name für die Himmlischen), das Körbe flocht, und schließt mit folgendem Gebet: „Ha ha ha ha! Du, Kixunaimädchen, glaube ich

[235]) J. H. Neumann, de tĕndi; Mededeel. v. wege het Nederl. Zendelinggenootsch. 1904, deel 48, 2, S. 10 ff.

[236]) A. B. Ellis, The Tshi-speaking Peoples, London 1887, S. 149 ff.; Ders., The Ewe-speaking Peoples, 1890, S. 101 ff.; B. Ankermann, Zeitschr. f. Ethnol., Verhandl. 1902, S. 209 f.; D. Westermann, Arch. f. Religionswiss. VIII, S. 104 ff. Dieser sagt statt luwo der Ewe: aklama.

[237]) H. Schurtz, Zaubermittel der Evheer. Intern. Arch. f. Ethn. XIV, S. 9 f.

[238]) Ellis, The Yoruba-speaking Peoples, 1894, S. 125 ff.

[239]) Nieuwenhuis, Kunstperlen und ihre kulturelle Bedeutung. Intern. Arch. f. Ethnogr. XVI, S. 141.

[240]) Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer, II, S. 92.

[241]) B. Ankermann, Fetische aus Togo, Zeitschr. f. Ethn., Verh. 1902, S. 211 ff.

[242]) Fewkes in „A Journal of Amer. Arch. a. Ethnol.", II, S. 40, 80.

[243]) G. A. Dorsey, The Arapaho Sun Dance. Publication Field Columbian Museum. Anthrop. Ser. IV, S. 54 ff.

[244]) Nachweise bei Usener, Götternamen, S. 285.

[245]) Sahagun, B. I, C. 19 (Bd. I, S. 29).

[246]) O. T. Mason, Woman's share in primitive Culture, S. 176, nach dem wörtlichen Zitat bei Bücher, Arbeit und Rhythmus, 2. Aufl., S. 348 f. Das Original war nicht zu erlangen.

gehört zu haben, tatst dieses in Isdiname. Leihe mir deine Medizin. Ja, sagte sie, ich gab sie" [247]).

Aus den zahlreichen Zauberformeln der Tschiroki — etwa 500 sind gesammelt — erwähne ich nur die eine, die beim Schießen auf der Jagd gebraucht wird. „Sogleich treffe dich der rote Selagwutsi gerade in die Mitte deiner Seele — sogleich! Yû." Beim letzten Wort wird abgedrückt. Selagwutsi ist ein Rohr, aus dem früher die Pfeile gemacht wurden, und rot ist die Farbe des Erfolges [248]).

Nun habe ich schon früher (Kap. VI) darauf hingewiesen, daß die bei der Arbeit häufig entstehenden Geräusche und Bewegungen, die von selbst ein rhythmisches Tempo annehmen, dem Primitiven als notwendig zur glücklichen Ausführung erscheinen mußten und daher mit Absicht eingehalten und zum Teil verstärkt wurden, wie wir an der in Tanzrhythmus vorgenommenen Aussaat der Bagobos erkennen konnten. Ja, die Arbeitslieder, die als Fortsetzung dieser Geräusche und ausgestoßener Laute entstehen, sind meines Erachtens ebenfalls nur zu dem Zauberzweck der Förderung der Arbeit ins Leben gerufen.

Beides wird durch den sonstigen Zauber des Schreiens, der Töne und der Sprache nahe gelegt.

Dem Schrei und dem starken Schall wird eine weit größere Wirkung zugeschrieben, als ihrer psychischen Bedeutung entspricht. Und es ist nur natürlich, daß der Eindruck auf den Hörer einer besonderen Zauberkraft zugerechnet wird. Das geht besonders aus der Entfernung hervor, in der noch ein Erfolg des Schreiens vorausgesetzt wird. Beim zeremoniellen Tanz der Tschiroki am Vorabend des Ballspiels, das zu gewinnen jede Ortschaft alle Kräfte daransetzt, geht einer der Zuschauer eine kurze Strecke in das Dunkel der Nacht und stößt, die Hand an den Mund legend, vier Schreie aus, die von den tanzenden Spielern beantwortet werden. Dann stürzt der Mann in den Kreis zurück und ruft ein einziges Wort, das der Beobachter Mooney übersetzt mit „sie sind schon geschlagen". Nach dem Glauben der Tschiroki wird der Schrei von den Spielern in der anderen Niederlassung gehört und erschreckt sie so, daß sie vollständig den Mut zum Spielen verlieren [249]). Der Schlachtruf hat nach derselben Quelle eine positive Zauberkraft zum Schutze des Kriegers und zum Erschrecken des Feindes. Deshalb heißt es in der Zauberformel für den Erfolg im Kriege unter anderem: „Laß sie sich schützen mit dem roten Kriegsruf", wo rot wiederum die Farbe des Erfolges ist [250]).

Wir können daher unbedenklich annehmen, daß in ähnlichen Fällen der gleiche Zauber zugrunde liegt. Jeder Mandan, Gros Ventre usw. gebraucht z. B. neben dem Kriegsruf seine gellende Kriegspfeife [251]), und in einer Schlachtreihe der Abipon trompeten so viele als streiten und verbinden damit ein abscheuliches Geheul [252]). Wir alle kennen die Wirkung der Posaunen von Jericho, vor deren Schall wie vor dem Kriegsgeschrei die Mauern der Stadt einstürzten (Jos. 6) [253]). Freilich vollzieht sich hier die Wirkung bereits durch die Kraft der Gottheit.

Wie könnten ferner ohne diesen Glauben eines in unermeßliche Entfernungen wirkenden Zaubers z. B. die Uaupéindianer hoffen, bei einer Mondfinsternis ihren bösen Geist Yurupari, der den Mond töten will, durch Geräusche zu verscheuchen? [254]). Wie die Tschiroki sonst den großen Frosch verjagen, der bei Sonnenfinsternissen das Tagesgestirn verschlucken will [255])?

Aber das Geschrei wirkt nicht nur als Ton, sondern weil es aus der Zauberöffnung des Mundes kommt und sich mit der Zauberwirkung des Hauches (siehe Kap. IV) vereinigt. Das zeigen uns z. B. die Anschauungen der Zuñiindianer über ihre Jagdamulette: Naturspiele aus Stein, denen sie durch etwas Nachhilfe die Gestalt von Raubtieren geben, und die der Mythus zu versteinerten Wesen früherer Zeiten gemacht hat. „Man nimmt an, daß die Herzen der großen Raubtiere mit einem Geist (spirit) oder einer Medizin von magischem Einfluß auf die Herzen der Beutetiere ... erfüllt sind; daß ihr Atem („Lebensatem" — Hâ-i-an-pú-nan-ne — und Seele sind in der Mythologie der Zuñi synonym), vom Herzen ausgehend und auf die Beute gehaucht, sie unfehlbar, ob sie nahe oder fern ist, überwältigt, indem er die Herzen durchdringt, die Glieder erstarren macht und die Tiere ihrer Kräfte beraubt. Außerdem wird das Gebrüll oder der Schrei eines Raubtieres als seine Sá-wa-ni-k'ia oder Vernichtungs-Zaubermedizin betrachtet, die jedem es vernehmenden Wilde verhängnisvoll ist. Denn es behext die Sinne, wie der Atem die Herzen ..." [256]).

Auffallende Parallelen zwischen der Wirkung des Hauches und des Geschreies sind überhaupt nicht selten. So versicherte ein alter Abipon den Pater Dobrizhoffer, daß wenn im Kampfe ein Schamane der „wilden Guaykuru" einen nur anhauche, so falle er wie vom Blitz getroffen zu Boden [257]). Natürlich muß der Glaube an eine solche Zauberkraft des Hauches früher allgemeiner gewesen sein. Die Parallele dazu ist das Kriegsgeschrei [258]).

[247]) Goddard, The Hupa, a. a. O., S. 66, 327.

[248]) J. Mooney, The Sacred Formulas of the Cherokees. VII Rep. Bureau of Ethnol., S. 372 f.

[249]) J. Mooney, The Cherokee Ball Play. Amer. Anthrop. 1890, S. 119.

[250]) Ders., Sacred Formulas, a. a. O., S. 388 ff. Das im Text stehende „weiß" statt „rot" ist nach Mooneys Vorgang in „rot" verändert; vgl. meine Ausführungen in Zeitschr. Ges. Erdkde. Berlin 1905, Heft 5.

[251]) Prinz von Wied, Reise in das innere Nordamerika. Koblenz 1841. II, S. 198.

[252]) Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer, II, S. 521.

[253]) Über das Kriegsgeschrei und die Kriegsmusik siehe auch Friedrich Schwally, Semitische Kriegsaltertümer. 1. Der heilige Krieg im alten Israel, S. 27 f.

[254]) Wallace, A Narrative of Travels on the Amazon and Rio Negro, S. 500 f.

[255]) Mooney, Myths of the Cherokee, XIX Rep. Bureau of Ethnol., S. 257, 306.

[256]) F. H. Cushing, Zuñi Fetiches, II Rep. Bur. of Ethnol. 1880/81, S. 15.

[257]) Geschichte der Abiponer II, S. 569.

[258]) In einem Mythus der Hupa entstand in einem Dorfe ein solcher Lärm, daß die darüber fliegenden Vögel wie tot zu Boden fielen (Goddard the Hupa a. a. O., S. 127).

(Fortsetzung folgt.)

Die ehemaligen Weinkulturen bei Neuburg an der Donau.

Von Dr. Joseph Reindl. München.

Wir haben schon früher in dieser Zeitschrift Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Weinkulturen in Südbayern geliefert [1]). Daß uns ein Nachtrag bei der Fülle der geradezu zahllosen und schwer zu erhaltenden Akten, Urkunden, Chroniken usw. nicht erspart bleiben würde, haben wir schon damals erwähnt, doch haben wir uns gern an diese Nachlese gemacht, einmal schon deshalb, weil eben unsere frühere Arbeit dann der Vorwurf der Unvollständigkeit treffen könnte, dann aber auch, weil

[1]) Siehe Globus, Bd. 85, Nr. 24, S. 385 bis 388: „Die ehemaligen Weinkulturen in Südbayern", von Dr. Jos. Reindl.

das Gebiet, auf dem wir uns bewegen, nämlich die Wiederbelebung der Vergangenheit, so viel des Interessanten bietet. Gerade bei unseren jetzigen Untersuchungen sind wir z. B. auf Aufzeichnungen gestoßen, die berichten, daß ehemals in der Gegend von Donauwörth bis Neuburg a. D. ziemlich bedeutende und planmäßige Weinkulturen angepflanzt waren, in einer Gegend, in welcher der heutige Bewohner von dieser Bodenbenutzung seiner Vorfahren keine Ahnung mehr hat. Dort, wo ehemals der Winzer sein Lied sang, breiten sich jetzt weite Wälder oder Ackerfelder aus, und nur alte verfallene, von Moos bedeckte Mauern erinnern hier und da daran, daß von dort aus die Rebe früher ins friedliche Tal grüßte.

Ein reizendes Tal, majestätisch von der Donau durchströmt, zieht sich in einer Länge von zehn Stunden von Donauwörth bis unterhalb Neuburg hinab. Dort wurde ehemals ziemlich viel Wein gebaut. Wahrscheinlich waren es die Römer schon, die hier Reben anpflanzten. Was sie zum Bau dieses Gewächses bestimmte, dürfte einerseits das Bedürfnis nach dem Genusse desselben und der zu beschwerliche Transport gewesen sein, andererseits aber führte sie die Beschaffenheit des Bodens selbst darauf. Ein heißer Kalkmörtelboden, geschützt vor kalten Winden, läßt die Sonnenstrahlen zurückprallen und mochte also hierfür sehr geeignet erscheinen. Dazu kam noch die bequeme Verbindung mit den benachbarten Stationen durch die trefflichen Kunststraßen und Brücken über die Donau, die den Verkehr ungemein belebten. So dürfte also der Weinbau in dieser Gegend unter römischer Herrschaft in großer Blüte gestanden sein.

Zur Zeit der Völkerwanderung lag dann der Weinbau in dieser Gegend, wie alles andere, danieder und wartete eine bessere Zeit ab, die ihn beleben sollte. Diese Epoche begann bald infolge des Aufkommens des Adels, der für seinen Gebrauch den Weinbau fortsetzte, dann aber auch infolge Einführung des Christentums in dieser Gegend. Die Zeit der Errichtung der Klöster in diesem Gaue dürfte kurzweg als die zweite Epoche des Weinbaues im genannten Donautale bezeichnet werden. Wein war damals notwendig zum täglichen Meßopfer und zur Erquickung und Stärkung der Ermüdeten; ja die Klöster mußten sogar die Rebe pflanzen, da von den Adeligen ganze Weinberge den Kirchen geschenkt wurden. Schon unter den Agilolfingern stand ein Benediktinerkloster in Neuburg. Gleichen Alters mochte das in Monheim sein. Zu Bergen oder Baring stiftete 976 Wilitrud, des Bayernherzogs Berthold Witwe, ein Nonnenkloster. Heinrich, Graf von Lechsgemünd, und seine Gattin Luitgard stifteten 1151 die Bernhardiner-Manns-Abtei Kaisheim, und 1230 gründeten Berthold, Graf von Lechsgemünd und Gaisbach, und seine Gattin Adelheid, eine Königstochter aus Cypern, das Bernhardiner-Nonnenkloster Niederschönenfeld. So war also diese Gegend reich an Klöstern und frühzeitiger Entwickelung der Kultur. Daß aber unter letzterer auch der Weinbau mit einbegriffen war — dafür dienen folgende Aufzeichnungen:

Besonders stark wurde der Weinbau zu Leitheim von den Mönchen aus Kaisheim betrieben. So verkauft Aberl in Tübing dem Kloster Kaisheim $1^1/_2$ Morgen Weinberg daselbst um 44 Fl. im Jahre 1444. 1457 verleiht das Kloster an Hans Rab $1^1/_2$ Morgen Weinberg in Leitheim um die Hälfte des Ertrages, desgleichen $1^1/_2$ Morgen Weinberg 1526 an Martin Schaller zu denselben Bedingungen, und 1633 überläßt es seinen Hof an die Weingütler daselbst um 705 Pfund und jährliche Gilt von 10 Pfund 8 Pfennigen schwarzer Landwährung [1]). Ja im Jahre 1193 wurde zu Leitheim schon Wein gekeltert. So heißt es z. B. in den Pfalz.-Neub. Prov.-Blättern II. Bd., S. 21: Theobald, der Enkel des Stifters des Klosters Kaisheim, besuchte mit seiner Gemahlin Agathe, Herzogin von Teck, und seinem Sohne Berthold das Begräbnis seiner Väter und stiftete zu ihrer, seiner und der Seinigen Ruhe unter anderem auch Wein, welcher, wenn es die Jahreszeit zuließ, von den fünf Weinfuhren genommen werden sollte, die zwei eigens hierzu bestellte Brüder in Leitheim kelterten. Diese Schenkung bestätigte 1193 zu Wörth Kaiser Heinrich, der Gräfin Agathe von Lechsgemünd naher Verwandter [2]). In einer handschriftlichen Chronik des Klosters Kaisheim heißt es ferner vom Jahre 1424: „Item zu Leitten (Leitheim) fienge er an (Leonardus der XX., Abt des Klosters zu Kaisheim) den Weingarten zum Ersten zu pflanzen und zu bauen.“ Noch sogar im Jahre 1802 waren zu Leitheim einige Weingärten vorhanden. Doch bald darauf, als das Kloster Kaisheim aufgehoben ward, wurden an Stelle dieser Rebenkulturen Obstgärten angelegt, die ausgezeichnetes Obst lieferten, das sogar eigene Namen erhielt, als z. B. die Leitheimer Äpfel usw. Und diese Kultur wird auch jetzt noch fortgesetzt; noch jetzt ist der Garten an der Leite hinab mit edlen Obstbäumen, Blumen usw. bepflanzt; kurz, Leitheim ist noch immer ein herrliches Tuskulum.

Auch Neuburg selbst hatte nennenswerten Weinbau. Eine Viertelstunde nordwestlich von dieser Stadt, zwischen Ried und Joshofen, findet sich nämlich auf hohem Felsengrunde, hart an der Donau, ein Komplex von Gründen, früher das „Hörnlein oder Hirtlein, Herrla“ genannt, das in der Folge zu einem Weinberg umgeschaffen und nach Eingehen des Weinbaues zu einem Ökonomiegut mit einem neuerbauten Schlößchen hergerichtet wurde. Angelegt wurden diese Weinberge auf dem sogen. Hörnlein schon um 1507, denn in dem Neub. histor. Taschenbuch heißt es: „Als im Jahre 1507 das Herzogtum Neuburg gegründet wurde, da legten die Herzoge an dem Hügel östlich vom Pfarrdorfe Ried, die Hertleinberg genannt, Weingärten an, bauten darin ein Kelterhaus, und der Ort wurde der herzogliche Weinberg genannt.“ 1516, am Montag nach Katharina, verkauften die Pfalzgräfin Margaretha, Äbtissin zu Neuburg, und das Konvent an Herzog Friedrich, den Vormünder, das Hölzlein und den Berg, das Hörnlein genannt, zwischen Ried und Joshofen um 100 Fl., und da der Berg ausgereutet und zu einem Weingarten gemacht werden sollte, so verzichtete sie auf den Großzehnt. Hingegen ließ ihr Se. fürstl. Gnaden sieben Morgen zu einem Weinberg, daraus nichts zu geben schuldig sein sollte, als den Kelterwein. Hieraus geht hervor, wie auch Kilian Laib, der berühmte Geschichtsschreiber und Probst von Rebdorf, sagt: daß erst zu Anfang des XVI. Jahrhunderts daselbst der Weingarten angelegt wurde. (1515 Palatini duces apud Neoburgum et Eystätt. antistes ante arcem civitatem versus, vineas, plantare coeperunt.) Diesen Wein nannte man den „Hörnlawein“ und es wurde derselbe noch 1780 in dem Häuschen lit. C. am Schlagbrückl zu Neuburg ausgeschenkt. Nach einer Steuerbeschreibung von 1656 enthielt dieser Weinberg 11 Morgen. 1649 verlieh ihn der Herzog an verschiedene zu Erbrecht, den Kaufschilling zu 25 Fl. für den Morgen angeschlagen und jährlich zu 5 Proz. verzinst, und daneben 40 Maß Grundwein (wenn es ein Weinjahr gibt). Aus einer Berechnung über den 1760

[1]) Man vergleiche Mon. boic. XVI; ferner Kaish. Urkunden-Repertor.

[2]) Pfalz.-Neub. Prov.-Blätter, II. Bd., S. 21.

von dem Hertleinberg an das Collegium Soc. Jesu abgegebenen Zehntwein geht ungefähr hervor, wie groß beiläufig das Ergebnis des dort gewonnenen Weines war. (Allerdings war in den früheren Jahrhunderten das Areal wie der Ertrag größer.) So hat:

Joseph Belz von Neuburg gegeben von	20½	Eim.	61½	Maß.
Jakob Knoll von Leisacker „ „	12½	„	37½	„
Melchior Klotz von Ried „ „	8½	„	25½	„
Hieslinger von Ried „ „	26	„	33½	„
Summa des Weines pro 1760:	68	Eimer	1½	Maß.
Summa des Zehnt davon:	3	Eimer	4	Maß.

Im Jahre 1805, also vor ungefähr 100 Jahren, ließ Karl August von Reisach die letzten Weingärten bei Neuburg auf dem sogenannten Hörnla in schöne Gartenanlagen umschaffen, baute ein hübsches Schlößchen darauf und ließ das Kelterhaus einreißen. Dies besagt die Aufschrift am Gebäude: Vineis coemtis Neoburgensibus et torculari villam hanc esxtruxit Carolus Augustus de Reisach S. R. in Steinberg MDCCCV.

Wein wurde ehemals in dieser Gegend noch gebaut zu Unterstall auf einem isolierten Hügel oberhalb des Dorfes, der noch der Weinberg heißt. Auch zu Hütting war der Gigelberg mit Reben bepflanzt, und aus einem alten Verzeichnisse der Zehnten von 1651 ersieht man, daß von einem Weinberge daselbst, am Schafweg gelegen, ebenfalls Weinzehnt gereicht wurde. Ferner wurde auf dem St. Wolfgangsberge Wein gebaut, wie eine Urkunde des dortigen Benefiziums von 1665 aufweist. Noch 1850 waren dort einige alte Rebenstöcke und Terrassen vorhanden. Zu Trugenhofen wurde ebenfalls Wein gebaut, und es heißt der Weg bei Kienberg vorbei noch das Weinsträßl. Besonders wurden auch zu Altesheim schon sehr früh Weinkulturen angelegt. So beurkundet 1160 Konrad, Bischof von Augsburg, daß seine Kanoniker „ein Gut in Altesheim und anderen Zugehörden den Religiosen zu Kaisheim unter der Bedingnis überließen, daß diese dort so viel als möglich Wein pflanzen und ihnen jährlich die Hälfte des eingekelterten Weines nach einem billigen Maß geben sollten [4])".

Auch das Kloster Bergen hatte seinen Weinberg; er lag in der Nähe der Buchenberger Mühle, und die Stelle heißt noch der Weinberg.

Ferner hatte das Kloster Niederschönenfeld bedeutenden Weinbau. Schon 1254 bestätigte Pabst Innozenz die Besitzungen des Konvents Schönenfeld in Burgheim, Marxheim usw. mit Äckern, Wiesen und Weingärten [5]). 1444 verlieh dieses Kloster dem Hans Sittich die äußeren Weingärten zu Lechsgemünd zwischen dem Gartenberg und Mendlenshof, um diesen mit Dornen umwachsenen Platz mit Weinstöcken zu bepflanzen. 1450 schenkte wieder Heinrich, Pfalzgraf bei Rhein, dem Kloster Niederschönenfeld, „da es an Wein und Weingilt großen Mangel litt", zwei alte Weingärten in seiner Grafschaft zu Graisbach. Der eine Weingarten war zu Lechsend im Dorf gelegen, der andere zwischen des Unterstorfers und Gartenpergers, davon er jährlich sieben Schilling und sechs Pfennige hatte [6]).

Nach einer Urkunde von 1286 verkauft Graf Berthold von Graisbach die Insel zwischen dem Lech und der Donau, die Au genannt, wobei auch Weinberge erwähnt werden [7]). 1336 stellt ferner Konrad von Weipersheim einen Revers aus, wonach ihm die Äbtissin und das Kloster zu Monheim den Weingarten am Altenberg bei der Bruck unter der Bedingung zum rechten Lehen gegeben haben, daß er ihn innerhalb von vier Jahren einfriede und dem Kloster den halben Wein überlasse; auch sollte das Lehen heimfallen, wenn der Garten „versäumt" werde [8]). Sodann befanden sich bei Zirgesheim Rebenkulturen. Einer der angesehensten Bürger in Donauwörth, Otto Völter, schenkte nämlich anno 1442 dem Kloster zum heiligen Kreuz unterhalb Zirgesheim zu Eck an der Donau einen Weingarten [9]).

Erwähnenswert ist auch der ehemalige Weinbau oberhalb Bittenbrnnu. Am Lettlein, der alten Burg gegenüber, war damals ein großer Weinberg nebst Kelterhaus. Dann hatte die Stadt Rain mehrere Weinberge; endlich waren auf dem rechten Donauufer bei Unterhausen (Steuerplan Unterhausen), in der Nähe der alten Kaiserburg, Weinberge, die planmäßig, aber meist ohne Ertrag angepflanzt waren.

Endlich sei noch einiger anderer Urkunden gedacht, die auf den Weinbau dieser Gegend Bezug haben. So kommt z. B. in einer Urkunde Kaisers Konrad 1414 des Cod. dipl. Ratisbon, folgende Stelle vor (Petz, Tom. I, p. III, pg. 45): „Tradidit igitur Etih una cum filio suo Helmberto sancto Martyri Emmeramo in pago Sualefeldun in comitatu Ernusti comitis proprietatem suam, qualem visus est habera ad Altheim etc. vineam cum vinitoribus etc. Datum IX. Cal. Jun. DCCCCXIV. act. ad Vorchheim [10]). — Bruschius sagt von Johann Zaucher, Abt zu Kaisersheim um das Jahr 1543: circumducit elegauti et forti muro insignem vineam Laysensem circa Graisbachium ad Danubium sitam, et in media ea vines ammoenissimas construxit aedes, ex quibus coelo sereno toto urbs Augusta Vindelicorum amoenissimo prospectu videri potest. Haec quatuor aureorum millibus confecit [11]).

Man ersieht also aus obiger Darlegung, daß der Weinbau in dieser Gegend ein ganz nennenswerter war. Auch die Menge des Weines war ziemlich groß, denn aus den Weingärten zu Leitheim wurden z. B. anno [illegible] 600 Eimer Wein erzielt [12]). Daß auch für diese Kultur die Zeit des Verfalles kam, können wir heutzutage, allerdings ohne großes Bedauern, konstatieren. Was eben früher nützlich erschien, ist in unseren Tagen nicht mehr notwendig. Der steigende Luxus verdrängte den herben Wein, und dieser wurde zuletzt kaum mehr zum Kochen gebraucht. Der Bauer, der seine Rechnung nicht mehr fand, ließ seine Rebstöcke in Abnahme geraten, pflanzte Obstbäume und legte Hopfengärten an. Auch die Klöster und die adeligen Besitzer gaben die Rebenkultur auf, da sie wohlfeileren und besseren Wein bekamen, und so verlor der Weinbau sich immer mehr und mehr, obgleich langsam. Noch 1780 gab es in dieser Gegend viel Rebland, und bei Leitheim heißt noch heutzutage die Leite (Bergabhang gegen die Donau) der Weinberg und war 1844 noch teilweise mit Reben bepflanzt.

Nun aber noch einiges über den Wein selbst. Dieser vaterländische Wein war das Labsal sowohl der Vermögenderen als der Ärmeren. Dies ersehen wir teils aus der Lebensbeschreibung des Bernhard Mazillis, von dem es heißt, daß er nie anderen Wein trank als vaterländischen, den Neuburgs sonnige Hügel zeitigten. Diesen sogenannten „Herrlwein" lieferte ihm eine damalige Weinschenke in dem Hause Lit. C. Nr. 188 nächst dem Eckhause am Schlagbrückl. Seine Güte anlangend, sagt Hans von Reisach, er habe wie „Neckar" geschmeckt. Dasselbe sagt „Eisenmanns topogr. stat. Lexikon von

[4]) Brauns Geschichte der Bischöfe von Augsburg, II. Bd., S. 120.
[5]) Mon. boic. lib. XVI, Nr. 33.
[6]) Mon. boic. lib. XVI, Nr. 204.
[7]) Pfalz.-Neub. Prov.-Blätter, II. Bd., S. 21.
[8]) Oberbayr. Archiv.
[9]) Geschichte des Klosters zum hl. Kreuz von Königsdorfer I, 198.
[10]) Prov.-Blätter I, 59.
[11]) Brusch. Chronol. Monast. Kais.
[12]) Handschriftl. Chronik von Kaisheim.

Bayern" vom Leitheimer Wein: Einst waren in Leitheim Weinberge, und der Wein davon kam dem am Neckar gleich [13]). Doch allem diesen scheint folgendes zu widersprechen: Im Jahre 1639 zogen Abteilungen der Regimenter Tiefenbach, Prösinger und Zweyer an der Donau hinab und machten große Exzesse an den Orten, wo sie hinkamen. Man schickte ihnen von Neuburg einige Fässer Hofwein entgegen. Weil aber dies ein gar „schlechter Trunk" war, erhielt der Amtsverwalter Befehl, ein Faß Neckar anzukaufen und als Geschenk beizulegen [14]). Ferner wissen wir, daß Balde, als er einst mit seinen Freunden an dem Hörnleinweinberge vorbeifuhr, sang:

Mons, ubi nativum vites lacrimantur acetum.
Schauet den Berg, da weinen natürlichen Essig die Trauben!

Allerdings dachten unsere Voreltern nicht so. Wir wissen, daß die römischen Soldaten sich mit der Bosca, das ist ein Getränk von Essig und Wasser, begnügten, daß unsere Voreltern ein Bier tranken, das bloß ein Absud von Gerste war, daß ferner die alten Ritter es nicht so genau nahmen, wie der Wein beschaffen, mehr also auf die Quantität als auf die Qualität schauten; infolgedessen erscheint es uns nicht so ungeheuerlich, wenn damals auf manchen weniger geeigneten Stellen Rebenkulturen angelegt wurden. In unserer Zeit freilich, wo der Geschmack feiner geworden ist, möchten wir vielleicht das als Essig trinken, was unsere Ahnen als Wein tranken. Dabei drängt sich am Schlusse unserer Abhandlung allerdings noch die Frage auf: War dieser Zurückgang der Weinkulturen in unserer Gegend ein einzig dastehendes Phänomen oder war es ein Vorgang, der in der Kulturgeschichte schon zum Erfahrungssatze geworden ist? Das letztere ist der Fall. Dieser Erkenntnis liegt die Beobachtung zugrunde, daß die ganze ökonomische und landschaftliche Physiognomie eines Landes im Laufe der Jahrhunderte unter der Hand des Menschen sich verändern kann. Im Altertum und im Mittelalter ist der Weinstock immer weiter nach Norden gerückt, nicht weil das Klima ein anderes gewesen, sondern infolge allmählicher Akklimatisation. In der neueren Zeit ist im Verhältnis zum Mittelalter das Umgekehrte eingetreten: der Weinbau hat sich aus den nordischen Landstrichen zurückgezogen, in denen er ökonomisch nicht mehr vorteilhaft war. Das nördliche Frankreich, die südlichen Grafschaften Englands, Thüringen, die Mark Brandenburg usw. trieben sonst Weinbau. Bei entwickelterem Verkehr mußte man es aber vorziehen, den Wein begünstigterer Gegenden gegen diejenigen Früchte einzutauschen, die der eigene Boden reichlich und sicher hervorbrachte.

[13]) Prov.-Blätter, I. Bd., S. 538.
[14]) Prov.-Blätter, I. Bd., S. 583.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Entstehung einer neuen Insel in der Boningruppe. Aus den Berichten der Zeitungen ist bekannt, daß sich im Laufe des Dezember 1904 in der politisch zu Japan gehörenden Boningruppe auf vulkanischem Wege ein neues Eiland gebildet hat. Am 14. November spürte man auf Sulphur Island (Iwo), einer der Volcanoinseln (südlicher Teil der Boningruppe), ein starkes unterirdisches Geräusch. Zwei Wochen später sahen die Bewohner etwa 5 km südlich ihrer Insel gewaltige schwarz-weiße Wolken, also Aschen- und Dampfmassen, aus dem Meere aufsteigen, das in Brand zu stehen schien. Es war offenbar der Kampf zwischen dem Wasser und einem unterseeischen tätigen Vulkan, wobei der letztere obsiegte; denn am 5. Dezember sah man in den Rauchmassen eine kleine Insel, der sich in drei Tagen noch zwei andere anschlossen. Am 12. Dezember waren die drei Inseln zu einer zusammengewachsen. Diese änderte dann fortwährend ihre Gestalt, indem ein weißer Rauch aufstieg. Am 2. Januar schien die Entwickelung zum Stillstand gekommen zu sein, und einige Leute fuhren hinüber, die die Insel für Japan in Besitz nahmen. Die Insel, die von den Japanern den Namen Niishima erhalten hat, hat einen Umfang von $5^1/_2$ km und ist 145 m hoch; die Südküste bildet eine steile Felsmasse und im Norden findet sich ein kochender See, wohl der Kratersee des neuen Vulkangipfels, der die Insel bildet.

Die Bonininseln liegen auf einer meridionalen Vulkanspalte, der „Magna Fossa" Naumanns, die Nippon durchsetzt, und auf der auch der bekannte Fujijama liegt, nach dem sie als Fujizone benannt wird. Katastrophen sind hier nicht allzu selten gewesen; so ist der furchtbare Ausbruch des Bandai (nördlich des Fujijama) vom Jahre 1888 zu nennen. Den südlichen Endpunkt der Fujizone bezeichnen die deutschen Marianen. Auch auf ihnen haben wohl noch in verhältnismäßig neuer Zeit vulkanische Veränderungen stattgefunden, wie man aus dem Mangel an Übereinstimmung älterer Seekarten mit neueren Aufnahmen schließen darf.

— Eine wissenschaftliche Reise nach Island hat, wie wir hören, Ende Mai der Geologe Dr. Wilhelm von Knebel aus Berlin angetreten. Zur Hauptaufgabe hat er sich Studien über die Abhängigkeit der dortigen Vulkane voneinander und von präexistierenden Spalten gestellt; ferner will er durch genaue Höhenmessungen eine Reihe von Profilen durch besonders wichtige Teile der Insel legen und die glazialen Ablagerungen aus der Diluvialzeit namentlich in ihrem Verhältnis zu den jüngsten Glazialgebilden untersuchen. Der vorläufige Reiseplan ist folgender: Anfang Juni Aufbruch von Reykjavik nach den Schwefelvulkanen von Krisuvik; Studien im Vulkangebiete der Halbinsel Reykjanes. Ende Juni Reise zum Thingvallavatngebiet; Aufnahmen im Gebiete der großen Erdbebenspalten nördlich vom Thingvallavatn. Im Juli: Marsch in das Geiser-Heklagebiet; Route nördlich vom Torfa Jökull in das Seengebiet westlich vom Vatna Jökull; dann südlich ins Spaltengebiet am Myrdals Jökull; dann weiter nach Höfdabrekka; von hier westlich am Südgehänge des Myrdalplateaus über Kalfholt nach Eyrarbakki; von da Rückkehr nach Reykjavik. Im August Reise nördlich vom Lang-Jökull nach Akureyri, von da in das Gebiet des Mückensees; Studien in den Spalten am Nordostrande der Oðaða Hraun; endlich kleinere Einmärsche in letztere selbst.

— Gewinnung von Koks aus Kohle in der chinesischen Provinz Szetschwan. In einem Berichte des englischen Generalkonsuls Hosie über die Provinz Szetschwan vom Jahre 1904 befindet sich die folgende interessante Beschreibung, wie die Chinesen aus Steinkohle Koks gewinnen. Kohle ist in der ganzen Provinz verbreitet, von bituminöser Kohle und Lignit bis zur besten Anthrazitkohle. Senkrechte Schächte gibt es nicht, sondern nur wagerechte Stollen. Der Durchschnittspreis der Kohle ist 6,00 bis 6,50 Mk. für die Tonne ohne Transport. Die beste Kohle findet sich im Tale des Kialing-Flusses, der bei Tschungking in den Jangtse mündet. Vergleiche, die in England angestellt sind, haben ergeben, daß diese Kohle 14,08 Kalorien erzeugt gegen 15,55 bester Walliser Kohle. In den Städten Szetschwans und auf den Dschunken, die sich auf den zahlreichen Wasserstraßen der Provinz drängen, zieht man jedoch Koks der Kohle vor. Er ist zwar etwas teurer, brennt aber langsamer, hält die Hitze mehr an und entwickelt vor allem wenig Rauch. Es gibt zwei Hauptplätze zur Herstellung: Kikiang-hsien und Kuan-hsien. Das Verfahren ist folgendes: Pulverisierte Kohle wird in Wasser getan; nachdem sich die Kohle abgesetzt hat, wird der Brei geknetet und zu einer Art Broten geformt; diese werden dann in einem Brennofen aus Lehm, der sich zum Teil im Erdboden, größtenteils aber über dem Erdboden befindet, aufgeschichtet, nachdem zwischen die einzelnen Brote gut ausgebrannte Asche gestreut ist. In der Mitte wird ein Luftschacht offen gelassen, und mit Ausnahme dieses Schachtes wird der Brennofen oben ebenfalls mit einer Schicht Asche zugedeckt, um eine zu schnelle Verbrennung zu hindern. Der Brennofen wird durch eine kleine Öffnung am Fuße mit Holz geheizt. Der Ofen qualmt nun etwa zehn

Tage sehr stark, und nachdem der Rauch und Dampf verschwunden ist, wird er in Stücke geschlagen und auseinandergerissen, die Koksbrote werden in Wasser getaucht, um ein weiteres Verbrennen zu verhüten, und damit ist der Koks zum Verkaufe fertig.

— Über die morphologischen Verhältnisse der Karstseen handelt eine umfangreiche Abhandlung von Gavazzi in den Abhandlungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien, 1903/04, Bd. V, Nr. 2. Die Karstseen zerfallen in beständige Seen, deren morphometrische Daten zum Teil am Schlusse hier mitgeteilt werden, und in periodisch inundierte Becken. Erstere sind in der Hauptsache Süßwasserseen, doch kommen auch Seen mit brackigem und mit salzigem Wasser bis nahezu 4 Proz. Salzgehalt vor. Mehrere von ihnen sind recht erhebliche Kryptodepressionen, einige, in der Tabelle mit * versehene, besitzen tief eingesenkte, dolinenartige Löcher, wie sie auch z. B. Cvijic im Skutarisee nachgewiesen hat. Die Speisung fast aller Karstseen geschieht durch Quellen, welche nichts anderes als die Öffnungen — von Gavazzi Speilöcher genannt — unterirdischer Kanäle sind, die zu gewissen Jahreszeiten reichlich, zu anderen sehr wenig Wasser enthalten; daher ist der Wasserstand nicht nur der periodisch inundierten, sondern auch der beständigen Karstseen ein sehr wechselnder und erreichte z. B. im Bačinesee während der beiden Jahre 1897 und 1898 die gewaltige Amplitude von $8^{1}/_{2}$ m. Der Abfluß der Seen geschieht in fast allen Fällen durch Spundlöcher, auch Ponore genannt, welche teils am Boden des Sees sich befinden, teils im anstehenden Gestein der Abhänge. Durch Verstopfung der Ponore kommt es gelegentlich zu gewaltigen, äußerst verderblichen Wasseransammlungen oder Stauseen von großer Tiefe. Es kommt gar nicht selten vor, daß dieselben Öffnungen je nach den allgemeinen atmosphärischen Niederschlägen sowohl Spei- wie auch Sauglöcher sind, nach Gavazzi heißen sie dann Estavellen. Der bei weitem größte und bekannteste der periodisch vorhandenen Karstseen ist der Zirknitzer See, der zur Zeit seines höchsten Wasserstandes ($3^{3}/_{4}$ m) etwa 38 qkm groß ist und über 100 Millionen Cubikmeter Wasser faßt. Bis jetzt ist er nie länger als höchstens anderthalb Jahr hintereinander mit Wasser bedeckt gewesen. Unter den eigentlichen Seen ragen die perlschnurartig aneinander gereihten Plitvicer Seen (13 an der Zahl), von denen der höchste 120 m höher als der tiefste liegt, durch die wilde Szenerie ihrer Umgebung hervor; ohne Zweifel verdanken sie ihre Entstehung zunächst der erodierenden Tätigkeit des Wassers. Die nach photographischen Aufnahmen des Verfassers beigegebenen Abbildungen liefern ein treues Bild der eigentümlichen Verhältnisse von Zu- und Abfluß periodisch inundierter Becken.

Name des Sees	Landschaft	Meereshöhe	Areal	Größte Tiefe	Betrag der Kryptodepression
		m	ha	m	m
Cepic	Istrien	22	818	2,4	4
Nijivice	„	4,5	74	9,9	5,4
* Vrana	„	14	559	84,2	70,2
Prošce	Kroatien	633	73	40,3	—
Kozjak	„	536	79	49,4	—
Bacine	Dalmatien	4,4	221	31,8	27,4
Desnojesero . .	„	0	88	2,5	2,5
Gjuvelek . . .	„	0	173	4,6	4,6
Karnisee . . .	„	0	547	15,5	15,5
Novigrad . . .	„	0	2865	38	38
Vrana	„	0,67	3001	3,9	3,23
* Prokljan . . .	„	0	1110	24	24
* Proložac . . .	„	257	333	41,2	—

Halbfaß.

— Die Klimatologie des wärmsten Teiles von Deutschland kann in den klimatisch recht interessanten Anfangsjahren des 20. Jahrhunderts mit wünschenswerter Genauigkeit studiert werden. Vom Deutschen meteorologischen Jahrbuche liegen die Jahrgänge 1901, 1902 und 1903 der Beobachtungen im Großherzogtum Hessen vor, bearbeitet von G. Greim und herausgegeben vom Großherzoglichen Hydrographischen Bureau. Der südwestliche Teil des Großherzogtums, Rheinhessen, gehört zu dem „mittleren Rheintal oberhalb Mainz“, nach Hann dem „Sitz der größten Mittelwärme milder Winter- und hoher Sommertemperatur“. Das Zentrum dieser bevorzugten Gegend darf wohl bei Worms gesucht werden. Diese Station wies jedenfalls im Jahre 1903 das höchste der berichteten Temperaturmaxima in Deutschland auf. Am 29. Juni 1903 verzeichnete Worms $33^{1}/_{2}$° C, während als nächstfolgende Orte Frankfurt a. M. am gleichen Tage, Magdeburg und Berlin am 3. Juli nur 33° erreichten. Rom, das für Juni ebenfalls am 29. die Höchsttemperatur, aber nur mit 30°, verzeichnete, erreichte im ganzen Jahre 1903 nur 36° (am 4. September), Nizza (am 3. September), Clermont (am 1. September) sogar auch nur 34°. Jene Junihitze im Rheinhessischen ist um so bemerkenswerter, als sie nur sechs oder sieben Tage nach einem Kälterückschlag einsetzte, der im Großherzogtum Reifbildung, in tieferen Lagen sogar Frostschäden veranlaßt hatte. Leider ist im Jahrbuch die so heimgesuchte Gegend nicht genauer bezeichnet als „an den weniger begünstigten Orten“. Aus dem Landwirtschaftlichen Dekadenbericht der Deutschen Seewarte geht hervor, daß am 22. Juni 1903 Reifbildung im Rodgau bei Darmstadt beobachtet wurde. Man darf also im südhessischen Gebiet schon für Juni 1903 eine Verkoppelung von Extremen der Temperatur feststellen. Eine ähnliche Erscheinung kann in den Niederschlagsverhältnissen gefunden werden. Denn in dem Hochwasserjahr 1903, das übrigens auch den hessischen Gebietsteilen wieder wesentlich mehr Niederschläge brachte als 1902, machte sich dort gegen „Ende Juni eine starke Austrocknung des Bodens bemerkbar, die einzelnen landwirtschaftlichen Betrieben erheblichen Schaden zufügte“. Um so regnerischer waren dafür auch dort die Monate Juli und August, besonders der letztere, an dessen drittem Tage Gewitterregen „teilweise in wolkenbruchartigen Massen“ niedergingen. Die Gegend von Worms war im Jahre 1902 mit nur 399 mm Niederschlag absolut, im Jahre 1903 mit 470 mm nahezu am regenärmsten im ganzen Großherzogtume. Zu dem früher geäußerten Wunsche nach Verdunstungsbeobachtungen in diesem interessanten Gebiete füge ich noch den anderen nach Berücksichtigung phänologischer Beobachtungen im Jahrbuche. Einerseits ist gerade das Großherzogtum Hessen eine alte Pflegestätte dieses Zweiges der angewandten Klimatologie. Anderseits scheint mir die auf phänologischen Karten übliche Verlegung des Gebietes frühester Blüte in Deutschland (11 und mehr Tage vor Berlin) aus jener wärmsten Gegend heraus nach dem nördlicher gelegenen Rheingau sehr der systematischen Nachprüfung zu bedürfen. Wilhelm Krebs

— Abschluß von Dr. Theodor Kochs brasilianischer Forschungsreise. Wie Dr. Koch dem „Globus“ unter dem 4. Mai aus Manaos mitteilt, ist er dorthin von seiner letzten Reise auf weitem Umwege über den Rio Tiquié und Rio Japurá zurückgekehrt. Auch diese Reise ist erfolgreich verlaufen. Dr. Koch hat damit seine Forschungen abgeschlossen und gedenkt Ende Juni in Hamburg einzutreffen.

— Künstlich verbildete Germanenschädel sind erst neuerdings mit Sicherheit nachgewiesen worden. Als 1820 bei Feuersbrunn in Niederösterreich ein Schädel mit turmartig in die Höhe getriebenem Schädeldach, einem Quereindruck in der Mitte der flachen Stirn und negerartig vorgeschobenem Gesicht ausgeackert wurde, glaubte man, daß er von einer fremden Rasse, etwa von den Awaren herstamme, die im 6. bis 8. Jahrhundert bis in die Lande an der Enns vorgedrungen waren. Indessen es lag, wie man erkannte, ein künstlich verunstalteter Schädel vor, eine Deformation, wie sie heute noch bei Indianern des Westens geübt wird, anderweitig auch vielfach beobachtet wurde und heute noch durch Einschnürung mit Kopfbinden in der Gegend von Toulouse vorkommt. Daß die Sitte der Schädelverunstaltung aber einst auch weiter, namentlich auch unter den Germanen verbreitet war, worauf schon der Feuerbrunner Schädel hinweist, hat kürzlich der bekannte Heilbronner Anthropologe Dr. Schliz in einem Vortrage im Stuttgarter Anthropologischen Verein nachgewiesen. Zu den deformierten Schädeln aus germanischen Reihengräbern (alamannischen, langobardischen, burgundischen, fränkischen usw.) konnte er jetzt nach seinen Ausgrabungen noch einen ganz typisch künstlich verbildeten Alamannenschädel von Heilbronn hinzufügen, welcher dem 5. Jahrhundert angehört. Alle die deformierten aufgefundenen germanischen Schädel sind vorwiegend weibliche, und es läßt sich nach den Forschungen von Dr. Schliz nunmehr annehmen, daß bei den germanischen Stämmen die künstliche Verunstaltung der weiblichen Schädel weit verbreitet war. Das ist wieder ein Ergebnis der Forschung mit dem Spaten, eine Tatsache, nach welcher wir vergeblich in den römischen Quellen über unser Volk uns umsehen.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 23. BRAUNSCHWEIG. 22. Juni 1905.

Die östliche Elfenbeinküste.

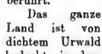
Oft ist in den letzten Jahren im „Globus“ darauf verwiesen worden, daß Frankreich mit Energie an der Erforschung des Hinterlandes seiner westafrikanischen Kolonie Côte d'Ivoire (Elfenbeinküste) gearbeitet hat. Es handelt sich um eins der unzugänglichsten Gebiete Afrikas, wo Natur und Menschen sich vereinigen, dem Europäer das Eindringen zu erschweren: die Flüsse sind durch Stromschnellen versperrt, der Urwaldgürtel von Oberguinea ist hier besonders breit und reicht bis an die Lagunen der Küste, und die Bewohnerschaft gilt als kriegerisch und wild. So reichte hier bis in die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts die terra incognita bis an das Meer. Aber es ist gelungen, das Dunkel zu lichten, dank zahlreicher Expeditionen, die den Urwald durchbrochen haben, und es hat die wirtschaftliche Erschließung der Kolonie begonnen. An Stelle von Grand-Bassam, das gegenüber der Mündung des Komoë in die Lagune am Meere liegt und gesundheitlich wie mit Bezug auf die Verkehrsmöglichkeiten viel zu wünschen übrig läßt, ist mit Bingerville am Nordufer der Lagune (bei Abidjean) eine neue Hauptstadt gegründet worden, und man hat die Trasse einer Eisenbahn studiert, die von dort nordwärts bis gegen Kong ausgebaut werden soll.

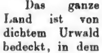


Abb. 1. **Vegetation (Lianen) am Komoë.**

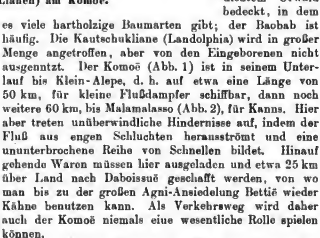
Diese Eisenbahnstudien sind das Werk der Mission des Kapitäns Houdaille vom Jahre 1899. Sie bestand aus mehreren Mitgliedern, die verschiedene Aufgaben zu lösen hatten: außer dem Leiter aus vier Offizieren und einem Militärarzt, dem Dr. Lamy. Dieser hat kürzlich im „Tour du Monde“ seine persönlichen Erinnerungen und Betrachtungen veröffentlicht, und es sei daraus an dieser Stelle einiges mitgeteilt.

Was für die Erkundung des Westens der Kolonie die Missionen Hostains und Woelfel, für die des mittleren Teiles die Mission Eysséric bedeuten, das bedeutet für den Osten die hier in Rede stehende Expedition. Die Routen führen von Abidjean und Grand Bassam im Westen des Komoë und mit diesem mehrfach in Verbindung stehend nach Norden und Nordwesten bis 6° 40′ n. Br. und bis zum Nsi, einem östlichen Nebenfluß des Bandama. Lamy hat nur das südliche und mittlere Stück des Reisegebiets, das Attiëland, kennen gelernt, jedoch ziemlich genau, sowie einen Teil des Komoë berührt.





Das ganze Land ist von dichtem Urwald bedeckt, in dem es viele hartholzige Baumarten gibt; der Baobab ist häufig. Die Kautschukliane (Landolphia) wird in großer Menge angetroffen, aber von den Eingeborenen nicht ausgenutzt. Der Komoë (Abb. 1) ist in seinem Unterlauf bis Klein-Alepe, d. h. auf etwa eine Länge von 50 km, für kleine Flußdampfer schiffbar, dann noch weitere 60 km, bis Malamalasso (Abb. 2), für Kanus. Hier aber treten unüberwindliche Hindernisse auf, indem der Fluß aus engen Schluchten herausströmt und eine ununterbrochene Reihe von Schnellen bildet. Hinauf gehende Waren müssen hier ausgeladen und etwa 25 km über Land nach Daboissuë geschafft werden, von wo man bis zu der großen Agni-Ansiedelung Bettië wieder Kähne benutzen kann. Als Verkehrsweg wird daher auch der Komoë niemals eine wesentliche Rolle spielen können.



Lamy hat den Urwald der Elfenbeinküste in der ersten Jahreshälfte kennen gelernt und dabei die Erfahrung gemacht, daß dort die Temperatur um 3 bis

4° niedriger ist als an der Küste oder auf unbewaldetem Boden. Das Maximum schwankt zwischen 28 und 31°, das Minimum zwischen 20 und 22°. Andererseits übertrifft die Feuchtigkeit die der Küste, wo die Niederschläge ohnehin schon 2700 mm Höhe pro Jahr erreichen, noch um ein Beträchtliches. Es regnet das ganze Jahr über, beständig freilich nur von April bis Juli. In dieser Zeit treten auch täglich Tornados auf, und zwar gewöhnlich mit Nordwind. Während der Regenzeit sinkt die Temperatur um 5 bis 6°. Bei Dengera, etwa in der Mitte des Attiëlandes, beobachtete Lamy zwischen dem 11. und 25. Januar einen erheblichen Temperaturfall bis auf 15°, der nach seiner Ansicht auf das Wehen des Harmattans zurückzuführen war. Das Marschieren zur Regenzeit beschreibt Lamy wie folgt: „Die täglichen Regengüsse hatten das Land in einen weiten Sumpf umgewandelt, und die bisher trockenen Bäche waren zu Flüssen geworden, in denen einem beim Überschreiten das Wasser bis zu den Schultern reichte. Alltäglich, mitten auf dem Marsche, gibt es einen Tornado. Ganz unvermutet wird es dunkel, so daß man kaum zwei Schritte weit sehen kann, und es erhebt sich ein Wind, der bis zum Aufhören des Regens mit unerhörter Heftigkeit andauert. Um uns fallen von allen Seiten morsche Äste und Lianenstücke hernieder, und man läuft jeden Augenblick Gefahr, erschlagen zu werden.“

Wären nicht die zahlreichen Vogel- und Affenarten, so könnte man den Wald für unbewohnt halten. Es mangelt nicht an Panthern, Leoparden, Tigerkatzen und anderen Raubtieren, auch tragen die Eingeborenen deren Zähne als Halsschmuck, aber man bekommt sie nicht zu Gesicht. Es gibt auch Elefanten dort, wenn auch schwerlich in großer Menge, doch hat Lamy nur einmal eine Fährte beobachtet. Von den Schlangen sprechend, erwähnt Lamy, daß ihm in der Ortschaft Memni eine erlegte 8 m lange Vertreterin der Gattung Boa gezeigt worden sei. Das Fleisch der Schlangen wird übrigens ebenso wie das der Affen für die Küche verwendet.



Abb. 2. **Tal des Komoë bei Malamalasso.**

Die Bewohner des Reisegebietes, der Attiëstamm, gehören der sog. Lagunenbevölkerung an. Die Attië (Abb. 3) leben mit den nördlich und östlich anstoßenden Agnistämmen in Feindschaft, sind aber untereinander keineswegs ein geschlossener Stamm. Jedes Dorf bildet eine politische Gemeinschaft für sich, die sich mißtrauisch gegen den Nachbar abschließt. Infolge dieser Isolierung haben sich innerhalb des Stammes verschiedene Dialekte herausgebildet, daß der Bewohner des einen Dorfes den des nächsten nicht versteht. Unter den von der Expedition berührten Ortschaften sind Groß-Alepe, Memni und — als nördlichste — Mopi zu nennen. Fast überall wurde dieselbe kühl, feindselig oder mißtrauisch empfangen, und die Folgen davon äußerten sich dann besonders bitter im Mangel an Lebensmitteln. Alle Dörfer sind befestigt. Zunächst wird vermieden, daß die Pfade mitten im Dorfe enden; sie führen erst nach einigen Krümmungen auf das Tor zu. Das Attiëdorf Groß-Alepe (Abb. 4) wird als eine lange Straße beschrieben, die zu beiden Seiten von dicht nebeneinander liegenden, mit Palmblättern gedeckten Lehmhütten flankiert wird. Der Eingang wird von einem Palissadenwerk derart versperrt, daß nur eine Person hindurch kann. Es wird allerdings bestritten, daß diese Palissaden zur Verteidigung dienten; es wäre nur ein Fetischtor, das nur der passieren könne, der mit ehrlichen und guten Absichten käme. Geschirr, das an dem Tore aufgehäuft ist,

mit Spuren von Federn, Blut und Eiern, deutet allerdings darauf hin, daß hier einem Fetisch Gaben dargebracht worden sind. Die oft zahlreichen Dorfruinen und verwilderten Pflanzungen sind nicht auf Kriege zurückzuführen, sondern auf die Gewohnheit, die Siedelungen zu verlegen, sobald durch andauernde Bebauung der Boden der Felder nach 40 bis 50 Jahren erschöpft ist. Diese selbst liegen einige Kilometer vom Dorfe entfernt.

Aus den weiteren Notizen Lamys über die Attië sei einiges hervorgehoben. Aus der Umgegend von Groß-Alepe wird eine Palmölkocherei beschrieben. In gewaltigen, aus Baumstümpfen ausgehöhlten Mörsern werden mit Holzstößeln die reifen Palmkerne zermalmt. Das



Abb. 4. **Dorfstraße von Groß-Alepe.**



Abb. 3. **Frauen aus Mope, Landschaft Attië.**

gesammelte Öl wird in großen Gefäßen über einem starken Feuer gekocht, wodurch das Wasser verdampft und das Öl gereinigt wird. Ein kleiner Teil des Produktes wird für den Hausbedarf zurückbehalten (für die Küche und für Arzneizwecke), das übrige nach der Küste in die Faktoreien gebracht.

Seife ist nicht unbekannt; man weiß solche aus einer Mischung der Asche von Bananenschalen mit Palmöl herzustellen. Das Erzeugnis, eine graue Kugel, ist kräftig und reinigt gut. In jedem Dorfe ist auch ein Schmied vorhanden, dessen Werkstätte den Rendezvousplatz abgibt für diejenigen männlichen Dörfler, die nichts zu tun haben. Die Einrichtung der Schmiede ist primitiv. Den Blasebalg bilden zwei ausgehöhlte Baumstümpfe, die an einem Ende mit einer Tierhaut verschlossen sind, während sie mit dem anderen vor dem Feuer auslaufen. Ein Gehilfe drückt abwechselnd auf die beiden Felle, und der so hervorgebrachte Wind facht die brennenden Palmkerne an, die als Kohlen dienen. Der Amboß ist ein Stein, der Hammer ein Stück Eisen. Die Erzeugnisse dieser Schmiedekunst sind entsprechend einfach, reichen jedoch aus, um dem Verfertiger die Hochachtung der Dörfler zu sichern.

Der Weiße wird gefürchtet nicht nur seiner Intelligenz und besseren Bewaffnung wegen, sondern noch aus folgendem Grunde: Im ganzen Attiëlande wird geglaubt, daß die Europäer unter dem Wasser lebten, wo sie keine Frauen hätten. Deshalb besorgt man, daß die eigenen Frauen von ihnen geraubt werden könnten, und hält sie nach Möglichkeit abseits. (Der Glaube erklärt sich daraus, daß die Europäer ohne weiße Frauen reisen.) Andererseits scheint man die Tugend der Frau nicht hoch einzuschätzen; denn Lamy berichtet, daß selbst schwere Verfehlungen

sich durch eine ziemlich leichte Buße sühnen ließen. Es kam dem Beobachter sogar vor, als wenn hiermit ein Geschäft gemacht würde. Die Sitte will nämlich, daß der sündige Teil sein Vergehen dem anderen Teil mitteilt und seinen Mitschuldigen nennt. Dieser muß dann für den Schaden bezahlen, und der Gatte verläßt nach Empfang der Buße mit seiner ungetreuen Ehehälfte zufrieden den Richter.

Die Toten werden fern von den Wohnungen bestattet, an einem einsamen Orte, den man vom Busch befreit hat. Man legt Töpfergeschirr und andere Gaben auf das Grab. In Mope wohnte Lamy dem mit sehr großem Pomp gefeierten Leichenbegängnis des Thronfolgers bei, der plötzlich gestorben war. Den ganzen Tag über und noch stärker während der Nacht wurden die Trommeln gerührt. Infolgedessen fanden sich am nächsten Tage die Krieger, die Verwandten und Freunde ein, alle Arbeit ruhte, das ganze Land hatte Trauer. Auf der Dorfstraße ballte sich eine Menschenmasse, die Krieger hatten ihre Flinten zur Hand und luden sie so voll, daß es ein Wunder war, wenn niemand beim Abfeuern verletzt wurde. Einige Leute, deren Gesicht mit weißer Farbe bemalt war, stießen mit dem Kopfe gegen die Mauer und heulten. Neben dem Häuptlingshause wurden die großen, 2 m langen Kriegstrommeln, die aus hohlen Baumstücken gearbeitet sind (Abb. 5), mit verdoppelter Kraft bearbeitet; ein monotoner Gesang kam aus jeder Kehle, und einige der Leute tanzten einen Leichentanz. Gegen Mittag hörte der Lärm mit einem Schlage auf, und man schloß einen Kreis auf einem Platze in der Nähe des Dorfes: auf der einen Seite der Häuptling mit seiner ganzen Familie, gegenüber der Großpriester mit den Dorfbewohnern hinter sich. Es galt, den ausfindig zu machen, der den Tod des Thronfolgers verschuldet hatte. Man nahm an, daß dieser nicht auf natürlichem Wege erfolgt, und daß der Schuldige in dessen Familie zu suchen sei. Der Fetischpriester begab sich in die Mitte des Kreises und ließ sich durch einen jungen, völlig nackten Menschen seine Zaubergeräte herbeitragen: einen großen Mörser mit Holzstößel zum Mischen des „Fntu" aus gekochten Bananen mit einem Dekokt der Giftrinde, die in einem besonderen Gefäß enthalten war. Der Fetischpriester erklärte unter großem Geschrei und mit heftigen Gebärden, daß ein Schuldiger existiere und daß das Gift ihn enthüllen müsse. Wenn der Tod natürlich gewesen sei, so würde das Gift denen, die davon äßen, nichts schaden, andernfalls würde der Mörder entdeckt sein und bestraft werden. „Der Fntu ist fertig; wer will davon essen?" wiederholte der Priester zweimal, ohne daß sich jemand meldete. Er schrie und heulte dann weiter, wobei man die Namen einiger Anwesenden heraushören konnte, lief umher und zeigte schließlich auf einen Angehörigen der Königsfamilie. Das Weitere verlief sehr harmlos: Der Angeschuldigte sagte dem Häuptling etwas ins Ohr, dieser zog sich mit seiner Familie eine Weile zurück und erklärte dann: Der Fetisch hat nicht gelogen; jener hat sich als schuldig bekannt und wird von mir dazu verurteilt, ein Rind und 10 Flaschen Gin zum Andenken an den Toten zu spenden. Das Rind wurde sogleich gebracht und dann unter die Anwesenden verteilt.

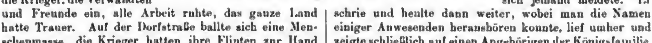


Abb. 5. **Kriegstrommeln in Mope.**



Abb. 6. **Ausstattung und Einbalsamierung einer Leiche. Attié.**

Am nächsten Tage vormittags derselbe Lärm. Gegen Mittag bedeckten sich die Fetischpriesterinnen mit Rindenfasern und mit weißer Farbe und umwanden sich den Kopf mit Zweigen; sie vereinigten sich mit den übrigen Frauen und den Verwandten des Toten, die, ebenfalls weiß bemalt, die Leiche an den nächsten Bach brachten und sie dort drei Stunden lang wuschen und kleideten.

Dann wurde der Tote in seine Wohnung gebracht und einbalsamiert (Abb. 6). Die Ingredienzien dafür wurden mit verschiedenen Farben gemischt, womit jede der Frauen des Verstorbenen die einzelnen Teile der Leiche nach ihrem Geschmack bemalte. Die Begräbnisfeierlichkeiten schienen erst mit dem fünften Tage zu enden, doch wurden die übrigen Zeremonien vor den Europäern verborgen gehalten, weil, wie Lamys Diener behauptete, einige seiner treuesten Frauen, nachdem sie enthauptet sind, mit dem Toten verscharrt werden.

Der Häuptling, der die Justiz ausübt und die Debatten in den Versammlungen leitet, hat nicht immer viel Autorität über seine Untertanen, und sein Einfluß dringt in den Ratsversammlungen oft nicht durch, auch gehorchen ihm die jüngeren Leute manchmal nicht. Hieraus entsprangen für die Expedition Schwierigkeiten, indem der Häuptling zwar die Lieferung von Nahrungsmitteln und die Gestellung von Trägern anordnete, seine Leute sich an diese Befehle aber häufig nicht kehrten.

Chinas Kanäle.

Der amerikanische Konsul in Hangtschou G. E. Anderson hat im „National Geographic Magazine“ 1905, S. 68 einen Artikel über Chinas Kanäle veröffentlicht, dem einige allgemeine Bemerkungen entnommen seien.

Die Kanäle in China dienen nicht nur dem Verkehr, sondern zugleich der Produktion von Nahrungsmitteln. In Verbindung damit steht die Verwendung des auf dem Boden der Kanäle sich sammelnden Unrats zu Düngungszwecken, auch wird jeder Bestandteil des Pflanzenlebens im und am Kanal nützlich verwendet. Die Kanäle versehen das ebene Land mit einem Netzwerk von Wasser. Vom großen Kanal zweigen sich nach allen Richtungen kleinere Kanäle ab und von diesen wieder noch kleinere, so daß es kaum ein Stück Land von 40 Ar gibt, das nicht von irgend einem für Kähne fahrbaren Graben erreicht wird. Die Bedürfnisse des Reisbaues haben die erste Veranlassung zur Schaffung dieses Netzwerkes gegeben. Wo nur ein natürlicher Wasserlauf zur Berieselung der Reisfelder herangezogen werden kann, da geschieht es, aber von diesen nach den Kanälen oder größeren Flüssen müssen Kanäle vorhanden sein. Wo die natürlichen Ströme nicht entsprechend hergerichtet werden können, leiten die Chinesen das Wasser in Kanälen oder Gräben bis an ihre Felder und bringen es auf sie mit Hilfe der bekannten, mit den Füßen getriebenen Schöpfräder. Diese Wasserwege nehmen einen beträchtlichen Teil Land für sich in Anspruch, und deshalb nutzt der Chinese sie ebenso aus wie das Land.

Zunächst durch den Fischfang. Eine riesige Menge von Fischen liefern jährlich die chinesischen Kanäle. Brutanstalten hat der Chinese nicht, aber die Fischversorgung wird dadurch gewährleistet, daß die überfluteten Reisfelder als Brutplätze und als Schlupfwinkel für die jungen Fische dienen, bis sie groß genug geworden sind, für sich selbst zu sorgen.

Auf allen Kanälen Chinas sieht man jederzeit Kahnschiffer, die den Unrat vom Boden mittels großer Beutel an gekreuzten Bambusstöcken sammeln, die eine Menge Moder auf einmal fassen. Dieser wird in den Kahn geleert, und das wiederholt sich so lange, bis der Mann eine Ladung hat, die er zu einem benachbarten Gehöft bringt; hier schüttet er den Schlamm entweder direkt auf das Feld — besonders um die Maulbeerbäume, die der Seidenraupe wegen gezogen werden — oder in ein Loch, aus dem er später für die Felder verwendet wird. Gleichzeitig erhält hierdurch der Bauer gewöhnlich Schalentiere genug, die seine Arbeit bezahlt machen, und der Dünger selbst ist reiner Gewinn. Solcher Dünger ist wertvoll; er ist reich an Stickstoff und Pottasche und hat viel Humus. Die Gewinnung des Düngers aus den Kanälen ist überdies das einzige Mittel, durch das die Chinesen ihre Kanäle jahrhundertelang in ziemlich gutem Zustande erhalten haben. Kürzlich beklagte man sich in Peking, daß die Asche der auf den Kanälen verkehrenden Dampfboote den Dungwert des Schlammes beeinträchtige, und die chinesische Regierung sah sich dadurch vor eine schwierige Frage gestellt.

Zur Reinhaltung der Kanäle trägt der chinesische Bauer ferner dadurch bei, daß er alles schwimmende Kraut, Gras usw. sammelt. Die Bootsleute pflegen sich große Ladungen davon zu sichern, indem sie die Oberfläche des Wassers abschöpfen. Das an den Ufern wachsende Rohr wird zur Korbflechterei und zum Brennen benutzt. Es geht also nichts Pflanzliches verloren.

Wo es, wie in China, so viele Kanäle gibt, da ist der Boden mehr oder weniger sumpfig. Er wird hier zur Zucht der Lotuswurzel benutzt, aus der viel Stärkemehl gewonnen wird. Wo die Kanäle breit werden, sei es, weil sie in natürliche Wasserläufe übergehen oder aus anderen Gründen, wird die für die Schiffahrt entbehrliche Wasserfläche zur Anpflanzung verschiedener Wassernüsse benutzt, die in gewaltigen Mengen geerntet werden. Sie sind reich an Stärkemehl und sehr fruchtbar, so daß ein Ar flachen Wassers weit mehr produziert als ein mit den gewöhnlichen Feldfrüchten besätes Stück Land von gleicher Größe. Entenzüchtereien gibt es an allen Kanälen. Diese sind, wenn man ihre verschiedene Verwendung und die Bevölkerung in Betracht zieht, verhältnismäßig rein, zumal nur wenige, wenn überhaupt welche, Fabriken vorhanden sind, die sie verunreinigen. Die chinesische Sitte, das Kloakenwasser zur Düngung zu benutzen, verhindert ebenfalls eine Verunreinigung großen Umfangs. Das Kanalwasser wird unterschiedslos zum Waschen, Kochen und Baden benutzt.

Das System des Großen oder Kaiserkanals zeigt heute nahezu denselben Zustand wie vor 400 Jahren. Der Kaiserkanal selbst, der sich von Hangtschou bis Peking in einer Länge von 1600 km hinzieht, ist zum großen Teil durch Steindämme geschützt, und alles ist in solcher Verfassung, daß mit nur wenig Geld das ganze System modernisiert werden könnte. Der Kanal vermittelt sozusagen den ganzen Binnenhandel Chinas, und der ist weit größer als sein Außenhandel. Die im Entstehen begriffenen Eisenbahnen werden die Kanäle nicht sehr beeinflussen, vielmehr einen eigenen Handel hervorrufen.

Tabellarische Reiseberichte nach den meteorologischen Schiffstagebüchern der Deutschen Seewarte. Eingänge des Jahres 1903[1]).

Die in ihrem ersten Bande vorliegende neue Veröffentlichung der Seewarte gehört zu den Büchern, die ihr Schicksal und deshalb eine Vorgeschichte haben. Sie verwirklicht im wesentlichen einen Gedanken, das seit drei Jahrzehnten angesammelte Material maritimer Witterungsbeobachtungen methodisch seiner Verwertung entgegenzuführen, der schon im Jahre 1896 behandelt und im Jahre 1898 durch eine Stichprobe belegt wurde. Der Autor war der aus dem japanischen Witterungsdienst in den vaterländischen übergetretene Kapitän Knipping, jetzt Assistent der Deutschen Seewarte. Die in den Annalen der Hydrographie veröffentlichte Stichprobe lenkte die Aufmerksamkeit des gleichfalls mit solchem Material maritimer Meteorologie stark beschäftigten Niederländischen Instituts darauf. Trotz der abfälligen Kritik, die von der dortigen Fachzeitschrift „De Zee“ an dem Plane geübt wurde, ist er dann im Jahre 1904 für die Eingänge des Vorjahres zur Ausführung gelangt, indem nur einige wenige besondere Rubriken wie Tierleben, Meteore, Wasserhosen, Elmsfeuer, Staubfälle, Seebeben u. dgl. in etwas abgerundeter Weise eingefügt wurden. Im übrigen enthalten die Reiseberichte außer den Charakteristiken der Schiffe und den notwendigsten Kalender- und Ortsdaten als Hauptinhalt Passat- und Monsungrenzen, bemerkenswerte Stromversetzungen, Wassertemperaturen, Stürme und Barometerstände, Angaben über Eisberge und erreichte höchste Breiten.

Die Bedenken von niederländischer Seite bezogen sich besonders auf die unvermeidliche Unvollständigkeit dieser Auszugsberichte, die in nautischer wie in wissenschaftlicher Hinsicht zu minderwertiger Arbeit zu führen drohe. Prof. Köppen von der Seewarte, der in sehr ausführlicher Weise für den Plan eintrat, machte gegen dieses Bedenken geltend, daß jene Auszugstabellen der vorläufigen Orientierung, also einer Art von systematischer Auskunfterteilung, dienen sollten. Auch außenstehende Gelehrte könnten dann die endgültigen Arbeiten am Material selbst erledigen (Annalen der Hydrographie 1899, S. 255 ff.). Der daraus folgende Wert der Reiseberichte darf durchaus anerkannt werden, vorausgesetzt, daß die Deutsche Seewarte vor allem eine wissenschaftliche Anstalt bleibt, was ja auch für ihre internationalen Beziehungen schließlich eine Lebensfrage ist.

Für manche Arbeiten, in denen Gegenstände maritimer

[1]) Berlin, Mittler, 1904.

Meteorologie nur nebenbei gestreift werden, kann aus Reiseberichten der vorliegenden Fassung aber auch quellenmäßig geschöpft werden. In dieser Hinsicht möchte ich einen Wunsch nicht unausgesprochen lassen, der in jener Hinsicht nicht so dringend erscheint. Der vorliegende Band bedarf eines Nachtrags, in dem Druckfehler verbessert oder von sonstigen amtlichen Veröffentlichungen abweichende Daten klargestellt sind. Jeder folgende Band bedarf einer entsprechenden sorgfältigeren Durcharbeitung, da ja Tabellendruck erfahrungsgemäß besonders schwierige Korrekturen veranlaßt. Im folgenden führe ich einige fragliche Stellen an, auf die ich durch Spezialarbeiten jener Art gerade geführt wurde.

Auf S. 65 ist einer der niedrigsten, jemals im Meeresniveau gemessenen Barometerstände von 702 mm angegeben, in der nahezu gleichzeitigen Veröffentlichung der Annalen der Hydrographie (1903, S. 525) über dieselbe Reise des Bremer Vollschiffs „C. H. Wätjen" dagegen mit 699,3 mm *). Nach S. 100 soll vom Dampfer „Karnak" treibende Asche unter 14° nördl. Br., 87° westl. L. angetroffen sein. Das ist mitten in Honduras, etwa bei der Stadt Tegucigalpa. Eine speziell eingeholte Auskunft der Seewarte ergab einen Druckfehler. Zu lesen ist 92° westl. L. anstatt 87° westl. L. Aber auch bei liberalem Entgegenkommen ist solche Auskunfterteilung jedenfalls auf dem amtlich bevorzugten schriftlichen Wege recht langwierig. Unter manchen Umständen ist sie überhaupt nicht zu erhalten.

Der Wert der Schiffsberichte über Staubfälle auf See würde auch im Verhältnis zu dem dafür nötigen Aufwand an Mühe und Raum eine sehr große Steigerung erfahren durch kurze Angaben der jeweilig herrschenden Windrichtung. Ich erinnere an die grundlegende Bedeutung dieses Umstandes für den unter anderem von Hellmann erst erbrachten Nachweis der saharischen Herkunft der Staubfälle des Dunkelmeeres.

Eine dem zeitlichen Bereiche der Tabellarischen Reiseberichte angehörende Abhandlung Herrmanns über die Staubfälle vom 19. bis 23. Februar 1903 (Annalen der Hydrographie 1903, S. 425 ff.) gestattet in bezug auf diesen Gegenstand eine Nachprüfung. Die von Herrmann mitgeteilten Staubfalldaten der deutschen Schiffe 1. „Markomannia", 2. „Westphalia", 3. „Sparta", 4. „Crefeld" und 5. „Pampa" fehlen in den Tabellarischen Reiseberichten, obgleich von 1, 4 und 5 die Volljournale in diesen ausgezogen sind, die in die fragliche Zeit entfallen.

*) Vgl. auch Globus, Bd. 85, S. 100.

Die Angabe der „Pampa" bezieht sich auf eine Ozeanstelle unter 48° nördl. Br., 13° westl. L., die auf dem meistbefahrenen Verkehrswege vom Kanal nach Nordamerika liegt. Dies führt auf eine sehr wichtige grundsätzliche Frage. Warum ist auch bei den Tabellarischen Reiseberichten unterlassen, die Auszugsjournale zu benutzen, die hauptsächlich für diese kürzeren Fahrten ausgegeben werden? Um nur ein Beispiel zu erwähnen, so würde die erwähnte Herrmannsche Übersicht, auch bei einem in dieser Hinsicht negativen Ergebnis, eine bestimmte Abgrenzung gegen Norden und Nordwesten erfahren. Eine solche ist für den Gegenstand schon deshalb von Wichtigkeit, weil aus einem in den Tabellarischen Reiseberichten allerdings fehlenden Journal, demjenigen der Bark „Antigone", eine sehr ansehnliche Erweiterung des Staubfallgebietes vom 20. bis 22. Februar 1903 nach Südwesten hin nachgewiesen werden kann.

In diesem Blick ist anzuerkennen, daß entgegen dem gewöhnlichen Brauche bei früheren Bearbeitungen in den Annalen der Hydrographie in den Tabellarischen Reiseberichten auch die Marinejournale ausgezogen sind. Zu dem als Beispiel gewählten Spezialkapitel der Staubfälle bringen sie drei neue Daten, darunter ein besonders wichtiges aus der Gegend von Horta (Azoren), das die von dort vorliegende Dauer des Februarstaubfalles um einen vollen Tag verlängert.

An Eingängen 1903 standen den 651 Volljournalen der Handelsschiffahrt 111 Voll- und 2 Auszugsjournale der Kriegsmarine und 307 Auszugsjournale der Handelsschiffahrt, im ganzen also 309 Auszugsjournale gegenüber. In früheren Jahren war das Verhältnis jedenfalls in der Handelsschiffahrt ähnlich. Im Interesse notwendigster Vervollständigung kann ich nur dringend zu einer Ergänzung der auch im Auslande hochgeschätzten Bearbeitungen aus den bisher dafür nicht benutzten Schiffstagebüchern raten. Für die Tabellarischen Reiseberichte würde man bei der Kürze der Auszugsjournale mit zwei bis drei Zeilen für jedes einzelne auskommen können. Der Umfang des vorliegenden Bandes I (Eingänge des Jahres 1903) würde zu seinen 184 Seiten nur einen Zuwachs von 20 bis 30 Seiten erhalten haben.

Zum Schluß noch ein Desiderium, das für jede Katalogisierung gilt. Die einzelnen Abschnitte (Auszüge) sollten laufend nummeriert werden zu bequemerer Benutzung, besonders beim Zitieren. Wilhelm Krebs.

Der Ursprung der Religion und Kunst.

Vorläufige Mitteilung von K. Th. Preuß.

(Fortsetzung.)

Der Hauch bei Todesfällen vertreibt die von dem toten Körper ausgehende tödliche Wirkung (vgl. Kap. IV). Ebenso ist meines Erachtens das maßlose Trauergeheul bei Todesfällen allein auf die Vertreibung dieses tötenden Zaubers zurückzuführen, obwohl das Geschrei nach der späteren Umdeutung auf das Verhältnis der Überlebenden zu der Seele des Toten geht und diese von der lebhaften Trauer der Hinterbliebenen überzeugen soll [259]). Die Hupa haben sogar die Erklärung für das Mitklagen Unbeteiligter erfunden, daß diese die Gelegenheit benutzen, um ihre eigenen Toten zu beklagen in der Erwartung, die Seele des eben Verstorbenen werde die Tatsache der Klage ihren verstorbenen Angehörigen mitteilen [260]).

Wir müssen also auch die vorhin (Kap. IV) erwähnte Beseitigung bzw. Deformierung der Schneidezähne bei Todesfällen auf diese Eigenschaft des Hauches und des Trauergeheuls zurückführen, die um so besser herauskommen, wenn der ἕρκος ὀδόντων durchbrochen ist. Damit steht die sexuelle Seite des Leben gebenden Hauches bei Begräbnissen, die in Kap. IV kurz skizziert ist, aufs schönste im Einklang. Sofort zeigt sich nun auch, daß man sehr an den Zauber des Hauches und Geschreies im Kriege denken muß, wenn, wie es z. B. manchmal in Australien der Fall ist, nur den Jünglingen bei der Pubertät Schneidezähne beseitigt werden, nicht den Mädchen. Ist doch die Pubertätsfeier oft vorzugsweise eine Kriegerweihe wie bei den Macquariestämmen, wo den Jünglingen die Zähne eingeschlagen und Längsstreifen in den Rücken eingeschnitten werden. Zeigen sie dabei das geringste Schmerzgefühl, so brandmarkt man sie öffentlich als Feiglinge und erklärt sie für unwürdig, in die Reihen der Männer einzutreten [261]).

Eine Parallele des Hauches und des Schreiens bildet ferner die Behandlung der Kranken. Durch beides werden die Krankheiten ausgetrieben (vgl. vorher Kap. VI, bes. Anm. 230, und Kap. IV).

Sonnen- und Mondfinsternisse werden, wie wir sahen, durch Geräusche und Geschrei beseitigt, die Bororó-Schamanen beschwören aber das Unheil eines Meteorfalles, indem sie zugleich gen Himmel hauchen und spucken [262]). Die Indianer des Kulisehu verjagen ähnlich durch Prusten die Gewitterwolken [263]), und wenn einem Kaffern- oder Betschuanendorf ein Unwetter naht, so laufen die Schamanen möglichst mit der ganzen Bevölkerung auf einen

[259]) Näheres bei Preuß, die Totenklage in Amerika, Globus, Bd. 70, S. 5 ff.

[260]) Goddard, the Hupa, a. a. O., S. 71.

[261]) G. F. Angas, Savage Life and Scenes in Australia and New Zealand, II, S. 223 f.

[262]) K. von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, S. 514.

[263]) A. a. O., S. 114.

nahen Hügel und suchen es durch Geschrei zu verjagen[264]).

Hauch und Schrei sind als Zauberwirkungen der Substanz „Mensch“ keine selbständigen Substanzen. Sie könnten höchstens später von einem Dämon ausgehen, den man nachahmt. Ebenso werden Musikinstrumente, die ja ebenfalls zaubernde Substanzen sind, manchmal als Nachbildung einer Gottheit, d. h. eines besonders leistungsfähigen Naturobjektes angesehen, oder die Dämonen sind in das Instrument hineingekrochen oder endlich ein Gott handhabt es. So ist z. B. der Ton der bei Zeremonien in Australien gebrauchten Schwirrhölzer manchmal die Stimme eines bestimmten Dämons, d. h. das Schwirrbrett selbst ist die Nachbildung desselben[265]). Ich erinnere dazu an die Tabakspfeife als Darstellung des Wolkengottes Omowuh bei den Moki (Kap. VII). Die Kamutschigeister der Ipuriná am Purus befinden sich in den Rindentrompeten[266]), und der „Geist“ Cachimana, der die Früchte reifen läßt, bläst bei den Stämmen des Rio Tomo selbst die heilige Trompete[267]).

Eine ganz andere Stellung als der Zauber des Schreiens nimmt der Wortzauber im Denken der Primitiven ein. Das Wort ist kein vom Menschen allein ausgehender Zauber, sondern ist eine selbständig wirkende Substanz, eine Nachbildung des Objektes, das es bezeichnet. Wir können das am besten an den Namen von Personen erkennen, die bekanntlich ungern mitgeteilt werden, weil man fürchtet, daß damit ein Zauber auf die Person selbst ausgeübt werde. Es verhält sich also mit dem Namen ungefähr ebenso wie mit dem Bilde eines Menschen, den man z. B. vermittelst des Bildes töten kann. Aber wir wissen ja, daß überhaupt jede Nachbildung eines Gegenstandes diesen in die Gewalt des Besitzers der Nachahmung liefert (Kap. V). Ebenso hütet man sich, die Namen Verstorbener auszusprechen, weil sie sonst erscheinen können, ähnlich wie jede Nachbildung nur eine „Verwandlung“ des nachgeahmten Gegenstandes selbst ist. Diese Furcht geht ja häufig so weit, daß z. B. eine Tiergattung, nach der der Verstorbene genannt ist, einen anderen Namen bekommen muß, damit in dem Tiernamen nicht zugleich der Tote genannt wird[268]).

Ähnlich scheint es aber überhaupt mit den Worten gewesen zu sein, denn noch Heraklits Schule hatte die Meinung, jedes Ding habe seinen natürlichen Namen, und aus dem Namen lasse sich die Natur der Dinge am sichersten erkennen[269]). Das heißt doch, der Name ist das genaue natürliche Abbild des Dinges, und für die Primitiven bedeutet die Aussprache des Namens demnach eine Beeinflussung des Objektes. So dürfen die Blattern in der Wohnung des daran Erkrankten bei den Gajo nicht mit Namen genannt und keine Wörter gebraucht werden, die häßlich, faulend, stinkend bedeuten[270]), augenscheinlich in dem Sinne unseres ebenfalls hier als Beispiel anzuziehenden Sprichworts: „Wenn man vom Wolf spricht, ist er da.“ Bei den obszönen Tänzen der Watschandi um eine die vulva darstellende Grube wird immerwährend gesungen „kein Loch, kein Loch, sondern die vulva“, wo der Wortzauber offenbar den Analogiezauber unterstützen soll (Kap. III).

Weit zahlreicher als der Zauber durch den bloßen Namen eines Dinges ist natürlich die Zauberformel, da doch immer ein bestimmter Wunsch vorliegt, der für sich allein oder mit einer Zauberzeremonie ausgesprochen wird. Fast jeder Zauberritus wird ja unter Begleitung von Worten ausgeführt. Auch hier ist der ganze Satz als ein Abbild des wirklichen Geschehens zu betrachten, das infolge des Sprechens beeinflußt wird. Ich führe aber nicht Beispiele aus der Unzahl der Zauberformeln an, sondern möchte zeigen, daß der Zauber auch in scheinbar harmlosen Worten steckt. Dadurch allein kann man eine Idee davon bekommen, wie weit der Sprachzauber in das menschliche Leben eindringt.

„Die Hupa tadeln einander offen ins Gesicht, aber jede Aussage, die ein Verbrechen oder einen Schimpf enthält, jede Mißachtung gegenüber toten Verwandten oder die Äußerung eines Wunsches für Mißerfolg oder Tod wird strenge geahndet.“ Die beleidigte Partei wendet sich an einen angesehenen Mann, gewöhnlich das Dorfoberhaupt, um Erlangung eines Sühnegeldes. Diese sonderbare Feinfühligkeit ist offenbar der Ausfluß der Idee, daß jeder ausgesprochene Satz einen Einfluß auf das wirkliche Eintreten der vorgebrachten Unwahrheiten oder bösen Wünsche ausübt. Goddard, von dem wir diese Angaben haben, sagt auch geradezu: „Einen Menschen verwünschen ist eine ernsthafte Beleidigung, denn die Worte selbst haben die Macht, ihn zu schädigen.“ Dagegen kommt die Mißachtung gegen Tote diesen augenscheinlich zu Ohren, und veranlaßt sie, gegen die Angehörigen vorzugehen, da diese für alles verantwortlich gemacht werden. Hörten wir doch schon, daß das Mitklagen bei Bestattungen Fremder geschieht, weil die eigenen verstorbenen Angehörigen die Klagen auf sich beziehen. Auch haben sie die Meinung, daß Wünsche, die in dem Tanzhause, dem „heiligen Hause“, ausgesprochen werden, in Erfüllung gehen[271]).

Die eigentümliche Methode, durch gute Zauberwünsche Unternehmungen zu fördern, haben auch die Mandan und andere Prärieindianer. Jemand, der eine Unternehmung vorhat, sucht durch Geschenke und indem er dem Betreffenden seine Tabakspfeife zu einigen Zügen reicht — übrigens ein zeremonieller Akt — dessen Glückwünsche zu erlangen, und zwar besonders von alten Männern, am liebsten von einer ganzen Anzahl. Der Prinz von Wied[272]), der diese Tatsache berichtet, erzählt auch einen speziellen Fall. „Der alte Chef hob seine Hände vor das Gesicht, sang und hielt eine lange Rede, halblaut etwa wie ein Gebet ... Diese Anreden enthalten gute Wünsche für die Bisonjagd und den Krieg, man ruft die himmlischen Mächte an, den Jägern und den Waffen günstig zu sein ... Auch wir erschöpften uns in guten Wünschen in englischer und deutscher Sprache, welches die Indianer aus unseren Gebärden errieten, wenn sie gleich unsere Worte nicht verstanden. Dauerte die Rede lange, so war man besonders damit zufrieden. In diesem Falle gingen die Reden bei einem Festmahl am Abend vor einer Bisonjagd vor sich. Tänze der aus zauberischen Motiven entstandenen, die Altersgenossen vereinigenden Männergesellschaften gingen vor sich usw. (vgl. folgendes Kapitel).

[264]) Macdonald, Journ. Anthr. Inst., XIX, S. 283.

[265]) A. W. Howitt, The Native Tribes of South-East Australia, London 1904, S. 495.

[266]) Ehrenreich, Beitr. z. Völkerk. Brasiliens in Veröff. d. Mus. f. Völkerk. Berlin, II, S. 70.

[267]) Humboldt und Bonpland, Reise in die Äquinoktialgegenden, III, S. 323 f.

[268]) Z. B. bei den Komanchen (ten Kate, Notes ethnographiques sur les Comanches, Revue d'ethnographie IV, S. 131). Die entsprechende Bedeutung des Namens der Gottheit behandelt treffend A. Dieterich in „Eine Mithrasliturgie“, Leipzig 1903, S. 110 ff.: „Der Name ist immerhin auch noch etwas Reales und dem Körperlichen Nahestehendes, ja oft so viel als das Wesen selbst usw.“

[269]) Zeller, Philosophie der Griechen, I, 2, 5. Aufl., 1892, S. 723 f. u. Anm. 3.

[270]) C. Snouck Hurgronje, Het Gajöland en zijne bewoners, S. 310, nach dem Bericht von Juynboll, Arch. f. Religionswiss. VII, S. 509.

[271]) Goddard, The Hupa, S. 59, 82, 88.

[272]) Reise in das innere Nordamerika, II, S. 181, 265.

Alle Einzelheiten sind hier zwingend für meine Beurteilung: die Geschenke, die älteren Männer, an die man sich wendet, da das Alter immer zauberkräftiger macht (s. folg. Kap.), die langen Reden, die Tänze. Die „himmlischen Mächte" dagegen sind bloße Vermutung des Berichterstatters, der etwas derartiges hineinlegen mußte, um den Vorgang zu verstehen. Wurden doch die bloßen Glückwünsche der Europäer ebenso gern angenommen. Überdies ändert das Hineinziehen anderer Kräfte, d. h. solcher von Naturobjekten, wie der Übergang vom Zauberspruch zum Gebet zeigen wird, gar nichts an dem Ergebnis. Man bekommt durch diese Beispiele einen Begriff davon, was die Sitte des Glückwünschens, die so verbreitet ist, ursprünglich bedeutet, und ebenso, eine wie reale Wirkung eine einfache Verwünschung, Verfluchung — die selbst heute bei uns noch einen tiefen, nicht nur ideenlosen psychologischen Eindruck zu machen imstande ist — früher hervorgerufen haben muß. Ein Unwetter ist z. B. noch heute ein „verwünschtes, verfluchtes Wetter" und für fortlaufende Unglücksfälle hat man den Ausdruck „es lastet ein Fluch auf dem Betreffenden".

Für die Zauberwünsche in Gestalt einer bloßen Erzählung von Tatsachen führe ich die treffenden Zeremonien an dem achttägigen Sonnenfest der Arapaho an. Mehrfach tragen bei dieser Gelegenheit Krieger ihre Heldentaten vor, wobei der Erzähler für jeden erschlagenen Feind einen Stock ins Feuer wirft. Es darf dabei nichts übertrieben werden, und die Einzelheiten müssen deshalb mindestens durch zwei Zeugen beglaubigt sein. Die Geschichten dürfen nur Siege berichten und sollen auf den Sieg des Stammes über Hungersnot und alle Arten von Übeln deuten, die ihn in Zukunft treffen können[273]). Das Erzählen von Kriegstaten kommt nun aber bei einer Unmenge von zeremoniellen Tänzen der nordamerikanischen Indianer vor und verfolgt offenbar überall ähnliche Zauberzwecke. Das eröffnet einen weiten Ausblick auf die zauberische Entstehung von Heldengesängen und -Erzählungen in frühester Zeit.

Bei den Arapaho ist die Zauberwirkung der Erzählung von Kriegstaten nur deshalb ausschließlich auf die Überwindung von allerhand Übeln übergegangen, weil die Leute heute keine Kriege mehr führen. Ursprünglich sind solche Erzählungen natürlich besonders für Erfolg im Kampfe angewendet worden, und wir können es uns ungefähr vorstellen, was z. B. die Kriegsredner in Tahiti bedeuteten, deren Ermahnungen und Erzählungen von Heldentaten ein gewaltiger Eindruck nachgesagt wird, und die bei den Anstrengungen ihrer Tätigkeit manchmal vor Erschöpfung starben[274]).

Herabsetzung des Feindes und Erhebung der eigenen Tapferkeit ist der Inhalt aller Kriegsreden und Schlachtgesänge der Primitiven, und das ist dem Zaubersinn nach identisch mit direkten Verwünschungen bzw. Zauberformeln für den eigenen Sieg, wie wir sie z. B. von dem Abiponstamme kennen. Wollen die Abipon ein Treffen wagen, so reitet der Schwarzkünstler um die ganze Schlachtordnung seiner Landsleute, fuchtelt mit einem Palmzweig in der Luft herum und verwünscht die Feinde mit drohenden Augen, wilden Mienen und allerlei pantomimischen Gebärden. Diese Zeremonie trägt in ihren Augen zur Gewißheit des Sieges unendlich viel bei[275]). Die Schlachtgesänge in Neuseeland z. B. waren mit einem wilden Tanze unter Ausstrecken der Zunge und allerhand Körperverdrehungen verbunden, und zwar wurden sie vor dem Kampfe vorgetragen, was dem Feinde angeblich Verachtung kundtun sollte[276]).

Auf dem Gebiete der Krankenheilung und vielen anderen können wir dieselbe Tatsache verfolgen, daß eine einfache Erzählung oder ein Lied, in dem an sich keine Spur eines Zaubers, ja kein direkt ausgesprochener Wunsch liegt, doch die Bedeutung einer zauberischen Einwirkung haben soll. „Mächtiger als jedes Kraut", heißt es von den Hupa, „sind die Worte, die vor dem Gebrauch darüber gesprochen werden. Diese sind keine Gebete, sondern Erzählungen einer früheren Heilung. Das Wiederholen der Worte hat Macht, wieder zu heilen." Freilich gehen solche Heilungen und das dazu gehörige Auffinden von Kräutern immer in die mythische Zeit zurück, und so ist es auch mit allen anderen Zaubererzählungen, die die Medizinen für Jagd, Fischfang, Spiel, für das Überschreiten eines Flusses bei Hochwasser, für das Gelingen der Zaubertänze, für die Mutter bei der Geburt, für den Schutz des Kindes, für Erfolg in der Liebe u. dgl. m. liefern[277]). Das ist die auch bei den Griechen beliebte Form des Zauberspruches in Gestalt einer einfachen Erzählung eines der gewünschten Wirkung parallelen göttlichen Vorganges[278]). Aber wir sehen klar, daß hier, wie bei so vielen Zauberzeremonien, die später unter dem Schutz einer Gottheit ausgeübt werden, nur die Idee des ursprünglichen gewöhnlichen Erzählungszaubers vorliegt.

Die bloße Darstellung des Zustandes, den man in der Natur erhofft, ohne doch dem Wunsch direkt Ausdruck zu verleihen, gibt sich sogar in Schamanengesängen öfters deutlich kund. So singt der Tarahumara-Schamane, während die Festteilnehmer den Rutuburitanz (siehe Kap. V, VI) zur Erzielung von Wachstum und Gedeihen ausführen, und schwingt dazu unermüdlich die Rassel:

„In Blüten stehen die Jaltomaten,
In Blüten stehen sie und werden reif.
Dort auf dem Bergrücken hängt der Nebel,
Das Wasser ist nahe.
Der Nebel ruht auf dem Gebirge und der Mesa.
Der Blauvogel singt und schwirrt auf den Bäumen, und
Der männliche Specht ruft auf der Ebene (llano),
Wo der Nebel aufsteigt.
Die große Steinschwalbe (swift) macht ihre Stöße
durch die Abendluft.
Der Regen ist schon ganz nahe.
Wenn die Steinschwalbe durch die Luft schießt, macht
sie ihr schwirrendes, summendes Geräusch.
Das Eichhörnchen (blue squirrel) klettert auf den
Baum und pfeift.
Die Pflanzen werden wachsen und die Früchte reifen.
Und wenn sie reif sind, fallen sie zu Boden.
Sie fallen, weil sie so reif sind.
Die Blumen richten sich auf, wogend im Wind.
Der Truthahn spielt und der Adler ruft,
Deshalb wird die Regenzeit bald einsetzen[279])."

Macht das nicht den Eindruck eines „harmlosen" lyrischen Gesanges? Und doch ist der zauberische Sinn

[273]) Dorsey, The Arapaho Sun Dance, a. a. O., S. 39 f., 57, 58, 68, 70, 78, 80, 82 usw.

[274]) William Ellis, Polynesian Researches. London 1831, 2. Aufl., I, S. 287 f.

[275]) Dobrizhoffer, Gesch. d. Abiponer, II, S. 99, vgl. S. 564.

[276]) Ernest Dieffenbach, Travels in New Zealand, London 1843, II, S. 125.

[277]) Goddard, The Hupa, a. a. O., S. 66 f., 71, 88, 93; siehe „die Formeln" von S. 227 bis 368.

[278]) Siehe Richard Heim, Incantamenta magica graeca latina. Fleckeisens Jahrbücher für klassische Philologie. Suppl. XIX, S. 495 ff.

[279]) Lumholtz, Unknown Mexico, I, S. 339. Über die Bedeutung der Tierlaute und -bewegungen für das Eintreten des Frühlings und Sommers siehe vorher Kap. I.

aus der ganzen Situation sicher zu entnehmen. Die Begleitumstände verraten uns auch den Zauberinhalt eines Liedes, das Th. Hahn[250]) von den Hottentotten mitteilt. Die Mütter singen es dort, während sie ihren Säugling auf dem Schoße halten und dabei die in dem Liede erwähnten Gliedmaßen bzw. ihre eigenen Finger küssen, die das Glied berührt haben (vgl Kap. IV):

„Du Sohn einer helläugigen Mutter,
Du Weitsichtiger,
Wie wirst du einst Spur schneiden (das Wild aufspüren) —
Du, der du starke Arme und Beine hast,
Du starkgliedriger,
Wie wirst du sicher schießen, die Herero berauben
Und deiner Mutter ihr fettes Vieh zum Essen bringen —
Du Kind eines starkschenkligen Vaters,
Wie wirst du einst starke Ochsen zwischen deinen Schenkeln bändigen —
Du, der du einen kräftigen Penis hast,
Wie wirst du kräftige und viele Kinder zeugen."

Erfreulicherweise fehlen auch direkte Zeugnisse für die Zauberwirkung solcher Lieder nicht ganz. Wenn die Zuñifrau ihrem Säugling etwas vorsingt, so nennt sie ihn wohl „ihren kleinen Mann" und spricht von allem, was sie hofft, das er künftig tun und werden soll, indem sie glaubt, dies sei zu seinem Wachsen und Gedeihen notwendig[251]).

Wir haben also eine Reihe von Beispielen kennen gelernt, in denen dem einzelnen Wort sowohl, wie dem gesprochenen und gesungenen Satz eine Zauberwirkung beigelegt war, ohne daß der Inhalt im geringsten an Zauberformeln erinnerte. Je weiter wir zurückgehen, desto deutlicher muß sich in allen Erzeugnissen der Sprache dieser Zauberinhalt ausgedrückt haben, und vor allem dürfen wir den Arbeitsgesängen, in denen K. Bücher mit Recht den Ursprung der Poesie erblickt, einen solchen Inhalt zutrauen. Sie dienten zunächst ausnahmslos dazu, die Arbeit zauberisch zu fördern, und sind im letzten Grunde durch Verstärkung der Arbeitsgeräusche entstanden, die ihrerseits wieder neben den Arbeitsbewegungen als zauberische Förderungsmittel für die Arbeit galten[252]). Bezieht sich doch der Text der Arbeitslieder noch in vielen Fällen auf die Einzelheiten der Arbeit, und wir wissen jetzt, daß auch die bloße Herzählung dessen, was man tut, bereits einen Zauber einschließt, weil das Wort ein Abbild der Wirklichkeit ist, gleichwie jedes plastische oder gemalte Bild ursprünglich das Original selbst in die Gewalt des Besitzers des Bildes gibt (vorher Kap. V, VII).

Die weitere Konsequenz ist, daß die Sprache dem Zauber der Töne und des Wortes überhaupt ihren Ursprung verdankt. Die Schwierigkeit, irgend eine Anschauung über die Anfänge der menschlichen Sprache zu gewinnen, liegt darin, daß man sich gar keine Ursache denken kann, die zu Sprachäußerungen Veranlassung geben kann. Das Mitteilungsbedürfnis kann zunächst gar nicht in Frage kommen. Das ist etwas Anerzogenes, nachdem die Sprache bereits da war. Es ist die Wirkung der Sprache, nicht ihre Ursache. Deshalb kann man auch nicht, wie es Ludwig Noiré[253]) ausgeführt hat, die Sprache aus Zurufen bei gemeinsamer Arbeit hervorgehen lassen. Die allmähliche Entstehung der Sprache aus den Ausdrucksbewegungen, die W. Wundt befürwortet, indem er die Artikulationsbewegung ihnen zurechnet, beruht auf einer ähnlichen Verwechslung von Ursache und Wirkung, wie die Herleitung aus dem Mitteilungsbedürfnis. Er sagt: „Das Bedeutsame an der ursprünglichen Sprachäußerung ist . . . nicht der Laut selbst, sondern die Lautgebärde, die Bewegung der Artikulationsorgane, die ähnlich wie andere Gebärdenbewegungen teils als hinweisende, teils als nachbildende vorkommt, und die, das Gebärdenspiel der Hände und des übrigen Körpers begleitend, im Grunde nur als eine besondere Spezies der mimischen Bewegungen dem Gesamtausdruck der Gefühle und Vorstellungen sich einfügt[254])". Das ist aber gewissermaßen nur die Beschreibung des gegenwärtigen Status. Bei uns freilich findet sich Wort und Gebärde so enge verknüpft, aber das darf nicht für die Ursprungszeit verwertet werden, denn die mitteilenden Gebärden sind erst die Folge der Sprache. Weder Affekte, noch Hilfsbedürftigkeit, noch irgend etwas läßt sich denken, das mehr als rohe Schreie hervorzurufen vermöchte. Aus ihnen konnten keine Bezeichnungen und keine ständig damit verbundenen Vorstellungen hervorgehen, denn die Töne wurden nicht von den Objekten hergenommen.

Die Sprache gehört daher wie das Spiel, der Tanz und die Kunst überhaupt zu den Dingen, die nicht in gerader Entwickelung aus der instinktiven Befriedigung der Lebensbedürfnisse und der sonstige reale Werte schaffenden Tätigkeit entstanden sind, sondern sie ist das Ergebnis des Zauberglaubens, der die Menschen veranlaßte, Arbeitsgeräusche und andere Naturlaute im weitesten Umfange nachzuahmen, um dadurch Wirkungen zu erzielen. Die Sprachwissenschaft führt jedoch bis jetzt nicht in diese Ursprungsprobleme hinab. Es lassen sich lediglich Rückschlüsse aus der späteren Entwickelung machen. Die Vorbedingung zu solchen Schlüssen ist aber der Satz, daß der Zauberglaube nicht — wie das moderne Leben zu lehren scheint — sich plötzlich und zufällig an diese und jene Vorkommnisse knüpft, sich auch nicht in offiziellen Zauberriten und zeremoniellen Festen erschöpft, sondern schon den Urmenschen bei allen, auch den geringfügigsten Vorkommnissen des gewöhnlichen Lebens begleitete. Das ist es, was das Tatsachenmaterial der Naturvölker heute zu schließen gebieterisch fordert.

„Im Anfang war das Wort", sagt das Johannisevangelium, als ob das Wort eine Substanz wäre wie der Schmerz bei den Hupa. Aus solcher Substanz ist z. B. bei den alten Ägyptern der Gott „magische Formel" geworden. Die Zauberformeln sind dort so mächtig, daß man mit ihnen die mächtigsten Götter zwingen kann[255]).

Für die Gottheiten selbst ist das Zauberwort gleichfalls das mächtigste Mittel geworden, ihren Willen durchzuführen. Der Schöpfer der Hupa ruft „Lachs", und ein Lachs kommt ans Ufer geschwommen. Er ruft „Wasser", und das Wasser kocht aus dem Boden[256]). Nicht anders gebieten die Schlangenpriester der Moki über die Wolken: „Nun tauchet auf. All ihr Wolken kommet in Haufen heraus (aus der Quelle) usw."[257]). Dem Schöpfergott

[250]) Th. Hahn, Die Nama-Hottentotten, Globus, 12, S. 278.

[251]) Mason, Woman's share, a. a. O., S. 343 f.

[252]) Diese Gedanken über den religiösen Inhalt der Arbeitslieder finden in gewisser Weise ihr Gegenstück in einer brieflichen Mitteilung Bernhard Stades, die ich mir nicht versagen möchte hier anzuführen. Er schreibt mit Beziehung auf K. Büchers Werk: Der Rhythmus der Arbeitslieder hänge insofern mit der Inspiration zusammen, als derjenige, der eine bestimmte Technik übt, sich von ihrem Patron und Erfinder besessen glaube, wie er ihn ja auch unter allerhand Formeln vor und während der Arbeit anrufe und gern mit hineinbanne, so daß gewissermaßen der Angerufene die Arbeit tue.

[253]) Der Ursprung der Sprache. Mainz 1877.

[254]) W. Wundt, Völkerpsychologie, I, 1, S. 325; I, 2, S. 607.

[255]) Wiedemann, a. a. O., S. 23, 31.

[256]) Goddard, a. a. O., S. 127.

[257]) Dorsey u. Voth, The Mishongnovi Ceremonies, a. a. O. S. 182; vgl. Kap. VII, Anm. 217.

der Bibel genügen zur Weltschaffung bloße Worte: „Es werde Licht!“ und so fort. Solche Worte wenden sich nicht an die Ohren von Objekten, sondern es sind Zauberformeln, Abbilder der Wirklichkeit, die vermittelst des Abbildes zur Verfügung des Zaubernden steht.

Zauberworte sind auch zunächst alle Gebete. Man wendet sich mit Worten an die Objekte, die man haben will, an die Geräte, die man gebraucht, und an alle anderen Dämonen, d. h. Dinge, die einen Zauber ausüben. Man bittet sie aber nicht, sondern sie werden durch das Zauberwort des „Gebetes“ gezwungen. „Der Tarahumara-Schamane ruft die Hilfe aller Tiere an, jedes bei Namen nennend, und fordert sie auch auf, besonders den Hirsch und das Kaninchen, sich zu vermehren, damit das Volk reichliche Nahrung habe“ [288]). Auf den Kei-Inseln schwingen die Frauen während eines Kampfes Fächer in der Richtung auf den Feind und sprechen dazu: O goldene Fächer, laßt unsere Kugeln treffen und die der Feinde vorbeigehen [289]). Marett [290]) hat die Übergänge vom Zauberspruch zum Gebet bereits hervorgehoben und mit Beispielen belegt.

Wir aber werden uns erst dann von der Wahrheit dieser Entwickelung durchdrungen fühlen, wenn wir in gleicher Weise alle Arten von Opfergaben als ursprüngliche Zaubermittel erkennen: das Anspucken (Kap. IV), das Darbringen von Kleidern (Kap. V), von Tierhäuten, Federn und anderen Tierteilen (Kap. V), das Abschneiden des Haares und der Finger, das Ausschlagen der Zähne (Kap. IV u. VIII), das Blutlassen und alle blutigen Opfer (Kap. I). Einiges davon wird uns im nächsten Kapitel beschäftigen.

IX.

Die Erhöhung der menschlichen Zauberkraft.

Die Zauberfähigkeiten werden natürlich nicht bei allen Menschen in demselben Umfange vorausgesetzt. Und auch ein und derselbe Mensch besitzt sie nicht zu allen Zeiten in dem gleichen Umfange. Kinder haben natürlich nicht die Zauberkraft von Erwachsenen, Frauen nicht die von Männern, da sie scheinbar unwichtigeren Beschäftigungen obliegen. Entsprechend sind bei den Tarahumara sogar die Gebete der Frauen weniger wirksam als die der Männer, ihre Gottheit, der Mond, minder zauberkräftig als die der letzteren, die Sonne [291]). Besonders vorbereitete Männer können natürlich besser zaubern als derjenige, der nichts zur Erhöhung seiner Zauberkraft tut.

Durch gewaltsame Eingriffe in den Körper werden besondere Zauberquellen erschlossen oder die vorhandenen ergiebiger gemacht, wie wir das an dem Ausschlagen und dem Verstümmeln von Schneidezähnen schon kennen gelernt haben. Besondere psychische Zustände, die man sich durch Fasten, narkotische Mittel, körperliche Schmerzen usw. verschafft, erhöhen ebenfalls die Zauberkraft für den Moment oder dauernd. Dazu kommt das Heer von Zaubermitteln in Gestalt fremder Objekte und mehr oder weniger ausgebildeter Riten, deren Handhabung nicht ohne weiteres dem einzelnen bekannt oder möglich ist.

Wir können die Mittel der Steigerung der Zauberkraft zum Teil sehr gut an den Zeremonien kennen lernen, die bei der Pubertätsfeier in Übung sind. H. Schurtz hat in seinem vortrefflichen Werke „Altersklassen und Männerbünde“ auf einen sehr wichtigen Faktor in der Bildung der menschlichen Gesellschaft zuerst hingewiesen, nämlich auf den eigentümlichen Zusammenhang, der zwischen den im gleichen Alter stehenden männlichen Mitgliedern eines Stammes vorhanden ist. Vor allem kommen hier die Klassen der Kinder, der Junggesellen und der Verheirateten in Betracht, obwohl es öfters auch mehr Stufen gibt. Es ist jedoch ein Irrtum von ihm, die Ursache dieser Gliederung in dem Geselligkeitstrieb zu suchen. Eine derartige Erklärung ist ja eigentlich auch nur das Zugeständnis, daß man zum stets bereiten letzten Mittel seine Zuflucht nehmen muß, nämlich zur Annahme eines der zu erklärenden Erscheinung parallelen Triebes, der sich von selbst ohne jedes Motiv äußert. Namentlich finden die spezifischen Eigenschaften der Klassen und Bünde bei dieser Ursprungserklärung nicht im mindesten Berücksichtigung.

Vor allem widerspricht dem die Pubertätsfeier. Sie hat mit unserer Einführung ins Leben, also der Feier eines wichtigen Lebensabschnittes nichts zu tun. Bei uns wird der Jüngling dadurch allenfalls mit gewissen Rechten der Erwachsenen begabt. Der Primitive jedoch macht den Heranreifenden durch die Feier überhaupt erst fähig, die an den Mann herantretenden Pflichten zu erfüllen. Auf einmal soll er alle die Zauberkräfte erhalten, die zum Krieg, zur Jagd, zum Fischfang und in allen Lebenslagen gegen geheimnisvolle Kräfte notwendig sind. Es sind alles primitive Zaubermittel, die das erreichen, später werden sie manchmal angewendet, um durch sie einen individuellen „Schutzgeist“ bzw. einen zauberkräftigen Gegenstand zu erlangen, den man beherrscht. In dieser Idee eines hilfsbereiten „Geistes“ liegt so recht, was ursprünglich gemeint war, nämlich die vorhandene Zauberkraft zu erhöhen. Und noch deutlicher wird die Idee, wenn der Jüngling direkt eine Art Wiedergeburt durchmachen, eine Umwandlung seines ganzen Wesens erfahren muß, so daß er sich angeblich seines früheren Daseins gar nicht mehr entsinnt. Das ist der schärfste Ausdruck dafür, daß der Jüngling trotz seiner natürlichen Mannbarkeit gar nicht fähig ist, seine Pflichten als Mann zu erfüllen. Ohne das würde er vielmehr zu den Weibern gerechnet werden, wie es tatsächlich bei vielen Völkern geschieht.

Denn eine Frau braucht alle diese Fähigkeiten nicht. Die Zeremonien bei ihrer Reife sind mehr untergeordneter Natur. Sie nimmt meist wenig Anteil an den für die Erfolge der Männer so notwendigen Tier- und „Geister“-Tänzen und sonstigen Zauberpraktiken, selbst wenn diese das Gedeihen der Felder zum Zweck haben, deren Bebauung häufig ausschließlich den Frauen obliegt. Die Ursache liegt eben darin, daß den Männern von vornherein, wie ihre Funktionen als die weitaus wichtigeren angesehen wurden, auch die übernatürlichen Kräfte und später die Pflege der religiösen Beziehungen fast ausschließlich zukommen mußten. Da aber bestimmte Zauberzeremonien zu ihren gemeinsamen Unternehmungen der Jagd, des Krieges usw. nötig waren, da ferner die Beherrschung dieser Riten einen besonderen Zusammenhalt erforderte, so hat diese Zauberidee, verbunden mit den gemeinsamen Unternehmungen der Männer, die festen Vereinigungen geschaffen, die den Frauen fehlen. Und da sie einmal vorhanden waren, konnten sie dann auch leicht zur Verfolgung rein profaner Zwecke benutzt werden. Von dem Hange zur Geselligkeit, der nach Schurtz bei den Frauen geringer sei als bei den Männern, kann deshalb keine Rede sein.

Es entstand zunächst der Gegensatz zwischen Kindern und Jünglingen, d. h. Nichtgeweihten und Geweihten, ferner zwischen Unverheirateten und Verheirateten, und

[288]) Lumholtz, Unknown Mexico, I, S. 331.

[289]) C.-M. Pleyte, Ethnographische Beschrijving der Kei-Eilanden. Tijdschrift van het Nederlandsch aardrijkskundig Genootschap. 2. Ser., X, 1893, S. 805.

[290]) From Spell to Prayer, Folklore, XV, S. 132 bis 165.

[291]) Lumholtz, a. a. O., I, S. 265.

zwar von vornherein nicht bloß infolge des natürlichen Gegensatzes, sondern besonders weil der Verheiratete durch die Menstruation, die Schwangerschaft und sogar durch die bloße Nähe seiner Frau in seiner Zauberkraft geschwächt erscheint.

Beim Fischen dürfen die Frauen in der Gegend der Station Herbertshöhe im Bismarckarchipel nicht zugegen sein, ja sich niemals den Fischreusen nähern. Kommt die Zeit der großen Fischzüge heran, so trennen sich die Fischer sogar gänzlich von ihren Frauen und schlafen abseits von ihnen[292]). Massenhaft sind überhaupt die Beispiele der Enthaltung vom Beischlaf vor Krieg und anderen großen Unternehmungen, besonders auch zur guten Durchführung aller Zauberzeremonien und heiligen Handlungen.

Der Aleute z. B. mußte, um guten Fang zu erzielen, sich hüten, vor der Seeotterjagd irgend etwas mit seinem Weibe zu tun zu haben. Deshalb war er sogar gezwungen, seine Kleider selbst anzufertigen oder wenigstens zu waschen usw.[293]). Der Hottentotte darf während der Menstruation seiner Frau nicht in die Gesellschaft von Männern und gilt selbst als unrein[294]). Der Mandan hat Unglück auf der Jagd, wenn seine Frau schwanger ist[295]). Der Jabim in Kaiser Wilhelmsland darf während der Schwangerschaft seiner Frau nicht auf die See gehen. Die Fische weichen vor ihm zurück, und das Meer wird erregt usw.[296]). Das ist der typische Mangel an Zauberkraft, wodurch keine Tätigkeit zu gedeihlichem Ende geführt werden kann. Der deutlichste Ausdruck aber für diesen schwächenden Einfluß der Ehe auf den Ehemann ist die uns so fremdartig anmutende bekannte Sitte des „Männerkindbettes", der Couvade, wo der Mann nach der Geburt seines Kindes sich manchmal monatelang jeder Tätigkeit enthalten und oft grausam fasten muß, was wir als das gewöhnlichste Mittel zur Erhöhung der Zauberkraft noch kennen lernen werden. Der letzte Grund zu allen diesen Maßnahmen und Anschauungen, soweit Schwangerschaft und Geburt in Betracht kommen, ist aber nicht nur das den Mann mit der Frau verknüpfende Band, sondern auch die enge Verbindung des Vaters mit dem Kinde, dessen Werden und Geburt einen so gewaltigen nachteiligen Einfluß auf die Zauberkraft des Vaters hat und andererseits diesem zum Wohle des Kindes Ruhe und Nahrungsenthaltung auferlegt[297]).

Andererseits werden die Männer um so zauberkräftiger, je älter sie werden. Sie wissen nicht nur mit allen Zauberpraktiken besser Bescheid und leiten die Zeremonien, sondern von ihnen geht eine besondere Wirkung aus, wie wir z. B. aus der Bedeutung des Glückwunsches der alten Mandan (in Kap. VIII) sahen. Die alten Australier dürfen deshalb manche Tiere essen, die den jüngeren Klassen verboten sind[298]), offenbar, weil jene im stande sind, den bösen Einflüssen der toten Tiere usw. zu begegnen (vgl. Kap. IV), bzw. die vom Genuß ausgehende Zauberwirkung zu vertragen. Entsprechend darf in einer Navahomythe der Held einen Bären nicht zerlegen und nicht von seinem Fleisch essen, aber der alte Mann, da er ein Zauberer ist, kann beides tun[299]). „Die Kenntnis der Zauberei kann dem Schamanen der Huichol kommen, wenn er alt wird"[300]).

Manchmal gibt es aber auch mehr Klassen wie bei nordamerikanischen Indianern, wo bis zehn zum Teil nach Tieren benannte Altersgesellschaften existieren, deren jede ihre besonderen Medizintänze usw. hat. Die Arapaho z. B. haben acht Klassen, von denen die der ältesten Männer die heiligsten Zeremonien hat[301]).

Welches sind nun die Zeremonien, die der Knabe durchmachen muß, um die Zauberkraft eines Mannes zu erlangen, oder das Mädchen, um der allerdings geringeren Zaubertätigkeit der Frau gewachsen zu sein? Da haben wir zunächst die allbekannten Peinigungen, dann das Reißen von Narben, das z. B. bei australischen Stämmen sehr im Schwange ist, und allerhand andere blutige Verwundungen. Sie finden auch statt bei der Aufnahme in Männerbünde u. dgl. m. Selbstverständlich werden solche Kasteiungen allmählich bloße Mannbarkeitsproben, die möglichst standhaft ertragen werden müssen, und die zurückbleibenden Narben bilden den Stolz des Besitzers. Die Tatsachen dafür sind ungemein zahlreich. Doch will ich nur einiges anführen, aus dem das Motiv, die ursprüngliche Erhöhung der Zauberkraft, klar hervorgeht, und zwar ist es dabei wichtig, daß sich die Angaben auf alle Fälle von Peinigungen und Verwundungen im menschlichen Leben überhaupt beziehen.

Durch die schrecklichen blutigen Martern beim Sonnentanz, dem sich besonders die jungen Leute unterwarfen, glaubten die Arapaho allen Gefahren in der Schlacht zu entgehen[302]). Die Gros-Ventre unterzogen sich vor jeder kriegerischen Unternehmung großen Peinigungen. In manchen Fällen wurden schon kleine Kinder von sechs bis sieben Jahren in derselben Weise gemartert[303]). Catlin berichtet von einer furchtbaren Szene. Einem Manne waren Splitter durch das Brustfleisch hindurchgesteckt und von diesen verliefen Stricke zur Spitze eines Baumes. Er mußte nun rücklings übergebeugt den ganzen Tag an diesen Stricken hängen und „zur Sonne sehen", um ein Medizinmann zu werden[304]). Die Männer bei den Hupa schwammen häufig eine Zeitlang im eiskalten Wasser und legten sich dann so lange als möglich auf das gefrorene Ufer, um großes Glück zu gewinnen[305]). Ein ähnlicher Glaube an den Erfolg bzw. die Erhöhung der Zauberkraft bestand wohl auch auf der Karolineninsel Ponape, wo sich Jünglinge verabredeten, sich eine lange klaffende Wunde von 15 cm Länge, die dann 2 cm auseinanderklaffte, einschneiden zu lassen[306]).

Auch Fähigkeiten in bestimmten Gliedmaßen erlangte man durch Peinigung und Blutlassen. Die Karaya entziehen sich von Zeit zu Zeit an Armen und Beinen mit einem Kratzer aus Fischzähnchen Blut, „um die Muskelkraft zu stärken"[307]). Die betrunkenen Abipon — deren Trunkenheit, wie wir sehen werden, ebenfalls zauberischer Natur ist — zerstechen sich mit spitzigen Krokodilbeinchen und scharfen Dornen um die Wette

[292]) A. Baessler, Südseebilder, 1895, S. 100.

[293]) Ivan Petroff, Report on the Population of Alaska, S. 52.

[294]) Peter Kolbe, Caput bonae spei hodiernum, Nürnberg 1719, S. 449.

[295]) Prinz von Wied, Reise, II, S. 188.

[296]) Missionar Konrad Vetter, Papuanische Rechtsverhältnisse in „Nachrichten aus Kaiser Wilhelmsland", 1897, S. 87.

[297]) Vgl. unter anderem die Beispiele bei G. A. Wilken, De Couvade bij de Volken van den Indischen Archipel in Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie, 5. Volgreeks, IV, S. 250 ff.

[298]) Beispiel bei R. Andree, Ethnogr. Parallelen, I, S. 117.

[299]) Matthews, Navaho Legends, S. 187, 249.

[300]) Lumholtz, Unknown Mexico, II, S. 238.

[301]) Siehe den instruktiven Bericht von A. L. Kröber, Ceremonial Organisation of the Arapaho, Bulletin Amer. Mus. Nat. History New York, XVIII, S. 153 ff.

[302]) Dorsey, The Arapaho Sun Dance, a. a. O., S. 179.

[303]) Prinz von Wied, Reise, II, S. 227.

[304]) Catlin, Illustrations of the Manners . . . of the North American Indians, I, S. 232.

[305]) Goddard, The Hupa, a. a. O., S. 88.

[306]) J. S. Kubary, Das Tätowieren in Mikronesien, bei Joest, Tätowierungen, S. 91, Anm. 1.

[307]) Ehrenreich, Veröffentl. a. d. K. Museum f. Völkerk. Berlin, II, S. 33. Der Apparat wird auch bei der Krankenbehandlung gebraucht.

Brust und Arme, durchbohren sich nicht selten die Zunge und einige sogar die . . . . . (Testikeln)[308]). Wenn das Dobrizhoffer auch als bloße Prahlerei auffaßt, so ist doch meines Erachtens der Zauber, besonders da die Genitalien als Gesamtheit aller männlichen Tugenden (siehe später), die Zunge als Organ des Mundzaubers usw. verletzt werden, als gesichert zu betrachten. Die Unfruchtbarkeit wird in der Gegend von Dallmannhafen, Kaiser Wilhelmsland, dadurch zu verhindern gesucht, daß der Mann seinem Weibe mit einem Beile das Fleisch des Oberschenkels von der Hüfte bis zum Knie aufschlitzt[309]).

Blutlassen und Peinigungen haben aber auch eine Wirkung auf das Wachstum. Daß das spritzende Blut eines Mannes ein Regenzauber ist, wissen wir bereits von den Dieyerie (Kap. VII). Und von den Mexikanern, wo auch die Götter den Blutzauber an sich üben und das Blutlassen die gewöhnlichste Kulthandlung bei allen zauberischen Ackerbaufesten war, wird dadurch Regen, Wachsen und Gedeihen im allgemeinen gefördert (vgl. Kap. VII). Nun wird auch von dem australischen Stamm der Dieyrie berichtet, daß sie durch Vergießen des eigenen Blutes eine gute Ernte an Schlangen und anderen Jagdtieren zu erzielen hoffen. Die Zeremonie (Willyaroo) gehört zu den von dem Jüngling durchzumachenden Riten. Ihm werden Einschnitte auf Nacken und Schultern gemacht, und er bleibt bis zur Heilung außerhalb des Lagers, wobei er häufig das Schwirrbrett ertönen läßt[310]). An dem Geißelfest (dubucuri) der Uaupesestämme gehört es zu den Zeremonien, einander mit Ruten kräftig zu geißeln. Es findet allgemeine Vermischung unter arger Trunkenheit statt. Die Feier bezweckt also ebenfalls die Fruchtbarkeit, besonders da sie stets zur Zeit der Reife bestimmter Früchte, und zwar sechsmal im Jahre stattfindet (vgl. Kap. III), und die Peinigungen sind demnach wiederum ein Mittel, den Zauber wirksamer zu machen[311]).

[308]) Dobrizhöffer, Gesch. d. Abiponer, II, S. 588 f., meint wahrscheinlich die Testikeln. Vgl. II, S. 53.

[309]) Lücker, in „Nachrichten aus Kaiser Wilhelmsland", 1898, S. 50.

[310]) Curr, The Australian Race, II, S. 58.

[311]) Coudreau, La France équinoxiale, II, S. 188 ff.

Ein anderer Zauber fließenden Blutes liegt in der Abwehr schädlicher Einflüsse und zeigt sich z. B. bei den Totenzeremonien. Bekanntlich ist die Sitte überall verbreitet, sich bei Todesfällen Wunden beizubringen. Schon vorher (Kap. III u. IV) habe ich darauf hingegewiesen, daß der ursprüngliche Gedanke bei allen Trauerzeremonien war, einen Gegenzauber gegen die tödliche Wirkung zu haben, die von dem Verstorbenen auf die Umgebung, besonders auf seine mit ihm in engster Gemeinschaft gewesenen Angehörigen und auf sein Eigentum übergeht.

Die Angehörigen oder die mit einer Leiche zu tun gehabt haben, sind deshalb häufig unrein und dürfen nicht mit anderen in Berührung kommen, um sie nicht anzustecken. Sie haben einen „bad body", wie die Hupa sagen[312]), d. h. einen Körper, von dem schädliche Einflüsse ausgehen, was offenbar mit der Existenz einer Seele im Verstorbenen nichts zu tun hat, es aber erklärt, weshalb die Seelen stets gefürchtet werden. Der Blutzauber schützte offenbar ursprünglich dagegen[313]). Auch Beispiele für Geißelungen und andere körperliche Peinigungen finden sich bei der Totentrauer[314]) und haben offenbar denselben Zauberursprung. Auch die Verwundungen bei der Ankunft von Fremden oder aus der Fremde heimgekehrten Freunden[315]), die ja von dem ihnen anhaftenden fremden Zauberstoff gereinigt werden müssen, wie z. B. bei den Navaho (vgl. Kap. VI), sind sicher ein Gegenzauber gegen die von diesen ausgehenden feindlichen Einflüsse bzw. ein Reinigungszauber, wenn die Berichterstatter auch natürlich Affekte als Motive dabei angeben. Wir wissen ja, wie sehr Fremde gefürchtet werden (vgl. Kap. IV u. VI).

[312]) Goddard, a. a. O., S. 78.

[313]) Später tritt dann bei der Zeremonie eine Änderung der Motive ein. Vgl. z. B. Preuß, Menschenopfer und Selbstverstümmelung bei der Totentrauer in Amerika, Bastianfestschrift, S. 212 ff.

[314]) Z. B. a. a. O., S. 215, 217.

[315]) Siehe die Beispiele bei Cook, A voyage towards the Southpole, I, S. 365 (Gesellschaftsinseln); Cook and King, A voyage to the Pacific Ocean, I, S. 162 (Neuseeland).

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Karl Sapper, In den Vulkangebieten Mittelamerikas und Westindiens. Reiseschilderungen und Studien über die Vulkanausbrüche der Jahre 1902 bis 1903, ihre geologischen, wirtschaftlichen und sozialen Folgen. Mit 76 Abb. im Text und auf 28 Tafeln, 2 Lichtdrucktafeln und 3 lithogr. Tafeln. Stuttgart, Schweizerbart, 1905.

In dem 334 Seiten starken Buche faßt Sapper die Ergebnisse einer Reise zusammen, deren Veranlassung die Katastrophen von Martinique und St. Vincent gewesen sind. Als Verf. auf der Fahrt nach diesen Inseln Guatemala wieder besuchte, das er mit allem Recht als seine „liebe Adoptivheimat" bezeichnen darf, weil er deren geographischer und geologischer Untersuchung zwölf Jahre gewidmet hat, fügte es der Zufall, daß am Tage seiner Ankunft der Vulkan Santa Maria zu einer großen Eruption erwachte, und bald darauf veranlaßten ihn neuerliche Ausbrüche des Izalco in Salvador, sich auch dorthin zu begeben. Einem je zweimaligen Besuch von Martinique und St. Vincent folgte ein solcher aller übrigen vulkanischen Antillen. Entsprechend dem Zwecke der Reise enthält das vorliegende Buch vorzugsweise ihre vulkanologisch-geologischen Ergebnisse, welche Sapper in einer größeren Anzahl von Aufsätzen im Neuen Jahrbuch für Mineralogie veröffentlicht hat; der größte und zusammenfassende der letzteren ist hier als zweiter Teil, „Die vulkanischen Ereignisse in Mittelamerika im Jahre 1902", und als dritter Teil des Buches, „Die vulkanischen Kleinen Antillen und die Ausbrüche der Jahre 1902 und 1903", wiedergegeben. Der erste Abschnitt „Reiseschilderungen" umfaßt eine Anzahl in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung und im Globus erschienener Aufsätze, der vierte Teil, „Die sozialen und wirtschaftlichen Folgen der Ausbrüche der Antillenvulkane 1902 und 1903", bringt u. a. eine hübsche Darstellung der Bevölkerungsverhältnisse des Archipels; eine Liste des guatemaltekischen Erdbeben und statistische Tabellen bilden den Schluß. Daß demnach recht ungleich geartete Kapitel in dem Buche zusammengefaßt sind, mag vielleicht bei oberflächlicher Betrachtung etwas stören, der Wert desselben wird darum nicht geringer. Mit sehr viel Genuß wird man die Reiseschilderungen lesen, welche sich wie alle früheren derartigen Darstellungen des Verfassers durch ihre einfache Natürlichkeit und Wärme von den so oft der Sensation dienenden Schilderungen anderer Verfasser unterscheiden. Der Inhalt des zweiten und dritten Teiles ist ein rein wissenschaftlicher. Auf der Grundlage seiner eigenen geologischen Untersuchungen in weiten Gebieten Zentralamerikas konnte Sapper mit besonderer Berechtigung dem gegenseitigen Zusammenhang zwischen den Erdbeben und Ausbrüchen der Jahre 1902 und 1903 näher treten; auf Martinique hatte er Gelegenheit, die merkwürdige Felsnadel des Mont Pelé zu sehen, besonders aber Beobachtungen über die vielbesprochenen Glutwolken anzustellen. Bezüglich ihres Wesens schließt er sich im ganzen der Auffassung Andersons und Fletts an, wonach sie eine Art Sandlawine sein sollen, wogegen Lacroix Ursprung und Wirkung dieser Wolken auf gewaltsame, seitwärts gerichtete Explosionen zurückführt. Da Sapper die eruptiven Phänomene von Martinique und St. Vincent nicht nur auf Grund seiner eigenen Beobachtungen,

sondern auch unter kritischer Würdigung fremder Berichte geschildert hat, so wird seine Darstellung einen besonderen Wert für die Kenntnis dieser für die Vulkanologie so denkwürdigen Eruptionen behalten. Eine Bereisung aller anderen vulkanischen Antillen führte zum Versuch, ihre geologischen Verhältnisse und Entwickelungsgeschichte darzustellen, und Verf. war in der Lage, zum ersten Male auch eine Übersicht über die petrographische Beschaffenheit dieser Inseln zu bieten.

Aus dem Inhalte des vierten Abschnittes sei besonders die Schilderung der früheren Lebensverhältnisse der Negerbevölkerung zur Zeit der Sklaverei erwähnt; aus alten Berichten, besonders aus dem Werke Du Tertres, Histoire générale des Antilles habitées par les François, 1667, hat sie Verf. zusammengetragen.

Die Ausstattung des Buches mit Abbildungen ist eine reichliche; zumeist sind es Reproduktionen von Photographien. Nicht wenige, wie z. B. die Aufnahmen vom Ausbruch des Santa Maria, einzelne Landschaftsbilder von den weniger bekannten kleinen Inseln, prächtige Aufnahmen von St. Vincent, die meisten wohl von Berufsphotographen stammend, bilden einen ganz besonderen Schmuck des Werkes. Bergeat.

Arthur Haustein, Die Siedelungen des sächsischen Vogtlandes. 140 S. Mit 1 Karte. Leipzig, Glautsch, 1904.

Die erste ständige Bevölkerung des Vogtlandes, die Sorben, waren an die fruchtbaren Äcker und Mulden des Dobnagaues gewiesen. Demgemäß sind die ersten Siedelungen des sächsischen Vogtlandes Sorbendörfer und Sorbenweiler. Die deutschen Kolonisten haben dann die Sorbenansiedelungen ausgebaut und innerhalb der vorhandenen Besiedelungsfläche später vorherrschend in noch unkultivierten Teilen des oberen Vogtlandes Rodungen und Neugründungen vorgenommen. Auch ihre Existenz war zunächst an den Boden, die Landwirtschaft, Wiesenkultur und Viehzucht gebunden. Dann bestimmte die Lage des Landes als Verkehrs-, speziell Durchgangsgebiet und die sich daraus entwickelnde lebhafte Industrie mit ihren Hebeln die Existenz der durchweg fast blühenden Städte des Vogtlandes. Die schmucken Landhäuschen an idyllischen, lauschigen Orten und die ähnlich gelegenen Villendörfer sind erst Schöpfungen des 19. Jahrhunderts. Wenngleich auch der mittlere Höhengürtel der eigentliche Träger der Bevölkerung ist, so sind doch sämtliche Höhenschichten von der untersten bis zur obersten, von unter 300 (Elsterberg) bis zu 900 m Höhe (Aschberg) besiedelt worden. Eine Abhängigkeit der Siedelungsformen von der Bodengestalt besteht sehr wohl, eine strenge ist sie jedoch nicht. Daß die Siedelung keine Bodenform gemieden habe, darf nicht unbeachtet bleiben. Das echt deutsche Reihendorf ist das Charakteristikum des nördlichen Vogtlandes, des Gebietes von Reichenbach — Lengenfeld — Treuen. Für den weitaus größten Teil, das mittlere, westliche, nord- und südwestliche Vogtland, ist das in der vorliegenden Untersuchung als Hanfendorf bezeichnete und charakterisierte, für das östliche und südöstliche Vogtland, sowie für den südlichen Grenzstreifen zwischen Posseck — Bobenneukirchen und Elster — Markneukirchen dagegen dieselbe vereinzelte, zerstreute Bauart typisch.

Die beigegebene Karte hat den Maßstab 1 : 1 200 000.

Halle a. S. E. Roth.

Dr. St. Schindele, Reste deutschen Volkstums südlich der Alpen. Eine Studie über die deutschen Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. Mit einer Übersichtskarte. Köln, J. P. Bachem, 1904. 2 M.

Das diesem Werkchen beigefügte Literaturverzeichnis umfaßt sieben eng gedruckte Seiten und berücksichtigt namentlich auch die italienischen Werke und Abhandlungen, die bei uns wenig bekannt sind, wenn es sich um die Beurteilung deutscher Sprachinseln und Sprachgrenzen im Süden der Alpen handelt. Aber nicht nur aus der Literatur hat der Verfasser geschöpft; er hat die entlegensten deutschen Sprachinseln selbst in oft mühevollen Wanderungen wiederholt aufgesucht und an seine persönlichen Erlebnisse die nötigen sprachlichen und geschichtlichen Erläuterungen angeknüpft. Dabei ist seine Darstellung, ohne chauvinistisch zu sein, von deutsch-nationalem Geiste getragen. Wir heben hervor, daß nach ihm „kein Grund vorhanden zu ernster Befürchtung, das herrliche Land von Bozen bis Meran und Salurn möchte dem deutschen Volke verloren gehen". Die vereinzelten kleinen Sprachinseln im rings umher brandenden italienischen Meere sind allerdings auf die Dauer schwer zu halten; nur Lusern und die Gemeinden des Nonsberges stehen fest, und der Deutsche Schulverein wirkt günstig. Von Belang ist, daß, nach Schindele, die deutsche Reformation und die folgende Gegenreformation zum guten Teile Schuld an der Italienisierung deutscher Gemeinden getragen habe. „Die Kirche setzte alle Kraft ein, um den Protestantismus, der vielfach mit dem Deutschtum identifiziert wurde, fernzuhalten. Die Berufung deutscher Priester für die Seelsorge hörte seit der Reformation auf." Dem Deutschen abholde italienische Priester traten an deren Stelle, und damit wurde ein Lebensnerv des deutschen Wesens im Süden durchschnitten. In anthropologischer Beziehung ist von Wichtigkeit die Bemerkung des Verfassers, daß in dem noch nicht 1000 Einwohner zählenden Lusern Verwandtenheiraten das Regelmäßige sind (S. 44); wenn Schindele hinzufügt, „auffallenderweise kommen aber trotzdem fast gar keine Kretinen oder Blödsinnige vor", so ist das „auffallenderweise" zu streichen, da ja Verwandtenheiraten an und für sich nicht auf die Nachkommenschaft schädlich wirken, und es nur dann sind, wenn belastete Verwandte untereinander heiraten. Die klassischen Untersuchungen in der französischen isolierten Berggemeinde Baz, wo ähnliche Verhältnisse wie in Lusern vorliegen, haben da Aufklärung verschafft.

Die Schrift ist vorzüglich geeignet, um die deutschen Volksreste im Süden der Alpen kennen zu lernen. Die beigegebene Karte befriedigt nur sehr dürftige Ansprüche.

R. A.

Dr. Friedrich S. Krauß, Die Volkskunde in den Jahren 1897 bis 1902. Berichte über Neuerscheinungen. 180 S. (Aus K. Vollmöllers „Krit. Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie".) Erlangen, Fr. Junge, 1903.

Ich glaube noch immer, daß, wie ich im „Globus", Bd. 78, S. 370 f. ausgeführt habe, die Begriffe „Volkskunde" und „Völkerkunde" strenger voneinander zu unterscheiden sind, als Krauß es tut. Die Volkskunde gilt mir nach wie vor als ein „Zweig" oder eine „Hilfswissenschaft" der Völkerkunde, womit ich aber durchaus nicht, wie Krauß (S. 19) von mir behauptet, „den Buchethnologen über den Folkloreethnologen" stelle. Es gibt meines Erachtens in der Wissenschaft überhaupt kein „über" und kein „unter", und ich habe (a. a. O. S. 374) deutlich genug erklärt, daß ich die Volkskunde zwar als „Hilfswissenschaft" der Ethnologie, aber dennoch auch als selbständige Wissenschaft betrachte und — ist es notwendig, das erst hinzuzufügen? — hochhalte. Ich konnte mich auf das Wort Ratzels berufen: „Eine Wissenschaft muß immer erst selbständig sein, ehe sie einer anderen Hilfe bieten kann." Dennoch möchte ich mit Krauß nicht rechten, da wir es gerade dieser von ihm festgehaltenen Vermengung von Völkerkunde und Volkskunde verdanken, daß „Die Volkskunde in den Jahren 1897 bis 1902" ein höchst verdienstlicher Beitrag nicht bloß zur Volkskunde, sondern auch zur Völkerkunde im weitesten Sinne des Wortes ist. Über eine Unmasse von Literatur, die sich über alle Gebiete sowohl der allgemeinen Völkerkunde, als auch der Volkskunde einzelner Völker und Völkerstämme erstreckt, berichtet Krauß. Dabei ist dieser Bericht nichts weniger als eine trockene Bibliographie. In kurzen Worten weiß uns der Verfasser über den Inhalt der zahlreichen, von ihm besprochenen Werke zu orientieren, und vielen derselben geht er mit scharfer Kritik zu Leibe. Gar oft fordert seine Kritik den Widerspruch heraus, während andere seiner Ausführungen mit vollster Zustimmung aufgenommen werden können, immer aber interessant und anregend sind. Treffend sind die unter dem Titel „Fata Morgana-Volkstümer" (S. 43 ff.) gegebenen Ausführungen über das angebliche jüdische Volkstum. Der Verfasser vertritt die Ansicht — und ich kann ihm darin nur recht geben —, daß die Juden „folkloristisch betrachtet mit den Völkern, in deren Mitte sie vorkommen, identisch" sind und „sich von ihnen lediglich durch ihre soziale Ausnahmestellung und durch eine Beobachtung gewisser, literarisch festgehaltener religiöser Vorschriften" unterscheiden. Sehr richtig sind auch die gegen Kohler gerichteten Bemerkungen über den Aberglauben (S. 104 f.), und beherzigenswert ist der Satz: „Nur das wahre Naturerkennen ist ein wirklicher Gegensatz zur Religion welcher Art immer, weil die Methode der Betrachtung da und dort grundverschieden ist." Auch in seiner Polemik gegen Steinmetz, der in der Studie über den „Krieg als soziologisches Problem" als Lobredner des Krieges auftritt, ist meines Erachtens Krauß durchaus im Recht. „Die kriegerische Organisation", sagt Krauß, „ist ihrem Ursprunge nach rechtlich wesentlich verschieden von der Sippen-, Stamm- und Volksorganisation und befand sich zu ihr vom ersten Anfang an im schroffsten Gegensatze. Sie ist eines der kräftigsten Überlebsel der Urzeit und hat ihren kulturfeindlichen Charakter nie abzustreifen vermocht." Hingegen fordern die Ausführungen des Verfassers über das Geschlechtsleben und das Weib den

schärfsten Widerspruch heraus. In seinem schönen Buche „Arbeit und Rhythmus“ hat Karl Bücher in dem Kapitel „Frauenarbeit und Frauendichtung“ ein reiches Tatsachenmaterial zusammengetragen, um den meiner Ansicht nach gelungenen Beweis zu liefern, daß auf frühen Kulturstufen die Frauen ebensosehr auf den verschiedensten Arbeitsgebieten, wie in der Dichtung schöpferisch tätig gewesen sind. Krauß behauptet dagegen (S. 69): „Die Frau in primitiven Kulturzuständen ist als Dichterin steril, oder doch, wenn es hoch zugeht, eine platte Nachahmerin der von Männern verfaßten Dichtungen. . . . Der Mann wirbt und singt, nicht die Frau; der Mann arbeitet, weil er will, die Frau, weil sie muß. Die Frau im primitiven Kulturzustand läßt sich zur Arbeit zwingen sowohl durch die Not, um nicht mit ihren Kindern zu verhungern, als durch die Prügel ihres männlichen Gefährten. Am liebsten verbrächte sie die Zeit im Nichtstun, mit der Befriedigung ihres Geschlechtstriebes, der, einmal rege geworden, schwerer zu sättigen ist als der des Mannes, und im Spiel mit ihren Kindern.“ Das sind Behauptungen, die durch nichts erwiesen sind, und denen die Tatsachen der Völkerkunde entschieden widersprechen. Die unflätigen Lieder der Südslawen aber, die Krauß mit anerkennenswerter Überwindung in den „Kryptadien“ gesammelt hat, beweisen meines Erachtens für „Urzustände“ gar nichts. Sie beleuchten nur eine Seite des menschlichen Geschlechtslebens; der Volksforscher wird aber in ihnen ebensowenig „ein unverfälschtes und zugleich klares Bild von einem Zustande geschlechtlicher Promiskuität“ (S. 145 f.) sehen dürfen, wie oft in den Zoten und saftigen Histörchen, mit denen sich auch bei uns sog. gebildete Leute in Wirtschaften und Kaffeehäusern nach Mitternacht zu unterhalten pflegen. Was aber Krauß in dem Abschnitte über das Weib (S. 148 f.) gegen O. T. Mason (Woman's Share in Primitive Culture) vorbringt, gehört eher in ein Junggesellenbrevier als in einen wissenschaftlichen Jahresbericht, ebenso wie der Satz (S. 150): „Die Menschheitsverbesserung muß beim Manne anfangen, am Weibe ist nichts zu bessern. Man muß es hinnehmen, wie es einmal geschaffen ist, und seine Lage, wie die eines Kindes, derart gestalten, daß es möglichst wenig Gelegenheit habe, seinen unberechenbaren Antrieben folgend, Unheil zu stiften.“ Weder Volkskunde, noch Völkerkunde berechtigen zu einem derartigen Urteil. Mag man aber auch an diesem, wie an manchem anderen scharfen und spitzen Urteile des Verfassers, dessen Schreibweise ja bekannt ist, Anstoß nehmen, so bleibt doch seine „Volkskunde“ eine wertvolle Bereicherung der ethnologischen Literatur, die kein Volks- oder Völkerforscher unbeachtet lassen sollte. M. Winternitz.

Victor Ottmann, Rund um die Welt. 186 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. Berlin, August Scherl, 1905.

Der Verfasser hat, was ja nichts Merkwürdiges ist, anscheinend im Auftrage einer Zeitung eine Reise um die Erde gemacht und in diesem Buche, was ja ebenfalls oft genug vorkommt, seine Reisebriefe gesammelt. Indessen weicht seine Route von der üblichen teilweise ab, und so erzählt er denn im Gegensatz zu anderen „Globetrottern“ mitunter auch von Orten, die nicht so oft — wenn auch keineswegs selten — beschrieben werden. Der Verfasser kreuzte nämlich den nordamerikanischen Kontinent im kanadischen Gebiet und ging dann über Seattle und San Francisco über Land nach Mexiko. Der östliche Teil der Route war dagegen der übliche, abgesehen vielleicht von einem Abstecher nach Manila. Ottmann erzählt flott und für sein Publikum gewiß auch interessant, ohne mit dem gequälten und quälenden „Witz“ vieler sog. Weltreisender zu operieren; selbstverständlich ist sein Buch leichte, feuilletonistische Lektüre, doch werden auch ab und zu erntere, wirtschaftliche Seiten gestreift, z. B. für Hawaii und die Philippinen. Zahlreiche hübsche Abbildungen sind dem Buche beigegeben.

Kleine Nachrichten.

— Le Roux' Besuch auf den Inseln des Suaisees (Abessinien). Der südlich von Adis Abeba und vom Hauasch gelegene Suaisee, der nördlichste der äthiopischen Seenreihe, war immer mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben; zahlreiche Reisende haben seine Ufer berührt, aber die Inseln und ihre Bewohner sind lange unbekannt geblieben. Diese bewahrten sich bis 1894 ihre Unabhängigkeit, die sie dann gegen Menelik einbüßten. Sie unterwarfen sich dem Kaiser, doch führte letzterer den König der Inselgruppe, Alibo, und seine Familie gefangen nach Adis Abeba, weil ihm nicht eine Krone, ein Zepter und ein Thron ausgeliefert worden waren, die nach der Behauptung Alibos von Salomo (?) herstammen sollen, und die Menelik zu besitzen wünschte. Während Graf Wickenburg 1901 von den abessinischen Behörden der Besuch der Inseln verwehrt wurde, hatte Frhr. v. Erlanger im November des vorangehenden Jahres hinüberfahren dürfen. Seine Karte (Zeitschr. d. Berl. Ges. f. Erdkde. 1904, Nr. 2) gibt fünf Inseln an, deren größte er Tullugudo oder Ladjibo nennt. Leider ist v. Erlanger durch seinen frühzeitigen Tod daran verhindert worden, mehr als ein paar Zeilen über den Suaisee mitzuteilen. Unter diesen Umständen sind die Angaben des französischen Journalisten H. Le Roux von Interesse, der im Sommer 1904 die Inseln im Auftrage Meneliks besuchen konnte, nachdem er sich bereits 1901 durch eine beachtenswerte Reise an den oberen Blauen Nil bekannt gemacht hatte. Einem allerdings etwas vorsichtig zu behandelnden Auszug aus Le Roux' Vortrag vor der Pariser geogr. Ges. („La Géogr.“, Bd. XI, 1905, S. 66 bis 69) entnehmen wir folgendes: Der Suai ist wahrscheinlich ein Kratersee, jedenfalls aber vulkanischen Ursprungs; er ist natronhaltig, und die Ausscheidungen sind oft so reichlich, daß die Fische sterben. Hippopotami sind in Menge vorhanden. Die Tiefe gibt der Reisende auf 80 m an. Die drei Hauptinseln liegen im Südwesten; dem westlichen Ufer zunächst erhebt sich Haifut, dann folgt Famat und schließlich Debra-Sion, die größte. (Bei v. Erlanger heißt die größte Insel, wie erwähnt, Tullugudo, die beiden anderen nennt er Dabria-Sina oder Debra-Sinai, die mittlere Galida oder Dalila.) Sie tragen schönen, üppigen Wald. An Haustieren finden sich nur Ziegen, Schafe und einige Rinder. Die Bevölkerung — durch eine Epidemie auf ein Drittel der früheren Zahl reduziert — beträgt 4000 bis 5000 Seelen und besteht aus zwei Elementen, den Uato und den Guragie. Die Uato sind alles Ruderer, sie sind das älteste Element und Heiden, „die noch Isis und Osiris verehren“. Le Roux meint auch, daß sie mit ihren schmalen Hüften, den erstaunlich hohen und entwickelten Schultern und ihrem langen, mageren Oberkörper den Typus der jungen Ägypter trügen, die man aus den Bildern kenne. Es heißt dann wörtlich in dem Bericht etwas unkritisch und verworren: „Nach einem Dokument, das der den Reisenden begleitende gelehrte Abessinier Haeli-Mariam gefunden und übersetzt hat, verließen die Uato zur Zeit Josephs das durch eine Hungersnot verwüstete Ägypten und gingen den Nil hinauf, um sich an den Flüssen in der Nähe der Seen festzusetzen. In der Tat findet man ihrer in Kaffa und Godscham. Sie sind im Lande fremd, ... leben von der Jagd, heiraten nur unter sich und reden eine besondere Sprache. Nach Sprache und Ursprung könnten sie sich wohl den Hyksos anschließen.“ — Das andere, jüngere Element, die Guragie, sind Tigriner, um 340 n. Chr. aus Gura eingewandert und sollen den „reinsten israelitischen Typus“ darstellen.

Da Le Roux vor allem die auf Debra-Sion vermuteten historischen und religiösen Dokumente und Manuskripte für Menelik suchen wollte, so ging er zunächst in die Kirchen. Solche Dokumente sollen auch wirklich in den Kirchen vorhanden sein, aber die Priester wollten sie nicht verkaufen, da das eine Entweihung sei und ihr Leben dann von der Bevölkerung bedroht würde. Die Kirchen waren übrigens, mit einer Ausnahme, geschlossen. In dieser dienten als Glocken halb in der Erde vergrabene Steinplatten. Das Christentum auf der Insel ist noch degenerierter als im übrigen Abessinien; es herrscht Fetischdienst, da die Kultusgegenstände selbst angebetet werden und niemand mehr den Sinn der Gebete versteht.

— Schon in einer früheren Notiz war auf das Totwasser aufmerksam gemacht worden, eine von Seeleuten oft erwähnte Erscheinung, die scheinbar ohne wahrnehmbaren Grund den Verlust der Steuerfähigkeit des Schiffes verursacht oder das Schiff seiner Fahrt beraubt. Das dreimalige außergewöhnlich starke Eintreten von Totwasser auf der Nordpolarfahrt der Fram interessierte Nansen für die Erscheinung, und auf dessen Anregung untersuchte V. Walfried Ekman experimentell das Auftreten des Totwassers. Er selbst berichtet nunmehr in einem Aufsatz in den Annalen der Hydrographie (1904, S. 562) über die dabei erhaltenen Resultate. Nach den Berichten über das Auftreten von Tot-

wasser, von denen eine Anzahl besonders charakteristischer mitgeteilt werden, ist es in den meisten Fällen durch die Übereinanderschichtung von leichterem Wasser auf dem Meerwasser verursacht. Durch außerordentlich interessante Versuche, die durch Abbildungen erläutert werden, hat nun Ekman nachgewiesen, daß an der Grenzfläche der beiden Wasserschichten fortschreitende Wellen hervorgerufen werden, und daß die zur Erzeugung dieser Grenzflächewellen verbrauchte Arbeit die Geschwindigkeitsverluste usw. bei der Fahrt bedingt. Wegen der Einzelheiten, der praktischen Bemerkungen über die beste Art, vom Totwasser loszukommen, und der kurzen Zusammenstellung über die geographische Verbreitung des Totwassers sei auf die Arbeit selbst verwiesen. Gr.

— In der Monatsschrift „Die katholischen Missionen", Februar und April 1905, beschreibt Bischof Geyer, apostolischer Vikar des Sudan in Chartum, eine Fahrt auf dem Djur, die er im September 1904 (?; das Jahr wird nicht genannt) mit einem kleinen Missionsdampfer ausgeführt hat. Die Zuflüsse des Bahr-el-Ghasal haben nur in der Regenzeit einen Wasserstand, der die Befahrung ermöglichen würde; sie sind aber zumeist verschilft. Nur den Djur hat die Regierung von den Grasbarren reinigen lassen, um ihre Stationen durch Dampfer mit Vorräten versehen zu können. In jenem Gebiete waren auch zwei Missionsstationen von Chartum aus gegründet worden, Mbili und Kayango, denen die Reise Geyers galt. Nach zweitägiger anstrengender Arbeit in den Pflanzenbarren, dem Sedd, erreichte man die in einer seeartigen Erweiterung erfolgende Einmündung des Djur in den Bahr-el-Ghasal. Der Djur ist an dieser Stelle anfangs 40 m breit, er zieht sich aber bald auf 20 m zusammen; er fließt dort zwischen endlosen Grasflächen dahin, macht unzählige, ununterbrochene Krümmungen und geht mit starker, das Vorwärtskommen sehr erschwerender Strömung. Doch holte der Missionsdampfer in den ersten zwei Tagen mehrere eiserne, von Regierungsdampfern geschleppte Kähne („Sandals") ein, die zum Holz- und Warentransport dienen. Die Schiffsleute sind fast durchweg Barabra aus Nordnubien. Das Flußbett ist sandig, das Wasser lichtgelb, die Strömung wird immer reißender, der Fluß immer enger; es trat mehr Baumwuchs auf, und am dritten Tage bekleideten die Ufer sich immer dichter damit. Dann wurde der Fluß breiter und die Strömung ruhiger, der Sumpf ging allmählich in Wald über, doch war weit und breit keine menschliche Wohnung zu sehen; ein Viehplatz der Dinka von 30 Hütten war jetzt, in der Regenzeit, verlassen. Am Ufer liegt hier die Regierungsholzstation Uarana. Aus diesen Stationen versehen die Dampfer sich mit Feuerung. Oberhalb Uarana hatte der Fluß feste, üppig bewaldete Ufer, und am vierten Tage bekam man die ersten Dinkadörfer zu Gesicht. (Eins deren heißt nach Geyer Liäd.) Am fünften Tage wurde die Holzstation Dem Beschir erreicht und am nächsten Abend die Regierungsstation Wau, die auf dem linken hohen Ufer liegt. Am siebenten Tage gelangte man nach der Mündung des 50 m breiten Wau in den hier 60 m breiten Djur, und am achten nach der etwas abseits am Flusse liegenden Missionsstation Mbili im Lande der Djur. Geyer fuhr demnach — der Djur war 80 bis 100 m breit und oft mit Steinriffen erfüllt — ein Stück ins Gebiet der Bongo hinein, das aber unbewohnt ist, nachdem die Bongo durch Einfälle der Niamniam teils vernichtet, teils vertrieben worden sind. Die Rückfahrt ging sehr schnell vonstatten. Von Wau aus besuchte der Bischof die 60 km entfernte zweite Missionsstation Kayango im Dinkagebiet. In der Lebensweise dieser Stämme scheint sich seit Heuglin und Schweinfurth nichts geändert zu haben.

— Als Nr. 95 seiner Veröffentlichungen hat das niederländische meteorologische Institut eine Verarbeitung der meteorologischen und ozeanographischen Beobachtungen niederländischer Schiffe im Gebiete des Guineastromes 1855 bis 1900 erscheinen lassen. Das Werk besteht aus einem schmalen Textband, der nebst den notwendigsten Erläuterungen hauptsächlich das gesamte Beobachtungsmaterial in verschiedener Weise verarbeitet gibt, und einem Atlas in Großfolio, der dasselbe in sehr übersichtlicher Weise graphisch in Form von zahlreichen Karten und Diagrammen darstellt. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Strömungs-, Wind- und Temperaturbeobachtungen. Gr.

— Dr. de Jonghe hat in Band II (1905), Heft 1 der neuen Serie des „Journal des Américanistes de Paris" eine äußerst wichtige, neue Quelle für die Geschichte, Tradition und Mythologie des alten Mexiko veröffentlicht, die in ihrer Fülle von merkwürdigen Varianten und bisher unbekannten Sagen eine wahre Fundgrube für jeden ist, der sich mit mexikanischer Altertumskunde befaßt. Das in der Bibliothèque Nationale zu Paris befindliche Originalmanuskript ist eine Übersetzung, die André Theret etwa um 1553 wahrscheinlich von der — jetzt verschollenen — Historia de Mexico des Franziskanerpaters Olmos anfertigte, und die er für seine 1575 erschienene große „Kosmographie" benutzte. Wir haben es hier mit einem unmittelbar nach der Conquista verfaßten und eben darum höchst bedeutsamen Dokument zu tun, dessen Wert sich mit dem der anonymen „Historia de los Mexicanos por sus pinturas" messen kann. Ein kritischer Vergleich gerade dieser beiden einander nahestehenden Quellen ist von ganz besonderem Interesse.

Dr. W. Lehmann.

— Nordpolarforschung. Im Juni soll das Hilfsschiff für die amerikanische Expedition unter Fiala die Ausreise nach Franz Josefland antreten. Wie man sich erinnert, war es im vorigen Sommer nicht möglich gewesen, mit Fiala in Verbindung zu treten. Diesmal hat der Mäcen dieser Expedition, Ziegler (inzwischen gestorben), für die Entsatzfahrt den Waltischfänger „Terra Nova" erworben, bekannt aus der Geschichte der englischen Südpolarexpedition. Befehlshaber ist wieder William Champ, Führer des Schiffes Kapitän Kjeldsen. Sollte es Champ auch jetzt nicht möglich sein, Franz Josefland zu erreichen, so gedenkt er im Osten oder Westen davon, so weit es geht, nach Norden vorzustoßen und das Schiff einfrieren zu lassen, worauf die Mannschaft versuchen wird, über das Eis nach dem Franz Josefslande zu gelangen und mit Fiala, falls er noch dort sein sollte, sich zu vereinigen. Da mit der Möglichkeit gerechnet wird, daß derjenige Teil der Fialaschen Expedition, der die „Eroberung" des Nordpols zu bewirken hatte, nach der Ostküste Grönlands verschlagen sein kann, so wird der Herzog von Orleans mit der „Belgica" die Shanoninsel anlaufen, wo vor einigen Jahren, wie Fiala bekannt ist, ein Nahrungsmitteldepot errichtet worden ist.

Im Juli gedenkt ein zweiter amerikanischer Nordpolstürmer, Commander Peary, aufzubrechen. Für seine Zwecke läßt ihm der „Peary Arctic Club" mit einem Kostenaufwande von 100000 Doll. ein eigenes Schiff bauen, das den Namen „Roosevelt" erhalten hat. Er schlägt wieder die Smithsundroute ein, um erst zu Schiff so weit als möglich nach Norden vorzustoßen und dann bereits im Februar 1906 mit Schlitten weiter vorzugehen. Was aber wird Peary anfangen, wenn vor seiner Abreise die Fialasche Expedition mit der Nachricht heimkehren sollte, daß sie schon den Pol bezwungen habe?

Die norwegische Polarexpedition unter Amundsen soll glücklich King Williamland erreicht und dort auf 1905 überwintert haben, also programmäßig in der Nähe des magnetischen Pols. So versichert ein Telegramm aus San Francisco. Wie es Amundsen möglich gewesen ist, Nachricht von sich zu geben, ist freilich unklar.

Die kanadische Nordpolarexpedition unter Bernier, für die das deutsche Südpolarschiff „Gauss" angekauft ist, wird in diesem Sommer noch nicht flott. Bernier befehligt zwar schon die „Gauss", die jetzt den Namen „Arctic" führt, doch ist sie seit dem vorigen Herbst Polizeischiff der neugegründeten Station Fullerton im Nordwesten der Hudsonbai. Veranlaßt durch die günstigen Schiffahrtsverhältnisse, die die „Neptune" im August 1904 in der Barrowstraße gefunden hat (vgl. Globus, Bd. 87, S. 352), will die kanadische Regierung in diesem Sommer den Versuch machen, ob sich die Nordwestdurchfahrt wirklich durchfahren läßt; es heißt, daß für diesen Versuch die „Arctic" mit Kapitän Bernier bestimmt ist. Doch würde es sich dabei nur um eine sogenannte Sommerfahrt handeln.

— Howarth berichtet im Geogr. Journ. XXV, 2 über Lotungen in irischen Seen, die ersten seit den Arbeiten der englischen Admiralität in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die von ihm untersuchten Seen Dhulough, Cleucullin und Nafovey liegen beinahe im äußersten Westen der Insel, westlich von den großen Binnenseen Corrib und Mask in der Grafschaft Galway. Der 140 ha große Dhulough wird 50, der 240 ha große Nafovey 45 m tief, doch ist die Auslotung bis jetzt noch nicht vollständig; der letztgenannte See muß eine sehr romantische Lage besitzen, denn an seinen beiden Längsseiten steigen seine Ufer bis zu 600 m Höhe an.

Halbfaß.

— In den Jahrbüchern des nassauischen Vereins für Naturkunde berichtet Behlen über angebliche Funde von gla-

zialgeschrammten Steinen aus den Mosbacher Sanden bei Wiesbaden. Die Sande gaben schon seither durch ihre reiche Fauna manches Rätsel auf, insbesondere dadurch, daß in ihnen Nashorn und Rentier, zwei Vertreter grundverschiedener Klimate, zusammen vorkommen. Behlen meint, daß dies daher komme, daß wir es in den Mosbacher Sanden mit sehr alten Primärformen jetziger Tiere zu tun haben, die die Aufstellung neuer Arten vollkommen rechtfertigen und auf die sich daher auch nicht ohne weiteres die Begriffe übertragen lassen, die wir von den Lebensgewohnheiten ihrer jetzigen Vettern ableiten. Durch diese Untersuchungen kam er auf die Frage der Ablagerung der Mosbacher Sande in zeitlicher und klimatischer Hinsicht und dabei zu sehr auffallenden Resultaten. Er fand nämlich über den Sanden eine rote Sand- und Kiesschicht, die nur da fehlt, wo die alte Oberfläche der Mosbacher Sandterrasse erodiert ist. Diese erklärt er für „die Grundmoräne eines darübergegangenen Gletschers oder einer Eisdecke", die Mosbacher Sande selbst für Sande der herannahenden Haupteiszeit, die schon öfter in den Mosbacher Sanden gefundenen großen, kantigen Sandstein- usw. Blöcke als durch Eisblöcke verfrachtet, die „Teile von kalbenden Gletschern oder Eisdecken der mitteldeutschen Gebirge waren". Zur Stütze für diese seine Ansicht hat er in Mosbach nach glazialgeschrammten Steinen gesucht und sie auch — angeblich — gefunden. Gr.

— Im Geogr. Journ. XXIV, 5 werden die Mitteilungen der Lake Survey über ihre Untersuchungen schottischer Seen fortgesetzt. Sie betreffen diesmal Seen im nördlichen Teile des Landes unweit der Westküste. Die meisten von ihnen sind tektonischen Ursprungs trotz zahlreicher Beweise ehemaliger starker Vergletscherung ihrer nächsten Umgebung, nur einige unbedeutendere können durch Anstauungen von Endmoränen entstanden sein. Der größte von ihnen, der Loch Maree, ist von allen größeren englischen Seen der inselreichste, seine Insulosität, d. h. das Verhältnis des Areals der Inseln zum Gesamtareal, beträgt 0,09. Dieser 28,6 qkm große See wird 112 m tief und besitzt ein Volumen von etwas über 1 cbkm, der zweitgrößte der untersuchten Seen, der Lochan Fada, ist nur 132 ha groß, wird 44 m tief und faßt nur 13,8 Millionen Cubikmeter Wasser. Halbfaß.

— Über die untere Kreide Helgolands und ihre Ammonitiden veröffentlicht A. v. Koenen eine größere paläontologische Monographie (Abhdl. d. K. Ges. d. Wissensch. Göttingen, math.-phys. Kl. N. F. Bd. III, Nr. 2). Schon W. Dames hatte in seiner Untersuchung „Über die Gliederung der Flözformationen Helgolands" (Sitzgsber. d. K. Preuß. Akad. d. Wissensch. 1893) auf Grund der Gliederung des Profils von Speeton durch Lamplugh und Pawlow (Bull. Soc. Imp. Nat. Moscou 1891) und unter Berücksichtigung der im subhercynischen Hügellande festgestellten Schichtenfolge der unteren Kreide fünf Schichten unterschieden, deren unterste er zum Neocom, die beiden folgenden zum Aptien rechnet, während die beiden obersten zum oberen Gault gestellt werden, so daß der mittlere Gault fehlt. Nach seinen Feststellungen sollte die Juraformation auf Helgoland völlig fehlen und alle bezüglichen Angaben sollten auf irriger Bestimmung von Kreidefossilien beruhen. Den speziellen Beweis für diese These wollte er in einer Abhandlung über die Fauna der unteren Kreide von Helgoland erbringen, für dieselbe aber das Erscheinen der fundamentalen Abhandlung v. Koenens über die Ammonitiden der norddeutschen unteren Kreide abwarten. Sein vorzeitiger Tod hat ihn daran gehindert, und so hat A. v. Koenen auf Grund des gesamten Berliner, Hamburger, Klausthaler, Hildesheimer, Helgoländer und Kieler Materials die Aufgabe ausgeführt.

Unter den 64 beschriebenen Formen aus der unteren Kreide am Skitgatt gehört keine einzige dem mittelneocomen Valenginien an, so daß dieses bei Helgoland entweder ganz fehlen oder nur durch wenig wichtige Schichten vertreten ist, aus denen mindestens genügend erhaltene Fossilien nicht vorliegen.

Das untere Hauterivien ist durch die Zone des Hoplites radiatus, das obere Hauterivien durch die Zonen des Crioceras capricornu und des Olcostephanus Phillipsi vertreten.

Das oberneocome Barrêmien ist in allen Zonen v. Koenens bei Helgoland vertreten, und es ist die Feststellung einer sechsten unteren Grenzzone, des Crioceras Strombecki, gelungen.

Der untere Gault ist nur durch die zum unteren Aptien gehörenden Zonen des Hoplites Weißi und H. Deshayesi vertreten, während das obere Aptien nicht sicher nachgewiesen ist.

Die große Mehrzahl der beschriebenen Arten läßt sich auf Formen zurückführen, die aus der unteren Kreide Norddeutschlands bekannt sind. Sowohl das obere Hauterivien als das Barrêmien dürfte, wenn reicheres Material vorliegt, noch weiterer Gliederung zu unterwerfen sein.

Die von Dames unterschiedene und zur unteren Kreide (oberem Gault) gestellte Zone der Schloenbachia inflata ist durch einen schiefrigen Töck repräsentiert. Ein größeres Stück aus dem Hamburger Museum scheint aber zur Externseite recht scharf vorgebogene Rippen zu besitzen und nähert sich hierdurch manchen Harpoceras falcifer Sow., so daß v. Koenen ebenso wie Wiebel diese Schichten für oberen Lias halten möchte. Auch noch eine Anzahl von anderen Ammoniten deutet auf Jurabildungen hin; sie sind aber als nicht in den Rahmen der Arbeit fallend unberücksichtigt gelassen. Immerhin geht aber hervor, daß die Juraformation auf Helgoland tatsächlich vorkommt.

— Die Flora der kleinen Inseln im Süden von Neuseeland — Auckland, Campbell, Antipoden, Bounty usw. — gibt zu interessanten Fragen Veranlassung im Hinblick auf die Art der Pflanzenverteilung über den südlichen Teil der Südhalbkugel. Diese Inseln, die viel floristische Verwandtschaft mit Neuseeland zeigen, haben mit den übrigen kleinen Inseln, die in jenen Breiten ringartig die Erde umgeben, das eine gemeinsam, daß sie das feuerländische Element aufweisen. Unsere bisherige Kenntnis von der Flora der oben erwähnten Inseln ist kürzlich durch die Forschungen Dr. L. Cockaynes erweitert worden, der 1903 die meisten von ihnen an Bord eines der Fahrzeuge besucht hat, die von der neuseeländischen Regierung in gewissen Zwischenräumen auf die Suche nach etwaigen Schiffbrüchigen geschickt werden. Dieser Besuch fand im Winter statt. Die Ergebnisse hat Cockayne im 36. Bande, 1904, der „Transactions and Proceedings of the New Zealand Institute" (Wellington) mitgeteilt. Der allgemeine Klimacharakter aller Inseln wird durch wolkigen Himmel, häufige Regenschauer und eine milde Wintertemperatur gekennzeichnet, aber durch einen kühlen Sommer, der mit heftigen Stürmen und Böen mit Hagel oder Graupeln endigt, deren Einwirkung die Baumvegetation deutlich zeigt. Eine der bemerkenswertesten Bildungen ist der „Ratawald" auf der Aucklandgruppe, wo Metrosideros lucida der vorherrschende Baum ist. Er bildet einen Gürtel von oft großer Üppigkeit um einen großen Teil der Küsten. Aussehen und innerer Bestand dieses Waldes sind das Ergebnis zweier entgegengesetzter Faktoren, von denen der eine eine xerophytische, der andere eine hygrophytische Flora zu bilden bestrebt ist. Seiner Feuchtigkeit und Gleichmäßigkeit wegen wäre das Klima ideal für einen Regenwald, aber dem widerstreben die niedrige Sommertemperatur und die heftigen Winde. Letztere haben die Bäume zur Bildung eines abgeplatteten Laubdaches mit üppigem Wachstum der Äste nach den Seiten geführt, und unter diesem Schirm können die hygrophytischen Faktoren ihren vollen Einfluß entwickeln, wie die Masse zarter Farne, Leberkrauts usw. zeigt. Einen zweiten Waldtypus bildet die Olearia Lyallii, die nur lokal vorkommt, aber sehr üppig wächst, so daß man sich nach dem Grunde fragt, warum sie nicht den dominierenden Wald der südlichen Inseln bildet. Wahrscheinlich ist infolge einer sehr geringen Änderung der Lebensbedingungen eine ältere Formation durch eine neuere verdrängt worden. Die Einwirkung eingeführter Tiere auf die Flora läßt sich namentlich auf der Campbellinsel beobachten, wo jetzt Schafzucht besteht. Im ganzen setzt sich die Flora aus folgenden Elementen zusammen: Von den blühenden Pflanzen sind 39 Proz. endemisch, 18,8 Proz. feuerländisch (mit Einschluß von 5 Proz., die nicht bis nach Neuseeland reichen) und 42 Proz. neuseeländisch. Von den bis nach Neuseeland reichenden Pflanzen sind fast die Hälfte Bergpflanzen, der Rest schließt Pflanzen eines Waldes ein, der zur subalpinen Region aufsteigt oder unter mehr oder weniger alpinen Verhältnissen wächst. Die Anwesenheit des feuerländischen Elements ist nach Cockaynes Meinung eher durch das frühere Vorhandensein von Landverbindungen zu erklären als durch die Tätigkeit von Winden, Strömungen und Vögeln, und das ergebe sich aus dem Vorkommen des „Ratawaldes", einer bestimmten Pflanzenformation, wie man sie vielfach auf der Südinsel Neuseelands findet.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXXVII. Nr. 24. BRAUNSCHWEIG. 29. Juni 1905.

Erdbeben im deutschen Ostseegebiet und ihre Beziehungen zu Witterungs-Verhältnissen.

Von Wilhelm Krebs. Großflottbeck.

Die Erdbebenberichte vom 23. Oktober 1904 aus dem Ostseegebiete haben vornehmlich wegen der Beteiligung der deutschen Küste alarmierend gewirkt. Diese und die anschließende Tiefebene galten als seismisch besonders ruhig. Doch fehlen erdbebenartige Erscheinungen nicht ganz, wie folgende Liste aus dem letzten Halbjahrtausend beweist.

1. Am 23. August 1409 wurde die Ostseeküste von Preußen bis Lübeck von einem Erdbeben betroffen, das nach dem Chronisten Detmar „kum dra paternoster lank warde" und „zik hirud van pruzzen (Preußen) begunde". Diese seismologisch ganz brauchbaren Angaben erhöhen die Glaubwürdigkeit des Berichts [1]).

2. Im Dezember 1628 erfüllte nach Beehr ein Erdbeben ganz Mecklenburg mit Schrecken [2]).

3. Der Sturm vom 25. Februar 1648 soll nach dem zeitgenössischen Chronisten des Theatrum Europaeum, Johann Georg Schleder, mit Erdbeben verbunden gewesen sein. Jedenfalls wurden in Holstein 11, in Pommern 15 Kirchtürme umgeworfen, in Stettin einer etwa 7 m weit versetzt [3]).

4. Am 8. April 1683 soll nach Klüver bei Wismar Erdbeben wieder mit Sturm und schadenbringender Flut verbunden gewesen sein [4]).

5. Am 1. November 1755 erhielt das Ostseegebiet seinen Anteil an dem nach Lissabon bezeichneten nordatlantischen Erdbeben. Unverkennbare Erdstöße wurden allerdings nur aus Mecklenburg berichtet. Seebeben suchten das Skagerack, zu den Seebären gerechnete Flutungserscheinungen die Trave- und die Odermündung und verschiedene baltische Seen, bis nach der Uckermark hin heim [5]). Bei Treptow an der Tollense trat vorübergehend eine neue Quelle auf [6]).

6. Gegen Mitte Juli 1756, besonders am 15., trat am hinterpommerschen Strande ein Seebär, nach Thebesius „bei klarem und stillem Himmel", auf, der auffallend viele tote Fische an Land warf. Seine seismische Natur wird vollends dadurch belegt, daß Flöße auf der Rega bei Labes, auf der Damitz bei Polzin, also 80 km bis 90 km landeinwärts, heftig erschüttert wurden [7]).

7. Am 23. April 1757 suchte, wieder nach Thebesius, ein heftiger Seebär bei stillem Wetter den Ostseestrand an der Regamündung heim [8]).

8. Am 4. März 1779 brachte nach Krümmel am Ostseestrande bei Kolberg ein Seebär Flutwellen bis zu 2,5 m Höhe [9]).

9. Das Erdbeben von 1783, das vor allem am 5. Februar Kalabrien verwüstete, soll nach zeitgenössischen Berichten auch in Mecklenburg empfunden worden sein [10]).

10. In der Nacht vom 5. bis 6. März 1821 traten im Greifswalder Kreise Erderschütterungen auf, bei Ferngewitter. Es zeigten sich danach mehr als metertiefe (bis 4' tiefe) Risse im Boden, die der Kälte und Trockenheit zugeschrieben wurden. Chladni vermutete die Explosion eines Meteorsteines [11]).

11. Am 17. oder 18. August 1829 wurde nach Mallet, gleichzeitig mit einem Erdbeben in Seeland und Südschweden, ein Seebeben im Hafen von Doberan (Heiligendamm?) verspürt [12]).

12. Im April 1841 wurde nach Boll Jütland von Erdbeben betroffen. Am Ufer der Flensburger Föhrde zeigte um jene Zeit ein Brunnen Kohlensäure-Exhalationen, die einige Tage vor dem Erdbeben begannen und bis August anhielten [13]).

13. Um Ostern 1854 sollen an mehreren Stellen

[1]) E. Boll, Geognosie der deutschen Ostseeländer. Neubrandenburg 1846, S. 37.

[2]) Vgl. Anm. 1.

[3]) Theatri Europaei. Sechster und letzter Teil. Frankfurt a. M. 1652, S. 634 bis 635.

[4]) Vgl. Anm. 1.

[5]) E. Boll a. a. O., S. 37 bis 39.

[6]) E. Boll, Über Entstehung der Inseln in den Landseen des Ostseegebietes. Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. 7. Heft, Neubrandenburg 1853, S. 98. Die Auftreibung dieser Torfinseln, meist durch Gasentwickelung, ist von mir nicht weiter berücksichtigt. Man kann sie als Folge der Tätigkeit einer Art Schlammvulkane ansehen. Sie ist aber rein örtlicher Natur.

[7]) E. Boll, Erdbeben in Pommern? Archiv usw. Mecklenburg. 5. Heft, Neubrandenburg 1851, S. 215. Die hohe, binnenländische Lage der beiden Orte macht es unwahrscheinlich, daß es sich bei diesem Vorgange um einen lediglich durch Witterungsverhältnisse veranlaßten Seebären gehandelt habe.

[8]) Vgl. Anm. 7, S. 216.

[9]) O. Krümmel, Der Ozean. Leipzig und Prag 1886, S. 181.

[10]) Vgl. Anm. 5.

[11]) E. F. F. Chladni, Neue Beiträge zur Kenntnis der Feuermeteore. Gilberts Annalen der Physik. Bd. 71 (1822), S. 360.

[12]) E. Rudolph, Über submarine Erdbeben und Eruptionen II. Gerlands Beiträge zur Geophysik. Stuttgart 1895, S. 543.

[13]) Vgl. Anm. 7.

des Kreises Flatow in Westpreußen, nahe der hinterpommerschen Grenze, im Freien beschäftigte Leute durch ein rollendes, wie von steinbeladenen Lastwagen herrührendes Getöse erschreckt worden sein, nicht lange bevor in den Zeitungen von den adriatischen Gestaden, von Kroatien und von Skandinavien Erdbeben berichtet wurden. Nach Deecke fanden die dortigen Erdbeben aber schon am 13. April 1851 statt, so daß vielleicht diese Jahreszahl richtiger ist [14]).

14. Am 15. Januar 1858 wurde, nach Lehmann, gleichzeitig mit dem Erdbeben von Sillein (Zsolna) im westlichen Karpathengebiet, das Nordgestade der esthländischen Insel Dagö und der dort mündende Bach Kartel von einem Seebären heimgesucht [15]).

15. Am 12. März 1883, $7^h\ 40^m$ vorm., wurde nach Deecke, den Professor Sauer nach eigener Beobachtung darauf hinwies, in Stettin ein Erdstoß empfunden [16]).

Diese nicht wohl anzuzweifelnde Beobachtung ist von großem Wert für die Beurteilung einiger älteren Fälle. Der von Deecke vermißte Zusammenhang mit etwaigen gleichzeitigen Erdbeben in Europa wird ersetzt durch die Angaben des Wetterberichtes der Deutschen Seewarte vom 15. März 1883. Fast um die Zeit des Erdstoßes in Stettin, nicht mehr als 20 Minuten später, meldete die kaum 57 km entfernte Küstenstation Swinemünde Nordsturm von der Stärke 7, die kaum 180 km entfernte Wustrow sogar von der Stärke 9 der 12teiligen Skala. Nach der Luftdruckkarte befand sich zur gleichen Zeit ein Sturmtief von weniger als 735 mm Luftdruck unmittelbar östlich Stettins, nachdem es seinen Weg über diese Stadt hin genommen hatte. Durch diesen Zusammenhang werden die Erdbebenberichte des 17. Jahrhunderts, besonders Nr. 3 und 4 meiner Liste, sogleich in den Bereich einer erhöhten Wahrscheinlichkeit gerückt. Es ist gestattet, sie als besondere Abart „Sturmbeben“ den übrigen Erdbeben gegenüberzustellen. Sie stehen keineswegs allein.

Bei schweren Stürmen gemachte Erfahrungen sprechen dafür, daß durch die Erschütterung hervorragender, mit dem Boden fest verbundener Gegenstände erdbebenartige Erscheinungen hervorgebracht werden können. In tektonisch geeigneten Gebieten vermögen diese ferner echte Erdbeben auszulösen. Beides gilt namentlich von Sturmböen, die längere Zeit hindurch aus gleicher Richtung in nahezu regelmäßigen Zwischenräumen einsetzen. Winddrucke sind bis zu 330 kg auf den Quadratmeter berechnet worden [17]). Dieselbe Druckstärke, vom Luftdruck verlangt, würde ein augenblickliches Steigen des Barometerstandes um 23 mm bedeuten. An ein solches ist nach den vorhandenen Beobachtungen gar nicht zu denken. Der Barometeranstieg beim Abzug des Manila-Teifuns vom 20. Oktober 1882 ist wohl der stärkste, der jemals gemessen wurde. Er erreichte in einer vollen Stunde nur etwa 14 mm Queksilberhöhe [18]). Das gleiche gilt von der Druckentlastung. Auch bei den längere Zeit wütenden Böenstürmen der gemäßigten Breiten schalten sich Augenblicke des Abflauens, bis zu gänzlicher Windstille, ein. Sie bedeuten den Winddrucken gegenüber augenblickliche Entlastungen bis zu Hunderten von Kilogrammen. Auch die stärksten Barometerstürze stehen damit in keinem Verhältnis. Derjenige bei dem erwähnten Manilateifun erreichte nur 12 mm Quecksilberhöhe in einer Stunde [19]). Auch wenn man die barometrische Trägheit in Rücksicht zieht, wird bei der üblichen statischen Auffassung der Luftdruckschwankungen eine augenblickliche Druckbelastung oder -Entlastung, die auch nur annähernd normale Winddruckgrößen positiver oder negativer Art erreichte, ganz ausgeschlossen erscheinen. Faßt man sie aber dynamisch auf, etwa als Ab- und Auftriebe bei transversal-wogender Bewegung [20]), dann kann eine grundsätzliche Grenze gegen Winddrucke überhaupt nicht gezogen werden.

Als auslösendes Moment kann also bei örtlich beschränkten Erderschütterungen von den beiden betrachteten Faktoren nur der Winddruck in Frage kommen. Die vereinzelten Erdstöße, die sich erfahrungsgemäß nicht selten an den Vorübergang tiefer Depressionen des Luftdruckes anknüpfen, erkläre ich deshalb als Sturmbeben oder als Relaisbeben von Sturmbeben. Denn solche Vorübergänge sind immer mit mehr oder weniger schweren Sturmerscheinungen, vor allem auch mit stoßweise wiederkehrenden Sturmböen verbunden.

Einige Beobachtungen, die neueren Datums und deshalb genauerer Kontrolle zugänglich sind, lassen sich aus dem Ostseegebiet selbst und aus dem nahe benachbarten unterelbischen Gebiete dafür anführen.

Am 31. Dezember 1854 wurde dieses Gebiet bei heftigem Südweststurm von einem Sturmbeben heimgesucht, das durch Erschütterung der Kirche im Hamburger Vororte Hamm den Gottesdienst störte und im Bützflether Moor bei Stade mehrere Morgen Land zum Versinken brachte. In der Helgoländer Bucht stellte sich eine ungemein schwere und nachhaltige Sturmflut ein. Dasselbe Sturmtief war an den vorhergehenden Dezembertagen auf seinem Wege von Spanien an von schwächeren oder stärkeren Erdbeben begleitet gewesen. Aber auch das eigentliche Ostseegebiet ging nicht leer aus. Im Kieler Hafen stellte sich ein Seebär ein, für den allerdings die rein meteorologische Erklärung ausreicht [21]).

In der Nacht zum 7. Dezember 1904 wurde an verschiedenen Stellen der Hamburger Umgebung, gelegentlich des schnellen Vorübergangs einer orkanartigen Böe, eine erdbebenartige Erschütterung der Gebäude festgestellt.

Ein Barograph Richard, der in dem von mir bewohnten Oberstock eines Hauses zu Großflottbeck aufgestellt war, verzeichnete zu gleicher Zeit, ebenso wie der große Barograph Fueß der etwa $6^1/_2$ km entfernten Seewarte, eigenartige, kurzen Pulsationen ähnliche Schwingungen. Ein Bourdon-Thermograph der Seewarte, der, wie jene Instrumente, an anderen Sturmtagen des an ihnen ziemlich reichen Herbstes 1904 ähnlich angesprochen hatte, zeigte allerdings in der Nacht zum 7. Dezember keine auf solche Erschütterungen deutenden Besonderheiten.

Einen Tag später, am 8. Dezember, wurden aus St. Johann und anderen Orten des Salzachtales, in dem seismisch weit regeren Gebiete der östlichen Alpen, im gleichen Zusammenhange starke Erdstöße und langandauerndes Getöse gemeldet [22]).

16. Die orkanartigen Südwest- und Nordwest-Böen,

---

[14]) W. Deecke, Das skandinavische Erdbeben vom 23. Okt. 1904. S.-A. aus dem IX. Jahresbericht der Geogr. Gesellschaft zu Greifswald 1904, S. 25.

[15]) Vgl. Anm. 9.

[16]) Vgl. Anm. 14.

[17]) J. Hann, Lehrbuch der Meteorologie. Leipzig 1901, S. 378.

[18]) Rev. J. Algué, The Cyclones of the Far East. Manila 1904, S. 202 bis 203, Pl. 50.

[19]) Vgl. Anm. 18.

[20]) W. Krebs, Luftdruckbeobachtungen in Britisch-Indien und die Theorie der Luftwogen. Annalen der Hydrographie, Berlin 1900, S. 553 bis 554.

[21]) Zeitgenössische Zeitungsnachrichten, vor allem aus der „Reform“, Hamburg.

[22]) Nach dankenswerten brieflichen Nachrichten des Vorstandes der Erdbebenwarte zu Laibach, Herrn A. Belar, die ein auf St. Johann in Ungarn bezogenes Wolff-Telegramm richtigstellten.

die am 30. Dezember 1904 der Sturmflut an der baltischen West- und Südküste vorangingen, wirkten ähnlich auf den Baugrund in Schleswig. Dem Hamburger Fremdenblatt wurde von dort unter dem 31. Dezember berichtet: „Verschiedentlich sind Erschütterungen ganzer Gebäude wahrgenommen, so daß man meint, daß auch Erdstöße den gewaltigen Wind begleiteten."

Von den gegenwärtig vielfach aufgestellten Seismographen ist eine zweifellose Entscheidung der Frage, ob Erschütterungen, die man im seismologischen Sinne als Erdbeben ansprechen darf, auch von Stürmen ausgelöst werden, leider kaum zu erwarten. Nach Belar, dessen Vergleichs-Diagramme verschiedenartiger Erschütterungen auch Sieberg in seinem Handbuche der Erdbebenkunde mehrmals reproduziert, sprechen Seismographen sogar auf weitentfernte[23]) Stürme an. Ein prinzipieller Unterschied kann aber zwischen diesem Erschütterungs-Diagramm, durch Sturm, und manchen eigentlichen Erdbeben-Diagrammen, beispielsweise dem Leipziger Diagramm des Böhmerwaldbebens vom 26. November 1902 (Sieberg a. a. O., Fig. 105), gar nicht festgestellt werden. Beide lassen ein Überwiegen der Schwingungen abwechselnd nach der einen und nach der anderen Seite der Null-Linie und beide lassen Verstärkungen und Abschwächungen erkennen, die als Vor-, Haupt- und Endphasen unterschieden werden können. Bei Sturmbeben in meinem Sinne braucht man überdies gewöhnlich gar nicht die letzterwähnte, eigentlich nur für Fernbeben geltende Unterscheidung zu treffen. Sie sind als am Orte entstehend gedacht und würden demnach im allgemeinen als einfachere Nahbeben aufzufassen sein, die nur aus einer Hauptphase mit nachfolgenden, sich mehr und mehr abschwächenden Ausschwingungen zu bestehen pflegen.

Dem Einwand, daß dann bei jedem stärkeren Sturm, zumal in seismisch veranlagten Gebieten, auch Erdbeben ausgelöst werden müßten, darf ein entscheidendes Gewicht nicht beigemessen werden. Der Sturm selbst kann verschieden geeignet sein. Ein böiges Auftreten, zumal in Zwischenräumen, die mit den örtlich verschiedenen Schwingungsphasen der Bodenbewegung harmonieren, besitzt für solche auslösende Fähigkeit einen entschiedenen Vorzug. Die durch Gebäude, Felswände, hohe Bäume gebotenen Ansatzpunkte können örtlich fehlen oder gerade der maßgebenden Windrichtung mehr entzogen sein. Endlich kann aber auch die Disposition des Bodens, sich erschüttern zu lassen, zeitlich wechseln.

Diese Verschiedenheit der Bodendisposition dürfte durchaus für die sonst seismisch ruhigeren durchlässigen Bodenarten jüngerer Formationen gelten — vor allem für Sand- und Schotterschichten u. dgl. — In ihnen kann sie vornehmlich durch die klimatisch wechselnde Wasserführung veranlaßt sein. Das in solchen Bodenschichten zirkulierende Wasser übt nach Maßgabe der neueren Anschauungen über artesischen Druck vielfach eine stützende Wirkung aus[24]). Sein normaler Stand ist für die ausgeglichene Gleichgewichtslage der oberen Bodenschichten mit maßgebend. Eine tiefgreifende Änderung, zumal eine erhebliche und ausgedehnte Erniedrigung der Bodenwasserstände, muß demzufolge die Festigkeit und das Gleichgewicht der betroffenen Bodenschichten beeinträchtigen. Und besonders dann wird das letztere labiler werden müssen, wenn von oben her erhebliche Schneefälle oder auch Wasserzuschüsse eintreten. die zunächst erst die obersten Schichten erfüllen.

Außer Nr. 10 der oben gegebenen Liste scheinen jedenfalls der Bedingung tiefgehender Austrocknung des Bodens sämtliche vier Wintererscheinungen zu entsprechen. Die Jahre 1628 (2), 1648 (3), 1783 (9) entfielen nach Brückners Tabellen in besonders kalte Jahresreihen, 1858 (14) in eine besonders trockene[25]). Auch darf an die Bodensenkungen und Häuserzerstörungen zu Schneidemühl im Juni 1893 erinnert werden, infolge der tiefgreifenden Abzapfung von Bodenwassern durch eine ungeschickte artesische Bohrung[26]). Hier waren die sonst durch klimatische Austrocknung veranlaßten Schwächungen der Bodenfestigkeit gewissermaßen künstlich erzeugt.

Sehr ausgeprägte Vorbedingungen jener Art waren im Herbst 1904 für Mitteleuropa und besonders für Norddeutschland durch die Witterungsverhältnisse geschaffen. Die Niederschläge blieben von Juli bis September im ganzen Gebiet, besonders weit aber im mitteleuropäischen Nordosten, hinter dem Durchschnitt zurück[27]). In Ermangelung wolkiger Trübung kam andererseits der Sonnenschein zu vielfach ungewohnter Geltung. Die tiefgehende Austrocknung der norddeutschen Stromsysteme ist nicht so sehr charakterisiert durch die gänzliche Austrocknung der Oder- und der Elbquelle als durch das zum Notstand gesteigerte Darniederliegen der Schiffahrt wegen Wassermangels in diesen Hauptströmen.

Von August 1904 an häuften sich ganz auffallend die Zeitungsberichte von schweren Bauunfällen, besonders in Norddeutschland. Eine Stichprobe aus einer Hamburger Tageszeitung ergab für die vier Wochen vom 15. August bis zum 10. September 7 Haus-, 3 Gerüst-, 3 Schachteinstürze und 1 Wasserdurchbruch in einer Zeche aus Norddeutschland allein. Dabei ist diese Statistik keineswegs vollständig und berücksichtigt nur jene schweren Fälle, die durch Verlust an Menschenleben oder wertvollem Material die öffentliche Meinung erregten. In einzelnen Fällen, vor allem bei Hauseinstürzen in der Gegend von Kiel, war festzustellen, daß sie mit dem ersten schweren Regen einsetzten. Es ist auch ganz verständlich, daß dieser eine besondere Überlastung der obersten Bodenschicht und des auf ihr befindlichen Baues gegenüber dem Untergrunde zu veranlassen vermag.

Innerhalb des deutschen Ostseegebietes traten Regenfälle, die den langjährigen Durchschnitt ungefähr erreichten, erst im Oktober 1904 ein, nach fast viermonatlicher Dürre. Bei Königsberg und bei Rügenwaldermünde wurde der Monatsdurchschnitt sogar nicht unerheblich überschritten. Soweit die Bodenfestigkeit durch den Wassergehalt der oberen Schichten bedingt ist, war also

[23]) A. Belar, Erdbebenbeobachtungen an der Laibacher Erdbebenwarte. Sonderdruck aus dem Bericht der I. Internationalen seismologischen Konferenz. Leipzig 1902, S. 322 bis 323, Tafel VI.

[24]) W. Krebs, Über artesischen Druck. Referate in den Verhandlungen Deutscher Naturforscher und Ärzte zu Karlsbad. Leipzig 1903, II, 1, S. 119, sowie im „Globus", Bd. 83, S. 148. Vgl. ferner Äußerungen der Geologen A. Jentzsch und L. Ochsenius, sowie des Unterzeichneten über die Bodensenkungen zu Schneidemühl in den Jahrgängen 1893 und 1894 der Zeitschrift für praktische Geologie. Berlin.

[25]) E. Brückner, Klimaschwankungen seit 1700. Wien und Olmütz 1890, S. 192, 271.

[26]) W. Krebs, Die Bodensenkungen in Schneidemühl. Zeitschrift für praktische Geologie. Berlin 1894, S. 19 bis 25. Derselbe, Briefliche Mitteilung an die gleiche Zeitschrift 1894, S. 399 bis 400.

[27]) W. Krebs, Das meteorologische Jahr 1903/1904 und die Hochwasserfrage. „Globus", Bd. 87, S. 317 bis 323, besonders S. 322, Abb. 4 bis 6. Die Verminderung des normalen Wasserzuschusses aus der Atmosphäre berechnete ich später für Deutschland auf erheblich mehr als eine Milliarde Kubikmeter. Dazu trat noch der vermehrte Verdunstungsverlust, der ebenfalls auf eine Milliarde Kubikmeter geschätzt werden darf.

die Disposition zu Erschütterungen, auch in den sonst wenig dazu geneigten Diluvialschichten, in einem ungewöhnlich hohen Grade gegeben.

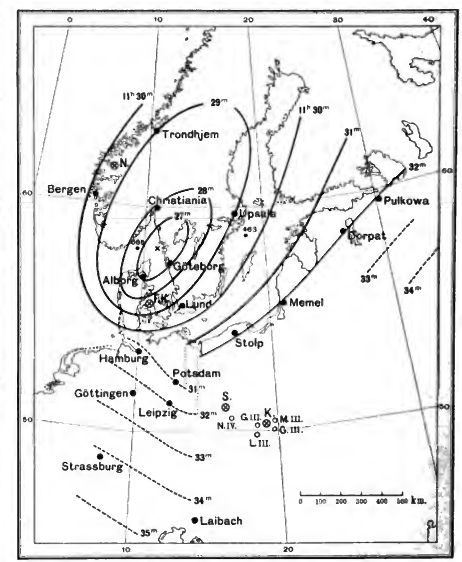
Sie lagen bereit wie ein vorgerichtetes Relais, als am 23. Okt. 1904 die Erschütterung in Skandinavien eintrat.

Diese hat durch den schwedischen Geologen Svedmark und durch den deutschen Geologen Deecke eine vorläufige Kartierung erfahren, nach der auch meine Kartenskizze teilweise entworfen ist [28]). Auf dieser sind nur diejenigen Orte aufgenommen, die genaue Zeitangaben, teils von Erdbebenstationen, teils von Telegraphenämtern brachten [29]). Benutzt wurde die Zeit des Hauptstoßes. Die Zeitkurven sind von Minute zu Minute eingetragen. Sie wurden ausgezogen für die unmittelbar fühlbaren, nur gestrichelt für die allein mit den Seismographen wahrnehmbaren Bewegungen. An der Karte treten sogleich zwei auffallende Beziehungen zu den tiefsten Stellen des Nordsee- und des Ostseegebietes entgegen. Nahe der ersteren liegt das Gebiet stärkster und frühester Erschütterung, das sog. Epizentrum. Die letztere liegt fast genau im Mittelpunkte des Gebietes der fühlbaren Bewegungen. Vielleicht bot es den südlichen Gestaden gegenüber einen sekundären Ausstrahlungspunkt der Erdbebenschwingungen. Jedenfalls stellen sich auf mitteleuropäischem Boden auch topographisch zwei eigenartige Kurvensysteme heraus, die ihre gegenseitige Abgrenzung, wie schon Deecke nicht entgangen war, im Westen der unteren Oder finden. Parallel der Unterelbe, zugleich auch der hercynischen Faltungsrichtung und dem Kaukasus, verliefen die mikroseismischen Kurven im mittleren und westlichen Mitteleuropa.

Die Unterelbe gilt als ein mindestens tertiärer, mit diluvialem Schutt- und Schwemmland aufgefüllter Verwerfungsgraben, der selbst eine ausgesprochene geologische Abgrenzung im Untergrunde bietet [30]). Dieser Graben bildete, nach dem Verlaufe des Erdbebens vom 23. Okt., zugleich einen Teil der Südgrenze des erschütterten Schollenkomplexes. Es ist wohl kein Zufall, daß genau in seiner Verlängerung, allerdings an der äußersten Südostecke Europas, an dem gleichen Vormittage ein Ereignis vorkam, das dort ebenso ungewöhnlich war, wie die Ausdehnung des Erdbebens auf die südbaltischen Küstenländer.

Wenige Stunden vor diesem Erdbeben ereignete sich ein heftiger submariner Ausbruch im Kaspisee bei der Insel Orlow Sebiloi. Nach dem Berichte eines Ingenieurs der deutschen Firma Siemens & Halske, der dort gerade mit Kabellegen beschäftigt war, erhob sich das Meer wiederholt in typischer Domform, 6 m hoch auf etwa 30 m Durchmesser, und färbte sich milchig von ausgeworfenen Naphthamassen. Der Meeresboden hatte sich danach von etwa 25 m Tiefe auf 50 bis 60 m gesenkt [31]).

Jener zeitlich sehr auffallende Zusammenhang erscheint nicht ohne Wichtigkeit, weil er örtlich eine Be-



Das skandinavische Erdbeben vom 23. Oktober 1904.

——— Kurven der fühlbaren Bewegung, nach Svedmark und Deecke, von Minute zu Minute (M. E. Z.). - - - - Kurven der lediglich registrierten Bewegung, von Minute zu Minute (M. E. Z.). • Stellen größter Meerestiefe. X Epizentrum nach Svedmark. ● Stationen, die Zeitangaben (M. E. Z.) lieferten.

Nachwehen des Erdbebens. ⊗ N. Felssturz von Näsdalen am 15. Januar 1905. ⊗ F. K. Unfall des Kriegsschiffs „Friedrich Karl" am 21. Januar 1905, anscheinend durch Seebeben. ⊗ S. Grubeneinsturz bei Saarau am 4. Januar 1905, in Grube „Marie". ⊗ K. Grubeneinsturz bei Königshütte, Mitte Januar 1905, in Grube „Kleophas". ○ M. III. Einbruch schwimmenden Gebirges bei Mirchowitz am 1. März 1905, im Jelka- und Preußenschacht. ○ L. III. Grubenbrand infolge Pfeilerbruches bei Ludgierzowitz am 2. März 1905, im Oskarschacht. ○ G. III. Grubeneinsturz bei Gleiwitz am 17. März 1905, in Grube „Konkordia". ○ N. IV. Grubeneinsturz bei Neurode am 5. April 1905, im Rubenschacht.

[28]) Vgl. Anm. 14.

[29]) Die sämtlichen Zeitangaben, auch die von den Erdbebenstationen, beziehen sich, nach übereinstimmender dankenswerter Auskunft aus Hamburg, Laibach und Potsdam, auf mitteleuropäische Zeit.

[30]) C. Gottsche, Der Untergrund Hamburgs. Aus „Hamburg in naturwissenschaftlicher und medizinischer Beziehung". Festschrift, Hamburg 1901, S. 14 bis 29.

[31]) Nach Zeitungsnachrichten im Januar 1905.

ziehung vermittelt zu den schweren Erdbeben, von denen die Landschaften im Süden des Kaspisees, vor allem die Gegend von Täbris, in der ersten Hälfte des diesjährigen Januar, zuletzt am 11. Januar 1905 [32]) betroffen wurden. Auch im skandinavischen Gebiete scheint der Boden noch nicht zur Ruhe gelangt zu sein. Dem verhängnisvollen Felssturz am Löuvandsee, im Gebiet des Nordfjords am 15. Januar 1905, folgte am 21. Januar das unvermutete Leckspringen des deutschen Kriegsschiffes „Friedrich Karl" im Samsöbelt auf tiefem Wasser. Zwar wird zunächst als Ursache hierfür ein treibendes Wrackstück angenommen [33]). Nachgewiesen ist ein solches aber nicht, und andererseits erinnert der Vorgang sehr an Folgeerscheinungen früherer Seebeben, so an das Leckspringen des dänischen Schoners „Henriette" am 23. Juli 1894 unweit der Lofoten [34]).

Noch ein besonderer Grund liegt vor, an eine Nachwirkung der ganz unerwarteten seismischen Verhältnisse zu denken. Fast genau in der Fortsetzung der Verwerfungslinien des unterelbischen Grabens liegen zwei schlesische Kohlenbergwerke, aus denen während der ersten Januarhälfte gefährliche, mit schweren Verlusten an Menschenleben verknüpfte Grubeneinstürze gemeldet wurden. In der niederschlesischen Kohlengrube „Marie" bei Saarau ereignete sich ein solcher Einsturz am 4. Januar 1905, in der oberschlesischen Grube „Kleophas" bei Königshütte gegen Mitte desselben Monats [35]). (Vgl. die Karte.)

Der Eindruck ist nicht abzuweisen, daß der seit Oktober 1904 im Umkreise der deutschen Meere und des Kaspisees so schwer erschütterte Boden der östlichen Zweidrittel des europäischen Kontinents noch nicht zur vollen Ruhe gelangt ist. Vielleicht wird er durch die ungewöhnlichen seismischen und vulkanischen Ereignisse seit dem ersten Jahre des neuen Jahrhunderts ebenfalls einer Epoche unvermuteter seismischer Erregung entgegengeführt [36]). Die ungewöhnlichen meteorologischen Verhältnisse, vor allem die Dürre am Ausgange des Jahres 1903/1904 und die Stürme am Eingange des neuen 1904/1905, erscheinen in dem aus seiner Ruhe herausgerissenen ostdeutschen Gebiet daran nicht unbeteiligt. Vielleicht täuschen sie dort nur einen regeren Anteil an jenen seismischen Zuständen vor. Vielleicht aber, und das ist das wahrscheinlichere, wirkten sie mit als vorbereitende und fördernde Ursachen.

Ende Januar 1905.

Die Karte umfaßt den Teil Europas, in dem die Wirkungen und Nachwirkungen des Erdbebens vom 23. Oktober 1904 in besonderer Dichte auftraten. An den Erscheinungen des 23. Oktober selbst läßt sie die erhebliche Abweichung ihrer Fortpflanzung über Nord- und Osteuropa einerseits und über dem westlichen und südlichen Mitteleuropa andererseits erkennen. Den lediglich registrierten Erschütterungen über dem westlichen und südlichen Mitteleuropa schließen sich der Zeit nach in Südspanien, Italien und Kaukasien gewonnene Registrierungen an. San Fernando bei Cadiz verzeichnete sogar schon um $11^h\ 34^1/_2{}^m$, Padua, Pavia, Ischia um $11^1/_2{}^h$ Fernbeben, Tiflis um $11^h\ 33^m\ 1^s$ das erste Vorbeben. Genauer stimmen zu der Zeitangabe unserer südlichsten Station Laibach diejenigen von Pola mit $11^h\ 34^m\ 43^s$ und von Florenz, wo das Vorbeben um $11^h\ 32^m\ 30^s$ anhob, die Hauptphase also gegen $11^h\ 36^m$ erreicht worden sein dürfte [37]). Die Durchschnittsgeschwindigkeit der Fortpflanzung betrug über dem westlichen Deutschland ungefähr 200 km in der Minute. Die gleiche Geschwindigkeit ist in ostsüdöstlicher Richtung von Upsala über dem nördlichen Ostseegebiete zu erkennen. Es erscheint bemerkenswert, daß sie in dieser Richtung sich konstant erhielt auf eine Entfernung von mehr als 4000 km hin; denn Taschkent im südlichen Turkestan registrierte am 23. Oktober 1904 ein Vorbeben um $11^h\ 48^m\ 31^s$, rund 20 Minuten später als Upsala.

Durch diese offensichtliche Fortpflanzung des skandinavischen Bebens bis tief nach Vorderasien hinein wird auch der von mir angenommene Zusammenhang mit dem am gleichen Tage erfolgten Ausbruch eines unterseeischen Schlammvulkans im Kaspisee bekräftigt.

Das hat aber wieder bestätigenden Wert für die darauf begründete Annahme des Zusammenhanges mit den Bergwerksunfällen in Schlesien. Zu den zwei Katastrophen des Januar 1905 haben sich hier im Februar, März und April 1905 nicht weniger als fünf weitere mit Menschenverlusten verbundene Grubeneinbrüche gesellt, die eine weitere Bestätigung lieferten. Mit den Januar-Ereignissen zusammen, die besonders große Schäden anrichteten, konnten vier noch in die Karte eingetragen werden.

Als fünfte reiht sich an: ein Pfeilerbruch in der Grube „Königin Luise" bei Ostfeld am 11. April 1905. Damit erreichte die Liste der schlesischen Grubenkatastrophen ihren vorläufigen Abschluß. Es erscheint der Feststellung wert, daß er mit dem Abschluß des Nachwinters 1905 zeitlich zusammenfiel, der nach dem Landwirtschaftlichen Dekadenbericht der Deutschen Seewarte die Frostgrenze noch am Morgentermine des 9. April 1905 weithin über Mitteleuropa ausgedehnt hatte.

Auf Eintragung geringerer und teilweise auch etwas zweifelhafterer Nachrichten, wie einiger späteren Erdstöße in Schweden, Norwegen und im sächsischen Vogtlande, gefahrdrohender Bodensenkungen bei Staßfurt, gefährlicherer Bergwerksunfälle bei Recklinghausen und bei Kohlscheidt (Aachen), Bodenrutschungen bei Thorn, Wiesbaden und Steir und einiger Lawinenbrüche, besonders im alpinen Gebiete, wurde verzichtet.

[32]) Vgl. Anm. 31.
[33]) Vgl. Anm. 31.
[34]) W. Krebs, Einige Beziehungen des Meeres zum Vulkanismus. Berlin, Treptowsternwarte 1904, S. 11. Vgl. „Globus", Bd. 86, Heft 10.
[35]) Vgl. Anm. 31.
[36]) Vgl. hierzu die Angaben des folgenden Abschnittes über weitere Grubenkatastrophen in Schlesien.
[37]) Das Material an Daten lieferten für diese Ausführungen die „Mitteilungen der Hauptstation für Erdbebenforschung zu Hamburg", Nr. 10, Oktober 1904.

Über die Salzgewinnung in der chinesischen Provinz Szetschwan

gibt der englische Generalkonsul Hosie in Tschungking in seinem Bericht über diese Provinz vom Jahre 1904 eingehende Mitteilungen, denen wir folgendes entnehmen: Die Provinz, die nach neuesten Schätzungen eine Einwohnerzahl von 45 Millionen hat, ist mit Salzquellen derartig gesegnet, daß sie nicht nur die eigenen Einwohner versorgen kann, sondern einen großen Teil der Nachbarprovinzen mit dieser unentbehrlichen Zutat jeder menschlichen Speise versieht. Nach Hosies Ermittelung beträgt die Produktion jährlich 379 433 t im Werte von über 30 Millionen Mark.

Das Salz wird gewonnen in Salzquellen, von denen die meisten in dem südlichen Teile der Provinz zutage treten. Das Gebiet zwischen dem Min und To, zwei Nebenflüssen des Jangtse, ist besonders mit solchen Salzquellen gesegnet. Als Beispiel der Salzgewinnung diene ein Besuch in der Salz-

siederei von Tsu-liu-tsching. Neben einem großen Brunnenstein, der ein kreisrundes Loch von einigen Zoll Durchmesser hat, befindet sich ein Göpelwerk; nach längerer Zeit erscheint an einem Hanfseile ein großer hölzerner Eimer, der schnell in ein hölzernes Reservoir gegossen wird, um dann in großer Eile wieder in der Tiefe zu verschwinden. Da die Brunnnen, die durch den weichen roten Sandstein abgeteuft sind, bis zu 2000 Fuß Tiefe haben, ist die lange Zeit, bis ein gefüllter Eimer erscheint, erklärlich. Trotzdem durch doppelte Übertragung an dem Göpelwerk versucht ist, die Zeit nach Möglichkeit abzukürzen, dauerte es doch jedesmal eine Viertelstunde, bis ein neuer Eimer am Brunnenrande erschien. Der Göpel wurde getrieben von vier kräftigen Büffeln, von denen jeder von einem besonderen Treiber zu größter Eile angetrieben wurde. Die Anstrengung ist für die Büffel so groß, daß manche, trotzdem sie in zehn Ablösungen ihr Werk verrichten, schon im ersten Jahre zugrunde gehen.

Von dem hölzernen Reservoir führt eine Leitung aus dünnem Bambus in einen anderen Raum, in dem sich die Siedepfannen befinden. Auf Ziegelsteinherden eingemauert sieht man eine große Zahl flacher, eiserner Schalen von vier Fuß Durchmesser, gefüllt mit der Salzsole, die in die oben erwähnte Leitung hineingelassen wird. Doch wo war das Brennmaterial? Unter jeder Pfanne befindet sich eine Flamme, die aus einer Bambusröhre hervortritt; diese ist mit Lehm umschmiert und trägt oben einen eisernen Brenner, während rings umher im Raume Flammen aus kleineren Brennern die Nacht erhellen, da ohne Unterbrechung bei Tag und bei Nacht die Verdampfung vor sich geht. „Ich wurde dann", so berichtet Hosie weiter, „zu dem »Feuerbrunnen« geführt, von wo das Brennmaterial kommt. Er war sorgfältig verdeckt, nur eine mit Lehm verschmierte Bambusröhre leitet das Gas aus dem Kopfe des Brunnens zu dem Siederaume. Es ist wohl kein Zweifel, daß diese »Feuerbrunnen« Petroleum enthalten, aus dem sich das zum Sieden verwendete Gas entwickelt. Nach Petroleum haben die Chinesen jedoch nie gegraben. Der Geruch, der die ganze Stadt durchzieht, erinnert sehr an eine Gasanstalt, doch wird dieses Gas nicht, wie in manchen Gegenden Ohios, zur Straßenbeleuchtung verwandt."

Die Salzgewinnung wird von der Regierung gegen einen Erlaubnisschein, der 40 Taels kostet, an jeden, der sich darum bewirbt, verpachtet. Wohlhabende Leute sind Besitzer der wertvollen eisernen Pfannen, die sie für 30 bis 40 Taels für ein Jahr verpachten. Je tiefer die Brunnen sind, um so stärker ist die Salzsole, und da das Brunnenbohren in dem weichen Sandstein keine Schwierigkeiten macht, scheut man sich nicht, möglichst tiefe Brunnen anzulegen. Das Brunnenbohren geschieht folgendermaßen: An eine Bambusstange wird ein eiserner Stampfer, der über 100 Pfund schwer ist, befestigt; mit diesem wird unter fortwährendem Drehen gestampft und die weiche Masse von Zeit zu Zeit mit einer löffelartigen Schaufel herausgeholt. Da Bambus bekanntlich sehr leicht und doch zugleich außerordentlich fest ist, kann man eine große Anzahl aneinander binden, ohne diese einfache Brunnenbohrmaschine übermäßig schwer zu machen. Daß der Brunnen bei Tsu-liu-tsching 2000 Fuß tief war, ging daraus hervor, daß auf dem Göpelwerk von 60 Fuß Umfang nach Heraufziehen eines Eimers 34 Seilwindungen lagen.

Bei den meisten Salzquellen hat man jedoch nicht die Annehmlichkeit, das Brennmaterial zum Verdampfen in so unmittelbarer Nähe und so bequemer Form zur Verfügung zu haben; sonst wird meistens Steinkohle oder daraus gewonnener Koks gebrannt. Und an Steinkohle fehlt es ja in dieser Provinz nicht. Der Preis des Salzes beträgt einschließlich der hohen Steuer etwa 51 kleine Käsch, also noch nicht sieben Pfennig für ein chinesisches Pfund. Da die Produktion den eigenen Bedarf der Provinz, wie schon anfangs erwähnt, weit übertrifft — nach Hosies Schätzung wird etwa ein Viertel des gewonnenen Salzes ausgeführt — so bildet die Salzindustrie eine der bedeutendsten Einnahmequellen der Provinz.

Über Taraskische Bilderschriften.

Von Dr. W. Lehmann. Berlin.

Die alten Bewohner Michuacans [1]), eines einstmals unabhängigen Reiches im Westen von Mexiko, dessen heutige Grenzen im Norden und Süden des Rio Lerma und Rio Zacatula liegen, das westlich an den Großen Ozean reicht und im übrigen die Staaten Colima, Jalisco, Guanajuato, Querétaro, Hidalgo, Mexiko und Guerrero berührt — eine Landschaft, die im wesentlichen mit der früheren spanischen Intendanz Valladolid zusammenfällt — waren nach den Angaben verschiedener Autoren [2]) außer den Otomé, Chichimeken und Mexikanisch redenden Leuten vor allem die Tarasker. Dieser Volksstamm sprach eine besondere Sprache [3]) und besaß eine nicht unbeträchtliche Kultur. Namentlich waren die kunstvollen Feder- und Goldarbeiten des Landes berühmt.

Abb. 1. **Ortshieroglyphe von Michuacan.**
Cod. Tell. Rem. 33, v.

Der Name „Tarasker" soll nach Sahagun [4]) von dem des Gottes Taras abgeleitet sein, der dem mexikanischen Gott Mixcouatl entspricht, nach anderen aber daher seinen Ursprung haben, daß die von den Bewohnern freundlich aufgenommenen spanischen Eroberer sich mit den Töchtern des Landes verheirateten und so „verschwägert" wurden; denn tarascue bedeute dasselbe wie spanisch yerno [5]).

Ein anderer Name der Michuaquê ist bei Sahagun Quaochpanme, was Leute mit geschorenem Kopfe bedeuten soll, da die Tarasker in alter Zeit das Haar nicht lang herabfallend zu tragen pflegten [6]).

19 Herrscher sollen von Huahuzitzicatzin ab bis auf Cincica (mex. Caltzontzin) einander gefolgt sein [7]), welch letzterer freiwillig den spanischen Eroberern ein Bündnis anbot [8]) und den von Cortes an seinen Hof in Zinzunzan abgesandten Christóbal de Olid herzlich empfing, derselbe König, der später von Nuño de Guzman zum Feuertode verurteilt wurde [9]).

Die mexikanische Sage nennt die Michuaquê unter

[1]) Die Etymologie von Michuacan ist verschieden. Sahagun übersetzt es mit Land der Leute, die Überfluß an Fischen haben, leitet es also von michin „Fisch" und dem Possessivcharakteristikum na ab. In der Tat zeigt die Ortshieroglyphe auch Fische (vgl. Lienzo de Tlaxcalla, Blatt 52, cod. Tell. Rem., Blatt 33 v.), s. Abb. 1. Vetancurt aber gibt die Ableitung von michin „Fisch" und huaqni „dörren" und fügt hinzu, daß eine Art getrockneter Fische, charari genannt, aus dieser Provinz kamen.

[2]) Herrera, Decad. III, lib. III, p. 92. Salazar, Hist. de la Conquista de Mexico. II. Ausgabe, Madrid 1786, p. 68.

[3]) Vgl. die taraskische Grammatik des Fr. Maturino Gilberti, Mexiko 1558. Neudruck von Nicolas León, Mexiko 1898. Ein wichtiges taraskisch-spanisches Lexikon Gilbertis vom Jahre 1559 ist als Manuskript in der Biblioteca Browniana.

[4]) Sahagun, Hist. gen., Buch 10, cap. 29, § 11.

[5]) Herrera, Decad. III, lib. III, p. 92. Salazar, cap. 19, p. 69. Vgl. auch Juan Bautista Lagunas „Arte y Diccionario", Mexiko 1574: tarhascue „suegro ó yerno".

[6]) Sahagun, loc. cit.

[7]) Granados y Galvez „Tardes Americanas", Mexiko 1778, VI, p. 184.

[8]) Salazar, p. 56, 73 ff.

[9]) Dies ist nicht die einzige Grausamkeit, die Guzman bei der Erforschung und Unterwerfung des Landes sich zuschulden kommen ließ. Über seinen Zug siehe den in Omitlan 8. Juli 1530 abgefaßten Bericht bei Ramusio „Raccolto" (Venetia 1565), Tom. III, fol. 277 ff.

den auf der Wanderung begriffenen Stämmen[10]), die sich später an der Lagune von Pátzcuaro ansiedelten. Es ist interessant, daß in den altmexikanischen Hymnen, die Sahagun aufzeichnete[11]), sowie im Codex Borgia und Vaticanus B.[12]) Chalchimichuacan, das „Edelstein-Michuacan", als Name des mythischen Westens (der Heimat des Maisgottes) bei Xochipilli angegeben und dargestellt wird.

Daß ein in der Kultur fortgeschrittenes Volk wie die Tarasker, deren Religion und Gebräuche übrigens mit der mexikanischen verwandt sind, auch Bilderschrift besessen hat, ist daher nicht zu verwundern. Leider ist sehr wenig hiervon auf uns gekommen. Was sich hierüber in der Literatur ermitteln läßt, sowie die wenigen verstreuten Bilderschriften selbst seien im folgenden zusammengestellt. Schon J. de Laët sagt von den Michuaquê (Hist. Ind. occid., lib. V, cap. XXIV, p. 268) „pingunt satis eleganter".

1. Eine der wichtigsten Quellen, die erst kürzlich wieder in neuer, von Druckfehlern befreiter Ausgabe erschien, ist die „Relacion de Michoacan", die, auf die einzelnen Kapitel bezüglich, 44 Bilder enthält, die, zwar roh und unbeholfen und aus spanischer Zeit stammend, doch bei näherem Studium von großer Bedeutung sind[13]).

2. Gleichfalls mit Bildern von taraskischen Indianern ausgestattet ist die Chronik des Pater Beaumont[14]), die den Eintritt Olids in Zinzunzan (= mex. Huitzillan) und andere historische Ereignisse behandelt und mit spanischen Legenden versehen ist.

3. Zu dem Manuskript Beaumonts gehört auch eine interessante Tributliste[15]), die von einem gewissen Don Juan, Cacique von Acámbaro, dem Vizekönig Mendoza präsentiert wurde, deren Stil ganz an mexikanische Dokumente der ersten spanischen Zeit erinnert (s. Abb. 2), wo man Encomenderos, diensttuende Indianer, Naturalien und Kleiderstoffe, Arbeitstage und Geldbeträge gewöhnlich dargestellt findet.

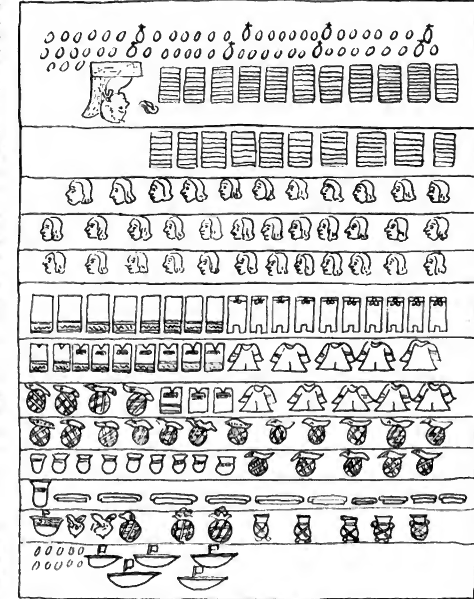


Abb. 2. **Tributliste, aus dem Ms. Beaumonts.**
(Nach Chavero, Mexico à través de los Siglos, II, p. 75.)

4. Die Eroberung Michuacans war auch in verschiedenen Bildern abgemalt, die zu den Agaveblatt-Dokumenten des Caciquen Cuara[16]) gehörten, und von

[10]) Sahagun, Buch X, cap. 29, § 12. Vgl. Granados y Galvez, loc. cit., p. 184 f.

[11]) Vgl. Seler, Ges. Abhdlg. II, S. 1059. Hymnus XIV, Vers 4.

[12]) Derselbe, Kommentar z. Cod. Vat. B., p. 164 f., z. Cod. Borgia I, p. 136, 137.

[13]) Der vollständige Titel lautet: Relacion de las Ceremonias, Rictos, Poblacion y Gobernacion de los Indios de Mechuacan hecha al Illmo. Sr. D. Ant. de Mendoza por zu Magestad. Das Originalmanuskript, aus dem XVI. Jahrhundert stammend, befindet sich in der Bibliothek des Escorial. Es wurde zuerst fehlerhaft publiziert von D. Florencio Janér, Madrid 1875, gleichzeitig abgedruckt in der Colecc. de Documentos inéditos para la Hist. de España. Ein neuer Abdruck erschien von Solarzano, Morelia 1904. Eine Kopie des Originals befindet sich in Washington in der Bibliothek des Kongresses, ursprünglich im Besitze des über eine großartige Bibliothek verfügendenden Mr. Peter Force. Original und Kopie waren bereits Brasseur de Bourbourg bekannt. Die dem Original beigefügten Bilder finden sich reproduziert in der Ausgabe Salarzanos, ferner im Boletin del Museo Nacional de Mexico, II Época, Vol. I und Anales del Mus. Nac. de Mexico, II Época, Vol. I. Auf Lamina 25 bis daselbst findet sich eine Darstellung verschiedener Strafen von Übeltätern, die im Stil an ein im Privatbesitz Professor Selers befindliches „Armas de Patzcuaro" betiteltes Fragment erinnert.

[14]) Das Original ist im Archivo general de Mexico, Seccion Historica, Tomo 10. Mehrere Reproduktionen gibt Chavero im 2. Bande von „Mexico à través de los siglos".

[15]) Eine verkleinerte Abbildung bei Chavero, loc. cit. p., 75.

[16]) Vgl. León, Boletin del Mus. Nac. de Mexico, II Época, Vol. I, p. 319. „Los Caciques Cuara-Irecha de Pátzcuaro conservaban unas pinturas en papel de agave que conmemoravan la conquista de Michoacan. Ibidem, p. 333 (Note 44) heißt es, daß die Reste dieser wichtigen Papiere in das Museo Michoacano gerettet wurden, wo sie aber jetzt nicht mehr

denen Nicolas León, Direktor des Museo Michoacano, durch die Vermittelung Plancartes Kopien erhielt.

5. Zu den erwähnten Dokumenten gehört auch eine Genealogie der Familie Cuara [17]), von der eine von Rafael Aguilar gefertigte Kopie auf der amerikanistischen Ausstellung in Madrid 1892 sich befand. Das 2,80 m lange, 1,26 m hohe Original, das ein Manuskript von 22 Seiten bildet, scheint noch im Museo Michoacano aufbewahrt zu sein. Das Dokument enthält außer genealogischen Darstellungen auch solche von Ländereien und einen leider fragmentarischen Kalender (S. 13). Unter den Caciquen, die den Titel irecha, „König“, führen, figurieren Irecha Vitzi Olivos, Irecha Tzitzíu patácuaro, Irecha Tzicha Olivos und andere.

6. Eine weitere taraskische Genealogie ist die der Caciquen von Carápan, ein aus dem XVI. Jahrhundert datierendes und im Privatbesitze Leóns befindliches Fragment [18]).

Es scheint, als wären die besten Originale verschollen.



Abb. 3. **Lienzo de Cucutácato (rechts oben).**
(Nach Nicolas León, Boletin del Museo Nac. de Mexico. II Ép., Tom. I.)

Boturini erwähnt in seinem Kataloge verschiedene auf Michuacan bezügliche Stücke, unter denen sich

7. ein Original befand, ein „lienço de algodon“, im Jahre 1589 gemalt, auf San Pablo Yurirapúndaro bezüglich [19]).

Boturini bemerkt auch, daß es bei ihm feststehe, daß die Bewohner Michuacans sich in heidnischer Zeit der Bilderschrift bedient hätten, daß er aber leider keine Zeit und Gelegenheit gehabt habe, sich dorthin zu begeben und die Spur derartiger Dokumente zu verfolgen [20]).

8. Eine wirklich aus heidnischer Zeit stammende Bilderschrift finde ich bei Granados y Galvez erwähnt [21]). Es muß ein sehr interessantes Stück gewesen sein, denn es behandelte Kämpfe zwischen Taraskern und Mexikanern, in denen die letzteren unterlagen. Es war im Besitz eines „Indio de los principales“, mit Namen Francisco Estrada, und stellte die beiden Schlachten an den Grenzen von Tajimároa und Ziehu dar.

9. Bei weitem das wichtigste uns erhaltene Dokument, das bald nach der Conquista angefertigt wurde und mit Legenden in mexikanischem Dialekt versehen ist, bildet das Lienzo de Cucutácato [22]). Es wird bereits von de la Rea erwähnt und beschrieben [23]). Das 2,63 m breite, 2,30 m hohe, in schwarzer und roter Farbe gemalte Baumwoll-Lienzo wurde bis in das 19. Jahrhundert hinein in dem Orte Cucutácato [24]) aufbewahrt und von Crescencia Garcia 1877 auf der Ausstellung von Michoacan in Morelia ausgestellt.

Letzterer hatte es von seinem Bruder Pablo Garcia Albarca erhalten, der es wiederum von einer „India cacique“ des Ortes Jiculán, namens Doña Luisa Magaña, erworben hatte. Auf Betreiben eines gewissen Toribio Sanchez (Cura de Uruapan) schenkte es Crescencia Garcia der „Sociedad Mexicana de Geografia y Estadistica de Mexico“, wo es aber leider fast ganz von Ratten aufgefressen wurde.

Ehe jedoch das Lienzo Michoacan verließ, hatte León eine Kopie anfertigen lassen, die später in Madrid 1892 ausgestellt und von Del Paso y Troncoso beschrieben wurde. Auch das Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin besitzt in der Sammlung Seler vom Jahre 1895/1896 eine Kopie dieses Lienzo, der aber leider fast alle mexikanischen Legenden fehlen.

Schon Alonso de la Rea, Ruiz und León glauben mit Recht, daß das Dokument die Wanderung der Tarasker behandelt. Der Raum verbietet es, hierauf näher einzugehen, doch sei hervorgehoben, daß wir auf dem Lienzo einige 30 Ortschaften teils taraskischer, teils mexikanischer Sprache verzeichnet finden, die durch eine rote Linie, den Weg der Wanderung andeutend, miteinander verbunden sind, daß besonders drei Gruppen durch ihre

auffindbar sind. León konnte jedoch Kopien derselben reproduzieren.

[17]) Vgl. Katalog der Ausstellung Madrid 1892, Tom. I, p. 252—255 (Nr. XXX).

[18]) Vgl. Boletin del Mus. Nac. de Mexico, II Época, Vol. I, p. 318.

[19]) Boturini, Anhang zur „Idea“ (Madrid 1746). Catálogo del Museo hist. Indiano. § XIV, Nr. 2, gleichfalls zitiert im Inventario 4° (September 1743) unter Nr. 32 (edidit Peñafiel): „un mapa en lienço de algodon, de 1 vara de largo y mas de ³/₄ de ancho, y trata de la fundacion de Jurirapúndaro. Über das von Boturini § XIV, Nr. 3 erwähnte, auf die Ausdehnung des Reiches D. Constantino Huitzimengaris, eines Neffen Caltzontzins, bezügliche, im Jahre 1594 angefertigte Dokument, das der Geschichtsschreiber Veytia kopierte, vgl. Boletin del Mus. Nac. de Mexico, loc. cit. p. 321, Note 5.

[20]) Boturini, Catálogo, § XIV, Nr. 6.

[21]) Vgl. Granados y Galvez, „Tardes Americanas“, Mexiko 1778, VI, p. 185. Andere Kämpfe der Michuaque mit den Xiquilpica im Jahre 1462 vgl. Codex Telleriano Remensis, fol. 33 verso. Salazar erwähnt auch (p. 69) Festungen der Bewohner Michuacans gegen die „Xeliscos, Mexicanos, Matlalcingos y Colimas“.

[22]) Literatur hierüber: s. León in Annual Report of the Smithson. Instit. for 1886, 1. Teil, S. 307 bis 318. Chavero, Mexico á través de los siglos I, p. 852. Lic. Eduardo Ruiz, „Michoacan. Paisajes, tradiciones y leyendes“. Michoacan. 2. Serie, p. 55 bis 58. León, Boletin del Mus. Nac. de Mexico II. Ép., tom. I. Del Paso y Troncoso, Katalog der Ausstellung Madrid 1892 I, S. 245 ff.

[23]) Alonso de la Rea, Chronica de la Orden de N. S. P. S. Francisco de Michoacan (Mexiko 1643), lib. I., cap. 5, sagt „Porque pintando estos Indios Tarascos el origen de su venida, un un lienço antiquisimo, que oy está en el pueblo de Cucutacato, del domicilio de Uruapan, á distancia de una legua. Pintaron aquellas nueve naciones saliendo de las siete cuevas del Poniente ....“

[24]) Cucutácato oder Jucutácato (Jucotácato), vgl. Alcedo, Diccionario geográfico-historico. Vol. II (Madrid 1787), p. 532 a.

Größe auffallen, von denen die erste (rechts oben) zweifellos Chicomoztoc, „den Ort der sieben Höhlen", hier als Chalchiuh-apazco, „Ort des Edelsteingefäßes", angegeben, veranschaulichen soll. Ein Vogel, wohl eine Art Kolibri, begleitet die Wanderer wie in der mexikanischen Sage, wo dieser Vogel singt „tiui, tiui" — „wir marschieren, wir gehen"[25]. Die mexikanische Glosse des taraskischen Lienzo ist nicht ohne Interesse; sie lautet: uquizque y nextlapictli yuan tlacuchcali yuan tultecatl yn izquich nauatlacatl yuan y quetzalua yuan tlachaliuhque yuan tzuntlaquilchiuhque, „es kamen heraus (aus Chalchiuihtlahpazco) die aus Asche gebildeten Menschen, die Krieger und die Künstler, die gesamten Naua-Leute, und die, welche Quetzalfedern besitzen, und die Geschenkmacher (estrenadores) und die, welche die Haare mit Kalk einreiben".

Sehr merkwürdig sind die neun Schildkröten, auf denen man die Vertreter der neun Stämme stehend oder sitzend sieht (s. Abb. 3).

10. Das Lienzo de Sevina; 1,25 m lang, 0,96 m hoch. Das jetzt im Museo Michoacano befindliche Original stammt aus der Ortschaft Siuinan in der Sierra de Michoacan (Distrikt Uruapan) und wurde dem Museum von einem gewissen D. Leocaldio Pulido überwiesen; es ist eine jener Flurkarten, die gleichzeitig zur Darstellung anderweitiger Ereignisse und Traditionen benutzt wurden. Vor allem scheint es sich hier um Streitigkeiten zwischen „frailes" und „clerigos", Ordensbrüdern und Geistlichen, zu handeln. Es war mit erklärenden Zetteln versehen, deren Schrift dem 16. Jahrhundert entspricht, von denen aber leider viele zerstört sind[26].

11. Lienzo de Puácuaro[27]. Das den Indianern von Puácuaro, einem am Rande der Lagune von Pátzcuaro gelegenen Orte, gehörige Original ist, wie das vorhergehende, auf Baumwollstoff gemalt in den vier Farben Blau, Grün, Rot und Schwarz. Es enthält gleichfalls taraskische Erklärungen auf dem Lienzo beigefügten Papierstreifen. Die Darstellungen sind Berge, Wege, lange Steinhaufenreihen, das Wasser des Sees, in der Mitte menschliche Gestalten in Gruppen, durch Linien abgeteilt; ferner zwei Tempel (yacata) aus heidnischer Zeit, die beweisen, daß zur Zeit der Anfertigung des Lienzos die Bekehrung der Bevölkerung noch keine vollständige war. Auch Menschenopfer sind durch Reihen von Menschenschädeln angedeutet.

12. Lienzo de Nahuatzen[28]. Das jetzt im Museo Michoacano befindliche Original wurde bis vor einigen Jahren am genannten Orte aufbewahrt. Es ist 1,10 m breit, 0,71 m hoch und ähnelt dem Lienzo de Sevina. Der Erhaltungszustand ist ein trauriger. Es ist eine Art Flurkarte, auf dem als Hauptereignis die Begegung eines vornehmen Eingeborenen nebst seinem Gefolge mit einem von Soldaten begleiteten Spanier dargestellt ist, was wohl auf Christóbal de Olid bezug haben dürfte.

13. Mapa de Santa Fe de la Laguna[29]. Grenzstreitigkeiten gaben die Veranlassung zur Anfertigung dieses Dokumentes um 1552, auf dem der genannte Ort im Süden, im Osten noch der Flecken San Miguel Guarapu und verschiedene Bauwerke abgebildet sind.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird, ebenso wie in anderen Teilen Mexikos, auch in Michoacan noch manches wichtige Dokument verborgen sein. Hoffen wir, daß in Zukunft davon noch mehr ans Tageslicht gebracht werden möge, was unsere Kenntnisse über diese Landschaft erweitern wird.

[25]) Huitzilopochtli als Kolibri die Mexikaner auf ihrer Wanderung führend ist schön zu sehen in der Histoire mexicaine Aubins, p. 8; vgl. auch Codex Boturini 1.

[26]) Vgl. Katalog der Ausstellung Madrid, tom. 1, p. 240.

[27]) Ibidem, p. 244.

[28]) Ibidem, p. 250.

[29]) Ibidem, p. 241.

Der Ursprung der Religion und Kunst.

Vorläufige Mitteilung von K. Th. Preuß.

(Schluß.)

An den Blutzauber möchte ich das Abschneiden von Fingergliedern anschließen, das z. B. zu den Martern der Jünglinge am vorhin erwähnten Sonnentanzfest der Mandan gehörte. Auch wendeten sie es an, um bei der Pubertät einen „Schutzgeist" zu erhalten. Von diesen und von den Gros-Ventre z. B. wurde es ferner vor Unternehmungen zur Sicherung des Erfolges gebraucht[316]. Daß die Fingerglieder dabei dem „Herrn des Lebens" dargebracht werden, ist sekundär. Auch die Frauen gelobten z. B. bei den Arapaho, einen Finger abschneiden zu lassen, damit ihre Männer siegreich heimkehrten[317]. Australischen Mädchen werden schon in der Kindheit Fingerglieder abgeschnitten und ins Meer geworfen, damit sie später ergiebigen Fischfang haben, nach anderen Angaben auch, damit sie besser die Angelschnur halten können[318]. Sehr ausgedehnt ist dieser Zauber bekanntlich wiederum als Trauerzeremonie, ursprünglich offenbar zu dem Zweck, den tödlichen Einfluß der Leiche abzuwehren[319]. Auch zur Heilung von Krankheiten lassen sich Verwandte oder Freunde des Patienten zuweilen Fingerglieder abschneiden[320], zunächst sicher ebenfalls als direktes Abwehrmittel gegen die Krankheitssubstanz.

Wenn wir diese Tatsachen begreifen wollen, müssen wir uns gegenwärtig halten, daß die Finger bzw. Hände an und für sich besonders zauberkräftig sind und daß sie, vom Lebenden oder Toten losgelöst, im Interesse des lebenden Besitzers wirken. Und in derselben Weise als Zauber dienen ihm seine eigenen abgelösten Finger, ebenso wie seine Kleider, seine ausgerissenen Barthaare, sein abgeschnittenes Haupthaar, sein Blut, sein Speichel usw.

Der Windgott, heißt es, ging durch den Mund ein und durch die Fingerspitzen aus, als er den Navaho Leben gab[321]. Die Kathlamet erzählen von einem Wesen, das sein „Lebensprinzip" im kleinen Finger hat[322]. Im Marutse-Mambundareich enthalten die Kriegstrommeln die bei Lebzeiten abgeschnittenen

[316]) Prinz von Wied, Reise, II, S. 107, 166, 179, 188, 229.

[317]) Dorsey, The Arapaho Sun Dance, a. a. O., S. 186.

[318]) Siehe die Belege bei Waitz-Gerland, VI, S. 783.

[319]) Beispiele bei Preuß, Menschenopfer und Selbstverstümmelung, Bastianfestschrift, S. 221 ff.

[320]) Vgl. die Beispiele bei Waitz-Gerland, VI, S. 303, 397. G. A. Wilken, Das Haaropfer, Revue coloniale internat., I, 1887, S. 365 und Anm. Preuß, Bastianfestschrift, S. 223.

[321]) Matthews, Amer. Naturalist, XX, 1886, S. 843. Die Navaho bringen die Spiral-(Wind-)linien auf den Fingerspitzen mit diesem Vorgang in Verbindung.

[322]) Boas, Amer. Anthropologist, X, S. 375.

Finger und Zehen von Kindern angesehener Eltern, die dem Reiche räuberische Überfälle fernhalten sollen [323]). Ein Finger, der einem getöteten Häuptling der Feinde abgenommen ist, wird bei den Baronga geschabt und zur Kriegsmedizin hinzugetan, die man den Soldaten zu essen gibt. Ein Brechmittel befördert nach einiger Zeit das Genossene wieder zutage, wodurch die Furcht ausgeworfen wird, während die Tapferkeit zurückbleibt [324]). Nach authentischen Nachrichten sind noch kürzlich im Hererokriege den Leichen gefallener Deutscher die Hände abgeschlagen worden, sicher nicht zur bloßen Befriedigung von Rachegefühlen und dergleichen, und den alten Mexikanern waren nächst den Herzen der Geopferten besonders die Hände zauberkräftig. Der Kolossalstatue der Erdgöttin Coatlicue im Museo Nacional de Mexico sind beide Hände abgehauen, und sie trägt, wie die Todesgottheiten öfter, ein Halsband aus Herzen und Händen.

Kürzer kann ich mich bei dem Haarzauber fassen, der in der Behandlung der Haare bei der Pubertät und später, aber auch schon im Kindesalter zutage tritt. Die Tatsachen sind ja bekannt, und die Parallele zum Fingerzauber macht viele Worte unnötig. Die Karo Batak schneiden dem Kinde erst die Haare ab, wenn es den ersten Backzahn bekommen hat, und zwar unter größter Vorsicht, damit sich die Seele nicht entferne (J. H. Neumann, de tĕndi, a. a. O., S. 108 ff.). Lange Haare sind zauberkräftig, und wenn man Haare abschneidet, so wirkt der Zauber in ihnen ebenfalls in den verschiedensten Richtungen. Die Haare der Kinder, die bei den Siciatl, einem Selischstamme, in strenger Absonderung erzogen werden, um große Jäger zu werden, dürfen, wie bei Simson, nicht beschnitten werden [325]). Die Moki lassen bei ihren religiös-zauberischen Zeremonien das Haar lang herabfallen [326]). Bei der Pubertät wurden die Haare teils abgeschnitten, wie bei dem australischen Kamilaroistamm [327]), teils von da an wachsen gelassen, wie an der Humboldtbai in Neu-Guinea [328]). Bei Todesfällen und nach Erlegen eines Feindes offenbar als Gegenzauber gegen den drohenden Tod und zur Abwehr von Krankheiten ist das Haarabschneiden sehr bekannt. Ein wenig Haare und Nägel von Händen und Füßen des kranken Baronga in einem Säckchen um den Hals gehängt sind z. B. mit ein Zaubermittel gegen die Krankheit [329]). Das Haarabschneiden oder -abreißen bei ganz kleinen Kindern, das z. B. von den Ticuna unter Tänzen und anderen Zeremonien [330]) ausgeführt wurde, übte wohl entsprechend einen Schutz über das Kind aus. Später als „Opfer" an die Götter angewandt, kann das Haarabschneiden alles Mögliche erreichen, ist aber offenbar schon vorher dazu befähigt gewesen. Der stärkste Kriegszauber bei den Baronga sind z. B. die Kopf- und Barthaare und Nägel der Hände und Füße des verstorbenen Häuptlings, vermischt mit dem Dünger der beim Begräbnis getöteten Ochsen [331]). Ich erinnere auch an die bekannten Skalp-Trophäen der nordamerikanischen Indianer.

Eine Menge anderer Pubertätsgebräuche sind wiederum mit dem Blutzauber verbunden, obwohl dieser dabei meist nur eine Nebenrolle spielt. Dahin gehört z. B. die Tätowierung. Schon die infolge des Blutzaubers gemachten Narben werden zuweilen mit einer gewissen Regelmäßigkeit angelegt und deshalb von den Beobachtern als Schmucknarben bezeichnet. Bei der Tätowierung aber, die ebenfalls meist in Verbindung mit der Pubertät vorgenommen wird, treten Muster und Bilder noch mehr hervor. Da ursprünglich alle Darstellungen eine zauberische Bedeutung haben (vgl. Kap. V), so leuchtet das Zweckmäßige des Tätowierens, der unverwischbaren Zeichnung, ohne weiteres ein. Der Besitz der aufgezeichneten Gegenstände, die Gewinnung der Kräfte der Originale und anderes kann dadurch gewährleistet werden. Einen Begriff davon erhalten wir z. B. dadurch, daß Streifen von Perlstickerei auf Ledertaschen der Gros Ventre-Frauen die Besitztümer der Verfertigerin und ihre Wünsche auf Vermehrung enthalten (Wißler, Kat. zu Nr. IV B 6241, Berliner Mus.). Darstellungen von Gegenständen als symbolische Gebete um ihren Besitz bei den Moki, Huichol und anderen sind ja ganz bekannt. Es liegt darin nur die Entwickelung des ursprünglichen Zaubers jeden Abbildes. Aber selbst die Aufzeichnung von Heldentaten, Jagd erfolgen u. dgl. m., die tatsächlich tätowiert werden [332]), sind ursprünglich durchaus nicht als bloße Abzeichen oder Trophäen anzusehen, sondern üben auf die Fähigkeiten des Trägers einen zauberischen Einfluß aus, ähnlich wie bei den Arapaho die Erzählung ihrer Kriegstaten (vgl. Kap. VIII). Das gewaltige Heer der Trophäen und Embleme, das bei den Naturvölkern oft noch weit mehr geregelt ist als in einem modernen Staat, muß doch von ganz anderen Gesichtspunkten des Ursprungs betrachtet werden als unsere Orden und Ehrenzeichen. Leider muß dieses Kapitel hier aus Mangel an Raum ungeschrieben bleiben (vgl. jedoch Kap. V). Rote Federn an Kriegshemden der Gros Ventre geben z. B. kund, daß Feinde verwundet oder getötet sind, und drücken den Wunsch aus, daß andere das gleiche Schicksal haben mögen (Wißler, Kat. zu Nr. IV B 6342, Berliner Mus.). Die Tätowierung der Bukatjünglinge in Borneo fängt z. B. an nach einer Auszeichnung auf Kriegszügen und anderen Unternehmungen mit einer dreieckigen Fläche auf der Brust und schreitet nach weiteren Erfolgen auf dem übrigen Körper fort [333]).

Doch man ist noch weit davon entfernt, die Tätowierungsmuster ihrem Wesen und Inhalte nach im einzelnen Falle zu verstehen, und ich muß mich damit begnügen, durch einzelne Beispiele auf den Zauberinhalt hinzuweisen, der sich später in eine religiöse Wirkung umwandelt. In Birma verleiht die rote Tätowierung — denn die blaue soll mehr kosmetische Zwecke verfolgen — Schutz gegen Schlangenbisse und alle Arten von Übeln, macht dem anderen Geschlecht gegenüber unwiderstehlich, gibt Unverwundbarkeit usw. [334]). Auf Yap verabredeten sich oft vor einem Kriegszug eine Anzahl Gefährten, sich zu tätowieren, um dann zusammen an der Spitze des Kriegszuges zu marschieren. Die Tätowierung ist hier sehr schmerzhaft und ein Beweis per-

[323]) Emil Holub, Eine Kulturskizze des Marutse-Mambundareiches, Wien 1879, S. 59.

[324]) Junod, Les Baronga, Neuchatel 1898, S. 174 f.

[325]) Tout, Rep. of the Ethnol. of the Siciatl, Journ. Anthrop. Inst., XXXIV, S. 25.

[326]) Fewkes an vielen Stellen, z. B. Journal Amer. Arch. and Ethnol., II, S. 24. Journal Amer. Folklore, VI, S. 278 usw.

[327]) R. H. Matthews, The Bora or Initiation Ceremony of the Kamilaroi Tribe, Journ. Anthrop. Inst., XXIV, S. 424.

[328]) Mündliche Mitteilung von G. A. J. van der Velde nach eigener Beobachtung.

[329]) Junod, Les Baronga, S. 476.

[330]) Spix und Martius, Reise in Brasilien, III, S. 1188.

[331]) Junod, a. a. O., S. 399. Vgl. zu diesem Kapitel die Beispiele bei G. A. Wilken, Das Haaropfer, a. a. O., S. 386 ff., Schwally, Semit. Kriegsaltertümer, I, S. 69 ff. usw.

[332]) W. H. Hooper, Ten Months among the Tents of the Tuski, London 1853, S. 37. Finsch, Tätowierung und Ziernarben in Melanesien, im Sammelwerk von Joest, Tätowieren, S. 42 (Teste-Insel).

[333]) Nieuwenhuis, Quer durch Borneo, S. 451 f.

[334]) Shway Yoe, The Burman, His Life and Notions, London, 1896, S. 39 ff.

sönlicher Tapferkeit[335]). Hier ist natürlich nicht der Schmerz der Zweck der Tätowierung. Auf Tobi (Palauinseln) wollten die Bewohner durchaus einen Engländer tätowieren, sonst würde ihn der Gott der Insel töten und die Insel selbst würde zugrunde gehen. Auf den Gilbertinseln kamen nur tätowierte Personen ins Seelenreich[336]). Auf Nukuor (Karolinen) wurden alle von nicht tätowierten Frauen geborenen Kinder getötet. Dort fand auch die Tätowierung nach vielen Opfern und Tänzen durch den Priester in dem Tempel statt, wohin die Mädchen schon drei Monate vorher gebracht waren, und wo sie bis zur Ausführung der Operation verblieben[337]). Die Tätowierung steht auch öfters, z. B. auf den Palau- und Marshall-Inseln und auf Tahiti, unter dem Schutze von Gottheiten[338]). Das ist indessen nicht für den Schluß auf ursprüngliche zauberische Wirkungen ausschlaggebend, da einst jede Arbeit zu ihrer bloßen Fertigstellung gewisser Zauberkräfte bedurfte, und die Gottheit des Tätowierens keine anderen Obliegenheiten zu haben brauchte, als die Arbeit gut und ohne Schädigung der Gesundheit durch Eiterung auszuführen (vgl. Kap. VIII). Viel wesentlicher für die Beurteilung ist die ungeheure Wichtigkeit, die die Tätowierung für den Jüngling hatte, und die Zeremonien, die überhaupt damit verknüpft waren. „Er wird durch den Farben-, den Ritterschlag ein Mann, und die Weiber finden Gefallen an ihm. Das ist das große Geheimnis, das über dem ganzen Stillen Ozean schwebt." Mit diesen Worten Krämers, der freilich dabei die Tätowierfrage als eine bloße Schmuckfrage abtun will, ist der Zweck der Tätowierung unbewußt treffend gekennzeichnet. Es findet eine völlige Umwandlung des jungen Mannes statt, wie überhaupt bei den Pubertätsgebräuchen. Er erhält plötzlich seine Manneskraft, die Zauberkraft des Mannes, wenigstens in der Vergangenheit, während jetzt meist nur noch die daraus hervorgegangenen Sitten geblieben sind. Endlich war die Tätowierung meist über alle Maßen schmerzhaft, und sie wurde bis ins hohe Alter fortgesetzt, ähnlich wie man die Narben der Australier in verschiedenen Lebensaltern anlegte und sogar die Altersstufen nach den verschiedenen Graden der Narbenauftragung benannte. Das hängt augenscheinlich wiederum mit der Zauberkraft älterer Personen zusammen. Und auch die besonders reiche Tätowierung der Vornehmen muß auf ihre überlegene Zauberkraft zurückgeführt werden[339]).

Nun gibt es aber auch einzelne Fälle, an denen sich die ungefähre Richtung der Zauberwirksamkeit erkennen läßt, nämlich die Tätowierung an besonderen Körperteilen. So beschränkt sie sich bei den Frauen auf Nukuor auf die Schamgegend, und, wie wir sahen, werden Kinder von nicht tätowierten Frauen dort getötet. Auf Tonga wurde sogar die Eichel tätowiert[340]). Auf Hawaii tätowierte man Weibern die Zungenspitze, und zwar gibt Cook als Ursache der Tätowierung überhaupt hier für viele Fälle die Totentrauer an[341]). Man wendete sie wohl zum Teil auf den Gliedern an, von denen man besonderen Zauber erwartete, ebenso wie blutige Peinigungen an bestimmten Körperteilen, wie wir sahen, deren Zauberkraft erhöht.

Betrachten wir zunächst den Fall der Tätowierung von Geschlechtsteilen — und wir müssen dabei zugleich an die Körperteile in der Nähe der Geschlechtsorgane bis zum Oberschenkel und zum Bauchnabel denken. Da ist es zunächst notwendig, sich von der Idee frei zu machen, der Urmensch habe diesen natürlichen, tierischen Prozeß, der fast so gewöhnlich ist wie der Stoffwechsel, entsprechend als etwas Selbstverständliches, Natürliches angesehen. Richten sich doch alle zauberischen Pubertätsgebräuche, die wir kennen gelernt haben, in erster Linie auf den geschlechtlichen Akt. Und es ist bezeichnend, daß gerade unmittelbar vor dem Coitus Peinigungen — offenbar zur Erhöhung der Zauberkraft — stattfinden. So muß bei den Sumo in Honduras der Mann vor der Verheiratung auf glühenden Kohlen tanzen und Schläge auf die Schulter aushalten. Nach anderer Quelle erhält er Prügel, wenn er im Ringen mit einem starken Mann unterliegt usw. Schreit er dabei, so muß er dieselbe Probe später noch einmal bestehen[342]). Der Akt war also etwas Zauberisches, sowohl der damit verbundenen Erregungszustände wie der Ergebnisse des Beischlafs wegen. Das wird schlagend durch ganze Reihen von Sitten bewiesen, nach denen der Beischlaf erst einige Zeit nach der Hochzeit ausgeübt wird, andere zwischen das Paar gebettet oder die Gewänder zwischen Braut und Bräutigam vertauscht werden. Das alles geht auf die allmähliche Ausgleichung des Zaubers zwischen den Genitalöffnungen, ebenso wie der Begrüßungskuß und Nasengruß eine Ausgleichung der Wirkungen des Atems und Speichels sind (siehe Kap. IV). Der Kleidertausch vollzieht den Ausgleich in der ganzen Person (vgl. Kap. V). Daß der Zauber und die Gefährlichkeit des ersten Coitus durch Verkleidung und andere Schutzmaßregeln gemindert werden sollte, geht auch mit Sicherheit aus den bekannten Gebräuchen des jus primae noctis hervor. Die Braut mußte eben durch einen Priester, den Häuptling, einen anderen zauberkräftigen Mann oder gar einen Sklaven u. dgl. m., den man der Gefahr ruhig aussetzen konnte, defloriert werden[343]).

Mit dem Beischlaf sind aber die von den Genitalien ausgehenden Zauberwirkungen durchaus nicht erschöpft. Wir haben in Kap. II und III schon manche anderen von ihnen ausgehenden Kräfte festgestellt. Von den Maori und anderen Polynesiern kennen wir direkt die Anschauung, daß zwischen Zeugungstüchtigkeit bzw. dem Zustande des Penis und großem Mute ein enger Zusammenhang bestehe (W. E. Gudgeon, Phallic Emblem from Atiu Island, Journ. Polynes. Soc. 1904, S. 209 ff.). Das geht auch aus dem Brauch der Salomo-Insulaner hervor, als Anteil des Häuptlings beim Kannibalenschmause den Penis zu bestimmen[344]), dem dieser Teil offenbar gebührt, weil er die meiste Zauberkraft — und zwar nicht nur in geschlechtlicher Beziehung — verleiht und diese dem Häuptling als dem Zauberkräftigsten zukommt. Deshalb offenbar uriniert auch, wie wir wissen (Kap. II), der Häuptling am Papuagolf direkt in den Mund des Jünglings bei der Pubertätsfeier, weil alle männlichen Zauberkräfte im Grunde von dort ausgehen.

[335]) J. S. Kubary, Das Tätowieren in Mikronesien, im Sammelwerk von Joest, Tätowieren, S. 83.

[336]) Belege bei Waitz-Gerland, Anthropologie V, 2, S. 67. Vgl. Hall, Ethnography and Philol. in Wilkes, United States Esploring Expedition, VI, S. 99.

[337]) J. S. Kubary, a. a. O., S. 86.

[338]) A. a. O., S. 79. Krämer, Archiv für Anthropol., II, S. 17. Ellis, Polynesian. Researches, I, S. 262 ff.

[339]) Ich verweise hier auf die so viel angefeindete Beweisführung Gerlands für den „religiösen" Ursprung der Tätowierung in der Südsee in Waitz-Gerland, V, 2, S. 67; VI, S. 34 ff., 740, wo ich auch auf einzelne Belegstellen aufmerksam wurde.

[340]) Mariner, The Tonga Islands, II, S. 266 f.

[341]) Cook and King, A Voyage to the Pacific Ocean, III, S. 135.

[342]) Sapper, Mittelamerikanische Reisen, S. 270. A. Membreño, Hondureñismos, Tegucigalpa, 1897, S. 195.

[343]) Siehe die Belege zu diesem Abschnitte bei Schwally, a. a. O., S. 75 ff., Ploß-Bartels, Das Weib, 7. Aufl., I, S. 503, 633 ff. usw.

[344]) R. Andree, Die Anthropophagie, S. 104. (Belegstelle fehlt jedoch.)

Wenn wir also die Schamteile tätowiert finden, so müssen wir an alle diese Zauberwirkungen der Genitalöffnungen, vorzugsweise natürlich an den „Zauber“ der Kinderzeugung denken, die bei der Pubertät auf einmal mitgeteilt werden sollen. Und wenn nicht etwa der Glaube bestand, daß der Jüngling die Zauberkraft durch die Zeremonien ganz und gar neu erhalte, so doch mindestens die Idee, man müsse die latenten Zaubereigenschaften durch nachhelfende Zaubermittel zur Funktion wecken und sie erhöhen. Mit einem Schlage werden da z. B. die verschiedenen Arten der Beschneidung klar, die auf der ganzen Welt zu finden ist[345]). Wird doch noch heute hier und da von den Eingeborenen direkt angegeben, daß sie zur Kinderzeugung helfe[346]). Der australische Stamm der Dieyerie hat z. B. einen Einschnitt längs der Naht von der Vorhaut bis zur Basis[347]), der nur dieselbe Methode der Erhöhung der Zauberkraft des Penis darstellt, die am ganzen Körper geübt wird. Den Kajan auf Borneo wird bei der Pubertät die Glans quer durchbohrt und dann dauernd ein Stift darin getragen[348]). Hierhin gehört auch die Extirpation eines Hoden, die z. B. von den Hottentotten[349]) und den Bewohnern von Ponape, Karolinen, berichtet wird[350]).

Was aber für die Genitalöffnungen gesagt ist, das muß auch für die übrigen Körperöffnungen zutreffen, denen, wie wir sahen, sämtlich Zauberwirkungen zugeschrieben werden. Überall muß man Nachhilfen für die Zauberfähigkeit feststellen können, und zwar besonders bei der Pubertät, wo von dem Menschen die volle Zaubertätigkeit erwartet wird. In der Tat haben wir in bezug auf den Mund das Ausschlagen von Schneidezähnen und die Zahndeformierung bereits kennen gelernt. Wie diese zur Erhöhung der Zauberwirkung des Hauches, des Spuckens, des Schreies, der Sprache und des Gesanges zu erklären ist, habe ich bereits (Kap. IV, VIII) auseinandergesetzt. Wir verstehen jetzt ohne weiteres derartige Angaben wie die von Hawaii, daß das Zahnausschlagen nicht aus Trauer, wie sonst in Polynesien (vgl. Kap. IV), sondern als ein Opfer vorkommt, um Gefahr oder Unglück abzuwenden[351]). Zu diesen Zauberwirkungen des Zahnausschlagens gehörte auch die sanierende Wirkung zur Abwehr des tödlichen Einflusses einer Leiche (Kap. IV), und zur Kategorie des Abwehrzaubers ist offenbar auch das Tätowieren der Zunge bei Frauen auf Hawaii zu rechnen, denn Frauen sind, wie wir sahen, vor allem dem Tode ausgesetzt, da sie wie alles Eigentum der tödlichen Einwirkung des verstorbenen Mannes unterliegen (vgl. Kap. III).

Eine andere Zauberöffnung ist der Anus. Bekannt ist uns schon die Entstehung der Sommerwärme und des Feuers durch die Defäkation und durch das Essen von menschlichem Kot (Kap. II). Ich habe auch schon einige Beispiele für seine sonstigen Zauberwirkungen gegeben (Kap. II). Nun hat Schwally[352]), der sich nicht verdrießen ließ, mit eindringendem Verständnis auch für die scheinbar gewöhnlichsten Momente seiner Bibeltexte erklärende Parallelen von anderen Völkern beizubringen, eine Anzahl Beispiele gesammelt, wo der Anus die Eingangspforte für dämonische Wesen, d. h. also für schädliche Substanzen ist. Das ist nichts anderes, als wenn durch Nase und Mund sowohl ein Zauber heraus-, aber auch Übles hineinfliegen kann (vgl. Kap. IV).

Das sind aber nur die gröbsten und von vornherein einleuchtenden Mittel zur Erhöhung der Zauberkraft. Sieht man genauer hin, so entdeckt man unschwer an allen Körperöffnungen mannigfache Einrichtungen teils zum Schutze dieser wichtigen Eingangspforten des Leibes, damit kein Zauber eindringe, teils zur Erhöhung des herausströmenden Zaubers. Die Tarahumara z. B. glauben, sie würden in der Nacht durch die Öffnungen des Körpers behext, und der Schamane untersucht demgemäß die Nasenlöcher, die Ohren usw., um zu sehen, ob nicht irgendwie ein Übel dort Eingang gefunden hat[353]). Bei dem großen Totenfest „Njewu“ der Tenggeresen muß ein Huhn und eine Ente neunmal über dem Kopfe jedes einen Toten repräsentierenden Menschen geschwungen werden, denn neun Öffnungen hat der Mensch an seinem Körper[354]). Beide Tiere sollen nach Angabe die Seele ins Jenseits begleiten. Das neunmalige Schwingen ist wahrscheinlich ein Abwehrzauber gegen die Seele bzw. den Tod, daß sie die Körperöffnungen der Überlebenden meiden. Noch heute herrscht bei uns vielfach der Glaube, daß das Durchbohren der Ohren Krankheiten fern halte. Bei den Arapaho wurde es an den kleinen Kindern vorgenommen und bedeutete „das Getroffenwerden von einem Blitzstrahl, und danach hielt man es für einen Schutz gegen Pfeile in Kriegszeiten“[355]).

Wir werden daher annehmen müssen, daß alle die Objekte, die der Mensch an den Körperöffnungen durch gewaltsame Eingriffe angebracht hat, der Ohr-, Nasen- und Lippenschmuck u. dgl. m., ursprünglich sämtlich Zaubermittel zum Schutze und zur Erhöhung der Zauberkraft gewesen sind, ebenso wie der Federschmuck und die anderen Tierembleme, die man bei Zaubertänzen und sonstigen Zeremonien, aber auch im gewöhnlichen Leben an sich trägt (vgl. Kap. V). Beweiskräftig dafür ist, daß das Anlegen des Schmuckes fast stets unter besonderen Zeremonien und bei der Pubertät nach den üblichen Vorbereitungen vor sich geht. Das Anlegen ist sowohl im Kindesalter, wie bei der Pubertät, sowohl bei Männern wie bei Frauen angebracht, da es zum Schutze und zum aktiven Zauber dient. Eine ganze Menge Abzeichen kommt auch nur Männern zu, z. B. die Lippenpflöcke, die den Tschiriguanoknaben vom siebenten Jahre in die Unterlippe eingesetzt werden, wodurch sie Männer werden[356]).

Besonders deutlich ist die Behandlung des Penis, indem man die Glans bei der Pubertät in eine Kalebasse mit engem Loche zwängt, wie in Angriffshafen in Kaiser Wilhelmsland[357]), oder in eine hohle Kugel aus Holz oder Knochen; wie bei den Baronga[358]), oder durch einen Faden (Trumai usw.) bzw. einen Penisstulp aus Palmstroh (Bororó usw.) die Vorhaut vor der Eichel abschnürt, wie bei manchen südamerikanischen Stämmen[359]). Zunächst ist eine Schutzvorrichtung gegen zauberische Ein-

[345]) Vgl. z. B. R. Andree, Ethnogr. Parallelen, N. F., S. 166 ff.

[346]) z. B. Bastian, Die deutsche Expedition an der Loangoküste, I, S. 177.

[347]) Curr, The Australian Race, II, S. 61 f.

[348]) Nieuwenhuis, Quer durch Borneo, S. 78 f.

[349]) Peter Kolben, Caput bonae spei, Nürnberg 1719, S. 420 ff.

[350]) Kubary, a. a. O., S. 91 f.

[351]) Cook and King, A Voy. to the Pacific Ocean, III, S. 162.

[352]) Semitische Kriegsaltertümer, I, S. 67 f.

[353]) Lumholtz, Unknown Mexico, I, S. 315.

[354]) Kohlbrugge, Die Tenggeresen, Bijdraggen, VI volgr. 9 deel, S. 127.

[355]) Dorsey, The Arapaho Sun Dance, a. a. O., S. 180.

[356]) Campana, Notizie intorno ai Ciriguani, Archivio per l'antropologia et la etnologia, XXXII, 1902, S. 77 ff.

[357]) Siehe z. B. Finsch, Ethnol. Erfahrungen, Ann. k. k. Hofmuseums Wien, VI, S. 86 f.

[358]) Junod, Les Baronga, S. 469 f. („solent . . . viri . . . extremum penem sphaerula cava ex ligno vel osse induere sive phylacterii modo, sive propter circumcisionem aut circumcisionis memoriam.“

[359]) Von den Steinen, Naturvölker Zentralbrasiliens, S. 192 f.

flüsse darin zu vermuten. Bei den Yaunde und Bali in Kamerun z. B. bewirkt der böse Blick auf die Genitalien Impotenz, weshalb der Penis bei ärztlichen Untersuchungen gern zwischen die Oberschenkel geborgen wird[360]. Die Hauptsache ist aber doch wiederum der aggressive Zauber, indem durch die Zerrung und Quetschung des Penis die Leistungsfähigkeit dieses besonders zauberkräftigen Gliedes gestärkt wird. Der Beweis dafür liegt darin, daß z. B. die Stämme des oberen Schingu außer den erwähnten Trumai die Vorhaut nur zeitweise unter die Hüftschnur klemmen und daß die Bewohner des Taui-Archipels nur im Kriege und beim Tanz die Eichel mit darüber gezogenem Praeputium in eine Muschel klemmen[361]), also gerade bei Verrichtungen, die besondere Zauberkraft erfordern. Auch den beim Sonnentanz der Mandan der Marterung unterworfenen Jünglingen und den vielen Tierdarstellern an diesem Feste wurde das Praeputium über die Eichel gebunden[362]). Bei den Kajan auf Borneo tragen entsprechend nur besonders tapfere Männer und Häuptlinge einen Ring aus den Schuppen des Schuppentieres um den Penis, während die Jünglinge, wie erwähnt, einen Stift quer in der Glans haben. Bisweilen lassen sich die Häuptlinge auch, gekreuzt mit dem ersten Kanal, einen zweiten durch die Glans bohren, statt des aufgestreiften Ringes[363]). Die direkte Parallele der Abschnürung der Vorhaut mit der Circumcision ist unmöglich zu verkennen.

Von praktischen Beweggründen in unserem Sinne muß man in allen diesen Fällen vollständig absehen. Alle diese an den Körperöffnungen angebrachten Zaubermittel bereiten nur Unannehmlichkeiten, ja Qualen und bringen zum Teil ersichtliche Nachteile, z. B. beim Sprechen, Lesen, Urinieren usw. Nur der Anus ist aus naheliegenden Gründen von solchen Zaubermitteln entblößt. Dort kann nur Tätowierung geduldet werden. Wie aber eine im modernen Sinne praktische Erwägung bei der Entstehung nicht vorhanden ist, so auch nicht das Schmuckbedürfnis, man müßte denn den Urmenschen, der keinen Begriff von Schmuck hat, als „Über-Stutzer" ansprechen wollen, als einen Menschen, der nur mit dem Gedanken umgeht, wie er sich schmücken könne, und schon alle Mittel dazu erschöpft hat. Nachdem er die Dinge aber einmal an sich hatte, mußten sie zu einem Schmuck, Stammesabzeichen u. dgl. m. werden.

Unter den die Sinne erregenden Zaubermitteln, die dadurch den Glauben an eine Erhöhung der Zauberkraft erwecken, sind Fasten, Schlafentziehung, Schwitzbäder und der Genuß narkotischer Mittel vor allem zu erwähnen.

Fasten und Schlafentziehung werden besonders bei der Pubertät angewendet, weil die dadurch hervorgerufenen Erregungszustände den Glauben an Erhöhung der Zauberkraft eingeben. So gewöhnlich sind diese Methoden zur Erlangung besonderer Fähigkeiten, daß die Tschiroki in einem Mythus erzählen, den Tieren und Pflanzen habe der Schöpfer aufgegeben sieben Nächte zu wachen, „gerade wie heute die jungen Leute fasten und wachen, wenn sie zu ihrer Medizin beten". Das setzten aber nur die Eule und der Panther und einige Bäume durch. Den beiden Tieren wurde deshalb die Gabe verliehen, im Dunkel zu sehen und umherzustreifen und auf die schlafenden Tiere Jagd zu machen. Die Bäume aber erhielten immergrünes Laub und besondere Eigenschaften als Zaubermedizin (to be greatest for medicine[364]).

Das Fasten ist auch besonders als Vorbereitung für jede Zauberei am Platze, wodurch das Gelingen gesichert wird. Man fastet bekanntlich vor Unternehmungen, vor Jagd- und Kriegszügen und vor allen zauberisch-religiösen Zeremonien. Bei allen Jagdausflügen fasteten z. B. die Tschiroki regelmäßig bis Sonnenuntergang[365]). Merkwürdig ist dabei, daß die Leute von der offenbar schädlichen Wirkung des Fastens und Wachens vor Unternehmungen nicht überzeugt worden sind. Mooney[366]) sagt z. B. sehr bezeichnend von dem in Nachahmung des Sonnenlaufes entstandenen zauberischen Ballspiel der Tschiroki: „Obwohl die Kämpfer auf beiden Seiten auserlesene Männer sind und jede Muskel aufs äußerste anstrengen, um zu gewinnen, so habe ich nach Anschauen einer Anzahl von Spielen den Eindruck, daß dieselbe Zahl athletischer, junger, weißer Männer mehr Kraft beim Spiel entfaltet hätten, vorausgesetzt, daß sie nach all dem vorhergehenden Fasten, den Blutungen und dem Verlust des Schlafes noch auf den Füßen stehen könnten." Ja, sogar irgend welche Ereignisse, mit denen man nichts zu tun hat, kann man durch Fasten nach seinem Willen lenken. Die Azteken und Tepehuana von Pueblo viejo in Tepic z. B. fasteten zwei Monate, damit Porfirio Diaz Präsident von Mexiko würde, und wandten auch sonst das Mittel an, um beliebte Beamte in ihrer Stellung zu erhalten[367]).

Man fastete ferner, wenn man einen Feind oder ein großes Wild erlegt hatte (vgl. Kap. IV), und vor allem bei der Totentrauer[368]). Diese drei Fälle gehören zusammen. Das Fasten ist hier wiederum der Gegenzauber gegen den Einfluß der toten Körper (vgl. Kap. IV).

Schwitzbäder und die Anwendung narkotischer oder sonst stark psychisch wirkender Mittel gehören zwar weniger zu den Pubertätszeremonien. Doch sind sie zu typische Mittel zur Erhöhung der Zauberkraft, als daß sie hier ganz mit Stillschweigen übergangen werden könnten. Das Schwitzbad haben wir bereits (Kap. V) in einer Erzählung der Navaho als Mittel, das Jagdwild aufzufinden, kennen gelernt. Die Gros Ventre, und zwar die alten Männer als besonders zauberkräftige Leute, nahmen vor Unternehmungen anderer, um ihnen den Erfolg zu sichern, ein Schwitzbad[369]), und noch der jüngste Arapahoforscher George A. Dorsey berichtet, daß keine wichtige Angelegenheit ohne Schwitzbad vorgenommen wird. Auch heißt bei ihnen die höchste Altersklasse sehr bezeichnend unter anderem „Schwitzhausgesellschaft". Daß solch ein Schwitzbad eine sehr zauberkräftige Wirkung hat, ist jetzt ebenfalls noch nicht ganz von ihnen vergessen: man will dadurch von früheren Sünden und bösen Wünschen gereinigt und vor allen Arten von Übeln geschützt werden usw.[370]).

Auf das Tabakrauchen als Mittel der Schamanen, sich zauberkräftig zu machen und auch durch den Rauch Wirkungen zu erzielen, auf das Rauchen der Nordamerikaner bei allen zauberisch-religiösen Zeremonien brauche ich hier wohl nicht einzugehen. Ich hoffe, daß heute kein Ethnologe existiert, der sich etwa die Entstehung

[360]) A. Plehn, Beobachtungen in Kamerun, Zeitschr. f. Ethnol., XXXVI, S. 720.
[361]) Thilenius, Ethnograph. Ergebnisse aus Melanesien, Halle 1902, II, S. 129 f.
[362]) Catlin, Okeepa, A Religious Ceremony, London 1867, S. 20 f.
[363]) Nieuwenhuis, a. a. O., S. 79.
[364]) Mooney, Myths of the Cherokee, 19th Ann. Rep. Bur. of. Ethnol., S. 240.
[365]) Mooney, Sacred formulas, a. a. O., S. 372.
[366]) Mooney, The Cherokee Ball Play, Amer. Anthropologist, III, S. 132.
[367]) Lumholtz, Unknown Mexico, I, S. 480.
[368]) Vgl. die Beispiele bei Wilken, Revue colon. intern., 1887, S. 348 ff.
[369]) Prinz von Wied, Reise, II, S. 228 f.
[370]) Dorsey, Arapaho Sun Dance, S. 25, 44, 49.

des Rauchens aus dem Vergnügen an einer Zigarre oder einem Pfeifchen erklärt[371]). Auch das Kauen von Betel, das Essen von Cocablättern, das Hikuli-Essen nordamerikanischer Stämme u. a. sei hier übergangen, ich will nur noch ein paar bezeichnende Beispiele von der Zauberwirkung alkoholhaltiger Getränke vorführen, die man ebenso wie geschlechtliche Tänze und Ausschweifungen gar nicht anders als im Lichte unserer Bordelle und Kneipen zu beurteilen versteht.

Wie sehr Trink- und Tanzfeste bei den Südamerikanern im Schwange sind, ist bekannt. Aber es ist schwierig, in Kürze — ohne den Geist und die Natur der ganzen Feste zu Hilfe zu nehmen — einen schlagenden Fall anzuführen, aus dem der Zweck des Trinkens, die Erhöhung der Zauberkraft, hervorgeht. Besonders deutlich tritt der Trinkzauber an den meist Fruchtbarkeit und Regen bezweckenden Festen der Tarahumara hervor, wo der Tanz und das Trinken des einheimischen Maisbieres (tesvino) die Hauptsachen sind. Vom Tanz wissen wir bereits, daß er bei ihnen das Zaubermittel par excellence in allen Lebenslagen ist, und daß sie profane Tänze überhaupt nicht haben (Kap. VI). „Durch Tanzen und mit tesvino drücken sie alle ihre Wünsche den Göttern gegenüber aus oder, wie ein Tarahumara mir sagte: »wir beten durch Tanz und die Kürbisschale«. . . . . Wenn sie betrunken sind, so denken sie besser an Gott Vater (Vater Sonne). Bei ihren Festen sitzen sie neben ihm und trinken mit ihm.“ Ebenso kommt der Gott Tuni zu den benachbarten Tepehuana jeden Monat einmal in die Medizinhütte, trinkt mit ihnen tesvino und sagt, er werde wiederkommen, wenn das Volk tesvino für ihn macht. Sobald er fort ist, erscheint Santa Maria Djáda (Mutter, der Mond), trinkt mit ihnen und sagt ihnen, sie möchten das ganze Jahr hindurch tesvino machen, damit ihr Vater nicht böse werden und die Welt nicht untergehen möchte[372]). Das will sagen, von jeher ist das Maisbier hier als förderlich für das Gelingen des Tanz- und anderen Zaubers angesehen worden. Später, als man immer mehr das Wachstum, den Regen usw. den wirkenden Naturobjekten, d. h. den Göttern, zutraute, wurden die Zauberpraktiken und das tesvino-Trinken gottesdienstliche Handlungen, wobei es durchaus sekundär ist, daß die Gottheiten auch gern trinken.

Die allgemeine Trunkenheit der Mexikaner — die kleinen Kinder nicht ausgenommen — an einigen Wachstumsfesten habe ich bereits (Kap. II) erwähnt. Deshalb wurden im gewöhnlichen Leben die höchsten Strafen, sogar die Todesstrafe, über Pulquetrinker verhängt. Selbst bei den meisten Festen war das Pulquetrinken, da der damit verbundene Zauber zu stark war, nur den über 70 Jahre alten Männern und Frauen erlaubt, wobei wir uns erinnern, daß gerade die alten Leute zugleich die zauberkräftigsten sind. Ferner hatten die Soldaten bei gewissen religiösen Gelegenheiten das Recht, Pulque zu trinken, da der Pulque augenscheinlich gerade für ihre zauberische Tüchtigkeit im Kampfe für unentbehrlich gehalten worden ist[373]).

Um gerade das letztere zu begreifen, möchte ich ein besonders treffendes Beispiel von den Abipon anführen. „Die Abiponer dünken sich niemals scharfsichtiger im Ratgeben und herzhafter im Kampfe, als wenn sie tüchtig berauscht sind . . . . Zu S. Ferdinand zogen wir gewisse Nachrichten ein, daß ein feindlicher Haufe von Tobas und Mokobiern wider uns in großen Tagreisen heranziehe und daß sie längstens in Zeit von zween Tagen bei uns sein würden. Erstaunt über diese Nachricht, aber nicht erschrocken, brachten sie die zween Tage mit Überlegen, Schwelgen und Jauchzen über den noch nicht erfochtenen Sieg zu. Nachdem sie die Pferde in die Verzäunung des Fleckens, um sie gleich bei der Hand zu haben, eingesperrt und ihr Gesicht nach ihrer Art schrecklich bemalet hatten, erwarteten sie, den Becher in der einen Hand und ein Bündel Pfeile in der anderen Hand, den Angriff ihrer zahlreichen Feinde. Am Sonntag Quinquagesima um drei Uhr nachmittags ließ sich ein Geschwader berittener Wilden von weitem sehen. Ungeachtet nun die Abiponer nach einem so langen Saufgelage weder ihrer Füße noch ihrer selbst mächtig waren, so griffen sie doch nach den Lanzen, schwangen sich durch Hilfe der Weiber auf ihre stets bereit gehaltenen Pferde und sprengten ohne Ordnung, auf dem ganzen Felde zerstreut, unter dem fürchterlichen Geheule ihrer Kriegspfeifen, mit verhängtem Zügel auf die heranziehenden Feinde, mit einem so glücklichen Erfolge, daß diese sogleich ihr Vorhaben, die Kolonie zu zerstören, aufgaben und in den nahen Wäldern Sicherheit suchten“[374]).

Dazu ist zu bemerken, daß, wie erwähnt, die Weiber und Knaben den berauschenden Honigtrank nicht genießen durften, und die Männer selbst ihn nie bei ihren Mahlzeiten, sondern nur bei Zusammenkünften tranken. Die Tapfersten sind auch immer zugleich die größten Säufer[375]), ähnlich wie hezeichnenderweise bei den Bororó der Zauberarzt wird, der die größten Quantitäten Palmweins vertilgt[376]).

Wie wir schon oft gesehen haben, sind dann auch berauschende Getränke ein Gegenzauber gegen die Einflüsse des Todes, woraus schließlich die Zechgelage zu Ehren des Toten werden. Das ist z. B. auch bei den Abipon der Fall[377]). Deutlicher ist die Sitte der Küsten-Arowaken, das Mandiokafeld des Verstorbenen nach der Reife der Wurzel zur Bereitung des Getränkes zu verwenden und sich am Anfang und während des Gelages mit Peitschenhieben die Waden zu zerfetzen, so daß ihre Heilung Monate erforderte[378]). Also ein doppelter Totenzauber.

X.

Versenkt man sich ohne Voreingenommenheit in die unendliche Fülle der Tatsachen, die von dem Zauberglauben der Menschheit übrig geblieben ist, und besieht sich die massenhaften Belegstücke dafür in den ethnologischen Museen, wo sie ganz gut die Hälfte aller Sammlungen einnehmen — so erscheint es unfaßbar, daß all dem nur eine verhältnismäßig untergeordnete Bedeutung für die Entwickelung der Menschheit zugewiesen worden ist. Nur aus dem eisenstarken Bann unserer modernen Anschauungen läßt es sich erklären, daß man mit den Schlagworten „Religion“, „Aberglaube“ und „Schmuckbedürfnis“ oder „künstlerischer Sinn“ ausgekommen ist. Auch wir haben Religion, Aberglauben und Kunst. Sie sind unabhängig voneinander, und ihre Wirkungen bei uns lassen sich übersehen. Folglich — so schloß man — ist das alles getrennt aus rudimentären Anfängen entstanden und hat früher eher geringere als stärkere Bedeutung für die Menschheit gehabt. Zu diesem Schluß gehört

[371]) Einiges Material gibt Joseph D. McGuire, Pipes and Smoking Customs of the American Aborigines, Rep. U. S. Nat. Mus. for 1897, S. 351 ff.

[372]) Lumholtz, Unknown Mexico, I., S. 332, 350, 432 ff.

[373]) Vgl. Preuß, Die Feuergötter, Mitteil. Anthrop. Ges. Wien, 1903, S. 209 f.

[374]) Dobrizhoffer, Gesch. d. Abiponer, II, S. 560 f.

[375]) A. a. O., S. 88 f., 186, 498.

[376]) von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, S. 345.

[377]) Dobrizhoffer, II, S. 365 f.

[378]) R. Schomburgk, Reisen in Britisch-Guiana, II, S. 457 f.

auch sofort der verhängnisvolle Irrtum, ursprünglich sei gar nichts davon vorhanden gewesen, da doch alle drei Errungenschaften nichts mit der Erhaltung der Gattung zu tun haben, und es habe eine Zeit gegeben, wo der Mensch in einem Zustande teils instinktiver, teils bewußt zweckmäßiger Handlungen gelebt habe. Durch den menschlichen „Trieb" bzw. seine geistigen Bedürfnisse sei dann allmählich das nicht direkt zum Leben Notwendige hinzugekommen. Der Aberglaube insbesondere habe sich immer an schon bestehende Errungenschaften angeschlossen, nie sie hervorgebracht.

Eine ganz andere Sprache führen die Tatsachen an sich. Der Trieb ist keine Eigenschaft der Lebewesen wie der Instinkt. Nur die Erscheinung kann mit dem Ausdruck Trieb bezeichnet werden, daß der Mensch und auch die Tiere tun, was sie andere, und zwar ihrer Gattung, tun sehen, und daß sie um so leichter zu solcher Nachahmung gelangen, je mehr ihre Vorfahren sich schon mit der betreffenden Handlung abgegeben haben. Der Inhalt der Nachahmung, das Nachgeahmte an sich, muß also vorher irgendwie entstanden sein und kann mit dem Ausdruck „Trieb" nicht erklärt werden. Die Wissenschaft vom Menschen hat daher nicht bloß Entwickelungen zu untersuchen, sondern muß auch feststellen, welches der Keim ist, aus dem die Pflanze Entwickelung emporgesproßt ist.

Nun ist das Tier durch seinen Instinkt davor bewahrt, Dinge in seinen Gesichtskreis zu ziehen, die nicht unmittelbar für die Erhaltung der Gattung in Betracht kommen. Das Signum des Menschen aber, die Hauptsache, die ihn in geistiger Beziehung vom Tier unterscheidet, ist die über den Instinkt hinausgehende Fürsorge für die Gattung. Sobald dieser Moment eintrat, sobald der Instinkt aufhörte, allein das Lebewesen, den werdenden Menschen zu leiten, mußte er eine unendliche Kette von Irrtümern begehen, die ihn nur deshalb nicht im Daseinskampfe vernichteten, weil das Wesentliche, der Instinkt und die Nachahmung des Bestehenden, blieb. Diese menschliche „Urdummheit", die C. Beck[379]) wegen ihrer scheinbaren Unvereinbarkeit mit der Darwinschen Theorie des Lebenskampfes nicht annehmen zu können glaubt, ist der Urgrund der Religion und Kunst. Denn beides geht ohne Sprung aus der Zauberei hervor, die ihrerseits die unmittelbare Folge der über den Instinkt hinausgehenden Lebensfürsorge ist.

Zauberei und zweckmäßige Handlungen mit realen Wirkungen in unserem Sinne gehen beim Urmenschen vollständig durcheinander. Selbst bei der geringsten Tätigkeit tritt der Zaubergedanke hinzu und bringt die für das Gelingen überflüssigen Handlungen hervor, aus denen Spiel, Tanz, Drama, Sprache, Gesang, Musik, figürliche Darstellungen und alle anderen Künste entstehen. Andere von diesen Handlungen aber bestehen als Kulthandlungen unter dem Protektorate der Götter weiter, die auch die Zauberhandlungen selbst als ihr Eigentum proklamieren. Daneben bleibt die menschliche Zauberei mit den alten Mitteln bestehen, geht aber in den Besitz der besonders dazu fähigen Personen über.

Götter sind zunächst wirkende Substanzen. Sie unterscheiden sich nur dadurch von der unendlichen Masse der wirkenden Substanzen, daß ihnen allmählich besondere Kräfte zuerkannt werden. Götter raffen also die Zauberwirkung vieler anderer Substanzen an sich. Sie entstehen nie sozusagen plötzlich aus dem Nichts. Es sind stets Naturobjekte in weiterem Sinn. Ihre Haupteigenschaft ist wie die jeder wirkenden Substanz die „Verwandlungsfähigkeit". Eine Geisterwelt, eine vierte Dimension, eine überirdische Welt existiert zunächst nicht. Ganz wie bei der gewöhnlichen Zauberei wirken die Substanzen in jeder Nachbildung und können durch diese beeinflußt werden. Sie wirken in jedem kleinen Teil und in jedem zur Gattung gehörenden Wesen. Die Substanz „Sonne" wirkt z. B. in jeder Nachbildung und in jedem Feuer und wird durch das Feuer beeinflußt, ebenso wie ein Mensch in seinem ihn — eventuell ganz unvollkommen — darstellenden Bilde oder Namen oder Kot usw. wirkt und durch alles drei in seinem Befinden beeinflußt wird. In dieser „Verwandlungsfähigkeit", wie ich das kurz nenne, besteht das Wesen der Götter und nicht in der nichtssagenden Eigenschaft als abstrakter Geist, was ein späteres Erzeugnis ist. Die Substanzen können ebensogut riesengroß wie winzig klein sein und in fremden Körpern wirken. Z. B. ist der Schmerz bei den Ilupa eine Substanz. Aus dieser ganzen Auffassung heraus entsteht die Seelensubstanz im lebenden Menschen und dementsprechend Substanzen in einzelnen Gliedern. Alle Substanzen werden von vornherein als Menschen oder Tiere aufgefaßt, die von Menschen dargestellt werden, um sie zu beeinflussen.

Mit der Erzeugung der Kunst, des Spieles, der Sprache und der Religion ist aber die Bedeutung des Zauberglaubens noch lange nicht erschöpft. Wollen wir z. B. die Entstehung der Kleidung, wollen wir soziale Verhältnisse und Errungenschaften, z. B. die Entstehung der Ehe, des Krieges, des Ackerbaues, der Viehzucht, feststellen, wollen wir irgend welche Studien über die Psyche der Naturvölker machen, immer müssen wir durch den Zauberglauben hindurch. Ein Zauberunkräftiger, ein Unreiner, z. B. hat einen bad body und erzielt keine Erfolge. Erfolgreich dagegen sind Primitive nur vermöge ihrer Zauberkraft und ihrer Zaubervorbereitungen und werden dadurch eo ipso die *χαλοὶ χἀγαθοί*. Eine andere Moral gibt es zunächst nicht. Ja selbst die technischen Fertigkeiten sind sicher nicht von dem Zauberglauben unbeeinflußt geblieben. Freilich alles das sind Zukunftsbilder, habe ich doch selbst mein engeres Thema nur flüchtig skizzieren und sogar das wichtige Kapitel über die Entstehung des Opfers (abgesehen von den Spezialfällen Kapitel I und VII) nicht mehr einfügen können.

Trotzdem möchte ich noch eins betonen, was sich allerdings von selbst versteht. Die in der Urzeit gegebene Grundlage wirkt oft bis heute fort. Nicht lediglich aus Neuschöpfungen, sondern aus Umwertungen bestehen die heutigen Gebräuche und Institutionen. Zahllose Generationen haben sich bemüht, neuen Wein in alte Gefäße zu gießen. Das ist für religiöse Gebräuche längst durch exakte Forschung erkannt. Noch mehr aber muß man in die Urzeit herabsteigen, noch weiter ihre Kreise ziehen. Deshalb ist es notwendig, daß besonders die Forscher, denen es vergönnt ist, von den heutigen Naturvölkern unmittelbar die Ernte heimzubringen, auf alle scheinbar unwesentlichen Einzelheiten des Zauberglaubens genau achten.

[379]) Die Nachahmung. Leipzig 1904, S. 142 f.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Der Reiseschriftsteller Balduin Möllhausen ist am 28. Mai in Berlin im Alter von mehr als 80 Jahren gestorben. Möllhausen, am 27. Januar 1825 in Bonn geboren, widmete sich zunächst der Landwirtschaft und ging mit 25 Jahren, von Wander- und Abenteuerlust getrieben, nach Nordamerika, wo er im „fernen Westen", der damals freilich noch sehr weit nach Osten reichte, unter den Omahaindianern sich längere Zeit aufhielt und den Mississippi hinunterfuhr. Er kehrte dann nach der Heimat zurück, doch war er bald wieder drüben. Hier hat er bis Ende der fünfziger Jahre zwei größere Reisen als Mitglied von Expeditionen der Smithsonian Institution ausgeführt, zeichnend, aufnehmend und das Land und seine Bewohner beobachtend. Viel unbekanntes Gebiet betrat sein Fuß in den Prärien, den Rocky Mountains, in Neumexiko, am Colorado, in Kalifornien. Seit 1860 lebte Möllhausen in Europa, und zwar zunächst in Potsdam, wo er schon vor seiner letzten Reise eine Kustosstelle an den Schloßbibliotheken erhalten hatte; dann, seit 1886, in Berlin. Möllhausen schrieb die noch heute sehr lesenswerten Werke „Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee", Leipzig 1858, zweite Auflage 1860 unter dem Titel „Wanderungen durch die Prärien und Wüsten des westlichen Nordamerika" (über die zweite Reise) und „Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas", 2 Bde., Leipzig 1861 (über die dritte Reise); ferner eine Unmenge Romane und Novellen, meist aus dem Leben in Amerika, hierin Gerstäcker gleichend. Noch bis in die letzte Zeit war Möllhausen schriftstellerisch tätig, und erst kurz vor seinem Tode erschien ein Bändchen „Bilder aus dem Naturleben", Berlin 1904.

— Aus Beobachtungen jungdiluvialer Terrassen, die bis zu 600 Fuß über Meereshöhe hinaufreichen, und aus dem Vorhandensein riesiger ebener Sandflächen suchen F. Kaunhoven und P. G. Krause im Jahrbuch der Königl. Preuß. Geol. Landesanstalt für 1903, Berlin 1904, das Vorhandensein eines gewaltigen Binnensees am Ende der Eiszeit in Ostpreußen zwischen dem zurückweichenden Eisrande im Norden und den Mittelgebirgshöhen im Süden nachzuweisen und dadurch das bisweilen versprengte Auftreten einzelner Geschiebearten außerhalb ihres sonstigen Verbreitungsgebietes zu erklären. Wahrscheinlich haben analoge Staubecken gleichzeitig mit dem ostpreußischen auch in anderen Gebieten des norddeutschen Flachlandes bestanden. H.

— Zur Erforschung Surinams. Für die Erforschung des bis vor wenig Jahren völlig unbekannten Innern von Holländisch-Guayana ist in jüngster Zeit manch Anerkennenswertes geschehen. Der Coppename- und der Saramacca-Expedition folgte im Juli 1903 die Gonini-Expedition, so genannt nach einem linken Zufluß des Maroni oder Lawa. Führer war der Oberleutnant A. Franssen Herderschee vom Niederländisch-indischen topographischen Dienst; außerdem nahmen teil der Unterleutnant zur See C. H. de Goege, der Arzt S. M. Versteeg und der Distriktskommissar H. van Breen. In die Kosten der Unternehmung teilte sich die Regierung mit der Niederländischen geographischen Gesellschaft und einigen anderen wissenschaftlichen Vereinigungen. Hauptaufgabe war die Aufnahme des Gonini, und diese ist auch gelöst worden. Der Gonini mündet oberhalb des bekannten Tapanahoni in den Lawa und besteht aus zwei Quellflüssen, Wilhelmina- und Emmafluß getauften Quellarmen, die etwa unter 3° 20′ nördl. Br. auf einer „Oranjegebirge" benannten Hügelkette entspringen. Außerdem hat die Expedition noch den Lawa und dessen Quellfluß Litani bis in die Nähe seines Ursprungs in den Tumuc-Humacbergen verfolgt und genau aufgenommen. Anfang Januar 1904 war die Expedition wieder an der Küste. Ein ausführlicher Bericht des Leiters, ausgestattet mit mehreren Abbildungen und einer detaillierten Karte in 1:500000, füllt 160 Seiten des ersten Heftes im laufenden Bande der „Tijdschrift van het K. Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap". Aus der Karte kann man ersehen, daß die Bodenkonfiguration im östlichen Innern von Surinam dieselbe ist wie weiter im Westen. Das Gelände ist sanft wellig und mit vereinzelten Kuppen und Bergzügen durchsetzt. Zu den letzteren gehört auch das erwähnte Oranjegebirge mit Spitzen von 340 bis 460 m absoluter Höhe. Etwas höher sind das Tumuc-Humacgebirge und seine Ausläufer, nämlich 600 bis 750 m. — Der Schilderung Herderschees schließt sich an ein kurzer Bericht de Goeges über seine astronomischen Arbeiten und eine Mitteilung van Panhuys' über die mitgebrachten Abdrücke von Ornamenten (Vogelfiguren) der Buschneger mit Abbildungen.

— Materialien zur Physiographie der Wigorschen Seen hat K. Kuljwez in Anutschins „Zemlevědĕnije" (Erdkunde), 1904, Heft 3, veröffentlicht. Unter den Wigorschen Seen ist der See Wigry nebst einer Anzahl kleinerer mit ihm verbundener Seen, deren jeder einen eigenen Namen hat, im russisch-polnischen Gouvernement Suwalki zu verstehen, 12 km südöstlich von der Stadt Suwalki. Der Verfasser hat sich in den Sommermonaten der Jahre 1901, 1902, 1903 mit der Erforschung der Seen beschäftigt und im Sommer 1904 auch Tiefenmessungen im südwestlichen Teile derselben vorgenommen.

Die Wigorschen Seen sind das größte Süßwasserbecken (4368 poln. Morgen = 25,16 qkm; nach Strjelbizkij 23,8 qkm) im Königreich Polen, dessen Seen bisher noch so gut wie gar nicht von limnologischen Forschungen berührt worden sind. Der Verfasser hat reiches Material gesammelt, bisher allerdings nur in bezug auf die Fauna und Flora der Seen, ihrer Inseln und Ufer. Bezüglich der Fauna begnügt er sich auch jetzt nur mit einigen Andeutungen unter Vorbehalt einer späteren Ausarbeitung des gesamten Materials.

Eingehender behandelt ist die Flora, die in ihren Zusammenstellungen sehr mannigfaltig ist infolge der reichen und sehr verschiedenartigen Gestaltung der Ufer; meistens sind sie hoch, mit Nadelholz bewachsen und geben malerische Landschaftsbilder, wie die beigegebenen 12 Textbilder beweisen. Auch der Charakter der Inseln wird erörtert; sie erweisen sich teils als primären, teils als sekundären Ursprungs; auch Neubildungen von Inseln in verschiedenen Stadien sind bemerkbar.

Die Messungen sind in geraden Linien vom Ufer zum gegenüberliegenden Ufer vorgenommen worden in Abständen von je 20 m (unmittelbar an den Ufern nur 10 m) voneinander. Diese Resultate sind für jeden See und jede Linie desselben im einzelnen in einer Tabelle zusammengestellt, die auch mit den entsprechenden Durchschnittssummen der Tiefen versehen ist. Von den beigegebenen drei Tafeln gibt die erste einen Plan der Wigorschen Seen überhaupt, die zweite einen solchen des vermessenen südwestlichen Teiles derselben mit Bezeichnung der gemessenen Linien und die dritte Tiefenprofile der Seen. Der Abschluß der Arbeit ist in einem neuen Artikel zu erwarten.

— A. E. Pratts Forschungen in Neuguinea. Vor einigen Monaten ist ein englischer Naturforscher oder Sammler namens A. E. Pratt aus Britisch-Neuguinea zurückgekehrt, wo er besonders im Bereich der Oven Stanleykette zwei Jahre lang tätig gewesen ist und namentlich Schmetterlinge und Vögel gesammelt hat. Eine Skizze seiner Beobachtungen über die Eingeborenen findet sich im „Wide World Magazine" für April 1905. Vor kurzem hat er sich mit seinen zwei Söhnen von neuem nach Neuguinea begeben, und zwar diesmal nach dem niederländischen Teil, den er durchkreuzen und wo er die Karl Ludwigkette ersteigen will. Sein Zweck sind wieder in der Hauptsache naturhistorische Sammlungen, doch darf man auch auf geographische Resultate rechnen — vorausgesetzt, daß Pratts großer Plan überhaupt gelingt. Der niederländischen Expedition unter Meyjes und de Rochemont war es bekanntlich nicht möglich, die Karl Ludwigkette zu erreichen (vgl. Globus, Bd. 87, S. 275).

— Prof. C. Schmidt hat einen akademischen Vortrag über geologische Reiseskizzen und Universalhypothesen im Druck erscheinen lassen (Basel bei B. Schwabe), den er im Jahre 1904 in Basel gehalten hat. Er bietet eine interessante Plauderei über die Arbeit des Geologen im Feld und zu Hause und wirft im zweiten Teil Streiflichter auf die Wichtigkeit des Eindringens in die neptunischen und plutonischen Vorgänge für die Erdgeschichte, auf juvenile und vadose Wasser und ihren Zusammenhang mit den Erzgängen, auf Erdbeben, Bau und Entstehung der Gebirge usw. Der flüssig geschriebene Vortrag ist geschmückt mit zwei Bildern von Wasserdurchbrüchen im Simplontunnel nach photographischen Originalaufnahmen. Gr.

Verantwortl. Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07999 9937



